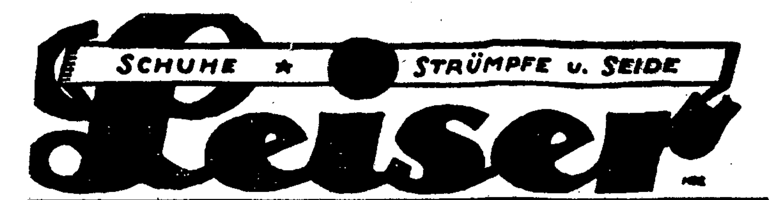
DAS TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

Berlin 1925
6. Jahrgang
1. Halbjahr





*STEFAN GROSSMANN*HERAUSGEBER*
ERSCHEINT JEDEN SONNABEND
JAHRGANG VI HEFT 1

DAS TAGEBUCH

geleitet von

Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

BERLIN, 3. Januar 1925

INHALT:

Einzelverkaufspreis 50 Goldpfennige

Kr. 5000,— **Kc. 3,—**

TAGEBUCHVERLAG M·B·H



DAS TAGE-BUCH

GELEITET VON

STEFAN GROSSMANN UND LEOPOLD SCHWARZSCHILD

INHALTS-VERZEICHNIS

6. Jahrgang / 1. Halbjahr

1925

POLITIK, GESCHICHTE, WIRTSCHAFT:

KUNST, LITERATUR, PHILOSOPHIE, WISSENSCHAFT:

FILM:

TISCH MIT BÜCHERN:

BRIEFE, BETRACHTUNGEN, ERINNERUNGEN:

DICHTUNGEN, SATIREN, APHORISMEN:

GLOSSEN:

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Januarwoche

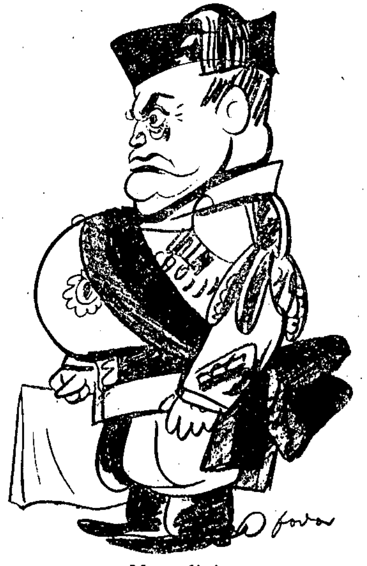
Soll man den wenigen Deutschen, die politisch denken, einen Neujahrswunsch zurufen, so kann es nur der eine sein: Daß Stresemann endlich und für immer verschwände! Wir wollen nicht von seinem schielenden Wesen, von seiner glatten Doppelzüngigkeit reden. Das Unmoralische versteht sich ja in der Politik von selbst. Nicht einmal von seiner intriganten Natur, die ihn bei seinen nächsten politischen Freunden so herzlich verhaßt macht, soll hier gesprochen werden. Wir wollen, da der Stoff gegen Stresemann sich ja allwöchentlich erneuert, nur von den Ereignissen der letzten Tage sprechen, von der Räumung Kölns. Im Auswärtigen Amt weiß jeder Legationssekretär, wie viel in dieser Frage unterlassen wurde. Stresemann, im Amt ein Fremdling, weil ihn Parteigeschäfte, Konspirationen und Agitationen von der regelmäßigen Arbeit als Außenminister fernhalten, hätte die Entscheidung der Alliierten schon vor vielen Wochen voraussehen und durch rechtzeitige vorbeugende Arbeit, im besonderen in Washington und auch in London, das Bitterste vielleicht verhindern können. Vielleicht nicht? Es ist nur Stresemanns Unterlassung festzustellen, man kann nicht sagen, wie seine Aktivität gewirkt hätte. Aber auch die, leider nicht abzuleugnende, Schwenkung Herriots ins Poincaristische wäre wahrscheinlich zu verhindern gewesen, wenn Stresemann schon vom politischen Theater verschwunden wäre. Herriots Mehrheit in der Kammer stürzt sogleich zusammen, wenn die französischen Sozialdemokraten ihm die Gefolgschaft versagen. Der Auslandsminister hätte bemerken müssen, daß die Spannung zwischen Léon Blum, dem Führer der französischen Sozialisten, und Herriot in den letzten Wochen sich verschärft hat. Schon bei der Beratung der Amnestiegesetze ist Herriot hart am Bruche mit den Sozialdemokraten vorbeigesegelt. Versteht sich, daß Herriot, der ja nie ein großer Führer, sondern immer nur ein braver, geschickter Mittelstandspolitiker gewesen, angesichts des möglichen Verlustes auf der Linken, sanfte Anlehnung an der rechten Mitte gesucht hat. Die Ergebnislosigkeit der deutschen Wahlen, der Geheimpakt, den Stresemann mit Tirpitz geschlossen, Stresemanns Schrei nach dem deutschnationalen Kinde, die Kampagne gegen die Republik, will sagen gegen ihren Präsidenten, der zähe Wille Stresemanns, ohne d. h. gegen die deutsche Sozialdemokratie zu regieren, all das hat

in Frankreich poincaristisch gewirkt. In dieser Situation gab es nur einen Ausweg: Man mußte die Macht der französischen Sozialisten auf Herriot zu stützen versuchen, man mußte für sie beweisen, daß Deutschland keine schielende, sondern republikanisch-unmilitaristische Politik treiben wolle. Wäre Herr Stresemann nicht im Grunde doch nur ein kleiner zweideutiger Volksparteiler, so hätte er jetzt Herrn Doktor Breitscheid als Staatssekretär ins Auswärtige Amt berufen müssen. Alle Rüstungsmärchen, die in Paris geglaubt werden, wären zusammengeschrumpft vor der Wirkung dieser Ernennung, und die Abreise von Maltzahns hätte Stresemann die natürlichste Gelegenheit zur Berufung Breitscheids gegeben. Wahrhaftig, Köln ist eine Messe, einen Breitscheid wert. Der Effekt wäre natürlich noch viel größer gewesen, wenn Stresemann jetzt, als wahrhafter Patriot, Harikiri gemacht und seinen Platz einfach Breitscheid überlassen hätte. Die Angst vor einem heimlich militaristischen Kabinett Tirpitz-Westarp-Stresemann hat Herriot unzweifelhaft nach rechts getrieben. Ein Kabinett Marx-Breitscheid-Raumer hätte Herriot die feste Unterstützung Léon Blums und damit seine eigene alte innere Festigkeit zurückgebracht! . . . . Man sieht, wie teuer wir die zersetzende Existenz Stresemanns bezahlen. Deutschland würde leichter atmen, wenn Stresemann sich wieder in die heimatlichen Gefilde des stillen Flaschenbierhandels zurückbegäbe . . . .

Als im Krieg die abscheulichsten Märchen über die „Kadaververwertung“ der Deutschen durch die Northcliffe-Presse der ganzen Welt liefen, da schämten wir uns für die Gemeinheiten der Andern und wußten, wir Deutsche sind besser als unsere Legende. Jetzt gehen wieder Erzählungen über Verwertung von Leichen in Deutschland durch die internationale Presse. Aber was sollen wir jetzt anfangen? Diesmal sind es die Schrecklichkeiten in Hannover und Münsterberg, die gekochten Leichenteile der Opfer der Haarmann und Denke, welche durch die amerikanische, englische, französische Presse laufen. Ach, kein Hosenträger, den der fromme Mörder Denke aus Menschenhaut geschnitten, wird uns geschenkt. Dem Deutschen fehlt die Lust und die Fähigkeit, sich im ausländischen Spiegel anzuschauen. Aber man kann, ohne Uebertreibung, feststellen, daß wenig Ereignisse die deutsche Reputation so gründlich gespalten haben wie die Schreckenstaten der Haarmänner. (Ach, das ist schon ein Plural!) Der deutsche Bürger mag mit Recht erwidern: Lustmörder gibt es überall. Aber hier ist nicht der Mord das Entsetzliche, sondern das stille Handwerk nach dem Morde. Warum die Augen vor den Untiefen der eigenen Nation verschließen? Gewiß, Haarmann und Denke sind gräßliche Einzelfälle. Wer z. B. Gorkis Schilderung der naiven Grausamkeiten russischer Bauern kennt, weiß, daß wir Deutsche wahrhaftig nicht das grausamste Volk der Erde sind. Aber wir

scheinen es! Und warum scheinen wir es? Weil wir als Volk viel zu phlegmatisch auf die Ereignisse reagierten. Nirgendwo in der Welt begreift man es, daß der Polizeipräsident von Hannover im Amt belassen wurde, obwohl der Prozeß unzweifelhaft schwere Vergehen hannoverscher Polizeibeamter erwiesen hat. Weder in Amerika noch in Frankreich kann man die Milde gegen einen Polizeichef verstehen, der für sein Ressort verantwortlich ist. Nicht allein die Untaten der Haarmänner schaffen uns eine furchtbare Legende, mehr noch die unbegreifliche Stumpfheit, mit der diese Gräßlichkeiten in Deutschland aufgenommen wurden. Ist doch bis heute nicht einmal das einfache Disziplinarverfahren gegen die Beamten, welche die Anzeigen gegen Haarmann unter den Tisch fallen ließen, zum Abschluß gebracht worden! Trifft dieser Vorwurf entsetzlicher Stumpfheit nicht jeden von uns? Nie hätte Haarmann fünfzig Jünglinge totbeißen können, wenn nicht auf dem Bahnhof zu Hannover allnächtlich ein paar junge Leute gesessen hätten — ohne Bett, ohne Logis, ohne Heim. Nie hätte Denke in Münsterberg seine Mordserie vollenden können, wenn nicht wandernde, heimlose Handwerksburschen nachts an seine Tür geklopft hätten. Dies alles sind, Mitbürger, nicht bloß Fragen der Bestialität einzelner Irrer, es sind gleichzeitig, knapp gesagt, Wohnungsfragen. Ein Volk von Industriearbeitern läßt nicht ungestraft zehn Jahre lang seinen Wohnungsbau im Stich.

Wie lange ist's her, daß Stresemann „Das letzte parlamentarische Kabinett" in Deutschland ankündigte? Die Welt lag damals im Diktatorenfieber. Hitler lebte dazumal noch, Horthys Heerscharen beschäftigten sich mit Judenschlachten, und Mussolini — ja, Mussolini war damals noch Faszist. Inzwischen ist auch aus seinem riesigen Schädel der Diktatorenrausch gewichen, Mussolini hat, größer als seine Imitatoren, den Mut gefunden, sein Selbst von gestern zu verleugnen. Die Wahlreform, die er jetzt vorschlägt, bedeutet Italiens Rückkehr zum parlamentarischen System. Es ist die kühnste Tat Mussolinis. Welcher von den geschwätzigen Schmussolinis besäße diese schöne Freiheit, sich selbst zu dementieren?



Mussolini

Im Hitler-Prozeß warf Ludendorff seinem Widerpart Lossow zornbebend die Worte ins Gesicht: „Ueber den Ehrenwort-Bruch der Herren Kahr, Lossow und Seisser wird nicht hier, sondern vor dem Ehrengericht der Spruch gefällt werden."

Inzwischen hat Ludendorff Ruprecht selbst vor ein Ehrengericht gefordert, und die bayerischen Generäle wieder haben ihn zum Objekt eines solchen Verfahrens gemacht. Aus andern Teilen Deutschlands wurden dagegen in den letzten Monaten Nachrichten laut, daß nationalistisch-monarchistische Kliquen republikanische Beamte mit Ehrenverfahren bedrohten. So geht also wieder ein Spuk um, an den man kaum mehr glauben wollte, — die Ehrengerichte.

Gewiß, die persönliche und die Standesehre des Offiziers im alten Militär- und Obrigkeitsstaat war menschlich keineswegs der dunkelste Punkt des alten Regimes. Sie war als Erbstück der bedingungslosen Gefolgschaft und der Treue bis in den Tod, wie sie zwischen Fürst und Vasall, zwischen dem Ritter und seinen Mannen bestand in Form eines unsichtbaren, unzerreißbaren Bandes, aus dem Mittelalter und der Zeit des Absolutismus in die kaiserliche Armee gekommen. Diese Offiziersehre und dieses Offiziers-Ehrengericht wurden von der Masse des deutschen Offizierskorps bitter ernst genommen, und jeder, der gegen die Standesgesetze verstieß oder gar mit dem bürgerlichen oder Strafrecht in Konflikt kam, wurde unerbittlich ausgestoßen und verfemt.

Jede Armee wird durch eine gesteigerte Berufsehre ihrer Soldaten, durch die Brandmarkung der Feigheit und der Ehrlosigkeit über die allgemeinen Strafgesetze hinaus nur profitieren können — wenn die „Soldatenehre" oder die Berufsehre nicht zur klassenmäßigen „Standesehre" degradiert wird. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn der Berufsverband der Aerzte, der Anwälte, der Journalisten und der Kaufleute einen dicken Strich zieht zwischen der Masse seiner verantwortungsbewußten Mitglieder und dem Schieber, der zwar die Klippen des Strafrechts gewandt zu umschiffen vermag, trotz alledem aber in den Augen seiner Berufsgenossen ein Schädling ist.

Dem Ehrengericht des deutschen Offizierskorps, der studentischen Korporationen und des Reserve-Offizierskorps aber haftete der Geruch des Standesdünkels und der gewollten klassenmäßigen Scheidung an, der diese Institution mit ihrer Zweiteilung in „satisfaktionsfähige" und „nicht satisfaktionsfähige" Menschen, mit Ehrenkodex und Zweikampf, zur fragwürdigsten Erscheinung des modernen Rechtsstaates machte. Bekanntlich begannen ja bereits das Zentrum und die ihm nahe stehenden „katholischen Verbindungen" schon unter Wilhelm II. dagegen Front zu machen.

Die Folge dieser Zentrums-Revolte war die „Allerhöchste Kabinetts-Ordre vom 1. Januar 1897, die Ehrengerichte der Offiziere betreffend“, die mit den Worten beginnt: „Ich will, daß Zweikämpfen der Offiziere mehr als bisher vorgebeugt wird. — Der Offizier muß es als Unrecht erkennen, die Ehre eines anderen anzutasten“.

Wie viel kostbare Zeit in den „Ehrenräten“ der Offizierskorps, der Burschenschaften und der studentischen Korps mit ganz erbärmlichen Lappalien vertrödelt wurde, davon kann sich ein Außenstehender kaum einen Begriff machen. Mir fällt eben ein Ehrengericht aus meiner Leutnantszeit ein, das mich in manchen Punkten an den Fall Zeigner erinnert. Einer von uns, ein frischer, lebensfroher Oberleutnant, hatte ein Verhältnis mit einer jungen Frau. Kein Mensch weiß und kümmert sich darum, ein paar alte Klatschbasen ausgenommen. Er will los von ihr, weil ihm die Sache zu langweilig geworden ist und weil die Frau sich immer mehr als hysterisch überspannt entpuppt. Sie aber läßt nicht locker und behelligt ihn in der Wohnung und auf der Straße. Schließlich soll sie ihm irgendwo in der Stadt einen Schlag mit der Hand oder dem Schirm gegeben haben. Zwei alte Tanten haben es gesehen.

Und nun setzt eine wochen- und monatelange hochnotpeinliche Untersuchung ein mit Dienstenthebung und allem Drum und Dran. Der arme Mann wird gemieden wie die Pest, er wird geplagt mit Kreuzverhören und Durchsuchungen, er wird von dem Ehrenrat seziert und gefoltert, und schließlich bleibt nichts anderes übrig als eine bedauerliche Schwäche gegenüber der Frau, die er nicht von sich abgeschüttelt hatte, um den Skandal zu vermeiden. Ein Rüffel durch den Kommandeur und die Sache wäre erledigt gewesen.

Jetzt aber geht es erst los! Ein bis zwei Monate berät und verhandelt der „Ehrenrat“. Er arbeitet sein „Gutachten“ aus, der Regiments-Kommandeur entwirft seine „Beurteilung“; dann geht die Sache an den Divisions-Kommandeur. Der ordnet nach mehrwöchentlicher Prüfung die Einleitung des ehrengerichtlichen Verfahrens an. Die Dienstenthebung wird bestätigt. Nun beginnen die „protokollarischen Vernehmungen“, schließlich reift die Affäre zur „Spruchsitzung“.

Der Ehrenrat beantragt „schlichten Abschied“. Wir Jungen reißen die Augen auf und halten den Atem an: Schlichten Abschied, Ausstoßung aus dem Beruf mit Schimpf und Schande —! Die Aussprache setzt ein und die Geister platzen aufeinander — die Jungen und die Alten, die Leutnants und die Kommandeure. Und das „Mittelalter“, die Oberleutnants und Hauptleute, schielen vorsichtig nach dem menschlichen Temperament der Jungen und nach dem stoischen Pathos der Alten und überlegen den möglichen Einfluß ihres offen abzugebenden Votums auf das Avancement.

Der jüngste Leutnant tritt vor, wie es der Ehrenkodex verlangt

— und spricht laut und mutig sein „Nein". Wir folgen ihm nach dem Alter, und bis kurz vor dem Hauptmann hält die Kette der menschlich Denkenden stand; da zerreißt sie, und das „Ja" selbstgerechter Kapitäne tritt ein Menschenschicksal in den Staub.

Der Krieg hat das einfältige Urteil annulliert, und der wegen persönlicher Feigheit gebrandmarkte Offizier war einer der Tapfersten des Regiments.

So wurden Stunden, Tage, Wochen und Monate vertrödelt mit Ehrenrats- und Spruchsitzungen zur Aufrechterhaltung der „Integrität" des Offizierskorps. Hat man mit diesem Verfahren aber auch die wirklichen Schädlinge erfassen können, die leichtsinnigen Spieler, die giftigen, ehrabschneiderischen Mäuler, die skrupellosen Ehe-Piraten und Mädchen-Verführer? Nein und abermals nein! Wir waren alle keine Heiligen, aber die Disziplinargerichtsbarkeit hätte völlig genügt, um die Jungen in Schranken zu halten und gegen unsaubere Elemente jeden Alters der Boykott.

So war es in der alten Armee. In der Republik aber haben Ehrengerichte und Zweikämpfe nichts mehr zu suchen.

Wenn der angeblich „unpolitische" „Deutsche Offiziersbund" und der „deutsch-völkische" „Nationalverband deutscher Offiziere" sich Ehrengerichte zulegen, dann ist dies ihr Privatvergnügen. Die Republik muß es sich jedoch verbitten, daß mit der persönlichen Aechtung von Trägern der staatlichen Exekutive durch jene Gebilde in einem öffentlichen Gerichtsverfahren gedroht wird und daß auf dem Boden der deutschen Rechtseinheit strafrechtliche Verfehlungen von Mitgliedern dieser Offiziersbünde dem ordentlichen Rechtsweg entzogen werden. Im übrigen bestehen die besten Aussichten, daß die Offiziersbünde und Kampfverbände der verschiedenen Kategorien sich samt ihren Ehren-Kodizes, gezogenen und glatten Pistolen mit der Zeit selbst erledigen. Denn die Nachkommen des Geschlechts von Jena und Auerstädt, die Ludendorff, Erhardt, Roßbach und Konsorten steuern nicht in den Hafen der nationalen Erneuerung, sondern auf die Sandbänke der inneren Hohlheit und des Größenwahns. Und sie verdienen es nicht anders.

Scharnhorst, der Mann, der aus der zerschlagenen friderizianischen Militärdespotie das Volksheer der Befreiungskriege schuf, hat am Tag der Schlacht von Jena, als alles verloren war, eine Muskete ergriffen und als Musketier sich der letzten Arrieregarde angeschlossen, um den Rückzug der geschlagenen Armee zu decken. Kein preußischer General, kein Kaiser, kein Kronprinz fand sich, der im November 1918 gehandelt hätte wie Scharnhorst bei Jena getan!

Die Geschichte hat ihr Urteil gefällt: Scharnhorst durfte den großen Befreiungskrieg vorbereiten, Ludendorff aber ist auf ewig verknüpft mit dem größten militärischen Zusammenbruch der Weltgeschichte.

König Otto

Seit drei Jahren schwebt in Ungarn gegen die Legitimisten, die ihren angestammten König wieder ins Land bringen und in seine verbrieften Rechte einsetzen wollten, ein Prozeß wegen Hochverrats. Nun geruhte Horthy, der Gouverneur dieses Königreiches ohne König, diesen Prozeß mit einem Gnadenakt aus der Welt zu schaffen. Horthy war dabei gut beraten. Denn sonst hätte man das einzigartige Schauspiel erlebt, daß die ungarischen Gerichte gezwungen wären, die treuesten Untertanen des Königs im Namen desselben Königs zu verurteilen.

Die Legitimisten, die ihre größte Sorge losgeworden, können nun wieder ihre Treue und Loyalität in jeder Art beweisen. Jeden Abend trinken sie in einer kleinen Kneipe zu Ehren Seiner Majestät des zwölfjährigen Otto II. ihren Abendschoppen. Da kam ihnen eines Abends, vom Wein erleuchtet, die prächtige Idee, ihre Loyalität billig und doch effektvoll zu beweisen. Sie ließen ein Glas, eingraviert mit dem Namenszug Otto II. anfertigen und erlaubten sich in ihrer ganz ergebenen Untertanentreue dieses Glas Seiner Majestät zukommen zu lassen. Der königliche Dank blieb auch nicht aus.

Postwendend kam aus dem fernen Spanien ein Brief des Oberhofmeisters, in welchem er ihnen mitteilte, daß Seine Majestät huldvoll geruhte als unerschütterlichen Beweis der Treue und Ergebenheit seiner Untertanen, dieses Glas entgegenzunehmen. Seine Majestät weihte gestern dieses Glas ein; er trank Milchkaffee daraus.

Die Duellsucht

General Negy, der Oberkommandierende der ungarischen Armee, erließ einen Reservatbefehl. Wir leben aber in Ungarn. Da kann es geschehen, daß so ein Geheimbefehl streng geheim in allen Zeitungen veröffentlicht und wochenlang besprochen wird.

In diesem Befehl wurde allen Offizieren der gesellschaftliche Verkehr mit zwei ihrer Kameraden in der Reserve verboten, weil sie, wie es hieß, die ungarische Armee beleidigt hätten.

Nichts natürlicher, als daß in Ungarn, diesem klassischen Land der Duelle, wo jeder Tag mindestens zwei Ehrenhändel bringt, die zuweilen nicht nur auf dem Papier ausgetragen werden, dieser Befehl wie eine Bombe einschlug. Die Zivilisten wendeten sich boshafterweise in jeder Ehrenangelegenheit, die sie mit irgendeinem Offiziere hatten, zur Austragung dieser Affäre an die zwei vom Militär verfemten Herren. Da nun die Offiziere mit ihren zwei auf höheren Befehl boykottierten Kameraden nicht verkehren durften, war der Grund zu neuen Duellen gegeben. In ganz kurzer Zeit wurde die Rekordsumme von einhundertsiebenundvierzig Ehrenangelegenheiten erreicht!

Dieser Erfolg erschreckte auch den General Negy. Schnell entschlossen zog er seinen geheimen Reservatbefehl zurück.

Rassenschutz

Und die Juden kamen doch nicht trockenen Fußes durch das Rote Meer . . . Warum sind sie nicht alle ersoffen? Wieviel Arbeit hätten sie der Nachwelt erspart und was hätten die armen ungarischen Rassenschützler ohne die Juden getan.

Die löbliche ungarische Filmzensur duldet aber eine solche Schmach nicht. Warum sollte das Rote Meer gerade vor den Juden zurückgewichen sein? Der neue Film — „Die Sklavenkönigin", — den auch die Berliner kennen, hat es der ungarischen Filmzensur angetan.

Es ist doch unerhört: Während die verfolgenden Soldaten des Pharao von den zusammenschlagenden Wellen verschlungen wurden, sind die frechen Juden trockenen Fußes ruhig hinübergekommen.

Die Zensur erklärte, wie es in den ungarischen Blättern ganz ernsthaft zu lesen ist, daß der Film in dieser Fassung jüdischen Rassenschutz verfolgt!

Und so wurden aus den Juden — Sklaven und wahrscheinlich, weil sie doch nur Sklaven waren, ist es ihnen eher gelungen, trockenen Fußes durch das Rote Meer zu kommen.

*

Ort der Handlung: Kleine Provinzstadt. Militärgerichtssaal.

Personen: Vorsitzender und übrige Staffage.

Angeklagt: Zwei starke, kräftige Soldaten.

Zeuge: Ein achtzehnjähriger, schmächtiger Judenjunge.

Beschuldigung: Verschiedene Diebstähle, einige eingeschlagene Judenköpfe und gerechter Ausgleich; einige eingehauene christliche Fensterscheiben.

Tatbestand: Zwei wehrlose, bloß mit Gewehr und Bajonett bewaffnete Soldaten gehen friedlich spazieren. Der obenerwähnte Zeuge kommt ihnen stark bewaffnet entgegen, er trägt nämlich einen ganzen Boxer in der Tasche. Nur natürlich, daß die beiden Soldaten, eingedenk ihrer Schwäche, wenigstens durch Schimpfworte ihr Herz zu erleichtern suchen. Doch da geschieht das Unglaubliche. Das Judenjüngelchen, wohl ausgerüstet mit dem Boxer, greift die beiden an und verprügelt die Soldaten derart, daß es ihm nur mit Mühe gelingt, sich mit blutendem Kopf zu einem Freund zu retten.

Wenigstens ist dieses das Bild, das der Vorsitzende gibt.

Vorsitzender zum Zeugen: Also, wenn zwei Soldaten Ihnen begegnen und „stinkiger Jud" rufen, genügt das Ihnen, um gleich beleidigt zu sein?

STIMME AUS DEN GEFÄNGNISSEN

Ich habe vor kurzem nahezu fünf Monate Gefängnis in einer mittleren Strafanstalt Deutschlands verbüßt. Dabei habe ich eine Reihe von Beobachtungen gemacht, deren Mitteilung vielleicht nicht allein von dem Gesichtspunkt aus, daß jeder jeden Tag in Untersuchungshaft oder Strafhaft geraten kann, interessant erscheint. (Für Heuchler, die sich diese Gefahr leugnen, schreibe ich nicht.) Ich fühle mich ein wenig wie ein Reisender, der aus einem unbekannten Weltteil zurückgekehrt ist. Ich bin dort gewesen, wo die Seele seltsame Veränderungen erleidet oder, nach längerer Haft, schon erlitten hat, jene Veränderungen eben, die dem „Gebildeten" den „Gewohnheitsverbrecher" unverständlich machen. Den Verbrecher, der stiehlt, wie ein anderer arbeitet, ohne Erregung, selbstverständlich, wird man in der Literatur nicht finden. Er ist noch nicht entdeckt. Die Frage, ob er geworden ist oder von je so war, ist noch unentschieden.

Das Publikum beschäftigt sich kaum mit dieser Frage, es überläßt sie den Fachgelehrten: den Juristen und allenfalls noch den Psychiatern. Der Theologe, der sie auch für sein Arbeitsgebiet hält, geht von der sentimentalen Seite an die Sache heran, er spricht vom „Standpunkt des Lebens", das „gerettet" werden muß. In seiner Ahnungslosigkeit für Seelisches wird er nie verstehen, daß solche Rettung unmöglich ist: psychische Veränderungen lassen sich nicht rückgängig machen, wie auf physischem Gebiete kein Arzt einem Arm, den ein Zahngetriebe verkrüppelte, seinen früheren Zustand zurückgeben kann. Man soll Schutzvorrichtungen am Getriebe anbringen, da liegt es.

Ich bemerke noch, daß sich meine Beobachtungen und Angaben auf eine Strafanstalt mit einer Belegungsfähigkeit von etwa 130 Mann beziehen, in der im allgemeinen nur Strafen bis zu einem Jahr vollstreckt wurden. Straf-, Haft- und Untersuchungsgefangene waren nicht in von einander abgeschlossenen Abteilungen untergebracht.

I.

Der Untersuchungsgefangene ist ein Gefangener, dessen Schuld erst bewiesen werden soll, bis zum Termin noch zweifelhaft ist. Die Haft soll ihn an der Flucht, an einer Verdunkelung des Tatbestandes hindern. Man sollte danach annehmen, daß solch, in der Gefängnissprache kürzer gesagt, Untersucher, außer der Beschränkung seiner Freiheit jedes nur mögliche Entgegenkommen findet, denn seine Haft ist ja immerhin möglicherweise unverdient.

Ich beweise: dem Untersucher geht es schlechter als dem Strafgefangenen!

Der Untersucher liegt fast stets auf Einzelzelle. Er sitzt Monate und Monate allein, mit keinem Menschen kann er ein Wort wechseln. Früh morgens wird er aus seiner Zelle gelassen und darf eine halbe Stunde in streng vorgeschriebenem Abstande von Vor-

und Hintermann im Freihof spazieren gehen. Zwei Beamte passen dabei scharf auf, daß nicht ein Wort gewechselt wird. Wagt es jemand, wird er abgeführt und streng bestraft. Will der Untersucher arbeiten, so kann er auf seiner Zelle Taue mit den Fingern zu Werg zerzupfen, die tötendste, langweiligste Arbeit, die es gibt. Darf der Untersucher rauchen? Jawohl, Erlaubnis kann ihm erteilt werden, ich habe aber nur in zwei Fällen erlebt, daß sie erteilt wurde. Wenn er Geld hat, darf er sich Lebensmittel besorgen lassen, aber welche Schwierigkeiten werden ihm dabei bereitet! Wie oft muß er erinnern, wie lange warten! Vor allem aber: Männer, von denen sich doch mancher unschuldig glaubt, müssen um jede Kleinigkeiten bitten, bitten, bitten, die ihnen ohne weiteres gewährt werden müßte.

Der Strafgefangene ist dagegen den ganzen Tag mit seinen Gefährten zusammen, er arbeitet draußen in der frischen Luft auf dem Holzhof, in Gärtnereien, auf Gütern, er schwatzt mit den andern, er sieht die Welt: Bäume, Straßen, Menschen. Der Untersucher hat die vier weißen Zellenwände und die blinde Scheibe seines Fensters, er hört das Schlüsselbund klappern, das ist seine Welt. Der Strafgefangene raucht fast täglich, auf den Gütern bekommt er reichlichere Kost, in der Anstalt häufig Zusatzportionen. Der Untersucher kann hungern.

Wenn die Untersuchung wenigstens schnell ginge, beschleunigt würde! Aber dieses endlose Verschleppen gehört zu den größten Unbegreiflichkeiten und Grausamkeiten, die denkbar sind. Es vergehen Wochen und Wochen von einer Vernehmung zur andern, Monate geschieht nichts, der Gefangene muß warten. Nur warten. Ich weiß schon: sicher geschehen unterdes ungeheure Dinge mit den Akten, sie werden von Prenzlau nach Potsdam geschickt. Eine kommissarische Vernehmung. Frist bis da und da. Frist überschritten. Anmahnen. Der Gefangene wartet.

Der Strafgefangene weiß, den und den Tag werde ich frei sein, der Untersuchungsgefangene grübelt: wer weiß? Er wartet.

Mich selbst hat ein gnädiges Geschick vor der Untersuchungshaft bewahrt, aber wenn ich an manchen mir bekannten Untersucher denke, der nun schon im zehnten oder elften Monat seiner Haft lebt, packt mich eine grenzenlose Erbitterung gegen jene Herren Untersuchungsrichter, die vollständig vergessen zu haben scheinen, daß es Menschen sind, die dort warten, verzweifelnd und verzagend warten. Genügt es denn nicht, daß er pünktlich seinen Haftverlängerungsbescheid bekommt, der ihm mitteilt, wieviel Wochen er vorläufig weiter warten darf? Der Untersuchungsrichter denkt, es genügt.

Dann tritt das ein, was man in der Gefängnissprache „Spinnen" heißt: „X fängt an zu spinnen." Beim Vorbeigehen hört man ihn reden in seiner Zelle, restlos, immerzu, nur um seine Stimme zu hören, er weint dazwischen, er bekommt Wutausbrüche. Der Ge-

fangene wird verwarnt, er wird vorsichtig behandelt. Eines Tages ist er dann stumm geworden. Er spricht nicht mehr, er liest nicht einmal mehr sein eines Bibliotheksbuch in der Woche. Oft weigert er sich sogar, zur Freistunde zu gehen, er stellt seine Arbeit ein. Nun sitzt er allein oben in seiner Zelle, monatelang. Was tut er? Was denkt er?

Es geschah, daß ein Untersucher, der so zehn Monate in Einzelzelle gelegen hatte, in eine neu eingerichtete Gemeinschaftszelle für Untersuchungsgefangene verlegt wurde. Man glaubte, er würde glücklich sein. Er flehte, in seine Zelle zurückzudürfen. Er konnte die Gesichter der Menschen nicht mehr ertragen, ihr Sprechen nicht, nicht ihren Geruch. Wird er je wieder „draußen" unter anderen Menschen leben können? Welche Veränderungen sind in ihm vorgegangen!

Jeder kann jeden Tag verhaftet werden. Aller Sache ist es, von der ich schreibe, nicht die einzelner, fremder Menschen. In den Gefängnissen die Leute sind nicht anders wie du, sie leiden wie du, sie möchten leben wie du. All dies hat, so umgrenzt, gar nichts mit den großen Worten wie Gerechtigkeit zu tun. Es ist eine rein praktische Frage, die jeden angeht.

II.

Doch auch das Leben des Strafgefangenen ist schwer und dunkel genug. Gewiß, es gibt eine kleine Gruppe, die sich wohl fühlt, für die Strafe überhaupt keine Strafe ist. Es sind das in der Hauptsache junge Burschen vom Lande mit wenig entwickelter Intelligenz und geringem Trieb zum andern Geschlecht, ihre ganze Sorge konzentriert sich darauf, daß sie auch genug zu essen bekommen.

Zu ihnen treten die Walzenbrüder, die meist wegen Bettelei ihre sechs Wochen „abreißen". Sie, die teilweise sehr oft vorbestraft sind (ich lernte einen kennen, der seine 43. oder 44. Strafe verbüßte), stehen der Strafhaft mit heiterer oder brummiger Gelassenheit, jedenfalls mit Gelassenheit gegenüber. Für ihre Einstellung scheint mir eine Frage kennzeichnend, die der eben erwähnte Rekord-Vorbestrafte an einen Untersucher, einen halb verzweifelnden älteren Beamten richtete: „Na, du bist wohl auch ein bißchen zur Erholung hier?" Das war kein Witz, ihm war es Ernst mit dieser Frage. Für den Stromer ist das Gefängnis eine Erholung.

Aber das ist die Minderzahl, die andern leiden schwer genug. Und auch hier machen, wie bei den Untersuchungsgefangenen, sinnlose, gedankenlose Grausamkeiten des Reglements das Schwere unnötig schwerer.

Warum darf ein Strafgefangener nur alle vier Wochen einen Brief absenden und empfangen? Ausnahmen sind statthaft, müssen

aber in jedem einzelnen Fall erbeten werden, ihre Bewilligung ist ungewiß.

Warum darf er nur ein Bibliotheksbuch in der Woche bekommen? Gewiß, er soll arbeiten, aber, wenn er seine Arbeit getan hat, warum soll er da nicht lesen dürfen? Da sitzt er nun mit einem Kriegsecho, einem Roman von der Mahler oder gar einem jener elenden Traktätchen, die ein völlig verlogenes Hirn geschrieben haben muß, und liest es nun zum drittenmal Wort für Wort, Satz für Satz. Seite für Seite — muß sein Hirn da nicht revoltieren?

Die lyrischen Dichter haben Unrecht: kein Gefangener in einer preußischen Strafanstalt darf, das Gesicht gegen die Stäbe seines Gitters gepreßt, dem Zuge der Wolken nachschauen oder sein Herz an Baumwipfeln erfreuen. Das Reglement verbietet das. Zum ersten ist sein Fenster aus geripptem, milchigem Glase, durch das kein Gegenstand zu unterscheiden ist, dann aber darf er gar nicht auf sein Bett klettern und oben durch den freien Raum des Klappfensters spähen. Das wird streng bestraft. Ich habe selbst erlebt, daß ein Gefangener für diese Sünde mit drei Tagen schweren Arrests belegt wurde. Fluchtversuche werden mit schwerem Arrest bestraft. Die Beschädigung von Bibliotheksbüchern wird mit schwerem Arrest bestraft. Unbegründete Beschwerden werden mit schwerem Arrest bestraft.

Was schwerer Arrest ist? Eine Zelle im Keller, 1,80 m lang und breit, der meiste Raum wird von einer Holzpritsche eingenommen. Wasser und Brot. Keine Bewegungsmöglichkeit. Keine Wärme. Am zweiten bis dritten Tag hat sich der Gefangene schon wund gelegen, das Frostgefühl verläßt ihn nicht mehr.

Strafe? Ja, Strafe, er hat ja aus dem Fenster gesehen.

Hier scheint das Mißverhältnis so groß, daß ich beim Schreiben zögere. Sätze fallen mir ein, die ich von Beamten gehört habe: „Frieren sollt ihr ja." — „Es soll ja eine Strafe sein." — „Es soll ja schwer sein."

Ich verstehe nichts mehr.

Wie ist das eigentlich? Jemand wirft in der Betrunkenheit ein paar Scheiben ein und prügelt eine Frau: neun Monate Gefängnis. Jemand schlägt aus Eifersucht seine Liebste tot: acht Jahre Zuchthaus. Jemand bittet einen anderen um zehn Pfennige: sechs Wochen Gefängnis.

Ich werde eifrig, ich beginne zu rechnen: sechs Birnen weniger sechs Aepfel, was macht es? Ah, ich beginne zu begreifen, Strafe, Bestrafung, das ist etwas Ueberliefertes, etwas, von dem längst der Sinn verloren ging. In der Kirche singen sie ja auch Lieder und sagen Gebete auf, ohne daß sie sich etwas dabei denken: der Sinn ist verloren gegangen, die Einrichtung besteht noch.

Wer denkt an Sühne, Reue, Buße? Wird es gut, bist du wieder der Alte, wenn du nach neun Monaten frei wirst? Gar nicht.

Heute ist es so, daß es gewisse Spielregeln gibt. Man kann sie außer acht lassen, dann muß man bezahlen mit acht Jahren oder neun Monaten, je nachdem. Fünf Mark sind auch nicht das Buch, das du dafür kaufen willst, Geld und Buch sind etwas ganz Verschiedenes, aber unter gewissen Umständen sind fünf Mark eben doch das Buch.

Eine der ersten Fragen, die der Strafgefangene an den Ankömmling richtet, lautet: „Hast du auch etwas davon gehabt?" Er will wissen, ob du deine Ware fürs Geld bekommen hast, denn er hat gelernt, daß man auch unwissentlich die Spielregeln verletzen kann. Doch nur von der wissentlichen Verletzung hat man etwas. Er grinst über das Gerede von Strafe, Reue, Besserung. Das ist es ja gar nicht. Und er hat sicher recht. Man gibt Geld für das Buch, man gibt Lebenszeit für die Tat. Alles andere ist unwahres Gerede, diese kalte, klare Tatsache zu umnebeln.

Darüber sei man sich klar. Und ist man so ehrlich, so grenze man auch den Begriff Strafe reinlich ab. Sie ist eine Freiheitsberaubung mit Arbeitszwang. Alles andere lasse man fort. Was soll das, daß der Gefangene keine Briefe schreiben soll? Er soll keine Ablenkung haben, zur Besinnung kommen, Reue verspüren? Glaubt man, daß ausgerechnet der Gefangene dazu da ist, das Rätsel von Gut und Böse zu lösen oder von der Willensfreiheit des Menschen?

Das ist alles Unsinn. Auch hier Reinlichkeit. Dies und dies ist deine Strafe, sonst nichts, damit ist es gut. (Damit ist es noch lange nicht gut.)

III.

Ein toller Unfug wurde in unserer Strafanstalt mit der Bewährungsfrist (B.-F.) getrieben. Nehmen wir ein Beispiel: ein Gefangener, der eine halbjährige Strafe zu verbüßen hat, tritt an. „So," wird ihm gesagt, „Sie sind noch nicht vorbestraft? Führen Sie sich nur gut, dann können Sie nach der Hälfte der Strafzeit B.-F. bekommen."

Der Gefangene hat erwartet, an dem und dem Tage entlassen zu werden, nun hört er, daß es vielleicht ein ganzes Vierteljahr früher sein kann. Nur drei Monate, wenn er sich nur gut führt? Er wird sich schon gut führen! Drei Monate, das scheint ihm nichts, übermorgen, denn er war ja auf sechs Monate eingestellt. Hoffnung beseelt ihn, wann — — ?

Er beginnt sich einzuleben, er begreift, daß drei Monate im Gefängnis eine endlose Zeit, daß sie gar nicht gar nichts sind, er schaudert bei dem Gedanken, noch weitere drei Monate... Er arbeitet bis zum Aeußersten. Nur das Wohlwollen jedes Beamten erwerben. Ein böses Wort kann alles zerstören.

Er ist vereinzelt worden. Die Mitgefangenen sind eine geschlossene Schar, er muß besser sein als sie alle, damit er seine Bewährungsfrist bekommt.

Er beginnt sich zu erkundigen. Es scheint sicher zu sein, daß es zwecklos ist, ein Gesuch um B.-F. einzureichen, ehe er die Hälfte seiner Strafzeit verbüßt hat. Früher gestellte Gesuche werden erfahrungsgemäß abgelehnt. Aber dann kann er ja sein Gesuch erst nach Ablauf eines Vierteljahres stellen? Wie lange dauert die Beantwortung? Vier Wochen? So können ihm also im besten Falle nur zwei Monate geschenkt werden, vielleicht nur sechs Wochen, vielleicht gar nur ein Monat?

Er gibt sich auch damit zufrieden. Er hat gelernt, daß ein Monat eine endlose Zeit ist, er wird auch damit zufrieden sein. Er verdoppelt seine Anstrengungen. Er ist glücklich, wenn er einem Beamten eine Gefälligkeit erweisen kann. Er belauert die anderen, um Ungehörigkeiten melden zu können, sich als der Vertrauensmann zu beweisen, der er sein muß, um eine Befürwortung seines Gesuchs durch die Anstaltsleitung zu erreichen.

Das weiß er so auch schon, wie wichtig diese für ihn ist. Von den andern erfuhr er, daß die Gerichte ganz verschieden mit der Zubilligung von B.-F. verfahren. Manche sind „freigebig“ damit, andere, die Mehrheit, lehnen es ab, immer. Wenn dann sein Gesuch von der Anstalt befürwortet ist, geht es trotz der Ablehnung durch das verurteilende Gericht an das Ministerium weiter. Das entscheidet dann.

Und wie lange dauert das? Man zuckt die Achseln. Man erzählt ihm lächelnd den Fall, daß ein Gefangener ein Gesuch einreichte. Es wurde befürwortet, vom verurteilenden Gericht abgelehnt, es ging ans Ministerium. Da lag es. Es kam keine Antwort, das Gesuch wurde vergessen. Nach Monaten reichte der Gefangene — er hatte eine lange Strafe zu verbüßen — ein zweites Gesuch ein. Dieses Gesuch hatte sofort Erfolg, der Gefangene wurde entlassen. Als er schon Wochen auf freiem Fuß ist, trifft die Antwort des Ministers auf das erste Gesuch ein: das Gesuch ist abgelehnt. Verzweiflung der Leitung: was soll man tun? Der Entlassene ist zu Unrecht frei und zu Recht frei, er hat B.-F. Ich weiß nicht, was daraus geworden ist, es scheint dies eine juristische Frage mit immerhin menschlichem Hintergrund zu sein.

Schließlich ist unser Beispiels-Gefangener so weit, daß er die Hälfte seiner Strafe verbüßt hat, er wird beim Sekretär vorgeführt, sein Gesuch wird aufgenommen und er bittet demütig darum, es zu befürworten. Das ist es, er bittet demütig. Es wird ihm zugesagt. Er dankt, aber er ist nicht sicher, daß es auch wirklich geschieht. Er durchschaut schon dies System. Er erlebt an jedem Montag, wenn die Kolonnen zur Außenarbeit abrücken, die Ansprachen des Anstaltleiters. Er hat gemerkt, je höher bestraft der Gefangene, je aussichtsloser seine Sache ist, umso größere Hoffnungen werden ihm gemacht. „Führe dich nur gut, mein Sohn.“ Der Gefangene soll abgehalten werden, einen Fluchtversuch zu machen.

Und trotzdem er dies durchschaut, trotzdem glaubt er daran. Denn sein Fall liegt auch anders wie die andern, nicht wahr, sein Fall ist ein ganz besonderer Fall.

Aber es ist auch gefährlich, grübelt der Gefangene, zu tüchtig zu sein. Dann ist man unentbehrlich, wird ungern fortgelassen, solch Gesuch wird gar nicht befürwortet. Und dann hat die Leitung ja auch ein Interesse daran, den Gefangenenbestand möglichst hochzuhalten. Seit die Strafen der Inflationszeit größtenteils verbüßt sind, ist der Bestand der Gefängnisse teilweise unter 50 v. H. der Normalbelegung gesunken. Das hat Beamtenentlassungen, Zusammenlegungen etc. zur Folge. Nein, sicher ist es mit dem Befürworten ganz und gar nicht.

Schon ein paar Wochen nach der Stellung seines Gesuches ist eine Antwort da. Der Gefangene soll angeben, wo er in der Zwischenzeit seit Begehung seiner Tat gearbeitet hat. Der Gefangene ist Beamter, Angestellter; man wird also an seinen früheren Arbeitsstellen anfragen, wie er sich dort geführt hat. Er hat schon so schwere Sorgen, wie er nach der Entlassung Arbeit bekommen wird, nun sieht er es beinahe umöglich werden, da das Gericht so eifrig für Bekanntwerden seiner Verschuldung sorgt. Nach Verbüßung der Strafe wird erst die wahre Schädigung beginnen.

Vielleicht bekommt der Gefangene dann schließlich sechs Wochen B.-F. zugebilligt. (In den meisten Fällen nicht.) Aber wie oft hat er unterdes die Stunde verflucht, da er von dieser B.-F. hörte. Er kam her, er hatte sich mit sechs Monaten abgefunden. Dann machte man ihm Hoffnungen, er lebte die ganze Strafzeit darin. Es waren peinigende, quälende Hoffnungen. Sie zwangen ihn zu erschöpfender Arbeitsleistung. Sie brachten ihn zur tiefsten, feigsten Demut. Er wurde von den andern isoliert, er wurde ihr Spion, ihr Aufpasser, ihr Verräter. Dann zerstörte man ihm auch noch die spärlichen Aussichten für seine Zukunft.

Man glaubt doch nicht, daß der einzelne Beamte daran Schuld trägt. Der Beamte ist in weitem Maß dafür verantwortlich, daß der Gefangene nicht flieht, sich anständig benimmt usw. Die Behandlung durch die Beamten ist gut. Gewiß, es sind fast nur Subalternbeamte, die zudem im jahrzehntelangen Strafanstaltsdienst stumpf geworden sind. Aber was sie tun können, die Lage nicht unnütz zu erschweren, das tun sie. An ihnen liegt es nicht.

Es liegt an dem System, der Gesamtheit des Strafvollstreckungsdienstes, der längst ein toter Körper, versteinertes Gerippe ist. Was vielleicht einmal sinnvoll war, hat längst seinen Sinn verloren. Und es ist zwecklos, an dieser Leiche Kuren zu versuchen. Man sehe doch, wie ein an sich menschlich gewolltes Gesetz, wie das über die B.-F. sich in sein Gegenteil verkehrt, häßliche Quälerei wird.

Tot ist tot, ein anderes muß werden.

Zwischen Frühlingsstürzen steigend,
die in allen Klüften drängen,
trink' ich voll und lausche schweigend
um mich, in mir, welchen Klängen?
Und, dem sonnigen Gewühle
morgenkühl und heiß verbunden,
träum' ich, blick' ich, im Gefühle
ganz verloren, ganz gefunden.
Oder irr' ich? Ja, ich irre!
Irrtum quillt aus tausend Quellen,
um mich flutend-bunter Wirre:
Wasser-, Gräser-, Blumenwellen.
Auge, nicht entgeht's dem Blühen,
wo es immer trunken taste,
Herze nicht dem Frühlingsglühen:
selbst Gestein erblinkt im Glaste.
Wer, der mir das Wirrsal löse,
wo so vieles lockt und langet,
und mit seligem Getöse
wahrheitferne lastet, pranget.

Locarno, am 15. April 1919.

BRUNO FRANK

DAS GOLDBERGWERK

Herr Ernst von Friemelt, Herrscher über dunkle Regimenter lederbekleideter Bergleute, lag auf den Tod. Eine Sorte winziger Lebewesen, stets vorhanden im menschlichen Leibe, hatte sich bei ihm ins Gefährliche vermehrt, aus ganz unbekannten Gründen. Nun saßen sie, zu Klümpchen geballt, von Zentimeter zu Zentimeter in seinem Innern und waren ihres Sieges sehr gewiß.

„Streptokokken," sagte im Vorzimmer der Arzt, und als die junge Pflegerin sich des Weitern erkundigte, sagte er noch: „Durch eine Metastase nach dem Gehirn wird es zu Ende gehen," schlüpfte in den vom Diener hingereichten Pelzmantel und schritt davon.

Sie kehrte durch die Doppeltür in das dunkelgehaltene, weite und hohe Zimmer zurück, wo Herr von Friemelt beim Schein einer abgedämpften elektrischen Lampe in seinem englischen Bette starb. Er lag, mit violetten Lidern über den geschlossenen Augen, beide Fäuste auf der roten Steppdecke nebeneinander geballt, und stöhnte mitunter, aber so, daß es wie ein leises Heulen klang. Er war ein blonder, ergrauender Mann von vielleicht fünfzig Jahren.

Er sagte: „Eiskompresse!" und sie legte ihm eine auf die Stirn. Dann drehte sie das Licht ab und öffnete die Läden gegen den Novembermorgen. Wieder in ihrem Sessel, wo sie halb schlafend

schon den zweiten Teil der Nacht zugebracht hatte, blätterte sie ein wenig in einem Band von Hiltys „Glück“, den man ihr einmal im Schwesternheim zu Weihnachten beschert hatte. Aber die Sätze schienen ihr öde und lau, ohne daß sie sich's zu gestehen wagte, und ihr Blick glitt zur Platte des Nachttischchens, auf der, opalig schimmernd im matten Licht, bunte Gesteinsproben lagen. Ein silbernes Hämmerchen ragte, halb hervorgezogen, aus seinem braunen Etui.

Vor zwei Tagen, als sie gerufen worden war, hatten diese Gegenstände noch auf der Bettdecke gelegen, und wenn Herr von Friemelt mit seinen Briefen und Zeitungen fertig war, hatte er sich, die Augen irgendwohin ins Leere gerichtet, damit beschäftigt, sein Hämmerchen an die Steine zu schlagen, so schnell und mit so abwechselnder Stärke, daß ein kleiner metallischer Gesang daraus geworden war. Jetzt aber lag er Stunden auf Stunden regungslos, die geballten Fäuste vor sich, leise stöhnend, von keiner Menschenseele gestört.

„Es kommt mir niemand herein, hören Sie: niemand!“ hatte er mit Schärfe gesagt, als er sich hinlegte, und der Diener hatte die Weisung mit Schärfe an den Hausmeister weitergegeben. Doch war es nicht weiter schwierig, dem Gebot Folge zu schaffen.

Herr von Friemelt war unverheiratet, längst ohne Eltern, mit seinen Geschwistern einigermaßen verfeindet. Die Geschäftsherren seines Kreises fürchteten ihn und sahen sich mit ihm vor; wer unter ihnen für ein solches Urteil nicht zu gleichgültig oder zu skeptisch war, nannte ihn wenig kulant, skrupellos, einen Ausbeuter. Was seine Untergebenen anlangt, so war die Nachricht von seinem Krankliegen vielleicht bis zu den Spitzen der Betriebe gedrungen: hier hatte niemand Veranlassung, sich persönlich des kalten Oberherren anzunehmen. Das lederbekleidete, dunkle Heer seiner Arbeiter aber grub und drang, ohne Kenntnis und Gedanken, weiter für ihn ins Innere der Erde, so wie in seinem eigenen Innern die tötende Krankheit unaufhaltsam ihren Stollen schlug.

„Die Kompresse weg!“

Eva fuhr in die Höhe und nahm dem Kranken das eisige, klirrende Paket von der Stirn. Ihre volle Brust streifte leicht seine geballten Hände.

„Haben Sie ein bißchen geschlafen?“

„Ja . . . geschlafen,“ sagte Friemelt mit einer vollkommen deutlichen und dennoch geheimnisvoll veränderten Stimme, die von seiner wahren nur das Näseln behalten hatte.

„Darf ich etwas zu essen bringen?“

Friemelt sah ihr einen Augenblick starr auf den Mund. „Ne Hühnersuppe!“ sagte die laute und erstorbene Stimme.

Als ihm die Schwester eine Viertelstunde später das Brett mit dem Teller auf die seidene Decke setzen wollte, sah sie zufällig in seine Augen. Sie erschrak und verschüttete etwas. Herr von Frie-

melt saß freilich aufrecht, und die Haut seines Gesichts, unter dem graublond sprossenden Bart, zeigte die rosige Farbe des Lebens. Aber seine Augen schienen gebrochen. Sie waren trocken und trüb, die sehr erweiterten Pupillen empfindungslos gegen das Licht gehoben; das Menschliche war aus diesem Augenpaar gewichen.

„Die Metastase," dachte Eva mit jenem Wort, das sie vom Arzt gehört hatte, und sie begann ihn zu füttern.

„Mal tüchtig mit den Zähnen beißen!" sagte er starr und biß auf die Schleimsuppe. Eva war nahe an einem nervösen Lachen. Aber da taumelte sie rückwärts . . . .

„Hübsche goldene Zähne!" sagte Herr von Friemelt. Er packte mit einer erstaunlichen Kraft ihr Kinn und schlug, ehe sie sich's versah, mit seiner freien Hand das Silberhämmerchen gegen ihren Mund. „Sehr schönes Gold!" sagte er noch einmal . . . und wirklich, einer von Evas Eckzähnen trug eine goldene Krone.

Sie machte sich ein wenig zitternd los und nahm ihm den Hammer ab. Der Kranke hatte sich zurückgelegt. „Fabelhaftes Geschäft!" sagte er mit seinem unmenschlichen Ton und sah mit leeren Blicken ins Leere. Ein Strahl der höhergestiegenen Sonne zückte durch den Vorhang auf sein linkes Auge, das standhielt ohne zu blinzeln.

Herr von Friemelt lag regungslos ausgestreckt. Sein Mund war zu einer Grimasse verzogen, welche die Zähne bloßlegte. Viele von ihnen waren golden und glänzten im Lichte. Von Zeit zu Zeit sagte er einige Worte, immer dieselben, die vollkommen leer und kalt ins Zimmer schallten: „Fabelhaftes Geschäft. Fabelhaftes Geschäft!" Eva wollte die Läden schließen, um nur den schrecklichen Reflex nicht mehr zu sehen, aber sie brachte es zu keiner Bewegung und starrte aus ihrem Sessel weiter auf diesen goldenen Mund.

Wie häßlich war das alles, wie grausig! Und das Häßliche mußte auch in ihr selber liegen, da sie doch sonst ihre Pflicht mit soviel Freude tat! Plötzlich wußte sie, für welches Vergehen sie mit dieser Wache gestraft wurde.

Ich hätte damals Schwester Elisabeth nicht nachgeben sollen, dachte sie, es war unrecht, ohne Urlaub ins Theater zu gehen!

Aber schon fing sie innerlich, ganz innerlich, wie damals an zu lachen. Sie sah jenen komischen Darsteller, den Herrn Max Pallenberg, als Brautvater auf der Bühne stehen. Er will seiner Tochter den Segen fürs Leben erteilen, aber immer hindert ihn jemand. Und da sagt er mit einer näselnden, kalten und bösen Stimme wohl zwanzigmal immer dasselbe, und jedesmal wird es lächerlicher: „Da kann ich doch nicht segnen! Wie soll man da segnen? Segnen möcht ich. Ich segne also! Ruhe, bitte, meine Tochter wird von mir gesegnet!"

Oh, es war unrecht, über solchen Spott zu lachen, aber wie absonderlich stand er auch da droben, breitbeinig, den Mund ganz

weit offen gegen das Publikum, und im Rampenlicht blitzten seine Goldkronen . . .

„Fabelhaftes Geschäft! Gold im Mund!“ sagte vom Bett her eine kalte und näselnde Stimme, die Stimme eines Automaten. Die Schwester zuckte zusammen, schauderte und erinnerte sich hastig, daß sie den Arzt von der eingetretenen Wendung verständigen müsse.

Auf nicht ganz sicheren Füßen ging sie ins Arbeitszimmer hinüber. Es roch hier abscheulich nach kaltem Zigarrenrauch. Der Telephonapparat, an dem sie sprach, hatte seinen Platz auf einem ungeheuren, sehr häßlichen Schreibtisch, bedeckt mit Stößen von Papieren, deren jeden schimmernde Gesteinsproben beschwerten. Sie las, abwesenden Sinnes, eine Aufschrift: Dringendes Gesuch betreffend Hinterbliebene der Schlagwetterkatastrophe vom 18. August 1913. Es dauerte lange, ehe sie den Arzt erreichte . . .

Im leeren Zimmer griff Herrn von Friemelts Arm seitlich über das Nachttischchen. Der kleine Hammer war nicht mehr da, so faßte die Hand einen der Steinbrocken: ein schwarzes Stückchen Fels mit einer Silberader. Die Spitzendecke des Tischchens wurde herabgerissen, und die übrigen Brocken fielen auf den Teppich, kollernd wie Erdschollen.

„Alles Gold aus den Gräbern!“ flüsterte Friemelt in sein hohes Zimmer hinein, „fabelhaftes Geschäft!“ Und mit einer erstaunlichen Kraft, der kein Verstand mehr den Lauf hemmte, schlug er sich selbst mit dem Stein gegen das Gebiß.

„Alles Gold, alles Gold! Gräber auf, bitte, Särge auf! Unverzeihliche Nachlässigkeit bisher!“ Und er fuhr fort, mit dem Stein, den ihm die Spitzhacke eines seiner lederbekleideten Sklaven aufs Sterbebett geschleudert hatte, seine wilden Worte zu akzentuieren.

„Ich bitte um Aufmerksamkeit,“ sagte er zischend. „Ich bin sofort zu Ende. Ich habe geschwiegen. Ich schweige nicht mehr. Ich bitte zu bedenken: Millionen von totem Kapital! Ich bitte einzustellen: einunddreißig Millionen Tote jährlich! Ich bitte zu erwägen: in jeder Sekunde ein toter Mensch! Ich bitte nur anzunehmen: jede einunddreißigste Leiche goldhaltig . . .“

Er verstummte und hielt den bewehrten Arm minutenlang starr in der Luft. Aber dann, indem er die Schläge rascher und rascher sich folgen ließ, stieß er in seinem erstorbenen Geflüster noch dies hervor: „Ich bitte zu rechnen, meine Herren. Anteile! Kuxe! Einunddreißig Millionen Leichen. Jede einunddreißigste verwertbar. Eine Goldgrube! Goldplomben. Goldkronen, Goldbrücken. Hier, hier!“ Und er führte zur Demonstration rasende Hiebe gegen seinen Mund.

„Ich gebe zu: Silber, Wismut, Kadmium, Zinn. Ich gebe zu: Zahnzement. Ich bitte dennoch, zu rechnen. Ich gebe zu: uns fehlt die Konzession. Wir bieten Gegenleistungen. Nötigenfalls werden

tüchtig die Zähne gezeigt. Nur Ruhe!" Von neuem schmetterte er sich den Stein zwischen die Lippen.

„Einunddreißig Millionen Leichen! Sagen Sie ja, meine Herren, sagen Sie augenblicklich ja! Ich mache dann das Geschäft allein! Ich bin sofort zu Ende. Eine Goldgrube! Kuxe, Kuxe..."

Aber hier sprang eine der goldenen Hülsen ab, drang ihm in die Kehle und erstickte ihn. Er gurgelte ein wenig, aber er litt nicht.

Seine rechte Hand hatte sich in einem Krampf geschlossen. Nun löste sich die Starre, und der schwarze, silbergeäderte Stein fiel auf den Teppich, wo schon die anderen lagen. Alle glänzten schön im hellen Mittagslicht.

WALTER MEHRING (Paris)

RAPIDER BAEDEKER DER STADT PARIS

Das Paris der Nachkriegszeit, als Reaktion auf sechsjährige Entfremdung, ist mit einem Eifer durchschnüffelt, visitiert, seziert worden wie keine andere Stadt der Welt, mit so topographischer Exaktheit, daß allmählich deutsche Leser sich auf dem Faubourg Montmartre besser auskannten als auf der Reeperbahn. Streifzüge auf den Montmartre glichen an Mut und Findigkeit der Berichterstatter Expeditionen ins wildeste Turkestan. Forscher jeder Spezialität kamen auf ihre Sensationskosten. Etwa die Kenner: „Im Caleçon bleu, dem beliebten dancing der rue Fontaine, wird ein schwunghafter Handel mit dem gefürchteten „Coco" betrieben, dessen Invasion die Pariser Behörden mit gleicher Besorgnis betrachten wie die russische . . ." Oder die Aestheten mit persönlichen Empfehlungen: „Picasso, der einst die Welt mit der Propagierung der Negerkunst erschreckte, will uns zum diesjährigen Noël mit der neuesten Richtung: dem Sur-rococoïsme überraschen . . . ." Oder vor allem die globetrottelnden poètes voyageurs: „Im Jahre 1910 sagte mir Millerand vertraulich bei einer Partie Baseball vor einem St. Morizer Palace . . . ." Diese Beispiele sind äußerst willkürlich erfunden, und man könnte den begierigen Abonnenten auch mit den Mitteilungen imponieren, daß als letzte Mode die Elite im Caleçon bleu Baseball spielt, daß Millerand eine Politik des Rokoko betreibe und daß Picasso die Visionen des Kokainrausches in malerischer Technik übersetzt hat.

Man denke sich sämtliche Dokumente der Reportage, die täglich telephonisch „durchgegeben" und wöchentlich zugeschnitten werden, zu einem Pariser Handbuch, einer Baedekerkonkurrenz vereinigt; das Ergebnis wäre nicht Paris, sondern eine Abnormitätenkammer, ein ungeheuerlicher Trödelmarkt, wo einem mit gräßlichem Gebrüll Verbrüderungsideen, Apachenperversitäten, allerletzte Snobismen und anderer Kram zugeschachert werden. Auf diesem Markt, oder, pariserisch gefaßt, auf dieser Foire überbietet man sich in neckisch eingeflochtenen Argotwitzen, in zugkräftigen

Straßen- und Personennamen, um zu beweisen, daß man wirklich da gewesen ist, daß man am Quai d'Orsay, wo immer mal wieder Deutschlands Schicksal entschieden, friedlichen Anglern beim Forellenfang zusah.

Der echte Baedeker hingegen geriet in Acht und Bann. Denn es ist peinlich, nach glücklichem Bestehen aller Grenzexamina, bei ihm alle Details zu finden, die die Abfassung waschechter Artikel bereits in der Heimat ermöglichen konnten.

* * *

Paris besticht durch seine Leichtigkeit den Ankommenden, in möglichst kurzer Zeit Pariser zu werden. Es garantiert jedem, der durch die gare du Nord glattrasiert eintrat, daß er es in fünf Tagen mit einem Landru'schen Lasterbart verläßt. Es bedarf dazu weniger der Geschicklichkeit des Fremden, als vielmehr seiner eigenen großen Adaptationskraft, mächtig, genug, um auch das in seltensten Exemplaren zureisende Ausländertum zu verarbeiten.

Paris erwacht morgens dörflich, durchhallt von Schalmeienmusik der Lumpensammler und wandernden Glasermacher, und wächst während weniger Stunden zu jenem wilden Kleinauto-Getümmel an, das man sein amerikanisches Tempo nennt. Ohne in New York gewesen zu sein, bin ich überzeugt, daß der Unterschied der gleiche ist wie zwischen dem einstigen Negerstil der Picassoschule und den afrikanischen Originalerzeugnissen.

Alle Kulturabschnitte mit ihren Bauten, ihren Menschen und Sitten, bestehen nebeneinander fort, tolerant und toleriert, ohne daß sich die heterogensten Anhänger in ihrer Ueberzeugung blessiert fühlten: Katholizismus der ältesten, schwersten Jahrgänge; Studenten, die alles Vagabundentum der Scholasten und clercs haben; Adel, der sich Salons mit höfischer Kunstpflege hält; Bourgeoisie, die noch revolutionär für die Ideale von 17 kämpft. La Concorde bis Etoile prunkt mit einem Glaslaternensystem, als wäre diese Beleuchtung eben konstruiert. Cancan, zwischen exzentrischen Steps, wird mit solcher Bravour ausgeführt, als wäre er jetzt erst zur Sabotage der Kapitalistenvergnügungen importiert. Und Handwerk floriert in enggepferchten Buden, in Mauerlücken gezwängt wie vor Beginn der Fabrikenära.

Doch am erstaunlichsten wirkt, wie die Rapidität unserer Zeit in das Stadtbild hineinkomponiert wurde. Die einhundert Jahre vor uns legten tiefere Einschnitte, als sich in den Kulturen von Alexander bis Napoleon finden. Hätte die an Persönlichkeiten uns überlegene Inquisition über Automobile verfügt, sie wäre nicht so neben der Glorie unserer Kriege verblaßt. Trotzdem, und obwohl diese Stileinfügung zwischen Notre-Dame und Opéra unmöglich dünkt, besitzt Paris Verkehrsmittel, würdig der größten Weltzentren, Verkehrsmittel, die den Anschein haben, hier erfunden und bereits längst traditionell zu sein; einen Metro, der in die Historie mündet;

und all das, ohne die Gehäuftheit von Gotik, Barock, Fin-de-Siècle als muffig und deplaziert empfinden zu lassen.

* * *

Worauf man aus alledem in Deutschland die Schlußfolgerung ziehen könnte, daß völkisch-sein auch sein Gutes haben könnte, und sich hinterdrein wundert, daß man mit Hakenkreuzchen und Luden-dorffschönen noch immer keine rechte Kultur zustande bringt. aber man macht auch den gleichen Fehler, daß man, in Deutschland feind allem nationalen Aberglauben, hier in unkritische Verzückung verfällt.

Weil man als Passant durch Paris wie durch eine reizvolle Landesausstellung mit kulturhistorischen Sammlungen nebst Vergnügungspark flaniert.

Weil man übersieht, daß die Mehrzahl sich schuftet wie überall.

Weil man vergißt, daß trotz vielen Verschiedenheiten der Temperamente, Lebensnutzung, sozialen Bedingungen das Existenzbild heute uniform in der ganzen Welt ist.

ROBERT WALSER

KLEINE DICHTUNGEN

I.

AQUARELLE.

Mach' etwas, sprich über etwas.
Brutus, du schläfst! Erwach', erwach'!
Was sah ich heute? Einige Aquarelle!
Darf ich über diese Aquarelle reden?
Gewiß! Tu das nur! Warum nicht?

Der Aquarellist ist vielleicht auf dem Gebiet der Malerei ein Feuilletonist.

Gefielen dir diese Aquarelle, Lieber?
Ja, sie gefielen mir. In gewisser Hinsicht sogar sehr.
In was für einer Hinsicht?
Hinsichtlich ihrer Appetitlichkeit, Gegenständlichkeit.

Der Aquarellist aquarelliert drauflos, indem er an den gesunden Menschenverstand appelliert. Er malt gleichsam keck und dokumentiert dabei eine gesunde Vernunft, einen Sinn für das, was ist.

Er spricht sozusagen zum Beschauer: „Ich aquarelliere, weil ich dich lieben lehren möchte, was um uns ist."

Da gibt er Gebirgsdörfer mit Kirche in enger Straße, mit ganz nahemporragenden Bergwänden, über denen sich Wolken lagern.

Seine Bilderchen sprechen; die Farben aber sagen bei allem Sprechenden nicht mehr, als was sie ausdrücken sollen, das Dienliche.

Da zeigt er mir z. B. eine Landstraße, an deren Landsträßlichkeit ich augenblicklich glaube.

Wenn mir ein Maler den Glauben an sein Gemaltes beibringt, malt er gut. Seine Blumensträuße besitzen das Blumensträußliche, seine Häuser das Häusliche, die Dächer, die Balkone, die Stangen usw. sind, was sie sein sollen, sie führen ihre eigene Existenz, man glaubt ihnen.

Die Berge haben die gehörige Größe. Auch an die aquarellierten Berge glaubt man sogleich.

Ich könnte einen meilenweiten Bericht darüber ablegen, aber ich denke, ich fasse mich kurz.

Da ist z. B. ein Weg mit einer Hecke, mit etwas Gras, etwas Himmel.

In Berlin ließ ich mich von einem Friseur rasieren, zu dessen Gewohnheit es gehörte, zu sagen: „Im Himmel gibts keinen Kümmel." Er pflegte das jedesmal nur so hinzuwerfen, wie man etwa Asche fortwirft.

Etwas Leichthingeworfenes haben auch meine Aquarelle.

Ich sage da: meine! Aber sie gehören nicht mir. Sie gehören dem Maler so lange, bis sie ihm jemand abkauft.

Ihnen, Gnädigste,

liegt die schöne Pflicht ob, sie ihm abzukaufen, d. h. verpflichtet sind Sie dazu nicht. Ich sage das ja bloß so.

Ich sage also, daß ich einige nette, gescheite Aquarelle sah, die eine Beredsamkeit an sich haben, womit ich wieder nichts anderes sagen möchte, als daß ich an des Malers Bildfähigkeit glaube.

Indem ich ihm wünsche, er finde Käufer.

Er malt auch Schmetterlinge.

Ihn beglückt jedenfalls die Natur; er spielt geistvoll, d. h. er malt, er spielt nicht, aber ist nicht der Maler auch ein Spieler, wie es auch der Dichter ist?

Aquarelle sind etwas wie kleine Stücke für's Klavier, z. B. Sonette.

Bereits höre ich im Geiste eins.

Ich bin so musikalisch, wie ich auf's Hören von Musik total verzichten kann.

Es tönt in mir in einem fort, glauben Sie's mir.

Und kaufen Sie doch mir zulieb dem Maler ein Bildchen ab.

Ich bitte Sie schön darum.

Der Künstlertraum ist so schwer und reich. Die Zivilisationen singen, die Menschheit, die kindliche, springt hochaufatmend.

II.

ADONIS.

Vor zwei Damen, die ihn umständlich musterten, stand ein schöngestalteter, junger Mann. „Verstehen Sie dies und das?“ fragte ihn die Mutter, die eine Kommerzienrätin war und kommerzienrätinnenhaft auf dem Sofa lag. Er gab etwas schüchtern zur Antwort:

„Ich glaube ziemlich an mich, und wenn mir Zeit gelassen wird, mich zu entwickeln, würd' ich so dreist sein und allerlei handhaben zu können meinen.“

„Nimm ihn schon um seines netten Betragens willen,“ warf die Tochter ein. Sie sagte das vom gardinenumhängten Fenster aus.

„Er wird anfänglich etwas dumm tun. Nun, dann kann man ihn schicken, und das würde Vergnügen machen. Ist es nicht entsetzlich, wie er wie die Ehrlichkeit selber aussieht? Ein bißchen liebe ich ihn. Weshalb sollte ich das nicht vor ihm sagen? Siehst du ihm nicht am Gesicht an, wie gern er diskret ist? Es wird ihm an Respekt vor uns nie fehlen, auch wenn er sich über uns amüsiert. Sieh, wie seine Miene zu der Masse von Arbeit, die wir ihm aufzubürden denken, ja sagt. Er wird wenig sagen und um so eifriger dienen, hie und da unbehilflich sein, damit wir ihm überlegen sind. Schicklichkeitsgefühl vibriert um ihn herum. Seine sehr angenehm von Unwissenheit umschattete Stirn gefällt mir. Er ist von jenen Menschen, die wissen, daß es gegenüber gebildeten Leuten schön ist, ungebildet zu sein. Um dieser Weisheit willen ist er mir sympathisch. Ginge es nach mir, ich würde ihn schon hundertmal zu ärgern und unausstehlich zu finden versucht haben. Er eignet sich zum in seiner Gegenwart ungezwungen über ihn reden vortrefflich, denn er hat Ohren und doch wieder keine. Ich könnte ihn z. B. jetzt abküssen, und doch wäre es kein Kuß, obschon er mir vielleicht recht gut mundete. Er ist in bezug auf Langmut und Gelassenheit sehr unverschämt. Seine Geduld ist eine Beleidigung. Auf die Lobrede, die ich ihm da halte, ist er stolz wie Holz. Kommt er dir etwa nicht so vor? Ich meine, ein wenig unempfindlich? Wie ist's möglich, mit so einnehmender Gestalt so viel Mitgefühlsmangel zu verbinden? Liegt nicht in seinen Augen ein gewisses Quantum Klugheit und verdient er dafür nicht einen Blick über die Schulter? Wenn ich dran denke, wie oft mich seine sehr wahrscheinlich mit Verliebtheit vermischte Plumpheit veranlassen wird, mit dem Fuß zu stampfen, muß ich seufzen. Er ist in meinem Geist bereits unzähligemal angeherrscht worden. Seine Obliegenheiten werden ihn glücklich machen. Wir werden uns mit ihm blamieren. Er wird kaum imstande sein, uns auch nur fingerdünn zu vertreten. Jetzt verbeißt er ein vertrauliches Lachen, der Taktlose, dem man nicht böse sein kann. Ich gebe zu, daß er mir gefällt.“

Die Mutter sagte ihm: „Und ich seh' mich meinerseits genötigt, Ihnen zu eröffnen, daß wir nicht in der Lage sind, Gebrauch von Ihnen zu machen", wonach er sich verabschiedete.

Er ging in den Wald.

Dort warteten eigenartige Erscheinungen auf ihn. Wir verhehlen nicht, daß er Adonis hieß, und daß er nicht wußte, was mit sich beginnen, daß er aber darüber nicht in Verlegenheit geriet.

Wie er in üppig-wachsenden Pflanzen dahinging, ritt vor ihm die Phantasie auf schlankem Pferd. Sie war mit nicht viel anderem angetan oder umkleidet als mit nichts, was ihr zu hohem Vorteil gereichte, denn sie war eine Schönheit. Ihren Kopf schmückten lange, teils weiße, teils grüne Federn. Ihr Haar bat, man möchte glauben, es sei blond. Ihr Antlitz ersuchte um so wenig wie möglich Anteilnahme. So ritt sie langsam. Herrlich, wie ihr Leib im grünen Wald schimmerte, und wie sie sich auf sich selbst gerichtet zu haben schien.

Adonis sah einen alten Mann ein längliches Loch in die Erde graben, und auf seine Frage, was das bedeute, wurde ihm etwas sehr Nüchternes gesagt. Der Alte brauchte sein letztes bißchen Gelenkigkeit zur Erstellung seines Grabes. Adonis gönnte ihm den Rest Betätigung. O, wie sind schöne Menschen gemütlos!

Er ging weiter und kam an einen Platz, der einem grüntapezierten Zimmer glich; da stand ein Bett aus kostbaren Stoffen, darin sich ein Jüngling von ausnehmender Zartheit mit Stilliegen vergnügte.

„Wer bist du?"

Der Jüngling antwortete: „Ich bin ein Anhänger ungestörten Denkens. Eigentlich dichte ich schon, nur daß ich mir gar nichts daraus mache. Bei mir gibt es kein Aufnotieren von Einfällen. Zu essen brauche ich nicht; mich ernährt mein Atem. Sie erblicken in mir einen Menschen, der von Liebe lebt, wobei ich freilich an leiblichem Umfange abnehme. Ich gebe mich aber nur leichterer Beschäftigung hin, wie Sie sehen, einem Liegen. Ich bin in bester Gesellschaft, in der der Pflanzen, die zu vornehm erzogen sind, als daß sie eine Bewegung machen möchten. Vor lauter Ausgezeichnetheit reden sie nicht. Das berührt mich angenehm."

Adonis lachte laut auf, daß es durch den Wald schallte. Nach wenigen Schritten, o weh, traf er eine Fremde an, die vergeblich Einlaß in's grüne Zimmer erflehte, den hartherzigen, witzigen Jüngling zu liebkosen, zu dem es sie hinzog. Adonis photographierte sie, indem er sie lieber nicht tröstete. Solches tut jedes am besten selber. Sie war von der Helligkeit ihres Schmerzes umflammt.

Adonis, ein wahres Wunder an Bosheit, ein so feiner, abgeklärter wie, man möchte sagen, abgefeimter Geschmacksmensch, spöttelte über Empfindungen; er badete seinen leuchtenden Körper in einem kleinen See, ganz im Dunkel, und von Zeit zu Zeit tönte

es wie der Ruf einer Rose. Später, in der Stadt, gab er sich mit Hofieren ab. Seine Seele glich einem schwarzen, von Rätsellichtern funkelnden Diamanten. Seine Besorgnisse schienen ihm grenzenlos, weshalb er sich auch wohl in ihnen fühlte.

Er schwärmte für ein Bild, darin ein Knabe unverwandt die Augen auf seine Geliebte richtet. Oft dachte er an den Jüngling im prächtigen Bett. Er hatte mit Nichtsausrichten viel zu schaffen. Täglich freute er sich auf's Frühstück, wie einer, der eigentlich nicht das Recht dazu hätte. Seine Beziehungen zu den Gebildeten vernachlässigte er aus einem Bedürfnis nach Romantik.

Mich hat er nicht gern.

Wäre mir's drum zu tun, so nähm' ich ihn arg her. Ich überlasse ihn seinem Schicksal.

KURT PINTHUS

ZWEI JANNINGS-FILME

Man sah in einer Woche zwei große Filme, beide gehalten, getragen von Emil Jannings, deren jeder eine äußerste Leistung in seiner Art ist, der eine, mißt man mit künstlerischem und zukunftssuchendem Auge, nicht Durchschnittsniveau erreichend — trotz Jannings, der andere Durchschnittsniveau weit überragend — durch Jannings.

„Quo vadis?“, von Georg Jacoby und Gabrielino d'Annunzio in Bilder gesetzt, hat eigentlich gar kein Niveau, sondern ist ein letzter Ausläufer jener für die Entwicklung des Films ganz belanglos gewordenen historischen Monumental-Schau-Filme, mit ungeheuren Material- und materiellen Mitteln hergestellt; alles, was dies Genre an Menschenszenen, Prunkbauten, Orgien, Aufläufen, Brandkatastrophen, Löwenauftritten, Spannungs- und Kitschmomenten erzeugte, noch einmal, ohne Komposition, ohne Rhythmus, ohne Menschen oder Zeiten erwecken zu können, vorüberpeitschend. Wie lauter alte Kaiser Franz Josefs sitzen wir müde da: selbst die lasterhafte Frau, die auf dem Tisch tanzt, selbst hinter der Leinwand gesungene Choräle, selbst die von Löwen zerfleischte Puppe (ach, leider zerrissen sie bei dieser Gelegenheit auch einen wirklichen Menschen), selbst der wie mit einem Lippenstift purpurn gezogene Pulsaderaufschnitt des Petronius blieben uns im alten Rom nicht erspart.

Als Kuriosum muß in die Geschichte der Filmkunst eingeschrieben werden: Mit der Verfilmung dieses Sienkiewicz'schen Romans begann vor etwa einem Dutzend Jahren die Entwicklung des historischen Monumentalfilms, mit einer abermaligen Verfilmung desselben Buchs kam sie zum Abschluß. Man müßte die beiden Quo vadis-Filme hintereinanderweg aufführen, — wer das überlebte, würde konstatieren können, wie wenig weiter wir vom Anfang

bis zum Ende auf diesem Film-Gebiet kamen. Allerdings: vor Beginn der Vorstellung verkündete der Regisseur Jacoby, der sonst weit lustigere Filme macht, daß „Quo vadis“ in alle Länder der Welt verkauft sei zu Preisen, die bisher kein Film erzielte. Also doch ein Fortschritt. (Wenn auch nur für die Hersteller.)

Haben wir es auf einem anderen Film-Gebiet weiter gebracht? — auf dem Gebiet des Kammerspielfilms, des psychologischen Gegenwartsfilms, mit simpler, langsamer Handlung, der kunstvoll Atmosphäre und inneres Schicksal herausarbeiten will? Daß wir hierin Erstaunliches leisten, erwies „Der letzte Mann“ von dem jugendlichen Klassiker dieser Art von Spielfilmen Carl Mayer, Regie von F. W. Murnau, Photographie von Carl Freund. Drei Meister, die Meisterhaftes schufen. Da dieser Film so gut ist, können ihm auch einige Einwände nicht schaden: wie in seinen Vorgängern merkt man noch allzusehr die Schwerarbeit, die Tüftelei, die Tricks, z. B. Visionen in der Besoffenheit, an sich glänzend geglückt, wirken zu vordringlich aufgeklebt; es soll eine übersteigerte Wirklichkeit angestrebt werden, aber sie wirkt manchmal nur übertrieben.

Sonst ein herrlicher Film: unsere Zeit, unsere Welt, ein ganz einfaches Schicksal. Der stattlich prangende Portier eines Luxushotels, Abgott seiner Mietskaserne, wird wegen Altersschwäche in jene Unterwelt verbannt, wo er statt des pompösen Tressenrocks das weiße Jäckchen trägt, und wo das Wasser fließt, teils das von Menschen abgeschlagene, teils das aus blanken Messinghähnen, — ein Alltagsgeschehen, dennoch erregender als ein Abenteuerfilm. Filmdichterisch vortrefflich gefügt, mit ironisch literarischer Begründung (in dem sonst schriftlosen Film) des happy end: daß der Gedemütigte eine Millionenerbschaft macht und nun dort praßt, wo er einst diente. Wie dieser Film regiehaft, bewegungsmäßig, bildhaft, photographisch, in Licht und Schatten, in Verknüpfungen gemacht ist, darüber läßt sich soviel Lobendes sagen, daß damit erst gar nicht begonnen werden soll. Man vergißt ganz und gar, daß nicht gesprochen wird; das Auge schwelgt; man ist erschüttert durch ein Menschenschicksal und durch allerlei aufrüttelnde Antithesen zwischen gedankenlosem, bedenkenlosem Luxus und leidvollster Armut.

Meine private Meinung ist allerdings, daß auch diese Art von Filmen, von der wir hier das höchste, wertvollste bisher erreichte Stück sehen, nur Uebergang, nur Schulung bedeutet. Darsteller, Regisseur — und Publikum lernen hier unendlich viel. Diese Art Filmkunst: Atmosphäreschaffen, Seelisches einfachst ausdrücken, raffinierte Komposition müssen nun in das eingearbeitet werden, was wirklich filmgemäß ist. Denn alle Leute dieses Films sind seelisch und nervös zu differenziert für das schnell sich bewegende Schwarz-Weiß-Bild. Man hört deutlich, wie das Publikum aufatmet, wenn der Schluß dann grotesk-lustig in der Filmtradition rasch abrollt.

Beide Filme werden gehalten, getragen von Emil Jannings. In „Quo vadis" ist er unter Statisten überhaupt der einzige Mensch: Nero, ein Haarmann auf dem Thron des römischen Imperiums, kindisch, eitel, weibisch, grausam, — ein Nero, wie er in vielen Büchern steht. Und diese stereotypen Charakterzüge hindern in ihren zu sehr gleichbleibenden Ausdrucksmöglichkeiten Jannings Leistung; sie wird aber erhöht durch einen immer vorhandenen Zug von Verschmitztheit und Aengstlichkeit, dazu durch eine Prise von jener Gutmütigkeit, die Jannings in jeder Rolle zeigt.

Und die sich natürlich in dem Gegenwartsfilm reicher entfalten kann. Dennoch gibt er hier als letzter Mann etwas Neues: Kaiserbart und Scheitelperücke mit Seitentolle verhüllen fast ganz das Gesicht, Jannings ist also gezwungen, Freud und Leid durch Spiel des ganzen Körpers auszudrücken. Das vermag er so grandios, daß der Sturz des Portiers von der Drehtür in den Bedürfnisraum erschütternder wirkt als der Sturz Neros vom Kaiserthron. Wie der wuchtende, ragende, stolz-stampfende Mann, als ihm der pompöse Portiersrock abgenommen wird, plötzlich nur ein Häuflein klappr igen Alters ist, und doch jedesmal aufwächst, wenn er den Rock heimlich wieder anzieht, — so etwas hat man im Film noch nicht gesehen: der tragische Held des Hofgebäudes, die leidende Kreatur in der Bedürfnisanstalt. Was im Tage-Buch schon einmal behauptet war, erweist sich aufs neue: Jannings ist, trotz „Quo vadis", aber durch Früheres und diesen „Letzten Mann" der erste unter den Filmcharakterspielern der Welt.

ALBERT EHRENSTEIN

KRANKHEIT

Nach dem Chinesischen des Po Chü-I

Traurig, traurig bin ich — belehnt mit langer Krankheit,
Eintönig, eintönig vergehen Tage und Nächte.
Des Sommers Bäume haben sich längst mit Schattenschirmen bekleidet,
Im Herbstkraut haust schon der Tau.
Eier lagen im Nestchen, als ich erkrankte —
Verwandelt in Vögel flogen sie fort.
Wurm, der damals kroch in sein Loch,
Hat sich ruckweise gewandelt zur Grille, singt auf dem Baum.
Die vier Zeiten des Jahres eilen vorwärts immer und ewig,
Im All der Natur kein Augenblick Rast oder Ruhe.
Nur des kranken Mannes Herz
Bleibt ein dunkles Meer
Stiller, alter Schmerzen.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Januarwoche

In Bayern wird von kleineren und mittleren Industriellen die Absicht verfolgt, nach dem Muster der Dawes'schen Bank für Industrieobligationen eine bayerische „Industrieschuldverschreibungsbank" ins Leben zu rufen. Diese soll durch einheitliche Kontrahierung einer Auslandsanleihe den angeschlossenen Unternehmungen ohne besondere Prüfung ihrer Kreditwürdigkeit schematisch Kredite noch einmal in derselben Höhe zur Verfügung stellen, in der die betreffenden Betriebe zur Daweslast nach der amtlichen Umlegung herangezogen werden. Die Einzelheiten des Planes, seine technische Durchführbarkeit und die Angemessenheit der Bedingungen interessieren hier nicht. Uns dient das Projekt nur als weiterer Beweis für eine wichtige Entwicklung. Dieselbe Tendenz zur Zentralisierung der Kreditbeschaffung liegt auch den Wünschen auf Errichtung einer Agrarkreditanstalt zugrunde, soweit sie das Realkreditgeschäft betreffen. Die Rentenbank glaubt sich nach Vorbesprechungen mit amerikanischen Häusern zu der Hoffnung berechtigt, daß eine gemeinsame Anleihe der gesamten Landwirtschaft (deren Unterverteilung auf die einzelnen Betriebe Sache eben jener Agrarkreditanstalt sein soll) in Amerika keine schlechten Unterbringungschancen hätte. Womit — die Richtigkeit dieser Annahme vorausgesetzt — selbstredend noch nicht das geringste zugunsten des Rentenbankplanes gesagt wäre, weil derselbe Zentralpfandbrief, den die erst neu zu schaffende Agrarkreditanstalt ausgeben soll, ebensogut von schon bestehenden Instituten emittiert werden könnte. Die Landschaften verfügen schon über eine Spitzenorganisation in Gestalt der Zentrallandschaft, und die Hypothekenbanken sind zu wenigen großen Blocks zusammengeschlossen, die einer solchen Aufgabe auf Grund jahrzehntelanger Erfahrungen wahrscheinlich besser gewachsen wären als ein junges Unternehmen, dem es an diesen Erfahrungen mangelt. In derselben Weise wie der bayerische Industriellenverband und wie die Rentenbank denken aber auch die deutschen Kommunen an eine unifizierte Befriedigung ihres Geldbedarfs. Die Deutsche Girozentrale verhandelt intensiv über die Einräumung eines großen Anleihekredites durch amerikanische Banken, der dann durch Vermittlung des Zentralgiroverbandes allen Gemeinden auf Wunsch zugute kommen soll. Eine Reihe von anderen Vorhaben ähnlichen Charakters sind noch nicht soweit gediehen, wie die drei, die wir aufgezählt haben.

Allen diesen Entwürfen ist gemeinsam ein gewisser sozialer Zug. Sie stellen sich sämtlich als eine inspirierte Selbsthilfeaktion der Kleinen dar, die hoffen, sich auf diesem Wege

einen Platz an der Quelle der Auslandskredite zu verschaffen, wo sonst nur die Großen und die ganz Großen sitzen. In der Natur des Auslandskredits liegt es begründet, daß er zunächst nur den bedeutenden Kreditnehmern zugute kommen kann, die einen Namen auch außer Landes besitzen. Es ist das eine weitere schicksalsmäßige Bevorzugung der Mammutunternehmungen gegenüber den Betrieben mittleren und kleineren Umfanges, die ohnehin in unserer Zeit der trustbegünstigenden Syndizierung und der konzernfavorisierenden Umsatzsteuer arg ins Hintertreffen geraten sind. Die Vereinigung der Schwächeren ist sogar die hauptsächliche Idee, die den bayerischen Intentionen zugrunde liegt. Krupp und Stinnes, der Norddeutsche Loyd und die Oberschlesischen Kokswerke werden an billigem Auslandsgeld keinen Mangel leiden, aber die kleine unbekannte Fabrik in der Provinz muß teure Bankzinsen aufbringen, soweit sie nicht durch die Kreditnot überhaupt zur Einschränkung oder Stillegung ihrer Produktion gezwungen ist. Ebenso verhält es sich mit den Kommunalanleihen. Berlin und Köln tragen ihren Amerikakredit bereits in der Tasche. Den Gemeinden, die dem Ausländer nicht einmal dem Klange nach bekannt sind, ist eine gleiche Möglichkeit bisher versagt geblieben. Etwas anders liegen die Dinge bei dem Agrarbankprojekt. Der Landwirtschaft ist an sich der Auslandskredit nicht ohne weiteres zugänglich. Aber auch hier würden die größten noch am ehesten imstande sein sich zu helfen, während die bäuerlichen Wirtschaften nur mit Hilfe eines Zusammenschlusses den befruchtenden Strom für sich erschließen können. Siehe die Hypothekenbeschaffungsgemeinschaft zwischen den Raiffeisengenossenschaften und der Meininger Hypothekenbankgruppe! Unter diesem genossenschaftlichen Gesichtspunkt erscheinen die erwähnten Bewegungen zur zentralisierten Kreditbeschaffung durchaus fördernswert. Wir glauben auch, daß die Möglichkeit, auf diese Weise unter Vorschaltung bekannter Organisationen Kredit im Ausland zu erlangen, vorhanden ist.

Aber gerade die leichte Erlangbarkeit für die angeschlossenen Klein- und Mittelbetriebe ist es, die ernsteste Bedenken auslöst. Wenn ein Unternehmen nur an die betreffende inländische Stelle heranzutreten braucht, wenn ihm vielleicht sogar der Auslandskredit von der Spitzenorganisation ohne Zutun offeriert wird, so bedeutet das natürlich eine Ausschaltung all derjenigen Hemmungen, denen die selbständigen Aufnehmer eines direkten Auslandskredites immerhin unterliegen. Die Zentralisierung der Kreditbeschaffung bedeutet also eine gefährliche V e r f ü h r u n g z u r A u f n a h m e v o n A u s l a n d s k r e d i t e n in solchen Fällen, wo das Kreditbedürfnis an sich aufschiebbar wäre. Man bedenke beispielsweise, welche Selbstdisziplin eine Kommunalverwaltung aufbringen muß,

die vielleicht eben erst mit knapper Not nach dem Ueberflußrausch der letzten Monate unter dem Druck der öffentlichen Meinung ihr seelisches Gleichgewicht wiedererlangt hat, wenn sie nun einen anstrengungslos erreichbaren Kredit zurückweisen soll, der sie mit einemmal instand setzen würde, die ausschweifendsten Pläne des Lokalpatriotismus in die Wirklichkeit umzusetzen. Denn so wird es doch kommen, daß die Sammelanleihe zu gleichen Quoten unter die einzelnen Gemeinden aufgeteilt wird. Man redet zwar heute viel von den dringlich produktiven Zwecken, für die allein Auslandskredit in Anspruch genommen werden soll. Aber der Begriff der Produktivität ist höchst dehnbar, und keine Gemeinde in ganz Deutschland wird außerstande sein nachzuweisen, daß in ihrem engeren Bezirk diese oder jene Neuanlage höchst produktiv wirken würde. Wenn demnächst unter Aufhebung der Sperrverordnung für Auslandskredite die Kontrolle über die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit von Auslandsanleihen von den Ländern gewissermaßen in Selbstverwaltung genommen werden wird, dann wird es erst recht schwer fallen, dieser Gemeinde die Produktivität ihres Kredites anzuerkennen und einer anderen dasselbe Zeugnis zu versagen.

Immer von neuem muß wiederholt werden, daß Kredite nicht nur dazu da sind, aufgenommen zu werden, sondern daß sie zurückgezahlt werden müssen. Wenn unsere amtliche Wirtschaftspolitik überhaupt einen Zweck haben soll, so hätte sie stets und ständig zur größten Zurückhaltung in der Aufnahme von Auslandskrediten zu mahnen. Ein gewisses Quantum freilich ist notwendig und nützlich, aber im Prinzip muß daran festgehalten werden, daß die deutsche Wirtschaft sich nach Möglichkeit *durchhungern* muß, bis die Kapitalbildung im Innern eine Verbreiterung der Kreditbasis zuläßt. Was ein Uebermaß von Auslandskrediten in konjunktur-, devisen- und reparationspolitischer Beziehung Unheil anstiften könnte, das ist hier oft genug auseinandergesetzt worden. Aber nur der Reichsbankpräsident scheint in Deutschland diese Zusammenhänge zu fühlen. Anderswo führt man ahnungslos bittere Klage über das *Passivum in der Handelsbilanz*, das im November auf über 400 Millionen Reichsmark angewachsen ist, und sieht nicht, daß die Auslandskredite dieses Passivum zwangsläufig zur Folge haben, daß die Passivität der Handelsbilanz gar nicht ausbleiben kann, solange die sogenannte Befruchtung Deutschlands durch Auslandskredite andauert. Niemand legt doch die erlangten Devisen in Spiritus und stellt sie ungenutzt in den Schrank, sondern sie werden, soweit sie sich nicht bei der Reichsbank in deutsches Geld umwandeln, zu Importzwecken verwendet, zu nichts anderem.

GLOSSEN

SCHAPIRO-ECKERMANN.

Ein junger polnischer Literat, Herr Josef Schapiro, welcher der deutschen Literatur durch Uebertragungen aus Perez und Asch wertvolle Mittlerdienste tun könnte, hat sich entschlossen, sich als Eckermann auf hiesigem Platze zu etablieren. Er scheint eine Zeitlang geschwankt zu haben, wessen Eckermann er werden soll, denn neben einer heißen Verehrung für Gerhart Hauptmann wohnt in seinem reinen Busen ein ebenso glühender Enthusiasmus für den Dichter Victor Hahn. (Diese doppelte Schwärmerei teilt er mit Emil Ludwig.) Zum Glück hat er im „Berliner Tageblatt" Verständnis für sein Doppelideal gefunden. Er schreibt dort einen Hymnus auf Victor Hahns historische Dramen und darf auch seinem zweiten Gott dort opfern. Freilich, Schapiros Begeisterung für Hauptmann reicht an seinen Enthusiasmus für Victor Hahn nicht heran. Deshalb kann er im Berliner Tageblatt nicht Hymnen, wie auf Victor Hahn, sondern bloß „Gespräche mit Gerhart Hauptmann" veröffentlichen. Auf Hiddensoe hatte Schapiro beschlossen, sich als Hauptmanns Eckermann aufzumachen, an der klippenreichen Küste oder im Tannenwald der Insel bauten sich dem literarischen Agenten Vertragsofferten erster Verlagsfirmen verlockend auf, er sah den Band „Gespräche mit Hauptmann, 476 Seiten, broschiert M. 7.50, gebunden M. 10.—, Vorzugsausgabe auf Büttenpapier M. 125.—" deutlich vor sich und stürzte, während ein schwarzer Vogel durch die Luft flog, auf den zu Be-Eckermannenden. Schapiro ging aufs Zentrum los, denn laut „Berliner Tageblatt" vom 25. Dezember war Schapiros erste Frage an den überfallenen Dichter:

„Ich wollte Sie schon so oft fragen, ob Sie eigentlich religiös sind?"

Hauptmann muß den Druck dieser Reporterpistole auf der Brust gefühlt haben, denn nach Schapiro-Eckermanns eigener Aussage tat er darauf folgendes: „Hauptmann blieb stehn, betrachtete mich mit einem Lächeln und setzte seinen Spaziergang fort. „Sie fragen mich zu viel!" sagte er dann."

Aber zu viel fragen ist ja das Geschäft Schapiros. Jede dieser zu viel aber ausdauernd gestellten Fragen rentiert sich bei einer Auflage von 5000 Exemplaren der „Gespräche", einen Ladenpreis von M. 7.50, zu 15 v. H. gerechnet, natürlich ohne Beteiligung des Befragten, der bloß, wie man in Wien sagt, als „Wurzen" verwendet wird.

Eckermann-Schapiro wurde aufgefordert, das Religionsgespräch Frau Hauptmann zu erzählen.

„Was täte ich," antwortete Schapiro, „wenn ich dieses Gedächtnis nicht hätte?" (Die ganze Auflage schwömme fort.) „Unsere Gespräche werden meist zu solchen Stunden geführt, zu denen sich selbst Dionysos

nach dem Bette sehnt". Schapiro, der in erstaunlich kurzer Zeit so viel Deutsch erlernt hat, als zur Mitarbeit an großen Tageszeitungen nötig ist, irrt da. Es muß heißen: „Stunden, in denen Dionysos sich nach dem Bette sehnt". Aber hat sich denn Dionysos in Lodz überhaupt nach dem Bette gesehnt?

Im Uebrigen: Wann erscheinen die Gespräche mit Victor Hahn?

BRIEFE AN DAS TAGEBUCH

1.

Für Rudolf Steiner.

Hamburg, Weihnacht 1924.

Verzeihen Sie, wenn ich, die ich nichts weiter von mir sagen kann, als eine Leserin des „Tagebuch" zu sein, mir die Freiheit nehme, an Sie zu schreiben. Aber die ganze geistige Einstellung des Tagebuches ermutigt mich dazu und ich hoffe, daß Sie mir einige Minuten Gehör schenken werden, auch wenn Sie gegenteiliger Ansicht sind.

Ich lese Ihre Zeitschrift von Anfang an und verdanke ihr so vieles, begrüße besonders das Prinzip, jede Anschauung zur Geltung kommen zu lassen. Ich wunderte mich daher anfangs, daß Sie eine geistige Bewegung, wie sie die Anthroposophie bedeutet, mit Stillschweigen übergingen, bis eines Tages ein Aufsatz erschien, über den ich zunächst tief erschrocken war. Ich erinnere mich, daß der Verfasser schrieb „Wir leben im Zeitalter des Essays", sich gleichsam entschuldigend oder ironisierend, in dem Glauben, mit einigen Essays Anthroposophie abtun zu können. Dann aber war ich erschüttert über die Blasphemie eines zivilisierten Menschen, und das Ganze erschien mir jednfalls als ein trauriges Zeitdokument.

Ich bin Anthroposophin, also eine Fanatikerin, werden Sie vielleicht denken, eine Anhängerin Steiners. Aber dem ist nicht so. Ich bin viel zu kühl und kritisch, um fanatisch zu sein, und von Anhängerschaft kann bei Anthroposophie überhaupt nicht die Rede sein, es hieße denn, Rudolf Steiner, den Verkünder menschlicher und persönlicher Freiheit, gänzlich verkennen. Aber ich fühle mich angesichts des im letzten Tagebuch veröffentlichten Gedichts „Versteinerung" gezwungen, etwas dazu zu sagen, obgleich ich weiß, wie wenig ich dazu berufen bin, denn, abgesehen von der verhältnismäßig kurzen Spanne meiner Zugehörigkeit zur Anthroposophischen Gesellschaft, läßt mir mein Beruf nicht allzu viel Zeit, mich

mit diesen Dingen so zu beschäftigen, wie ich möchte. Aber das, was ich heute schreibe, glaube ich, doch verantworten zu können.

Wie gesagt, ich hatte gehofft, im Tagebuch auch einmal etwas über Anthroposophie zu lesen, wenn auch gegnerisch, aber objektiv. Solche Gegnerschaft ist einer Bewegung meistens dienlicher als eine große Zahl lauer Mitläufer, und wie oft ist schon aus einem Saulus ein Paulus geworden. Sehr verehrter Herr Großmann, ich kenne Sie, wenn Sie mir diesen Ausdruck gestatten wollen, nur aus dem Tagebuch und aus einem Vortrag, den Sie anläßlich der Rathenau-Gedenkfeier in Hamburg hielten. Ich bin der Ueberzeugung, daß Sie niemals Ihre Hand leihen würden, einen großen und idealen Impuls auch nur zu verdunkeln oder zu verdächtigen. Was aber durch jenen Aufsatz und das jetzige Gedicht getan ist, will ich hier nicht aussprechen. Wie mancher Tagebuch-Leser mag, veranlaßt durch diese Lektüre, ein falsches Bild von Anthroposophie erhalten und nun voreingenommen sein.

Anthroposophie ist für mich Fortschritt, Aufwärtsentwicklung auf jedem Gebiete in einer den Zeitverhältnissen angepaßten Form. Aus Ihren schönen Worten über Rathenau habe ich entnommen, daß Sie ihn persönlich gekannt haben. Sein in die Zukunft gerichteter Geist wird jedem Suchenden und Ringenden ein Wegweiser und eine Leuchte sein, und wenn ich Worte von ihm lese wie: „Das Evangelium wäre sterblich, wenn es als abstraktes Gesetz auf Pergament stände, und kehrte sein Verkünder wieder, so würde er nicht wie ein studierter Pastor in antiquarischer Sprache mit syrischen Gleichnissen reden, sondern von Politik und Sozialismus, von Industrie und Wirtschaft, von Forschung und Technik; freilich nicht als Reporter, dem diese Dinge an sich erfüllt und stupend sind, sondern den Blick auf das Gesetz der Sterne gerichtet, dem unsere Herzen gehorchen," so kann ich nicht anders, als sagen, das ist reinste Anthroposophie und ich empfinde es schmerzlich und als große Tragik, daß Steiner und Rathenau nicht zueinander gefunden sind.

Doch wozu brauche ich Worte zu machen; es gibt genug Berufene, Namen von Rang und Klang, die sich heute schon für Anthroposophie einsetzen. Um nur einen zu nennen, der auch im Tagebuch des öfteren gewürdigt wurde, Christian Morgenstern. Ich weiß wohl, daß viele sagen: „Ja, der Morgenstern ist nicht mehr ernst zu nehmen; das ist der kranke, aus dem der Verfall spricht." Ich bin aber der Ansicht, daß gerade der kranke, dem leiblichen Tode verfallene Mensch durch die beginnende Lösung von der Materie feinfühliger und hellhörig wird für alles Spirituelle und so erscheint mir Morgensterns Bekenntnis zu Steiner oder richtiger zur Anthroposophie in seinen Gedichten „Wir fanden einen Pfad" wie ein Vermächtnis. Ich möchte nur die beiden Widmungen zitieren:

So wie ein Mensch, am trüben Tag,
der Sonne vergißt, —
sie aber strahlt und leuchtet unaufhörlich, —
so mag man Dein an trübem Tag
vergessen,
um wiederum und immer wiederum
erschüttert, ja geblendet zu empfinden,

wie unerschöpflich fort und fort
und fort
Dein Sonnengeist
uns dunklen Wandrern strahlt.

und dann: Nach der Lektüre des Helsingforser Cyclus 1912

Zur Schönheit führt Dein Werk,
denn Schönheit strömt
zuletzt durch alle Offenbarung ein,
die es uns gibt.
Aus Menschen-Schmerzlichkeiten
hinauf zu immer höhern Harmonien
entbindest Du das schwindelnde
Gefühl,
bis es vereint
mit dem Zusammenklang
unübersehbarer Verkünder GOTTES
und seiner nie gefaßten Herrlichkeit
mitschwingt im Liebeslicht
der Seligkeit . . . .
Aus Schönheit kommt,
zur Schönheit führt
Dein Werk.

Und nun halte man das Gedicht des „Martin“ aus dem letzten Tagebuch dagegen. Ich glaube, wenn ein vorurteilsloser Mensch diese Sachen liest, ohne etwas zu wissen von Anthroposophie, Morgenstern oder Martin und man ihm sagt, daß Veranlassung zu diesen drei Dichtungen das gleiche Motiv sei, so wird er sicher antworten „Da stimmt etwas nicht“ und vielleicht „man müßte der Sache auf den Grund gehen“ und das ist es, was ich allen Kritikern der Anthroposophie und auch den Mitarbeitern des Tagebuches wünsche, der Sache auf den Grund zu gehen.

Gertrud Straßburg.

2.

Schnitzler über Alfred Kerr.

In den Weihnachtstagen wurden Bruchstücke aus einem ungedruckten Buch von Arthur Schnitzler

über Kunst und Kritik veröffentlicht. Da las ich:

Des Kritikers erste Frage müßte sein: Was hast du mir zu sagen, Werk —? Aber das kümmert ihn im allgemeinen wenig. Seine erste Regung ist vielmehr: Nun, Werk, gib Acht, was ich dir zu sagen habe!

Schnitzler hat zu diesem klaren Satz keinen Namen genannt. Aber welcher erfahrene Leser hat nicht unwillkürlich die Adresse hinzugefügt, an die diese Kritik einer unerträglich selbstgefälligen Kritik gerichtet ist?

Erich Niemann.

ANEKDOTE

Voltaires langjährige Freundin und Geliebte, die ebenso geistvolle wie fruchtbare Schriftstellerin Madame du Chatelet, fühlte sich zu ihrem Entsetzen im Alter von fast vierzig Jahren schwanger, nachdem sie bereits seit Jahren mit ihrem Manne keinerlei Gemeinschaft mehr gepflogen hatte. Vater des zu erwartenden Kindes war aber nicht Voltaire, mit dem sie damals, da er sehr frühzeitig dem Dienste der Venus entsagt hatte, nur durch warme Freundschaft verbunden war, sondern der galante Saint Lambert. Trotzdem offenbarte sie sich dem Freunde, der in seiner bewährten Hilfsbereitschaft Saint Lambert zu einer Beratung hinzuzog, wie man das peinliche Ereignis am besten vor dem Ehemann und der Gesellschaft bemäntele. Nachdem die abenteuerlichsten Vorschläge gemacht und verworfen waren, sprang Voltaire wie in plötzlicher Erleuchtung auf und rief: „ich hab's, reihen wir das Kind ein unter Madame du Chatelets vermischte Werke."

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

Hermann Bahr ersucht uns, den Namen des Verfassers, den er für das größte Talent der jungen Generation hält, und der durch einen Druckfehler im Weihnachtsheft verunstaltet war, richtig zu nennen: Alexander Lernat-Holenia.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 52)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Januarwoche

Soll man auswandern? Kann man sich ein neues Vaterland suchen? Nein, Heimat ist Schicksal, Sprache ist innerer Zwang, die Ehe mit dem Land, dem man entsprossen, ist unlösbar. Aber man möchte, sieht man der deutschen Politik zu, auf und davon gehen, verzweifelnd an der Fähigkeit der Deutschen, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterscheiden. In dieser Stunde wird dem Rheinland bitterste Qual zugefügt, Köln, das wieder deutschen Gesetzen unterworfen sein sollte, bleibt in englischer Besatzung. In jedem anderen Lande erhöbe sich die Nation, in jedem anderen Volk vergäße man den Zank der Parteien, jedes andere Volk sammelte sich jetzt hinter seinen Staatsmännern. Wir aber entblößen uns gerade in dieser Stunde unserer Regierung, wir lassen den Kölner im Stich, der in diesem Augenblick Reichskanzler ist. Und es sind die Allernationalsten, die diese Destruktion der Nation aufs Hitzigste und Grimmigste betreiben. Deutschland könnte den Völkerbund anzurufen suchen, Deutschland könnte an Amerika appellieren, Deutschland könnte mit Herriot verhandeln. Deutschland — gibt es denn eine politische Zusammenfassung Deutschlands? Gibt es denn ein Deutschland? Es gibt hier Preußen, Bayern, Sachsen, es gibt Tirpitze und Stresemänner, Bredts, Emmingers und Koenens, es gibt Industrielle, die Eisenzölle, und Proletarier, die höhere Tarife wollen, es gibt Landwirte, die sich höhere Getreidepreise wünschen, und Wirtschaftsparteiler, die nach der Verlängerung der Sperrstunde für die Gastwirte schreien. Es gibt alles in Deutschland, nur Deutsche nicht. Und deshalb gibt es, politisch-ethisch, noch kein Deutschland. Wer jung ist und nicht ersticken will, der reiße seine Wurzeln aus diesem Unglücksboden und suche sich ein Land, das einmal ein Vaterland werden könnte!

Nein, nein, nein, die Zumutung, Stresemann stecke hinter dem ganzen Barmat-Rummel, weisen wir zurück. Alle Briefschreiber und vertraulichen Informatoren, die sich ununterbrochen zuflüstern: Sieh doch, wie pünktlich der Skandal ausgebrochen ist, Stresemann selbst hätte keine bessere Stunde zum Beginn des Spektakels festsetzen können — alle diese sonst sehr scharfsinnigen Beurteiler haben Unrecht.

Es gibt politische Infamien, zu denen die Technik eines gewitzteren Parlamentarismus, als es der deutsche ist, gehört. Nein, nein, nein, diese Zumutung darf nicht ausgesprochen — ohne bewiesen zu werden. Das aber ist unmöglich. Gewiß, Stresemann ist ein schielender Charakter, gewiß, Stresemann hat Himmel und Hölle in Bewegung gestzt, um Marx die Konstituierung des Kabinetts zu erschweren, gewiß, Stresemann wollte die preußische Regierung stürzen, den Deutschnationalen zuliebe, die Severing um jeden Preis abkillen wollen. Es ist auch richtig, daß der Staatsbank-Skandal das Mittel war, den preußischen Finanzminister, den Volksparteiler von Richter, zum Abgang zu bewegen. — All das stimmt, dennoch darf man und soll man den Verdacht zurückweisen, Stresemann sei der geheime Spielleiter des Stücks, dessen Aufführung ihm gerade zur rechten Zeit kommt. Nein, nein, nein, so raffiniert ist selbst Stresemanns Technik im Intrigantenstück nicht, so gehorsam pariert auch diese Magdeburger Justiz noch nicht auf leisen Druck von rechts. Es liegt bloß ein glücklicher Zufall vor. Zufall? raunen die politischen Misanthropen. Zufall — diese pompöse Inszenierung in Schwanenwerder? Zufall — dieser ungeheure Aufmarsch von Land- und Wasserkräften, um einen waffenlosen, wahrscheinlich waffenfeindlichen Bankier mit Frau und dreizehnjährigem Sohn zu verhaften. Zufall — diese Ueberschwemmung mit erfundenen, aufgebauschten und fett gedruckten Falschmeldungen, wobei die Staatsanwaltschaft den „Amtlichen Preußischen Pressedienst“ sorgfältig umging. Zufall — der Beginn der Sensationskomödie vier Tage vor Zusammentreten des Reichs- und Landtages. Zufall — daß das Organ des Herrn Stresemann plötzlich in den Sauherdenton antisemitischer Schmierblätter fiel und Leute, die noch nicht einmal verhaftet, nur vorläufig festgenommen waren, schon als ostjüdische Blutsauger ansprach. Dennoch: die Indizien reichen nicht aus, Stresemann für den heimlichen Verfasser des aufregenden Stücks zu halten. Er wäre ganz im Recht, angesichts einer so schweren und so unbewiesenen Beschuldigung mit seinen hellen Unschuldsaugen vor die Arena zu treten und mit dem schönen, idealistischen Pathos, das ihm eignet, festzustellen, daß er bis zum Tage der Verhaftung, pardon: vorläufigen Festnahme von dem ganzen Staatsbank-Skandal nichts gewußt und nichts geahnt hat. Wie sollte es auch Zusammenhänge zwischen den Berliner Staatsanwälten und dem Außenminister geben? Die Herren kennen einander (vermutlich) persönlich kaum — seinerzeit, bei der plötzlichen Verhaftung von Stresemanns Aufsichtsratskollegen Litwin fungierte wohl ein anderer Staatsanwalt? — sie haben amtlich nicht das mindeste miteinander zu schaffen. So weit wir unterrichtet sind, stehen die Staatsanwälte auch Stresemanns Partei fern. Der eine wird uns als enragierter Deutschnationaler geschildert, der zweite soll deutschvölkisch gesinnt sein und der dritte, ja, der dritte ist ein getaufter Jude, und das könnte bedenklich stimmen. Uebrigens wissen wir, nicht wahr, wir alle wissen,

daß deutsche Richter und Staatsanwälte in ihrer Amtstätigkeit nicht einen Augenblick von ihrer politischen Einstellung beeinflußt werden. Weshalb also hier nach Wurzeln graben, die im Dunkeln stecken? Leider sind viele von uns durch bitterstes Erleben, so misanthropisch geworden, daß sie in Deutschland nicht mehr an ein freies Spiel der politischen Kräfte glauben, sondern nur an eine kommandierte Stichwort-Komödie. Aber mit Ekelgefühlen läßt sich schlecht politische Psychologie treiben. Man müßte zum deutschen Deutschenfeind werden, glaubte man diese entsetzliche Hypothese, der ganze Barmat-Lärm sei jetzt ausgebrochen, um die deutschnationale Herrschaft im Landtag, im Reichstag und auf dem Stuhle des Reichspräsidenten zu sichern. Mit den Diktatoren, raunen diese Misanthropen der Politik, gings nicht, auch mit der parlamentarischen Eroberung war es nach den Maiwahlen Essig, also brauchte man die Stinkbomben eines Korruptionsstückes. Ach, man muß seufzend zugeben, daß einige Argumente für diese Gedankengänge sprechen. Dennoch will man nicht glauben und gar nicht zu beweisen suchen, daß Stresemann selbst der lächelnde Protektor der pünktlichen Komödie ist, welche in Wahrheit einige Väter haben dürfte, die, unabhängig von einander, an der lohnenden Arbeit schusterten. Nein, man soll Stresemann nicht überschätzen, auch nicht als Intriganten.

Der neue Reichstag versammelte sich, der gute alte Herr Bock griff nach der Glocke, die Kommunisten schrien, weil sie nicht sprechen können und die Deutschnationalen beantragten das, was des alten Reichstags immer wiederholte Sünde war: die schnelle Vertagung. Wohlgemerkt, Vertagung ehe der Reichstag sich einen Kopf gewählt hatte. Was soll man zu Leuten sagen, die vor sich selbst so wenig Achtung haben? Ueberall in der Welt würde ein neugewähltes Parlament sich vor allem konstituieren. Bei uns ist die erste Tat neu gewählter Leute ein Selbstmordversuch am Reichstag. Die Dummköpfe, welche die Wahl des Präsidenten verhindern oder hinausschieben wollten, opferten das bißchen parlamentarische Tradition, das auch in Deutschland bestand, vorerst ihrer Abneigung gegen Paul Löbe, der ein vornehmer, kluger, nach allen Seiten gerechter Verhandlungsleiter ist. Die tollste Parteiverbohrtheit offenbarte sich herrlich schon am ersten Tage: Um der Gefahr zu entgehen, einen Gegner auf den Präsidentenstuhl zu setzen, wollte man diesen Stuhl leer lassen. Schließlich ist in der zweiten Sitzung Paul Löbe doch gewählt worden, und daß es im ersten Wahlgang



Der Alterspräsident Bock

geschah und der Kandidat der Sozialdemokraten eine so stattliche Stimmenzahl auf sich vereinte, das ist ein erster und vielleicht nicht unbeträchtlicher Dämpfer für die betriebsamen Stresemänner. Die blieben mit ihrem Herrn v. Kardorff allein, der Versuch einer Bürgersammlung scheiterte; die Rechte ließ nicht von ihrem Wallraf und das Zentrum spielte nicht mit. Aber es kommt nicht in erster Linie darauf an, daß das Attentat mißglückte, das wesentliche ist, daß eine solche Absicht



Der Vizepräsident Dittmann

überhaupt aufkommen, daß der Versuch unternommen werden konnte, diese Absicht in die Tat umzusetzen. Die braven Volksparteiler, die sich so gern als die einzig patentierten Hüter der vaterländischen Traditionen ausgeben, haben nicht mit den Mitteln, wohl aber im Geiste der Kommunisten es unternommen, den neuen Reichstag, der ohnehin nicht unter dem Stern der Fruchtbarkeit steht, von vornherein völlig zu sterilisieren. Ja, sogar einige Leute des Zentrums scheinen eine Zeitlang unsicher gewesen zu sein. Ist es ein Zufall, daß gerade in diesen Tagen der teure Name des Herrn H e r m e s wieder lautbar geworden ist? Stehen wir in der deutschen Politik unter dem eisernen Gesetz der ewigen Wiederkehr? Aber was soll man zu neuen Leuten sagen, die für die neuen Aufgaben nur neue Kabalen mitbringen? In einer Gesellschaft, die auf ihre Würde bedacht ist, hätte man den Kandidaten der stärksten Partei gewählt und dann eine große und harmonische Trauerkundgebung für das mißhandelte Köln veranstaltet. Aber wir sind Deutsche, will sagen Leute mit deklamatorischen Anwandlungen ohne gebieterischen nationalen Instinkt. Köln ist vergessen, wenn Gelegenheit da ist zu kleinlichen Kabalen und Tücken



Der andere Otto v. Bismarck

gegen einen, sei's noch so rechtschaffenen, Gegner. Hagen ist unter den Deutschen immer noch stärker als Siegfried. Die Uebung, daß ein Deutscher dem andern einen Schuß von hinten, in den Lindenblattfleck schickt, ist eben die stärkste deutsche Tradition. Nun, Paul Löbe ist doch durchs Ziel gegangen, die Intriganten haben sich umsonst bemüht. Aber der bittere Nachgeschmack bleibt. Der erste Ton des neuen Parlaments war eine schrille Dissonanz.

RUDOLF OLDEN (Wien)

DER HERR GEHEIMRAT

Unter uns gesagt: jeder Mensch hat seinen Preis. Er muß nicht gerade in Bargeld gezahlt werden. Es kann auch Liebe sein, oder ein Orden, ein Titel, eine Beförderung oder sonst eine Puschel für die Eitelkeit. Schon für einen bloßen Händedruck, wenn er nur von der richtigen Hand kam, sind nicht wenig Schurkereien und Ungerechtigkeiten begangen worden. Wenn mir also von jemand gesagt wird, er sei „absolut integer", so habe ich eine peinliche Empfindung bei diesem starken Ausdruck. Denn auch die absoluteste Integrität ist noch eine höchst relative und differenzierte Angelegenheit.

Mit der „absoluten" Integrität der preußischen Bureaukratie, von der sie selbst so gern sprach und von der überhaupt so gern gesprochen wurde, war es doch schon vor dem Krieg, vor der Revolution und Inflation eine etwas eigene Sache. Allerdings, Trinkgelder wurden in Preußen von einer gewissen Rangklasse an aufwärts nicht genommen. Aber das beruhte mehr darauf, daß man auf andere Weise besser zu seinem Vorteil zu kommen wußte, als daß etwa die preußischen Beamten lauter heimliche Engel mit schneeweißen Flügeln unter den schwarzen Röcken gewesen wären. Die rein menschlichen Dinge sehen sich eben überall ziemlich ähnlich. Und die Veränderungen, die man jetzt in Berlin zu beobachten Gelegenheit hat, sind mehr Folgen einer Krise der Autorität als der Moral.

Ein preußischer Minister des Innern hat einmal offen im Abgeordnetenhaus gesagt, er ziehe Anwärter, die „Heidelberger Vandalen" seien, bei gleicher Befähigung anderen vor. Er hätte nicht gerade diese renommierte studentische Korporation nennen müssen, es gab noch ein paar andere von ihnen, die bei den Personaldezernenten der Regierungsbehörden ebenso wohlakkreditiert waren. Und ebenso hätte er die Namen von ein paar Hundert alt- oder neuadeligen und auch vor der „Erhebung" in den Adelsstand stehenden bürgerlichen Familien nennen können, deren Träger „bei gleicher Befähigung" ebenfalls den Vorzug erhielten. Was man aber unter gleicher Befähigung versteht, das liegt ja fast ganz in der höchst subjektiven Auffassung des Beurteilers. Wobei nicht daran vergessen werden darf, daß das Wohlwollen der Staats-

vertreter ja schon bei der Ablegung der Examina gegenüber den Angehörigen der bevorzugten Klasse begann. Auch das System zur Berechtigung der späteren Bevorzugung war wohl fundiert.

Das preußische Beamtentum war eine sich stetig mit der Eroberung neuer Landesteile erweiternde Clique. Der feste Stamm aus altpreußischen Adeligen, der ja auf die Dauer nicht allein das notwendige Menschenmaterial liefern konnte, wurde ständig ergänzt durch die Söhne reich gewordener Industrieller und Gutsbesitzer, die auf dem Weg über die Studentenkorps oder durch Heirat rezipiert wurden. Mit der „altpreußischen Einfachheit" und angeblich traditionellen Armut war es schon lange nichts mehr. Man saß im Gegenteil ziemlich warm und mollig in diesem Kreis, die Beamtenschaft war relativ wohlhabend gegenüber der vieler anderer Länder. Wenn sie auch natürlich lange nicht so gut bezahlt war wie die Bureaukratie des reichen England, so ging es ihr doch unendlich viel besser als der Oesterreichs oder auch Frankreichs. Sie war eben, das war das Entscheidende, die herrschende Schicht Preußens. Und, wie der Mensch nun einmal ist, ist Herrschaft mit Besitz untrennbar verbunden.

Entscheidend für die Struktur des preußischen Beamtentums war, daß es nie seinen Zusammenhang mit den ostelbischen agrarischen Provinzen verlor, in denen es seinen familiären und ideellen Ursprung hatte. Dort, wo die Nationalliberalen noch bis heute als halbe Revolutionäre gelten und die Sehnsucht nach dem absoluten Königtum keineswegs ausgestorben ist, — dort ist auch der enge Zusammenhang zwischen politischen und materiellen Interessen immer am unverhülltesten hervorgetreten.

Die Großgrundbesitzer „opferten" ihre zweiten bis siebenten Söhne dem Staate; dafür aber hatte auch der Staat reichlich für sie zu sorgen. Das geschah im großen durch Getreidezölle und Verzicht auf die Erbschaftssteuer, im kleinen durch hunderterlei einträgliche Gefälligkeiten, die die Behörden den „notleidenden" Agrariern gewährten. Da gab es die verschiedensten Kassen und Vereine, die angeblich im Staatsinteresse subventioniert wurden, von denen aber die Subventionen weiter in die Taschen der „Königstreuen" flossen; da wurde auch der Staat in der frechsten und kaltblütigsten Weise um die Abgaben geprellt, die ihm zukamen. Von dort zogen die Jünglinge als Regierer nach Westdeutschland, wo es ihnen, weil sie eben die Macht besaßen, auch nicht schlecht ging. Vor allem die Mitgift der durch den Glanz des Herrentums und der Großschnauzigkeit geblendeten Töchter neuer Reicher spielte dabei eine große Rolle.

Dieses ganze System aber kulminierte in Berlin in der hohen Ministerialbureaukratie. Im Angesicht des Hofes, in der beglückenden Nähe der Garde zu wohnen und Einfluß zu üben, war für strebsame Geister besonders anziehend. Die fleißigsten und gelenkigsten unter den höheren Beamten fanden sich hier zusammen

und repräsentierten in den Zentralen, wo die Fäden zusammenliefen, die Kräfte, deren Emissäre sie waren. Das Ministerium des Innern, das Landwirtschaftsministerium, das Kriegsministerium, die preußische Staatsbank, die großen halbstaatlichen Agrarbanken — sie alle hatten ja nicht nur Stellungen und Ehren, sondern auch Gelder zu vergeben. Da waren Flurschäden zu ersetzen, Remonten anzukaufen, Hypotheken zu vergeben, Trassen zu legen, Domänen zu verpachten, Zuchtvereine zu sustentieren und mit Tausenden von Dingen Vorteile zuzuschanzen, für die wieder Vorteile einzuheimsen waren. Es sei nur an ein einziges, besonders großartiges und krasses Beispiel erinnert: an die Ansiedlungskommission, die Hunderte von guten, vollwertigen Goldmarkmillionen dafür zu verwenden hatte, daß polnische Güter parzelliert und von deutschen Ansiedlern kolonisiert wurden und die notarisch drei Viertel ihres Goldstroms in die Taschen deutscher Agrarier fließen ließ, die die richtigen „Verbindungen" hatten. Wer aber inmitten dieses ganzen riesigen Netzes saß und dem es letzten Endes nicht schlecht anschlug, der sich schöne Jagdeinladungen und einen ruhigen Lebensabend sicherte, seine Söhne unterbrachte und seine Töchter gut verheiratete — das war „der Herr Jeheimrat".

Mit Kutisker aus Kowno hätte der Herr Geheimrat früher keine Geschäfte gemacht, er hatte es auch nicht nötig. Aber seit der Revolution ist das System gestört. Man ist mit einem Stock in die Ameisenhaufen gefahren und alles läuft aufgeregt durcheinander. Da sind auf einmal Demokraten und Sozialdemokraten, Menschen, mit denen man früher nicht an einem Tisch gesessen hätte, Minister geworden; die Oberbürgermeister sind jetzt die Elite: zu Landräten werden Gewerkschaftssekretäre ernannt, und der Landwirtschaftsminister ist ein gewisser Wendorff geworden, der früher von allen Gutgesinnten boykottiert war. Die ganze Geschichte funktioniert nicht mehr, und niemand weiß, wie es ihm einmal ergehen wird. Da ist es ratsam, daß man rechtzeitig das Seinige (oder Fremde) in Sicherheit bringt.

Also Korruption? Ja, natürlich. Nur eben wilde, gefährliche Korruption, bei der man plötzlich verhaftet werden kann, während die gute, alte Korruption fein säuberlich methodisiert war, ihren sicheren Ertrag brachte, Tradition hieß und niemand in Gefahr stürzen konnte. Das ist der ganze Unterschied.

In Deutschland aber läuft der Efeu der Vaterlandsliebe mehr am Throne empor, als auf dem Boden umher; nämlich, wir haben immer einen großen Fürsten — groß, entweder geographisch oder heroisch oder sittlich — vonnöten, um erst an ihm das Vaterland zu lieben.

Jean Paul

Mark Twain, der, im Grunde genommen, wie viele Humoristen, ein schwarzgalliger Pessimist war, beklagte sich oft in intimen Kreisen darüber, daß er bei keiner festlichen Gelegenheit den Mund aufmachen könne, ohne daß das ganze Auditorium schon vorher zu lachen anfinge. Ganz einerlei, ob er etwas Ernstes zu sagen habe, oder nicht. Er sei einmal als „Bruder Lustig“ abgestempelt, und selbst bei einer Leichenrede würde das Publikum nie dulden, daß er aus seiner Rolle fiele.

Nicht weniger schlecht geht es Bernard Shaw, der auch mitunter etwas sehr Ernsthaftes zu sagen hat und der doch niemals so ernst genommen wird, wie er es wünschte. Erst neulich schrieb ich Ihnen über die unpassenden Heiterkeitserfolge seiner „Heiligen Johanna“ in Deutschland. Und wiederum ist es jetzt dasselbe Deutschland, daß Shaws neueste Aeußerung, seinen Brief an die „Iswestija“ in Moskau, als geistreich, interessant, launig und „der humoristischen Ader des Schreibers alle Ehren machend“ in sämtlichen Korrespondenzen, die ich las, feiert.

Die Zeitung „Iswestija“ hatte Shaw um eine schriftliche Aeußerung in Sachen der englisch-russischen Beziehungen gebeten, und seine Antwort an den Redakteur des Blattes wird im „Daily Herald“ vom 8. Dezember wiedergegeben. Sie beginnt mit einer farblosen Einleitung, die der Sowjet-Regierung den Rat gibt, viel Geduld zu haben, da die „ökonomischen Verhältnisse schließlich doch die Politik in ihre Bahn ziehen werden,“ und weil „eine Tory-Regierung unter dem Druck der Handelskreise eher Verträge abschließen und Kredite gewähren könne, als die der City stets verdächtige Labour-Regierung“.

Und dann kommt ganz unvermutet und aus heiterem Himmel der Ratschlag an die Sowjet-Regierung, sich von der dritten Internationale loszusagen. Die Konstitution dieser dritten Internationale sei übersetzt in der „Times“ erschienen, und ihr „ganz bourgeoishafter Idealismus“ und ihre „kindische Unerfahrenheit über Personen und Dinge“ hätten alle Freunde der Sowjets in England vor den Kopf gestoßen.

Es soll hier für deutsche Leser eingeschaltet werden, daß Shaw ein Sozialist ist, der seinerzeit die russische Revolution mit Freuden begrüßte und allen Besuchern und Zuhörern stets erklärte: „Anch' io Poeta“ — auch ich, der Dichter Shaw, bin ein guter Bolschewik.

„Vom Standpunkte der englischen Sozialisten gesehen,“ so führt der gute Bolschewik weiter aus, „verstehen die Mitglieder der dritten Internationale nicht einmal den Anfang des sozialistischen ABC's. Bevor nicht Moskau gelernt hat, über diese dritte Internationale zu lachen und Karl Marxens Theorien so weit hinter sich

gelassen hat, wie die moderne Wissenschaft den alten Moses, kommen wir aus der Verwirrung nicht heraus. Ich spreche aus Erfahrung, denn es ist nicht das erste Mal, daß internationale Mißverständnisse auftauchen. Viele Jahre hindurch, und nachdem Marx längst gestorben, hat sein Kamerad Friedrich Engels die deutschen Sozialdemokraten von allen wirklichen und wirkungsvollen englischen Sozialisten ferngehalten, weil er absolut nicht verstehen konnte, daß er und Marx, zwei alte Männer, die sich geflissentlich isolierten und von allen unabhängigen Denkern fernhielten, von den Ereignissen längst überholt und von derselben Bewegung beiseite geschoben waren, die sie selber ins Leben gerufen hatten. Es brauchte an die zehn Jahre, bevor Bebel und Liebknecht die wirkliche Situation verstanden, welch letztere dahinging, daß das lebende Zentrum der englischen Sozialisten, die Gesellschaft der Fabier und die unabhängige Arbeiterpartei (I. L. P.) geworden waren, und nicht etwa jene Spießer-Villa, wo der kleinstädtische Oberpriester des Kommunistischen Manifestes, Friedrich Engels, in vollkommenster politischer Einsamkeit sein Leben beendigte."

„Mr. Sinowjew, dessen bekannten Brief ich übrigens für gefälscht halte, versucht heute die Marx-Engelsche Tradition fortzusetzen, und das mit Methoden, die mehr an das heitere Cinema, wie an ernste Staatskunst erinnern. Mag Sinowjew immerhin davon träumen, daß er und seine Halb-Dutzend Marx-Bewunderer einen eisernen Ring schmieden, der baldigst Europa umklammert haben wird: was er wirklich erreicht, ist nichts anderes, als den russischen Kommunismus der allgemeinen Lächerlichkeit preiszugeben und der europäischen Reaktion bei jeder Parlamentswahl den Steigbügel zu halten und in den Sattel zu helfen."

Der Brief schließt mit der Warnung, daß die „literarische Romantik" der Russen aufhören müsse, weil „die englischen regierenden Klassen ihr Interesse daran haben, dies Zeug ernst zu nehmen, und weil sie es ernst nehmen, ihre Wahl damit gewinnen". „Wenn die Sache so weiter geht, wenn auch die Sowjet-Regierung diese Schreiberei ernst zu nehmen vorgibt, oder, noch schlimmer, sie wirklich ernst nimmt, so verschwindet alle Hoffnung auf Solidarität zwischen Ost und West, und wir in England müssen unseren eigenen Weg gehen, ohne uns um die Politik von Moskau mehr zu kümmern, als Moskau selber sich um Madagaskar kümmert . . ."

Das ist einmal der ernste Shaw: der Mann, den seine lachlustigen Anhänger für einen geistreichen Akrobaten halten, macht diesmal keine Clownsprünge: er ist zum zornigen Boxer geworden, der zum „knock-out-blow" ausholt gegen Moskau und Sowjetismus.

Was ist vorgefallen? Warum das unsoziale Verhalten des englischen Sozialisten gegen seine russischen Brüder? Warum der

Bruderhaß unter den Liebesaposteln? Warum das Mißverständnis unter den Leuten, die auf allen Kongressen einander zu verstehen vorgaben und unter Umarmungen einander „in die Weste weinten", (wie unsere westlichen Nachbarn so schön sagen).

Eine ganze Kleinigkeit ist vorgefallen, eine große Wahrscheinlichkeit ist eingetreten: der Engländer faßt den Sozialismus anders auf, als der Russe, und der Russe anders, als der Engländer.

Der Zank, der jetzt zum Ausbruch kommt, hat nämlich seine Vorgeschichte. Die Engländer haben, bald nach dem Siege der Revolution, das moderne Rußland besucht und waren entsetzt zurückgekommen. Sie waren nach Rußland gegangen in der Hoffnung, die Lügen der bürgerlichen Zeitungen widerlegen zu können, doch was sie in Rußland sahen, das war weit schlimmer, als das, was in der bürgerlichen Presse stand. Ihrem Entsetzen gaben sie auch schriftlichen Ausdruck, sobald sie nur aus dem Bereiche der Sowjets heraus waren. Aber in Rußland selbst machte schon der Romanschriftsteller und Sozialist H. G. Wells respektlose Bemerkungen über Karl Marx: er erzählte z. B. Lenin ins Gesicht hinein, daß er, sobald er nur an einer der vielen Marx-Büsten vorbeiginge, stets das Verlangen spüre, ihm seinen dichten Bart mit Seife einzureiben und ihn abzurasieren. Selbst ein englischer Sozialist bewahrt nämlich in seiner Allerweltsbrust doch das englisch-insulare Schönheitsideal: ein wahrer Mann muß rasiert sein, oder darf höchstens einen Schnurrbart tragen; ein Mann mit soviel Haaren im Gesicht, wie Karl Marx, ist sicher kein Gentleman, und wenn auch kein „bloody native", d. h. der Superlativ der englischen Unmöglichkeit, so doch „a damned foreigner" gewesen. Der große Lenin hingegen, welcher in Marx, ob rasiert oder unrasiert, einen Gott sah und sich als das Schwert dieses Gottes, als der Mohamed dieses Allah betrachtete, nahm diesen echt-englischen Humor übel und nannte seinerseits H. G. Wells einen „kleinen Bourgeois und angelsächsischen Spießer". Trotzki, der große Trotzki, sprach sogar von H. G. Wells' Werken mit Verachtung — unter Frauen und Schriftstellern wird der anderen Schönheit oft verkannt! — und sieht, wie Shaw in seinem Herald-Artikel entrüstet bemerkt, gar nicht ein, daß z. B. Wells „Outline of History" einen enormen Fortschritt gegenüber Marxens „Das Kapital" bedeutet". „Was werden sie erst von Sidney Webb sagen und von Ramsay Macdonald und von mir selbst?" fragt Shaw ängstlich. Wir wollen es ihm hier kurz verraten: „Dasselbe".

Die Russen sind nämlich komische Leute: sie tun, was sie sagen; sie handeln, wie sie denken; sie kennen keinen Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Die Fabier hingegen, die ihren Namen von Fabius Cunctator genommen, von jenem Diktator, der seine Siege durch Zögern gewann, sind und bleiben Engländer: was immer für luftige Theorien sie auch im Kopfe haben mögen, ihr Handeln ist das vorsichtiger Leute, ihre Seele bleibt terre à terre,

d. h., am Boden klebend, und keinerlei Phantasie wird sie je zu gefährlichen Ikarosflügen gegen die Sonne verführen. Theorie und Praxis sind bei ihnen zweierlei Dinge, und wie durch wasserdichte Schotten voneinander getrennt: die Theorie zur stillen Verehrung und zum Sonntagsgebrauch, die Praxis für's Geschäft und den prosaischen Alltag des Lebens . . .

Nichts von alledem bei jenen Juden und Russen, die ihre Vision auch à tout prix im Fleische verwirklicht sehen wollen und die auf den leuchtenden Blitz des Gedankens unmittelbar den rollenden Donner der Tat folgen lassen. Ohne Zögern, ohne Fabianismus, ohne „qu'en dira-t-on", ohne ängstliches Umschauen nach Galerie und Gesellschaft, nach Galgen oder Golgatha. Und die Praxis dieser echten Sozialisten, dieser echten Revolutionäre, die Praxis der Marx und Engels, die Praxis der neuen Erlöser-Religion ist wie die der alten: die Verurteilung der Reichen durch die Armen, und die Herrschaft der Armen über die Reichen — mit Ausschluß aller Reichen aus dem sozialistischen Himmel auf Erden, denn „eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein Reicher in diesen Himmel käme."

Man kann mit dieser Lehre übereinstimmen, oder auch nicht übereinstimmen: das ist Sache des Geschmacks, Gefühls oder der Tradition. Wenn man aber übereinstimmt, so muß man auch die Konsequenzen ziehen: man muß nicht ein so großes Kamel sein, daß man sich um das Nadelöhr herumdrückt, wenn der sozialistische Himmel einmal offen steht.

Natürlich sind auch die englischen Sozialisten keine wirklichen Kamele. Sie sind im Gegenteil sehr kluge und vorsichtige Leute: sie schauten bedächtig lange durch das Nadelöhr, und weil sie dahinter nichts als den blutigen Himmel entdeckten, so schreckten sie zurück. Dann muß man aber „pater peccavi" sagen und sich bekehren und reumütig in den Schoß der allein selig machenden Bourgeoisie zurückkehren. Auch dafür gibt es ja ein schönes Bibelwort: „es ist mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, denn über 99 Gerechte."

Armer Shaw! Er kann natürlich nicht zurückkehren, und darum muß er auf seine alten Tage selber eine neue sozialistische Religion gründen. Moses, den „die moderne Wissenschaft weit hinter sich gelassen hat," wird von einem neuen Konkurrenten auf seinem eigenen unwissenschaftlichen Gebiete geschlagen werden — und der Stern Karl Marxens und Jesu Christi wird erbleichen müssen vor der neu aufgehenden englischen Religionssonne. Das Land, das uns bisher das Wasserklosett und die neuesten Westen bescherte, und unseren Frauen die „Combinations" und den „five o'clock", wird uns jetzt zur Abwechslung einmal ein neues, ein geistiges, ein viel benötigtes Licht anstecken . . . Halleluja, Hosianna: ex occidente lux!

Als Krassin seine lettres de Créances beim Präsidenten abgab, unterblieben auf seinen ausdrücklichen Wunsch alle Festlichkeiten und Kundgebungen jeder Art. Lediglich ein kleines Attentat wurde ihm zu Ehren veranstaltet.

*

Pariser Winter: Ah, c'est fou! on y danse, on y grippe!

*

Politisches: Mr. Herriot und Mr. Poincaré sind beide erkrankt. Die Tendenz zur Besserung steht bei beiden stets im umgekehrten Verhältnis zur politischen Tendenz des jeweiligen Presseorganes.

*

Spanisches: Der Vertreter einer deutschen Zeitung in Paris forderte einen spanischen Journalisten auf, einen Bericht über die politische Lage in Spanien zu schreiben. „Vor allem aber," schärfte er ihm ein, „läßt meine Redaktion Sie bitten, einen ganz sachlichen, nur referierenden Ueberblick zu geben!" Am Abend meldete der Spanier, er hätte die Arbeit im gewünschten Sinne fertig. Der Artikel begann wörtlich: „In Spanien kann man weniger von Politik als von vollendetem Wahnsinn sprechen. In seiner letzten Rede betonte P., der in eingeweihten Kreisen als mittelmäßiger Dummkopf (sot médiocre) gilt, im Gegensatz zum Herrn Minister M., der mit Recht den Beinamen Epileptisches Schwein (cochon epileptique) führt . . .". Der Spanier war sehr erstaunt, als man ihn bat, die Sätze noch ein wenig zu feilen.

*

Poetisches: Der Dichter Valery Larband besitzt die größte Bleisoldatensammlung der Welt. Alle drei Wochen fährt er mit drei Bleisoldaten ins Bois und verteilt sie sorgfältig in die Rinnsteine. Wen er von diesen Soldaten weitere drei Wochen später wiederfindet, ernennt er zum Kommandanten wegen hervorragender Bewährung vor dem Leben. — Proust hingegen, jahrzehntelang unbeachtet, stellte beim Arbeiten eine Grammophonplatte, ein Geschenk seines Bruders, an, die stets den einen Satz wiederholte: „Tu auras le prix Goncourt! Tu auras le prix Goncourt . . ."

*

Ein Deutscher, auf Villette-exkursionen, wurde von einem Individuum mit dem Rufe: „ta gueule!" begrüßt. Nachdem man ihm den Ausdruck übersetzt hatte, schrieb er jene unentbehrlich gewordenen Beiträge zur Kenntnis der lateinischen Psyche, Oktavformat, 310 Seiten, mit Abbildungen.

*

Kaum war der Altmeister unter der Erde, als sein Sekretär eines Buches „Anatole France in Pantoffeln" genas. Nicht aber,

daß das Buch den letzten Klassiker in peinlichen Situationen beschreibt, die ja keinem erspart bleiben, wirkte so blasphemisch, sondern daß es ihn in diesen Situationen ein so geschwollenes Französisch sprechen läßt, daß man seekrank wird.

*

Neulich fragte mich ein Landsmann, ob es „hierunter zu den Apachen ginge . . .“

*

Kein besseres Studium russischer Ethnographie als in dem berühmten Russendorf Montmartre. Zwar haben hierher alle Nationen von Grönland bis Feuerland bemerkenswerte Studienobjekte entsandt, aber die Russen überwiegen doch so völlig, daß Paris bei ihnen zu Gast, und daß dies die Gegend ist, wo die sibirischen Wölfe sich morgens Gute Nacht sagen. Wir kannten in Berlin dies Rußland auch, nur mit dem Unterschied, daß, wer jetzt zum erstenmal nach Mitternacht den Montmartre beträte, ihn für eine von Russen gebaute Vorstadt halten und glauben könnte, diese Grellfarbigkeit sei moskowitisch. Ein Teil jener Gesellschaft, die einst um die Plätze Blanche und Pigalle die Restaurants de luxe zu frequentieren gewohnt war, tritt nun zum Amusement des anderen Teils in seltsamsten Bauerntrachten auf. Wie, wenn es anders gekommen wäre! Man hätte in den dancings englischen high-life Dudelsack spielend und den Kurfürstendamm auf Alpenball kostümiert schuhplattelnd bewundern können.

*

Aber die Internationalität der intellektuellen Kreise ist wieder so weit hergestellt, daß das Wort deutsch schon einigen romantischen Klang hat. Da ich einer Dame als „deutscher“ Schriftsteller vorgeführt wurde, machte dieser Zusatz ersichtlich größeren Eindruck als wäre ich nur écrivain gewesen, eine Wirkung, die allerdings sofort durch das Erscheinen eines schriftstellernden Negers abgeschwächt wurde. Immerhin, um ihre Courtoisie zu beweisen, rezitierte mir die Dame französisch ein paar Heine-Verse und erklärte begeistert, es gäbe zwei große deutsche Dichter: Heinrich Heine und Sacher-Masoch. Dies Urteil wird vielleicht frappieren. Aber diese Schnitzer in fremden Literaturen sind alltäglich. Und es kann jedem passieren, der nur die Uebersetzungen kennt und die Rangordnung in zünftigen Literaturgeschichten nicht nachgelesen hat, daß er in Sacher-Masoch einen deutschen Huysmans oder Poe vermutet, und die Venus im Pelz höher schätzt als die Luise von Voß.

*

Eine Pariser Zeitschrift stellte die beliebte Rundfrage, warum die Frauen sich kleiden. Die Behauptung: aus Notwendigkeit, die merkwürdigerweise von allen antwortenden Comtesses aufgestellt wurde, wies das Blatt zu Recht damit ab, daß die Frauen zum Notwendigen noch einiges an Schmuck, Pelzwerk und Spitzen hinzufügten. Die beste war eines Ministers Erklärung: Jede Frau kleide

sich gegen die andern . . . Aber interessanter wäre, wer siegen würde, wenn die Frauen sich nicht kleideten, sondern in Uniformen gesteckt würden: Uniform oder Eitelkeit. Ob zum Beispiel die Frau auf einen sehr hohen Orden verzichten würde zugunsten einer minderen Auszeichnung, die ihr besser stünde . . .

FEDOR v. ZOBELTITZ

DEUTSCHE PRIVATPRESSE

Das klassische Land der Privatpressen ist das alte Frankreich. Die französische Aristokratie, aus deren Mitte viele berühmt gewordene Bibliophilen hervorgingen, liebte es, in ihren Schlössern eigene Druckereien zu errichten und in ihnen kostbar ausgestattete Buchwerke für einen kleineren Freundeskreis herstellen zu lassen. Dazu traten in der Zeit der religiösen Verfolgungen zahlreiche Geheimdruckereien, wie die Handpressen der Jesuiten, Benediktiner und Dominikaner. Doch auch in Deutschland finden wir schon frühzeitig Privatdruckereien, die erste 1534, auf der Peter Apianus (Bienewitz), von Karl V. begünstigt, seine Instructiones sacrosanctae vetustatis druckte. Hutten besaß auf Schloß Steckelberg eine eigene Druckerei, Münzer in Altstädt, Thurneysser zum Thurn ließ die meisten seiner Werke in seiner Privatoffizin herstellen; auch Friedrich des Großen Druckerei „au donjon du chateau" ist den Privatpressen zuzurechnen.

Allerdings nicht im Sinne der Gegenwart. Die Bestimmung des modernen Begriffs „Privatpresse" ist schwierig. An Erörterungen darüber hat es nicht gefehlt. Die beste Definition scheint mir Julius Rodenberg, der Verwalter des Zentralkatalogs der Privatdrucke in der Deutschen Bücherei zu Leipzig, zu geben, wenn er sagt: der Begriff „privat" hat lediglich die Bedeutung eines Epitheton ornans. Es soll darin der Eigencharakter der Drucke und ihr künstlerischer Endzweck zum Ausdruck kommen. Rodenberg hat ein umfassendes bibliographisches Werk über die deutschen Pressen in Vorbereitung, von dem mir im Augenblick nur die Umbruchbogen der ersten Teile vorliegen, auf das ich indes schon jetzt die Aufmerksamkeit unserer Bücherfreunde und Buchkünstler lenken möchte; es soll in kurzem im Amalthea-Verlag in Wien erscheinen. Der eigentlichen Bibliographie voraus schickt er eine Einleitung über „Die psychologischen Grundlagen der neuen Buchkunst", weniger eine Untersuchung über das technische als über das philosophische Problem des schönen Buchs, das durch eine unleugbar hohe Meisterschaft in der äußeren Herstellung zurückgeschoben wurde. Die innige Verschmelzung der technischen und literarischen Gestaltung des Buchs haben wir noch nicht erreicht.

Die Gründung der deutschen Privatpressen ist auf das Vorbild von William Morris und seiner Kelmscottpress zurückzuführen. Die Steglitzer Werkstatt, im Herbst 1900 von F. G. Ehmcke, F. W. Kleukens und Georg Belwe ins Leben gerufen, war die erste,

die indes hauptsächlich den Akzidenzdruck pflegte und nur ein einziges Buchwerk veröffentlichte: Elisabeth Brownings „Sonette nach dem Portugiesischen", deutsch von Marie Gothein. Der Steglitzer Werkstatt folgte 1907 die Janus-Presse des Druckers C. E. Poeschel (Poeschel & Trepte in Leipzig) und des Zeichners Walter Tiemann. In ihrer Ankündigung betonten die Leiter, daß sie das Hauptgewicht ihrer Tätigkeit auf „die künstlerische Durchbildung des Buches" legen würden: auf den Schnitt der Type, drucktechnische Vorzüge, Güte des Papiers und der Einbandstoffe. Vorgeschwebt hat ihnen sichtlich die englische Dowes Press, die im Gegensatz zu den Morrisschen Veröffentlichungen sich die Pflege des rein typographischen Buchs angelegen sein ließ, Für die Drucke der Janus-Presse kam eine eigens von den Begründern entworfene Type zur Verwendung, die Titel und Initialen zeichnete Tiemann, die Einbände fertigte Carl Sonntag jun. in Leipzig. Gleich der erste Druck, Goethes „Römische Elegien", war ein Meisterstück. Vom dritten Druck ab, Hofmannsthals „Märchen der 672. Nacht", wurde eine verlegerische Vereinbarung mit dem Insel-Verlag getroffen, mit dem fünften Druckwerk, Chamissos „Schlemihl", stellte die Presse ihre Tätigkeit ein.

Im gleichen Jahr mit der Janus-Presse erfolgte die Ankündigung des ersten Werks der Ernst-Ludwig-Presse, die Hessens letzter kunstsinniger Großherzog begründete und zu deren künstlerischen Leiter er Friedrich Wilhelm Kleukens nach Darmstadt berief, dessen Bruder Christian Heinrich die Drucklegung besorgte. Die 26 Einzelwerke umfassende Bücherreihe der Presse begann 1908 mit dem „Buch Esther" und endete 1920 mit Spinozas „Ethik". Zwar hatte F. W. Kleukens schon 1914 die Oberleitung niedergelegt, das letztgenannte Werk war aber bereits in jenem Jahr begonnen worden, blieb dann während der Kriegszeit liegen und konnte erst 1920 in einer anderen Druckerei beendet werden. In fast allen Werken der Ernst-Ludwig-Presse fanden die vier Kleukensschen Künstlerschriften Verwendung: die drei schönen, leicht lesbaren Antiquatypen, in drei Werken auch die der Schwabacher zuneigende Fraktur, die am glücklichsten auf dem holländischen Bütten des „Reineke Voß" zum Ausdruck kommt. In der reichen Ausstattung der Titel und der Belebung des Druckbildes durch hie und da farbig ausgeführte und in Gold gehöhte Initialen offenbart sich der gleiche feine Geschmack, der alle Werke der Ernst-Ludwig-Presse auszeichnet. Nach ihrem Erlöschen gründete F. W. Kleukens 1919 in der Ratio-Presse ein Unternehmen für illustrierte Bücher (mit Bildschmuck von ihm selbst), und im selben Jahr sein Bruder Christian Heinrich gemeinsam mit Rudolf Binding die Kleukens-Presse, die außer einem runden Dutzend eigener Veröffentlichungen auch die reizenden zehn „Stundenbücher" für den Verlag Kurt Wolff in München herstellte.

In chronologischer Reihe folgte der Janus- und Ernst Ludwig-Presse die Bremer Presse, zu deren Begründung schon 1911

die Herren Tr. Willi Wiegand und Ludwig Wolde zusammentraten, denen sich mithelfend und beratend Hofmannsthal, Rudolf Borchardt und R. A. Schröder beigesellten. Weihnachten 1913 erschien als erster Druck Hofmannsthals „Die Wege und die Begegnungen“, auf Bütten in der nach Nikolaus Jensons Antiqua von Wiegand gezeichneten und von Louis Hoell geschnittenen Type und mit Holzschnitt-Initialen von Schröder. Der Krieg unterbrach den zweiten Druck, die Germania des Tacitus, die erst 1917 ausgegeben werden konnte. Inzwischen war die Presse unter Wiegands Leitung nach München übergesiedelt, wo ihr Frieda Thiersch als Bindekünstlerin zur Seite trat. Nun entfaltete sie eine ebenso rege wie buchtechnisch höchst bedeutsame Tätigkeit. Zu ihren schönsten Drucken gehören Dantes Divina Commedia in der Originalsprache und die prachtvolle Homer-Ausgabe, in der zum erstenmal — nach einem kleineren Probeversuch — die neugeschnittene griechische Type zur Verwendung kam, die Rodenberg mit vollem Recht als von einschneidender Bedeutung für die Entwicklung der modernen Druckschrift überhaupt bezeichnet. Zu den meisten Veröffentlichungen der Bremer Presse — nicht zu der Ilias, die lediglich durch die Schönheit ihres Druckes wirkt — entwarf Anna Simons die Titel und ausdrucksvolle, dabei schlicht empfundene, nie überlastete Initialen. Seit zwei Jahren verausgabt der Verlag der Bremer Presse auch Handpressendrucke von geringerem Umfang und billigere Mandruck-Publikationen auf einfacherem Papier, für Nichtsubskribenten bestimmt, typographisch indes mit gleicher Sorgfalt ausgeführt wie die großen Werke der Offizin.

Eine Künstlerpresse ersten Ranges rief 1911 ein Idealist ins Leben, ein Mann, der ursprünglich Mathematik und Physik studiert hatte, um sich dann aus Liebe zur Sache der Druckkunst zu widmen: E. W. Tieffenbach. Officina serpentis nannte er seine Presse, und seine Vorbilder waren die deutschen Inkunabel, nach denen er — zunächst in Anlehnung an die Schöffersche Bibeltype von 1462 — eine prachtvoll wirkende rundgotische Letter schneiden ließ, die 1913 mit glücklichstem Erfolge im Pervigilium veneris zur ersten Anwendung kam. Hier waren nur etliche Anfangsbuchstaben rot getönt, im zweiten Werk, den vier ersten Kapiteln der Genesis, trat schon eine reichere künstlerische Ausgestaltung zutage: Felix Meseck radierte für die 30 Papierexemplare ein herrliches Initial, Karl Michel schuf für die drei Abzüge auf Pergament große handgemalte Initialen in Blau, Rot, Grün und Gold. Weitere Versuche auf der Handpresse folgten, Tieffenbach war unermüdlich, nichts genügte ihm, er rang nach immer größerer Vollkommenheit. So entstand eine lange Reihe von ganz köstlichen Druckwerken, aus der ich nur die Johanneischen Schriften mit gemalten Initialen und Randleisten von Ansgar Schoppmeyer († 1922), hervorheben will. Alle Drucke der Presse sind in Schwarz und Rot ausgeführt und von Künstlerhand üppig geschmückt. So

entwarf beispielsweise H. Th. Hoyer zur Divina Commedia Dantes (mit Wiedergabe der Zeichnungen Botticellis) wundervolle Initialen, die Bruno Rollitz sorgfältig in Holz geschnitten hat, zu der deutschen Catull-Ausgabe Marcus Behmer eine Randleiste unter Benützung alter Motive, zu den Luther-Drucken E. R. Weiß Titelentwürfe und Initialen. Die Auctores graeci et latini wurden mit einem Hesiod eröffnet, für den eine auf Veranlassung Constantin Tischendorfs, des Entdeckers des Codex Sinaiticus, s. Z. geschnittene griechische Unzialschrift des vierten Jahrhunderts benützt wurde. Die Officina serpentis lieferte auch den Druck für die erneuerten Inkunabel-Ausgaben der Firma Müller & Co. in Potsdam und für zahlreiche Werke des Verlags Ernst Rowohlt in Berlin, so Shakespeares Sonette in ausgezeichneter Verdeutschung von Emil Ludwig mit Initialen in Reliefgold von Margarete Grosser.

Im Jahre 1911 erschien auch der erste Rudolfinische Druck. Ein Künstler, Koch, und ein Drucker, Gerstung in Offenbach a. M., hatten sich zusammengefunden und die neue Presse geschaffen, und da sie beide mit Vornamen Rudolf hießen, so bezeichneten sie ihre Drucke als Rudolfinische, zunächst rein typographische, zwei- und dreifarbig in der Kochschen Type mit peinlichster Sorgfalt hergestellt, dann auch illustrierte und mit farbigen Initialen ausgemalte Bücher. Dazu treten in neuerer Zeit höchst interessante und wohlgelungene Nachahmungen der alten Blockbücher und Einblattdrucke, d. h. kleine Werke, die auf ganzseitigen Holzplatten geschnitten sind und damit Schrift und Bild in eine völlig harmonische Einheit bringen. Einer der Rudolfinischen Drucke, Arndts „Vom Vaterland", wurde zunächst von Koch gänzlich mit der Hand geschrieben, dann auf den lithographischen Stein übertragen und abgezogen. Die Bütten-Exemplare gefallen mir fast besser als die auf Japan, obwohl hier noch eine farbige Initial-Ausmalung hinzutritt. Die Freude an dem Umriß seiner Typenschöpfungen veranlaßte Koch auch zu einer Weitergestaltung, zu „Grenzüberschreitungen", wie er sich ausdrückt, und so entstand als sechste Rudolfinische Publikation das prächtige „Leben einer Familie in Schattenbildern", das originellste Silhouettenwerk, das mir bekannt ist.

Die Aachener Eginhard-Presse, 1913 von dem Kunstgewerbler Ernst Birkner und dem Bibliophilen Max Kirdorf († 1923) gegründet, konnte erst nach Kriegsende zur Entwicklung kommen. Schon ihre ersten beiden Druckwerke, Goethes „Götz" und Hebbels „Judith", auf Velinbütten mit dem Wasserzeichen der Presse in der schönen Cicero-Weiß-Fraktur, zeigten eine vortreffliche typographische Behandlung, vor allem in der Gliederung des Satzbildes. Rodenberg führt in seiner Bibliographie auch noch vier mir selbst unbekannt gebliebene Privatdrucke Birkners an, von denn Loubier in seinem Werke „Die neue deutsche Buchkunst" den ersten, Dürers „Briefe", als eine „wundervolle Ausgabe" preist.

Auch von der im selben Jahr 1913 von dem Schriftkünstler Richard Grimm-Sachsenberg aufgestellten Ganymed-Presse erschien nur ein einziges, recht sauberes Druckwerk, Körners „Leier und Schwert", in der Saxonia-Type Grimms. Auch die Meißner Dudelsack-Presse (1914) Adolf Pfüffers hat sich bisher mit „Proben und Vorarbeiten" begnügt (ein hübscher Einblattdruck im Cicerograd der Tiemann-Fraktur ist mir zu Gesicht gekommen), plant indes Größeres für die Zukunft. Ganz eigenartig sind die Veröffentlichungen der Darmstädter Dachstube (1915), von einem Freundeskreis junger Künstler und Schriftsteller in einer veritablen Dachstube in kleiner Antiqua gedruckt: literarische und graphische Flugblätter, später auch Bücher moderner Autoren mit Holzschnitten und Lithographien und Mappenwerke.

Bedeutsamer als typographische Musterleistungen sind die Werke der Münchener Rupprecht-Presse, eine Gründung (1914) Fritz Helmuth Ehmckes, anfänglich in Verbindung mit dem Holbein-Verlag, von 1917 ab mit Walter C. F. Hirth, seit 1922 mit der Beckschen Verlagsbuchhandlung. Alle Bücher der Presse sind mit Ehmckeschen, meist von Louis Hoell geschnittenen Schriften gedruckt und zeichnen sich durch die hervorragende Qualität ihrer technischen Ausführung aus. Es sind jetzt rund dreißig, die meisten ziemlich umfangreich, so gleich das erste Werk in Ehmcke-Fraktur, der kulturgeschichtlich höchst interessante „Fürstenspiegel" des Pfalzgrafen Friedrich II. beim Rhein, dem eine sehr reizende Ausgabe von Vossens „Luise" folgte, in der Ehmcke-Schwabacher in Schwarz- und Gründruck. Fast alle Bücher der Rupprecht-Presse greifen in die klassische Literatur der Vergangenheit zurück, bringen geschichtliche Monumente oder Werke unserer großen Philosophen in künstlerischer Form zu neuem Abdruck. Doch auch Dichter der Gegenwart kommen zum Wort, so Wilhelm Niemeyer, Thomas Mann, Friedrich Huch. Im allgemeinen hat die Leitung auch an ihrem Prinzip festgehalten, sich ohne bildliche Beigaben und sogenannten Buchschmuck auf den Zusammenklang von Satzbild, Druck und Papier zu beschränken. Nur einigemal finden wir einen Titelholzschnitt und geschmackvolle Initialen in sparsamer Anwendung.

Von der Kalltal-Presse, die 1918 in Simonskall bei Montjoie (Rheinland) von einem kleinen Kreise ansässiger Bibliophilen begründet wurde, ist mir nie ein Druck unter die Hände gekommen. Auch Rodenberg kann nur einen einzigen anführen, ein Bilderbuch von F. W. Seiwert: „Welt zum Staunen", mit Versen von Freunden. Die übrigen Veröffentlichungen, 9 an der Zahl, erschienen im Buchhandel und sind in anderen Druckereien fertiggestellt worden. Anders die reizvollen kleinen Druckwerke der Ernst Engel-Presse. Schon seit 1908 hatte Engel, Vorsteher in der rühmlichst bekannten Klingsporschen Hausdruckerei zu Offenbach a. M. und Lehrer an der Buchdruck-Lehrwerkstätte ebenda, damit begonnen, von seinen Schülern höchst gelungene, wenig umfang-

reiche typographische Kunstwerke in stets nur ganz geringer Auflage herstellen zu lassen. Seit 1921 gibt er aber auch eine Reihe von Handpressen-Drucken heraus, mit Kochschen Schriften von ihm selbst gesetzt und abgezogen. Der erste war ein tyographisches Werk, zu den folgenden Büchern fand er in Josef Weiß einen künstlerischen Mitarbeiter, der u. a. die Johannes-Offenbarung und die Lieder der Edda mit höchst eindrucksvollen, dem Druckbild sich vortrefflich anpassenden Holzschnitten schmückte.

Auch die Insel-Presse mit ihren drei Druckwerken (von Rilke, Schröder und Schaeffer) ist den Privatpressen zuzuzählen; sie hat sich eine eigene Schrift geschaffen, nach gotischen Typen Caxtons, die C. E. Poeschel in England entdeckte und deren Matern er neu gießen ließ. Die Juniperus-Presse in Stuttgart, unter der Leitung des Professors Ernst Schneidler, ging aus den Werkstätten der Württembergischen staatlichen Kunstgewerbeschule hervor, stellte sich aber bald auf eigene Füße und bringt seit 1922 auch Erstdrucke in neuen Schriften und graphische Mappenwerke. Nur Graphik veröffentlichte bisher die Holm-Presse Klaus Wrages in Malente (Holstein), Kaltnadel-Radierungen und Holzschnitte zu Dante, mit handgeschriebenen Textausgaben Wrages, der sein eigener Zeichner, Holzschneider, Radierer, Drucker und Bindekünstler ist.

In Worpswede versuchte 1921 Walther von Hollander mit seiner Gattin seine Hollander-Presse der Bibliophilenwelt zugänglich zu machen, blieb aber leider nach dem ersten, gar nicht schlechten Handruck stecken. Glücklicher war die Werkgemeinschaft Worpswede, 1920 von dem Maler Carl Emil Uphoff und seinem Bruder Fritz und dem Kunstgewerbler Ludwig Tügel gegründet. Das Ziel der Gemeinschaft ist, die Stecherkunst zur Herstellung geschlossener Buchwerke zu Ehren zu bringen. Im 17. und 18. Jahrhundert tauchten schon zu öfterem Kupferwerke auf, bei denen auch der begleitende Text gestochen war; wohl das bekannteste der völlig in Kupfer gestochenen Bücher ist Kaukols „Christlicher Seelenschatz" von 1729. Immerhin kennen wir auch aus dem 16. Jahrhundert schon einige gestochene Buchwerke, so Johann Neudörffers Schreibvorlagewerk von 1538. In unseren Tagen wurde die alte Kunst nur selten geübt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil man bei dem modernen schönen Buch das Hauptgewicht auf höchste Vollendung der Drucktechnik legte. Was in dieser Beziehung erreicht wurde, kann man meines Erachtens durchaus nicht, wie geschehen ist, als „Nebensache" bezeichnen. Immerhin ist auch die glänzendste Technik noch nicht die große Kunst, die ein Buch zu einem erlesenen Kunstwerk stempeln kann, vor allem da nicht, wo der schmückende Buchkünstler nur Illustrator ist. Es ist natürlich ein Unterschied zwischen dem Buch als Kunstwerk und dem Lesebuch. Wenn bei diesem neben der schönen Formung der Type jene klare

Lesbarkeit gefordert wird, an die unser Auge gewöhnt ist, so verlangt das Kunstwerk ein Hineinfühlen in alle künstlerische Absichten, die den Schöpfer bei Herstellung seiner Arbeit geleitet haben, genau so wie bei einem Gemälde. Und daß das durchaus künstlerische Buch sich keineswegs den Ueblichkeiten der Drucktechnik anzupassen braucht, bewiesen schon die wieder in Mode gekommenen handschriftlichen Bücher, die zum Teil mit rein malerischen Mitteln arbeiten. Unleugbar groß ist — immer vom Standpunkt des Kunstwerks aus — der Vorzug des gestochenen Buchs vor dem typographischen, daß hier nicht eine Zweiteilung des Verfahrens zwischen Text und Illustration vorliegt, sondern das Ganze sozusagen aus einem Gusse entsteht und zwar in einer Feinheit der Behandlung, die dem Drucker unmöglich ist, weil er an seine Formen gebunden ist.

In der Dichtung „Adam und Eva" zeigte die Werkgemeinschaft Worpswede zum erstenmal ihr großes Wollen und ihr beträchtliches Können, noch stärker und verlebendigter aber wies sie in ihrem „Marienleben" auf die Wege einer neuen Buchkunst hin. Der Versuch einer Herausgestaltung der Schrift ist Tügel hier freilich noch nicht völlig gelungen, wenngleich schon die Loslösung vom Traditionellen und der Drang nach Einklang von Type und Buchschmuck zu begrüßen ist. Höchsten Lobes wert ist die ornamentale und bildnerische Begleitung des Textes. C. E. Uphoff ist auch der Dichter, und so verkörpert sich in seinem Bildlichen die Dichtung, was selbstverständlich in gleichem Vollglanz nicht immer möglich ist, in diesem Falle das Buch aber zu einer ganz einzigartigen Erscheinung macht.

Die „Passion Christi" (eine Zusammenfassung des Textes der Evangelien) ist das letzte Werk der Gemeinschaft und zweifellos eins der schönsten, vielleicht das schönste unter den „illustrierten Büchern" unserer Zeit. Tügel knüpft hier in seinem Schriftentwurf bewußt an die alte Fraktur, aber in künstlerischer Um- und Neuschöpfung, ihre monumentale Wirkung nicht durch die beliebten barocken Verschnörkelungen enteignend. Von hinreißender Gewalt als Ausdruck künstlerischen Erlebens ist C. E. Uphoffs Initial- und Ornamentenschmuck, äußerlich in seiner zeichnerischen und malerischen Wirkung und seinem Farbenschmelz und innerlich in seiner geistigen Zusammengehörigkeit mit dem erhabenen Text. Man fühlt, daß der Aufbau des Werkes nach symphonischen Gesichtspunkten erfolgte, und es ist überraschend, wie ausgezeichnet der Künstler es verstanden hat, den Inhalt mit einer formenschönen Symbolik zu umkleiden, die im Schwung ihrer Rhythmen gewissermaßen kontrapunktisch sich steigert. Ich bedauere, daß der Raum mir verbietet, näher auf die Einzelheiten einzugehen. Sicher ist, daß das gestochene Buch — Steindruck und Holzschnitt werden in gleicher Weise dem Kupferstich sich anreihen — unbedingt zu einer Neubelebung unserer etwas starr gewordenen Buchkunst führen dürfte.

Von jeher komme ich zu spät zu Theaterproben. Aber unter Wolkenprospekten — wie sollte ich nicht verlernt haben, mit Minuten zu sparen wie die Berliner?

Einmal aber hatte ich einen wilden Regisseur. Ich wäre leichter vor das jüngste Gericht getreten als jeden Morgen vor ihn, dessen Schweigen mich ungeheuer beredsam anklagte, wenn ich pünktlich nach Beginn des ersten Akts eintraf.

Drei Leuten im Hotel gab ich zugleich Auftrag, mich zu wecken. Halb angekleidet ging ich zu Bett, um am Morgen halb fertig heraus springen zu können. Gutmütige Schofföre hetzte ich wie Besessene durch das Gewühl, überrannte die Putzfrauen im Vorraum des Theaters — ohne doch meine Viertelstunde einzuholen.

Das mußte im nächsten Jahr anders werden. Ich zog in ein Hotel, nur ein paar Schritte vom Theater. Es war ein äußerst behagliches Hotel. Nachts klappten zwar ununterbrochen Türen, aber ich ließ mich gern wecken vom Geflüster unbekannter Frauenstimmen. Morgens saß ich als einziger Gast beim Frühstück, doch der Wirt setzte sich zu mir, erzählte von seinen Jagden. Obwohl ich nichts so hasse wie Jäger, die mit Wehrlosen kämpfen, rührte mich seine Leutseligkeit, ich fand nicht die Kraft aufzustehn — und kam von nun an zum Ende des ersten Akts.

Als ich die Jagdgeschichten gewohnt und entschlossen war, mich ohne Rücksicht loszureißen, begann der Mann mir sein Lebensschicksal zu erzählen; wie er an seine Frau gekommen, wie er besser eine andere genommen, die inzwischen eine Riesenerbschaft gemacht hatte. Das sagte er laut, während die Frau, noch jung, durch das Zimmer ab und zu ging, mit einem Gesicht halb verschlafen, halb verweint. Aber immerhin, hier war ein Mensch, der sein Herz ausschüttete, ich vermochte nicht ihn zu unterbrechen — und es hatte der zweite Akt angefangen, wenn ich die Probe erreichte. Dabei überhörte ich aber keineswegs die Stimmen der rätselhaften Paare auf dem Flur, die das Hotel ohne Gepäck und Frühstück verließen und offenbar ihre Rechnung schon am Abend vorher beglichen hatten. Ich sah immer einen Augenblick ihre Hüte vor dem Fenster.

Einmal, in einer Gesellschaft, saß ein gelehrter Doktor neben mir. Er fragte nach meinem Hotel. Mit Stolz nannte ich es, erzählte von diesem behaglichen Winkel mitten in Berlin, den ich mir allein entdeckt hatte. Ich sprach absichtlich so laut, damit der ganze Tisch es hören sollte. Der Doktor sah mich an, und als er aufbrach, flüsterte er mir ins Ohr: „Sie wohnen in einem Absteigequartier".

Nun, ich konnte es nicht ändern. Die Stimmen auf dem Flur hatten an Lockung nicht verloren. Die Stunde des Frühstücks gewann sogar dadurch, daß ich mir den Anschein gab, nach wie vor den Wirt für einen Biedermann zu halten, von einer ganz ausgestorbenen Rasse, und so besser Komödie spielte als er. Dabei hatte ich den Trost, daß auch andere, und dazu echte Berliner, durch die Maske des Wirts getäuscht wurden. Manchmal kam Besuch, Bekannte und Unbekannte, wir tranken Tee und verwirrten uns in leidenschaftlichen Kunstgesprächen. Jeder fand Gefallen an dem würdig zurückhaltenden und doch freundschaftlich besorgten Hauseigentümer, jeder beglückwünschte mich zu diesem Quartier. Am meisten aber der berühmte Professor St . . k . sch, der Vortragmeister, der mich einmal vergebens besuchte und allein mit dem Wirt in einem Gespräch blieb, das zwei Stunden dauerte und von dem auch mein Wirt entzückt war. Es schien, daß die beiden eine Freundschaft fürs Leben geschlossen hatten

Acht Tage später kam mein Freund W . . d . . w . ld in Berlin an, der Maler. Nun wurde es spät mit dem Nachhausekommen. Und wenn wir zu Hause waren, hatte die ewige Suche nach dem Abenteuer doch nie Befriedigung gefunden, obwohl wir die Straßen nicht eher verließen, als bis der Saum des letzten Frauenrocks im fernen Laternenschein verwehte. Wir waren jung, siebenundzwanzig! So blieben wir in unsern Betten noch wach, hörten auf das verführerische Geklapper der Türen auf dem Flur. Bis deutlich der Klang einer Frauenstimme durch die Wand aus dem Nebenzimmer drang. Die erste offene, blühende, siegreiche Stimme, die aus dem Spuk dieses Hauses plötzlich Leben machte. Die Wahrheit zu gestehn: wir legten das Ohr an die Mauer, wir gingen auf den Zehen hinaus, sahen nach dem Lichtschein, der durch die besternte Glasscheibe über der Tür verheißend wie aus einer andern, glanzvollen Welt herausschoß. Schnell — wir waren siebenundzwanzig! — zogen wir den Füßen unseres Tisches Strümpfe an, trugen ihn vorsichtig vor die Tür, stiegen hinauf, sahen durch das Glas ins Zimmer.

Das saß im Hemd ein alter Herr, wahrer Märchengroßvater, Urvater, Adam selbst, der sich aus der Versunkenheit der Jahrhunderte nach Berlin gefunden hatte, mit weißem Pelzbart bis zum Bauch herab. Vor ihm ein schmal gewachsenes Mädchen, halb entkleidet, ihm die Schuhe ausziehend, auf die mütterlichste Art, die gleichwohl von selbst den Anschein reizender Ungeduld bekam. Dabei hatte sie doch reichlich Zeit zu Scherz, zog den Alten an einem Fuß vom Stuhl hoch, ließ ihn auf dem andern ein wenig tanzen, aber offenbar nicht um die alttestamentliche Fülle seiner Jahre zu verspotten, sondern um ihm Gelegenheit zu geben, seine Jugendgeschicklichkeit zu zeigen, ja geradezu, um ihm Selbstvertrauen zurückzugewinnen. Dem widersprach nicht, daß sie die

Schuhe weit jeden in eine andere Ecke schleuderte, denn sie wird sicher bereit sein, sie am nächsten Morgen selbst zu holen. Was hatte sie alles bei dieser unbedeutenden Prozedur zu sagen und zu lachen! Es war die Jugend, das Leben, die Freude selbst, die ihren Zweck im Zwecklosen hatte. Wir spürten wahrhaftig mit, wie der Alte jung wurde, vor unsern Augen lebte er auf aus seinem langen Schlaf.

Wir vergaßen vollkommen, daß wir nur als heimliche Zuschauer auf einem Tisch standen, einmal waren wir in Versuchung, zu rufen „Kopf weg!", als dem Pelzbart ein Bettkissen gegen den Schädel flog — so lieb hatten wir auch schon ihn gewonnen. Und einmal lachte mein Freund W . . d . . w . . ld laut mit, als der Alte, im Wiedergewinn der Kraft, das Mädchen am Hemd faßte und aufs Bett warf. Zum Glück ging sein Gelächter im eigenen Lärm der beiden unter. Sie horchten nur eine Sekunde lang auf, als hätten sie, Adam und Eva im Paradies, Gottes Stimme gehört.

Bis endlich — vielleicht angerührt von unserm Wunsch, einmal länger in dieses helle Gesicht zu sehn — das Mädchen zu uns aufblickt und erstarrt. Nicht einmal einen Schrei bringt sie heraus. Wir vergaßen zuerst, schnell den Kopf unterzutauchen, weil wir so ganz mit im Spiel waren. Dann brachten wir beide die Augen von den Augen des Mädchens nicht los, vor eigenem Schreck oder Verliebtheit. So sah Urvater Adam, dem Blick seiner Urenkelin Eva folgend, in unsere unbewegt an die Scheibe gedrückten Gesichter.

Welch ein Fluch schrie durchs Haus! Ein eisiger Sturm schien mit ihm zu kommen, der die Mädchenstimme begrub und uns mit Blitzesschnelle vom Tisch und samt unserm Tisch ins Zimmer zurück blies. Wir hörten den Zorn Altvaters durch die Wand schallen. Er ließ sich nicht ausstreiten, daß Eva im Bunde mit den beiden Männern draußen stecke, er fürchtete wohl Raub und Mord in diesem zweifelhaften Hause. Während wir einander Mut machten, hinüberzugehn, die Unschuld zu retten, hörten wir den Alten schon in Schuhen auftreten (die ihm trotz allem das Mädchen herbeigeholt hatte), die Tür öffnen, in Furcht um sein Leben zur Treppe eilen, das Mädchen zurückstoßen, die ihn halten wollte. So kam es, daß wir sie, auf den Flur hinauslaufend (was den Alten erst recht in die Flucht trieb), in ihrer unvollständigen Kleidung, verstört und dem Weinen nahe antrafen.

Wir verstanden es gut, sie zu trösten, sehr schnell ging das. Sie siedelte in unser Zimmer über, wir hörten die gute, blühende, prachtvoll dunkle Stimme zwischen uns, wir rührten abwechselnd das fremdartig krause, schwarze Haar an. Genug! Wir blieben bis Mittag im Hause — mochte um diese Stunde unweit von hier der dritte Akt zu Ende gehn! Wir frühstückten, während die Menschen auf der Straße schon zum Mittagessen rasten, mit großer

Langsamkeit, ohne Scheu vor Wirt und Wirtin, unten im Hotelzimmer. Keineswegs verwundert tat der Wirt, er wahrte vortrefflich sein Gesicht, die Wirtin trug überraschend einen eifersüchtigen Zug um die Mundwinkel.

Wir lebten eine Art Traum durch. Wir wissen nur noch, daß wir mit dem Mädchen manchmal durch eine Straße gingen oder fuhren. Um acht Uhr abends aßen wir zu Mittag, um zwölf nachts tranken wir Tee. Wir hörten ihr ganzes Leben, nach ihrem Namen zu fragen vergaßen wir. Wir sprachen wie Kameraden zusammen, die anderswo längst Freunde sind und sich für einen Tag auf diesem merkwürdigen und lächerlichen Stern gefunden haben. An welcher Ecke nahmen wir Abschied? Wir wissen es nicht mehr, es standen nur sehr hohe Häuser dort, und zwischen den Gardinen eines Fensters sah eine junge Frau zu uns herunter, der wir alle drei zuwinkten.

Mir fällt noch ein, daß dieses gütige, unwissend wie ein Engel durch die Straßen Berlins wandernde, aber zärtlich verstehende und gut liebende Mädchen aus einer so nüchternen Stadt wie Kottbus war.

ALBERT EHRENSTEIN

IM TEMPEL HSIEN-YU

Nach dem Chinesischen des Po Chü-I

Strandkranich steht auf einem Bein
Auf der Tempelstufe aus weißem Stein.
Die Mondfee über dem See
Hinter Wolken herfür
Strahlt durch die offene Tür.
Ich bin bei dem Kranich unter dem Mond,
Zwei Nächte hab ich im Tempel gewohnt.

Froh bin ich des einsamen, stillen Seewinkels,
Froh bin ich mit Tempel, Kranich und Mond,
Weil niemand mich allzu früh heimtreibt.
Nie kehre ich wieder mit einem Mitwandler —
Des Alleinseins Freuden trank ich zu tief.

Cassel ist nicht so groß, aber schlimmer.

Ueber Hannover schwebt der Noske. In Hannover wohnt der Hindenburg. Durch Hannover führen 32 Straßenbahn-Linien.

Von den 32 Linien merkt man ebensowenig wie vom Hindenburg oder vom Noske. Man merkt in Hannover überhaupt von nichts. Das ist der Vorteil dieser Stadt. Aber das wache Auge merkt alles. Es heißt „Dwasa" und ist das zuverlässigste Detektiv-Institut Hannovers. Ein Schreibmaschinen-Büro nennt sich „Die beflügelte Hand". Sitzt man des Abends in Knüppels Pilsener- und Porter-Haus, schneit der Bodenstein herein und legt einem die allerneuesten Druckerzeugnisse auf den Tisch. Sein Bruder ist Justizrat am Reichsgericht. Draußen schreitet Theodor Lessing vorüber, den Männerbart stattlich im Winde wiegend. Doch Hannovers Herz gehört dem Cafétier Pfefferle. Bei ihm versammelt sich jeunesse dorée und vernickeltes Bürgertum. Jawohl: das ist Hannovers Herz, das ist Hannover: das Café Kröpcke.

Hannover besteht überhaupt nur aus Kröpcke mit etwas Drumrum.

Quer über die Straße ein kleines Nebenzentrum: die Buchhandlung Schmorl & von Seefeld, mustergültig geleitet. Nach Erscheinen der „Weiber am Brunnen" Knut Hamsuns (beispielsweise) verkaufte der wackere Beeck in dreien Tagen hundert Exemplare. Die „Bunte Bühne" hat einem Bierlokal Platz gemacht. Es war das entsetzlichste Kabarett Mitteleuropas. Der Direktor hat (1922) wenig Freude an mir erlebt. Und ich nicht an ihm. Wir schieden als die bekannten gute Freunde. Das von Herrn Pepper erfreulich dirigierte Kabarett „Corso" genießt bei Publikum wie Artistentum guten Ruf. Auf dem Welfenplatz — im Hintergrund breiten sich die gegenstandslos gewordenen Kasernen — übten sich, so oft ich vorüber schlenderte, unzählige Zweibeiner im Radfahren. Lüttje Lagen (mit o) werden massenbach konsumiert: kleines Bier plus großem Korn. Auf der Gefängnismauer droben (in der Alten Celler Heerstraße) grünt eine (an Heinrich Vogeler gemahnende) Birke. Mit Vertretern der Turnerschaft „Tuisko" kann man nachts die seltsamlichsten Renkontres anknüpfen. Weithin durch die Stadt verstreut findest du metallene Bitt-Engel, die ihre Patsch-Händchen erheben und dennoch sehr unbeschenkt bleiben. Rund um den Bahnhof wimmelt es von Strichen, auf denen Damen hin und wider spazieren. Das Josefs-Stift, draußen in Minden, hat mich ein Vierteljahr beherbergt. Nie wieder in meinem Leben werde ich so rührend gepflegt und betreut werden. Was diese katholischen Schwestern an Altruismus leisten, übersteigt Menschenmögliches.

Daß der Verleger Paul Steegemann, ein verirrter Nachkomme Klaus Störtebekers, die Stadt Hannover ziert, hat seinen Grund. Denn Hannover läßt wie keine zweite Stadt in Deutschland jeglichen Menschen in Frieden leben, und sogar der Antisemitismus hält sich in taktvollen Grenzen. Niemand haut hier über den Strang. Ringsum sprießen herrlichste Stücke Natur.

Am schönsten: die „eilerey", jetzt Eilenriede betitelt. Park, Wald, wilder Forst, Wiesen und landschaftliches Kunterbunt, von Gott in reicher Geberlaune hingelagert.

Der Varieté-Freund strömt ins „Tivoli", vom Chef (Spitz) gemixte Programme zu bestaunen. Die Kuppel des Rathauses strahlt in purem Golde, und auch die imposante Stadthalle darf sich wahrlich sehen lassen. Sämtliche Papierwaren-Geschäfte wimmeln von den Photos beliebtester Kino-Sterne. Walter Gieseking, der unvergleichliche Pionier modernster Klavieristik, ein Wunder menschlicher Fingerfertigkeit und persönlich ein lieber Schneck, obliegt in Hannover seinen Studien. Hin und wieder taucht Norbert Jacques, der Mabuserich (o hättest du den Helden nicht vorzeitig gemeuchelt: der zweite Band wäre ein Bombengeschäft geworden!), auf und verschwindet alsbald, salzige Spuren der Südsee hinterlassend. Bahlsen, die ideale Keksfabrik (lecker, lecker! Ein Museum geschmackvollen Wirkens!) ist vom Listerplatz binnen weniger Minuten erreichbar. Ein Endchen weiter, nach Buchholz zu, die Arbeitsstätten der pelikanesken Firma Günther Wagner. Riesige Fabriken in Linden: Brutstätten der Lokomotiven; die Hannomag. In der Stadt selbst, am Weidendamm, fünfzehnhundert Menschen beschäftigend: die Conti.

Kurios: Hannover besitzt ein Kino, in welchem offiziell geraucht werden darf (den Palast der Decla). Und noch kurioser: wenn du ein bißchen mit dem Auto hinausfährst, stehst du vor dem Steinhuder Meer.

Und trotzdem: verpflanze einen Berliner nach Hannover, und er wird in wenigen Jahren verreckt sein vor Biederkeit und Langeweile. Der Aloys Schenzinger, der einmal praktischer Arzt war in Hannover, hats am eigenen Leibe verspürt, wie der hannoversche Geist tötet. Kaum war sein Drama „Der Stuhlgang" im Stadttheater aufgeführt, mußte er sich nach einem anderen Beruf umtun. Denn das vertragen sie nicht in Hannover, daß einer Medizin betreibt und gleichzeitig an der Muse herumfingert.

Der treffliche Johann Frerking, ein vielbelesener und kultivierter Literator, hat mondelang dahingedarbt, ohne Unterschlupf zu finden, — ein Armutszeugnis Hannovers. Kurt Schwitters, der kühne Schizophrene, Erfinder Anna Blumes, merzt vor den Toren Hannovers dahin, grundehrlich und dabei starr vor Pose. Paul Saalfeld (Große Pfahlstraße 23), Weltmeister der Schminkkunst,

hatte den Kopf eines menschlichen Skeletts auf anatomisch-wissenschaftlicher Basis modelliert und in der Georg-Straße, dem Boulevard Hannovers, ausgestellt. Heil ihm, dem Bahnbrecher des Schminkens! Viel ward für Kunst getan von Garvens, der, wenn man immer geradeaus läuft, so gerät man nach Herrenhausen, und ist es dort angenehm und lieblich. Garvens, der vom Fürsten von Waldeck geadelte Kunstkenner, unterstützt diverse Jünglinge in mäzenatischer Weise. Heil ihm, dem Pionier des James Ensor! (Er übersiedelt gen Köln.)

In der Celler Straße 124 lebt der Stempel-Erzeuger Minten, wohl das drolligste Unikum Hannovers. Dieser gebenedeite Mitmensch hat die Norm erfunden und in unterschiedlichen Drucksorten darüber berichtet. In seiner (von ihm selbst verbrieften) Eigenschaft als Gründer des Normstaates der deutschen Republik predigt er also:

> Ein eigentümlicher Unsinn ists . . aus dem Strom der schriftlichen Vergangenheit . . Beweise zu schöpfen! wo wir Gegenwartsmenschen doch die Kraft in uns tragen, um den Boden der neuen Welt zu beleben: wären wir die Urkraft des Neuen nicht, bekäme die Zukunft, die morgen schon ist, uns . . auch nicht zu Gesicht.
>
> Eins . . steht für uns alle fest: wir sind beschlagen und andrerseits geschult, und haben mit der Mündigkeit die Kraft und das Recht, uns . . um die Achtung in der Welt . . in das Land der Freiheit persönlichst hineinzuwagen.
>
> Wir sind des Geistes . . eyne Seele . . durch die Schrift! und diese ist im Bild? verrufen! und wirkt, wie Gift; doch, die Schrift von Gnad und Huld, macht frei die Brust und tilgt die Schuld, und diese ist es, die uns hilft! denn ihr Gepränge . . steht gebunden: nicht, um zu drillen und zu zwingen? nein! um die Seelen zu gewinnen! und wir können ihr . . und ginge die Welt . . an sich . . zu Bruch, beileibe nicht entrinnen.
>
> Im Werk . . so keusch und sittenrein, ein Diamantkristall . . und . . Farbe: beleuchtet grell! und zeigt den Weg . . zu unserem trauten Seelengeheg, darin wir Liebe, Lust und Ruhe . . nach der Arbeit finden.
>
> Die Struktur nach außen . . ist vorhanden! die Spur nach innen . . hier! und für den Begriff von Kultur, dient uns allen . . die vorsorgende Natur, mit der wir uns im Kampf befinden! und um den Aufstieg unseres Wesens? sie trotzend? gar nicht würdigen können!: sie ist in uns, mit und um uns! um zu führen — wesentlich: durch das Bild — und geistig . . durch die Schrift. Dieses Bild . . ist Geist im Raum! unendlich in der Form; die Proben fallen, Guß auf Guß! und sind den Seelen . . ein Genuß; da klebt kein Beiwerk übler Mache: rein im Kern und licht die Sache; schmeckt süßlich sauer, auch sauersüß! und ist . . gezeint . . von Dauer; als Lebensspiel . . zu Grund und Ziel, bleibt sie berufen; sie war . . und ist für uns . . als Geistverkörperung erstanden, blendend schön . . dem sehend Auge, bildverbrämt den Träumenden, zum Gedeih von deren Kraft; sie rügt! und fügt den Baustein in die Seele ein . . und das ist Wissenschaft . . für alle.

Und somit wären wir beim Theater. Eine Kritik von „Schloß Wetterstein“ lautete:

„Wir lehnen es ab, die Aufführung dieses Stückes wegen des darin enthaltenen Schmutzes zu besprechen. Aus demselben Grunde nehmen wir Ankündigungen dieses Stückes im Inseratenteil nicht auf. Schriftleitung und Verlag der Niederdeutschen Zeitung.“

Und im „Hannoverschen Kurier“ war folgendes Inserat befindlich: „Schloß Wetterstein, Drama in 3 Akten von Frank Wedekind. Jugendliche unter 18 Jahren haben keinen Zutritt. Nervösen erwachsenen Damen ist vom Besuch abzuraten.“ Und nun halten die Hannöverschen den Wedekind unabweislich für ein Ferkel. Und das Residenz-Theater ist vorigen Sommer eine Auto-Garage geworden. Und aus der „Schauburg“ ist Felix Meinhardt mit seiner Truppe, die hoch über dem Niveau Berliner Sommerbühnen stand, ausquartiert worden, um dem Intendanten Willy Grunwald Platz zu machen, der (incognito und der guten Sache halber) als Fürst von Pappenheim über die eigenen Bretter zu stolzieren wagte. Letzten Herbst erlebte ich einen von Grunwald inszenierten „Wallenstein“ (die Trilogie an einem einzigen Abend), den ich so leicht nicht vergessen werde. Ein sympathischer Direktor, den man durch kleinliche Schikanen hinausgeekelt hat, und der jetzt sein Schäfchen nach Oberhausen—Hamborn—Gladbeck in Sicherheit gebracht zu haben scheint. Fridel Mumme war eine Salondame erster Klasse, Fritz Blankenhorn ein prima Tenor, Heinz Porep (mit Grunwald entfleucht) ein tüchtiger Bildermann und der Dr. Rolf Roennecke ein kluger Regisseur. Ich bin stets gern in Grunwalds Aufführungen gegangen. Desgleichen dem Kapellmeister Lert, der zurzeit in Mannheim amtiert.

Ach, und die Altstadt! Mit ihren Kavaliershäusern und der Leine-Insel! Welche Stadt (außer Frankfurtmain), Bremen, Hamburg und Dresden) birgt derart entzückende Winkel!

Die „Flußwasserkunst“ zur Abwechslung ein schlimmer Kitsch. Auf manchen Löffeln des Cafés Kröpcke steht „Bahnhof Bebra“. Und die Plakatsäule vorm Kröpcke! Nicht der angepappten Affichen wegen, sondern infolge der auf ihnen angebrachten Inschriften. Dutzende von Stellt-euch-ein finden sich verzeichnet; wer Wichtiges mitzuteilen hat, kritzelt ein paar Worte an die Säule. In keiner Stadt habe ich dergleichen gesehen.

Brülls, Spezialität für Herrenmoden, fällt höchst angenehm auf.

In der „Roten Mühle“ werden edelste Flips gereicht.

Die Werkstatt „Flügelkunst“ (Große Wallstraße) bietet köstliche Antiquitäten.

Professor Wolfgang Stammler strömt monokelblitzend einher.

Ueber Haarmann keine Silbe.

Hannover ist eine schöne Stadt.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Januarwoche

Alle technischen und organisatorischen Erwägungen sprechen für eine Verschmelzung der beiden großen Erdölgruppen, des Konzerns Deutsche Petroleum — Rütgers-Werke auf der einen und der Deutschen Erdöl-A.-G. auf der anderen Seite. Trotzdem war wieder einmal der beiderseits unternommene Anlauf zur Erreichung dieses Ziels nicht imstande, die persönliche Kluft zwischen den Kontrahenten zu überwinden. Es kommt eben auch im Wirtschaftsleben vor, daß sich zwei Elternpaare, die nichts voneinander wissen wollen, gegen die eheliche Verbindung ihrer Kinder sträuben, auch wenn diese noch so gut zu einander passen und noch so starken Drang zur Vereinigung fühlen. Die Discontogesellschaft vor allem sucht ihre Lieblingstocher „Dea" vor den Annäherungsversuchen der Deutsche Petroleum — Rütgers-Gruppe zu bewahren. Deren Vater — oder sind es Väter? — scheint sich weniger ängstlich zu gebärden. Winkt doch dem schönen Mädchen noch ein anderer im Kriege großgewordener Bewerber, die Oelkombination Stinnes-Ribeck, wenngleich man nicht genau weiß, was diese insgeheim noch im Schilde führt. Diesmal jedenfalls ist aus der Vereinigung noch nichts geworden. Die Angelegenheit wurde zum soundsovielten Male vertagt.

Dafür spielt sich innerhalb des Konzerns Deutsche Petroleum — Rütgers-Werke ein Vorgang ab, der wohl geeignet ist, die enttäuschte Finanzwelt zu entschädigen, so reich ist er an geheimnisvollen aktientechnischen Kunstgriffen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Deutsche Petroleum-A.-G. nicht die Erwartungen erfüllt hat, die bei Eingehung der Interessengemeinschaft mit den Rütgers-Werken in sie gesetzt waren. Die Rosinen aus dem Petroleumkuchen hatte nämlich die Deutsche Bank herausgesucht, als sie sich im April 1922 mit ihr verschmolz, um das eigene Devisen- und Kapitalpolster unter Schonung des Kapitalmarktes soweit aufzufrischen, daß sie von nun ab unbestritten an der Spitze aller Banken in Deutschland marschierte. Die alte Deutsche Petroleum-Aktien-Gesellschaft einschließlich der 75 Millionen schweizer Franken, die sie als Kaufpreis für die Steaua Romana-Majorität erhalten haben soll, tauchte damals in der Deutschen Bank unter, und was wieder zum Vorschein kam, die neue Deutsche Petroleum-

A.-G. war eine Form mit gutem Namen ohne großen Inhalt. Was sie fürderhin besaß, das war trotz der neuerlichen Anpreisungen in dem Verwaltungskommuniqué nicht viel wert. Die Bayerische Braunkohlen-Industrie-A.-G. und das Braunkohlenbergwerk Berzdorf in Sachsen sind gewiß keine überwältigenden Objekte, ebensowenig das Oelkreidebergwerk in Heide (Holstein) mit seinen eine Million Tonnen „gewinnbaren" Erdöls. An den hannoverschen Oelbohrungen hat die Gesellschaft zwar eine Beteiligung, und die Verwaltung hebt hervor, daß dort eine Sonde in aussichtsreichem Oelfeld fundig geworden ist. Die Meinungen über diese hannoverschen Oelbohrungen gehen jedoch stark auseinander. Gute Petroleumkenner behaupten, daß allen sensationellen Darstellungen zum Trotz bisher nicht viel dabei herausgekommen sei. Ein hoher Buchwert läßt sich aus solcher Beteiligung sicherlich nur gewaltsam konstruieren. Die Handelsorganisation der Deutschen Petroleum-A.-G., so erwünscht sie sein mag, repräsentiert gleichfalls keinen großen Substanzwert. Das einzige wirklich ins Gewicht fallende Aktivum scheint die hälftige Kuxenbeteiligung am Steinkohlenbergwerk Kulmitz in Niederschlesien zu sein. Sie aber ist im Jahre 1924 erworben worden; aus welchen Mitteln, das weiß man nicht. Möglicherweise mußte ein Bankkredit in Anspruch genommen werden, so daß dem Aktivum ein Passivum in derselben Höhe gegenüber stehen würde.

Für die Goldbilanz per 1. Januar 1924, die der jetzigen Halbfusion mit Rütgers zugrunde gelegt wird, müssen die Kulmitz-Kuxe unberücksichtigt bleiben. Läßt man sie aus dem Spiel, so entsteht die Frage, ob die 28,4 Millionen „Beteiligungen und Betriebe", die in dieser Eröffnungsbilanz dem neuen Kapital und der Umstellungsrücklage entgegengesetzt werden, mit derselben besonderen Vorsicht kalkuliert wurden, die sonst in den Bilanzen der Gesellschaften angewandt zu werden pflegt und die wahrscheinlich auch in der Bilanz der Rütgers-Werke-A.-G. zum Ausdruck kommt. Fast scheint es, daß bei der Deutschen Petroleum-A.-G. die Aktiva sich nach dem Aktienkapital zu richten hatten, das man unbedingt auf 50 v. H. des Rütgers-Kapitals bringen wollte. Der Ertragswert spielt ja künftig nach außen hin keine große Rolle mehr, weil die Petroleum-Aktien zum großen Teil in den Besitz der Rütgers-Werke übergehen werden. Der Verteilungsschlüssel 2 zu 1 war zwischen Rütgers in früherer Zeit, als der Milliardenschleier noch den Blick trübte, fest vereinbart worden. Nachdem er feststand und nicht wohl geändert werden konnte, war es möglicherweise das gescheiteste, was man tun konnte, daß man durch Annäherung an den Zustand der Voll-

fusion — diese selbst ist wegen der wahnwitzigen Fusionssteuer noch nicht durchführbar — das Mißverhältnis intern ausgleicht, statt es nach außen offen in die Erscheinung treten zu lassen. Die Rütgers-Werke erlassen zu diesem Zwecke ein Umtauschangebot an die Petroleum-Aktionäre, wonach sie das gesamte künftige Kapital der Deutschen Petroleum-A.-G. im Verhältnis von 1 zu 1 eintauschen. Sie verbinden dieses Angebot mit einer Erhöhung ihres eigenen Kapitals, das nach der Umstellung 48 Millionen betragen und durch die Neuemission ratenweite auf 80 Millionen Reichsmark gebracht werden soll.

Doch ging man nicht den einfachen Weg, daß man mittels der neugeschaffenen Aktien den Eintausch desjenigen Teils des Kapitals der Deutschen Petroleum-A.-G. bewirkte, der noch nicht im eigenen Portefeuille ist. Das hätte nämlich zur Folge gehabt, daß die Buchwerte der Deutschen Petroleum-A.-G. bei späterer Vollfusion in ihrer ganzen Höhe in die eigene Bilanz zu übernehmen gewesen wären. Deshalb wird ein überaus komplizierter Umweg eingeschlagen, um die ausstehenden zwei Drittel des Petroleumkapitals hereinzuschaffen. Zum Umtausch werden von den Rütgers-Werken statt neuer Aktien die schon bestehenden benützt. Zunächst die Reserveaktien, die sie selbst noch besitzen, weiter ein Posten Aktien, den sie dem Konsortium ihrerseits zu 125 v. H. abkaufen (während das Konsortium umgekehrt später neue Aktien zum selben Preise zu erwerben hat). Der Rest wird mit Aktien aufgebracht, die die Gesellschaft auf noch verwickeltere Weise erwirbt, indem sie als Gegenleistung der Deutschen Bank eine entsprechende Anzahl von neuen Aktien voll begleicht, die die Bank nur mit 25 v. H. plus 25 v. H. Agio einzuzahlen hat. Komplizierter kann es, wie man sieht, nicht angestellt werden. Rechnet man sich aber das Exempel durch, so findet man mittels einer Kapitalvermehrung um 12 Millionen die gesamten Buchwerte der Petroleum-A.-G. im Betrage von 24 Millionen in die Rütgers-Bilanz hineinexperimentiert. Womit unsere Vermutung bestätigt wird, daß die Bilanz der Deutschen Petroleum-A.-G. nur der Schaustellung nach außen diente, nicht aber aus organischem Aufbau entstand. Es wäre ja auch ein unwahrscheinlicher Zufall gewesen, wenn die beiden Bilanzen so haarscharf entsprechend dem Interessengemeinschaftsvertrag aufeinandergepaßt hätten. Das hatte man auch gar nicht nötig. Denn die Differenz kann noch so groß sein, mit ein bißchen Hin- und Herschieben von Aktien und Buchwerten bekommt man alles wieder in Ordnung und darauf versteht sich Herr Emil von Stauß.

GLOSSEN

FILM

Colin Ross' Weltreisefilm

Wieder mal hat ein Dilettant, wie immer, die Zunft übertrumpft und weitergebracht. Ein Journalist reiste um die Welt und kurbelte sie. Zunftmäßige Kinooperateure versuchten solcherlei schon oft, gaben aber immer nur Genreszenen und stehende Bilder. Während Colin Ross (noch viel mehr als der andere Dilettant Schomburgk) die bewegte Welt als Bewegung empfinden läßt, z. B. wenn er New-York von der fahrenden Hochbahn aus aufnimmt, wenn der Kurbelkasten in Kalifornien durch einen Wald von Oelbohrtürmen rast.

Aus 9 000 gedrehten Metern wählte Colin Ross 3 000 Meter aus mit dem Blick des Journalisten für das, was interessant ist, d. h. was jeden packt: den Erdspalt Gran Cañon; das aus einer Wüste von Menschenhand geschaffene Paradies California; ein Zuchthaus auf einer Pazificinsel, wo man humaner und hygienischer lebt als in Europa der Arbeiter oder Mittelständler; das durch Erdbeben zu einem modernen Babylon- oder Ninive-Schutthaufen gewordene Yokohama; Heiligtümer des Ostens mit Pilgerscharen; Tempel und Schlösser von entthronten Göttern und Königen an einsamen Weihern und Gärten; Dörfer in Japan, die auch in Tirol oder, nördlicher bei Spitzbergen stehen könnten; das rapide Eindringen westlicher Kultur im Osten auf Südseeinseln, in China, Indien, Siam; Revolutionen überall — — und der drohende Alb für uns: das sich einende und erhebende Asien. Tröstlich und zauberisch am Schluß Bilder von der Märcheninsel Bali, dem anscheinend (noch) glücklichsten Punkt der gesamten Erdoberfläche, die nun bald jedermann, zu einem Kurbelstreifen aufgerollt, in der Tasche mit sich herumtragen kann. Erdbeschreibungsbücher wird es bald nur noch für Gelehrte geben; für alle anderen: die Welt im Film. Bravissimo, Colin Ross!

Nebenbei einige kleine Beobachtungen. Hat das Kino bereits allenthalben so stark auf den Menschen gewirkt — oder sind alle Menschen von Natur aus Filmspieler? Vor Colin Ross' Kurbelkasten bewegen sich die Bewohner aller Kontinente, als wären sie von besten Filmregisseuren geschult. — Und je älter man wird, um so mehr erkennt man: eines eint alle Erdbewohner, ob schwarz, ob weiß, ob gelb, ob braun, ob alt, ob jung, ob kultiviert, ob primitiv: Das Lächeln! In diesem Weltreisefilm wird erfreulicherweise viel gelächelt und zwar ganz in derselben Art zu New York, im Zuchthaus Billibid, auf Bali.

Robert Schumanns unvergängliches, melancholisches, getragenes Impromptu „Von fernen Ländern und Menschen" klingt ganz leise durch den Film, . . aber diese Melodie ist übertönt durch das Tempo unserer Zeit und das verbrüdernde Lächeln.

Baby Peggy

Nächst Jackie Coogan, der nun bald die Kinderschuhe aus- und die Baseball- und Tanzschuhe angezogen haben wird, ist Baby Peggy Amerikas und damit der Welt populärstes Kind. Bis vor kurzem trat Peggy als Baby auf, jetzt ist sie fünf Jahre alt. Es gehört zu den Unglückseligkeiten des Kindheitsalters, das schon an sich viel schlimmer ist als sein guter Ruf, daß das Kind schneller altert als der Erwachsene. Und der Film vollends ist für Kinder noch unbarmherziger als für Aeltere. Eine vierzigjährige Frau kann im Film als Zwanzigjährige auftreten; niemals ein

Verblüffung als Anteilnahme betrachtet wird, das beweist wieder aufs neue bündig, ein wie wenig günstiger Boden Deutschland für den zielbewußten Terror ist. Hier gibt es nicht die unerbittliche Konsequenz des Russen, nicht die brennende Leidenschaft des spanischen Anarchisten. Schließlich hat auch die ungleich systematischer und mit viel reicheren Mitteln arbeitende O. C. nur einzelne individuelle Akte zuwege gebracht. Der Leipziger Prozeß mag noch eine Fülle dramatischer Episoden bringen, alles das wird das Dilemma der Anklage nur ins Maßlose steigern. Bis jetzt steht als positiv nur, daß der Hauptzeuge, der alle überführen soll, nur sich selbst in maßlosester Weise beschuldigt hat. Verfallen nicht plötzlich sämtliche Bewohner der Anklagebank in einen ähnlichen Geständniskoller, so muß der Reichsanwalt am Ende doch die so pfleglich behandelte Stütze seiner Anklagekonstruktion ans Messer liefern. Der Prokurator des höchsten Gerichtes kann nicht einen Missetäter von solchen Graden konservieren wollen. Neumann auf der Gerichtsbank muß Neumann auf dem Armensünderstühlchen schließlich zermalmen, ob er will oder nicht. Das ist das Tragische: Neumann fällt durch Neumanns Kraft.

Als die erste Kunde von der furchtbaren Dortmunder Grubenkatastrophe eintraf, hat der Herr Reichskanzler sofort offizielle Festlichkeiten in Süddeutschland abgebrochen, um an die Unglücksstelle zu eilen. Er begnügte sich nicht, respektvolles Beileid auszusprechen, — — er ging hinein ins Schauhaus, wo sie aufgebahrt lagen, die toten Soldaten einer ungleichen Schlacht unter der Erde. Keine heroisch stilisierten Masken sterbender Krieger, nein, entsetzlich deformiert, zerbrochene Glieder, zerbrannte Gesichter, oh, es muß ein gräßlicher Anblick gewesen sein. Wir glauben diesmal gern dem Reporter, der bekundet, daß Herr Dr. Luther fast seine Haltung verlor. Es ehrt den Herrn Reichskanzler, daß er in diesem Augenblick mehr war als der Träger eines zu Würde verpflichtenden amtlichen Zylinderhutes, daß er vor diesem Leichenfeld nichts mehr war als ein zu Tode entsetzter Mensch. Es ehrt den Kanzler, daß er nicht wie seine kaiserlichen und republikanischen Vorgänger nur ins Kohlenrevier kam, um Paraden der Bergknappen in ihrer netten historischen Tracht abzunehmen. Auch das hier war eine Parade, eine Parade der andern Seite des Bergmannsdaseins. Wir zweifeln nicht, der Herr Reichskanzler wird sein Versprechen einlösen, dafür zu sorgen, daß den Hinterbliebenen geholfen werde. Aber muß erst eine Massenkatastrophe der Anlaß sein, eine Ehrenpflicht zu erfüllen? Ihre Unterschrift auch, Herr Reichskanzler, trägt das fatale Dokument, das den Kapitänen der von ihnen beweinten Opfer für nichts Goldmillionen in den Schoß wirft. Ihr Wirtschaftsminister, Herr Reichskanzler, hat soeben in Königsberg neue Zölle angesagt.

Er nehme sich ein Beispiel an Stinnes. Der schreibt in seinem unübertrefflichen Koofmich-Brief an Stresemann über die Micum-Verträge eventualiter Rhein und Ruhr im deutschen Staatsverbande ab. Die kleinen Leute, die jetzt hinter Schloß und Riegel sitzen, haben sich nicht einmal aufs Abschreiben verstanden.

In Leipzig wird seit vielen Tagen und für viele Tage noch ein Prozeß zelebriert, den trotz umfangreicher und kraß tendenziöser Berichterstattung durch die Gazetten die deutsche Oeffentlichkeit mehr bestaunt als begreift. Zunächst erscheint es uns irrig, den Fall unter dem Namen der „Tscheka“ segeln zu lassen. Man mag über die russische Tscheka denken, wie man will, sie ist jedenfalls eine Institution des Staates, eine Art moskowitischhypertrophierter Abteilung I A. In Leipzig aber dreht es sich um einige ungewöhnlich private Konspiratoren, denen man die freundliche Absicht zuschreibt, die Säfteerneuerung im deutschen Volkskörper mit Ekrasit und Cholera zu bewirken. Den Mittelpunkt der Anklage bildet ein sicherer Neumann, der aber zugleich als Kronzeuge des öffentlichen Anklägers fungiert und dem diese Doppelrolle offensichtlich Schwierigkeiten bereitet. Aber auch der andere Neumann, der Reichsanwalt, und Herr Niedner, der Vorsitzende, verfolgen die Aussage ihres freiwilligen Mitarbeiters auf der Anklagebank mit feuchten Fingern. Und das mit Recht. Denn kaum jemals war eine absurder schaukelnde Gestalt dazu ausersehen, den schön durchdachten Bau einer Anklageschrift zu stützen. Neben diesem Felix Neumann wird Fritz Haarmann zu einem leicht zu behandelnden Zeugen von oft erprobter Zuverlässigkeit. Ein armer Fallsüchtiger, von Selbstbezichtigungsmanie gepeinigt. Was für eine krause Wahnvorstellung mag dieses kümmerliche Menschlein dazu treiben, um andere zu belasten, immer mehr eigene Vergehen, ja, sogar einen Mord einzugestehen? Ist das alles die Konfession einer sich zerfetzenden Seele, eines, der böse sein möchte um jeden Preis, eines fanatischen Büßers nichtbegangener Morde, der seinen Autor sucht, um wenigstens als Problem auf dem Papier gelöst zu werden, wenn ihn die Wirklichkeit schon nicht erlösen kann? Oder ist es nicht mehr als kalt erlogene Angebermache, Todestanz eines Spitzels im eigenen Netz, der zu Ende spielen muß, weil nichts anderes mehr übrig bleibt? Wie es in Wahrheit auch sein mag, alles gliedert sich um diesen Einen, und die andern so arg belasteten Verschwörerfiguren verschwimmen im Nebel. Ob es sich hier tatsächlich um eine zu allem entschlossene Feme handelt, oder um ein paar wildgewordene Parteiphilister, die beim Bierkrug von einem Vernichtungskrieg gegen die Bourgeoisie träumten, wie ja auch die Philister von der andern Seite beim Bier gern Projekte machen, wie die Juden und Franzosen am schnellsten und ohne Schmerzen für den Täter auszurotten — daß dieser Prozeß eigentlich mit mehr

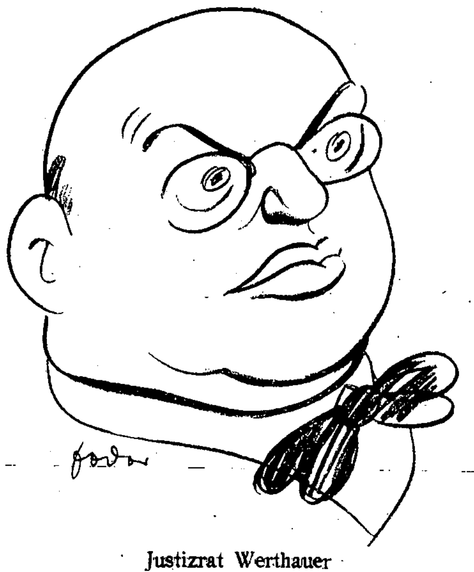
Geld war da, um den Steckbrief der Mörder durch alle Kinotheater laufen zu lassen. Um die primitivste Abwehr gegen Verbrecher zu ermöglichen, mußte erst der Fonds zum Schutze der Republik geschaffen werden, aus dem dann Kriminalbeamte und Schutzleute bezahlt wurden, bis man zu einer positiveren Verwendung der Mittel übergehen konnte. Die Verhaftung des Justizrats Werthauer ist nicht nur unter albernen Formen, sondern auch dank einer seit der Revolution eingerissenen höchst laxen Auslegung der Bestimmungen erfolgt. Daß sie möglich war, legt den Gedanken nahe, einen Fonds zum Schutze der persönlichen Freiheit zu schaffen. Der Staatsanwaltschaft Abonnements für den Berliner Rundflug zu stiften, wäre eine seiner ersten Verwendungen. Während es vor den Richtern bekanntlich nicht einmal ein Recht auf Recht gibt, weil sie nur sich und ihrem Leibblatt verantwortlich sind, haben die Staatsanwälte immerhin noch Anweisungen der Justizbehörde entgegenzunehmen. Man müßte daher den Herrn Justizminister zum Vorstand des Schutzfonds machen. Damit er sich überzeugt, was es heißt, seiner Freiheit beraubt zu werden, könnte man ihn aus Mitteln dieses Fonds einmal zu Besichtigungszwecken vorläufig festnehmen lassen. Aber nicht verraten! Wegen des Eindrucks darf er es erst hinterher erfahren!

Statistik ist keine Lüge. Zwar Volksvermögen berechnet man auf den Kopf der Bevölkerung, obwohl die einen reich und die anderen arm bleiben und die dritten nicht einmal mit dem Unterschied etwas anzufangen wissen. Zwar ist der Durchschnitt eine Fiktion. Aber die Demokratie lebt davon. Erst im Verhältnis zu einer dritten Größe bekommen die erste und zweite ihren Sinn. Was sagt es uns, daß Gustav Bauer etliche Tausende vereinnahmt, daß Dr. Höfle etliche Hunderttausende geliehen hat? Die Rechtspresse sieht darin den Skandal der Parteien, den Skandal der Republik. Es ist Zeit für einen tüchtigen Statistiker, seine Kunst in den Dienst der Wahrheit zu stellen. Wenn er die in Rede stehenden und ins Gerede gekommenen Summen jeweils durch die Zahl der Abgeordneten teilt, deren Partei beteiligt ist, so kommt die Sozialdemokratie mit ihren kleinbürgerlichen Sümmchen und ihren vielen abgeordneten Kleinbürgern glänzend davon, und das Zentrum rückt mächtig auf. Aber sogar die Volkspartei kommt doch dank dem Verhältnis von 520 Goldmark, die Spritweber der „Zeit" schenkte, zur Zahl ihrer Abgeordneten noch ganz nett in Betracht — besonders wenn man alles nach der inneren Kaufkraft berechnet. Weitere Enthüllungen sind außerdem natürlich vorbehalten. Und nun gar die Zahl der Minister seit der Revolution! Da kommt man schon beinahe auf eine Stelle hinter dem Komma. Es ist alles relativ im Leben. Darum soll, wer sich bestechen läßt, erst rechnen lernen.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Februarwoche

Die Menschen- und Bürgerrechte sind nicht in Deutschland erfunden worden. Es mag auch manchmal nötig sein, ein Stück Gemeinschaftsautorität gegenüber den Ansprüchen des



Justizrat Werthauer

einzelnen etwas unfreundlich durchzusetzen. Aber die Eingriffe ins Gebiet der persönlichen Freiheit sind nur erträglich, wenn der Staat sich sichtbar zum Vollstrecker des Rechts macht. Mag er in der Wahrheit dieses Rechtes irren — er muß es wenigstens ehrlich wollen. Was man hierzulande beobachten kann, ist ein Recht, demgegenüber man den Verdacht nicht loswerden kann, daß es die Züge seines Namensvetters Rechts angenommen hat. Als Rathenau ermordet wurde, ist kein Flugzeug aufgestiegen; nicht einmal so viel

„Ganz und gar nicht. Man weiß ganz genau, freilich, Sie hier kennen nicht . . .“

Ich nenne einige Namen:

„Kaiser, Werfel, Einstein, Unruh . .

„Wer ist das?“

„Fritz von Unruh.“

„Kenne ich nicht.“

„Der Dichter des „Opfergang.“

„Diesen Schriftsteller kennt man nicht in Deutschland.“

„Und Rilke?“

„Vielleicht gibt es noch einige junge Mädchen, die ihn lesen. Sehen Sie, der gehört nicht zu unserer Epoche.“

Und mit einer entschiedenen Geste klemmt er sein Monokel vor sein ironisches und hartes Auge.

— —

ANEKDOTEN

Mommsen hatte sich einmal in Paris eine Droschke genommen, war einige Stunden gefahren und hatte sich zuletzt vor dem Hause des ihm befreundeten Philologen Michael Bréal absetzen lassen. Als er den Kutscher bezahlte und ihm sechs Sous Trinkgeld geben wollte, besah sich der Kutscher den Fahrgast von oben bis unten und warf, ohne ein Wort zu sagen, die sechs Sous aufs Pflaster. Mommsen hob die Sousstücke auf und ging zu Bréal, mit dem er sich über Gegenstände der Mythologie und der römischen Geschichte unterhielt. Zum Schluß wollte er seinem Freunde eine Freundlichkeit sagen und er erzählte ihm die Geschichte von seinem Kutscher. „Was für ein liebenswürdiges Volk doch die Franzosen sind“, schloß er „ich weiß nicht, ob der Kutscher mich gekannt hat, aber er hat doch gemerkt, daß er einen Fremden fuhr. Und da wollte er kein Trinkgeld nehmen“.

*

Die ehemalige Kaiserin Zita von Oesterreich ging häufig auf die Jagd. Es fiel hier auf, daß sie sich hierbei immer nur von Kavalieren, niemals von Damen ihres Gefolges begleiten ließ. Als eines Tages eine Hofdame die Frage an sie richtete, warum das geschehe, antwortete Zita: „Ich lasse mich von Herren begleiten, nicht weil sie Männer sind, sondern weil sie keine Frauen sind.“

— —

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 6)

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank. Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,– Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

seine Schilderung. Ein ganz starkes, ergreifendes Buch — das wieder bestätigt, daß alle große Erzählung durch „Psychologie“ genährt wird. Denn was anders ist dieses Wissen um die feinsten seelischen Regungen, die Carco im „Gehetzten“ zeichnet, als eine unerhörte Kraft zu psychologischer Vertiefung — einer Vertiefung, die freilich von jener Intensität ist, wo sie mit dichterischer Intuition eins wird.

Es ist bedeutsam, daß letzte psychische Offenbarungen nicht dem Analytiker, sondern dem Ekstatiker vorbehalten sind; dem also, der in den glühendsten Augenblicken der Beseelung die Dinge in ihrer urhaften Realität erfaßt. Oscar Wilde hat die society oft genug zu analysieren unternommen — und Geistreiches, Kluges, Richtiges darüber formuliert. Aber erst im tiefsten Leid seines Inferno, erst in Reading Goal verläßt ihn die Souveränität der alles analysierenden Vernunft — und schafft Platz für eine wundersame Klarheit, für ein Wissen um die Dinge selbst. Das Leben, seine Moral, sein Eros, sein Glück und Leid wird in der großen Beichte wahrhaft erfaßt; was „De profundis“ als willkürlicher Ausschnitt aus dieser Beichte erschütternd andeutete, bringt die erste Ausgabe der „E p i s t o l a“, die erste Ausgabe überhaupt, in der Uebersetzung von Meyerfeld (Verlag S. Fischer) in seiner Totalität. Dieser Brief Wildes an „Boosie“ ist gewaltig wie jeder Naturausbruch: ein Vulkan öffnet sich und speit die Lavamassen unterdrückter Erlebnisse aus; aber die feurige Materie wird kristallen, glänzend hell, zaubrisch, wenn Wildes Sprache sie zur Niederschrift formt. Es ist in Epistola nicht wie sonst in Wildes Werken, daß man glaubt, der hohe Intellekt und Schönheitswille dieses artistischen Genies forme die Gegenstände; es ist hier die leuchtende Wirklichkeit des im tiefsten Erleben erschauten Seins, die sich des Ingeniums bedient, um einen der Größe seiner Wahrheit angemessenen Ausdruck zu finden. Es stehen plötzlich zwischen leidenschaftlichen Schilderungen tatsächliche Vorgänge, wie eratische Blöcke, Sätze von einer letzten Weisheit — Weisheiten, wie sie seit Goethe nicht mehr erlebt, nicht mehr gedacht, nicht mehr geformt wurden. Sätze, die über das Leid mehr aussagen als Romanbibliotheken, weil sie von einem am tiefsten Leidenden stammen. Dieses Buch ist groß; so privat sein Anlaß war, so weltweit ist sein Format. Die Wachheit eines Menschen für alle seelischen Wahrheiten ist so groß wie sein Ausdruck, wie diese filternde Sprache, welche die Worte nur schwer und sparsam, gleichsam gebärend, rinnen läßt. *Otto Zarek.*

STERNHEIM IN PARIS

In den Nouvelles literaires schreibt Maurice Betz:

„Es ist sonderbar,“ sagte mir Sternheim, „ich kann fragen soviel ich will, niemand vermag mir zu sagen, welche Männer in Frankreich die wahren Talente sind.“

Und als ich ihm entgegenhalte, daß gewiß auch in Deutschland die gleiche Unsicherheit herrschen dürfte, antwortete er erstaunt:

Werner Türk versucht in einer größeren Erzählung „Der Arbeitslöwe" ein Stück Welt einzufangen; unsentimental und doch leidenschaftlich zeichnet er Arbeitsmenschen, in primitiven Konflikten und Begebenheiten. Das Typische der stofflichen Beziehungen ist so klar gesehen und hervorgeholt, daß das (im Arta-Verlag erschienene) Buch ein Dokument hätte werden können, wenn nicht der unorganische Uebergang einer rein-erzählenden Prosa (die treffsicher ist) zu einer impressionistisch-übertriebenen Dialogführung (die mit unzulänglichen Dialekt-Kopien arbeitet) das Buch zerreißen würde. Wenn Werner Türk, der es nicht nötig hat durch Jargon Stimmungsersatz zu machen, seine Erzählerkraft ein ganzes Buch durchströmen läßt, dann wird er sicherlich ein beachtliches Werk schaffen können. Wie echt sein Erleben ist, spürt man, wenn man die Traumdeuterei des Ludwig Kappis über sich ergehen läßt, der in den Skizzen „Traumstadt" (im Alf Häger-Verlag) eine wandervogelhafte Märchenkunst anstrebt, aber nur zu Episoden mit trivialen Philosophismen kommt.

Das Hintergründige, das wirklich erschütternde Erlebnis läßt sich nicht herbeirufen; es muß Urgrund und Anfang des Romans sein. Man wird nicht Balzac, wenn man einen Balzacstoff angreift. Francis Carco hat dies bewiesen, als er „Jésus-la-Caille" schrieb und, anstatt einer großen Kaschemmentragödie, nur mehr oder weniger geglückte Impressionen aus Bouillonkellernächten gab. Carco hat aber auch die Wahrheit dieses Satzes erneut bestätigt: als er ganz aus der Tiefe des Erlebens hier die Novelle „Der Gehetzte" schrieb (deutsch von Angermayer, im Schmiede-Verlag). Wie gespenstisch werden seine Gestalten, wie durchzittert von fiebernder Leidenschaft, wie hellsehend dabei und grausig-sachlich

mal in deutscher Sprache wiedergegeben, wird demnächst als Buch herauskommen und zwar in der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte (Berlin).

TISCH MIT BÜCHERN

Nur wer die Bücher nicht liest, kann behaupten, es sei heute überflüssig, sie zu lesen; nur wer der jungen Generation aus dem Wege geht, wird die Anmaßung haben zu sagen, es sei sinnlos, sich um sie zu bemühen. Wir sind von einer traurigen Blasiertheit, wenn wir über die Jungen und Ringenden vorschnell richten, anstatt mit der Freude des Entdeckers, mit der Hingezogenheit des Liebenden an Bücher heranzugehen. Wäre unser Herz dem wahren Dichterischen wahrhaft offen, wie wäre es dann möglich, daß ein Dichter wie Hans Carossa so gut wie unbekannt ist? Wäre dieses „Rumänische Tagebuch" von einem Franzosen geschrieben — und der tiefmenschliche Ernst der Gesinnung hätte auch in der Luft um Romain Rolland erblühen können — so wäre dieses würdigste und ergreifendste Tagebuch eines einsam in den Weltkrieg Verstrickten bereits durch alle Hände gegangen. So aber blieb es einsam wie sein Autor in der umfangreichen Edition des Inselverlages. Und doch müßte gerade von diesem Buch ein Glaube an die keimenden Kräfte der heutigen Generation lebendig werden; nicht als ob Carossa ein Stil-sucher und Traditions-zerbrecher wäre! Aber in ihm — und dies scheint mir das Wichtigere, das Entscheidende zu sein — wirkt eine natur-nahe Bluthaftigkeit sich aus; er bleibt sachlich und schaut mit den offenen Augen des Arztes, aber wenn er zum Wort greift um zu schildern, so schwingt seine Sprache, wird bildhaft und reif. Carossa vermag die letzten Dinge zu sagen, die man im Angesicht des Todes denkt — und beschämt so die Literaten, die vom Tode gleich wie von anderen Alltäglichkeiten nur das Sensationelle mitteilen. — Wenn ein Staatssekretär als Abschluß einer belanglos aufgemachten Sadistenszene mit der Geliebten zusammen mittels eines Fallbeils den Doppeltod sucht, so ist das Kolportage, und der Verfasser dieser Sensations-Erfindungen, Megerle von Mühlfeld wird seine nicht zu verkennende Begabung für einen sachlich-klaren Prosastil so lange der Oeffentlichkeit vorenthalten müssen, bis er wirklich etwas zu sagen hat. Sein Novellenband „Möglichkeiten" (im Verlag Landsberg) mag als Dokument dafür interessieren, daß tatsächlich Erzählertemperamente vorhanden sind. Nur scheint mir ein Buch erst dann gewichtig zu sein, wenn es nicht in der Sensation, sondern im Erlebnis verwurzelt ist.

vier Gefährten, die er aufnahm, erfroren auf dem Rückmarsch vom Südpol im Eis. Neben den Toten fand eine Hilfsexpedition den Filmstreifen und das Tagebuch des Führers Scott, das er am Tage seines Todes bei Bewußtsein des Endes abschloß.

Begonnen war der Film 1910 von G. Ponting der die Scottsche Südpolexpedition begleitete . . . von der Ausfahrt des Schiffes Terra Nova aus Neuseeland, an den schimmernden Riesenburgen der Eisberge vorbei, durch das Treibeis und die zerreißende gefrorene Decke des Meeres, bis zur Landungsstelle an ewig vereister Küste . . . bis zur letzten Hilfsstation, von wo fünf Forscher den Marsch allein fortsetzten.

Mit unendlicher Geduld erschloß Ponting die Geheimnisse des Polarlebens, photographierte er Vögel beim Brüten, das Leben der Seehunde, Lieben und Treiben der Pinguine und die aufopfernde Kindesliebe all jener Tiere. Dies Dasein des fernsten Getiers wirkt so elementar und dringt uns durch diese liebevollen Aufnahmen so intensiv ins Bewußtsein, daß uns diese im fernsten Eise lebenden Wesen wie nächste Brüder und Schwestern erscheinen.

Der letzte Teil des Films ist von einem der fünf gedreht, die bis zum Pol drangen. Sie verloren die Zugtiere und trotteten dann monatelang übers Eis, ihren Schlitten selber ziehend. Sie durchtrabten die einsamste Einsamkeit unter grauenhaften Qualen und Entbehrungen, bei einer Temperatur von 100 Grad Celsius unter Null, — um am Südpol ein Zelt und ein Fähnchen zu finden: Amundsen war einen Monat vor ihnen dort gewesen. Traurig trabten sie zurück. Wieder monatelang; einer stirbt; ein anderer, der die Füße erfroren hat, geht freiwillig in den Tod der weißen Wüsten; die drei anderen starben vor Schwäche, einen Tagemarsch von dem Vorratslager entfernt, das sie gerettet hätte.

All diese Bilder, diese trotz ihrer Monotonie überwältigend schönen Bilder, bei deren Anblick einem die Tränen herunterlaufen, versah der Photograph Ponting mit einem Text: klar, eindeutig, anschaulich, exakt; dieser gesamte Text hintereinandergedruckt würde fünf Druckseiten ausmachen und gibt doch — mit den Bildern — mehr als jedes bisherige Polarbuch.

Wenn jemals ein Film auf dieser Erde sehenswert, sehenmüssenswert war, so ist es dieser. Ein unsterbliches Dokument von Geistes- und Nervenkraft des Menschen. Ein Epos unserer Zeit, herrlicher und überzeugender als die hiergegen neckische Odyssee. Der bereits vor mehr als zehn Jahren gedrehte Film ist bisher das größte Wunder dieser jüngsten Kunst. Nicht aus Büchern unserer Zeit, sondern aus solchem Film-Heldenlied wird die Nachwelt den Menschen unserer Tage kennen und achten.

Kurt Pinthus

BAKUNNINS BEICHTE

Michael Bakunins „Meine Beichte", zurzeit im „T.-B." zum ersten-

um einen luziden Moment zu erwarten. Schließlich fiel sein Blick auf ein Kalenderblatt und darauf stand gerade ein Spruch, aus dem sich für Michaelis ergab, daß er zum Schwerte des Herrn ausersehen, und er sagte innerlich gesammelt: Ja! Was aber wäre geworden bei einem andern weniger verheißenden Tagesspruch? Wenn da gestanden hätte, z. B.: Keine Rose oder Dorn! oder was sonst so an weltschmerzlichen Erkenntnissen in Kalendern steht?! Dann hätte Michaelis wahrscheinlich die Finger davon gelassen und uns allen wäre wohler gewesen.

Wirklich, es sind nur die kleinen Dinge, die uns bald glücklich machen, bald tyrannisieren, aber immer beherrschen. Ich entsinne mich, im Dezember vorigen Jahres, als gerade die Regierungskrise heftig ausgebrochen war, Herrn Stresemann bei einer Operetten-Première gesehen zu haben. Es war eigentlich gar keine richtiggehende Operette von modernster Frivolität, sondern eine ehrenfeste patriotische Angelegenheit mit einem von seinem Volke vergötterten Fürsten, Militärmärschen und echten Grenadieren. Stresemann verfolgte den verwickelten Ablauf der Intrige mit sichtlicher Spannung, er zitterte mit Anneliese um ihren geliebten Erbprinzen, er senkte gedankenvoll das Haupt, als die Herzogin-Mutter mit dem Legitimitätsprinzip nicht ins Reine kommen wollte, er begrub diese schweren Gedanken unter munterem Applaus, als endlich die langen Kerle mit ihren Blechhauben und blauen Röcken über die Bühne marschierten. Er trommelte mit vaterländisch beschwingten Fingerspitzen auf der Logenbrüstung den Takt mit, als sich zum Schluß alles in Dessauer Marsch und Butter auflöste und fuhr durch das Gesehene und Gehörte in seinem Glauben an das Volkskaisertum neu bestärkt nach Hause, entschlossen, die Krise dennoch zum Besten zu lenken und sollte es auch noch sechs Wochen dauern.

Was aber wäre wohl geschehen, wenn Stresemann an diesem Abend weniger enthusiasmierende Eindrücke empfangen hätte? Wenn irgendeine Kleinigkeit ihn verhindert hätte, die belebenden nationalen Energien dieser Operette in sich aufzunehmen . . .?

„Du weißt nicht, mein Sohn," sagte schon der alte Oxenstjerna, „mit wieviel Musik die Welt regiert wird!"

Lucius Schierling

FILM

Der Südpolarfilm

Dieser Film, unter dem Titel „Das große weiße Schweigen" ist ein Wunder: Nicht nur in dem was er zeigt, sondern auch, wie er auf uns gekommen ist.

Er geht in die Welt, — 13 Jahre nachdem er gedreht ward. Er ist aufgenommen in den südlichsten Bezirken, die je Menschen betraten; sein erschütterndster Moment spielt — Schauder überrieselt uns — am Südpol, wohin seit Erwachen menschlichen Lebens auf diesem Planeten erst elf lebendige Wesen gelangten. Der dort diese Szene drehte und die

GLOSSEN

DIE NASE DER KLEOPATRA

> Si le nez de Cléopatra eût été plus court, toute la face de la terre aurait changée.
>
> Pascal

Die Weltgeschichte wird gemacht von den kleinen Dingen, den schwerwiegenden Bagatellen, den schicksalsvollen Alltäglichkeiten. Die materialistische Geschichtsauffassung macht den Bauch zum alleinigen, absoluten Faktor. Die alte idealistische Geschichtsschreibung sah die Völker in ihrem Fressen und Saufen, im Lieben und Hassen vom Geiste gelenkt, diesen wieder in Körper gebracht durch einen Auserwählten. Und dafür sollten wir unsern Lehrern eigentlich dankbar sein, denn auf diese Weise entstehen die wohltätigen jahrhundertelangen Lücken, in denen es keinen großen Mann gibt und infolgedessen auch keinen durch einige Dutzend Jahreszahlen nur schwach ausgedrückten Betrieb und infolgedessen auch nichts zu lernen. Nur so ein paar Dichter oder Maler, die gar keinen Krieg zuwege gebracht haben.

Als Ludwig XIV. sich über ein zerbrochenes Fensterglas mokierte, arrangierte Louvois schleunigst irgendeinen Erbfolgekrieg, um Majestät etwas abzulenken. Dabei ging das Heidelberger Schloß in Flammen auf und wurde zu einer Nationalgefühl und Fremdenindustrie gleichermaßen fördernden Ruine. Es sind die kleinen Zufälligkeiten, die die Geschichte machen. Geringe Dinge, ohne Sinn, aber mit Konsequenzen. Hätte Louvois „Alt-Heidelberg" mit seiner Bierromantik vorausgeahnt, er hätte seinem König vielleicht geraten, Frau von Maintenon zu verabschieden oder Ball zu spielen oder sonst etwas.

Herr Dr. Horion war bekanntlich zum preußischen Ministerpräsidenten ausersehen. Er aber machte geltend, daß er sich nur für ein Jahr verpflichten könne, da er eine kranke Schwester habe. Man bat Herrn Horion dringend, etwas weniger Familiensinn zu entfalten, aber er blieb fest. Weil nun Herr Horions Schwester kränkelt, deshalb muß jetzt Herr Marx sich in ein gewagtes Abenteuer stürzen, und Preußen entgeht den Möglichkeiten einer Regierung Horion. An solchen Seidenfäden hängen die Schicksale der Völker.

Als seinerzeit Herrn Michaelis die Kanzlerschaft angetragen wurde, zog er sich betend und fastend zurück,

Umtausch in Aktien im Verhältnis 1 zu 1 freizustellen. Bisher galten die rechtlichen Schwierigkeiten für die Schaffung der sogenannten convertible bonds für unüberwindbar. Soweit die Verwaltung nicht noch aus der Inflationszeit über unentgeltliche Verwertungsaktien verfügte, vermochte sie sich diejenigen Aktienbeträge, die für das dereinstige Umtauschangebot an die Obligationäre benötigt würden, rechtlich einwandfrei nur in der Form zu sichern, daß sogleich bei der Emission der Wandelobligationen eine kostspielige (weil mindestens mit 25 v. H. einzuzahlende) Kapitalerhöhung vornehmen ließ. Man hat sich nun über die bestehenden Schwierigkeiten mit allen möglichen mehr oder weniger bedenklichen Kniffen zu helfen versucht. Die Ufa hingegen sucht die Rechtsschwierigkeiten in keiner Weise zu umgehen, sie erkennt sie gerne an und offerdiert ihren Obligationären für den Fall, daß im Jahre 1928 aus irgendeinem Grunde der für den Umtausch notwendige Aktienemissionsbeschluß nicht zustande kommen sollte, eine Art Reugeld in Gestalt eines 25 proz. Supergios. Dieses Reugeld wird — das ist der Trick dabei — nur in dem ganz unwahrscheinlichen Falle zahlbar, daß bei Fälligkeit der Umtausch in Aktien sich nicht ermöglichen läßt. Stößt er, was praktisch ziemlich sicher scheint, auf keine Schwierigkeiten, dann erhalten die Bonds entweder den Umtausch in Aktien zu pari freigestellt, oder sie werden, falls sie von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch machen, nur zu 105 (statt zu 130) v. H. zurückgezahlt. Aller Voraussicht nach bleibt das Reugeld eine bloße Lockspeise, die den Zeichnern vor Augen führen soll, welche Chancen ihnen der Erwerb bietet. Denn zwei Fälle kommen nur in Betracht. Entweder der Kurs der Ufa-Aktien hält unterhalb des Strafeinlösungspreises für die Obligationen (130 v. H.). Dann werden die Aktionäre sich schwer hüten, sich selbst zu schädigen, indem sie die Ausgabe der neuen Aktien verweigern und damit automatisch den Bondsinhabern einen Vorteil auf ihre eigenen Kosten zuwenden. Oder aber der Kurs der Ufa-Aktien steigt über die Reugrenze. Dann erweist sich das Reugeld gar nicht als ein besonderer Vorteil für die Bonds. Denn in diesem Falle würden sie bei Empfang des Reugeldes schlechter fahren, als wenn sie statt der Obligationen von vornherein Aktien gekauft hätten. Streng genommen stellt sich der Einlösungskurs von 130 v. H. in diesem Fall als eine Rücktrittsprämie dar, die die Aktionäre gerne bewilligen werden, wenn sie dadurch der Pflicht ledig werden, ihre Substanz mit neuen partiellen Gratisaktionären zu teilen. Es ist also bei günstiger Entwicklung des Aktienkurses beinahe ein Anreiz geschaffen, die für den Umtausch erforderliche Kapitalerhöhung zu verweigern. Die Bonds s c h e i n e n verlockend, sie verpflichten aber zu nicht viel. Das Fazit: die Ufa erhält billig das benötigte neue Geld. Und darauf, auf nichts anderes, muß es ihr ankommen.

kommt dieses größte deutsche Filmunternehmen trotz Bildung einer Umstellungsrücklage von 15 Millionen auf ein Aktienkapital von 45 Millionen Reichsmark. Bei der Stellung unsichtbarer Reserven wurde auch nicht etwa knauserig vorgegangen. Die 25 Millionen Papiermark-Verwertungsaktien, die Ende Mai 1924, am Tage der Eröffnungsbilanz, noch vorhanden waren, sind nur mit rund ein Viertel ihres heutigen Marktpreises eingesetzt. Die Buchwerte für fertige und halbfertige Filme und für Materialien mit zusammen 7 Millionen Reichsmark erscheinen gleichfalls höchst „reserviert". Verlautet doch, daß auf diesen Konten 2500 Filme von je etwa 1500 Metern bis auf eine ganze Reichsmark abgeschrieben wurden. Wiewohl die Ufa im laufenden Geschäft unter der Geldentwertung stark zu leiden hatte, ist sie in anderer Beziehung auch Inflationsgewinnler gewesen. Die großen Hypothekenschulden, die früher auf ihren Theatern ruhten, sind der Abwertung auf 15 v. H. anheimgefallen. Daneben stehen freilich unzweifelhaft große produktive Leistungen, die zu dem finanziellen Erfolg geführt haben. Die Ufa erfeut sich überdies des Patronats der Deutschen Bank. Das ist gerade für ein Filmunternehmen mit seinen starken Kapitalbedarfsschwankungen ein nicht zu unterschätzendes Plus. Sie hat nicht nur auf diesen Kapitalkoloß einen Teil ihrer Geldentwertungsverluste mittels Aufnahme von Bankkrediten abwälzen können, sie hat auch aus dem erfahrenen Rat der Bank in anderer Beziehung großen Nutzen gezogen.

Der neuartige Weg der Kapitalbeschaffung, den die Ufa sogleich nach Genehmigung der Goldbilanz beschreiten will, ist ebenfalls in der Mauerstraße ausgeknobelt worden. Der Typ einer W a n d e l a n l e i h e, wie er hier in Aussicht genommen ist, darf als eine neue originelle Konstruktion des Herrn Emil Georg von Stauß gelten. Sie reiht sich seinen früheren Leistungen würdig an die Seite. Welche Transaktion dieser Mann auch immer anfangen mag, stets hat sie eine individuelle Note. Weder von der im Jahre 1922 vorgenommenen Fusion der Deutschen Bank mit der Deutschen Petroleum-A.-G. noch von dem anglo-amerikanischen Aktienplazierungsgeschäft der Deutschen Bank noch von der kürzlichen Vollverschmelzung der Rütgerswerke mit dem Rest der Petroleumgesellschaft kann man behaupten, daß sie irgendwie nach Schema F erfolgt sei. Was nun den neuen convertible bond betrifft, den die Ufa schaffen soll, so mutet er beinahe wie das Ei des Kolumbus an, das der Finanzberater der Ufa aufgeschlagen hat. Dieser Bond macht aus der Not der gesetzgeberischen Beschränkung eine Tugend. Er vereint die rechtliche Hiebfestigkeit mit starken Anreizen fürs Publikum. Im Betrage von 15 Millionen Reichsmark werden 10 proz. Teilschuldverschreibungen zu 105 v. H. emittiert. Die Gesellschaft ist verpflichtet, den Obligationen bei der nächsten Bezugsrechtsaktienemission, spätestens aber am 31. Mai 1928 den

Der Empfänger einer erhöhten Aufwertung erwirbt, so sagt Wassermann, ein Anrecht zwar nicht auf gegenwärtige, sondern auf zukünftige Zahlungen, das er sofort „durch Verkauf oder Beleihung“ zu Gelde machen kann, das also für ihn einen sofortigen Vermögenszuwachs, eine „zusätzliche Kaufkraft“ bedeutet. Berücksichtigt man lediglich die Hypothekenaufwertung, so würde eine Erhöhung der Aufwertungsquote um bloße 5 v. H. schon eine Schaffung zusätzlicher Kaufkraft in Höhe von 1250 Millionen Goldmark bedeuten. Das müsse sofort auf die Preisbildung aller Waren zurückwirken und damit dem Aufwertungsempfänger einen Teil dem Empfangenen wieder entziehen, darüber hinaus aber allen anderen das Leben verteuern. Man sieht, ein Trugschluß ist an den anderen gereiht. Nimmt man als selbstverständliche Voraussetzung an, daß die Reichsbank in ihrer Kreditpolitik keine Sonderzugeständnisse macht, so kann der Aufwertungsempfänger sein Anrecht auf zukünftige Zahlungen doch nur insoweit unter entsprechendem Disagio zu Geld machen, wie sich der Kapitalmarkt aufnahmefähig für die neuen Titel zeigt. Wenn jemand Aktien oder Obligationen drucken würde, so läge der Fall ganz ähnlich, und doch würde niemand auf die komische Idee verfallen, daß hier zusätzliche Kaufkraft geschaffen wird. Erst wenn die Titel am Markte zu entsprechendem Preise verkäuflich werden, erst dann kommt ihr Inhaber in den Besitz von Kaufkraft, aber nicht etwa von zusätzlicher Kaufkraft, denn die Kaufkraft, die er empfängt, wird ihm ja von seinem Kontrahenten abgetreten. Wassermann ist in den elementaren Fehler verfallen, Kapital mit Geld zu verwechseln. Das ist ein böser Schnitzer, und man könnte ihn einem so ernsten Manne nicht verzeihen, wüßte man nicht, daß deutsche Bankdirektoren infolge Ueberbeanspruchung durchs „Geschäft“ keine rechte Muße finden, um volkswirtschaftliche Probleme durchzudenken. Man vergleiche die kristallklaren Gedanken die McKenna in London vor der Generalversammlung der Midland Bank entwickelt hat, oder die Rede von Walter Leaf, dem Präsidenten der Westminster Bank, mit dem Konglomerat unausgegorener Brocken, das Wassermann — von unseren Bankdirektoren einer der klügsten — und nach ihm Herr Frisch von der Dresdner Bank vorzutragen weiß, und man wird zu dem Schluß kommen, daß die Organisation der deutschen Bankdirektoren dringend reformbedürftig ist, soll es nicht mit der national-ökonomischen Führermission unserer Bankleiter auch in den kommenden normalen Zeiten endgültig vorbei sein.

Die Ufa marschiert ausweislich ihrer Goldbilanz, was Substanzerhaltung anbelangt, mit der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie beinahe in einem Glied. So stark ist sie geworden. Bei überaus vorsichtiger Bewertung der Vermögenswerte, unter denen sich hundert zum Teil sehr wertvolle Lichtspieltheater befinden,

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Februarwoche

Man erleichtert sich die Orientierung in der Aufwertungsdebatte um ein beträchtliches, wenn man die Angelegenheit so materialistisch wie nur möglich als einen Kampf zwischen den beiden Klassen ansieht, deren Interesse in diesem Punkte entgegengesetzt ist: Zwischen dem Unternehmertum einerseits, das auf eine neue Verteilung des Reichtums zu ihren Gunsten, auf eine Befreiung von der „toten Hand" bedacht ist, und dem Stande der Rentner und Kapitalisten andrerseits, die ihre überkommenen Forderungen in Gold nach Möglichkeit konserviert sehen möchten und sich nachträglich gegen die Ueberrumpelung durch die dritte Steuernotverordnung zur Wehr setzen. Das alles müßte für jeden ganz klar und einfach sein, wenn nicht der Kern des Streites in der Diskussion mit allen möglichen überflüssigen Argumenten fortwährend verhüllt würde. Das meiste, was über die Aufwertungsfrage geredet und geschrieben wird, ist „idealistischer Oberbau". Für jeden, der auf den Grund der Dinge sieht, ist es nachgerade widerwärtig anzusehen, wie das Unternehmertum konsequent seinen Interessentenstandpunkt, der an sich keine Schande ist, verleugnet und die Rolle der unparteiischen Sachverständigkeit zu spielen trachtet. Man darf die materiellen Interessen des Unternehmerstandes angesichts seiner großen Aufgaben bei der Regeneration der deutschen Volkswirtschaft nicht gering veranschlagen und kann trotzdem über die ganze unnütze Verbrämung der Plaidoyers mit schönen Redensarten unbeirrt zur Tagesordnung übergehen. Zu solchem überflüssigen Zierwerk glaubten wir anfangs auch die Meinungsäußerungen der Spitzenverbände der betroffenen Wirtschaftsstände sowie des Währungsausschusses des Bankenzentralverbandes rechnen zu sollen, wonach angeblich eine Erhöhung der privaten Aufwertungsquote eine Gefahr für die deutsche Währung bedeute. Seit aber Oskar Wassermann, Direktor der Deutschen Bank, der auch dem Währungsausschuß des Zentralverbandes angehört, unter seinem Namen im „Berliner Tageblatt" vom 8. Februar seine Ansichten zu diesem Punkte ausführlich dargelegt hat, ist man genötigt, anzunehmen, daß es sich bei dem Gruseligmachen mit der Währungsbedrohung nicht nur um eine billige Waffe handelt, die von ihren Benützern selbst nicht ernst genommen wird, sondern um einen grundlegenden Irrtum, der von einflußreicher Seite gutgläubig vorgetragen wird.

Haß stammte aus meiner Verstellung und meinem Gehirn, nicht aus meinem Herzen: ich haßte die abstrahierte politische Person, die Verkörperung der Selbstherrschaft in Rußland, den Bedrücker Polens, aber nicht die lebendige Kaiserliche Person, die mich ehemals erschüttert hatte und sich meinem jungen Herzen tief eingrub.

Die Eindrücke der Jugend verwischen nicht leicht, Herrscher! Auch im Zenite meines politischen Fanatismus hielt mein Wahnwitz noch ein bestimmtes Maß. Meine Angriffe gegen Sie überschritten nie die politische Sphäre: ich unterfing mich, Sie einen grausamen, eisernen, unbarmherzigen Despoten zu nennen, ich predigte Haß und Empörung gegen Ihre Herrschaft. Aber nie hätte ich es gewagt, gewollt und gekonnt, meine gotteslästerliche Sprache gegen Ihre Person, Herrscher, zu richten. Ich finde die Worte nicht, um dieses deutlich auszudrücken, aber ich spüre tief den Unterschied. Nie habe ich ein Wort gesagt oder geschrieben, wie ein schuftiger Lakai, der seinen Herrn schmäht, lästert und verleumdet, weil er weiß, daß sein Gebieter ihn entweder nicht hört oder zu weit entfernt ist, um ihm den Stock zu zeigen. Und endlich, Herrscher, selbst in der letzten Zeit habe ich Sie trotz aller demokratischen Anschauungen, ja, gleichsam gegen meinen Willen, tief, tief verehrt! Nicht ich allein nur, eine Menge anderer, Polen und Europäer überhaupt, hatten wie ich erkannt, das Sie als Einziger unter allen jetzt herrschenden gekrönten Häuptern sich den Glauben an Ihre Kaiserliche Berufung bewahrt haben. —

Mit diesen Empfindungen, mit diesen Gedanken, konnte ich trotz meiner politischen Tollheit kein Zarenmörder werden, und glauben Sie, Herrscher, jene Beschuldigung gegen mich ist nichts als eine schmutzige Verleumdung.

Ich kehre nunmehr zu meinem Berichte zurück. — Ich empfing von Flocon das Geld und ging wegen meines Passes zu Caussidier, von dem ich mir nicht einen, sondern für alle Fälle zwei Pässe geben ließ, den einen auf meinen, den andern auf einen fingierten Namen, da ich meine Anwesenheit in Deutschland und im Herzogtum Posen nach Möglichkeit geheimhalten wollte. Dann speiste ich noch einmal bei Herwegh, erhielt von ihm Briefe und Aufträge an die badischen Demokraten, setzte mich in die Diligence und fuhr nach Straßburg.

Abgesehen von der Größe des Verbrechens, muß es Ihnen, Herrscher, sehr lächerlich erscheinen, wie ich zum Kampfe kam, allein, namenlos, ohnmächtig gegen Sie, den Großen Zaren des Großen Zarenreiches! Jetzt sehe ich meinen Wahnwitz klar ein und würde selber lachen, wenn es mir zum Lachen zumute wäre; unwillkürlich fällt mir eine Fabel von Iwan Andrejewitsch Krylow ein . . . — Aber damals sah ich nichts, wollte ich nichts denken, sondern ging verblendet in mein offenes Verderben.

(Fortsetzung folgt.)

vorbereiten. — Ich kannte damals eine große Zahl polnischer Emigranten, die auch mich wieder kannten, die mich sogar besser kannten, als ich jeden einzelnen kennen konnte, denn sie waren zahllos, während ich der einzige Russe unter ihnen war. Ich hörte, was sie sprachen: ihre Gascognaden, ihre Phantasien und Hoffnungen, ich hörte mit einem Worte, alles das, was jeder, der wollte, auch hätte hören können. Dagegen nahm ich an den Sitzungen nicht teil und war in die Geheimnisse der wirklichen Verschwörer nicht eingeweiht.

Mit einem Wort, Herrscher, ich habe das volle Recht zu sagen, daß ich ohne jeden Anhang lebte, plante und handelte, unabhängig von jedem fremden Impuls und Einfluß: mein Wahnwitz, meine Sünden und Verbrechen gehörten und gehören schließlich mir. — Ich habe vieles, vieles verschuldet, aber nie habe ich mich dazu erniedrigt, zum fremden Agenten und Sklaven fremden Denkens zu werden.

Schließlich hat man gegen mich noch eine schmutzige Beschuldigung erhoben:

Man hat mich beschuldigt, ich hätte gemeinsam mit zwei Polen, deren Namen ich vergessen habe, beabsichtigt, mich gegen das Leben Ew. Kaiserlichen Majestät zu verschwören. — Ich werde auf die Einzelheiten dieser Verleumdung nicht eingehen. Ich habe bei meinen Aussagen vor dem Gericht im Auslande darüber genaue Rechenschaft abgelegt und schäme mich, viel über diesen Gegenstand zu sprechen. Nur eines sage ich, Herrscher: Ich bin ein Verbrecher vor Ihnen und vor dem Gesetz, ich kenne die Größe meiner Verbrechen, aber ich weiß, daß meine Seele niemals einer Freveltat oder einer Schuftigkeit fähig war. Mein politischer Fanatismus, der mehr aus meiner Phantasie, als aus meinem Herzen stammte, hatte gleichfalls seine genau bestimmten Grenzen, Brutus, Ravaillac und Alibo waren nie meine Helden. Zudem, Herrscher, barg meine Seele gegen Sie selbst nie auch nur eine Spur von Haß. Als ich Junker auf der Artillerieschule war, habe ich Sie, wie alle meine Kameraden, leidenschaftlich geliebt. Wenn Sie ins Lager kamen, versetzte dies eine Wort: „Der Kaiser kommt“ alle in unsagbare Begeisterung, und alle eilten Ihnen entgegen. In Ihrer Gegenwart kannten wir keine Furcht: im Gegenteil, neben Ihnen und unter Ihrem Schutze suchten wir Zuflucht vor unseren Vorgesetzten; sie wagten nicht, uns in die Kaiserliche Nähe zu folgen. Ich entsinne mich, es war zur Zeit der Cholera: Sie schienen bedrückt, Herrscher, wir umgaben Sie schweigend, blickten mit ehrfürchtigem Schauer auf Sie, und jeder fühlte, wie Sie tief in der Seele Ihr großes Leid trugen, wenn auch seine Ursache nicht zu ergründen war; und wie glücklich war der, an den Sie ein Wort richteten. — Später, nach vielen Jahren, als ich im Auslande zum verwegenen Demokraten geworden war, hielt ich mich verpflichtet, den Kaiser Nikolai zu hassen. Aber mein

Autorisierte Uebersetzung von Kurt Kersten.

IV.

Ueber den politischen Mord.

Als ich mich entschloß, an die russische Grenze zu fahren, aber nicht über Geldmittel für diese Reise verfügte, versuchte ich lange bei Freunden oder Bekannten Geld aufzutreiben; jedoch vergeblich. Ich raffte mich zusammen und entschloß mich, meine Zuflucht zu den demokratischen Mitgliedern der „Provisorischen Regierung" zu nehmen. So schrieb ich folgendes kurzes Billett und schickte es in vier Exemplaren an Flocon, Louis Blanc, Albert und Ledru-Rollin: „Von der gestürzten Regierung aus Frankreich ausgewiesen, bin ich nach der Februarrevolution zurückgekehrt und beabsichtige jetzt an die russische Grenze, in das Herzogtum Posen zu fahren, um dort gemeinsam mit den polnischen Patrioten zu arbeiten. Ich benötige Geld und bitte die demokratischen Mitglieder der Provisorischen Regierung, mir 2000 Franken zu geben, nicht als geschenkte Unterstützung, worauf die ich weder Anspruch habe, noch Verlangen hege, sondern als Darlehen. Ich verspreche die Summe sobald als möglich zurückzuzahlen." Flocon rief mich nach Empfang dieses Billetts zu sich und sagte mir, daß er und seine Freunde in der Provisorischen Regierung bereit wären, mir diese unbedeutende Summe vorzustrecken, auch noch mehr, wenn ich es verlangen sollte, aber er müsse vorher mit der Polnischen Zentralisation sprechen, denn da die Regierung mit ihr in einem Verbindlichkeits-Verhältnis stände, seien sie bei allem, was Polen beträfe, an sie gebunden. Welcher Art nun diese Besprechungen waren, und was die polnischen Demokraten zu Flocon über mich gesagt haben, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß er mir am nächsten Tage eine bedeutend höhere Summe anbot. Ich nahm jedoch nur 2000 Franken. Beim Abschied bat er mich, ich möchte ihm für seine Zeitschrift „Réforme" aus Deutschland und Polen schreiben.

Weiter hat man mich beschuldigt, oder besser gesagt verdächtigt, — denn zur Beschuldigung fehlten alle positiven Unterlagen, — verdächtigt sagte ich, ich sei bei meiner Abreise von Paris in enger Verbindung mit den polnischen Demokraten gestanden und hätte gemeinsam mit ihnen, in ihrem Auftrage und nach einem vorher aufgestellten Plane gehandelt. Diese Verdächtigung war sehr natürlich, dennoch entbehrt sie jeder Grundlage. — In den Emigrantenkolonien muß man zwei Dinge unterscheiden: den lärmenden Haufen und die geheimen Gesellschaften, die stets aus einigen wenigen unternehmenden Leuten bestehen, die den Haufen unsichtbar leiten und die Pläne in geheimen Sitzungen

Lockungen der Großstadt ein entschiedenes Nein entgegensetzen will, möchte ich aus ganzem Herzen die Frage an Sie richten, ob es Ihnen nicht möglich wäre, mich Sonnabend um 6 Uhr in meiner Wohnung, Nassauer Straße 27, bei Rechnungsrat Müller, 3 Treppen links, zu besuchen. Ich habe mit Frau Müller bereits gesprochen, welche gegen den Besuch einer einzigen Dame ausnahmsweise nichts einzuwenden hat, indem sie sich frei weiß von dem antiquierten Vorurteile einer älteren Generation.

Verehrtes Fräulein Auguste, mißverstehen Sie diese Zeilen nicht und glauben Sie nun nicht etwa, daß Sie einem gewissenlosen Verführer in die Arme gefallen sind. Ein solcher Verdacht würde mich um so mehr schmerzen, als ich einer späteren ehelichen Verbindung prinzipiell keineswegs unbedingt ablehnend gegenüberstehe, doch lassen die Gehaltsverhältnisse meiner Rangklasse, trotz des Teuerungszuschlages, eine Lösung in dem genannten Sinne zurzeit noch nicht zu. Ich würde es als eine bittere Kränkung empfinden, wenn Sie, geschätztes Fräulein Auguste, meine Einladung ablehnten oder gar ignorierten. Wenn in Ihrem jungen Herzen dieselben Gefühle lodern wie in dem Endesgefertigten, dann können Sie, geliebte Auguste, nicht anders als zur bestimmten Stunde erscheinen. Eine Absage würde für mich gleichbedeutend sein mit dem Abbruch unserer so hoffnungsvollen Beziehungen! Indem ich mit Sehnsucht Ihrem gefälligen Erscheinen entgegensehe, möchte ich nur noch hinzufügen, daß ich alle Vorkehrungen getroffen habe, damit Sie an diesen herrlichen Abend später ohne Reue oder Angstgefühle zurückdenken können.

Ich bitte Sie, hochgeehrtes Fräulein, Ihren lieben Eltern meine besten Grüße zu übermitteln und zeichne

in dieser Erwartung

Dein für immer

Fritz.

Die einzigen guten Geschichtsbücher, wie z. B. fast alle griechischen und römischen, rühren von Männern her, die entweder während der Ereignisse an führender Stelle standen oder an der Leitung beteiligt waren oder von solchen, die zum mindesten schon Gelegenheit hatten, ähnliche Angelegenheiten zu führen.

Montaigne

So viele treffliche Briefsteller in deutscher Sprache existieren mögen, die dem weniger schreibgewandten Manne Vorlagen für viele Wechselfälle des Lebens bringen, gerade in den heikelsten Situationen versagen diese Briefsteller. Es fehlen die wichtigsten Brief-Muster. Ich habe hier versucht, diese Lücken auszu füllen. Carlotto Graetz.

I.

Brief an eine Freundin, zu welcher der Briefschreiber vorläufig noch in platonischen Beziehungen steht.

Mein hochgeschätztes liebes Fräulein Auguste!

Es waren merkwürdige Gefühle, welche mich bewegten, als ich gestern abends nach dem Konzert mich vor Ihrem Haustore verabschiedete. Meine Verwirrung mag Ihnen, verehrtes Fräulein, aufgefallen sein, deshalb wohl richteten Sie an mich die Frage: „Was ist Ihnen, Fritz?“ Ich überging aus Zartgefühl Ihre Frage, weil ich vermutete, daß eine offene ehrliche Antwort Ihr jungfräuliches Gemüt schwer verletzt hätte. Stundenlang irrte ich durch die Straßen der Stadt, um meine Erregung zu dämpfen. Leider wurde ich in meinen Erwägungen immer wieder durch Belästigungen jener Damen gestört, die nachts in den belebteren Großstadtstraßen ihr Gewerbe ausüben.

Doch zur Sache: Ja, liebes Fräulein Auguste, wir stehen nun seit mehr als zweieinhalb Monaten in freundschaftlichem Verkehr. Wie viele frohe und anregende Stunden haben wir sowohl im Theater als auch im Konzertsaal miteinander verbracht und auch die Abendstunden, welche wir Hand in Hand im Walde von Pichelswerder an den Ufern der Havel verlebt haben, bleiben mir stets unvergeßlich. Sie haben mich Ihrer Achtung und auch Ihrer Sympathie versichert, Sie haben mir gestern auf dem Heimwege sogar mitgeteilt, daß Ihnen der Verkehr mit mir bereits so unentbehrlich sei wie der Schlag Ihres eigenen Herzens. So dankbar ich Ihnen für Ihre diesbezüglichen Bemerkungen bin, bitte ich es mir doch nicht zu verübeln, wenn ich hieran einige offenherzige Geständnisse knüpfe. Wir leben in einer materialistischen Zeit, vom Gefühle allein kann man nicht mehr leben, ich kann es Ihnen nicht länger verhehlen, daß auch der Körper in seine Rechte treten muß. Sehen Sie, Fräulein Auguste, als ich auf dem Heimwege jene Freudenmädchen mit wahrer Verachtung von mir stieß, da erwachte in meinem Innern doch ein Gedanke, den auszudrücken mein angeborenes Schamgefühl mich lange verhindert hat. Aber gerade weil ich den

dürfte. In Anbetracht der mehr als strittigen wissenschaftlichen und juristischen Sachlage und der kräftigen Agitation, die von Zwickau aus mit direkter Aufforderung zur Nachahmung getrieben wird, erscheint mir demnach die Angelegenheit schon so weit vorgetrieben, daß sie unbedingt eine gründliche Klarstellung erfordert.

Es ist kaum möglich, im Rahmen einer kürzeren Auseinandersetzung. die theoretischen und praktischen Gesichtspunkte zu erschöpfen. die Sie in Ihrem Briefe berühren. Wie vorsichtig man bei der Beobachtung der Fälle vorgehen muß, mag Ihnen daraus ersichtlich werden, daß alle Fälle, die Sie anführen, in eklatanter Weise den Standpunkt unterstützen, daß eine einwandfreie Indikation zur Sterilisierung kaum jemals gegeben ist. Imbecille Kinder gehören unter allen Umständen in die Hände von guten Erziehern und nicht von „Sterilisatoren". Man kann gerade an „Idioten" durch zweckmäßige Pädagogik Wunder erleben. Bei Erotomanen ist die Indikation: Psychotherapie. Der Schein von Zweckmäßigkeit, den Böters Verfahren in den Augen eines Teiles der Oeffentlichkeit einnimmt, ist auf die mangelnde Vertrautheit der meisten Gebildeten — und auch vieler Aerzte — mit den Problemen der Psychopathologie zurückzuführen und auf die in jedem Menschen schlummernde Bequemlichkeit, mit Zauberformeln um die richtige Bemühung herumzukommen. So eine Zauberformel ist auch das „amerikanische Beispiel". Es wurde bereits genugsam publiziert, daß das amerikanische Beispiel kläglich versagt hat.

Die Unterscheidung zwischen „Sterilisierung" und „Kastration" ist dem Wesen nach unberechtigt. Sie betrifft bloß eine Frage der chirurgischen Technik. Man sollte in diesem Zusammenhang kein Aufhebens davon machen, wenn man den Verdacht vermeiden will, daß man die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit vom Wesentlichen ablenken will.

Am wichtigsten scheint mir jedoch im jetzigen Stadium die juristische Seite der Frage zu sein. Mit welchem Recht gibt Dr. Böters die „Sterilisation" in seinem Amtsbezirk frei? Ich verweise Sie diesbezüglich auf die wiederholten Warnungen, die der Oberreichsanwalt Dr. jur. et med. h. c. Ebermayer in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift" in seinen Referaten über die einschlägige Literatur ausgesprochen hat. Machen sich die Sterilisatoren einer Uebertretung des Körperverletzungsparagraphen schuldig oder nicht? Diese Doktorfrage muß eine endgültige Lösung finden und sei es dadurch, daß diejenigen, die bisher diese Art praktische Eugenik (oder Prophylaxe) trieben, in Anklagezustand versetzt werden. Es ist ein unerträglicher Zustand, daß es dem anarchischen Belieben einzelner Funktionäre überlassen bleibt, über eine Frage zu entscheiden, die wesentliche Rechtsbegriffe berührt.

Fällen von völliger Indiotie, die der gesetzlichen Vormünder nicht nur eingeholt sondern behördlicherseits festgestellt und beglaubigt ist (teilweise erfolgte die Sterilisierung sogar auf direktes Verlangen der Patienten oder ihrer Vertreter, immer mit allen gesetzlichen Unterlagen). Ferner sind diese zehn Fälle durchaus nicht auf Grund der Böterschen Theorien und Indikationen, oder auf Grund eines Gutachtens von Dr. Böters behandelt. Sondern aus Gründen, die in der Mehrzahl aus den oben von mir aufgezählten Fällen von Dauerschwangerschaft bei idiotischen oder halbidiotischen Frauen (oder auch Nymphomanie bei jungen Mädchen) sich erklären (also nicht aus eugenischer, sondern aus sozialer Einzel-Indikation).

Ist das nun wirklich so schlimm, wenn hier in einigen wenigen streng ausgewählten Fällen einwandfreie Halb- und Voll-Idioten usw. durch operativen Eingriff verhindert werden, jedes Jahr ein Kind in die Welt zu setzen? Muß man da von „Kastrations-Anstalt“ und „Kindermord“ reden?

Ihr Alarm wäre berechtigt, wenn die Gefahr bestände, daß die unhaltbaren, wissenschaftlich nicht begründeten Theorien und Pläne des Dr. Böters bei seinen ärztlichen Kollegen Anklang und Unterstützung fänden. Aber das ist keineswegs der Fall. Sie werden in ganz Deutschland (auch in Zwickau) nicht zehn Aerzte finden, die ihm Gefolgschaft leisten. Man hält ihn zwar nicht für einen „zweiten Herodes“, sondern für das Gegenteil: für einen Idealisten, der durch traurige Erfahrungen zu gut gemeinten, aber unmöglichen und unhaltbaren Schlußfolgerungen, Theorien und Vorschlägen gelangt ist.

Und die zehn Sterilisierungsfälle des staatlichen Krankenstiftes in Zwickau haben nicht einmal mit diesen Theorien des Dr. Böters etwas zu tun! Sie wären (und nicht nur in Zwickau), auch ohne ihn und seine Theorien erfolgt.

Ich verstehe Ihre Erregung und finde es begreiflich, daß Sie einen Alarm für notwendig hielten. Aber ich bin überzeugt, daß Sie nach genaueren Informationen nicht mehr von „Kindermord“ und auch nicht von „Herodes“ sprechen würden.

OTTO KAUS

ANTWORT AN HANS SIEMSEN

Ich kann mich leider durch Ihre Angaben nicht davon überzeugen lassen, daß ich in meiner Darstellung übertrieben hätte, sei es auch bloß in quantitativer Hinsicht. Wenn Sie bloß von zehn Fällen erfuhren, so steht dem die Erklärung Dr. Böters gegenüber (veröffentlicht in der „B. Z. am Mittag“ vom 7. d. M.), daß in den letzten Jahren in Zwickau ungefähr 60 Sterilisierungen auf seine Indikation hin durchgeführt wurden und sein Versprechen, daß sich „in allernächster Zeit diese Zahl noch beträchtlich erhöhen“

nicht mehr. Und seine Macht und sein Einfluß sind etwa so bedeutend, wie der Einfluß von Toller auf die Führung der deutschen Außenpolitik.

Erlauben Sie ein Wort zur Erklärung dafür, wie dieser Dr. Böters zu seinen Theorien und Plänen kommt. Er ist kein Rassenverbesserungs-Teutone. Er hat in seiner Praxis als Bezirks- und Armenarzt das erlebt, was jeder erlebt, der mal in diese Gegend des Daseins hineinguckt. Es gibt in jeder Stadt eine ganze Anzahl halb- und voll-idiotischer Mädchen. Tapfere Kavaliere nützen die Idiotie dieser wehrlosen Wesen so trefflich aus, daß diese armen Geschöpfe etwa alle zehn Monate pünktlich einem meistens ebenfalls idiotischen Kind das Leben, wie man so schön sagt, schenken. Ich selbst kenne zwei Fälle, in denen auf diese Weise von einer Halbidiotin 12 (zwölf!), von einer anderen 5 Kinder in die Welt gesetzt wurden. Ein anderer Fall: der Vater (Trinker) im Gefängnis, die Mutter (Halbidiotin) schwanger, die beiden minderjährigen Töchter (auch idiotisch) ebenfalls schwanger, von ihren jüngeren teils oder völlig idiotischen Geschwistern nicht zu reden!

Daß aus solchen Erlebnissen heraus ein Arzt auf den Gedanken kommt, durch Sterilisierung (nicht Kastration; das ist ganz etwas anderes!) solche Möglichkeiten zu verhindern (nicht so sehr der vielen Kinder als vielmehr der armen, immer wieder geschwängerten halbidiotischen Frauen wegen), — das ist doch immerhin verständlich?

Nun sind allerdings (und darin haben Sie durchaus recht!) die Theorien und Pläne des Dr. Böters völlig unwissenschaftlich, töricht und gefährlich. Das heißt: sie wären gefährlich, wenn er Erfolg mit ihnen hätte, wenn er (und wäre es nur in Zwickau) durchgesetzt hätte, daß seine Kollegen ihm zustimmen, daß sie oder gar staatliche Anstalten seine Pläne ausführen, daß seine Vorschläge zum Gesetz erhoben werden.

Aber von all dem kann gar keine Rede sein. Sie erzählen ja selber, daß Dr. Böters vor einem „Kreis Berliner Aerzte“ eine deutliche Abfuhr erlitt. Das ist auch hier in Zwickau nicht viel anders. Und es dürfte Ihnen genau so schwer fallen, wie dem Dr. Böters selber, in Zwickau einen Arzt zu finden, der seine Theorien ernst nimmt oder gar zu verwirklichen versucht.

Allerdings ist im staatlichen Krankenstift von Zwickau (das Sie „eine große Kastrationsanstalt“ nennen) seit 1922 (also im Laufe von drei Jahren) an zehn Patienten (6 Erwachsenen, 4 Kindern) eine Sterilisierung (d. h. Unfruchtbarmachung, Kastration ist ganz was anderes) vollzogen. Ich bin weder Mediziner noch Anwalt dieser Anstalt. Ich weiß also über die einzelnen Fälle nicht genau Bescheid. Ich weiß nur soviel, daß in allen zehn Fällen die Einwilligung der Patienten, ihrer Privatärzte, ihrer Angehörigen und in

alle Weine, Fruchtsäfte, Apfel- und Birnenkulturen, die zivilisiertesten Pfirsische und die samtensten Pflaumen. Sie haben alle Tropenfrüchte, alle Halbtropenfrüchte, alle Früchte gemäßigter Zonen, jedes Aroma und jeden Geschmack. Nur etwas Pflege, etwas Lenkung des Ueberflusses, und das Land weiß nicht, wohin mit seinen Früchten. Ich glaube, daß bodenbegeisterte Menschen in Mexiko heranwollen an dieses Werk. Sie möchten Mexiko zu einem Fruchtkulturland machen, und sie können es, wenn sie nicht händlerisch wie der Importeur, sondern produktiv wie die Bauern denken.

HANS SIEMSEN

DER KINDERMORD IN ZWICKAU

An Otto Kaus.

Ich lebe zufällig seit ein paar Wochen in Zwickau. — Ich kann nicht sagen, daß diese Wochen den Wunsch in mir erweckt haben, mein Leben in Zwickau zu beschließen. Aber, daß Zwickau eine so gefährliche und grausige Stadt ist, das hatte ich nicht gemerkt, bis ich Ihren Alarmartikel im „Tage-Buch“ zu Gesicht bekam: „Der Kindermord von Zwickau“. Ich habe für Zwickau nicht viel Sympathien und hätte mir nicht träumen lassen, daß ich je berufen sein könnte, die Ehre dieser langweiligen kleinen Industriestadt zu verteidigen. Aber die Anklagen Ihres Artikels sind so schwer, daß ich mich bemüht habe, festzustellen, ob sie wirklich wahr sind.

Sie schreiben: „In Zwickau sitzt nämlich ein zweiter Herodes, ein Herr Dr. Böters, Bezirksarzt und Regierungsmedizinalrat, und wütet, auf ein unbestimmtes Gerücht von erblichem Verbrechertum und erblicher, geistiger Minderwertigkeit hin, gegen alle ungeborenen Kinder solcher Leute, die ihnen und seiner Gefolgschaft als jeglicher Nachkommenschaft unwürdig erscheinen . . . er sterilisiert auch Kinder, von denen er sich in der Zukunft wenig Gutes erwartet, damit sie die Pubertät nicht erleben. Dies soll bereits bei solchen Kindern geboten sein, die „trotz Erteilung von Privatunterricht dem normalen Schulunterricht nicht zu folgen vermögen.“ Sie sagen weiter: „Die Hauptwirkungsstätte der Kastrationskünstler ist das große staatliche Krankenstift Zwickau.“

Ja, das klingt ja so, als ob hier in Zwickau jeder Mensch, der dem Dr. Böters nicht paßt, einfach kastriert würde. Und, Verzeihung Herr K., das stimmt nun doch nicht ganz! Man hat Sie da ein bißchen heftig informiert. Lassen Sie sich erzählen, was ich festgestellt habe.

Also: dieser Dr. Böters (wenn Sie ihn mal sähen und hörten, würden Sie selber über Ihren „Herodes“ lachen. Der ist so wenig ein zweiter Herodes, wie etwa der alte Holzbock eine zweite Messalina ist). Dieser Böters also **war** hier Bezirksarzt, **ist** es aber

Italienzitrone, die Essig hat, und die eine Krankenhaus- oder Speisezutatzitrone ist, es ist überhaupt keine Zitrone, sondern eine quellige, nicht angreifende, zitronenförmige und häutige Frucht. Die mexikanischen Zitronen, Limones genannt, sind kleinrunde Zitronen, die auf Bäumen wimmeln, und deren Saft konzentrierter, schärfer ist als der Saft der Italienzitrone.

Melonen wachsen in Mexiko, riesig wie Krötenschilde in zoologischen Gärten, rosafleischige Melonen, kleine Melonen, mittelgroße Melonen, an allen Ecken werden Melonen feilgeboten, Schlauchmelonen, Kugelmelonen, Kürbismelonen, überragt von der Papaya, die ein Naturereignis und keine Frucht mehr ist.

Nie hielt ich es für möglich, daß ich einmal ananasgesättigt sein könnte. Gesättigt von diesem Duft und Schmack, die uns in Europa nur entsetzlich konserviert transportgefroren, ohne Tropenerdkraft, angeboten werden. Hier kaufst du Ananas körbevoll, halbgrün noch der Schuppenpanzer, du faßt sie an den Fruchthaaren, du höhlst sie aus und füllst sie mit Bananen- und Apfelschnitten, mit Nußkernen, Wein und Zucker. Ananasscheiben, etwas eingesalzen und eisgefeuchtet, gibt es an allen Ecken das ganze Jahr. Ananas in allen Größen, Pinas genannt, was viel erdquelliger klingt als Ananas. Du kannst von Ananassaft traufen hier, in den Tropen kosten sie einige Pfennige, jedes Kind ißt dort Ananas, lutscht dort Bananen, die hier Platanos heißen, zuckelt Zuckerrohr, züngelt in das Mangofleisch. Ananas das ganze Jahr, Erdbeeren das ganze Jahr, Orangen das ganze Jahr, zu jeder Mahlzeit Früchte, Pfirsiche, Aprikosen, Naturcreme. Aepfel mit Wachshäuten, gekrönt von dem Panocheraapfel, der männerfaustgroß ist und eine duftgelbe, glanzfeine Haut hat. Nüsse de Castilla, Nüsse mit glattem Panzer, Erdnüsse, Kokosnüsse, Früchte, die wie ein Gemisch von Pflaumen und Anis schmecken, kinderaugengroße Trauben aus Coahuila, Kastanien, gelbe, großkernige Pflaumen, dunkelrote Indiokleinkirschen, Jinicuilschoten mit den baumwollsüßen Bohnen, von denen ich schon sprach, Tejocote, Timbiriche und noch hundert Früchte mehr.

So gedeiht hier alle Frucht, alles Gemüse, die Kürbisse, die Salate, die Artischocke, der Kohl, die Rüben, daß sie das europäische Gemüse übertreffen, so kultiviert es auch ist, und daß hier Radieschen wie Stämme wachsen, aber nicht wie holzige Stämme, sondern wie saftstrotzende Stämme, fest dabei, so daß der Indio an ihnen seine Schnitzkunst versuchen kann. In Xochimilko, jenem Gemüse- und Blumeneden nahe der Hauptstadt Mexiko, wurden mir Radieschenbuketts gereicht, Radieschen wie wirkliche Blumen, so daß du dich scheust, hineinzubeißen.

So früchtereich ist Mexiko, und es ist ein Jammer, daß tausendtonnenweise, in Fässern und in Kisten, frisch und konserviert, kalifornische Früchte importiert werden. Sie könnten hier alles haben,

sind. Habt ihr jemals von der Chirimoya gehört, einer gründickbehäuteten, kleinschuppigen Frucht, die um schwarze Kerne Fleisch hat wie sämiges Ananasfleisch, die du zerlegen kannst wie die Melone und auslöffeln diese aromatische Süßigkeit, die dich nicht ättigt, sondern nur erfrischt? Auch die Mangofrucht kennst du icht, nicht die Manila-Mangom, die große gelbe, die wie ein uter Likör schmeckt, nicht die kleinere, die wie eine phrygische .ütze aussieht, etwas rötlich ist, und an deren leisen Politureschmack du dich erst gewöhnen mußt. Oder die große Mamey, .iit brauner wie pulverisiert aussehender Haut, rostrot innen, fast so gewaltig wie eine Kokosnuß. Oder die Aguacate, deren Fleisch wie grüne Butter auf Tortillas und Brot gestrichen wird, die Zapotes, die eine Familie von Saftigkeiten sind, Chico Zapote, Zapote negro, Zapote amarillo. Du kennst auch nicht die Tropenfeige, die nicht so patzig ist, nicht so platt abgestanden süß wie die Exportfeige, sondern schwärzlich außen, ein hängender, ovaler, kleiner Ballon, mit weichkörnigem Fleisch, frischherb, nicht überzuckrig, sondern fast wie Baumsaft. Die Indios holen einen Likör aus ihr, der nicht schleimig und nicht wässrig ist, der grasgrün ist, als ob die Feigenfleischfarbe gepreßt worden wäre, und der keineswegs so milde handelt wie die frische Feige, sondern eine Alkoholgewalt entwickelt, die nicht geringer ist als die der mexikanischen Landschnäpse, des Tequila oder des Habanero. Es gibt kurze Feigen, lange Feigen, geschweifte und gedunsene Feigen, aber immer sind es Frischfeigen und nicht kistengeglättete, faulig sämige Feigen, das heißt keine ausgedunsteten Exportfeigen. Keinen Begriff machst du dir von diesen Saftigkeiten, meistens von Unscheinbarkeiten umhüllt, aber drinnen ist pure Butter. Komme nach Mexiko und schlürfe die Pitahaya aus oder die Tuna, die die Nationalfrucht Mexikos ist, die Furcht des Indiobaumes, des Aztekenreichgründungsbaumes, des Nopal, auf dem der Adler sitzt, mit der Schlange im Schnabel. Es ist eine großquittige Frucht, mehr frisch als süß, stachlig mit tausend Körnern, mit grünem und rotem Fleisch, das auf Eis gekühlt wird und auf ihm wie festschleimiges Blut aussieht.

Bananen, Bananen, Bananen; Bananen dick, Bananen schotig lang, Bananen zierlich, Bananen gelbhäutig, dunkelhäutig, grünhäutig, ungeheure Bananenwaldungen, überall auf der Bahn Waggons mit Bananen. Bananen einzeln, Bananen in Dolden, Bananen so groß, daß du dich an einer übersatt essen kannst. Mehlige Bananen, festfleischige Bananen, Bananengeschmack wie Wein, wie Ananas, wie Mürbegebäck. Bananen, Bananen, Bananen.

Orangen aß ich oder trank ich vielmehr groß wie Kanonenkugeln, Orangen aus Jalapa, die kernfrei sind und so süß wie Fruchtzucker. Dickgepanzerte Orangen, dünngepanzerte, rotgepanzerte, knallgelb oder weißgelb gepanzerte Orangen und die süße Zitrone, die Lima, von der dir Zweigevoll gereicht werden, die häutig ist innen, aber jeden guten Trank ersetzt. Es ist nicht die

daß das Publikum „zu ordnungsstörenden Mitteln drastischer Kritik“ greifen würde. Als das Preußische Oberverwaltungsgericht durch Urteil vom 2. Oktober 1893 das Verbot von Hauptmanns **Webern** aufhob, hat es ausgeführt, daß nicht schon eine entfernte Möglichkeit, es könne die Aufführung des Stückes zu einer Störung der öffentlichen Ordnung führen, das Versagen der Erlaubnis zu rechtfertigen vermöge. Hierzu sei vielmehr eine wirklich drohende nahe Gefahr erforderlich. Eine solche nahe Gefahr kann aber in dem vom Oberamt Ulm herangezogenen Vorfall, der mit der künstlerischen Idee des Stückes in gar keinem Zusammenhang steht, nicht erblickt werden. Wenn zur Stützung dieses Standpunktes kurzerhand behauptet wird, „die Darstellung widernatürlichen geschlechtlichen Verkehrs“ dürfe nicht ihren Weg auf die Bühne nehmen, so ist dies einfach nicht wahr. Denn weder der Autor noch die Regie werden daran denken, etwas derartiges auf dem Theater wirklich vorzuführen. Gegen die „ordnungsstörenden Mittel drastischer Kritik“ gibt es aber, woran die Ulmer Polizeibehörde nicht gedacht zu haben scheint, noch einen anderen Weg: nämlich die Sipo. Die Begründung bedeutet diesbezüglich eine Bankrotterklärung des öffentlichen polizeilichen Sicherheitsdienstes gegenüber radaulustigen Elementen. Wie ungerechtfertigt diese Gesichtspunkte des Oberamts Ulm sind, glaubte die Beschwerde schon im Hinblick darauf widerlegt zu haben, daß dem Oberamt in Ulm die Erklärungen des Raimund-Theaters in Wien, der Hamburger Kammerspiele, des Deutschen Theaters in Berlin, des Leipziger Schauspielhauses, des Residenztheaters in Weimar, des Deutschen Landestheaters in Prag, des Lobetheaters in Breslau, der Münchener Kammerspiele und des Intimen Theaters in Nürnberg vorgelegt sind, die übereinstimmend den vollkommen ungestörten Hergang der öffentlichen Aufführung an den genannten Stellen dargetan haben.

Das Ulmer Publikum kann sich durch die Stellungnahme des Oberamtes ebenso wenig geschmeichelt fühlen wie die Ulmer Sicherheitspolizei.

Justizrat Dr. **Rosenberger**, Berlin.

ALFONS GOLDSCHMIDT

AUS EINEM BUCHE ÜBER MEXIKO

Europasatt ist Alfons Goldschmidt vor zwei Jahren nach Mexiko gegangen, der erregteste Hochschullehrer beider Kontinente. Er hat drüben gesehen, gelauscht, getastet, gerochen, geahnt und gedacht und das Ergebnis dieses Erlebens mit sechs oder sieben Sinnen ist ein Buch „Mexiko“, das in einigen Tagen bei Ernst Rowohlt, Berlin, erscheinen wird. Auch das neue Buch hat den heißen Goldschmidtschen Schwung, das ist wieder kein zu klassifizierendes Werk, das ist ein Wirbelwind, der den Leser mitreißt und trägt. Ich gebe hier ein verhältnismäßig sanftes Kapitel wieder, auch aus diesem Abschnitt über **mexikanische Früchte** leuchtet das glühende Temperament des Schreibers.

Jetzt aber will ich von anderen Früchten Mexikos erzählen. Nicht von Aepfeln und Birnen und solchen Alltäglichkeiten, die es auch hier gibt, sondern von **Tropen- und Halbtropenfrüchten**, deren Zahl und Art fast unendlich ist, und deren Farben, Süßigkeiten und Säuerlichkeiten tausendfach abgestuft

Die Entscheidung des Oberamts Ulm, welche die öffentliche Aufführung von Bronnens „Vatermord" verbietet, trifft zeitlich mit der Nachricht zusammen, daß das Württembergische Landestheater in Stuttgart die Aufführung der „Heiligen Johanna" wegen Bedenkens einer höheren Stelle, jedenfalls des Württembergischen Staatspräsidenten, wieder zurückgestellt habe.

Der Eindruck des oben mitgeteilten Verbots von Bronnens „Vatermord" und seine Gründe, die einen gewissen väterlichen Fürsorgecharakter tragen, legt daher die Erwägung nahe, als ob diese Begründung dazu bestimmt ist, gewisse politische Tendenzen zu verschleiern; denn daß die Gründe des Oberamts Ulm einer juristischen Prüfung nicht standhalten können, liegt auf der Hand. Es ist deshalb der Versuch gemacht worden, durch weitere Beschwerde des Minister des Innern in Stuttgart eine Abänderung dieser Entscheidung herbeizuführen. Die Befürchtung, daß diese weitere Beschwerde aber die politische in Stuttgart herrschende Richtung nicht beeinflussen werde, ist leider gerechtfertigt.

Das Oberamt Ulm muß zugeben, daß nicht der Inhalt des Buches, sondern nur die Wirkung des aufgeführten Stückes für die Beurteilung ordnungs- und sittenpolizeilicher Bedenken maßgebend sein dürfe. Teils entnimmt das Oberamt Ulm die von ihm befürchtete Störung der öffentlichen Ordnung aus dem Inhalt des Stückes selbst, teils aus den augenblicklichen gesellschaftlichen Zuständen am Orte der geplanten Aufführung. In erster Beziehung kann es nun keinem Zweifel unterliegen, daß das Buch strafrechtlich unanfechtbar ist, und daß infolge dessen auch eine geplante Aufführung als Ganzes ebenso unanfechtbar bleibt, wenn nicht neue Momente hinzukommen, die aus der Straffreiheit des gedruckten Buches eine strafbare oder anstößige Handlung machen. Diesen Standpunkt hat auch das Landgericht III Berlin im Reigenprozeß (in dem Urteil vom 18. November 1921) zum Ausdruck gebracht. Das Ulmer Verbot muß den Kunstwert des durch den Buchhandel einwandfrei vertriebenen Stückes unangetastet lassen. Die genannte Behörde hat aber die wesentlich verschiedene Wirkung, die von einer öffentlichen Aufführung im Gegensatz von der Lektüre des Buches ausgehen kann, gänzlich abwegig beurteilt. Es hat die Frage dahin formuliert, ob die „selbst in Buchform in hohem Grade widerlich und anstößig erscheinenden Szenen nicht im Rampenlicht der Bühne unzüchtig wirken würden". Jeder Sachverständige weiß, daß diese Wirkung ganz von der künstlerischen Handhabung der Regie abhängt, die sehr wohl in der Lage ist, Dinge, die in der Phantasie des Lesers vielleicht recht gewagte Bilder erzeugen, vor den Augen des Beschauers jeder häßlichen Nebenwirkung zu entziehen und sie in eine unantastbare Sphäre künstlerischer und eindrucksvollster Erhabenheit hinaufzurücken. Der Standpunkt des Oberamts Ulm ist unsagbar theaterfremd und basiert auf dem fundamentalen Irrtum, daß eine im Buche kraß erscheinende Szene auf der Bühne noch krasser wirken müsse.

Die weitere Begründung, aus den öffentlichen Zuständen der Stadt Ulm entnommen, fügt dem ersten einen noch erheblicheren zweiten Irrtum hinzu. Das Oberamt meint nämlich, daß die Ulmer Bürgerschaft durch einen besonderen Vorfall bereits in eine gewisse Erregung versetzt sei, daß die Verhaftung eines Ulmer Schauspielers vom Ulmer Stadttheater wegen Verfehlung gegen § 175 des R.-St.-G.-B. und die Verführung einer Reihe junger Ulmer durch diesen Schauspieler für die Aufführung einiger gewisser Szenen des Stückes einen gefährlichen Zündstoff hergeben müsse, ja es sei sogar zu befürchten,

Rechtsanwalt Moos ausführt, daß die Zensur — abgesehen von den in Art. 118 Abs. 2 genannten Ausnahmen — durch die Reichsverfassung vom 11. August 1919 verboten ist. Ebenso richtig ist aber, was Justizrat Dr. Rosenberger selber zugibt, daß trotzdem ein polizeiliches Präventiv-Verbot von Theateraufführungen, Rezitationen, Vorträgen auch heute noch möglich ist. Dieses Verbot kann aber, wie ihm selber zuzugeben ist, nur ergehen, wenn im konkreten Fall die Aufführung des Stückes, der Vortrag usw. allgemein oder vermöge besonderer Umstände die Störung der äußeren Sitte und Ordnung in bedrohliche wahrscheinliche Nähe rücken. Eine unmittelbare Gefahr dieser Art scheint auf den ersten Blick hier nicht vorhanden. Das Buchdrama ist bisher von keiner Seite als unzüchtige Schrift des § 184 Str.-G.-B. behandelt worden. Seine Aufführung in wirksam beschränkter Oeffentlichkeit scheint ohne Anstoß möglich zu sein, nachdem der Ulmer Theaterleiter, soweit es der Sinn des Schauspiels erlaubt, durch Streichung gefährlicher Stellen das Seinige getan hat, um das Empfinden der Theaterbesucher zu schonen. Es liegen überdies schriftliche Zeugnisse vor, daß das Stück — sogar in allgemein zugänglichen Vorstellungen — ohne Anstand über eine Reihe angesehener Bühnen ging und schon die Lektüre des Buches, wenn sie nach ungekürzter erster Lesung ein zweites Mal an der Hand des gekürzten Textes die dramatische Steigerung zu Peripetie und Katastrophe vom vorgeschriebenen Wort unabhängiger mitmachen kann, läßt glaubhaft erscheinen, daß das Stück auf r e i f e Z u h ö r e r e r s c h ü t t e r n d wirken kann. Der Nachdruck ist aber bei all diesen Erwägungen, die auch dem Theaterleiter, dem Verfasser und dem Verleger gerecht zu werden versuchen, wiederholt darauf zu legen, daß im konkreten Fall die Störung der äußeren Sitte und Ordnung bei Aufführung des Stückes ausgeschlossen sein wird. Diese Erwartung kann die Beschwerdestufe in Uebereinstimmung mit der Polizeidirektion nicht hegen. Zwar ist der Text in einer der Polizeidirektion noch nicht bekannten bedeutsamen Weise geändert worden und auch die Beschränkung der Oeffentlichkeit könnte bis zu gewissem entscheidenden Grade die polizeilichen Bedenken zerstreuen. Dafür kam in der jüngsten V e r h a f t u n g e i n e s S c h a u s p i e l e r s vom Ulmer Stadttheater wegen Verfehlung gegen: 175 R. Str. G. B. ein neues Moment hinzu, das z. Zt. die Aufführung des Stücks in jeder Form mindestens ohne Gefahr für die öffentliche Ordnung unmöglich erscheinen läßt. Eine derartige Verfehlung wirbelt in der Stadt von der Größe Ulms mehr Staub auf, als beispielsweise in Hamburg oder Wien und schlägt gefährliche Wogen, wenn die Darstellung widernatürlichen Geschlechtsverkehrs noch auf diese Bühne — und eben die Bühne des verhafteten Schauspielers — ihren Weg nimmt. In den Tagen des Haarmann-Skandals ist sehr damit zu rechnen, daß weite Kreise Ulms, deren Gefühlswelt natürlich und schlicht geblieben ist, solche Darstellung nicht einmal in beschränkter Oeffentlichkeit verstehen und sich dagegen in einer mindestens die öffentliche Ordnung gefährdenden aktiven Weise wehrten, ob diese Auseinandersetzung nun in oder vor dem Theater geschähe. Ob die der Verhaftung vorauflaufenden Gerüchte schon vor der Verfügung vom 11. v. Mts. zur Polizeidirektion gedrungen waren, entzieht sich der Kenntnis der Beschwerdestelle; zurzeit ist das Vorkommnis mit dem Schauspieler eine leidige Tatsache, mit der gerechnet werden muß, die wegen der — angeblichen oder wirklichen — Verführung einer Reihe junger Ulmer durch den Schauspieler weithin erbittert und die insbesondere in der verbliebenen homosexuellen Szene des Stücks für hier einen gegenwärtigen gefährlichen Zündstoff zur Störung der öffentlichen Ordnung schafft. Unter diesen Umständen kann das Verbot des Schauspiels „Vatermord“ von Arnolt Bronnen, das die W. Polizeidirektion Ulm am 11. Dezember 1924 für das Ulmer Stadttheater aussprach, nicht aufgehoben werden.

(gez.) Amtmann S t r o p p e l
gez. Stellvertreter.

Tatbestand und Gründe:

Die Freie Vereinigung zur Pflege zeitgenössischer Kunst in Ulm wollte am Freitag, den 12. Dezember 1924, für ihre Mitglieder und Freunde im Stadttheater zu Ulm das Schauspiel „Vatermord“ durch Schauspieler des Stadttheaters Ulm aufführen lassen. Die W. Polizeidirektion Ulm hat dem Theaterdirektor Kissmer die Aufführung des Werkes aber aus sitten- und ordnungspolizeilichen Gründen verboten. Hiergegen beschwert sich Theaterdirektor Kissmer.

Nach der Buchausgabe des im S. Fischer'schen Verlag in Berlin 1920 erschienenen Schauspiels ermordet in dem Stück ein junger unverstandener, von einem Freunde verführter, geschlechtlich überreizter, in unnatürlicher Liebe zu seiner Mutter entbrannter Mensch, Walter Fessel, seinen tyrannischen, vielleicht sadistischen, durch Alkoholmißbrauch heruntergekommenen Vater. Die Beschwerdestufe will sich ein Urteil über den literarischen Wert des Schauspiels eines ihr zu wenig bekannten Dichters nicht anmaßen, sie unterlegt nach den Ausführungen der Beschwerde, daß A. Bronnen unter den modernen Dichtern einen Namen hat und daß ihm Spekulation und Lüsternheit fern liegt. Sie kann fremdes künstlerisches Urteil um so mehr gelten lassen, als der Kunstwert und die Stoffwahl des im Buchhandel erhältlichen Stückes von nebensächlicher Bedeutung für das Vorgehen der Polizeibehörde sein muß, die ihr Augenmerk lediglich auf die Wirkung des aufgeforderten Stückes zu richten hat. Lasse ich zunächst das Buch reden, so schildert die Szene des homosexuellen Verkehrs des Vatermörders mit dem Freunde Edmund, der Incest mit der Mutter, die Siegerfreude nach dem Erstechen des Vaters — der Unterhaltung Walters über den Geschlechtsverkehr der Eltern nicht zu gedenken — trübste Nachtseiten des menschlichen Lebens, deren häßlichen Bildern wir leider schon genugsam in den Gerichtssälen begegnen und die selbst in Buchform in hohem Grade widerlich und anstößig wirken, so daß sich gelegentlich der geplanten Aufführung unwillkürlich die Frage nahelegte: werden diese Szenen im Rampenlicht der Bühne nicht unzüchtig wirken? und werden darob empörte Theaterbesucher nicht zu ordnungsstörenden Mitteln drastischer Kritik greifen? Gegen diese Annahme sprechen nun allerdings beachtliche Zeugnisse namhafter Augen- und Ohrenzeugen der Ulmer Probeaufführung, die besagen, daß das fürchterliche, leider nach dem Leben gezeichnete Sittenbild durch die dezente Aufführung am hiesigen Stadttheater zu einem erschütternden Drama wurde, das zwar an die Nerven auch reifer Hörer allerlei Anforderungen stellte, aber nicht anreizend sondern abschreckend wirke und zum Nachdenken über Erziehungs- und Entwicklungsprobleme anrege. Ein gelegentlicher Vergleich mit der Oedipus-Sage dürfte jedoch über das Ziel hinausschießen: Jocaste hängt sich, Oedipus blendet sich, als ihnen die Erkenntnis ihrer unverschuldeten — Taten wird, Walter Fessel brüstet sich der Tat in exaltierter Weise; sein Verhältnis zur Mutter läßt sein Gewissen kalt und stumm. Erklärlicherweise gab und wird es daher daneben Zuschauer und Zuhörer geben, die einen anderen Eindruck vom Schauspiel gewannen und mitnahmen und gewinnen und mitnehmen, die die Aufführung des Stückes als unzüchtige Darstellung empfinden werden. Wird ihre Entrüstung sich zur Störung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit verleiten lassen, sei es innerhalb, sei es außerhalb des Hauses? Diese Fragen muß sich eine Polizei, die auf dem Posten ist, bei einem Stück vorlegen, das anderwärts schon zum Straßenauflauf geführt hat, denn ihre vorzügliche Aufgabe ist, strafbare Handlungen zu verhüten und die öffentliche Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten. Die W. Polizeidirektion Ulm hat beide Fragen für eine Aufführung des Stadttheaters selbst im engeren Kreise bejaht; sie sah im Blick auf einen Berliner Vorgang in solcher Aufführung am hiesigen Platze eine unmittelbare Bedrohung der Sitte und Ordnung. Nicht als ob sie damit das Recht der Zensur für sich hätte in Anspruch nehmen wollen, denn es ist richtig, wie

Sinne auch gefeit sein gegen den Schmutz, der ja zur Hauptwaffe der Republikfeinde geworden ist.

Dieser Mann wäre Marx. Seit Wochen geht dieser Name rund. Ueberall hört man, daß Marx der einzig mögliche Kompromißkandidat für den zweiten Wahlgang wäre. Wenn das so ist, dann ist es, von allem anderen abgesehen, Kräftevergeudung, diesen Mann nicht schon für den ersten Wahlgang zu nominieren. Unsinnig wäre es, im ersten Wahlgang die republikanischen Stimmen zu zersplittern und dem Gegner Chancen eines Sieges zu bieten. Das demokratische Deutschland, einerlei welcher Partei und Konfession, muß und wird das Einsehen und die Disziplin aufbringen, zum Reichspräsidenten den Mann zu wählen, der die Voraussetzungen dazu mitbringt und die Fortentwicklung des demokratischen und republikanischen Staatsgedankens gewährleistet.

Die Koalition für die Präsidentenwahl ist die Koalition der Zukunft. Darum den Blick nicht stier und tatenunlustig in den Vorpostengefechten im Reich und in Preußen verlieren, sondern auch fest auf das größere Ziel richten: die Entscheidung über Deutschlands Zukunft.

DER „VATERMORD“ IN ULM

In der schönen Stadt, die an der bayerisch-württembergischen Grenze liegt, in Ulm, hätte Arnolt Bronnens „Vatermord“ am Stadttheater aufgeführt werden sollen. Unglücklicherweise war inzwischen im Städtchen ruchbar geworden, daß ein Schauspieler des Stadttheaters sich homosexuell verfehlt haben soll. Daraufhin verbot die städtische Polizei von Ulm die Aufführung des Bronnen'schen Dramas. . . . Der Zusammenhang ist komisch. Das Edikt der Ulmer Behörde ist es noch mehr. Aus zeitgeschichtlichen Gründen sei es hier im vollen Wortlaut wiedergegeben:

Oberamt Ulm. den 23. Januar 1925.
Nr. 1487/24.

Beilagen: / 1—14, 1 Textbuch und 1 Mehrfertigung für den Beschwerdeführer.

Die Beschwerde des Rechtsanwalts Moos III namens des Theaterdirektors Kissmer vom Ulmer Stadttheater gegen die W. Polizeidirektion Ulm und ihr Verbot der Aufführung des Schauspiels „Vatermord“ von Arnolt Bronnen vom 11. v. Mts., der sich Justizrat Dr. Rosenberger in Berlin namens des Verfassers und des Verlegers des Schauspiels angeschlossen hat, wird unter Ansatz einer Sportel von 10 M. gemäß Tarif Nr. 15,1 Allgemeinen Sportelgesetzes abgewiesen; das Verbot der W. Polizeidirektion besteht zu Recht.

Sportel —,10 M. —
Tarif Nr. 15,1
R.-Bl. . . . .

denkenden Deutschen muß gebildet werden; der republikanische Gedanke und die Erkenntnis, daß es diesmal nicht so sehr um die Partei, aber um den Staat geht, müssen siegen über den Parteigeist und die parteiliche Eigenliebe. Wir dürfen es gar nicht erst auf den zweiten Wahlgang mit all seinen Gefahren und unvorherzusehenden Zufällen ankommen lassen; wir müssen schon im ersten Wahlgang den Kandidaten der Republik durchbringen! Das ist ein Gebot sowohl des politischen Kalküls, wie auch der Wählerpsychologie.

Des politischen Kalküls, weil, wenn die Stimmen aller Republikaner nicht schon im ersten Wahlgang die absolute Mehrheit errungen haben sollten, aber doch gewiß die Höchstzahl darstellen, die Chancen für die relative Mehrheit des zweiten Wahlgangs viel günstiger sind — der Wählerpsychologie, weil es erheblich leichter sein dürfte, die republikanischen Wähler von vornherein auf einen gemeinsamen Kandidaten zu einigen, als ihnen im zweiten Wahlgang klar zu machen, daß ein Kompromißkandidat gewählt werden muß, der vielleicht im ersten Wahlgang an die dritte oder vierte Stelle gerückt ist. Die Entscheidung ist zu folgenschwer, als daß dabei parteipolitischem Prestige gehuldigt und Experimente gemacht werden dürften.

Wir dürfen der klaren Frage nicht ausweichen: wo finden wir den Kandidaten, auf den Sozialdemokraten, Demokraten und Zentrum sich einigen und der auch der großen Partei der Parteilosen tragbar und genehm ist. Nur politische Klugheit muß entscheiden — ein Fehlurteil würde mit größter Wahrscheinlichkeit den Sieg des Bürgerblocks bedeuten.

Ist Ebert der geeignete Mann — gut, aber es muß Sicherheit nicht nur bei den Sozialdemokraten, sondern auch bei den anderen Parteien geschafft werden. Ebert ist zweifellos ein ausgezeichneter Reichspräsident, aber die Frage ist doch berechtigt, ob es nach allem, was wir erlebt haben, klug ist, die Entwicklung vom 9. November 1918 in die Zukunft, die den Sieg der Demokratie bringen soll, durch ununterbrochene personelle Tradition zu kennzeichnen. Ebert ist ein Fünfziger — seine staatsmännische Begabung und sein überragendes politisches Können werden dem deutschen Volke auch anderswo in der Wilhelmstraße und vielleicht noch mehr von Nutzen sein. Wenn aber nicht Ebert, dann wäre es ein gefährliches und wahrscheinlich aussichtsloses Unterfangen, einen anderen Sozialdemokraten, hieße er Löbe oder Braun, den republikanischen Wählern als d e n Kandidaten der Republik präsentieren zu wollen. Mag sein, daß die organisierten Wähler der republikanischen Parteien auch diese Kandidaten wählen würden, aber die Zahl der Organisierten reicht nicht aus. Der Kandidat der Republik muß ein Mann des Vertrauens a l l e r republikanisch Gesinnten sein; er muß drinnen und draußen Achtung und Ansehen genießen; er muß in gewissem

der deutschen Republik, wenn sie nicht rechtzeitig die Augen aufmachen für die drohenden Gefahren.

Die Streitereien um die Regierungsbildung im Reich wie in Preußen, die mit unleugbarem Geschick aufgetischten Skandalaffären, all das staatsmännische, verfassungstreue Getue der Republikhasser — alles ist nur Vorspiel und Geplänkel für eine größere, für Deutschland ungeheuer wichtige Entscheidung, die von der Rechten zielbewußt und zäh vorbereitet wird. Ueber alles spricht und schreibt sie heute, die brave deutschnationale Regierungspartei — nur über ein Thema, das sie vordem so gern abwandelte, ist sie ganz still geworden: kein Wort mehr über die Reichspräsidentenwahl, die doch immer näher rückt und über Nacht da sein kann. Diese Stille bei den ewig Schreienden ist verdächtig; sie läßt auf ein umso eifrigeres Wirken im Verborgenen schließen: der Bürgerblock ist da — nur Geduld, der Reichspräsident des Bürgerblocks wird auch da sein! Darum heißts jetzt für alle Republikaner: Aufgepaßt!


Paul Löbe

Der Ausfall der Wahl des Reichspräsidenten entscheidet über mehr als nur über die Person des künftigen Reichspräsidenten. Die im Mai oder noch früher fallende Entscheidung birgt das Zukunftsschicksal Deutschlands in sich. Siegt der Mann des Bürgerblocks, dann ist es aus mit den demokratischen Hoffnungen und Träumen, dann hat der Bürgerblock die Zukunft und die Republik das Nachsehen, dann haben wir einen Platzhalter für den, der da kommen soll und es ist unschwer vorauszusagen, wie dann die Reichskanzler der nächsten sieben Jahre aussehen werden. Darum noch einmal: Republikaner, habt acht, ehe es zu spät ist!

Seht euch die Zahlen der Dezemberwahlen an! Mag sein, daß der Mann des Bürgerblocks nicht im ersten Wahlgang, wo die absolute Mehrheit der abgegebenen Stimmen entscheidet, den Sieg erringt — obwohl auch diese Gefahr groß ist, wenn die deutschen Demokraten, einerlei welcher Partei, bei der Wahl sich müde und lau zeigen — aber sein Sieg ist sicher, wenn im zweiten Wahlgang, der nur noch die relative Mehrheit erfordert, das republikanische Volk nicht geschlossen sich durchsetzt.

Was muß geschehen? Eine Tat, eine wirkliche, republikanische Tat! Eine Einheitsfront aller verfassungstreuen und demokratisch

ausgefallen, und eine so herostratische Tat hätte die schwerste Sühne finden müssen. So aber hat das Gericht angenommen, daß der Angeklagte im Affekt gehandelt hat, hingerissen von politischer Leidenschaft.

Nach dem Gesetz der Gedankenassociation sind die Richter auf Herostratos, den Verbrenner des Artemis-Tempels zu Ephesus doch nur gekommen, weil es ihrem Magdeburger Kollegen wirklich gelungen ist, so etwas wie einen Tempelbrand zu stiften. Denn der Reichspräsident hat in den Jahren seiner Amtsführung der Republik eine Stätte geschaffen, — sicher nicht artemisisch, sondern höchst nüchtern und bürgerlich; aber ihre Schändung hat den Namen Bewersdorff — nun sicher nicht unsterblich, aber doch bekannt gemacht. Sonst aber gibt es nichts zu vergleichen. Denn der Tempel der deutschen Themis braucht keine Zerstörer mehr: was da noch geschädigt wird, geschieht einer Trümmerstätte. Trotzdem ist es unerhört, in ein Urteil ein Irrationale aufzunehmen, nur um den Verdacht ausgesprochen zu haben, daß es ein Reale ist. „Wären die Motive des Täters der Selbstsucht entsprungen" — dieser schöne deutsche Satz soll sich einprägen; das soll man denken! Du lieber Himmel! Als wenn es nicht trotz allen Skandalen unbestreitbar wäre, daß es nützlicher ist, gegen die Republik zu sein, als sie zu verteidigen. Und als ob nicht der Affekt der politischen Leidenschaft schöner wäre als ihre kühl berechnende Tendenz!

---

* * * DIE WAHL DES REICHSPRÄSIDENTEN

Diese Betrachtung, die von einem republikanischen Politiker stammt, der im Zentrum des Machtgetriebes steht, empfehlen wir der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser. Kein Zweifel: In der Frage der Präsidentschafts-Kandidatur tut ein rascher Entschluß der republikanischen Parteien not, ein kluger Entschluß, der nicht nur das norddeutsche, protestantische, sondern auch das süddeutsche, katholische Deutschland befriedigt.

Im Reich und in Preußen hat seit den Dezemberwahlen ein erbittertes Ringen um die Macht eingesetzt. Man muß es der Rechten lassen — diesmal geht sie nicht so täppisch und undiszipliniert vor wie nach den Maiwahlen. Sie hat — in der Politik ein seltenes Ereignis — aus ihren Fehlern gelernt und ihre gewiß nicht leicht gewordene Mäßigung hat ihr auch schon einen hübschen Gewinn gebracht: die Deutsche Volkspartei geht brav an der Leine und pariert um so williger auch auf leichtestes Ziehen, weil sie sich einbildet, daß sie die Deutschnationalen an der Nase führe. Ein ergötzliches Bild; das Meisterstück des großen Strategen und Taktikers Stresemann, der sich auf die von ihm erfundene „Abnützung" sehr viel einbildet. Stresemanns Getreue werden sich eines Tages wundern — ein böses Erwachen aber wirds auch werden für die Freunde

hatte sich mit den Postkrediten zu befassen und hätte damit ins Zentrum getroffen. Das hat ihm der Preußische Justizminister, ein Zentrumsmann, aber verwehrt. Sozusagen aus Höfl—ichkeit. Und so weiter! Ein gefühlvoller Dichter hat es so formuliert:

Ueber den Bergen weit, weit drüben —
sagen die Leute — wohnt das Glück.

Verkehrte Welt! Die Oeffentlichkeit wartet auf die Verteidigung der Reichsregierung wegen der Ruhrkredite, um sie angreifen zu können; aber in Wirklichkeit wartet die Reichsregierung ruhig alle Angriffe ab, um sich in der Denkschrift danach dummstellen zu können. Denn Dummheit gibt sich nicht, aber sie wird vergeben. Verräter und Erpresser forschen nach, wer mit Barmat's gefrühstückt, mit Kutisker eine Zigarre geraucht hat; aber wer die Freunde der Herren Helwig und Rühe waren, fragt kein Mensch. Herr Stresemann trotz Spritweber und Herr Schiele trotz Trianon-Film bleiben Minister, aber Herr Severing soll unmöglich geworden sein, weil ein paar verfolgte Ostjuden durch Preußen gereist sind. Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold wehrt sich heftig gegen den unbegründeten Verdacht, von Barmat Gelder bekommen zu haben; aber daß die Ruhrentschädigungen zum guten Teil noch rechtzeitig für die Wahlfonds kamen, stört keinen Patrioten. Die Sozialdemokratie ist eine unerträgliche Gesellschaft von Vaterlandsfeinden; aber die Zahlung der Industrieschmiergelder soll dadurch entschuldigt werden, daß sozialdemokratische Minister ihr zugestimmt hätten — was dann außerdem noch gelungen ist. Die Deutschnationalen sind Regierungspartei; aber die unangenehmen Verträge, die mit dem glorreichen Kriege zusammenhängen, sollen die Internationalisten auf der Linken annehmen. Jakob Michael ist ein Schieber, weil er rechtzeitig Sachwerte in Rentenmark verwandelt hat; aber Stinnes ist ein Vater des Vaterlandes, weil er rechtzeitig mit unerlaubt gedrucktem Notgeld, mit unaufgewerteten Reichsbankkrediten und Devisenmißbrauch Papier in Sachwerte umgewandelt hat. Die Rechte ist für das entrechtete Volk in den Wahlkampf gezogen und hat Aufwertung verlangt; aber ihre Spitzenverbände haben sich anders geäußert, und nun läßt sie ihre Anträge gegen die Stimmen der Linken zu Fall kommen. Man kann diese Reihe beliebig verlängern. Die Verrückten merken es bekanntlich nur selten, daß sie im Tollhaus sitzen. Das ist gut — denn sonst würden sie den Aerzten an die Gurgel gehen.

In der Begründung des Urteils gegen Landgerichtsdirektor Kroner heißt es:

> Das Gericht hat ausführlich die Motive geprüft, die den Angeklagten zu seiner Handlung veranlaßten. Wären die Motive der Selbstsucht entsprungen, so wäre die Strafe außerordentlich schwer

Kriege stand er zu den eifrigsten Sozialpatrioten. Es war sein gutes Recht, Partei zu nehmen, aber wie er Partei nahm, entscheidet. Die Sezession der Haase-Gruppe, dieses tragischste und folgenschwerste Ereignis im deutschen Sozialismus überhaupt, begleitete er mit dem denkwürdigen Satz: „Gott sei Dank, daß die Juden raus sind!“ So empfand der Politiker Bauer eine historische Stunde. Und vor knapp zwei Jahren noch, als ein im Reichstag tätiger Journalist versuchte, ihn für Fechenbach zu interessieren, winkte er kurz ab: „Lassen Sie mich mit dem Bolschewisten zufrieden!“ Das ist Gustav Bauer, der Kopf und das Herz. Nun, diese widrigen Reminiszenzen sollen nicht einen Erschlagenen nochmals erschlagen. Es soll nur an einem bösen Beispiel aufgezeigt werden, wer und was in der Sozialdemokratie in den Jahren des Epigonentums aufkommen konnte. Nicht Bauers Sündenfall, sein Aufstieg ist der Partei anzukreiden. Wie wurde nicht von einem eingesessenen Pharisäertum der Fall des unseligen Z e i g n e r ausgenutzt, um an diesem Schulbeispiel nachzuweisen, wohin es führe, wenn man sich von jungen, frisch zugereisten Intellektuellen etwas weismachen ließe? Herr Bauer hat niemals zu den Intellektuellen gehört.



Gustav Bauer

Nicht genug mit dem Dutzend Staatsanwälten, dem besonderen Büro und den eigenen Telephonanschlüssen für die B a r m a t - S a c h e — es werden auch noch zwei Untersuchungs-Ausschüsse eingesetzt. Der staatspreußische hat sich allerdings entschlossen, sich noch mehr zu lokalisieren. Er behandelt nur noch die Klatschgeschichten eines laurigen Kriminals aus dem Berliner Polizeipräsidium, der seinen schnüffligen Beruf auf allen Gebieten ausübt und das Vaterland mit Vigilanten-Methoden retten will. Da ihn Begabung und Charakter glücklicherweise nach rechts lenken, hat er vor diesem Ausschuß von Volksvertretern alle Freiheit. Sogar Vermutungen, Gefühle, Orden und ein bißchen schmutzige Wäsche darf er zur Schau stellen. Der reichsdeutsche Ausschuß hat sich noch nicht bewähren können. Denn ihm ist der Preußische Justizminister in die Quere gekommen. Alle fanden das sehr merkwürdig. Antagonie zwischen Reich und Preußen? Agonie des Parlamentarismus? Der Landtag sollte sich mit den deutschnationalen Seehandelskrediten beschäftigen und machte daraus eine Jagd auf die faulen Fische der Sozialdemokraten. Der Reichstag

gelingt keinem, in die feindlichen Hürden einzubrechen, dort zu überzeugen und Proselyten in nennenswerter Zahl zu machen. Denn es liest keiner, der nicht von Berufes wegen dazu verpflichtet wäre, die Druckerzeugnisse des andern. Es geht eine Grenzlinie mitten durch Deutschland, die zwei verschiedene Völker sorgfältig scheidet. Sie tragen verschiedene Farben, sie sprechen verschiedene Sprachen, sie wissen voneinander weniger als etwa von den Bewohnern Feuerlands. Diese Welt ist mit Zeitungen ummauert; welcher Kreuz-Zeitungsleser dringt in die Vorwärtswelt, welcher Vorwärtsleser in die Kreuz-Zeitungsluft? Auch vor den großen Enthüllungskampagnen waren sie davon durchdrungen, daß auf der andern Seite samt und sonders Spitzbuben. In Frankreich konnte man mit einer Korruptionsgeschichte ein vulkanisches Temperament wie Clemenceau jahrelang zum Feiern zwingen, in England den umjubelten Volkstribunen Lloyd George lebensgefährlich bedrohen. In Deutschland, wo man nicht politisch denkt und fühlt, sondern die Gebetsmühle der Gesinnung klappern läßt, bleibt es sinnlos, den Gegner durch den Vorwurf, hohle Hände zu haben, kompromittieren zu wollen, weil die Tatsache der andern Ueberzeugung schon hinreichend kompromittiert. Politische Völker mochten um Dreyfuß zittern, vor Panama sich degoutiert die Nase zuhalten, — — wir werden im Glauben selig, und je heftiger wir uns gegenseitig bezichtigen, desto amüsierter lächelt die Welt um uns. Und wenn kürzlich von Völkischen der Vorschlag gemacht wurde, als Anrede künftig zu gebrauchen: Euer Deutschgeboren!, so akzeptieren wir das gern in dem Sinne: Deutsch geboren und nichts zugelernt.

Die Inszenierer des Barmat-Skandals, die sich stark machten, das gesamte sozialistische Hauptquartier als korrupt zu überführen, dürfen einen ersten Triumph einheimsen: Herr Gustav Bauer, früher Reichskanzler und Reichsschatzminister, ist einer Publikation des „Lokal-Anzeiger" zum Opfer gefallen. Eine etwas magere Strecke für so viel Pulverdampf, denn Herr Bauer war seit Längerem nicht mehr als Leader zu betrachten, ist es kaum jemals wirklich gewesen. Einer, der seit Jahr und Tag im Aufbewahrungsraum der Ministrablen lagerte, gelegentlich hervorgeholt, abgestäubt und für irgendein Ressort präsentiert. Er ist von jetzt ab ein politisch toter Mann, — soll man an einem Grabhügel polemisch ausholen? Nun, es muß gesagt werden: es stellt der Partei ein schlechtes Zeugnis aus, daß erst die lumpigen Barmat-Dollars den Mann unmöglich machen mußten; niemals hätte ein Gustav Bauer so hoch steigen dürfen. Ein qualitätenloser Arrivierter, ein verfettetes Bonzenherz, eine von Fraktionsgunst besonnte Karriere, ein mittelmäßiger sozialdemokratischer Kultusbeamter, Nutznießer der ehernen Gesetze der Ochsentour. Um ihn zu zeichnen, hier zwei Episoden. Bei den Richtungskämpfen im

angefüllt haben. Dabei beweisen die kleinen Schmutzigkeiten der Genossen, ja selbst die größeren Schweinereien der Zentrumsleute eigentlich nur, wie wenig diese unreifen Amateure mit der raffinierteren Verschleierungstechnik der altbewährten kapitalistischen Korruption vertraut sind. Ein preußischer Sozialdemokrat ist Aufsichtsrat bei Barmat gewesen. Unzulässig. Die Partei wird allen Genossen die Uebernahme von Aufsichtsratsposten untersagen! Aber wieviel Syndici großer, reichster Unternehmerverbände sind gerade in diesen Qualitäten Abgeordnete und Minister geworden. Haben diese Exzellenzen, als sie Minister wurden, alle Brücken zu ihren Brotgebern von gestern (und wieder von morgen) abgebrochen? Die Syndici der rheinischen oder der sächsischen Industrie — haben sie, als sie Minister wurden, im Nu aufgehört, die Ratgeber ihrer industriellen Parteifreunde zu sein? Die Frage könnte noch ein wenig deutlicher formuliert werden. Ach, die feinsten Netze der gefährlichsten Korruption zerschneidet kein Staatsanwalt, geschweige denn ein plumper Lohnschreiber der Hugenberg und Stinnes; nur den kleinen, neuen Dilettanten der republikanischen Korruption rücken sie mit Schwertern zu Leibe, die in rheinischen und sächsichen Werken geschliffen wurden. Sei's! Merzt aus den Reihen der Republikaner diese verdächtigen Anfänger aus. Die Republik kann durch solche Strenge nur gewinnen! Aber bringt die politische Diskussion nicht auf das Niveau des mießen Philisters, der alle Frauen für käuflich hält, weil er selber immer nur bei Prostituierten schlafen durfte. . . .

Es grassiert zurzeit bei uns eine Art von politischer Nackttanz-Epidemie: man enthüllt sich gegenseitig, läßt die Peitsche knallen und zwingt die Entblößten mit muntern Sprüngen durch den Reifen zu setzen. Das mag gelegentlich spaßhaft sein, niemals ästhetisch. Und es ist ein grotesker und sicherlich kaum geahnter Effekt, daß das Korruptionsgeheul gerade der aufgeregtesten Patriotarden, die sonst bei jedem gutgemeinten kritischen Wort über Deutschland nationale Würde und Belange bedroht sehen, im Ausland den Eindruck erweckt, als ob unsere brave flanellene Germania sich nun entschlossen habe, bis zum definitiven Untergang des Abendlandes in einer einträglichen halbseidenen Strich-Existenz zu verharren. Fragen wir uns: was soll das ganze Gebrüll und für wen wird eigentlich so fleißig enthüllt? Auf der Rechten affichiert man in gröhlenden Lettern: Barmat, Kutisker, Schwanenwerder, Reichsbanner, Sumpf, Sumpf, Sumpf! Auf der Linken: Ruhrgelder, Staatsbank, Sprit-Weber, Reichspost, Höfle, Sumpf, Sumpf, Sumpf! Die republikanischen Blätter decken die Verkommenheit der Reaktion auf, die Hugenberg-Papiere, die sittliche Verlotterung der Republikaner. Doch alles bleibt nur ein Privatvergnügen für den eigenen Kraal. Es

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Februarwoche

Ein Minister sitzt hinter Schloß und Riegel. Herr Höfle, der Bestechung verdächtig, wird seine Richter finden. Mögen sie unnachsichtig sein, mögen sie die eiternde Wunde mit Feuer ausbrennen, mag Herr Höfle zum warnenden Exempel dienen, und möge jeder Machthaber der Republik, der eines Mißbrauchs zu eigenem und seiner Freunde Vorteil überführt werden kann, mitleidslos verfolgt werden. Niemand hat das Blut der deutschen Republik schlimmer vergiftet als Herr Höfle, und niemand tut der Republik einen besseren Dienst als die Denunzianten der Höfle und, mit einigem Abstand zu nennen, Bauer. Diese Verhaftung setzt vielleicht endlich dem allgemeinen Korruptionsgerede ein Ziel, denn, wie entschieden man die Verfolgung jedes Schuldigen fordern muß, so sehr muß man das hämische Verdächtigungsgeraune der deutschnationalen Nutznießer von sich weisen. Kommen wir endlich, je deutlicher sich die wirklichen Verfehlungen herauskristallisieren, aus der maßlos aufgeblasenen Verleumdungswolke heraus. Es war den korrupten Antikorruptionisten geglückt, das Niveau der deutschen Politik auf Kanaltiefe zu senken. Wer sprach noch von Grundsätzen, Programmen, sachlichen Forderungen? Man politisiert nur mehr mit dem Klosettkübel. Ehedem wurden die eifrigsten Republikaner abgeschossen, nun sollen sie weggestunken werden! Dank der falschen Toleranz der republikanischen Parteien, dank der Schmutzlust der kaiserlich-stinnesischen Parteien wurde die deutsche Politik zum Gegenstand des meskinsten Mißtrauens: Was kostet der? Wer hat den bezahlt? Wie viel hat das Dem eingetragen? Die Schreibknechte der Schwerindustrie jubelten, weil sie ganz Deutschland mit einer Wolke stinkenden Zweifels



Dr. Höfle

der ihm gegenüber saß, ihn an: „Sie werden hier nicht rauchen, ich verbiete Ihnen das." „Aber, ich rauche ja gar nicht" erwiderte der Dichter. „Ich kenne das" brüllte sein Gegenüber. „Man zieht seine Pfeife aus der Tasche, man stopft sie, und mir nichts, dir nichts, steckt man sie an. Sie werden hier nicht rauchen, das sage ich Ihnen." Gelassen steckte Tristan Bernard die Pfeife in die Tasche. — Einige Augenblicke später zieht der Herr eine Zeitung aus der Tasche, entfaltet sie und will zu lesen anfangen. „Das verbiete ich Ihnen" schrie jetzt Tristan Bernard. „Ich kenne das. Man zieht seine Zeitung aus der Tasche, man entfaltet sie -- und dann, mir nichts, dir nichts, reißt man ein kleines Stück ab — und zieht sich damit in den kleinsten Raum zurück."

*

Als Tristan Bernard gestorben war (erfreulicherweise lebt er aber noch) brachte ein Engel Gottvater die Nachricht von seinem Tode. „Das ist wirklich traurig" meinte Gottvater. „Aber sag' schnell" wandte er sich interessiert an den Engel „was waren seine letzten Worte?"

*

Jemand sandte Tristan Bernard sein Album mit Autographien und bat ihn, sich dort mit seinem Namenszug und einem Gedanken zu verewigen. Das Album erhielt der Eigentümer mit folgenden auf der Schreibmaschine getippten Zeilen zurück: „Sehr geehrter Herr! Seit zwanzig Jahren bediene ich mich nur noch der Maschine zum Schreiben. Ich will Ihnen aber trotzdem eine Probe meiner Handschrift geben." Und darunter hatte er mit einer der Feder ungewohnten Hand Striche gezogen.

*

Tristan Bernard saß mit Freunden zusammen und man bestellte Portwein. Das Getränk war miserabel und roch nach Apotheke. Tristan Bernard beschwerte sich nicht, er zahlte und sagte dabei leise zu dem Kellner: „Sie dürfen nicht vergessen, mir das Rezept zu geben."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 5)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

der Matadore der deutschen Filmindustrie das Niveau eines Films übermäßig herabgedrückt werden kann. Wir haben nicht, wie etwa in Amerika, Universalregisseure — oder jedenfalls nur wenige, wie Berger, Murnau, Grune —, sondern einer geht aufs Dekorativ-Bildmäßige, einer auf Sensations- und Trickfilme, einer auf Massenszenen, einer aufs Schauspielerische.

Dr. Johannes Guter, Regisseur dieses Films, gehört zu den Senioren der Branche; er ist technisch perfekt, macht Unfälle, Bauten, Trickscherze prima, — kann aber nicht ein unzulängliches Manuskript filmmäßig zurechtstutzen und kann keine schauspielerischen Leistungen herauskitzeln. (Selbst ein Mann von der Qualität Fritz Langs bleibt oft unzulänglich, weil er zu wenig Schauspielerregisseur ist.) Die Darsteller dieses Films gebärden sich, als ständen sie auf einer Provinzschmiere, d. h. sie spielen teils übertrieben, teils gar nicht. Und diese Mängel: krasse Gewaltsamkeit des Manuskripts und schauspielerische Unfähigkeit bewirken, daß dieser sonst anständig und mit Liebe zur Sache, nebst reichlichen Kosten, gearbeitete Film schlechterdings unmöglich ist.

Kurt Pinthus

GESCHICHTEN VON TRISTAN BERNARD

Der Schriftsteller Tristan Bernard, dessen Lustspiel „Der Hühnerhof" auch in Berlin aufgeführt worden ist, gilt als einer der witzigsten Köpfe von Paris. Alle Bonmonts der letzten Jahre werden ihm zugeschrieben; einige, die wirklich von ihm stammen sollen, bringt der von Léon Treich geleitete „Almanach des Lettres Françaises et E'trangères".

*

Als Tristan Bernard noch in Versailles wohnte, versäumte er einmal den Zug, der ihn spät abends von Paris in seine Residenz bringen sollte. Er fand noch eine Taxameterdroschke und fragte den Wagenlenker, wieviel er für die Fahrt nach Versailles haben wolle? „Dreißig Franken" antwortete der Kutscher. „Dreißig Franken? Was fällt Ihnen ein? Steigen Sie in den Wagen, mein Lieber, ich fahre Sie für fünfzehn Franken nach Versailles."

*

Auf einem kleinen Bahnhof wartete Tristan Bernard auf seinen Zug. Auf dem Bahnhof gab es ein paar Blumentöpfe und ein kleines Gebäude mit zwei Türen und den Inschriften „Für Damen" und „Für Herren". Ein Irrtum war somit ausgeschlossen. Tristan Bernard langweilte sich schrecklich auf dem öden Bahnsteig. Da er soviel Zeit hatte, lenkte er seine Schritte zu dem kleinen Gebäude und in wirklicher oder gespielter Zerstreutheit schloß er sich auf dem für Damen bestimmten Teil ein. Dort blieb er, bis der Zug gemeldet wurde. Als er gerade die Tür öffnete, stürzte ihm, blaß vor Aufregung, eine Frau in die Arme. Als sie seinen langen Bart sah, rief sie entsetzt: „O Gott! Ein Mann!" „Ein Mann, gnädigste Frau?" erwiderte Tristan Bernard mit einem Lächeln der Ueberraschung. „Davon weiß ich nichts. Ich will einmal nachsehen." Und er schloß sich wieder ein.

*

„Worin besteht der Unterschied zwischen einem Herrn und seinem Diener?" fragt Tristan Bernard und er gibt sich selbst die Antwort „Alle Beide rauchen die gleichen Zigarren, aber nur einer von ihnen bezahlt sie."

*

Tristan Bernard fuhr einmal auf der Eisenbahn und stopfte sich behaglich seine Pfeife. Als er sie gerade zum Munde führen wollte, schrie ein Herr,

lein bald von Humor, bald von Tränen tropfen.

Jedoch, sobald da die mecklenburgische Landschaft erscheint, gehen unsere Augen und Herzen auf. Auch der leidenschaftliche Stadtmensch staunt, wie selbst im schwarzen Bild (ohne Farbe, ohne Luft) das weite Land wie ein Zauberblitz uns Horizonte öffnet, denen wir freier entgegenatmen. Jedesmal, wenn die bebenden Bäume vor Wolken am Rain, wenn die Rinder am See, der Sämann auf dem Acker, das weithin wellenwiegende reife Korn, das melancholische Moor, wenn die saugenden Schweinchen, die elastischen Pferde, wenn die modernen Maschinen erscheinen, die wie groteske Urweltmonstra den fruchtbaren Bauch der Erde aufreißen . . . dann immer merkte man, wie ein inneres Aufjauchzen durch die Zuschauer wehte, welches besagt, daß die Herrlichkeit dieser Bilder beglückender wirkt, als die konstruierte Menschenhandlung.

Immer klarer wird es, daß der Mensch im Film eine ziemlich klägliche Rolle spielt mit all seiner Künstelei, Verstellerei und Spannungsmechanik. Landschaft und Getier triumphieren im Film jedesmal über den Menschen. Wenn dieser Film auch ein Propagandafilm für die Landwirtschaft ist, wenn auch den Bewohnern des Landes, wo er spielt, statt der Sonne das Hakenkreuz am Himmel leuchtet, wenn wir Städter, dorthin verpflanzt, uns höchst lächerlich und unglückselig vorkommen würden . . . das Entzücken, das von diesen Bildern in uns strömt, läßt uns merken, wie wir dennoch die Erde lieben mit allem, was in ihrer Weite wächst, kreucht und fleucht.

Der Turm des Schweigens

Diesen deutschen Film zu sehen, ist sehr lehrreich, wiewohl er nicht gut ist. Hier ist nämlich deutlich zu erkennen, wie durch eine gewisse Unkultur und ein Spezialistentum

nachsichtigen Auge des Lokalpatrioten. Wenn uns der Kohl auch häufig nicht mundet, wir wissen, daß wir ihn selbst gepflanzt und selbst gepflegt haben und essen mit tapferm Gesicht und zuckendem Herzen.

Das Ausland aber urteilt liebloser. Es fragt danach, wie der Kohl schmeckt und nicht, wie er gezogen. Man sieht, oberflächlich wie man ist, nur die Oberfläche der Dinge und forscht nicht nach den metaphysischen Unterlagen. Und so hält man uns denn rund und nett für meschugge. Wir aber fühlen uns als das unverstandene Volk.

Wie aber, wenn das französisch-belgische Beispiel Nachahmung finden sollte, wenn man in aller Herren Länder anfangen wollte, die Verrückten nach Deutschland abzuschieben? Es ist das ein lustiger Aspekt. Deutschland das Hospital der ganzen Welt, das Dorado der Narren, das Paradies der Mondsüchtigen. Im Ernst, würde sich so viel ändern? Die Vernünftigen hausen heute schon wie in Isolierzellen. Die Regierungskrisen könnten auch nicht länger als sieben Wochen dauern und mit den Geldern des Staates würde sicherlich sehr, sehr vorsichtig umgegangen werden. Schlechte Aussicht für Kreditgeschäfte, schlechte Aussicht für die Schwerindustrie.

Denn gerade die Tollen haben sehr oft die Gewohnheit das Geld einzubuddeln und niemandem den Platz zu verraten. Und vielleicht kämen wir so endlich zu gesunden Finanzen und Wohlstand und Zufriedenheit. Solange dieser wünschenswerte Zustand noch nicht ausgebrochen ist, müssen wir indessen erklären, daß Bedarf einstweilen gedeckt. Was soll Athen mit einer neuen Sendung Eulen?

Lucius Schierling

FILM

Kampf um die Scholle

Dieser Film ist von der Kultur-Abteilung der Ufa hergestellt . . . aber auch ohne diese Angabe würde man fühlen, daß es hier nicht auf filmmäßige Formung von Geschehnissen ankommt, sondern auf das preisende Vorzeigen von Bildern aus der deutschen Landschaft. Des ollen Fritz Reuter Biedergeschichte „Ut mine Stromtid“ gab Motive, die in unsere, ach, gar nicht mehr so biedere Gegenwart versetzt wurden. Diese Kalendergeschichte von guten und bösen Menschen poltert schön deutlich mit Ehrsamkeit und Belohnung des Edlen vorüber, sodaß Zuschauers Aeug-

delt, also um nichts anderes, als — — um **die Newtonsche Farbenlehre.**

Unter allen Blamagen Trebitschs ist diese wohl die allerblamabelste.

Alzog.

EULEN NACH ATHEN

Vor ein paar Tagen wurde in Berlin eine arme kranke Russin in sicheres Gewahrsam gebracht, die an Einstein Drohbriefe geschrieben und schließlich vor dessen Wohnung skandaliert hatte. Vorher war sie in Paris Krassin lästig geworden. Auch in Frankreich wußte man sehr bald, daß es sich um eine harmlose Geisteskranke handelte. Man tat ihr nichts zu Leid, sondern gab sie an die belgische Polizei weiter. Die wieder brachte sie über die deutsche Grenze und setzte sie in Aachen ab.

Die Pariser hätten die arme Person ruhig ins Hospital schaffen können. Ebenso die Belgier. Aber man wählte einen andern Weg: man schickte sie nach Deutschland. Denn so folgerte man, und das ist wenig schmeichelhaft für uns, in Deutschland ist sie so gut wie im Irrenhaus, da fällt sie nicht weiter auf. Deutschland ist der natürliche Abladeplatz für die geistig Siechen aller Welt.

Der Leumund der deutschen Nation hat sich also bedenklich geändert. Und wir selbst legen auch Wert darauf, nicht mehr die Gleichen zu sein. Früher brüsteten wir uns, frei zu sein von Schwärmerei und Fanatismus, wir taten uns was darauf zugute, daß einer von uns die reine Vernunft erfunden hatte und wollten in breit ausladender Opulenz die ganze Welt an unserm Wesen genesen lassen. Wir legten Wert darauf, Normalmenschen zu sein, und wer sich nicht so fühlte, gab sich wenigstens Mühe, so auszusehen. Dann, im Kriege, brach unter uns plötzlich die Mentalität aus, ein furchtbares psychisches Uebel, das Verheerungen ohne gleichen anrichtete. Wir wurden kompliziert wie eine unverstandene Frau.

Als es uns schließlich ganz schlecht ging, entdeckten wir über Nacht die Mystik, fuhren tief in die Schächte unserer Seele und holten da allerlei herauf. Wir schalten die Engländer kalte Verstandesmenschen, sprachen dem französischen Geist alles Profunde ab und verliehen dem deutschen Gott, der vier Jahre hindurch Hindenburgs Schnauzbart getragen, die Züge eines besseren Gymnasialprofessors, der Kierkegaard gelesen. Ja, wir waren verteufelt tiefsinnig geworden. Wir hatten es zwischen Börse und Tanzdiele mächtig mit dem religiösen Erleben, verachteten den Rationalismus und machten dazu eine Politik, die tatsächlich nicht aus den Eisregionen des Verstandes stammte, sondern treues blauäugiges Heimatgewächs war, genährt von fettestem Gemütsdung. Wir betrachten das alles, auch wenn wir kritisieren, mit dem

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

I.

Nacktkultur

Sehr verehrter Herr Franz Schulz! Verzeihen Sie, daß ich so frei war, einiges wenige zu Ihrem Beitrag „Sonnenmenschen“ im letzten Tagebuch-Heft (2/VI) niederzulegen, um es hier der Oeffentlichkeit bekannt zu geben.

Ich gestehe, daß Sie nicht ganz unrecht haben in Ihrer leidenschaftlichen Kritik der Nacktkultur-Fragen, dennoch möchte ich für diese Bewegung, deren Anhänger ich bin, eine Lanze brechen.

Es ist Unsinn, den Nacktmenschen mit dem weltverachtenden Caféhausliteraten unter einen Hut zu bringen. Unsere Bewegung ist ja als Protest gegen die neuartig geistige Entwicklung des Großstädters entstanden. Gegenüber diesen abstrakten, den Körper vergessenden, den Körper vernachlässigenden, den Körper als Sünde empfindenden Großstädtern ist das Prinzip der Nacktkultur ein Fortschritt und man sollte sich hüten, leichtfertig zu höhnen. Es hat sich in der Auffassung der Nacktheit so Vieles schnell gewandelt, — wer schreibt einmal eine Geschichte des Bades? — warten wir noch ein Menschenalter (vielleicht auch nur ein halbes) ab, und auch Sie, verehrter Herr Franz Schulz, werden Ihren billigen Spott vielleicht widerrufen.

Spott über Zeitungsinserate ist leicht zu erzeugen. Die Inserenten sind keine Literaten, ihre Hand ist ungelenk.

Nicht gerne verzichtet eine Zeitschrift auf die kleinen Anzeigen. Eine lebenskräftige Zeitschrift verdankt diesen geradezu ihre Existenzmöglichkeit. Wollen Sie den Sozialismus auf Grund der Anzeigen im „Vorwärts“ beurteilen?

Es ist auch seelische Empfindlichkeit, die Nacktbewegung als antisemitische abzutun. Nur eine lächerlich einseitige, von uns boykottierte Loge kann das Schwergewicht auf das Wort „Germane“ verlegen. Ihr „Epatez le juif!“ ist keine Forderung der Nacktkultur. Ja, vielleicht hat kein Volk eine eugenische Nackt-Bewegung so nötig wie das theoretisierende jüdische. Vor Jahresfrist veröffentlichte Dr. Fr. M ö h l in der populärsten Schönheitszeitschrift aus dem Verlage „Die Schönheit“ (dieselbe, die den von Ihnen kritisierten Beitrag brachte) in einer Abhandlung, betitelt: „Frauenschönheit und schöne Frauen“ unter den 12 idealen Frauenbildnissen 7 romanische gegenüber nur 5 germanischen. Tun das völkische Fanatiker? Ich glaube, daß auch jüdische Frauen unter diesen Idealgestalten aufgeführt waren. Wir sind zu heiter, um uns in dumpfen Rassenhaß zu versenken.

Willi Linnstedt.

2.

Der Shaw-Uebersetzer

In diesen Blättern ist viel gesprochen worden von den lächerlichen Uebersetzungsfehlern des Herrn Trebitsch in Shaws „Johanna“-Drama; aber auf den allerkomischesten ist keiner gekommen. In der Einleitung von Shaw übersetzt Trebitsch ein paarmal etwas von einer „C h r o n o l o g i e“ Newtons, die, im Gegensatz zu seiner Gravitationslehre, ihre Gültigkeit verloren hat. Ich frage mich als halbwegs gebildeter Mensch erstaunt, was denn das für eine merkwürdige „Chronologie“ sein mag, die der große Physiker verfaßt hat — — und komme, nach kurzem Nachdenken, ohne auch nur das englische Original anzublicken, darauf, daß es sich wohl um eine „chromology“ han-

Nach einigem Zögern haben wir uns, dem Rate vieler Freunde des „Tage-Buches“ folgend, entschlossen ein

Kostümfest

zu veranstalten das

am Freitag, den 20. Februar

in den Räumen des

Pavillon Mascotte

stattfinden wird

Von einigen Ueberraschungen, die dieses heitere Fest bringen wird, erzählen wir vielleicht im nächsten Heft / Für heute nur dies: Das Fest kann nur einer beschränkten Zahl von Gästen zugänglich sein / Karten, die auf Namen lauten, werden in der Verwaltung des „Tage-Buches“, Beuthstraße 19, ausgegeben / (Preis 15.– Mark)

Schöne Frauen in schönen Kostümen mögen ſich schnell durch ihre Gatten, Brüder, Freunde Eintrittskarten sichern

Die Gesellschaft der „Tage-Buch“-Freunde

schwemmung. In seinem Schreiben an die Spitzenverbände beschränkt er sich auf die Wiedergabe einiger privatwirtschaftlicher Typs. Die großen Probleme schneidet er kaum an, vielleicht um dem Vorwurf zu entgehen, er habe das ganze Geschäft verdorben. Für die öffentlichen Kredite ist zwar durch die Notverordnung des Reichspräsidenten und durch die Vereinbarungen der Länder, die anschließend in Kraft treten, ein Riegel vorgeschoben. Aber für die privaten Kredite ist dieser Weg der Reglementierung selbstredend nicht gangbar. Hier gibt es nur ein einziges Mittel: Durch Einwirkung auf die innerdeutschen Zinssätze den Anreiz zur Aufnahme von Anleihen im Ausland zu vermindern. Nun übt ja an sich jeder Auslandskredit schon seine entlastende Wirkung auf den inneren Kapitalmarkt aus, sodaß über kurz oder lang der Ausgleich sich von selbst herstellen wird. Eine vorausschauende Wirtschaftspolitik kann darum in Erkenntnis der Grenzen, die ihrer Einwirkung gesetzt sind, nur darauf abzielen, diesen Ausgleich zu beschleunigen. Sie kann das tun, indem sie auf Ausschaltung der Trägheitsgesetze drängt, die jeden Rückgang des Kreditpreises im Innern erfahrungsgemäß hemmen. Die Politik der Bankenkartelle spielt dabei keine geringe Rolle. Aber auch für die Diskontpolitik der Reichsbank ergeben sich unter diesen Umständen neue Orientierungspunkte.

Das österreichische Beispiel ist sehr lehrreich. England beobachtet bekanntlich mit Besorgnis den Rückgang der Kaufkraft der österreichischen Krone. Es widersetzt sich aus diesem Grunde dem Versuch der österreichischen Nationalbank, den Banksatz zu senken. Es übersieht freilich, daß es gerade der Diskont ist, der die Hochhaltung der Kreditkosten im Inland zur ersten und den Zustrom von Auslandskrediten zur zweiten Folge hat. Die hereinkommenden Devisen werden in Oesterreich ganz wie in Deutschland zum großen Teil zur Basis einer zusätzlichen Geldschöpfung gemacht, aus der zwangsläufig die von den Engländern beklagte Kaufkraftverminderung resultiert. Der Cirkulus vitiosus des englischen Gedankenganges ist damit aufgezeigt. Es hat lange genug gedauert, bis man in der Welt und in Deutschland den Nutzen einer rigorosen Zentralbankpolitik erkannt hat. Man darf nun nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen, hohe Banksätze orthodox als ein Allheilmittel zur Sanierung anzusehen. Die Diskontpolitik ist wie jede Politik die Kunst, einen Zweck zu erreichen. Sieht man als ein im Augenblick hauptsächliches Ziel die Drosselung der Krediteinfuhr nach Deutschland an, so ist ein niedriger Diskont ein vorzügliches Mittel, das zu erreichen. Die verschiedenartigen Zwecke müssen gegeneinander abgewogen und danach das Mittel gewählt werden.

zinsung überschreitet jedoch in keinem Falle 7¾ v. H., hält also erheblich unter den Kosten, die die 800 Millionen Goldmark Dawesanleihe verursacht hat. Die Laufzeit schwankt zwischen 3 und 20 Jahren.

	Summe Mill. Dollar	Nominalzins in pct	Begebungskurs	Tilgungskurs
Haniel	7½	?	?	?
Krupp	10	7	99¼	?
A. E. G.	10	7	93¾	105
Thyssen	12	7	98½	102½ bis 100
Siemens	10	7	99 u. 96	100 u. 102

Diese Anleihen scheinen jedoch nur ein erster Anfang zu sein. Sie sollen „die Bahn frei machen“ für Anleihen anderer großer Konzerne und vor allem für die große Schar der halbgroßen Unternehmungen, deren Name noch gerade klangvoll genug ist, um ihnen den Zugang zum internationalen Finanzmarkt zu erschließen. Schon haben neuerdings auch die Sächsischen Werke einen 20jährigen 7proz. 7½ Mill.-Dollar.Kredit erlangt. Die mannigfaltigen Gefahren, die dieser Sturzbach von Auslandsgeld mit sich bringt, sind hinreichend oft aufgezeigt worden. Die internationale wie die nationale Konjunktur erfährt dadurch einen ungesunden Auftrieb. Zweierlei kann doch nur normalerweise mit den hereinströmenden Devisen angefangen werden. Entweder sie werden bei der Reichsbank gegen deutsches Geld eingewechselt und dort konserviert. Dann steht einem nicht vermehrten Gütervorrat eine vermehrte Kaufkraft gegenüber, wodurch die innerdeutschen Preise in die Höhe gedrängt werden. Oder die Devisen werden zu Importkäufen an den ausländischen Märkten verwendet. Das hat gleichfalls seine Schattenseiten, obwohl in diesem Falle höchstens die Auslandspreise getrieben werden, das inländische Preisniveau hingegen infolge Vergrößerung des Angebots bei nicht vergrößerter Nachfrage eher gesenkt werden könnte. Solange nun jede Differenz in der Zahlungsbilanz mühelos durch Auslandskredite ausgefüllt werden kann, solange sogar Auslandskredite die Differenz naturgemäß zu vergrößern trachten, indem sie den Import anfeuern, solange muß die deutsche Volkswirtschaft des Zwanges zur Exportsteigerung entbehren, der ihr als Vorschule für die Jahre des wachsenden Reparationsdienstes dringend not täte. Daß aus allen diesen Gründen die Hereinnahme von Auslandskrediten, so erwünscht sie vom betriebswirtschaftlichen Standpunkt des Einzelunternehmens sein kann, aus sozialwirtschaftlichen Gründen mindestens gebremst werden muß, darüber besteht ziemliche Einigkeit unter den einsichtigen Wirtschaftspolitikern. Bloß Herr Dr. Neuhaus, der neue Reichswirtschaftsminister, scheint dieser Erkenntnis noch nicht zugänglich zu sein. Er findet nur sehr matte, übrigens durchaus nicht nationalistische Worte gegen die Devisenüber-

durch Einflußnahme bei der Erlanger Gruppe Inag-Reiniger, Gebbert & Schall. Es fällt auch auf, daß die Siemens-Schuckert-Werke G. m. b. H., die von der Siemens & Halske A.-G. und von der Schuckert A.-G. zu Beginn dieses Jahrhunderts zum Betriebe des großen Elektrogeschäftes mit 90 Millionen Mark Stammanteilen errichtet worden war, dies Kapital in voller Höhe bestehen läßt, ohne, wie die Muttergesellschaften, zu einer Herabsetzung genötigt zu sein. Schon hieraus sieht man, daß die Umstellung sich in keiner Weise nach exakten Wertermittelungen gerichtet hat, sondern daß sie mechanisch dem vertraglichen Gewinnschlüssel angepaßt wurde. Alle die Konzessionen, die Stinnes in seinem Expansionsdrang den Kontrahenten der Union gemacht hat, werden auf diese Weise verewigt. Die Siemens & Halske A.-G. z. B., die man durch Gewährung der vollen paritätischen Quote zum Vertragsabschluß gereizt hatte, kommt beinahe um 50 v. H. über ihr Vorkriegskapital, während Luxemburg und Gelsenkirchen ihr Friedenskapital um 30 v. H. unterschreiten. Dem Appendix der Interessengemeinschaft, dem Bochumer Verein, bleibt nach wie vor gestattet, vor Gelsenkirchen und Luxemburg noch sechs Jahre lang, wie es dem ursprünglichen Vertrage entspricht, im Dividendenbezuge eine Nasenlänge vorauszueilen.

Die Hergabe von Auslandskrediten an deutsche Unternehmungen ist gefährlich in Fluß gekommen. Sieht man selbst ab von den großen englischen Krediten z. B. an den Norddeutschen Lloyd und die Oberschlesischen Kokswerke und von dem angloamerikanischen Aktiengeschäft der Deutschen Bank sowie von den zahllosen weniger belangreichen Transaktionen und von der Einräumung kurzfristiger Betriebskredite, betrachtet man allein die amerikanischen Abschlüsse der fünf großen deutschen Konzerne, die im Verlaufe des Januar getätigt worden sind, so ergibt sich schon daraus ein weiterer Zustrom von rund 200 Millionen Goldmark an ausländischem Geld. Im folgenden sind die Bedingungen, zu denen diese größten Kredite abgeschlossen wurden, in den wichtigsten Punkten zusammengestellt, soweit das die mangelhafte Publizität der Kreditnehmer zuläßt. Es ergibt sich daraus, daß der 7proz. Typ die ausnahmslose Regel darstellt. Eine höhere Nominalverzinsung würde eben vom amerikanischen Publikum, das die Anleihen zeichnen soll, nicht verstanden werden. Die Chancen, die gleichwohl darüber hinaus geboten werden mußten, wurden durch ein Disagio des Begebungskurses und durch das Aufgeld bei der Tilgung gewährt. Nicht eingerechnet ist die ziemlich hohe Provision. Am ungünstigsten hat die A. E. G. abgeschnitten, die den Emissionspreis tiefer und den Einlösungskurs höher angesetzt hat als alle anderen Konzerne. Die Effektivver-

Stinnes stellt um. Einzeln werden die Zahlen ins verhaßte Auge der Oeffentlichkeit geträufelt. Man wird es der Verwaltung der Rhein-Elbe-Union nachfühlen können, daß sie in diesem Zeitpunkt nicht gerne mit üppigen Bilanzen per 1. Oktober 1923 hervortritt. Denn wenn es den Unternehmungen an diesem Zeitpunkt schon gut ging, dann kann sich jeder ohne weitere Anleitung vorstellen, wie fett sie inzwischen geworden sein mögen, nachdem sie die Mastkur der Mikumentschädigung durchgemacht haben. Die detaillierten Bilanzen und die Prüfungsberichte stehen noch aus. Nur die wohlabgerundeten Zahlen der Umstellung sind bekannt. Die drei gleichberechtigten Glieder der Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union kommen danach auf genau das gleiche Stammkapital von je 91 Mill. Mark. Herabgesetzt wird das Kapital bei allen fünf Unternehmungen in demselben Verhältnis von 10 zu 7. Der Bochumer Verein erhält demzufolge ein Stammaktienkapital von 56 Millionen, und die Elektrizitäts A.-G. vormals Schuckert & Co. in Nürnberg, die ihre Vorschläge noch nicht publiziert hat, wird mutmaßlich 49 Millionen Reichsmark Stammaktien bekommen. Für die ganze Union macht das 378 Millionen aus, wozu noch die Vorzugsaktien und die Reserven treten, die gegenüber der Vorkriegszeit ungefähr unverändert geblieben zu sein scheinen. Das sieht alles ganz glatt und einfach aus. In Wirklichkeit verbergen sich schon hinter diesen nackten Kapitalziffern schwierige Probleme. Ob die Umstellung an sich zu scharf ist, darüber kann vor Einblick in die vollständigen Bilanzen nicht geurteilt werden. Die Börsenkurse stehen weit über Goldparität, doch das ist keine Besonderheit. Es wäre aber denkbar und fast natürlich gewesen, daß man die Gelegenheit der Umstellung der Kapitalien auf Gold dazu benutzt hätte, um den Kapital- und Gewinnschlüssel für den Interessengemeinschaftsvertrag nach dem neuesten Stande der Dinge zu revidieren. Man kann doch nicht annehmen, daß beim Abschluß des Vertrages, der im Jahre 1920 also schon in der Geldentwertungsära, aber noch in ihrem Anfang erfolgte, wirklich der wirtschaftliche Gehalt der verschiedenen Firmen genau bestimmt und für alle Zukunft vorausgesehen wurde. Die Entwicklung, die das eine westliche Montanglied der Gemeinschaft genommen hat, ist gerade in den letzten Jahren erheblich abgewichen von der des Elektroflügels, wenngleich auch dieser sich in der Sonne einer vorzüglichen elektrotechnischen Konjunktur viel besser entwickelt hat, als man vielfach annahm. Die Börsenkurse weisen denn auch erhebliche Abweichungen auf. Gelsenkirchen marschiert weit an der Spitze. Ihm folgt Bochum und dann erst in Abstand die anderen drei Gesellschaften. Daß die Aktionskraft allerseits ungeschwächt ist, das geht schon aus den neuesten Expansionen hervor. Deutsch-Luxemburg will das Baroper Walzwerk schlucken. Siemens und Halske okkupiert die ganze aussichtsreiche elektromedizinische Branche

Daß die Höhe der Steuern und das Maß der Entschädigungen und Zuschüsse, die an einzelne Bürger vom Staate entrichtet werden, nicht durch Privatkorrespondenz mit dem amtierenden Parteifreund der herrschenden Gruppe festgelegt werden können, darüber kann ernsthaft gar nicht debattiert werden. Aber selbst wenn man einmal unterstellen wollte, daß die gesetzgebende Gewalt durch einen Brief des Herrn Stresemann an Hugo Stinnes rechtswirksam überhaupt verpflichtet werden könnte, was, wie gesagt, nicht der Fall ist, so entstünde die Frage, warum gerade diese e i n e Verpflichtung so ernst genommen worden ist, wo so viele andere ohne große Skrupel nicht eingehalten wurden. Das Reichsentlastungsgesetz beispielsweise, durch das die gesetzlichen Ansprüche der durch den Friedensvertrag Geschädigten auf ein mikroskopisches Maß reduziert wurden, enthält in seiner Präambel ausdrücklich den Vorbehalt, daß nach Wiederherstellung der finanziellen Leistungsfähigkeit des Reichs eine anderweite Regelung eintreten soll. Die Auslandsgeschädigten haben nicht anders als die Ruhrindustriellen ihr Vermögen für den Staat geopfert. Auch ihr Besitztum ist dem Deutschen Reiche auf Reparationskonto gutgeschrieben worden. Dennoch spricht der Außenminister kein Wort von ihren Ansprüchen, die — wohlgemerkt — nicht durch Privatschreiben, sondern durch regelrechtes Reichsgesetz verbrieft wurden. Wenn von ihnen die Rede ist, dann ist es plötzlich aus mit der Leistungsfähigkeit des Reichssäckels, die in anderer Beziehung so erstaunlich erprobt wurde. Es gibt noch andere Beispiele für die Anwendung von zweierlei Maß bei der Einschätzung übernommener Verpflichtungen. Die zweite Steuernotverordnung besagt, schwarz auf weiß nachzulesen im Teil I des Reichsgesetzblattes von 1923 auf Seite 1210:

> Die Veranlagung für das Kalenderjahr 1924 erfolgt nach Ablauf des Kalenderjahres 1924 auf Grund des steuerbaren Einkommens, das der Steuerpflichtige während der Dauer seiner Steuerpflicht in diesem Kalenderjahr bezogen hat.

Auch diese Verpflichtung soll, wie man weiß, ignoriert werden. Wer, wie die Mehrzahl der kleinen und mittleren Gewerbetreibenden, auf Grund des absurden Vorauszahlungssystems gutgläubig mehr Steuern gezahlt hat als es seinem steuerbaren Einkommen entsprach, der erhält, entgegen dieser ausdrücklichen Zusage, nach dem Plan des Finanzministeriums keinen Pfennig zurück. Wenn es sich um die Masse des Volkes handelt, dann kümmert man sich nicht lange um Verbindlichkeiten. Da ist man auch rasch mit dem Einwand der finanziellen Notlage bei der Hand, gleichviel ob es sich dabei um Schulden des Fiskus handelt, deren Nichterfüllung es erst ermöglicht, daß die Herren vom Kohlensyndikat ihre Schäden nicht nur zu 100 v. H., sondern weit darüber hinaus vergütet bekommen.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Februarwoche

Man muß in der deutschen Finanzgeschichte um hundert Jahre oder gar bis ins 17. Jahrhundert zurückgehen, um ein Vorbild zu finden für die Art, wie bei der Ruhrsubvention mit dem Gelde der Steuerzahler umgegangen wurde. Selbst die absolute Monarchie hatte die Gepflogenheit angenommen, genaue Etats aufzustellen, von denen in Einnahme und Ausgabe nur in Ausnahmefällen um ein geringes abgewichen werden durfte. In Preußen wurde schon im Jahre 1688 ein Generaletat errichtet. In 1821 wurde der Etat zum erstenmal ganz veröffentlicht. Heute macht man weder Haushaltsvorschläge noch veröffentlicht man sie. Es werden zwar Scheinetats dem Reichstag vorgelegt. Aber die wichtigsten Posten in Soll und Haben pflegen neuerdings darin nicht enthalten zu sein. Die werden separat erledigt. Solche Zeichen des Verfalls können gar nicht ernst genug genommen werden. „Das Budgetrecht verleiht der Stellung des Parlaments im Staatsorganismus das Gepräge, es steht im Mittelpunkte der parlamentarischen Machtbefugnisse, weil daraus der Einfluß der Volksvertreter auf die ganze Finanzwirtschaft und deren Stellung zur Staatsleitung hervorgeht." So sagt Max von Heckel im Wörterbuch der Volkswirtschaft. In der Tat, die Geschichte des Parlaments ist zum großen Teil eine Geschichte seines Budgetrechts. Flagrante Verstöße sind nur denkbar, wenn die Vertretung aller Volksteile gering geachtet wird. Heute soll anscheinend nicht mehr die Volksvertretung, sondern die Rheinisch-Westfälische Schwerindustrie bestimmen, was der Staat vereinnahmen darf und was er ausgeben muß. Aber so weit sind wir denn doch noch nicht in Deutschland, daß dieselben Leute, die vor wenigen Jahren, als es dem Staat schlecht ging, ihre Hände nach dem größten Unternehmen der Welt, nach der deutschen Reichseisenbahn ausstreckten, um sie für wenig oder nichts zu erwerben, daß dieselben Leute und ihre Exponenten, die gerade das Regierungsgeschäft besorgen, über ⅔ Milliarden Goldmark Steuergelder, ohne zu fragen, verfügen können. Es ist keine Verhetzung, sondern reine Notwehr, wenn die öffentliche Meinung sich gegen eine derartige Vergewaltigung der Verfassung auflehnt. Das sind schon rechte Patrioten, die nicht einmal mehr gestatten wollen, daß man gegen die Tendenzen ankämpft, die offensichtlich zur Auflösung des modernen Staates führen müßten, wenn sie nicht niedergerungen würden.

den Beinen und nahm wohl an sämtlichen Versammlungen, Zusammenkünften, Klubsitzungen, Vergnügungen und Demonstrationen teil; um es kurz zu sagen, ich sog mit allen meinen Sinnen, mit allen Poren die berauschende Atmosphäre der Revolution ein. Es war ein Fest ohne Anfang und Ende; ich sah alle und niemand, weil sich alles in der zahllosen feiernden Menge verlor; ich sprach mit allen und entsinne mich nicht mehr was ich, noch was man mir sagte, denn bei jedem Schritt drangen neue Dinge, neue Abenteuer, neue Nachrichten auf mich ein. Unaufhörlich kamen Nachrichten aus dem übrigen Europa, die nicht wenig dazu beitrugen den allgemeinen Taumel zu erhalten und zu bestärken.

Es schien, als wolle sich die ganze Welt umwälzen. Das Unwahrscheinliche wurde gewöhnlich; das Unmögliche möglich; das Mögliche und Gewöhnliche aber war sinnlos geworden. Mit einem Wort: die Gemüter befanden sich in einem solchen Zustande, daß, wenn jemand gesagt hätte: „le bon Dieu vient d'être chassé du ciel, la République y est proclamée!" alle es geglaubt haben würden, und niemand wäre erstaunt gewesen. Aber nicht nur die Demokraten schwelgten in dieser Trunkenheit; im Gegenteil, die Demokraten wurden zuerst wieder nüchtern, da sie ans Werk gehen und ihre Macht, die ihnen wie durch ein unerwartetes Wunder in den Schoß gefallen war, befestigen mußten. Die Konservative Partei und die dynastische Opposition, die über Nacht konservativer als die Konservativen geworden war, d. h. Leute vom alten Schlage, glaubten noch mehr als alle Demokraten, an alle möglichen Wunder und Unwahrscheinlichkeiten. Sie glaubten schon nicht mehr, daß zwei mal zwei vier wäre, und selbst Thiers selbst rief aus: „il ne nous reste plus qu'une chose, c'est de nous faire oublier." Nur so erklärt sich, daß alle Provinzstädte und alle Klassen in Frankreich so rasch und einmütig die Republik anerkannten. (Fortsetzung folgt.)

Seit siebzehn Jahren sind viele Schriftsteller in Europa unablässig bemüht, die Gelehrten Frankreichs von dem Vorwurf zu befreien, als hätten sie den Ausbruch der französischen Revolution ganz besonders verursacht. Die jetzigen Gelehrten wollten wieder bei den Großen zu Gnaden aufgenommen werden, sie suchten wieder ihr weiches Plätzchen zu den Füßen der Macht, und gebärdeten sich dabei so servil unschuldig, daß man sie nicht mehr für Schlangen ansah, sondern für gewöhnliches Gewürme. Ich kann aber nicht umhin, der Wahrheit wegen zu gestehen, daß eben die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts den Ausbruch der Revolution am meisten befördert und deren Charakter bestimmt haben. Ich rühme sie deshalb, wie man den Arzt rühmt, der eine schnelle Krisis herbeigeführt und die Natur der Krankheit, die tödlich werden konnte, durch seine Kunst gemildert hat.

Heine

in ihren Schluchten. Keine Equipage auf den Straßen und Boulevards; aus den Fenstern blicken angstvoll dicke épiciers mit vor Schrecken dummgewordenen Gesichtern! verschwunden waren alle jungen und alten Gecken, alle verhaßten Salonlöwen mit ihren Stöckchen und Lorgnettes, und an ihre Stelle waren meine edelmütigen Ouvriers*) getreten, die sich triumphierend, in lärmenden Gruppen mit roten Fahnen und patriotischen Liedern an ihrem Siege berauschten! Und in dieser grenzenlosen Hingerissenheit, bei dieser unsinnigen Trunkenheit waren alle harmlos, mitleidig, menschlich, ehrlich, bescheiden, achtungsvoll, liebenswürdig, witzig, eine Erscheinung, die nur in Frankreich, ja auch in Frankreich einzig nur in Paris möglich ist! — Ich lebte dann eine Woche lang zusammen mit Arbeitern in der caserne de Tournons, zwei Schritt vom Luxembourg-Palais. Hier war früher die Kaserne der Munizipalgarde gewesen, jetzt aber war sie mit vielen anderen zu einer purpurroten republikanischen Festung geworden, zur Kaserne der Garde Caussidiers. Ich lebte dort infolge einer Einladung eines bekannten Demokraten, der eine Abteilung von 500 Arbeitern kommandierte. Auf diese Weise hatte ich Gelegenheit, die Arbeiter von früh bis spät zu beobachten und zu studieren. — Herrscher, ich versichere Ihnen, bei keiner Klasse, niemals und nirgend habe ich so viel edelmütige Selbstaufopferung gefunden, so viel wirklich rührende Ehrlichkeit, soviel Herzenszartheit im Verkehr und soviel liebenswürdigen Frohmut gepaart mit Heroismus, wie bei diesen einfachen ungebildeten Menschen, die stets tausendmal besser waren und sein werden, als ihre Führer! Besonders überraschend war ihr Instinkt für Disziplin. In ihren Kasernen gab es weder ein Reglement, noch ein Gesetz, noch irgendeinen Zwang, aber gebe Gott, daß ein ausgemusterter Soldat soviel Gehorsam, eine solche Einfühlungsgabe in die Wünsche seiner Vorgesetzten und einen solchen Ordnungssinn mitbrächte wie diese freien Menschen. Sie forderten Befehle, forderten Vorgesetzte und fügten sich mit Pedanterie und Begeisterung, sie hungerten bei ihrem schweren Dienst tagelang, waren nie mißgestimmt, sondern stets heiter und liebenswürdig. — Ein würdiger Führer dieser Leute, der französischen Arbeiter überhaupt, der sie verstanden und geliebt hätte, würde mit ihnen Wunder verrichtet haben.

Herrscher, ich bin außerstande, Ihnen einen genauen Bericht über den Monat abzulegen, den ich in Paris verbrachte, weil ich die ganze Zeit über in einem geistigen Rauschzustande gelebt habe. Nicht nur ich allein, alle waren trunken: die einen vor sinnloser Angst, die anderen vor sinnloser Freude, vor sinnlosen Hoffnungen. Ich stand frühmorgens um fünf Uhr, um vier Uhr auf, wenn ich mich um zwei Uhr niedergelegt hatte. Ich war den ganzen Tag auf

*) Anm. Nik. I.: B.

jungen Leute zu mir kamen und mir vorschlugen auf der Feier zur Erinnerung der Revolution im Jahre 1831, die alljährlich von Franzosen und Polen veranstaltet wird, eine Rede zu halten. Ich griff diesen Gedanken mit Freuden auf, bestellte mir eine Perücke, arbeitete die Rede binnen drei Tagen aus und hielt sie am 29. November vor einer zahlreichen Versammlung. Herrscher, Sie werden vielleicht diese unselige Rede kennen, die den Auftakt meiner unglücklichen und verbrecherischen Abenteuer bildet. Ihretwegen wurde ich auf Verlangen der russischen Botschaft*) aus Paris ausgewiesen und siedelte nach Brüssel über.

In Brüssel wurde ich in die Gesellschaft der Vereinigten Deutschen und Belgischen Kommunisten und Radikalen eingeführt, die auch mit den englischen Chartisten und den französischen Demokraten in Beziehung stand. Die Gesellschaft war übrigens nicht geheim und ihre Sitzungen fanden öffentlich statt. Wahrscheinlich haben außerdem auch geheime Zusammenkünfte stattgefunden, an denen ich jedoch nicht teilnahm. Auch die öffentlichen Sitzungen besuchte ich nur zweimal, und ging dann nicht mehr hin, da mir Ton und Manieren nicht zusagten. Ihre Ansprüche waren für mich unerträglich, so daß ich mir sogar ihre Unzufriedenheit, — und man kann sagen den Haß der deutschen Kommunisten zuzog, die nun am lautesten über meine angebliche Verräterei zu schreien begannen.

Endlich brach die Februarrevolution aus. Kaum hatte ich erfahren, was in Paris vorging, als ich mir für jeden Fall den Paß eines Bekannten entlieh, und zurück nach Frankreich ging. Der Paß war jedoch überflüssig, denn das erste Wort, das uns an der Grenze begrüßte, war: „la République est proclamée à Paris". Mich überlief ein Schauer, als ich diese Nachricht hörte. Ich kam zu Fuß nach Valenciennes, da die Bahnverbindung unterbrochen war. Ueberall standen Menschen beisammen. Begeisterte Rufe, rote Fahnen auf allen Straßen und Plätzen und auf allen öffentlichen Gebäuden. Ich mußte einen Umweg machen, da die Bahnverbindungen an vielen Orten unterbrochen waren; so kam ich am 26. Februar nach Paris, am dritten Tag nach der Proklamierung der Republik. Auf der Reise war mir froh zumute. Aber wie soll ich Ihnen, Herrscher, den Eindruck schildern, den Paris auf mich machte! Die ungeheure Stadt, das Zentrum der europäischen Aufklärung, war mit einem Male zum wilden Kaukasus geworden: an jeder Straße, beinahe überall waren Barrikaden wie Berge aufgetürmt bis zu den Dächern hinauf; und zwischen ihren Steinen und dem zerbrochenen Hausgerät bewegten sich Arbeiter in ihren malerischen Blusen, vom Pulverdampf geschwärzt und vom Kopf bis zu Fuß bewaffnet. Das Bild erinnerte an die Lesginka-Kämpfer

*) Anm. Nik. I. NB.

schlugen mir recht günstige Bedingungen vor, aber ich weigerte mich stets, Rußland zum Gegenstand eines literarischen Geschäftsvertrages zu machen. Ich habe niemals für Geld über Rußland geschrieben und nie anders qu'à mon corps défendant, d. h. ungern, fast gegen meinen Willen und stets unter meinem eigenen Namen. Außer dem oben erwähnten Artikel in der „Réforme", einem zweiten Artikel im „Constitutionnel" und jener unseligen Rede, die meine Ausweisung aus Paris veranlaßte, habe ich über Rußland kein Wort in Druck gehen lassen. Ich spreche hier nicht von dem, was ich nach dem Februar 1848 schrieb, wo ich bereits eine gewisse politische Tätigkeit entfaltete. Uebrigens beschränken sich meine Publikationen auch hier auf zwei Aufrufe und einige Zeitungsartikel.

Das Leben in Paris, Herrscher, fiel mir schwer, sehr schwer. Nicht so sehr der Armut halber, die ich mit ziemlichem Gleichmut trug, vielmehr bedrückte mich, daß ich mich bei meinem endlichen Erwachen aus dem Taumel und den phantastischen Hoffnungen des Jünglings plötzlich an einem fremden Ufer wiederfand, umgeben von Herzenskälte, ohne Verwandte, ohne Familie, ohne Wirkungskreis, untätig und ohne jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Von der Heimat war ich abgeschnitten, durch meinen Leichtsinn hatte ich mir auch jede Rückkehr verbaut, und dann verstand ich mich weder mit den Deutschen noch mit den Franzosen. Im Gegenteil, je länger ich im Auslande lebte, desto stärker fühlte ich mich als Russe, und ich würde nie aufhören Russe zu sein. Zum Leben in Rußland aber konnte ich nur auf revolutionärem, verbrecherischem Wege zurückkehren, zu dem ich damals noch kein großes Vertrauen hatte, ja, an den ich, — um die Wahrheit zu sagen, nur vermittels einer krankhaft gesteigerten, übermenschlichen Anstrengung glaubte, durch ein gewaltsames Betäuben der inneren Stimme, die mir unaufhörlich zuflüsterte, wie albern meine Hoffnungen und Unternehmungen wären. Mir war manchmal schwer zumut, daß ich oft abends auf der Brücke, über die mein Heimweg führte, stehen blieb und mich fragte, ob ich nicht besser täte mich in die Seine zu stürzen und in ihr meine freudlose und nutzlose Existenz zu ertränken . . .

Die Zeit von Ende Sommer 1846 bis zum November 1847 verbrachte ich in völliger Untätigkeit, arbeitete wie früher wissenschaftlich, verfolgte mit fiebernder Aufmerksamkeit die wachsende Bewegung Europas und brannte vor Ungeduld aktiv an ihr Anteil zu nehmen, aber noch unternahm ich nichts Positives. Die polnischen Demokraten sah ich nicht mehr, aber ich traf zahlreiche junge Polen, die 1846 geflüchtet waren, und sich in der Folgezeit fast alle dem Mystizismus Milkjewitschs zuwandten. Im November war ich krank und saß mit rasiertem Kopfe zu Hause, als zwei dieser

III.

Pariser Revolutionseindrücke.

Nach einigen in Brüssel verbrachten Monaten reiste ich mit Reichel nach Paris, der Stadt, von der ich jetzt wie einst von Berlin und der Schweiz Rettung und Erleuchtung erhoffte. Es war im Juli 1844.

Paris wirkte anfänglich wie ein Guß kalten Wassers auf mich. Nirgends habe ich mich so vereinsamt, fremd und desorientiert gefühlt — verzeihen Sie Herrscher, diesen letzten Ausdruck — wie in Paris. In der ersten Zeit verkehrte ich nur mit deutschen Demokraten, die entweder ausgewiesen waren oder freiwillig in Paris wohnten, um hier eine demokratische französisch - deutsche Zeitschrift zu gründen, mit dem Ziel, die geistigen und politischen Interessen der beiden Völker in Einklang und Zusammenhang zu bringen. Aber da deutsche Literaten untereinander ohne Streit, Gezänk und Klatsch nicht leben können, so fiel das ganze mit großem Lärm begonnene Unternehmen ins Wasser, es blieb bei einem unglücklichen, erbärmlichen Wochenblatt, dem „Vorwärts“, der auch nicht lange lebte und bald in seinem eigenen Schmutz verkam. Auch die Deutschen selbst wurden zu meiner großen Erleichterung aus Paris ausgewiesen.

In dieser Zeit, Ende Herbst 1844, hörte ich zum ersten Male von dem Urteil, das mir und Iwan Golowin den Adelsrang nahm und uns zu Zwangsarbeit verurteilte. Ich hörte es nicht offiziell, sondern durch einen Bekannten, ich glaube, Golowin war es selbst, der über diesen Vorfall auch einen Artikel in der „Gazette des tribunaux“ schrieb, in dem er ausführte, daß in unserer Person die angeblichen Rechte der russischen Aristokratie beschimpft und mit Füßen getreten worden seien. Als Entgegnung und Widerlegung schrieb ich in der demokratischen Zeitschrift „Réforme“ einen anderen Artikel in der Form eines Briefes an den Redakteur. In diesem Brief äußerte ich mich zum ersten Male im Druck über Rußland, er war mein zweites positives Verbrechen. Er erschien gegen Ende 1844 in der genannten Zeitschrift und befindet sich zweifellos unter den Anklageakten der Regierung.

Ich lebte meist zu Hause und beschäftigte mich entweder mit Uebersetzungen aus dem Deutschen, um meinen Unterhalt zu bestreiten, oder studierte Geschichte, Statistik, politische Oekonomie, sozial-ökonomische Systeme, spekulative d. h. nicht angewandte Politik, nebenbei aber auch Mathematik und Naturwissenschaften. Hier muß ich zu meiner eigenen Ehre bemerken: die Pariser, ebenso wie die deutschen Bücherhändler versuchten mich öfter zu überreden, über Rußland zu schreiben und

Zentral sprang sie jetzt gegen den weißen Tod und versuchte sich zwischen den Stäben durchzuzwängen. Sie spitzte sich zu einem Keil, würgte Schnauze, Ohren, Hals durch die eiserne Zange, die Krallen schabten, wetzten, peitschten den Grund und stießen den schweren, dumpf brüllenden Schädel als Pflock durch die schwarze Oeffnung. Längst hatte sich in ihrem traurigen Hirn die Erinnerung an die schnalzende Tür verwischt. Der Hals war schlank, es gab etwas Luft, sie schrie, daß ihr Blut aus den Nasenlöchern in kleinen Bläschen quoll. Die Hälfte des borstigen Leibes war durchgefädelt. Sie warf sich auf den Rücken, spiralte sich voran, wie ein Bohrer rotierte der geschundene Leib zwischen den Stäben, der schon zur Hälfte draußen hing. Nur die Hinterschenkel klemmten die Stäbe, sie zerbrach sich ein Bein, riß fast das Geschlecht aus der schützenden Höhlung unter entsetzlich kindlichem Geschrei. Vor dem erglühenden Rachen fuhr der Hund winselnd zurück. Gräßlich schrie die Stimme der gemarterten Kreatur, deren Ohren schon alles hörten, deren rosaflammende Augen überliefen vom tausendfach vergrößerten Bild des Feindes, es gegen das pfiffige, jetzt von Nebel, Entsetzen, Schmerz und Haß verdunkelte, außer Gefecht gesetzte Hirn stießen.

Ihre Krallen wetzten knirschend am Holz . . . nur beißen können . . . und schon riß sie sich zurück und schnellte heraus — ein schwarzer Strich über den Rücken des Hundes weg, den es kalt überlief. Flucht im Zickzack, Wände hoch, über die Decke, Sprung auf den Boden, ganz langsam in die Finsternis untertauchen . . . Hund! . . . Flucht im Kreis die Wände entlang . . . Hund! . . . quer hinauf . . . oben im modrigen Gewinkel hängt sie angekrallt, den Kopf nach unten wie ein Schinken. Hund setzt hoch mit heiserem Freudengebell . . . Ratte fällt schwer auf den Rücken des Feindes, beißt, beißt endlich! Beide wälzen sich ineinander verbissen . . . heulend jetzt der Hund, auf dessen weißem Rücken der schwarze Jockey reitet, die böse Seele, der kleine Teufel, festgekrallt in letztem Krampf.

Als sie plötzlich abgeschleudert vom Veitstanz des Hundes, in einen Winkel saust . . . aber der Hund ist schon flinker . . . ein Hakenbiß . . . sie entwischt . . . reckt sich schreiend krumm vom Boden . . . der Hund beißt mit geschlossenen Augen, schleudert das lange, wie praller Gummi federnde Wesen achtlos tot zur Seite.

Mancher lernt sprechen, wenn er lernen sollte, auf ewig zu verstummen.

Montaigne.

„Es erging ein Edikt der Regierung, daß die letzten noch lebenden Zeugen des großen Krieges, die Ratten, die den Kämpfern in ihre Wohnungen und Keller gefolgt waren, in einem allgemeinen Kesseltreiben zu vertilgen seien."

Der Keller lag in seiner warmen Stille unter der Erde, harzig erfüllt vom Geruch frisch geschlagenen Holzes, dumpf vom Dunst der Steinkohlen und Briketts. Die getünchte Decke hing tief, verbrämt und überflattert von flaumigem Spinngewebe.

An den Wänden standen wenige Kisten voll Papier, Flaschen und Eisenstangen. In einer Ecke rostete sich ein Ofen zu Tode.

Neben der vergitterten Fensterluke hing von der Decke bis zum gemauerten Boden reichend ein mit Latten vergitterter Schrank, auf dessen Fachböden in vielen Etagen übereinander Eier aufgeschichtet lagen.

Aus diesem Kasten ertönten die hurtigen, rhythmischen Laute eifrigster Arbeit . . . kurzes Scharren, Rollen, Springen, der Rückfall eines lebendig-elastischen Körpers. Die Latten klapperten, prallten zurück nach einem Druck wie eine Schleuder . . .

Als das Licht mit tausend Kerzen aufgrellte, verhielt sich der Nager, ein großes, fast schwarzes Männchen, reglos im Schatten des Schrankes, innen auf der mittleren Plattform. Aber der weiße Hund strich schnuppernd über die Spur und stand mit gesträubtem Fell, die Beine zitternd weit weggespreizt, lautlos Auge in Auge mit dem Feind. Eisige Stille. Oben im Haus gingen Türen dumpf und Stiegen knarrten.

Der Hund stieß plötzlich den Kopf vor gegen das Gitter, um den Gefangenen zu scheuchen.

Da zuckte die Ratte zusammen, bekam Leben und alle Reflexe eines vom Tode Bedrängten begannen gleichzeitig ihr Spiel an diesem Tier . . .

Wie ein Federball warfen Irrsinn und Todesfurcht sie die Wände hoch, schreiend sauste sie die ungehobelten, mit Spießen gezähnten Latten empor, zwängte sich durch die Lagen bis zum Dach und fiel wie ein Lift in der Hohlbahn zur Tiefe. Ihre Kopflosigkeit hatte das System, den Gegner gleichfalls zu irritieren. Zischend, mit gefletschten Zähnen rollte sie durch das Gehäuse, an allen Seiten gleichzeitig in allen Drehungen und Sprüngen, als brenne Feuer unter ihren Sohlen.

Es gelang ihr, den einen Gegner, den Menschen, vollkommen zu verwirren, der blaß und zitternd vor Erregung jedem Sprung, jedem Satz des böse, wild schreienden Tieres folgte, bald nichts mehr sah als die blitzenden, herausgestellten Zähne und das von weißen Flocken getigerte Fell. Aber fest saß sie im Blick des Hundes, der viel schneller sah als der Mensch. Er war der eigentliche Feind.

Skatkloppen auszuspielen hat; sie wissen, was morgen für Wetter ist; sie wissen, welche Börsenwerte steigen werden, und den Sieger im Dreijährigenrennen.

Und sie besitzen Kenntnisse in moralischer und physikalischer Hygiene. Bestellen Sie bei ihnen einen Vermouth, bringen sie Ihnen todernst ein Glas Bitterwasser; bestellen Sie den „kleinen illustrierten Satyr", kommen sie mit dem Telephonbuch an.

§ 3. Soziale, moralische, ökonomische Rolle des Cafés.

Wenn man allein ist: dann kommt man, um im Adreßbuch nachzusehen, das man nicht in der Wohnung haben kann; denn es gibt Wohnungen, für die das Adreßbuch weder in den Höhen- noch in den Breitenmaßen berechnet ist.

Man kommt dorthin, um seinen schönen neuen Winterüberzieher gegen einen unerwünschten Fetzen umzutauschen; und man kommt dorthin, um seinen herrlichen Regenschirm gegen eine Mußspritze, die beim Ausbruch der Sintflut gedient hat, . . . oder gegen überhaupt nichts einzutauschen.

Man kommt dorthin, um die Zigaretten zu rauchen, die man nicht zu Hause rauchen darf; man kommt dorthin, um nicht das Musizieren zu hören, von dem man daheim belästigt wird.

Man kommt dorthin, um auf eine Dame zu warten, die nicht kommen wird. Eine geradezu zermürbende Beschäftigung; weil man doch so aussehen muß, als ob man auf niemanden wartet. Und dabei völlig nutzlos, weil der Kellner natürlich sofort bemerkt hat, daß Sie auf eine Dame warten; und er weiß, daß sie nicht kommen wird.

Aber man spielt dort auch eine philanthropische und prophylaktische Rolle, indem man in seiner Tasche den Zucker und die Streichhölzer verschwinden läßt, die auf dem Tisch herumstehen . . . denn die Streichhölzer könnten ja ein Unglück bei den lieben Kinderchen hervorrufen und der Zucker bei den Diabetikern.

Wenn man zu zweien ist: dann kommt man dorthin, um dort seine Wirtschaftsgespräche abzumachen, von denen ja niemand etwas haben würde, wenn man sie zwischen seinen vier Wänden erledigte.

Wenn man zu dreien ist: dann kann man dort einem kleinen anregenden Spiele fröhnen. Jeder wartet schweigend, daß einer von den dreien nach der Westentasche greift, um alles zu zahlen. Damit kann man sich ausgezeichnet einen ganzen Abend lang beschäftigen.

Wenn man zu mehr als dreien ist: — O Gott, dieses Skatkloppen, jeden Abend, zwanzig Jahre lang, mit den alten Freunden, die man gar nicht kennt und von denen man überhaupt nicht weiß, wie sie heißen . . .

mit grünen Gewächsen; und tut etwas Eis rein. Zu jeder Saison kommt der Wirt und staubt sie von Zeit zu Zeit ab; aber die Spaziergänger spazieren an der Auslage mit äußerst schnuppiger oder tiefempörter Miene vorüber.

§ 2. Personal der Cafés.

A. Festes Personal. Das feste Personal setzt sich aus der Kassiererin zusammen. Die Kassiererin setzt sich aus einer Büste zusammen, die in ein schwarzes Mieder gesteckt ist. Beine braucht sie nicht; die sieht man nie; wahrscheinlich hat sie überhaupt keine.

B. Bewegliches Personal. Die beiden beweglichsten Kategorien sind der Chasseur (der mit deutschem Fachausdruck ehemals italienisch: Piccolo und jetzt englisch: boy heißt) und der Mann, der die Gläser spült. Diese beiden Sportsmen führen teils auf festem Boden teils im Süßwasser zwar verborgene, aber verdienstliche Sportleistungen aus.

Sodann der Wirt. Ist die Kassiererin ein Wesen ohne Unterleib, so ist der Wirt stumm. Er verständigt sich mittels einer Serviette; er spielt die Rolle eines Semaphors, und durch horizontale, vertikale und kreisförmige Gebärden gibt er den Gästen und Kellnern die genügenden und notwendigen Signale:

„Bahn frei! — Setzen Sie sich dritten Tisch auf Backbord. — Toiletten: hinten links! — Steuerbord hat ein Gast einen Löffel geklaut."

Der Wirt muß ein ganzes Spiel von Lächeln besitzen: Freundschaftliches Lächeln für Leute, die er nie gesehen hat; ermunterndes Lächeln für den Herrn, der sich nicht traut, ein Gespräch mit seiner Nachbarin anzufangen; Lächeln des selbstverständlichen Komplizen für den Schoßhund, den eine Stammtisch-Dame mitgebracht hat, und der sich gerade an den Stiefeln eines Outsiders vergaß.

Außerdem gibt es noch die Zigeuner. Ist die Kassiererin ein Wesen ohne Unterleib, ist der Wirt stumm, so wäre die einzige Entschuldigung für die Zigeunerkapelle, daß sie taub ist.

Und endlich gibt es den Caféhauskellner. Der Caféhauskellner besitzt einen weißen Plastron und einen verstellbaren Daumen; in einem geschmeidigen Körper, der in ein Paar Plattfüße endet, birgt der Caféhauskellner ein solides Maß von moralischen und intellektuellen Qualitäten.

Die Caféhauskellner sind sehr beschlagen in Mélangen, Mischungen, Münzwesen und Regeldetri.

Sie wissen, daß man bei einem „Verzehr von N" durch einen Gast A schlankweg rechnen kann: „Siebenfumzig und Dreisechzig, das macht zwanzig Francs; danke schön, der Herr..."

Die Caféhauskellner wissen außerdem, welche Karte man beim

Auf den Rennplätzen von Paris begegnet man als konstanter Begleiterscheinung einem langen, dürren Herrn mit fürchterlichem Schnauzbart, der eher einem Gemisch von Landsknecht aus Wallensteins Lager und Sanskritprofessor von der Sorbonne als einem Rennliebhaber ähnelt und vom lieben Gott eigens nach einem Entwurf von Mark Twain angefertigt worden ist. Dieser äußerst populäre Herr ist M. de la Fouchardière, teils Sportredakteur teils Satiriker von L'Oeuvre, wo er täglich auf den Favoriten der Mode und den Gäulen der Politik herumreitet. Täglich trifft man auf der zweiten Seite dieses Blattes seinen Beitrag, der genau so lang und witzig ist wie er, unter der Rubrik Hors d'Oeuvre, von denen er das folgende Original für die „Tage-Buch"-Leser zusammengestellt hat. W. M.

§ 1. Klassifikation der Cafés.

Es gibt zunächst die Bars, ganz unentbehrlich für Leute, die nicht zu Hause trinken können, weil sie zu klein sind. In der Bar findet sich der Zecher mittels eines Gestühls erhöht, das ihn ungleich zur Höhe seines Glases erhebt; ja, er findet sich sogar verlängert, mittels eines Strohhalms, der ihm erlaubt, dem Glase auf den Grund zu kommen.

Ferner gibt es die Brasserie, für Leute, die keine Furcht vor den Erzeugnissen der Schlächterei kennen; es gibt die Taverne, für Leute, die sich nicht vor Zigeunern fürchten. Und es gibt „das Café, wo ich sicher bin, meine Frau nicht zu treffen". Und es gibt „das Café, wo ich gewiß bin, daß ich meinem Mann nicht begegne".

Das Café zerfällt in zwei Teile: in ein Interieur, dessen Dimensionen unveränderlich sind; in eine Terrasse, die dem Meere durch seine Flutgezeiten gleicht. Morgens, bei Ebbe, läßt die Terrasse das Trottoir frei. Man kann am Strande spazieren gehen. Abends, gegen sechs, brandet die Terrasse bis zum Straßendamm, den sie an den Tagen der Springflut überschwemmt. (Die größte Springflut der Zeit trifft jedes Jahr auf den 14. Juli, den Nationalfeiertag.)

Im Interieur des Cafés werden diejenigen Gäste zusammengepfercht, die empfindliche Bronchien haben und sich in der frischen Luft etwas holen könnten. Der Terrasse hingegen werden diejenigen ausgesetzt, die weder Staub noch Nässe fürchten, und diejenigen, die vom Etablissement als Inventar ausgestellt sind.

Die Gäste der Terrasse sind nämlich verkäuflich. Sie haben Teller und Untersätze vor sich, die als Etiquetts dienen, und auf denen die Preise in den allgemein bekannten Chiffern vermerkt sind (von Einsfünfundzwanzig bis Fünffünfundsiebzig, je nach Qualität des Artikels).

Um sie in gleichmäßiger Temperatur zu erhalten, garniert man sie im Winter mit Koksöfen, und im Sommer dekoriert man sie

Gewissenhaftigkeit, das höchste Gut der Schule, wird ihm zum Schilde und birgt der Welt — und noch ihm selber — die Grenzen seines Vermögens und seines Mutes. Für den um künstlerische Gestaltung Ringenden, für den, der auf eine Leinwand oder ein Blatt Papier das Leben zaubern will, gelten härtere Gesetze. Immer ist dies in seinem Ohr: Und setzet ihr nicht das Leben ein! . . . Immer wieder, wie jener Römer, spornt er das ängstlich schnaubende Roß, um in all seinem Schmuck, mit all seinen Waffen in den Abgrund zu springen; und der Abgrund ist immer vor seinen Augen: es ist der Tag, der verschlingt und vergißt. Dem Tage dient der Journalist; vom Tage hat er seinen Namen. Dem Tag vergeudet er die Kraft, das kostbarste Gut: die Besinnung; im Werk, für das er sich hergibt, vergeudet er das Werk, für das er sich zusammenhalten möchte. „Ein Künstler, der sein Werk täglich erneuern muß, weil jeder Tag dies Werk wieder zerstört; ein Schaffender, der auf das Schaffen verzichtet, um kleine amüsante Ansprachen an eine Zuhörerschaft zu halten, die undankbar ist und sich rasch verläuft, wenn der Redner schweigt." Diese Zeilen stehen in dem Buch selbst. In ihrem etwas bitteren Stolz beziehen sie sich sowohl auf den Verstorbenen, über den sie ausgesprochen sind, als auf den Lebenden, der sie geschrieben hat. Ihr Stolz kann bestehen. Das Bittere aber mildert ein Gedanke, und welchem älteren Menschen wird er nicht kommen? Ein Tag, eine Woche; ein Lustrum, ein Menschenalter; zwei, drei Menschenalter . . . was ist's? Ist nicht eines wie das andere? Und wer kann hoffen, darüber hinauszudringen? Wer, außer Li-tai-pe, wird in zwölfhundert Jahren blühend sein, und wer, außer Horaz, wird nach zweitausend Jahren von Leben und Weisheit glänzen?

ALBERT EHRENSTEIN

EINE SKLAVIN ENTLIEF

Nach dem Chinesischen des Po Chü-I

Um meinen Garten kleine Mauer ist niedrig,
In der Pförtnerhütte gibt man nicht acht.
Ich schäm mich, daß ich nicht immer gut bin,
Es gibt Arbeit, der nie Lohn wird.
Die gefangenen Vögel haben nicht dankbar zu sein,
Der blütenraubende Wind klammert sich nicht an die Bäume.
Wo sie zur Nacht liegt, weiß nun niemand —
Nicht Einer weiß es außer dem heimlichen Wächter, dem Mond.

Aber Wien hat seine physiognomisch-biographische Schule für sich. Und wie denn nicht? Diese gesellige, aber schwere Kunst wächst aus einer Wurzel mit der anderen, des primär Mimischen: mit dem Theater. Das mimische Theater des Altertums war die Schule des Rhetors; unser Theater, Burg und Vorstadt, das Theater Lessings und das Theater Nestroys (damit ich, aus der Breite des ganzen Besitzes heraus, die beiden stärksten Mimiker nenne) mußte die Schule unserer mimischen Biographen werden. Ums Theater herum, je näher dem Theater, je besser, sind sie gewachsen. Kürnberger, kein leicht erträglicher Mann; nicht sehr reich an Sympathie; williger zu strafen, als zu lieben. Aber sein Aufsatz „Grillparzers Lebensmaske" war ein physiognomisches Kunstwerk. Speidel dann, dem aus dem Schwung eines Augenbogens, aus der Linie einer Schulter, aus dem beweglichen Glied des Fußes ein ganzes Menschenwesen, ein ganzes Dasein sich erschloß, der von Lebendigen giltig und gesetzmäßig zu reden wußte wie ein Archäolog von Statuen. Und daß ich noch einen nenne, einen mehr als halb Vergessenen: Friedrich Uhl, der durch Jahrzehnte jeden Mann und jede Frau, die in Wien starben und die sich aus der gemeinen Menge abhoben, fast zur gleichen Stunde in einer auswärtigen Zeitung mit einer dämonischen Feder hinzeichnete; ihn reizte es, die noch kaum erkalteten Toten zu beschwören.

Das sind Vorgänger, gewissermaßen, auf diesem Kunstgebiet, aber jeder von ihnen hatte seine Form für sich; und Salten hat die seine, und er übertrifft die anderen an Entzündlichkeit, an Schwung, an Vielfalt. Auch er ist mit dem Theater verflochten, kreativ und kritisch. So fließt ein Vermögen dem anderen zu, und, von beständigen mimischen Erregungen gereizt, steigert sich die mimisch-biographische Gabe bis zur Virtuosität. Es ist schön, in einem schweren Genre virtuos zu sein; und dieses Genre ist schwer. Es ist schwer, den kleinen Aufsatz mit Leben zu laden, daß er für eine Sekunde ein wirkliches Leben aufzuwiegen scheine. Es ist schwer, den Kontakt des Lebendigen zu finden und ihn nicht durch Uebertreiben wieder zu verwischen. Es ist unendlich schwer, das zur Hervorrufung des Menschenbildes Entscheidende heranzubringen, und noch schwerer, das Entbehrliche wegzulassen. Es ist vielmals leichter, aus Gedachtem wieder Gedanken hervorzuspinnen, aus Geschriebenem wieder Geschriebenes zu formen, Kunstwerke gegeneinander abzuwägen und ihre Theorie abzuziehen, als sich in diesen nackten Zweikampf mit dem Leben einzulassen. Der Sainte-Beuve der „Montage" hat mehr Schüler als der Diderot von „Rameaus Neffe", und mit gutem Grunde. Den gelehrten und noch den halbgelehrten Literaten deckt eine unendliche Tradition, eine allseitige Verflechtung. Seine ängstliche Treue, seine Bescheidung, sein Verzagen selber — alles wendet sich ihm zum Guten. Die

physiognomische Kunstwerke wären. Ein Beispiel, das zu finden ich keine Mühe habe, wird mich deutlich machen. In jedem dieser Aufsätze kommt eine Person auf uns zu, tritt gleichsam auf ihre Lebensbühne hervor; ich wähle die Begegnung mit Alfred v. Berger, den so viele von uns Aelteren gekannt haben. „Jetzt, da dieser lebensprühende Mann tot ist, sehe ich sein seltsames Antlitz deutlich vor mir, höre seine Stimme, die er mit schweren, keuchenden Atemzügen tief aus seiner breiten Brust hervorholte, diese Stimme, aus der manchmal ein merkwürdig wilder Jubel hervorbrach und in der so oft ein schmerzliches Stöhnen mitzuklingen schien. Voll Temperament war sein Antlitz, war von heftigen Leidenschaften durchwühlt und von einem starken Willen überzuckt, aber nie ganz zusammengehalten. Aus diesem Antlitz, das gelegentlich der Widerschein einer rätselhaften Dämonie erhellen konnte, sprach ein eigenwilliger Glaube an die Zukunft, an das Gelingen aller Pläne, und doch auch wieder ein Bangen und Verzagen. Tapferkeit und Verzweiflung mengten sich auf diesem Antlitz; verbissener Groll, wie nach erlittenen Mißhandlungen, und dann wieder eine fast kindlich arglose Sehnsucht, sich aufzuschließen und hinzugeben. Niemals vermochte man sich der Tragik, die aus diesen Mienen redete, ganz zu entziehen." Das ist außerordentlich als Darstellung und außerordentlich an physiognomischer Richtigkeit: so viele Zeilen, so viele treffende Züge, und jeder Zug ein Schlüssel für das Innere. Es ist auch außerordentlich an Sympathie. Ich meine nicht die billige, die Allerweltssympathie, sondern die starke, wahrhaft phantasievolle, dichterische; die, mit der man die außerordentlichsten Uebergänge aus dem Individuellen ins Atmosphärische, aus der Menschensphäre ins Vegetative, ins Animalische findet; man trägt nicht umsonst einen höchst persönlichen und merkwürdigen Novellenstoff, wie den der Verwandlung eines Menschen in einen Hund, dreißig Jahre lang dichterisch-träumend in sich herum. Es ist keine Kleinigkeit, die Zaubergewalt des Leiblichen so fest zu fassen, daß sie schließlich unter der umklammernden Hand das Geistige hergibt: und ich hätte ebensogut zwanzig andere Stellen hierhersetzen können, als diese eine.

Es ist das eine sehr alte Kunstgattung, diese mimische Biographie. In den Satyren und den Episteln des Horaz finden sich solche kleine lieblich-geistige Porträts! noch mehr in den Satyren des Persius. Diese ahmte dann Diderot nach, der Diderot des Rameau und der kleinen Dialoge, aus denen „Jaques, der Fatalist" besteht. Er war vielleicht der größte Meister dieses unzerstörbaren Genres. Seine französische Nachfolge reicht über das ganze neunzehnte Jahrhundert bis auf den heutigen Tag; und sollte man ihm nicht, außer der schreibenden, auch eine zeichnende Nachfolge zuschreiben? Sind nicht auch die Daumier und Gavarni ein wenig auch seine Schüler?

man kann zu diesem Buch immer wieder zurückkehren, genau wie zu Goethes „Dichtung und Wahrheit“ oder zu Labruyères Charakteren.

Solchen Biographen ist es gegeben, die anekdotische Biographie zu schaffen. Ein Buch wie Eckermanns Gespräche will uns Goethe in die Hand geben, wie uns eine gute Anekdote einen Mann in die Hand gibt: mit Haut und Haar. In der Tat sind beide Bücher nur eine Kette von Anekdoten. Wenn Boswell uns Johnson zeigt, der schwer war wie ein Elefant und zornig wie ein Truthahn; wie sie auf einem Friedhof miteinander herumgehen und wie das Gespräch auf Bischof Berkeley kommt und auf dessen Theorie, daß die Existenz der Körperwelt nur ein Schein sei; Boswell äußert ängstlich (denn er merkt, daß Johnson schon in Zorn gerät): Es sei freilich absurd, sich dieser Theorie anzuschließen, aber auch schwierig, sie zu widerlegen. Was? brüllt Johnson auf: Ich widerlege sie so! und stößt den einen Fuß mit solcher Elefantengewalt auf einen Grabstein, daß sein riesiger Leib von dem Gegenstoß aufhüpft wie ein Ball; oder aber, wenn uns Eckermann den achtzigjährigen Goethe vor die Augen stellt, der im Garten den Bogen spannt, den ihm ein Baschkirenhäuptling geschenkt hat, und mit geröteten Wangen wie ein Knabe auf einen Fensterladen zielt — beide Male ist es eine bis zur Virtuosität gesteigerte Kraft des Einfühlens, eine unendlich mimische Sympathie, die uns im kleinen Zug den ganzen Mann hinstellt, diese einmalige nie wiederkehrende geist-leibliche Einheit. Von den Menschen, die einen anderen Menschen so zu spüren und wiederzugeben vermögen, kann man sagen, daß sie befähigt sind, die Schrift der Götter zu lesen; denn was sind die wahren Hieroglyphen, wo nicht die Mienen und Gebärden der Menschen, wodurch sich uns ihr Individualgeist verrät?

Alle diese Gedanken und noch etliche andere, wenn man ihnen Lauf ließe, ruft ein Buch von Felix Salten hervor, das die in eine Begegnung zusammengedrängte, mimische Biographie von etlichen dreißig Menschen enthält. Ich greife ein paar Namen heraus: Peter Altenberg, Alfred v. Berger, Josef Kainz, Mahler, Enver Pascha, Artur Nikisch, Eduard Keyserling, Wedekind. Es sind lauter Tote, aber solche, die vor kurzem noch lebendig waren. Es sind dreißig von unseren Zeitgenossen, aber verewigte; so ist es ein Lebenskreis, aber ein geisterhafter. Salten nennt sein Buch „Geister der Zeit“ (Wien, 1924, bei Paul Zsolnay) aber noch mehr Gewicht liegt vielleicht auf dem Untertitel: „Erlebnisse.“ Das Entscheidende ist die Zeitgenossenschaft. Der Keim aller dieser kleinen biographischen Dichtungen war die lebendige Begegnung. Nichts ist in ihnen, das nicht von der unmittelbaren Schwingung des Lebens erzeugt wäre. Nichts in ihnen ist gedankenhaft, nichts analytisch. Alles ist Sympathie, blitzschnelle Einfühlung; es wären richtige physiognomische Kunststücke — wenn es nicht wahre

Geschichte läßt uns in Ungewißheit über die Individuen. Nur ihre Verbindung mit den Ereignissen bleibt bestehen. Wer Geistesgeschichte schreibt, sucht die Ideen, nicht ihre Träger; auch er läßt das Individuum beiseite, soweit es nicht völlig Geist geworden ist. Die Kunst allein will das Einzelwesen und sie findet es, indem sie Geist und Leib mit einem Blicke erfaßt. Das Gleiche tut die wahre Biographie: sie steht der Dichtung näher als der Geschichte; der Grundtrieb, der in ihr lebendig wird, ist der mimische. Durch ihn hängt der Porträtmaler mit den Biographen, dieser mit dem Schauspieler zusammen. Hier berührt sich Shakespeare mit Rembrandt, Rembrandt mit St. Simon. Ein paar Figuren auf einer Handzeichnung von Rembrandt erinnern oft schlagend an eine Szene von Shakespeare; aber es wäre schwer, auf den ersten Blick zu sagen, wodurch. Das Verbindende ist die mimische Kraft: da wie dort stehen Gestalten vor uns, so geladen mit Ausdruckskraft, daß man versucht wäre, zu sagen: sie spielen in der genialsten Weise sich selber.

Der große Schauspieler verschmilzt mit der Figur, die er darstellt: es geht etwas von ihm in sie, von ihr in ihn: es ist wahre Verwandlung, ein dunkler, sonderbarer Prozeß. Den gleichen, vor ihm, macht der dramatische Dichter durch; den gleichen aber auch der Bildnismaler: man hat es oft bemerkt, wie immer ähnlicher die Porträts großer Maler ihnen, den Malern selber werden; und den wahren Biographen, einen Eckermann, einen Boswell kann man aus seinem Gegenstand gar nicht mehr herausreißen. Eckermanns berühmtes Buch wäre kaum ohne sein gleich berühmtes Vorbild, den „Samuel Johnson" des Boswell, entstanden — kaum ohne dieses sonderbare Beispiel mimischer Genialität, kraft welcher ein zartnerviger, weichmütiger, schottischer Edelmann sich bis zur Identifikation in einen der vehementesten, zornigsten und starrköpfigsten Engländer aller Zeiten verwandelt, so daß sie die Welt nun seit 150 Jahren aus einem dicken, aber in jeder Zeile unterhaltenden Buch ansehen: Samuel Johnson, aus der Lebenssubstanz Boswells wiedergegeben, oder Boswell, der seinen Rhythmus und sein Dasein an den unendlich heftigeren Rhythmus von Samuel Johnson und an dessen unendlich stärkeres Dasein verloren hat. Denn um die mimische Wiedergabe der Existenz handelt es sich, und nicht um die Wiedergabe geistiger Inhalte. Es ist ja gar nicht geistig, was Johnson auf diesen zwölfhundert Seiten von sich gibt; es ist sehr oft platt, sehr oft nur eigensinnig und aus seinem teuflischen Widerspruchsgeist geboren; sehr oft roh, ungerecht und abstoßend. Aber es ist in unglaublicher Weise individuell, das heißt von geistig-leiblicher Einzigart, und dadurch ist es bezaubernd und

Stinnes für seine Verdienste um die Republik zu ihrem Ehrenbürger zu ernennen.

In Wirklichkeit bleiben nur zwei konkrete parlamentarische Wege: der eine ist die Anklage gegen die Minister wegen Amtsverletzung. Für diese Anklage ist der Staatsgerichtshof in Leipzig zuständig — nicht der zum Schutze der Republik, sondern der andere — und dort würden drei Reichsgerichtsräte und vier Parlamentarier über das Amtsverbrechen der Regierung abzuurteilen haben. Dieser Weg aber hat eine Schwierigkeit, die nicht zu beseitigen ist. Zur Erhebung einer Anklage bedarf es nicht nur eines von mindestens 100 Mitgliedern gezeichneten Antrages — diese 100 Mitglieder wären wohl zusammen zu bringen, — sondern eines mit der verfassungsmäßigen Mehrheit angenommenen Beschlusses des Reichstages. Das heißt, die Anklage muß erhoben werden von einer Zweidrittel-Majorität, bei einer Besetzung des Hauses, die Zweidritteln der gewählten Abgeordneten entspricht; mit anderen Worten: Deutschnationale und Volkspartei mit den Völkischen zusammen, zur Not aber auch ohne diese, können die Anklageerhebung verhindern. Daß sie es tun werden, braucht nicht besonders begründet zu werden. Dieser Weg aber hätte, so wohltätig er wäre, noch eine andere Mißlichkeit. Luther und Stresemann würden zwar geopfert, aber die Millionen der Industrie erhalten bleiben. Wir zweifeln nicht, daß zwar die Industrie den beiden je eine Träne nachweinen, sich im übrigen aber mit dieser Lösung abfinden würde.

Praktisch scheint es mir darauf anzukommen, rasch Maßnahmen zu ergreifen, die dem Reich die Millionen, die ihm gestohlen worden sind, wieder sichern. Das wäre nicht nur das Beste um des Reiches, sondern auch um der Industrie willen; denn mit nichts würde sie schwerer getroffen, als damit, daß sie das, was sie ergattert hat, wieder zurückgeben muß. Schließlich ist der Geldbeutel doch der empfindlichste Teil, an dem die Herren gestraft werden können. Und endlich kommt hinzu: dieser Weg ist ein Weg, der mit einfachen Majoritäten gegangen werden kann, ohne Verfassungsänderung, im Wege eines einfachen Reichsgesetzes. Das Reichsgesetz hätte zu lauten:

§ 1.

Die durch das Reichsfinanzministerium geleisteten Zahlungen werden für ungesetzlich erklärt.

§ 2.

Die direkten und indirekten Empfänger solcher Zahlungen sind zur Rückzahlung verpflichtet.

§ 3.

Die Finanzämter haben bis zur Höhe der hiernach zurückzuzahlenden Beträge die Beschlagnahme des Vermögens der Pflichtigen durchzuführen.

Das wäre eine Maßnahme. Alles andere sind Worte.

eine rein vorbereitende Ratsversammlung zur Schlichtung der innern Zwistigkeiten des unglücklichen Landes abgehalten werden; sie soll aus Vertretern der führenden Schichten auf allen Gebieten, der Politik, der Wirtschaft, des Handels, der Industrie berufen werden und ihre Hauptaufgabe darin suchen, die Allgemeine Volksversammlung vorzubereiten, die dann darüber zu beraten hätte, ob China ein Bundesstaat etwa wie die Vereinigten Staaten oder wie Deutschland werden, oder ob es die bisherige republikanische Staatsform mit straff zentralisierter Hauptregierung, wie etwa Frankreich, beibehalten soll. Tuan ist wie Dr. Sun Jatsen durchaus für das erstere System, das bei der Riesenausdehnung des Reichsgebietes und der Eigenart der Landschaften und der altgeübten Selbstregierung des Volkes auch durchaus das passendste wäre.

Was wird nun Tsaos Schicksal sein? Es ist schwer, Prophet zu sein. Es würde in der Tat wie eine wahre Ironie der Weltgeschichte anmuten, wenn der Gefangene von Jing-Tai im kaiserlichen Winterpalast durch den Willen des Volksreiches, dessen letzter Präsident er (vorläufig wenigstens) gewesen ist, aufs Schafott geschickt würde, während das nämliche Volksreich das Leben des letzten seiner Herrscher, des jugendlichen Hsien-Tung, so großzügig und vorbildlichedelmütig verschonte! Auf jeden Fall wird die über Tsao verhängte Strafe „dsui gung dau di" (höchst gerecht) sein.

PAUL LEVI
M. d. R.

REICHSTAG UND RUHRGELDER-SKANDAL

Die Ueberzeugung ist wohl allgemein, daß der Skandal der weggeschenkten 700 Goldmillionen nicht so verlaufen darf, wie im allgemeinen solche Angelegenheiten in Deutschland verlaufen. Dafür ist die Summe zu hoch, dafür ist die Schamlosigkeit zu groß und dafür sind auch die außenpolitischen Folgen eines solchen organisierten Diebstahls zu bedeutend. Bei der üblichen Erregung darf es um so weniger bleiben, als ja die tröstliche Aussicht besteht, daß in längstens vier Wochen ein neuer Skandal auch diesen wird vergessen machen.

Das bisher übliche Mittel in Deutschland, wenn irgendeine derartige Affäre aufkam, war: den sogenannten Untersuchungsausschuß einzusetzen. Da saßen dann ein halbes und manchmal ein ganzes Dutzend Parlamentarier und begannen drauflos zu untersuchen. Sie untersuchten mit einem bemerkenswerten Geschick für alles Nebensächliche: der Nachttopf pflegte sie mehr zu interessieren als der Schreibtisch, und entsprechend diesem Talent war auch das Ergebnis der sogenannten Untersuchungsausschüsse. Es braucht ja nur an den Untersuchungsausschuß über den Zusammenbruch der Mark im April 1923 erinnert zu werden: es hat nur ein Haar gefehlt, und ein Antrag wäre angenommen worden, Herrn

stand, die sich bisher noch immer durchzusetzen gewußt hatte, die indes unter dem „Volksreiche“ auffällig genug ins Hintertreffen geraten war. Früher hatte noch jedes Herrscherhaus aus diesen „Wissenschaftlern“ seine besten und glänzendsten Staatsdiener zu erwählen verstanden. Auch das Volksreich, das ist nicht zu bestreiten, stützte sich von vornherein auf diese wahre Elite der Nation. Es ist ja nicht abzuleugnen, daß die bekannten Neuerer, wie Kang Juwei, Liang Kitschau und Dr. Sun selber, der „Vater der Revolution“, nicht nur selber ganz hervorragende Vertreter dieser „Bücherleser“ waren und sind, sondern daß auch der engere und weitere Kreis ihrer Anhänger sich aus „Studierten“ zusammensetzte. Unter den „Helden der Revolution“, die 1911 und 1913 allerwärts ihr Leben eingebüßt haben, befinden sich kaum zehn v. H., die nicht dieser Klasse der Gebildeten angehören. Erst nach der Revolution haben sich um Dr. Sun auch die Handwerker- und Arbeiterstände geschart.

Es ist nun der Regierung Tsao Kuns vorbehalten geblieben, diese einflußreichste Gesellschaftsklasse im ganzen genommen von dem Dienst am Vaterlande abzuschrecken. Tsaos Gewaltherrschaft entbehrte dieses wahrhaft staatserhaltenden Elements gänzlich; denn die anständigen Leute zogen sich zurück. Das war die Schwäche seiner Regierung, die eben auch durch Namen wie Dr. W. W. Yen oder Wellington Koo unseligen Angedenkens nicht zu verdecken war. Tsao und die Tschili-Partei stützen sich ausschließlich auf die Soldaten und die „Politiker als Lebensberuf“ als auf Männer neuesten Schlages und nicht auf die altbewährten Spieler hinter der Szene, die Klasse der Feingebildeten.

Tsao Kun sitzt seit seiner gewaltsamen Entfernung vom erschlichenen und erschacherten Thronsitze als Staatsgefangener auf Jing-Tai', der winzigen Insel im künstlichen See dort inmitten des Parkes, der den Winterpalast umschließt, und erharrt seines, man kann wohl sagen, wohlverdienten Schicksals. Wann immer ich das Jing-Tai überblicke, erhebt sich vor mir das düstergraue Bild des Tower in London, so ganz verschieden auch dieses lieblich hergerichtete Eiland mit seinen zierlichen Bauten auch sein mag. Dieses Jing-Tai hat nämlich in der Geschichte dieses Landes immer wieder die Rolle des berüchtigten Londoner Staatsgefängnisses gespielt. Noch der letzte, so populäre und hochgesinnte Mandschukaiser Gwangszu (Kanghsu) hat dort als Gefangener seiner Adoptiv-Großmutter die letzten zehn Jahre seines tragischen Daseins unter der Pflege dieser alten Kaiserinwitwe, die ihm seine Neuerungsgedanken nie verzieh, tatenlos verbringen müssen. Und hier hat Tsao seit seiner Festnahme durch Fung im Oktober Muße genug gehabt, über sein schamloses Leben nachzudenken.

Vor die „Große Nationalversammlung des Volkes“ soll Tsao gestellt werden. Bekanntlich noch im Februar 1925 zunächst

TSAO KUN VOR DEM TRIBUNAL

Wir erhalten aus P e k i n g , vom Anfang Dezember, folgende Schilderung.

Tsao Kun, der abgesetzte Ministerpräsident Chinas, soll seine Sünden büßen. Er wird vor ein Tribunal gestellt werden, damit er sich ob ungezählter Untaten, die er und seine Klique begangen, verantworte.

General Fungs, des Christen, „Verrat“ an der alten Peking-Regierung unter Tsao ist während der letzten Wochen von England und Amerika her als „das schwärzeste Verbrechen der Weltgeschichte“ gebrandmarkt worden, und die übrige Welt hat das nachgebetet, uneingedenk dessen, wie gern Albion die Rolle des Pharisäers im Tempel spielt. Man hat sich nicht darüber verwundert, daß in China selber Fungs Tat eine oft ganz andere Beurteilung erfahren hat: Fung habe sich ein Verdienst um das gequälte Land erworben, denn er hat ihm tatsächlich die Ruhe der Waffen gebracht und — hat es von der korruptesten Regierung befreit, die es seit Beginn der Neuen Aera hat ertragen müssen. Daß der ohne Zweifel tapfere und auch bieder-ehrliche Marschall Wu Peifu ausgesucht diesem schmutzigen Regimente Tsao Kuns und seiner Rotte den Glanz seines persönlichen Machteinflusses lieh, hat ihn zuguterletzt die Sympathie der Masse des Volkes gekostet. Nirgends, aber auch nirgends, hat er nach seinem so jähen Sturze Beistand oder auch nur Mitleid gefunden! Einzig die Buddhistenmönche im altberühmten Heiligtume Wu Tai in Honan haben ihm, ähnlich dem Pilgrim von St. Just, mitleidsvoll eine Ruhstatt gewährt, damit er über den Schein alles Irdischen reuig nachsinne. Vielleicht findet er einen Trost darin, daß sein Todfeind Fung, den er in den letzten Jahren so häufig verkehrt behandelt hatte, völlig freiwillig ein ähnliches Büßerleben in einem der weltvergessenen Buddhistenklöster auf den „Westhügeln“ nordwestwärts von Peking erwählt hat. Uebrigens kennt Fung seine Landsleute nur zu gut: daß er freiwillig auf Machtausübung verzichtet, nachdem er den Augiasstall gesäubert, wird ihm die reinsten Sympathien erwecken. So gelassen das geduldige Chinesenvolk seine Tyrannen zu ertragen pflegt, in seinem verwerfenden Urteile über sie zeigt es noch immer einen unbeirrbaren Sinn für Recht und Gerechtigkeit. —

Tuans, des neuen einstweiligen Reichsleiters, entschlossene Tat wird insbesondere bei einer bestimmten Volksklasse im Lande Stimmung machen und „das Gesicht“ der republikanischen Regierungsform wahren, nämlich bei den sogenannten „Buchgelehrten“. Es sind dies alles jene studierten Leute alten Schlages, die dem Chinesentum seit Jahrtausenden sein Eigengepräge aufgedrückt hatten; es war diese zahlreiche Menschenklasse, welche sich zu allen Zeiten den tiefgehendsten politischen Einfluß, selbst unter fremdrassigen Eroberern, im Reiche zu sichern ver-

er noch einmal Präsident des Staatsrates einer Freien Stadt werden und gleichzeitig auf eine Auslieferungsliste kommen könnte, hat die Danziger Aeußerungen nicht ebenso übertrieben und hitzig werden lassen wie die polnischen. Infolgedessen hat das Feuer zum Schluß nichts mehr zu brennen gehabt. Ein Kompromiß ist fertig — typisch für die geistige Höhe, auf der in Europa Politik getrieben wird: die polnischen Briefkästen, die in Danzig angebracht worden sind, bleiben vorläufig an ihren Plätzen; aber sie werden nicht benutzt. Die endgültige Entscheidung fällt der Völkerbundsrat, der dafür zuständig ist. Man darf gespannt sein, ob er diese unsalomonische Vorläufigkeit gutheißen wird. Die Sache ist nicht sehr wichtig. Juristen können sich daran im Haarspalten üben. Aber interessant ist, was die polnischen Nationalisten sich an Strafen für Danzig ausgedacht haben, um es gefügig zu machen. Der ganze polnische Warenverkehr soll von Danzig abgeleitet werden. Der Bau eines eigenen polnischen Hafens — ein rührendes Phantasieprojekt — soll mit allen Mitteln beschleunigt werden. Danzig soll teilweise aus der polnischen Zollunion ausgestoßen werden. Man fragt sich erstaunt, wozu eigentlich Danzig dann Freistaat geworden ist. Die Artikel 100 bis 108 des Friedensvertrages haben diese Einrichtung doch geschaffen, gerade damit Polen Danzig in sein Zollgebiet bekommt, den völlig freien Warenverkehr durch Danziger Gebiet hat, den unentbehrlichen Hafen erwirbt, kurz ein lebensfähiger Staat wird. In der Mantelnote, mit der die Alliierten die deutschen Einwande gegen die Friedensbedingungen beantwortet haben, wird diese Begründung feierlich wiederholt. Und wegen der Briefkästen ist das plötzlich alles nicht mehr wahr? Vielleicht werden so nach und nach noch ein paar andere Errungenschaften des Friedensvertrages von Versailles in der Hitze des Gefechts als entbehrlich für die Existenz Europas und seiner Völker erkannt. Die Polen haben durch ihre komischen Drohungen im engen und im weiten Sinne die Tür zum Korridor aufgestoßen.



Dr. Sahm

Betrogenen und Ausgebeuteten gegen die Ausbeuter und Betrüger zu sein. Einzelne Führer mögen sich im Laufe der Jahre zum vollen Verständnis für die Bedeutung der Staatsmaschine durchgearbeitet haben — die große Masse ist am liebsten dem Staat gegenüber in einer Art Streikstimmung. Das hat man an der Kundgebung im Sportpalast gemerkt. Nicht einzig, aber doch zum Teil hieraus stammt auch das Mißtrauen gegen alle Intelligenz. So ist die Sozialdemokratische Partei nie darüber hinausgekommen, Gewerkschaftsführer zu erzielen. Die werden dann im Notfall Minister. Von außen wie von innen soll sich der Staat gewerkschaftlich behandeln lassen. Daher hat die Sozialdemokratie auch immer nur an die „Spitze der Organisation" gedacht. Sie stellte Minister; sie stellte Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten und sogar Landräte, lauter kleine Minister. Aber wo waren ihre Staatssekretäre, ihre Vicepräsidenten, Ministerialräte und Assessoren? Gab es irgendeinen Versuch, einen sozialdemokratischen Nachwuchs für das eigentliche Ziel, für den Kampf um die politische Macht zu erziehen? Das bedürfte einer Arbeit an den Gebildeten, der diese Partei sich durchaus nicht gewachsen fühlt — übrigens auch gar nicht fühlen will. Sie übersieht einfach den Unterbau der staatlichen Organisation — mit dem Erfolg, daß diese Organisation hernach die sozialdemokratischen Spitzen übersieht. Das Zentrum konnte eine kluge und zähe Personalpolitik in Preußen treiben, deren Erfolge sein Interesse an der alten Koalition bedingen. Die Sozialdemokratie hat nichts ähnliches leisten können; ihr fehlten die Menschen, die für all die verschiedenen Staatsstellungen geschult gewesen wären. Wenn sie aus dem Kabinett geht, geht sie aus der Regierung; wenn sie aus dem Amt geht, verschwindet sie aus den Aemtern: sie ist ausgerottet. Der Preußische Justizminister, der ein Zentrumsmann ist, vermochte in seinem Ministerium das Gutachten abfassen zu lassen, auf das die Politik des Kabinetts Braun im Verfassungsstreit sich stützte. Der Preußische Innenminister, ein Sozialdemokrat, in dessen Ressort die Verfassungsfragen gehören, konnte ein ähnliches Gutachten nicht vorlegen. Dafür hatte die Volkspartei ihren — seinen Referenten.

In Deutschland hätte die Volksseele für Jahre genug zum Kochen — aber sie kocht nicht. Anderwärts kocht sie gerne, daß man ihr das nötige Feuer gewissermaßen nachträglich unterschieben muß, damit die Sache einen Sinn bekommt. Darum haben die Polen jetzt den Krieg um die Briefkästen in Danzig vom Zaune gebrochen. Die Aufregung in der polnischen Presse war enorm. Begeisterte Vaterlandsfreunde sahen Danzig bereits zur Strafe annektiert. Der ruhige Danziger Oberbürgermeister, Herr Sahm, der sich gewiß vor dem Kriege nicht hätte träumen lassen, daß

zu sagen, wie beschämend diese Teilnahmslosigkeit des Volkes in allen Schulfragen sei. Was hilfts? In Wien hat der vorsichtige, sehr kluge Altkanzler Seipel die „Seelensanierung" der Kinder anregen wollen. Sofort fuhr ihm der Wiener Bürgermeister Karl Seitz in einer Riesenversammlung übers Maul; er rief ihm zu: „Im Kampfe um die Schulreform wird es niemals eine Einigung geben, hier gibt es keine Versöhnung, wir müssen den Kampf führen gegen die geistige Verelendung unserer Kinder". Das sind Töne! Wann ist ein Berliner Sozialdemokrat oder Demokrat mit ähnlichem Schwung für die Schulerneuerung eingetreten? Sang- und klanglos hat man Paulsen ziehen lassen, und vielleicht ist sogar die Frage berechtigt, warum Paulsen selbst so schnell entmutigt werden konnte und so lautlos in die Ferne zog . . . Aber welche Prognose soll man einem Volke stellen, das sich in seiner heiligsten Frage so stumpf verhält?

Das Zentrum hat im Reich die Hand an der Gurgel der Regierung. In Preußen wird es den Ministerpräsidenten stellen, Herrn Horion, Landeshauptmann der Rheinprovinz, der durch seine geschickten Verhandlungen mit der Rheinlandkommission bekannt ist. Warum schweigt man von der Sozialdemokratie, die doch eine viel größere Partei ist? Es ist nicht alles nur Zahlenfrage und Parlamentsarithmetik. Es handelt sich da auch um geistige Dinge. Dem Zentrum tut seine Nachbarschaft zur katholischen Kirche besonders gut. Was diese erstaunliche Organisation an politischem Geschick, an erzieherischer Kunst durch die Jahrhunderte hindurch entwickelt hat, davon kehrt zwar nicht genug, aber immer noch viel in der politischen Wirksamkeit des Zentrums im Staate wieder. Die Sozialdemokratie hat eine sehr andere Vorstellung vom Staate. Sie fühlt sich erst wohl, wenn sie der Regierung gegenüber nicht nur taktisch, sondern auch psychologisch in die gewerkschaftliche Situation geraten ist: Vertreterin der



Horion

und Luther zahlte aus. Wann hat es — in welchem Lande? — eine vergleichbare Verschenkung von Staatsgeldern gegeben? Der Reichstag, wenn er nicht eine Versammlung von Stumpfsinnigen wäre, müßte aufschreien — er verhandelt heute, in unbeirrtem Phlegma über den Haushalt des Reichsarbeitsministeriums — hundert Abgeordnete müßten sich erheben und im Sinne der Verfassung (§ 54) verlangen, daß Stresemann und Luther vor den Staatsgerichtshof gestellt werden, weil sie schuldhaft die Verfassung verletzt haben. Sind im Reichstag hundert Lebendige nicht zu finden? Selbst wenn vierhundert Stumpfe gegen den Antrag aufstünden: Es gibt Anklagen, die wenigstens erhoben werden müssen! Diese hundert Ankläger müßten außerhalb des Reichstags von Millionen Wählern umbraust werden. Aber wir sind unter Deutschen! Stumpfheit im Reichstag, Stumpfheit vor dem Reichstag, Stumpfheit in den Parteien. Bis heute hat die Sozialdemokratische Partei nicht eine einzige Demonstrationsversammlung gegen den frivolsten Bruch der Verfassung, gegen den kühnsten Diebstahl am Staate zustande gebracht. Von den Demokraten nicht zu reden. Parteien von solcher Stumpfheit sind nicht erst zum Tode zu verurteilen, sie selbst sind der leibhaftige Tod. Parteien, die in solcher Stunde nicht schnell den Weg zu den Massen finden, sind gelähmt, sei es durch eine entsetzlich langsame Beamtenbürokratie; sei es durch ihre innere Verschlafenheit, aus der es kein Erwachen gibt. Einem republikanischen Volk, das so schwächlich-kläglich reagiert, wird übermorgen in aller Ruhe irgend ein Jüngling aus Oels auf die Nase gesetzt werden. Die Stumpfheit der Vielen muß die Verwegenheit der Einzelnen zeitigen.

Stumpfheit überall. Jeder von uns weiß, daß mit den verpfuschten alten Generationen nichts mehr anzufangen ist. „Alte Hunde," sagt das schwedische Sprichwort, „kann man nicht tanzen lehren." Aber wie ziehen wir die jungen Hunde auf? Wie wächst das neue Geschlecht für ein neues Deutschland heran? Man hat in Preußen in entscheidender Zeit dem wilden Dilettanten Adolf Hoffmann das pädagogische Feld überlassen, Konrad Hänisch hat nur korrigierend eingreifen können, dann hat der idealste Gymnasialdirektor, Herr Boelitz, die vaterländische Verlangweilung des Unterrichts in die Hand genommen. In Berlin wenigstens wirkte ein Schulschöpfer: Paulsen. Es ist dem ödesten Magister-Demokraten, Herrn Merten, gelungen, Paulsen zu vertreiben. Die Sozialisten, stumpf für die wichtigste Zukunftsfrage, ließen es geschehen, daß Paulsen abgebaut wurde. Ein zelotischer Pfarrer, der besessene Pfaffe Koch, konnte über den Erschaffer der freudigsten Gemeinschaftsschulen triumphieren. Die Berliner Sozialdemokratie, blutlos und passiv, regte sich kaum. Unlängst hat Konrad Hänisch wenigstens den Mut gehabt, den Berlinern, auch seinen Genossen,

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Februarwoche

Ein Volk mag mit vielen Lastern und Fehlern ausgestattet sein, der Sohn des Volkes wird die freundliche Kehrseite jedes Mangels hervorholen und daran zu hoffen versuchen. Wie aber soll man hoffen, wenn der Grundzug eines Volkes Stumpfheit ist? Was die Deutschen in den letzten Tagen erfahren haben, müßte den Reichstag zur Raserei, die Parteien zur millionenstimmigen Demonstration, die Richter zu sofortigem Einschreiten veranlassen. In dem Skandal der Ruhr-Entschädigungen handelt es sich nicht um mehr oder minder gefährdete Sicherheiten für ein paar lumpige Millionen, die als Kredite gegeben wurden, sondern um eine Summe von ungefähr der Größe unserer internationalen Stabilisierungs-Anleihe: 645 Millionen Goldmark sind, nach einem freundlichen Briefchen Stresemanns, ohne Beschluß des Reichstags, ohne Ermächtigungsgesetz, ohne die geringste gesetzliche Grundlage von einem Kabinett, das sich im Stadium der Demission befand, an die reichsten Unternehmer Deutschlands, vielmehr an die Berufsverbände der Ruhrindustrie verschenkt worden. Es hat nicht einmal eine ausreichende Prüfung über die Ansprüche der Schwerindustrie stattgefunden. Stinnes und die Stinnesen begehrten, Stresemann, der zuweilen den „Feind“ des Stinnes markiert hat, sagte zu



Dr. Luther

Sensationen
beliefern. In der Ausschlachtung von Berichten von

Gerichtsverhandlungen
auf sexuellem Gebiet usw. liegt ein großes Gebiet. Darum sendet diese gewünschten Manuskripte an
Hermann Abel's Nachtpostverlag, Hamburg, Kreuzweg 2.

Dieser Abel, der nach Sensationen „auf sexuellem Gebiet" schreit, sollte erschlagen werden! Erstens, weil er nicht Deutsch kann („In der Ausschlachtung von Berichten liegt ein großes Gebiet") und mit diesem Deutsch Zeitungen bedenken will, zweitens aber, weil diese Sorte von Gerichtsberichterstattern, die mit Sensationen auf sexuellem Gebiet Handel treibt, jene Verwüstung in den deutschen Leserhirnen hervorruft, die dann wieder das Emporblühen reinerer Zeitungen fast immer verhindert.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 4)

Dem heutigen Hefte unserer Zeitschrift liegt ein Prospekt des Anthropos-Verlag, Prien, bei, auf den wir besonders hinweisen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

„Was denn?“ fragte Renan, „hat er gestohlen oder gemordet?“

„Nein. Aber er ist Päderast.“

„So,“ meinte Renan, „Päderast? Nun, wir werden ja sehen.“

Der empfindliche Gatte

Ein Marseiller sagt zu seinem Freund Marius:

„Alter Freund, meine Frau gefällt dir wohl?“

„Ja, sie ist mir sehr sympathisch“ antwortet Marius.

„Ach was, es handelt sich hier nicht um Sympathie; wenn sie dir gut gefällt, kannst du mit ihr schlafen.“

„Ich nehme dein Angebot mit Dank an.“

„Gut, mein Lieber, geniere dich nicht. Ich liebe meine Frau nicht mehr, ich fahre heute abend nach Paris und überlasse dir das Feld.“

Acht Tage später kam der Marseiller aus Paris zurück und traf Marius in Gesellschaft seines Freundes Goutran.

„Nun, Marius, hast du mit meiner Frau geschlafen?“

„Ja.“

„Und wie oft hast du sie in der Nacht beglückt?“

„Dreimal“ antwortete Marius und als der Ehemann außer Sicht war, sagte er zu Goutran: „Es ist gar nicht wahr, ich habe sie nur einmal beglückt, aber er ist so empfindlich.“

DER ANGLER IM ZEITUNGSSTROM

In der „Feder“, die sich „Halbmonatsschrift für die deutschen Schriftsteller und Schriftleiter“ nennt, findet sich folgende Anzeige:

Sensation

schreit alle Welt. Sensation will das große Publikum sehen und lesen. Darum suchen wir tüchtige Schriftsteller, welche uns mit



WORTE VON GEORGES COURTELINE

Man wechselt leichter die Religion als das Café!

*

Eine Dame sagte eines Tages, als ob es die natürlichste Sache auf der Welt sei: „Ich denke niemals, das strengt mich zu sehr an, wenn ich aber doch einmal denke, so denke ich an nichts.“

*

Das milde Verhalten des Menschen gegenüber dem Tier ist der erste Beweis seiner Ueberlegenheit über das Tier.

*

Eine Frau sieht niemals, was man für sie getan hat, sie sieht nur, was man nicht getan hat.

*

Die Frauen, von denen man sagt, sie seien einmal schön gewesen, haben in meinen Augen dasselbe Interesse wie die außer Kurs gesetzten Münzen, von denen es heißt, sie seien einmal gutes Geld gewesen.

*

Wenn man den anderen gestattete, was man sich selbst erlaubt, wäre das Leben unerträglich.

ANEKDOTEN

Alles wird klar

Ein berühmter Schriftsteller wurde zum Mitglied der Akademie gewählt. Ein paar Tage nach der Wahl kam einer der Unsterblichen zu Renan und sagte zu ihm:

„Entsetzlich! Wissen Sie, was ich über unseren neuen Kollegen gehört habe?“



GLOSSEN

FILM

Die Perücke

Der Dichter, Dramaturg und Regisseur Berthold Viertel, völliger Outsider im Film, versuchte, dickschädelig und energisch, aus eigener Kraft einen Film zu fügen, der sich möglichst der Kunst nähern, möglichst von der traditionellen Filmhandlung entfernen und für jedermann eine Augen- und Seelenweide sein sollte. Natürlich muß ein Film dieser Art Wirklichkeit und Phantastik vermischen: ein glatzköpfiger Schreiber setzt die Perücke eines toten Fürsten auf und erlebt nun dessen grausiges Schicksal, betrogen und gequält von der jugendlichen Frau und dem Liebhaber. Das Ganze ist ein bewegter Albdruck, das Grauen gemildert mit romantischer Stimmung. Durch zuckende Lichter und Schatten torkelt der alternde Fürst, umhuscht von der sich suchenden Liebe des schlanken Paars.

Zwar pfiff ein Teil des Publikums; zwar ist manches dilettantisch getastet oder vermurkst; zwar wimmeln Wiederholungen und zu gedehntes Ausspielen. Aber dennoch: eine achtenswerte, fruchtbergende Leistung. Wunderschöne Bilder sind zu sehen (alle aufgenommen im Charlottenburger Schloß und Park) . . . aber diese Bilder sind, ganz jenseits der Mimik der agierenden Personen, von denen Fridericus Gebühr neben Gutem oft ein Zuviel gab und die Hasselquist mehr durch malerische Körpergeschmeidigkeit als durch Gesichtsspiel erfreute . . . diese Bilder sind geheimnisvollerweise ganz durchtränkt von der Atmosphäre und Stimmung der Geschehnisse. Trotzdem Viertel ein Regisseur von zwingender Faust ist, erscheint hier nicht das Schauspielerische als das Wichtige — es ist sogar manchmal mißglückt —, sondern wie die Menschen als Körper im Raum, im Zimmer, in der Landschaft sich bewegen, wie das Milieu von Hell und Dunkel, von Ruhe und Erregtheit belebt ist, macht das Wesentliche, das Interessierende dieses Films aus.

Wie so oft, hat gerade ein Dilettant, ein Neuling, ein Outsider hier Neues, Zukunftsreiches erhascht. Nicht die Menschen, sondern die Bilder vermitteln uns tragische Bewegtheit, ohne dabei Kunstmittel der Uebersteigerung oder Stilisierung zu Hilfe zu nehmen (wie im „Caligari", „Mabuse"). Die Stimmung des Films würde auch herauskommen, wenn die Menschen darin ohne Gesichter herumliefen.

Kurt Pinthus

---

bank keine nennenswerten Fortschritte mehr gemacht hatte, einen neuen Antrieb erfahren. Durch die erheblichen Vermögensschwächungen, die die meisten Provinzinstitute anläßlich der Goldumstellung enthüllen mußten. Der Barmer Bankverein fand bereits im industriellen Stinneskonzern einen Rückhalt. Im Interessenkreise der Deutschen Bank zeigt sich an verschiedenen Stellen im Lande ein lebhaftes Anlehnungsbedürfnis. Die Position der Deutschen Vereinsbank in Frankfurt a. M. wurde von der Deutschen Bank widerstandslos aufgegeben, so daß dieses Institut von Michael geschluckt werden konnte. Der stark immobilisierten Rheinischen Creditbank war vom Mutterinstitut durch Aktienübernahme über Börsenpreis unter die Arme gegriffen, die Selbständigkeit jedoch nicht angetastet worden. In zwei anderen Fällen benutzte die Deutsche Bank hingegen die gute Gelegenheit, ihre schwachgewordenen Freunde gänzlich aufzusaugen. Die Württembergische Vereinsbank, die noch im Jahre 1922 die Württembergische Bankanstalt übernommen hatte, wurde ihrerseits fusioniert. Damit schwand die letzte selbständige Großbank Württembergs dahin. Die Firma erhielt den Zusatz „Filiale der Deutschen Bank". Der Essener Creditanstalt soll es jetzt ebenso ergehen. Ihre Filialen werden dem großen Netz eingegliedert. Nur die Zentrale in Essen wird unter dem alten Namen fortgeführt, aber unter ausschließlicher Leitung durch die Deutsche Bank, auf die das ganze Vermögen übertragen wird, nachdem sich herausgestellt hat, daß auch das erhöhte Kapital von 21 Millionen Reichsmark (vor dem Kriege 90 Millionen) zur Fortführung eines so bedeutenden Geschäftes nicht ausreicht. Die Deutsche Bank ist nicht etwa ungehalten über die Beanspruchung; sie verspeist den fetten Happen mit vollem Behagen. Die Essener Creditanstalt konnte nicht wie die weltbekannte Mutter Aktien im Auslande plazieren, noch weniger im Inland, wo der Kurs — der ohnehin in Gold unter pari hielt — unerträglich gelitten hatte; die Deutsche Bank jedoch hat durch den bekannten Verkauf von 40 Mill RM.-Aktien nach England und Amerika den Markt gefestigt und erweitert. Sie kann es sich heute leisten, von ihren Emissionskonsorten eigene Aktien zurückzukaufen, um mit ihnen Essener Aktien einzutauschen, ohne daß sie zu befürchten braucht, den Kurs zu gefährden. Im Gegenteil, die Deutsche Bank acquiriert zu billigem Preise einen erwünschten Geschäftszuwachs, obwohl sie den Aktionären noch einen kleinen Kursvorteil zuwendet. In *ihren* Händen mit verstärktem Kapitalrelief gewinnt die Creditanstalt automatisch an Wert. So treibt ein Keil den andern. Die Kleinen werden schwächer, die Großen immer stärker.

Grade der Umsicht und der Fähigkeit der abwickelnden Instanz beeinflußt werden. Die Barmats selbst, die seit vier Wochen in Haft sitzen, werden, wie alles auch ausgehen mag, in Deutschland geschäftlich erledigt sein. Nachdem diese Leute monatelang durch den Kot gezogen worden sind, ist ihre Anrüchigmachung soweit geglückt, daß alle ehrbaren Kaufleute sie in aller Zukunft wie die Pest meiden werden. Schon um nicht selbst ins Gerede zu kommen. Nachgewiesen wurde den Brüdern Barmat bis heute keine strafbare Handlung. Es soll nicht behauptet werden, daß alles bei ihnen korrekt zugegangen ist. Aber selbst wenn die Beschuldigten aus dem Verfahren wie die Engel so rein hervorgehen sollten, so würde das nichts daran hindern, daß alle Welt zeitlebens mit Fingern auf sie zeigt. Kein Konzern, mag er noch so solide sein, würde ein solches Spießrutenlaufen überstehen, geschweige denn das labile Barmatsche Sammelsurium. Mit Michael, der ebenfalls noch Schuldner vieler öffentlicher Millionen ist, steht es hart auf des Messers Schneide. Es spricht *für* Michael, daß er es solange ausgehalten hat, mit dem notorischen Schwindler Kutisker und den diffamierten Barmats in einem Atemzug genannt zu werden, ohne geschäftlich daran zugrunde zu gehen. Der Abbau ist jetzt bei Michael in vollem Zuge, personell wie finanziell. Wenn die parlamentarischen Ausschüsse den Wert des Unterpfandes bedeutender öffentlicher Gelder nicht gefährden wollen, so müßten sie zunächst den Namen dieses Garanten aus der Diskussion ausschalten, bis greifbare Beschuldigungen statt vager Verdächtigungen vorliegen. Das gerichtliche Verfahren gegen Michael ist bekanntlich eingestellt worden. Die „Schiedsrichterhonorare“, die er den Seehandlungsbeamten Rühe und Hellwig gezahlt hat, bedürfen vielleicht noch der Aufleuchtung. Aber was liegt sonst gegen Michael vor? Daß er reich ist? Darf man nicht an die Rentenmark geglaubt haben? Daß er Seehandlungskredite genommen hat? Nimmt nicht jeder homo oeconomicus bei Bedarf dort die Kredite, wo er sie am billigsten bekommt? Wenn Michael nichts stichhaltigeres vorgeworfen wird, dann müßten alle Anständigen sich dem von gewissen Seiten unternommenen Versuch widersetzen, sein Werk zu zertrampeln. Nicht nur, weil er noch öffentliche Gelder heimzuzahlen hat, sondern um der primitivsten Gerechtigkeit willen.

Fast scheint es, als sollte die *Bankenkonzentration*, die seit der Begründung des Bankenbundes Sachsen-Rheinland-Bayern und des Zusammenschlusses Darmstädter Bank-National-

fernteste zu tun hat. Aber besser ist besser! Bei Jacob Michael haben die guten Geister den Referenten des Reichstagsausschusses vollends verlassen. Zwei ganze Firmen wurden ermittelt, und von diesen zählt die eine (Beer, Sondheimer & Co. in Frankfurt am Main) überhaupt nicht zur Michaelgruppe, wenngleich eine verwandtschaftliche Beziehung besteht. Von der Deutschen Vereinsbank, der Hannoverschen Bodenkreditbank, der Mitteldeutschen Bodenkreditanstalt, dem halben Dutzend chemischer Fabriken, von der Flender-Brückenbau-Gesellschaft und den Versicherungsgesellschaften Germania und Iduna — um nur einige der wichtigsten Verbindungen zu nennen — ist dem Reichstagsausschuß nichts bekannt geworden. Die Kommissionen haben eine verantwortungsvolle Aufgabe zu bewältigen. Sie sollten sich zunächst mit ausreichendem und vernünftigem Material versorgen, statt mit solchen albernen Spielereien vorlieb zu nehmen.

Werden auch die Ausschüsse in die falsche Problemstellung gleiten, die der öffentlichen Meinung suggeriert wurde? Es handelt sich ja gar nicht um einen Fall Kutisker, noch weniger um einen Fall Barmat und erst recht nicht um einen Fall Michael, sondern einzig und allein um einen Fall Seehandlung und Reichspostministerium, wovon wiederum der erste dem zweiten untergeordnet ist, so daß sich die ganze Angelegenheit, wie wir letzthin schon betonten, in eine Affäre Reichspostministerium, genauer gesagt in eine Affäre Höfle mündet. Gegen Herrn Höfle ist neuerdings wieder so belastendes Material zutage gefördert worden, daß in der Tat schleunige Aufklärung dringend nottut. Aber man soll neben dieser Aufgabe die andere rein ökonomische nicht minder wichtige ebenfalls ins Auge fassen. Die Abwicklung der öffentlichen Kredite ist noch um keinen Schritt vorwärts gebracht worden. Bislang galt es für wichtiger, das Sensationsbedürfnis durch immer neue Enthüllungen über die Schwerverbrecher zu befriedigen. Doch stehen eine stattliche Anzahl von Milliönchen auf dem Spiele, für die der Steuerzahler einzustehen hat, soweit ihre Wiedereintreibung nicht gelingt. Aus den Kutisker-Krediten wird nicht viel herauszuholen sein. Man wird da mit Geduld abwarten müssen, bis sich für das Hanauer Lager dereinst ein Liebhaber in Gestalt irgendeines Balkanstaates einfindet. Was aus der Barmatschen Masse herauskommen wird, ist gleichfalls nicht zu übersehen. Das Ergebnis wird hier jedoch wesentlich von dem

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, letzte Januarwoche

Zwei Kommissionen haben ihre Tätigkeit begonnen, der Reichstagsausschuß zur Untersuchung der Kreditgewährung durch Reichsstellen und der Untersuchungsausschuß des preußischen Landtags zur Nachprüfung der von der Preußischen Staatsbank gewährten Kredite. Wer einmal das Uebermaß von Ignoranz und Unfähigkeit auf sich hat wirken lassen, mit dem derartige parlamentarische Ausschüsse ökonomische Fragen erforschen, der wird mit einer gewissen Besorgnis dem weiteren Fortgang der Verhandlungen entgegensehen. Bei Enqueten kann nur etwas herauskommen, wenn richtig gefragt wird, und richtig fragen kann nur, wer von den Dingen wenigstens einen blassen Schimmer hat. Sachkundige Persönlichkeiten aber sind, was wirtschaftliche Fragen anbelangt, höchst spärlich in den Parlamenten vertreten. Der Auftakt war dementsprechend verheißungsvoll. Der Reichstagskommission lag über die beteiligten Firmen eine von dem Abgeordneten Dr. Pfleger (Bayerische Volkspartei) stammende Aufstellung vor, deren Lektüre jedem Sachkenner ein mitleidiges Lächeln abnötigt. Es ist höchst blamabel, daß sich ein offizielles Gremium mit solchem Unsinn befaßt. Die Zahl der in dieser Liste für die einzelnen Konzerne aufgeführten Firmen steht in umgekehrter Relation zu dem wirklichen Umfang der kontrollierten Unternehmungen. Für Iwan Kutisker gelang es dem Berichterstatter, 25 Firmen zu ermitteln. Was ein Mantelkauf ist, das ist allerdings dem Abgeordneten noch nicht aufgegangen. Wenn eine Firma aus Depotrechtsgründen die Hülle einer anderen akzeptiert hat, so führt Dr. Pfleger gemütsruhig beide Firmen nebeneinander als Konzernglieder auf. Infolgedessen vermochte er die Gesamtzahl der Luftunternehmungen Kutiskers in der erwähnten stattlichen Höhe aufzuzählen. Beim Barmat-Konzern reichte der Spürsinn nur noch für die Ermittlung von zehn verdächtigen Gesellschaften. Alle anderen wurden übersehen, obwohl die großen Handelszeitungen genaueste Aufstellungen seinerzeit veröffentlicht hatten. Vorsorglich ist auch die Depositen- und Handelsbank in die Liste einbezogen worden, die bekanntlich der Familie Mannesmann nahesteht und mit Barmat nicht das ent-

stehenden Latz des geöffneten Hemdes erstreckt. Das absonderlichste Teil des Monuments aber ist der Zylinderhut, der, wie eben den Fingern entglitten, ganz allein, halb seitlich, mit der Höhlung nach oben, zu Füßen der Figur liegt. Oh, daß dieser bronzene Mann einmal, wie der steinerne bei Don Juan, bei dem Mörderprinzen zu Gast erschienen wäre, seinen bronzenen Zylinderhut in der Hand! Unheimlicher und gespenstischer als Geripp und Totenschädel ist so ein isolierter Zylinderhut aus Erz, ein Zylinder für die Ewigkeit, den kein Wind fortrollt und kein Regen beschädigt. Umgeistert von höchst schaudervoller Absurdität liegt er da, ein Stück unvergänglicher Vergänglichkeit, ein Zauberhut, aus dessen Höhlung alle Lächerlichkeit Lebens und Sterbens herauszupraktizieren ist.

Wie viele große Namen auf den Steinen dieses Friedhofes, wie gewaltig das stumme Posaunenkonzert der Unsterblichkeiten, das dem Wanderer in die Augen dröhnt. Aber das Gezwitscher von ein paar lebendigen Sperlingen übertönt es. Arbeiter, die herrlich französisch sprechen, schaufeln, der Pfeife froh, alte Kränze, verweste Blümchen, zerbogenes Drahtgeflecht, Stücke von Gipsengeln, Müll aus feuchten Blättern, Papier und Scherben auf einen großen Wagen. Sie wissen Bescheid über die Quartiere der besseren Toten, aber wo Monsieur Balzac zu Hause ist, können sie nicht sagen, der Name ist ihnen fremd, der Herr bekommt fast nie Besuch. Mit Hilfe des Planes ist es zu finden, das vergessene Grab, geschmückt mit dem breitwangigen menschlichen Löwenhaupt, das noch in seiner erzenen Ruhe voll unbändigsten Appetits auf Leben scheint. Es ist aber besser, ohne Plan und Führer auf dem Père Lachaise zu spazieren, nichts zu suchen im Sinn, und die Unsterblichen zu finden, zwischen Epheu, hinter Steinen, wie im Walde das versteckte Veilchen oder den Herrenpilz.

Darüber sind wir uns ja klar, daß aller Kult, den wir den Toten weihen, auch nur ein Stück des Rituales ist, mit dem wir dem Leben götzendienern, daß wir unserm, wahrlich nicht ihrem Bedürfnis willfahren, wenn wir den Gestorbenen Steine pflanzen, daß wir den Tod um des Lebens willen pflegen, wie der Maler Schatten in sein Bild setzt, damit das Licht um so heller leuchte.

Von der Hügelhöhe des Père Lachaise hat man einen guten Blick auf Paris. Die gleiche matte Sonne, matt wie Erinnerung, färbt die Wohnstatt der Lebenden und der Toten, eine greise Sonne, gelb, kühl und zittrig, und doch macht sie vergessen, daß Winter ist, läßt in der Brust die Wehmut zergehen wie etwas Süßes. Der Mensch ist ein Dupe, so lang er atmet. Wie der Dichter so schön sagt: am Grabe noch pflanzt ihn die Hoffnung!

stoßen sich Bronze, Stein und Marmor, die aus solcher Saat erwachsen sind. Für lebendes Grün hat dieser Friedhof wenig Platz, es ist fast, als ob die Versammlung hoher Steine nur ungern so was Leichtsinniges wie Natur, wie Blatt und Blume, unter sich duldete. Auch findet der französische Totenkult unbegreiflichen Geschmack an Kränzen aus Porzellan und Sträußen aus Majolika. Das abscheuliche Zeug, toter als tot, liegt und hängt fast auf allen Gräbern, atmet eine finsterere Kälte aus als der nackte Erdhügel es täte. Hingegen tragen die schmalen Gassen, die den Kirchhof vielwinklig durchschneiden, nicht Nummern wie bei uns, sondern Namen. Es gibt klangvolle Avenuen, Plätze, Straßen und Gäßchen in diesem Totenbezirk, in dem mehr sieggewohnte Marschälle und Generäle angesiedelt sind als nötig wären, die Welt zu erobern, mehr geniale Politiker als nötig wären, sie aufs beste zu regieren, mehr Dichter, Maler, Musiker, Denker als nötig wären, der Gottheit Demut beizubringen vor Glanz und Glorie menschlichen Ingeniums, mehr Kunst und Historie als in die Bildung eines mittleren Mitteleuropäers hineingeht.

Von Söhnen deutscher Nation liegt ein Großer in der Erde des Père Lachaise, Ludwig Börne. Das Grab, auf dem es gar keine Visitkarten p. f. v. gibt (wie auf dem des Pariser Zeit- und Exilgenossen Heine, der im Cimetière Montmartre empfängt) ist geschmückt mit einer Büste des großen Prosaisten von David d'Angers. Was für ein geistgesättigter, von Leidenschaft des Denkens und Sagens durchleuchteter Kopf! Seine Linien sind so edel, anmutig, frei, im Sanften noch energisch wie das Deutsch, das er schrieb. Auch ein berühmter Engländer liegt hier, Oscar Wilde, schon ziemlich am Ende des Friedhofs liegt er, dort, wo noch ein wenig Platz ist für neue Gäste. Er hat ein umfängliches weisses Grabmal, gestiftet von einer nicht genannten Lady. Vorn an dem mächtigen steinernen Block klebt und schwebt ein stilisierter Todesengel mit ägyptischem Profil, hinten aber sind mit erhabener Schrift in den Stein gemeißelt alle Preise, guten Noten und Zeugnisse, die der Dichter während seiner Studienzeit in Kollegs und Instituten erhalten hat. Er war ein Vorzugsschüler und machte besonders seinem Griechisch-Professor viel Freude.

Das sonderbarste Grabmal auf dem Père Lachaise hat der Journalist Victor Noir, der im Jahre 1870 vom Prinzen Pierre Napoleon, bei dem er als Kartellträger erschienen war, niedergeschossen wurde. Wie die Sache weiterging und ob sie für den Prinzen Folgen gehabt hat, weiß ich nicht. Der arme Journalist liegt in Bronze auf seinem Grab, genau so wie er damals, von der meuchlerischen Kugel getroffen, hingesunken lag. Die Figur, lebens- oder eigentlich todesgroß, ist mit grotesk-naturalistischer Treue nachgebildet, die sich bis auf den Gummizug in den Stiefletten, auf die Passepoils der Glacéhandschuhe, auf den heraus-

oberen wie in den unteren Schichten; in den Volksmassen wächst und lebt er als unklare, aber energische Forderung, gleichsam als Instinkt der Empörung; in den oberen Klassen als Verderbtheit, als Instinkt des drohenden und verdienten Unheils, als unbestimmte und hilflose Angst infolge der eigenen Schwäche und des schlechten Gewissens. Diese Angst und das ewige Geschrei gegen den Kommunismus haben zu seiner Verbreitung fast mehr beigetragen, als die Propaganda gegen die Kommunisten selbst.

Als ich hörte, — ich weiß nicht ob das Gerücht zutreffend war oder nicht — daß Bluntschli auch mich verhaften wolle, machte ich mir Sorgen wegen der Folgen und verließ Zürich. — Nun lebte ich einige Monate völlig einsam und in sehr beengten Verhältnissen. Im Januar oder Februar 1844 erfuhr ich in Bern von Herrn Struve, dem Sekretär der (russischen) Gesandtschaft in der Schweiz, daß Bluntschli mich angezeigt hätte; man habe nach Petersburg geschrieben und erwarte Anweisungen. — In dieser Anzeige begnügte sich Bluntschli nicht, wie mir Herr Struve sagte, mit dem Vorwurf Kommunismus, sondern versicherte außerdem noch völlig grundlos, ich hätte gegen die russische Regierung ein Buch über Rußland geschrieben oder schreiben wollen.

Für den Vorwurf des Kommunismus lag wenigstens ein Schein von Recht vor: meine Bekanntschaft mit Weitling; für die zweite Beschuldigung gab es aber überhaupt keine Begründung, sie bewies mir nur deutlich Bluntschlis Böswilligkeit, denn ich hatte damals nicht nur nicht die Absicht etwas über Rußland zu schreiben oder in Druck zu geben, sondern bemühte mich sogar, nicht an Rußland zu denken, weil mich schon die Erinnerung an die Heimat quälte; alle meine Sinne richteten sich nur auf Westeuropa. Was Polen betrifft, so kann ich sagen, daß ich damals selbst seine Existenz vergessen hatte.

(Fortsetzung folgt)

ALFRED POLGAR

PERE LACHAISE

Es ist kalt, den Körper fröstelt's und der Seele auch. Da ist es ratsam, sie an Gräber zu führen. Dort, in der Nähe der absoluten Kälte, des Todes, wird sie, die lebendige, doch eines Gefühls zumindest relativer Eigenwärme teilhaftig.

Der Père Lachaise, nicht weit vom Zentrum der Stadt, wo sie am lautesten kocht und die buntesten Blasen wirft, ist von den neunzehn Friedhöfen Paris' der mit glorreichem Gebein üppigst genährte. Unter den Gewesenen, die seine Tiefe birgt, sind die Genies in der Majorität. Dicht beieinander zerbröckeln dort in lehmiger Erde die sehr berühmten Toten, und hart im Raume

Ich habe im Laufe der Jahre zahlreiche französische, deutsche, belgische und englische Sozialisten und Kommunisten kennen gelernt, las ihre Werke, studierte ihre Theorie, aber ich gehörte weder einer Sekte, noch einer Gesellschaft an und war an ihren Unternehmungen, ihrer Propaganda und Aktionen völlig unbeteiligt. Ich verfolgte die Bewegung des Sozialismus, namentlich des Kommunismus mit ständigem Interesse, da ich sie als das natürliche, notwendige und unabwendbare Resultat der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Westeuropas betrachtete.[1] Ich sah in ihr eine junge, elementare Kraft, die sich selbst noch nicht kannte, und berufen war die westlichen Staaten entweder zu erneuern oder völlig zu zerstören. Gesellschaftsordnung wie Gesellschaftsaufbau sind im Westen verfault, sie machen krampfhafte Anstrengungen, sich aufrecht zu erhalten. So allein erklären sich auch die unglaubliche Schwäche und der panische Schrecken, der 1848 sämtliche Staaten des Westens, England ausgenommen, ergriffen hat.[2] Aber auch dem letzteren steht in Kürze anscheinend das gleiche Schicksal bevor. Wohin man sich auch in Westeuropa wendet, überall sieht man Hinfälligkeit, Schwäche, Unglauben und Verderbnis, eine Verderbnis, die aus dem Unglauben stammt; angefangen von der obersten Sprosse der Gesellschaftsleiter hat keine Person, hat keine privilegierte Klasse den Glauben an ihre Berufung und ihr Recht; alle gaukeln einander etwas vor, keiner glaubt einem Niedererstehenden: die Privilegien, die Klassen und die Machthaber halten sich nur noch durch den Egoismus und die Gewohnheit, — ein schwaches Hindernis gegen den wachsenden Sturm! Bildung wurde gleichbedeutend mit Verderbnis des Verstandes und Herzens, gleichbedeutend mit Ohnmacht! — und in dieser allgemeinen Fäulnis hat sich nur das grobe, ungebildete, dumpfe Volk — Frische und Kraft bewahrt, — allerdings nicht so sehr in Deutschland, als in Frankreich. Außerdem dienen alle Beweisgründe, die einst der Aristokratie gegen die Monarchie, später dem Mittelstand gegen die Monarchie und die Aristokratie gedient haben, nunmehr den Volksmassen gegen die Monarchie, die Aristokratie und das Kleinbürgertum, und zwar mit fast noch größerer Wucht. — Darin besteht meiner Ansicht nach das Wesen und die Stärke des Kommunismus, abgesehen von der wachsenden Verarmung der Arbeiterklasse, als der natürlichen Folge der Vermehrung des Proletariats, einer Vermehrung, die ihrerseits wieder durch die Fabrikindustrie des Westens bedingt ist. Der Kommunismus hatte und hat seinen Ausgangspunkt mindestens ebenso in den

---

[1] Ich spreche ausschließlich von Westeuropa, denn weder im Osten, noch auf einem slawischen Territorium — vielleicht Böhmen und z. T. Mähren und Schlesien ausgenommen — hat der Kommunismus Platz, noch Sinn.

[2] Nik. I. Eine treffende Wahrheit.

führte einen erbitterten Schimpffeldzug gegen das Organ der demokratischen Partei, den „Schweizerischen Republikaner“, der von Julius Fröbel, einem Bekannten, ja Freunde Herweghs, herausgegeben wurde. Ich wage nicht von dem Gegenstand des damaligen Streites zu sprechen; daran haftet zu viel Schmutz. Es war kein rein politischer Streit, wie er hin und wieder auch in anderen Staaten zwischen feindlichen Parteien vorkommt; religiöse Scharlatans, Propheten, Messiasse, aber auch Freitischkavaliere, Gauner schlechthin, selbst liederliche Frauenzimmer nahmen daran teil und saßen dann später mit Herrn Bluntschli im öffentlichen Prozeß, mit dem dieses skandalöse Gezänk abschloß, auf einer Bank, teils als Angeklagte, teils als Zeuginnen. Bluntschli und seine Freunde wurden samt ihren Damen verurteilt und bloßgestellt. Die Demokraten triumphierten, wenngleich auch sie nicht gerade fleckenlos aus dieser schmutzigen Affäre hervorgegangen waren. Um sich an ihnen zu rächen — wahrscheinlich aber auch um dem Verlangen der Preußischen Regierung nachzukommen, wies Bluntschli den völlig unschuldigen Herwegh aus dem Kanton Zürich aus.

Ich lebte ganz abseits von diesem Klatsch und sah nur selten jemanden, außer Herwegh. Ich kannte weder Herrn Bluntschli, noch seine Freunde. Ich las, studierte und überlegte, wie ich mir auf ehrliche Weise meinen Lebensunterhalt erwerben könnte, denn von daheim erhielt ich kein Geld mehr. Aber Bluntschli hatte wahrscheinlich von meinen freundschaftlichen Beziehungen zu Herwegh gehört — was erführe man auch in einer kleinen Stadt nicht — vielleicht aber wollte er mich auch einschüchtern, um sich vor der Russischen Regierung auszuzeichnen, wozu sich ihm bald ein geeigneter Vorfall bot: Herwegh, der sich bereits im Kanton Aargau befand, wies mit einem Empfehlungsschreiben den Schneider und Kommunisten Weitling an mich; auf der Reise von Lausanne nach Zürich hatte er Herwegh aufgesucht, um ihn kennen zu lernen. Herwegh wußte, wie sehr ich mich damals für soziale Fragen interessierte und empfahl ihn an mich. Ich freute mich, von einem lebendigen Menschen etwas über den Kommunismus zu hören, der eben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken begann. Weitling gefiel mir. Er war ungebildet, aber ich fand bei ihm viel natürlichen Scharfsinn, eine rasche Auffassungsgabe, starke Energie, vor allem aber wilden Fanatismus, edlen Stolz und den Glauben an die Befreiung und die Zukunft der unterdrückten Masse. Uebrigens bewahrte er sich diese Qualitäten nicht lange, sondern verkam bald in der Gesellschaft der kommunistischen Literaten. Seine Theorie bekämpfte ich, die Tatsachen hingegen vernahm ich mit großem Interesse, — aber damit waren auch meine Beziehungen zu Weitling erschöpft. Weder mit ihm, noch mit den übrigen Kommunisten hatte ich je irgendeine weitere Verbindung, ich selbst war auch nie Kommunist.

haft edler Mensch ist, mit einer großen Seele, was bei einem Deutschen eine Seltenheit —, ein Mensch, der die Wahrheit sucht, nicht eigenen Gewinn und Nutzen. Ich lernte ihn kennen, wir schlossen Freundschaft, und bis zuletzt blieb ich mit ihm in freundschaftlicher Verbindung. Meine Bekanntschaft mit Dr. Arnold Ruge und seinem Kreis, namentlich aber meine Freundschaft mit Herwegh, der sich offen als Republikaner bekannte, — ich muß hier einschalten, daß diese Freundschaft noch nicht politischer Natur war, obgleich sie auf der Aehnlichkeit unserer Gedanken, Forderungen und Absichten beruhte, nicht politischer Natur, weil sie keinerlei positives Ziel verfolgte, — alles das lenkte die Aufmerksamkeit der (russischen) Gesandtschaft in Dresden auf mich. Es kam mir zu Ohren, daß man angeblich schon von meiner unvermeidlichen Rückbeorderung nach Rußland sprach. Aber die Rückkehr nach Rußland schien mir der Tod. In Westeuropa hatte sich mir ein unendlicher Horizont eröffnet, ich ahnte Leben, Wunder, weiten Spielraum; in Rußland dagegen erblickte ich nur Dunkel, fühlte Herzenskälte, Knechtung und Untätigkeit — so beschloß ich, mich vom Vaterlande loszureißen. Alle meine nun folgenden Vergehen und Unglücksschläge rühren von diesem leichtsinnigen Schritt. Herwegh mußte Deutschland verlassen. Ich begab mich in seiner Gesellschaft in die Schweiz — wenn er nach Amerika gefahren wäre, wäre ich ihm auch dorthin gefolgt — im Januar 1843 ließ ich mich in Zürich nieder.

Kaum war ich in Dresden etwas von meiner philosophischen Krankheit geheilt worden, als in der Schweiz meine politischen Verirrungen begannen. Aber da die politische Erkrankung schwerer, schädlicher und tiefer in der Seele wurzelt, als die philosophische, so forderte auch ihre Heilung mehr Zeit und bittere Erfahrungen; sie führte mich in diese wenig beneidenswerte Situation, in der ich mich jetzt befinde, ja auch jetzt weiß ich selbst noch nicht, ob ich von ihr ganz gesundet bin. Ich wage nicht die Aufmerksamkeit Ew. Kaiserlichen Majestät mit einer Beschreibung der internen schweizerischen Politik zu belasten; meiner Ansicht nach läßt sie sich in zwei Worten ausdrücken: Schmutziger Klatsch. Ein großer Teil der schweizer Zeitschriften befindet sich in den Händen übersiedelter Deutscher — ich spreche ausschließlich von der „Deutschen Schweiz" — den Deutschen überhaupt mangelt jeder öffentliche Takt so sehr, daß eine jede Polemik unter ihren Händen zum schmutzigen Gezänk wird, in dem sich kleinliche und erbärmliche Menschen nicht genug tun können. In Zürich lernte ich die Bekannten und Freunde Herweghs kennen, die mir übrigens so wenig gefielen, daß ich es während meines ganzen Aufenthaltes in dieser Stadt vermied privat mit ihnen zusammenzutreffen; ich stand nur mit Herwegh in enger Verbindung. — Damals regierte der Staatsrat Bluntschli, als Führer der konservativen Partei, den Kanton Zürich. Seine Zeitung „Der Schweizerische Beobachter"

Langeweile, ich suchte Taten, sie aber ist die vollkommene Untätigkeit. Nicht wenig zu dieser Entdeckung trug auch meine persönliche Bekanntschaft mit den deutschen Professoren bei, denn gibt es kläglichere und lächerlichere Figuren als den deutschen Professor, — ja den Deutschen überhaupt! Wer das deutsche Leben auch nur flüchtig kennt, vermag die deutsche Wissenschaft nicht zu lieben; die deutsche Philosophie ist ein reines Produkt des deutschen Lebens und nimmt unter den echten Wissenschaften den gleichen Platz ein wie die Deutschen selbst unter den lebenden Völkern. Sie wurde mir schließlich widerwärtig, und ich hörte auf, mich mit ihr zu befassen. — So wurde ich von der deutschen Metaphysik geheilt, nicht aber von dem Drang nach Neuem, von dem Verlangen und der Hoffnung, in Westeuropa einen dankbaren Gegenstand für meine Interessen und ein großes Tätigkeitsfeld zu finden. Bereits war der unselige Gedanke in meinem Gehirn aufgetaucht, nicht nach Rußland zurückzukehren. Ich ließ Philosophie Philosophie sein und warf mich auf die Politik.

Während dieses Uebergangsstadiums siedelte ich von Berlin nach Dresden über; ich begann nunmehr die politischen Zeitschriften zu lesen. Mit der Thronbesteigung des jetzt herrschenden preußischen Königs hatte in Deutschland eine neue Aera begonnen: der König hatte durch seine Reden, Versprechungen und Reformen nicht nur Preußen, sondern auch alle übrigen deutschen Länder in Bewegung gebracht, so daß ihn Dr. Ruge nicht mit Unrecht den ersten deutschen Revolutionär genannt hat, — verzeihen Sie, Herrscher, daß ich mich so kühn über ein gekröntes Haupt ausdrücke. — Damals erschienen in Deutschland unzählige Broschüren, Zeitschriften und politische Gedichte, die ich mit Feuereifer las. In dieser Zeit hörte ich auch zum ersten Male etwas von Kommunismus; damals erschien nämlich das Buch Dr. Steins: „Die Sozialisten in Frankreich", das auf mich einen beinahe ebenso starken und umfassenden Eindruck machte, wie früher das Buch von Dr. Strauß: „Das Leben Jesu". Hier eröffnete sich eine neue Welt, und mit der Gier eines Verdurstenden stürzte ich mich über sie her. Mir schien es, als hörte ich eine neue Verheißung, die Offenbarung einer neuen Religion der Erhabenheit, Würde, des Glückes und der Befreiung des ganzen Menschengeschlechtes. Ich begann die Werke der französischen Demokraten und Sozialisten zu lesen, und verschlang alles, was ich mir in Dresden verschaffen konnte.

Damals kam der politische Dichter Georg Herwegh aus der Schweiz nach Dresden. Ganz Deutschland trug ihn auf Händen, selbst der preußische König, der ihn bald darauf außer Landes verwies, empfing ihn achtungsvoll. Ich übergehe die politische Einstellung Herweghs, von der ich vor Ew. Kaiserlichen Majestät nicht zu sprechen wage, aber ich muß sagen, daß er ein reiner und wahr-

Kreis Berliner Aerzte Propaganda für seine Pläne machen. Es wurden ihm dort mit aller wünschenswerten Deutlichkeit einige knappe wissenschaftliche Tatsachen entgegengehalten, die genügen sollten, die ganze Angelegenheit für immer zu begraben. Aber schon das Zustandekommen der Diskussion beweist, daß eine Gefahr vorliegt und daß irgendwo ein Punkt des geringeren Widerstandes verborgen ist, gegen den die Wissenschaft allein nicht aufkommt. Dr. Böters darf sich öffentlich rühmen, daß er seit drei Jahren in seinem Amtsbezirk die Sterilisierung „Minderwertiger" nach seinen Grundsätzen betreibt, obwohl er gleichzeitig die Rechtslage für „strittig" erklärt. Er dehnt in seiner Praxis den Körperverletzungsparagraphen zu einer Deutung aus, die an die dialektischen Interpretationskünste einer Rasse erinnert, die er zur Verbesserung der deutschen Rasse wahrscheinlich nicht heranziehen möchte. Unter solchen Umständen ist es sogar schwer, ihm den guten Glauben an die rechtliche Zulässigkeit seines Tuns zuzubilligen und es regt sich der Wunsch, einmal von der sächsischen Regierung ganz unzweideutig zu erfahren, ob sie weiß, wo Zwickau liegt und was für ein Unfug dort getrieben wird. Entweder lügt Herr Dr. Böters, einem recht traurigen Ruhm zuliebe, oder die sächsische Regierung ist mitschuldig an einem unerhörten Mißbrauch.

MICHAEL BAKUNIN

MEINE BEICHTE

II.

Deutsche Sozialisten — Schweizer Klatsch — Flucht aus Zürich.

1840, mit 27 Jahren, setzte ich mit vieler Mühe bei meinem Vater eine Reise ins Ausland durch, um an der Berliner Universität Vorlesungen zu hören. In Berlin studierte ich 1½ Jahre. Im ersten und auch zu Anfang des zweiten Jahres meines Aufenthaltes im Auslande stand ich, wie früher in Rußland, allen politischen Fragen fremd gegenüber; von der Höhe der philosophischen Abstraktion sah ich verächtlich auf sie herab; ja ich verhielt mich ihnen gegenüber so gleichgültig, daß ich nicht einmal Zeitungen in die Hand nehmen wollte. Ich beschäftigte mich wissenschaftlich vornehmlich mit der deutschen Metaphysik, der ich mich mit ganzer Seele bis zum Unsinn hingab, Tag und Nacht hatte ich nichts anderes im Kopf als die Hegelschen Kategorien. — Im übrigen heilte mich Deutschland von der philosophischen Krankheit, die es damals beherrscht; als ich mit den metaphysischen Fragen näher vertraut wurde, überzeugte ich mich ziemlich rasch von der Nichtigkeit und Eitelkeit der ganzen Metaphysik: ich suchte in ihr Leben, und fand nur Tod und

verhalt ist nämlich keineswegs so, als ob Böters dogmatische Folgerungen der Vererbungslehre theoretisch berechtigt, nur noch nicht völlig sichergestellt wären; es ist heute völlig sichergestellt, daß sie falsch sind. Alle Versuche, Menschenschicksale aus Vererbungstatsachen zu erklären, können nur noch im Zwielicht des unkontrollierbaren Dilettantismus bestehen. Das pompöse Beweisarsenal der Vererbungsfanatiker ist längst als eine Musterkollektion von Trugschlüssen durchschaut. In einer Zeit, da die Sozialhygiene und Kriminalistik die Milieuschäden in den Vordergrund aller Betrachtungen rückt, da die Neurologie und Psychiatrie immer vorsichtiger wird in der Abgrenzung psychischer und organischer Ursachenketten, da die Psychologie uns empfindlichste Mittel an die Hand gibt, Lebensplan und Zielsetzung eines Menschen bis in seine intimsten Winkel zu verstehen, um immer wieder beim Aufbau des Charakters auf Erziehung und Umgebung als entscheidenden Faktor zu stoßen, ist der Hereditätsfatalismus eine Eselsbrücke wissenschaftlicher und menschlicher Phantasielosigkeit geworden. Wie oberflächlich der Zwickauer Prophet zu Werke geht, erhellt daraus, daß ihm Schwachsinn beim Kinde genügend erwiesen erscheint, wenn ihn „Lehrerkollegium, Schularzt, Schulleiter, Schulvorstand, Bezirksarzt und Bezirksvorstand" konstatiert haben, als ob er nie von der Vieldeutigkeit des Versagens der Kinder gehört hätte, die einmal auf die Rutschbahn der Entmutigung geraten sind. Von der Hervorhebung des Sittlichkeitsverbrechers ganz zu schweigen, welche die ganze wissenschaftliche Aufmachung des Planes in das verdächtigste Licht rückt. Denn davon ist wohl niemals die Rede gewesen, daß die Art und nicht die Schwere des Verbrechens über das Maß der Belastung entscheidet.

Eine Zeitlang spukte die Nachricht von einem Gesetzesvorschlag herum, den die sächsischen Sterilisierungspropheten lanciert hatten. Es wurde darin, mit Rücksicht auf die s t r i t t i g e R e c h t s l a g e eine Erweiterung des Körperverletzungsparagraphen gefordert, der auch im übrigen Deutschland außerhalb Zwickau, wo sich ein kleiner Staat im Staate gebildet hatte, die Sterilisierung geistig Minderwertiger gestattet hätte. Die Aktion scheiterte am Widerstand Preußens. Angesichts der unzweideutigen wissenschaftlichen Situation, die auch in einer vor einigen Monaten von einer Berliner Zeitung veranstalteten Enquête zum Ausdruck kam, brauchte uns um das Schicksal der Böterschen Pläne nicht bange zu sein, wenn wir nicht wüßten, daß die Vererbungstheorien und Rassenverbesserungsideen getragen werden von einer trüben Strömung falscher sozialpsychologischer Einstellungen. Es sind eben jene Einstellungen, die es verhindert haben, daß die Dekadenz der Hereditätstheorie ebenso populär wurde, wie in der Zeit des materialistischen Dogmatismus, der abergläubische Fanatismus der Hereditätsprediger. Böters durfte vor einigen Tagen in einem

DER KINDERMORD VON ZWICKAU

Zwickau ist nicht etwa der Ort, wo zwischen Ochs und Eselein ein deutscher Christus geboren wurde, die Menschen durch Liebe zu erlösen, sondern das ist die Stadt in Sachsen, wo unter Beihilfe der staatlichen Behörden seit drei Jahren eine große Kastrationsanstalt für Erwachsene und Kinder funktioniert. Die Hauptwirkungsstätte der Kastrationskünstler ist das große staatliche Krankenstift Zwickau; es werden jedoch bereits alle dortigen chirurgisch-gynäkologischen Privatkliniken für den edlen Zweck herangezogen und auf Grund einer ausgetüftelten Auslegung der geltenden Gesetze wurde das „schmerzlose Sterilisieren" allen Privatärzten des Bezirkes freigegeben.

In Zwickau sitzt nämlich ein zweiter Herodes, ein Herr Dr. Böters, Bezirksarzt und Regierungsmedizinalrat, und wütet, auf ein unbestimmtes Gerücht von erblichem Verbrechertum und erblicher geistiger Minderwertigkeit hin, gegen alle ungeborenen Kinder solcher Leute, die ihm und seiner Gefolgschaft als jeglicher Nachkommenschaft unwürdig erscheinen. Der Kindermord von Zwickau tobt jedoch auch unter der lebenden Kindergeneration. Böters will nicht nur Verbrecher und Irre an der Fortpflanzung verhindern, sondern er sterilisiert auch Kinder, von denen er sich in der Zukunft wenig Gutes erwartet, damit sie die Pubertät nicht erleben. Dies soll bereits bei solchen Kindern geboten sein, die trotz „Erteilung von Privatunterricht dem normalen Schulunterricht nicht zu folgen vermögen." Kastrationsbedürftig erscheinen ihm insonderheit Sittlichkeitsverbrecher und solche Personen, die zwei oder mehr uneheliche Kinder geboren haben, deren Vaterschaft zweifelhaft ist. Ob sein Furor sich damit zufrieden gibt, erscheint noch unklar angesichts des Umstandes, daß er in einem „Aufruf an die deutsche Aerzteschaft" alle Kollegen auffordert, „nach geistig Minderwertigen zu fahnden" und so viele Fälle wie nur möglich zur Strecke zu bringen. „Frisch ans Werk!" ruft er den Aerzten zu und jedem muß das Herz im Leibe hüpfen über die heiteren Zukunftsperspektiven, die sich der deutschen Menschheit eröffnen, wenn Dr. Böters „Rassenverbesserungspläne" sich erfüllen sollten.

Ueber die wissenschaftlichen Theorien zu diskutieren, die Böters Ideen zugrunde liegen, hat heute denselben Wert, wie wenn man, nach Formulierung der Relativitätstheorie, es noch unternehmen wollte, das kopernikanische System oder die astronomischen Lehren der Aegypter über den Haufen zu werfen. Das Bedauerliche des Falles liegt sogar gerade darin, daß sich immer wieder Leute finden, die — sei es auch in der Form der Ablehnung — das Problem für diskutabel finden. Die neue Heilslehre wächst am halben Widerstand, den sie findet. Der wissenschaftliche Sach-

gewachsen. Die Geschichte der Begabungen ist die Geschichte der schlechten Schüler, der versagenden, verlotterten Studenten. Ein beamteter Repräsentant der Wissenschaft sollte etwas vorsichtiger von verkrachten Existenzen reden. Was wären eigentlich die Wissenschaften, die Künste ohne eine Reihe von — im Sinne der guten akademischen Normen — verkrachten Existenzen? Nicht jeder, der in den Strudel geriet, findet endlich seinen Ararat, aber wen ihm entronnen, der ist auch reif für die spätere Leistung. Doch für den Herrn Professor erlischt das Interesse, wenn der Scholar den Boden verloren, zu torkeln beginnt. Heinrich Heine, der bummelige Jurist, Gerhart Hauptmann, der schlechte Akademiker, der sich vor dem Examen davonschleicht, labile Existenzen, nicht wahr?

Gleicht nicht der Weg eines begabten jungen Menschen zu Zeiten dem Ritt übern Bodensee? Er träumt vor sich hin, Melodien im Kopf, nicht Thesen und Formeln und Paragraphen, und eine dünne Eisdecke nur trennt ihn von dem unermeßlichen Grab.

*

Zeitungsschreiber und Professoren, zwischen ihnen liegt, wenn nicht eine Welt, so doch eine Kenntnis von dieser Welt. Eine Kenntnis, die nicht aus Büchern zu holen ist.

Der Journalismus ist der einzige loser oder enger mit dem Geiste zusammenhängende Beruf auf Gottes Erde, der nicht in das Prokrustesbett des Examens zu spannen ist. Die Tüchtigkeit, die Eignung entscheidet. Man kann ein fürchterlich viel wissender Jurist sein und doch ein untauglicher Richter oder Advokat. Man kann als Doktor der Medizin durch alle Prüfungen gerutscht sein, mit Auszeichnung sogar, und wird später doch nur die Friedhöfe bevölkern. Der Journalist beginnt ohne die trügerischen Vorschußlorbeeren des Examens. Er muß sich bewähren oder . . . . .

Grund genug für die Herren Professoren, einem Beruf von so abgründig verruchten Möglichkeiten zu mißtrauen.

Die Zeitung von heute ist, darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren, kaum eine moralische Anstalt zu nennen. Aber sie hat den Universitäten von gestern und heute noch immer ein gewisses Maß Intelligenz voraus.

Und wenn eines Nachts in unser Redaktionszimmer — die Metteure schreien nach Manuskript, am andern Ende der Strippe rasen Timbuktu und Samarkand, dazwischen werden Schauspielerinnen gelobt und Minister beschimpft — wenn also plötzlich der Herr Magister eintreten würde und uns mit hochgeschwungenem Pädagogenfinger auf das Unzulässige unseres Tuns hinweisen wollte, wir hätten nur eine Antwort:

„Aetsch . . .!“

wird verraten, die sich diesen Exceß hat zu schulden kommen lassen. Die unverfrorene Zusammenstoppelung mit der ehrenwerten Gilde der gemeinen Erpresser, die, wie jeder Unterrichtete weiß, völlig außerhalb der Linie stehen, wird beantwortet mit:

> „Man kann gar nicht glauben, daß der Verfasser dabei an die deutsche Presse gedacht hat. Wir nehmen zu seinen Gunsten an, daß er die Korruptionsherde der Pariser Presse meint, zu deren Entlarvung jüngst so aufsehenerregende Einzelheiten bekannt geworden sind."

Mit so vorsichtig dosierter Ironie verteidigt man seinen Beruf.

Der deutsche Journalist leidet unter gottgewollten Abhängigkeiten. Als Mitglied seiner Organisation, als Arbeitnehmer, der nach Rechten und höherer sozialer Wertung strebt, wird er sofort zahm und zittrig. Er bestimmt nicht seine Rangklasse selbst, er läßt sich plazieren. Tu l'as voulu, George Dandin!

Man kann nicht kämpfen, wenn die Hosen voller sind als das Herz.

*

Aber kehren wir zu besagtem Professor und seinen Schmerzen in „charakterlicher Hinsicht" zurück. (Nebenbei: welches Blatt würde auch die geringste Lokalnotiz in solchem Deutsch aufnehmen?) In einem hat der Mann recht: es haben sich nicht selten verkrachte Existenzen in den Journalistenberuf geflüchtet, sie haben dort ein Refugium gefunden und ein Talent entdeckt, daß ihnen früher nicht bewußt war. Aber er vergißt hinzuzufügen: diese Existenzen sind durchweg an der Universität verkracht. Nirgends verkrachen nämlich mehr Existenzen als in der berühmten akademischen Freiheit. Sie werden erfaßt von den großen Bierflut der Universitätsstädte, fortgeschwemmt, haltlos treiben sie weiter, von keinem Mentor belehrt, wie man im Lebensstrome schwimmt. Es ist nicht fein, mit Retourkutschen zu arbeiten: — aber was leistet eigentlich die deutsche Universität in „charakterlicher Hinsicht"?

Früher wurde auf den Hochschulen ein überdummer Servilismus kultiviert, heute gelten sie mit Recht als Brutstätten politischen Obskurantentums. Heute nicht anders als früher wird die Scheidewand gegen den Nichtakademiker künstlich aufrecht erhalten. Kastengeist und Herrendünkel werden den Jungen als verhängnisvoller Ballast mitgegeben. Die Persönlichkeit wird dem Ritus des Wissens geopfert; der Mensch ist gar nichts, das Endziel alles. Das Endziel aber ist das Examen. Es schlägt die Brücke ins bürgerliche Leben. Wer es nicht passiert, läuft in Gefahr, ewig ein Heimatloser, Entwurzelter, Paria zu bleiben. Das Examen ist von der Mittelmäßigkeit für die Mittelmäßigkeit geschaffen. Gerade die starke, die überschnittliche Begabung, mit ihren menschlichen Hemmungen, ihren unterirdischen Erschütterungen, ihrer qualvollen Unsicherheit am Selbst, ist diesem kaudinischen Joch nicht

freundlichen Erde. Er weiß z. B. nicht, daß es Konzerne gibt, die Zeitungen aufkaufen, sich verpflichten. Er kennt nicht Stinnes, nicht Hugenberg. Er weiß nur, daß im Kriege ausländisches Geld in Massen geflossen ist und — er schreibt es nicht nieder, aber wir können seine Gedanken leicht weiterspinnen — daß wir deshalb den Krieg verloren haben und es deshalb eine Linkspresse in Deutschland gibt. Der Verleger ist ihm ein Tyrann kleinbürgerlichen Formats, der in Holzpantinen durchs Redaktionszimmer schiebt und seine Leute anweist, den Krämer X. zu attackieren, weil er die Frau Verleger schlecht bedient hat. So viel weiß der Herr Berufsberater einer deutschen Universität von der modernen Presse.

Doch wir wollen ihm nicht unrecht tun. Er hat auch läuten hören, daß es Revolverjournalisten gibt. Von der Presse zur Erpressung ist ihm nur ein kurzer Schritt; die Begriffe fließen ihm zusammen. Nun hat es tatsächlich einmal eine ausgedehnte Revolverjournalistik gegeben. Diese Zeit ist, das sei dem guten Manne zur Beruhigung versichert, längst vorüber. Das war im Kriege, als wir selbst noch fremde Gebiete besetzt hielten und nicht ahnten, daß sich der Spieß einmal umkehren könnte. Damals wurden in Belgien, Rumänien, in der Ukraine, in Bulgarien Zeitungen okkupiert und der erhabenen Gedankenwelt der Obersten Heeresleitung dienstbar gemacht; an den Eingeborenen wurde auf diese Art eine oft etwas seltsame Aufklärungsarbeit betrieben, und diese hatten die freudige Genugtuung, daß es durch Landsleute geschah. Da floß „ausländisches Geld in Massen" in Redaktionen und Verlagsgeschäfte, „eine Korruption sondergleichen war für jeden klar Sehenden erkennbar". Das war richtiggehende Revolverjournalistik, die weder die Manager noch ihre Kreaturen ehrte. Aber es war eine Journalistik nicht mit irgendeiner kleinen Privatpistole, sondern mit dem Armeerevolver. Der Herr Leutnant als Ephorus der annektierten Presse hatte entsichert, und wehe dem, der nicht die Hacken zusammenknallte.

Das war, Herr Professor, als Zustand ohne Zweifel in „charakterlicher Hinsicht" bedenklich.

*

Es soll hier keine Apologie des deutschen Zeitungsmannes heruntergebetet werden. Wer nicht blind ist, weiß, wo und warum zu kritisieren ist. Aber wie das Verbandsorgan der Journalisten darauf reagiert, das ist wahrhaft schwächlich. Anstatt dem unerbetenen Berater mit der Narrenpritsche über den gelehrten Hohlkopf zu fahren und ihn mit einem Höllengelächter nach Hause zu schicken, wird todernst nachgewiesen, daß er im Irrtum sei, und daran werden allerhand Vorschläge für das Vor- und Fortbildungsproblem des Journalisten geknüpft. Nicht einmal die Universität

CARL v. OSSIETZKY

PROFESSOREN, ZEITUNGSSCHREIBER UND VERKRACHTE EXISTENZEN

Wie dem Organ des Reichsverbandes der Deutschen Presse zu entnehmen ist, hat eine deutsche Universität sich kürzlich bemüßigt gefühlt, die akademische Jugend in einem Merkblatt über die journalistische Laufbahn aufzuklären. Dieses Opus, strotzend von Weltfremdheit und professoraler Arroganz, ist beschämend. Nicht nur für den Herrn Verfasser, sondern fast in höherem Grade noch für die Zeitungsschreiber, die es nicht verstanden haben, sich für ihren Stand dasjenige Maß von Achtung zu verschaffen, das etwa der Verband der bei der städtischen Müllabfuhr Tätigen für sich beansprucht.

Empfang in der Wilhelmstraße, Tee beim Reichskanzler: „Meine Herren, Sie sind mir unentbehrlich!" —, das alles macht es nicht. In der öffentlichen Einschätzung bedeutet Journalist Schreibekuli, Individuum ohne Stimme und mit auswechselbaren Meinungen. So dürfte es kaum erstaunen, wenn der berufsberatende Geist einer deutschen Universität sich also vernehmen läßt:

> „Zu der großen Bedeutung der Presse steht zweifellos im Widerspruch die öffentliche Wertung des Berufes des Journalisten und die vielfache Ungeeignetheit der Vertreter des Berufes. Zweifelhafte Existenzen, manchmal verkrachte Existenzen, haben sich nicht selten in diesen Beruf geflüchtet. Namentlich in charakterlicher Hinsicht wird mit Recht oft lauter Zweifel an den deutschen Journalisten ausgesprochen."

Dann, unter der einlullenden Ueberschrift „Die Berufsethik, Beruf und Mensch", nach einer rührenden Klage über die vielen „reinen Geschäftsleute", die nur Geld verdienen wollen, über die Gefahren des Inseratengeschäftes, über die taktischen Rücksichtnahmen auf Verleger, Leser und parteipolitische Bindungen, die folgenden Kernworte:

> „Man spricht von ‚Revolverjournalisten', die man als bestechlich, sogar als erpresserisch brandmarken muß. In der Zeit des Weltkrieges namentlich haben wir genug solcher Fälle erlebt. Massen ausländischen Geldes ist dabei geflossen. Eine Korruption sondergleichen war für jeden klar Sehenden erkennbar."

Das ist riesig amüsant, so amüsant, daß man fast die Frage unterdrückt, woher diese akademische Leuchte eigentlich ihre frappierende Detailkenntnis bezieht. Wenn es ein Germanist ist, sicherlich aus Gustav Freytags „Journalisten", die ja heute immerhin in einigen Stücken überholt sind. Hat der Brave auch nur eine Stunde in seinem Leben Redaktionsarbeit zuschauend miterlebt? Hat er auch nur einmal die nervöse Epidermis des Kolossalkörpers Presse mit den Fingerspitzen betastet? Er sieht Gefahren. Aber die Gefahren, die er sieht, kommen eher vom Mond als von unserer

daß ein Kabarett-Künstler in Königsberg den Friedensvertrag als einen Fetzen Papier bezeichnet habe (ich möchte längst gerne einmal hören und sehen, was in Pariser Kabaretts aufgeführt wird) und daß Krupp auf der Liste der Munitionsfabriken, die Deutschland gerne freigegeben haben wollte, „in bedrohlicher Weise den Vorrang hatte“. Wie sollte er nicht? Dieser Kontrolleur behauptet ernsthaft, wenn das Verlangen der deutschen Regierung, zwölf schwere Batterien zu haben, erfüllt worden wäre, hätte die deutsche Armee über „alle Elemente eines modernen Feldheeres“ verfügt. Wo mag dieser Mann den Krieg zugebracht haben! Ich war erst bei der Artillerie und dann immer bei der Infanterie im Schützengraben — nur ganz zum Schluß in der Etappe; aber ich könnte Herrn Morgan einen Vortrag über die Elemente des modernen Feldheeres halten, mit Demonstrationen am Körper, natürlich an meinem eigenen, daß er staunen würde. Er ist aber so voreingenommen, daß er zu Anfang seines Artikels viele Deutsche für käuflich erklärt, womit er sicherlich leider recht hat, und mitten drin von dem „Schicksal eines unglücklichen deutschen Untertanen pazifistischer Gesinnung“ spricht, der wegen Angabe eines Waffenlagers an die Entente verurteilt worden ist. Ich glaube auch, daß die Reichswehr sich gegen die Entwaffnung wehrt; daher der Name. Aber ich habe mir auch nie von meinem Vater die Indianerschmöker wegnehmen lassen, und ich habe trotzdem meine Schularbeit gemacht. Meinen Pfeil und Bogen und später meine Husarenbrust aus Pappe hatte ich auch nicht, um meinen Vater umzubringen, sondern um die „Klippantinenschüler“ oder „Butjer“ zu verprügeln, die uns „Bürgersöhnchen“ schimpften — wobei wir allerdings mehr Keile bezogen haben als sie. Genau so sieht es in Deutschland aus. Die Weisheit des guten Generals haben wir auch schon entdeckt. Sie lautet: „Auch ich glaube nicht, daß Deutschland seine augenblicklichen militärischen Pläne aufgeben wird, solange ein einziges französisches oder britisches Bataillon am Rhein bleibt. Andererseits ist die Anwesenheit dieser Bataillone das einzige wirkliche Hemmnis gegen den Erfolg dieser Pläne. Da steckt das Rätsel!“ Was Sie nicht sagen! Die deutschen militärischen Pläne freilich bestehen nicht in Angriffsabsichten, sondern in dem Wunsch, gegenüber der Bedrohung, die doch wirklich für uns die Rheinbesetzung bedeutet, die unentbehrlichsten Sicherheiten zu behalten. Mir ist es auch höchst problematisch, ob dies das richtige Verfahren ist. Aber ehe ich mich dazu äußere, überlege ich es mir zu Ende. Denn ich bin noch mitten dabei. Das Rätsel selbst zu bereden, ist doch höchst nutzlos. Ich erinnere mich noch genau des erbitterten und verhungerten Gefühls, das wir gegen einen Lehrer hatten, weil er uns auf alle unsere eigentlichen Nöte und Fragen nur immer zu antworten wußte: „Tja, meine lieben jungen Freunde, tja, das ist ein Probläähm!“

uns, und selbst die „Black and Tans“ in Irland wären vielleicht gefährlicher geworden, wenn sie nicht eben Engländer gewesen wären. Sollte die Reichswehr abwarten, bis es ihr gegangen wäre wie der königlichen Armee in Italien, die neben der Nationalmiliz eine recht unerfreuliche Rolle spielt? Ich glaube ja, daß es der Reichswehr mißlungen ist. Jedenfalls die Mannschaften haben uns Zeitfreiwilligen gehaßt wie die Sünde (falls Soldaten die Sünde hassen). Die Offiziere natürlich nicht. Wie viele von uns waren doch selber eigentlich Offiziere! Die Franzosen überschätzen sich selbst, wenn sie meinen, in der Reichswehr wäre immer von ihnen die Rede. Ich kann es ja auch nicht beurteilen: aber ob nicht mindestens die Aufmarschpläne gegen Berlin und andere Zentren der roten Gefahr ebenso ausgearbeitet sind, wie früher die Aufmarschpläne gegen den äußeren Feind?

Da kommt nun so ein Zivilgeneral wie Herr Morgan, über dessen Bericht die ganze französische Presse und der ganze deutsche Pazifismus außer sich ist. Ich habe ihn nur deutsch lesen können, muß aber die Uebersetzung für zuverlässig halten. Donnerwetter, ist das dumm! Mir würde es imponieren, wenn da eine Liste wäre: das und das haben wir festgestellt, so und so lauten die Bedingungen, hier und da sind sie verletzt worden. Statt dessen eine Masse mystischer Andeutungen, aus denen kein Mensch klug wird. Ich schwöre, als ich den ganzen Sums gelesen hatte, war ich so schlau wie vorher, und ich hatte nicht das Gefühl, daß das nur an mir läge (ich habe einen ganz durchschnittlichen Verstand). Diese Mischung aus Spioneneitelkeit und Diplomaten-Hinterhältigkeit, aus scheinbarer Objektivität und ungebildeter Voreingenommenheit: mir ist sie einfach greulich! Ich weiß nicht, soll man hoffen, daß die Entente überhaupt kein anderes Material hat, oder daß es erheblich besser ist. Die Juristenangst, mit der sie sich jetzt auf die Auslegung der Vertragsartikel stützt, läßt auf das erste schließen. Was soll man sagen, wenn Morgan behauptet, die Demobilmachungs-Organisation in Deutschland sei „jetzt bekannt als Reichsarchiv“. Wenn Regimentsgeschichten zur Demobilmachung gehören, dann stimmt's. Aber sonst wirklich nicht. Gerade die Beamten im Reichsarchiv haben sich, außer mit der Kriegsgeschichte, nur mit der Angst vor dem eigenen Abbau beschäftigt. Dieser Jurist und General hat, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, weder vom Militär noch von der Juristerei eine Ahnung — das wage ich zu beurteilen, denn zu dieser Ahnung von beidem habe ich es ja glücklich gebracht. Was er über die Geltung des Friedensvertrages als innerdeutsches Gesetz sagt, ist grotesk. Moltke soll ein Sohn der Lichterfelder Kadettenanstalt sein. Man kann sicher nicht verlangen, daß jeder Kontrolloffizier Deutschland und die deutsche Geschichte kennt. Aber dann soll er nicht öffentlich darüber schreiben. Eigentlich die beiden schwersten Vorwürfe des ganzen Artikels sind,

größte Interesse daran habe, es in Deutschland wieder mit einer starken nationalen Regierung zu tun zu bekommen — gegen den Bolschewismus, das war so unsere Vorstellung. Natürlich waren die Kontrolloffiziere uns unangenehm. Aber es waren doch schließlich Offiziere, und wir begriffen ganz gut, daß sie ihre Pflicht tun mußten. Unsere Kommandeure, die kleinen und die großen, haben uns immer wieder gesagt: „Mit der interalliierten Kontrolle werden wir schon fertig — die weiß mehr, als sie sich merken läßt. Unser eigentlicher Feind ist Severing mit seiner Kriminal- und Schutzpolizei." Ich weiß nicht, ob die Geschichte wahr ist, die wir immer als Beweis vorgesetzt bekamen. Aber sie ist schön, und darum muß ich sie erzählen:

Beim Kapp-Putsch haben sich ja viele von uns ihre alte Uniform wieder angezogen. Einer von den Aelteren ging frisch geputzt und gebügelt Unter den Linden spazieren. Ihm entgegen kam ein eleganter französischer Kontrolloffizier. Es zog die beiden unwiderstehlich zueinander. Sie zögerten, sie zuckten. Endlich fuhren die Hände an die Mützen. Im Vorbeigehen drehten sie sich zueinander. Indem sie sich ansahen, blieben sie stehen. Sie schüttelten sich die Hände, und der Franzose, mit der Wortgewandtheit seiner Rasse, rief aus, was sie fühlten: „Vive l'armée!"

Das sagt mehr über die wirkliche Lage, als alle Ententenoten. Es hat niemand von uns auch nur im Traume daran gedacht, mit seiner Parabellum-Pistole gegen Frankreich zu ziehen. Wir haben Nahkampf und Straßenkampf geübt und dabei genau gewußt, wo unsere Kenntnisse anzuwenden wären. Wir haben den Stadtplan von Berlin studiert, und einige von uns haben sich bei ihren Urlaubsnächten in Berlin sogar die Juden ausgesucht, die sie umbringen wollten. Nun, so schlimm wäre es vielleicht nicht geworden. Aber die ganze Geschichte war doch völlig unsere innere Angelegenheit. Ich halte sie heute für verrückt. Aber für noch verrückter halte ich die Franzosen, die sich selbst und andere glauben machen wollen, unsere Vorbereitungen für die Diktatur wären eine militärische Gefahr für sie gewesen.

Ich habe inzwischen meine alte trübe Beschäftigung wieder aufgenommen, Jura zu lernen. Dabei sieht man auch politisch allerlei anders an, als auf Kommando in Mecklenburg. Es ist doch ganz klar, daß die Reichswehr versuchen mußte, die Neigung zum bewaffneten Zusammenschluß, die in Deutschland ebenso wie in einigen anderen Ländern nach dem Kriege herrschte, unter ihre Führung zu nehmen. Wenn man sich jahrelang mit dem Schießprügel betätigt hat, hält man ihn natürlich für ein gutes Argument — selbst wenn er, wie in unserem deutschen Falle, versagt hat. Die bewaffneten Parteien im Staate, gegen den Staat, schließlich selbst als Staat, sind das Gegengewicht gegen den Parlamentarismus; das konnte man in Rußland und Italien noch besser beobachten als bei

***

DIE ZEITFREIWILLIGEN

Ein älterer Student, der selber Zeitfreiwilliger gewesen ist, schreibt uns zu dieser durch die letzten Ententenoten und die Erklärungen des Reichskanzlers neu aufgeworfenen Frage:

Uns ist wirklich ein Stein vom Herzen gefallen! Endlich ist einmal ein offenes Wort über die Zeitfreiwilligen gesagt worden. Der Reichskanzler Luther, sicher ein ganz rechts gerichteter und national gesinnter Mann, hat im Reichstag erklärt, daß die Regierung ihre Maßnahmen in der Zeitfreiwilligenfrage aus innerpolitischen Gründen ergriffen habe, und daß darüber die Entente unterrichtet sei. Damit ist die Gefahr vorüber, daß man für jedes Wort über diese Dinge des Landesverrates bezichtigt werden könnte. Die Entente weiß, was los gewesen ist. Versteckt zu werden braucht die Angelegenheit, die aus innerpolitischen Ursachen entstanden ist, offenbar nur noch vor innerpolitischen Gegnern. Die aber wissen, wie man gemerkt hat, von allein genug. Wir brauchen also nicht mehr Tag und Nacht in Sorge zu sein, daß jemand die Photographien findet, die wir von unserer Gruppe haben machen lassen, oder unsere Notizbücher mit den Gefechtsaufgaben. Dafür ist es aber vielleicht gut, der Erklärung des Kanzlers ausdrücklich zuzustimmen. Denn allmählich ist ja das Gefühl entstanden, daß alle offiziellen Erklärungen nur dazu da sind, um Tatbestände zu verdunkeln. Bei Herrn Luther hat man zum erstenmal das Gefühl, daß ihm auch einmal ein Wort entschlüpft, nur weil es wahr ist. Man vergleiche die köstliche Mitteilung über die Abstimmung des Kabinetts zur Verfassungsfrage. Einem weniger wahrheitsliebenden Manne wäre solch ein lapsus linguae sicher nicht passiert.

Warum sind wir eigentlich zur Reichswehr gegangen, um ein Weilchen Soldat zu spielen? Weil uns die ganze Richtung nicht paßte, weil wir das Bedürfnis hatten, daß etwas von der strammen Ordnung, die wir im Felde teils erlitten und teils hergestellt hatten, auch zu Hause wieder eingerichtet würde. Weil uns einleuchtete, was immer gesagt wurde: „Erst die innere Ordnung, dann die äußere Befreiung". Weil wir das Gefühl hatten, mit den Kommunisten wäre die nationale Wiedergeburt unmöglich. Darum hat es uns auch so beleidigt, daß unser Protektor im Reichswehrministerium uns, als wir in Cüstrin Weltgeschichte machen wollten, als „national-kommunistische Haufen" bezeichnen ließ. An Kommunismus haben wir wahrhaftig nur gedacht, um ihn niederzuschlagen. Auf unseren einsamen Kommandos war das einzige Gespräch, wo wieder geplündert worden wäre, wer wieder das Vaterland verraten hätte, wie man die Regierung stürzen könnte, und was wir dabei zu tun hätten. Natürlich haben wir auch auf die Juden geschimpft. Aber auf die Franzosen? Eigentlich sehr wenig. Im Gegenteil, uns wurde immer gesagt, daß die Entente selber das

Kosten seiner Invasion zu decken. Gemessen an diesem internationalen Verbrechen, ist das Vergehen, ein paar Tausend Gewehre versteckt zu haben, eine Kleinstadtlappalie.

Was ist der Schlüssel für die neue Politik, die Mr. Chamberlain offensichtlich in seinem Verhalten zu Frankreich und Deutschland befolgt? Sie hat ihren Ursprung teilweise in seinem Entschluß, die Oberherrschaft des Empires über Aegypten wieder einzusetzen und den Sudan ganz und gar — nur mit Ausschluß des Namens — zu annektieren. Frankreichs Zustimmung mußte erkauft und der Völkerbund mundtot gemacht werden. Er aspirierte auch auf die führende Rolle in der Türkei mit Frankreich als gefälligem Partner. Als Kompensation bot er ihm seine Zustimmung zum Erwerb des Territoriums, das Spanien in Marokko zu halten nicht imstande ist. Wir verstehen, daß dieses Angebot keinen besonderen Eindruck auf Herrn Herriot machte. Unter diesen Umständen konnte natürlich Chamberlain keine Schwierigkeiten machen, als Frankreich verlangte, daß wir in Köln bleiben sollen. Aber es gibt noch einen anderen Faktor, der deutlich unsere Beziehungen zu Frankreich berührt: Mr. Churchill hat den Ehrgeiz, von Frankreich eine Art feierliches Versprechen zu erhalten, daß es seine Schulden an England zahlen wird.

In letzter Zeit hat sich das Gefühl für diese Sache selbst in der Labour Party verstärkt, und mancher unter uns scheint vergessen zu haben, daß es unsere erklärte Politik ist, alle Schulden dieser Art zu löschen. Unglückseligerweise haben sich die Vereinigten Staaten entschlossen, die Schulden bei uns einzutreiben, und es ist nicht leicht, jemand zu überzeugen, daß wir selbst alle Schulden der kontinentalen Alliierten erlassen sollen, während wir alles, was wir für die gemeinsame Sache geliehen haben, mit Zinsen zurückzahlen. Die Politik der Balfour-Note — daß wir von Europa nur soviel eintreiben sollen, als wir Amerika zahlen müssen — war nicht unedel. Nichtsdestoweniger müssen noch einige andere Punkte bedacht werden. Frankreich weist auf seine bedeutend größere Verlustliste, auf seinen höheren Anteil an Kämpfern, auf die Schrecken der Verwüstung als seinen Anteil an den Kriegslasten hin. Wir fabrizierten die Granaten auf unserer geschützten Insel — Granaten für die gemeinsame Sache. Die Franzosen stellten die Kanoniere hinter diese Granaten, und die zahlten mit fließendem Blut. Sind sie verpflichtet neben der Stellung des Menschenmaterials und dem Tragen der Verluste auch noch für die Granaten zu zahlen?

Dieses Argument ist fest verankert im Geiste der Franzosen. Mr. Churchill hat bisher nur ein geringfügiges Angebot der französischen Regierung erhalten, eine Summe, die von den deutschen Zahlungen abgezogen werden soll, so lächerlich klein, daß es zweier großer Nationen nicht würdig ist, darüber zu diskutieren.

stärkste Partei im Reichstag. Die Gewerkschaften, die während der Inflationsperiode hilflos geworden waren, weil ihre Kriegskassen leer standen, sind jetzt überdies imstande einen Kampf zu finanzieren. Dieser momentane Erfolg der deutschen Reaktion war wahrscheinlich eine direkte Folge des Entschlusses der Alliierten, in Köln zu bleiben. Wenn sie jetzt dazu übergehen, das neue Kabinett mit ausgesuchter Unfreundlichkeit zu behandeln, weil es einige nationalistische Minister an untergeordneten Stellen enthält, werden sie den Zug nach Rechts nur noch verstärken. Die neue Phase ist noch keine Tragödie, aber sie ist eine Warnung.

Was für uns von Wichtigkeit und was der Angelpunkt für den Ablauf der Geschehnisse am Kontinent sein kann, ist: die Politik unserer eigenen Regierung genau zu prüfen. Sie hat noch kein einziges Dokument veröffentlicht, das die folgenschwere Entscheidung, in Köln zu bleiben, rechtfertigt. Der 10. Januar ist gekommen und gegangen, und nur die vagsten Andeutungen sind gegeben worden über das Beweismaterial, das die Anklage stützt, Deutschland rüste über das Maß des durch den Vertrag Erlaubten. Gutinformierte Berichte besagen, daß kein flagranter und überraschender Bruch des Vertrages vorliegt, wenn auch eine große Zahl von kleinen Verstößen festgestellt werden kann. Alles in allem ist nichts vorhanden, was den Haupteinwand der Deutschen, sie wären für alle Zwecke eines internationalen Krieges vollkommen entwaffnet, entkräftet. Einige wenige Tausend Gewehre zu viel, ein bißchen Militarismus innerhalb der Polizei und einigemal ein verdächtiges Verhalten zu Studenten — und Veteranenorganisationen — all das kann die Haupttatsache nicht aufheben, daß Deutschland keine schwere Artillerie, keine Aeroplane, keine Gasmasken, keine Schützengrabenausrüstung, keine Unterseeboote und eine Armee von nur 100 000 Mann hat. Nichts, was von den Beschwerden der Alliierten bekannt ist, scheint uns nur einen Augenblick ihr Verbleiben in Köln zu rechtfertigen. Durch dieses Vorgehen haben sie den Pessimismus, mit dem das deutsche Volk in die Zukunft sah, nur vertieft. Niemand weiß, wie lange die unbegrenzte Strafe der Besetzung in der nördlichen Zone dauern soll, und niemand kann im voraus sagen, was für weitere Vorwände man erfinden wird, wenn in fünf oder zehn Jahren die Zeit kommt, die beiden anderen Zonen zu räumen. Auch die Alliierten haben auf ihrer Seite den Vertrag nicht eingehalten. Sie haben gar nichts getan, der eigenen Verpflichtung der Abrüstung nachzukommen. Sie haben die Invasion und die Besetzung der Ruhr durch Frankreich geduldet, obzwar drei aufeinanderfolgende britische Regierungen erklärt haben, daß sie ungesetzlich ist. Es erregt das höchste Erstaunen, daß Churchill nach diesen Erklärungen sich in Paris einverstanden erklärte, einen Teil der Erträgnisse dieser gesetzwidrigen Besetzung für den britischen Schatz entgegenzunehmen und Frankreich zu erlauben, alle

H. N. BRAILSFORD (London) CHAMBERLAINS POLITIK

Nach der Erschöpfung durch allgemeine Wahlen ist unser Land ein Land ohne Geschichte geworden. Nichts ereignet sich in der politischen Welt: man fühlt die Apathie wie einen Londoner Nebel. Das, was sich tatsächlich — fast unbemerkt — in diesen Wochen des Schweigens zugetragen hat, war ein bündiger Wechsel in der äußeren Politik. Von Köln bis Singapore, von Moskau bis Kairo ward allen Gebieten der Erde ersichtlich gemacht, daß eine neue Hand das Steuerruder lenkt. Es geht sowohl aus dem Ton der konservativen Presse als auch aus Chamberlains Vorgehen bei der Verlängerung der Besetzung Kölns hervor, daß die neue Aera freundlicher Gleichberechtigung bei unseren Verhandlungen mit Deutschland, die Mac Donald bei der Londoner Konferenz im August eröffnet hatte, ein jähes Ende genommen hat. Aus diesem Grunde ist es ein doppeltes Mißgeschick, daß in Berlin ein neues Ministerium ins Amt gekommen ist, das niemand in unserem Lande oder in Frankreich willkommen zu heißen geneigt ist. In der ganzen Welt zeigt sich ein außerordentlicher Mangel internationaler Solidarität zwischen konservativen und nationalistischen Parteien. Die neuen deutschen Männer sind zur Hälfte gemäßigte Konservative, die man in die Schule der „Times" einrücken kann, zur Hälfte fühlen, denken und sprechen sie genau so wie die Die-hards der „Morning-Post". Sie sind Militaristen und Monarchisten: sie schaudern bei der Erwähnung von Juden; sie führen den Klassenkampf mit erbitterter Gewalttätigkeit gegen jede Arbeiterorganisation. Und doch ist in keinen konservativen Busen Freude eingezogen, weil die konservativen Doktrinen einen vorübergehenden Erfolg davongetragen haben.

Aus zwei Gründen ist es unwahrscheinlich, daß das neue Kabinett gewaltsam mit der Politik seiner Vorgänger brechen wird. Vor allem waren Dr. Luther, der Kanzler, und Dr. Stresemann, der Außenminister, die zwei führenden Kollegen des Dr. Marx, und diese zwei werden die neue Kombination beherrschen. Dann ist seine Majorität im Reichstage bis zum äußersten Grade prekär und hängt von der Unterstützung des katholischen Zentrums ab, das nur widerwillig und unter strengen Bedingungen seine Zustimmung gab. In einem so ängstlich ausbalanzierten und in so viele Parteien zersplitterten Hause kann keine Koalition in diktatorischem Sinne regieren. Der Wechsel mag sich mehr in der innern als in der äußern Politik ausdrücken, aber selbst da ist es ein außerordentlich interessantes neues Faktum, daß man den Beschluß gefaßt hat, den Achtstundentag in der Schwerindustrie wieder einzuführen. Klassengesetzgebung und Klassenbesteuerung kommt sicher, aber offensichtlich sind die neuen Männer zu klug, um die Arbeiter offen zu provozieren. Die Sozialdemokraten sind numerisch die weitaus

Die einzige Möglichkeit, um das verrutschte Gewicht wieder nach links zu ziehen. Das ist nur zu machen, wenn vom ersten Augenblick an die Einheitsfront durch den Einheitskandidaten gesichert ist. Wobei unter Einheitskandidat freilich nicht die Type Stresemann zu verstehen ist, nicht ein Mann, den allen und damit keinem gerecht wird, sondern ein Mann, der sich selbst gerecht bleibt, auf dessen Einheit der Persönlichkeit das Vertrauen auch verschiedener Ueberzeugungen vereinigt werden kann. Wenn nämlich auch noch ein rechtsgerückter Präsident gewählt wird, dann wird es noch einiges zu staunen geben. Eben erst hat sich der neue Reichsjustizminister zum Standpunkt seiner Referenten bekannt und dem Artikel 48 der Reichsverfassung die weiteste Auslegung gegeben, wobei er auch den Artikel 68 der alten Reichsverfassung und die dazu ergangene Rechtsprechung fröhlich heranzieht, obwohl das sicherlich unzulässig ist. Einer, der es wissen muß, Professor Hugo Preuß, hat über diese wichtige Frage an den kommunistischen Rechtsanwalt Hegewisch einen Brief geschrieben, den natürlich, weil er in der „Roten Fahne" gestanden hat, die übrige Presse als einen Wisch behandelt hat. Das Ausführungsgesetz zum Artikel 48 ist immer noch nicht erlassen. Die Schrecken der Militärdiktatur unseligen Andenkens, die Schreie Mißhandelter in Sachsen und Thüringen, in Bayern und anderswo, haben noch nicht genügt, um die Republikaner zu überzeugen, daß der Mißbrauch des Artikels 48 durch die Funktionäre des alten Obrigkeitsstaates eine große Gefahr ist. Die Rechte hat schon lange bewiesen, daß die ganze Republik, so wie sie da ist, die Sicherheit und Ordnung stört und gefährdet. Es ist wahrhaftig nicht einzusehen, warum nicht eines Tages dieser Zustand sich so verschlimmern sollte, daß der Reichspräsident mit Hilfe der bewaffneten Macht einschreiten und die Republik einstweilen außer Funktion setzen müßte. Es bedarf dazu nicht einmal einer Abstimmung im Kabinett. Es genügt also nicht, mit schwarz-rot-goldenen Armbinden in den Wahlkampf zu ziehen. Professor Preuß wird sicher bereit sein, einen Initiativantrag für die Auslegung und Anwendung des Artikels 48 sämtlichen Republikanern des Reichstages zur Verfügung zu stellen.

Niemand ist legitimer, als wer sich erhalten kann.

Goethe

*

Die Nationen leben durch große Gefühle, durch große, alle vereinende und alles erhellende Gedanken.

Dostojewski

*

Ich traue in der Politik keiner einzigen Gewißheit, die nicht mathematisch ist.

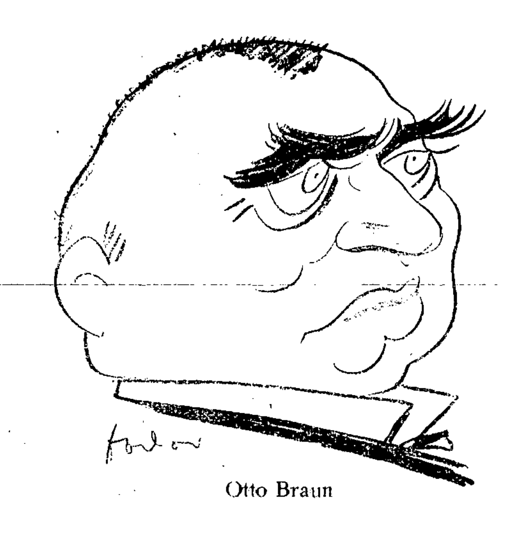
Mirabeau

auf Zerschlagung der Großen Koalition. Es kam zu einer scharfen Auseinandersetzung, in deren Verlauf Herr v. Richter seinem Parteiführer in hellster Empörung zurief: „Sie wollen uns in Preußen nur deshalb aus der Koalition stoßen, damit Sie, Herr Minister, im Reichskabinett bleiben können". Die Koalition ist zerschlagen. Stresemann hat gesiegt. Die entscheidende Sitzung, in der das geschah, sollte in ihrer Aberwitzigkeit einen klassischen Schilderer finden, der sie für die Kammer der historischen Kuriositäten rettet. Herr von Campe, ein timider ältlicher Nationalliberaler aus Bassermanns Nachlaß, stürmte gemeinsam mit Katz und Pieck, der seltsamste Hirt, der jemals in dunkler Nacht den Sowjetstern entdeckt. Das Zerstörungswerk ist getan, einerlei ob in den nächsten Tagen etwa ein Notkabinett mit Herrn Porsch oder einem anderen Zentrumsmann gezimmert wird. Was nun kommt, wird völlig ins Reich der Groteske gehören. Werden z. B. die Kommunisten mit dem ersten Knalleffekt zufrieden sein? Einmal hat Herr von Campe schon um das Haupt Severings getanzt. Und so sehr ihm als altem Habitué der Fraktion Drehscheibe auch das Tänzerische liegen mag, ob er nach der zweiten oder dritten Tour nach der Moskauer Melodie noch Verlangen verspürt nach weiteren Exhibitionen, das darf mit Fug bezweifelt werden.



Severing

Nachdem die republikanischen Parteien mit der Arbeit fertig sind, die verschiedenen Nuancen herauszufinden, mit denen man einer Rechtsregierung opponieren kann, ohne sie zu stürzen, werden sie vielleicht für andere Aufgaben Zeit und Gedanken finden. Es wäre allerdings gut, wenn sie sich dafür nicht mit der gegenseitigen Nuancierung, sondern mit der Zusammenarbeit beschäftigten. Da ist z. B. die Präsidentenwahl.



Otto Braun

die gern Kaiser werden wollen, kann anfangen". Wie man die bisherige Regierung der Großen Koalition in ihren Taten auch beurteilen mag — es läßt sich vielerlei bemängeln — die Geschichte wird wahrhaftiger sein als die demagogisch chauffierte Gegenwart: wenn nach keinem Cuno oder Luther mehr ein Hahn kräht, die Aera Severing wird ein fester Begriff geworden sein, ein Begriff der Zähigkeit und Pflichterfüllung in tausend Widerwärtigkeiten, von denen ein Dutzend genügte, um einen Staat in den Abgrund zu jagen. Es ist kein Wunder, daß es Stresemann, dieses destruktivste aller Talente, die jemals eine zahme rechtsbürgerliche Ordnungspartei ihr Eigen nannte, gelüstete, auf der preußischen Bastion die schwarz-weiß-rote Fahne aufzupflanzen. Es gab allerdings Köpfe in der volksparteilichen Landtagsfraktion, die nicht ohne weiteres den Nutzen solcher Handlungsweise einsehen wollten. Dazu gehörte Herr v. Richter, der frühere Finanzminister, ein aufgeklärter Konservativer, keiner, der mit der Linken kokettiert, Gott bewahre, aber ein Politiker. Da erschien, wie der „Montag-Morgen" erzählt, Stresemann mit seinem Scholz im Fraktionszimmer und drängte



Dr. Porsch

sich eines Lächelns nicht erwehren. Schon der Beschluß ist komisch genug. Der Versuch, den Reichstag durch Vorweisen des Sitzungsprotokolls zu überzeugen, ist beinahe rührend. Dennoch: Der Mann ist kein Passant. Ich erinnere mich der ersten Rede, die Luther als Hilferdings Nachfolger gehalten hat. Das Haus war fast leer, niemand hörte dem neuen Mann richtig zu. Herr Hilferding stand schon wieder als Journalist auf der Tribüne und versuchte durch ein gequält überlegenes Lachen den neuen Mann zu disqualifizieren. Aber dieser neugebackene Finanzminister hatte die Courage anzukündigen, daß man alle Steuern in Deutschland auf Grund des § 48 der Verfassung einziehen könne. Er kündigte so, ganz ohne Stimmaufwand, für die Meisten gar nicht merkbar, die Kastration des deutschen Parlamentarismus an. Er tat nicht energisch, er war es. Er schwang nicht das Messer vor aller Welt, er operierte gleich. Diese stumme Energie ist wahrscheinlich das Charakteristikum des neuen Kanzlers. Er hat sie als Oberbürgermeister von Essen erprobt, als er für seine Schwerarbeiter, coute, que coute, Speck und Fett holen mußte. Er hat sie als Finanzminister der Stabilisierung erwiesen. Seine Vorliebe für den § 48 der Verfassung zeigt so ungefähr sein inneres Verhältnis zum parlamentarischen System ... Als Herr Stresemann in sein Amt einzog, da stellte ihm eine liebende Frauenhand die Bildnisse Napoleons ins Vorzimmer. Der Flaschenbierdenker ist dennoch kein Napoleon geworden. Aber dieser sachliche, heitere, glaubwürdige Dr. Luther, der keine Napoleongesten macht, wird sich vielleicht stärker erweisen als der ganze Reichstag. Er wird die Leute reden lassen und kurzweg handeln, der neue Oberbürgermeister des Deutschen Reiches.


Landtagspräsident Bartels

In Heft 3 des „T.-B.“ hat ein intimer Kenner der preußischen Verwaltung den Generalsturm der gesamten Rechten gegen die Regierung Braun dahin gedeutet: „Im Reich ist der Kampf zunächst einmal beendet — er hat den Deutschnationalen die Ausgangsstellung für ihren Angriff auf Preußen geschaffen. Wenn der gelingt, ist das Recht der Revolution zu Ende, die Republik, die von ihm lebt, wird sterben, und das Spiel der Könige,

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, letzte Januarwoche

Der neue Oberbürgermeister des Deutschen Reichs, Dr. Hans Luther, wird länger im Amt bleiben als die Propheten des Leitartikels glauben. Er ist kein Windhund; wo er einmal sitzt, dort macht sich sein Gewicht geltend. Er hat einige Eigenschaften, die ihm Sympathien sichern. Sein einleuchtendster Vorzug ist, daß er ... nicht Stresemann ist. Er ist auch nicht schmächtig genug, um neben Stresemann zu verschwinden. Hingegen stellt man mit Vergnügen fest, wie eingeschrumpft der Theoretiker des Flaschenbierhandels schon heute neben dem Kanzler dasteht. Stresemann, mit der gekränkten Eitelkeit aller Tenoristen ausgestattet, fühlt sein Jadlowker-Schicksal, er tritt schon seit einiger Zeit nicht mehr öffentlich auf, er schont sein geschwächtes politisches Organ und grollt der Welt, die ihm seine biedere Treuherzigkeit, sein schlichtes, grades Wesen nicht mehr glauben will. Auch die ersten parlamentarischen Erfolge Luthers haben Stresemanns Laune leider nicht gehoben. Oh, er ist selbstverständlich ohne Neid. Wer würde der treuen Seele Gustav so gelbe Regungen zutrauen? Aber wahrscheinlich hat's den Herrn Außenminister doch nicht unbedingt gefreut, daß im Reichstag Luthers einfache, gar nicht pathetische Redeweise besser gefiel als die falschen Arien, die der Oberregisseur der parlamentarischen Krisen bei solchen Sitzungen loszulassen pflegte. Luther hat vor Stresemann einen ganz kleinen Vorsprung: Man fühlt sich nicht bemogelt, wenn man ihm zuhört. Luther ist kein Pathetiker, er packt keine politischen Weltanschauungen aus, er will nicht Brücken zwischen Alt- und Neudeutschland bauen, er verlangt auch nicht, daß die ganze Nation hinter ihm stehe, mit einem Wort: Er nimmt den Mund nicht voll, aber eben deshalb hält ihn auch niemand für einen unzuverlässigen Wortemacher. Weil alle Welt, bis tief hinein in die Stahlhelmscharen, der Stresemännlichkeit müde ist, deshalb fliegen Luther unwillkürlich einige Sympathien zu. Auch seine Fehler haben mehr Heiterkeit als Groll erzeugt. Wenn er den Reichstagsabgeordneten seine republikanische Verläßlichkeit dadurch beweisen wollte, daß er in seiner Mappe nach dem Protokoll suchte, in welchem die Herren Minister ihren einstimmigen Beschluß festlegten, auf dem Boden der Republik zu stehen, nun, da konnte man

und einfallreichsten Filme, die je gedreht wurden. Damit ist viel Lobendes gesagt, aber das allgemeine Lob genügt nicht, denn die entzückende Kleinarbeit dieses zur Zeit der ersten Eisenbahn in Amerika spielenden Films, die unzähligen drolligen Episoden, der nie aussetzende Humor, der selbst das grausige Thema der Blutrache in eine heitere Groteske verwandelt, — das ist das Wesentliche dieses fröhlichsten und anmutigsten aller bisher importierten Amerikaner.

Hauptdarsteller und Regisseur ist Buster Keaton, als Darsteller eine Art bescheidener Harold Lloyd. Tritt bei Lloyd schon die Mimik sehr zurück, so ist Keaton schauspielerisch belanglos. Aber wie er geht, läuft, springt, sitzt in allen Abenteuern, die ein Biedermeier in Wildwest erleben kann, von der romantischen Eisenbahnfahrt über den Knüppeldamm bis zum revolvergejagten Entsetzen und dem Schwung über den Sturz des Niagara, ist zum Entzücken beweglich-herzerquickend, spielerisch-anregend. Weil man immer weiß: all diese grausig-aufregenden Geschehnisse sind nur spaßiges Spiel, dieser Bilderspaß ist nichts als eine rapide Folge verblüffender Einfälle und Tricks voll exzentrischer Lieblichkeit. Deshalb entschreitet man diesem filmischen Meisterwerk wie einem Kohlensäurebad.

Kurt Pinthus.

ANEKDOTE

Eines Tages hatte Whistler das Bildnis eines berühmten Mannes vollendet und er fragte sein Modell, ob ihm das Porträt gefiele. „Um die Wahrheit zu gestehen: Nein, Herr Whistler, Sie müssen mir darin zustimmen, daß Ihnen dies Kunstwerk nicht gelungen ist.“ Der Künstler warf seinem Modell durch sein Monokel einen durchbohrenden Blick zu und erwiderte: „Sie haben ganz Recht, aber Sie müssen mir darin zustimmen, daß Sie der Natur nicht gelungen sind.“

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 3)

Diesem Heft liegt das **Inhaltsverzeichnis** des zweiten Halbjahres 1924 bei.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank. Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank. Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — **Anzeigenannahme**: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Spiegelwände dehnen den Raum und steigern die Wände ins Endlose. Stumm und nicht ohne Genugtuung begrüßt du die Gesellschafter deiner Morgenstunde. Die beiden jungen Mädchen an ihren Tischen in der Ecke, die sich des Morgens mit sehr viel Anstand und Takt benehmen, den gepflegten alten Herrn, der aussieht wie ein österreichischer Aristokrat, trägt er doch einen Franz-Josephs-Bart, von dem du aber weißt, daß er Professor an der nahen Akademie ist. Diese drei sind in der Regel deine einzigen Genossen. Gegen Mittag kommt noch ein altes Fräulein. Sie liest immer in dem gleichen englischen Journal. Du weißt von ihr, daß sie am Wochenende empört ist, wenn die Zeitschriften gewechselt haben. Sie ist mit ihrem Artikel wieder nicht zu Ende gekommen.

Bringt das Wetter oder der Monatschluß andere Gäste zur Morgenzeit in das Café, so erregen sie wohl Neugier, doch niemals weder deine noch deiner Gefährten Teilnahme. Sie sind Störenfriede, man betrachtet sie, als hätten sie hier nicht zu sein.

Du aber selbst, wie steht es mit dir? Du bist kein Pascha oder Exminister. Du hast dir eine kleine Gewohnheit angenommen. Du mußt unweigerlich mongens zwischen Untergrund und Büro, zwischen Hast und Arbeit eine halbe Stunde in dein Café gehen. Du fühlst dich nicht wohl, der ganze Tag ist dir verdorben, wenn du des Morgens nicht in deinem Café gefrühstückt hast. Der Ober würde dich, der du pünktlich wie die Sternwartenuhr bist, vermissen. Die kleinen Mädchen, die du gar nicht kennst, würden glauben, dir sei etwas zugestoßen. Nur der alte Professor würde sich freuen, denn endlich würde er das „Wiener Journal“ zuerst bekommen.

Ulf Dietrich.

FILM

Norma Talmadge.

Nach Lilian Gish, Mary Pickford, Gloria Swanson sieht man nun Norma Talmadge in Deutschland, die am wenigsten puppenhaft-Süße der amerikanischen Filmstars, für drüben etwa das, was für uns Asta Nielsen bedeutet. Der Film „Das Warenhausmädchen“ ist allerdings anscheinend in verstümmelter Kopie vorgeführt, ziemlich unmöglich mit einer lachhaften Kriminalhandlung; aber interessant ist, wie, wenn auch nur angedeutet, die soziale Frage in die Bilder hineinweht. Das Warenhausmädchen, fälschlich des Diebstahls beschuldigt und ins Gefängnis gebracht, hält dem Chef einen kleinen sozialistischen Leitartikel über Ausbeutung und Raub an der Lebensfreude. Jedoch auf simpelste Weise wird hier auch für die soziale Frage happy end erzielt: sie heiratet den Sohn des Chefs, erst aus Rache, dann aus Liebe. Wenn es ebenso viele Söhne von Kapitalisten gäbe, wie weibliche Angestellte, und ebenso viele Kapitalistentöchter wie männliche Arbeiter, so wäre mit diesem Heiratsrezept das soziale Problem blitzartig gelöst.

Die Talmadge nun ist am besten in den armen-Mädchen-Szenen mit leidvollem Gesicht, mit wehem Mund und wunderbar ausdrucksfähigen Augen. Durch ganz kleine Aenderungen ihres vorzüglichen Filmantlitzes erreicht sie erschütternde Wirkung. Im Gesellschaftskleid spielt sie dann mehr traditionell. Aber was man, schon nach erstem Anschauen, von ihr behält, ist das stille Weh im gänzlich unverzerrten Gesicht und das Auge, das Auge...

Buster Keaton.

Ein Film ist zu sehen mit dem unmöglichen Titel „Bei mir — Niagara“, aber einer der sehenswertesten, geglücktesten, liebenswürdigsten

ohne Titel. Nicht genug damit aber, muß auch die liebste Ehehälfte, ob bessere oder schlechtere, ihr Titulatürchen haben. Ohne das stirbt sie nicht. Also gibt man es ihr lieber, sonst — hätte das ja Folgen. —

Vor mir liegt ein Stoß Münchner Todesanzeigen. Trauernde, oft tief trauernde Hinterbliebene stehen darunter. Aber die Grenzen, wo sich Schmerz und Groteske berühren, laufen oft, sehr oft mit Tuchfühlung nebeneinander. Es sind alles wirkliche, richtiggehende, tatsächlich „passierte" Titelchen, nicht Ausgeburt einer gottlosen, ehrfurchtslosen oder gar schamlosen Phantasie!

Und so vernimm, es starben:

Eine Dampfmolkereigeschäftsinhaberswitwe.

Eine Sicherheitskommissärswitwe.

Eine Orchesterdirektorswitwe.

Eine Forstinspektionskommissärswitwe.

Eine Hausbesitzers- und ehemalige Eiergroßhändlersgattin.

Eine Hoftheaterschnürmeisterswitwe.

Eine Trambahnoberkontrolleurswitwe.

Eine Metallackierereibesitzerswitwe.

Eine Ziegeleidirektors- und Malzfabrikbesitzersgattin.

Die Autodroschkenbesitzerswitwe Nr. 446

Eine königliche Generaldirektionswitwe

und endlich nach einem reichen Leben:

Die Verfasserin des Kochbuchs „Für Drei".

Hoffentlich ist beim lieben Gott die soziale Stand-, Rang- und Klasseneinteilung so auf dem laufenden, daß jede ihr Plätzchen findet. Fast zweifle ich daran! Denn das sind wirklich Ueberraschungen, auf die man selbst in der Himmelskanzlei kaum gefaßt sein wird. — — —

G. C. D.

MORGENS IM CAFE.

Morgens im Café zu sitzen ist eine ruhige, stille Angelegenheit, aber es ist wohl mehr eine Sache des Empfindens, als des Verstandes. Abenteuer gibt es nicht zu bestehen, es gibt keinen Flirt, keine Musik, Besprechungen kann man nicht halten. Die Gäste des Cafés sind des Morgens anderer Art wie des Abends unter der Flut des elektrischen Lichtes. Der größte Teil der breiten Ledersessel steht leer und unbeweglich da, doch wagen sie nicht zu gähnen. In aller Frühe schon wurde hier gebürstet und gescheuert, jetzt laufen noch die Putzfrauen umher, die das Messing blank halten. Die Tische stehen sauber und frisch da. In die Vasen sind neue Blumen gesteckt, immer zwei und vielleicht noch ein Stiel grünen Farnes. Freundlich grüßt dich der Ober, er rückt dir den Sessel zurecht und eilt, um dir das Frühstück zu bringen, zwei Eier im Glas und einen Kaffee. Der Ober kennt deine Wünsche und du wagst nicht, das Gewohnte zu ändern. Wozu auch? Es würde euch beide am nächsten Tage schon unsicher machen; bald hättest du wieder die Qual des Wählens. Du liebst deine Ruhe und suchst das Gleichmaß durch nichts zu stören. Schon bringt man dir die Morgenzeitung. Flüchtig nur durchblätterst du sie. Deine Gedanken wollen ruhen. Deine Augen streifen durch den großen prächtigen Saal. Die

erfüllt, die die Sozialdemokratische Partei einem Mann wie Parvus schuldet.

In den letzten eineinhalb Jahren seines Lebens war er still und vergrämt. Als wir ihn zum letztenmal sahen, hat er zum einzigen Mal seiner Verbitterung und Verachtung über die deutsche Politik und ihre Leiter Ausdruck gegeben. Es war, als hätte er das Fazit seines Lebens gezogen. In die deutschen Sätze flocht er unbewußt immer wieder russische Worte: Die Weite und Schwere seiner Heimat, der russischen Steppe, schimmerte hindurch. An stillen Sommerabenden ließ er sich hin und wieder die Ziehharmonika spielen. Stumm saß er dabei und hörte die Töne übers Wasser gleiten. Dachte er an Rußland, an das große Geschehen in seiner Heimat? In Deutschland, dem Land der Kleinbürger, mußte ein Parvus Schiffbruch leiden. Schade um den großen Mann, um seinen umfassenden Geist und um sein großes Wollen.

Jakob Altmaier.

MÜNCHNER IDYLLEN

Mädchen für alles.

Freistaat Bayern! Residenzstadt München! 1 Uhr abends! Es geht sogar noch eine Straßenbahn! (man muß das laut und deutlich lobend erwähnen, vielleicht hilft es mehr, als das „Herrgotthimmijessassausakrament")!

In diese Straßenbahn steigt ein biederer, prächtiger Arbeiter. Es wird eben Bockbier ausgeschenkt in München. Er hat das gründlich festgestellt. Er fährt nach der M... M.... Müllianstraße! gemeint ist die Maximilianstraße. Der Schaffner versteht das selbstverständlich sofort, denn er hat gerade „Deonsplatz" ausgerufen, gemeint ist Odeonsplatz.

(Schlawiner, das sind alle Bewohner nördlich des Mains!, mögen sich weiterhin merken: Giséllastraße und Betthooovenplatz, denn mit Gisela und Béethoven kommen sie nicht zum Ziel!)

Da passiert das Unglaubliche: Die Stange springt aus dem Draht, der Wagen ist dunkel und hält. Der Schaffner spielt sofort eifrig mit Draht und Stange Fangeball. Aber aus der dunklen Wagenecke tönt grimmiges Brummen: „Dös is a Sauerei in der Schandrepublik!"

Will da etwa einer König werden in Bayern?

Oh, der Arme! Muß der viel — Fangeball spielen! — — —

Der Titel-Friedhof.

Ach, was sind doch Titel für eine schöne Sache! Was hatten wir im „fluchbeladenen ancien régime" für eine Wirtschaft damit. Aber heute legt sich keiner zur letzten Ruhe

hüllen. Nur Einer könnte das Leben und das Werk dieses, für uns etwas unheimlichen Mannes deuten und erhellen: er selbst, der es gelebt und gewirkt. Für alle anderen wird als großer Rest ein großes Fragezeichen und das Werk bleiben.

Es war ein Leben, wie selten eins; wert, gekannt und erklärt zu werden. Denn es staken in Parvus solch hohe menschliche Güter, es sprudelten in ihm soviel wissenschaftliche Quellen, es bäumten sich in ihm eine so titanenhafte Kraft und ein so revolutionäres Wollen, daß niemand diesen Mann ohne tiefsten Eindruck, ohne Belehrung und Genuß verlassen konnte. Und es sind deren Viele gewesen, die er belehrt und gelehrt hat auf der tollen Wanderschaft seines unsteten Lebens: als hungernder zaristischer Flüchtling, als Redakteur sozialistischer Zeitungen, Korrespondenzen und Zeitschriften; als Gründer und Vorsitzender des ersten Petersburger Arbeiterrates; als Schriftsteller in den Katakomben der Peter-Pauls-Festung; als Finanzbeirat der türkischen Jungrevolutionäre, als geistiger Inspirator der Mehrheitssozialisten während des Krieges und der Nachkriegszeit; als Verleger, Zeitungen- und Zeitschriftenbesitzer. Trotzki hat Parvus seinen Lehrer genannt, von Erzberger bis Stinnes haben die Deutschen seinen Rat gesucht. In mancher Reichstagsrede und Kabinettssitzung sind seine Gedanken wiedergegeben und leider nie befolgt oder nur verhunzt ausgeführt worden. Die Grundlagen des heutigen Dawes-Abkommens hat Parvus schon 1921 schriftlich niedergelegt, nachdem seine Sozialisierungspläne durch die Politik seiner Parteifreunde zu Makulatur geworden waren.

Neben diesen geistigen Gaben hat er in den letzten Jahren seinen materiellen Besitz mit vollen Händen über Freund und Gegner ausgeschüttet, bis er selbst kaum noch etwas besaß. Trotzdem hat dieses große reiche Leben verlassen, verkümmert und verbittert geendet. Nur wenige wagten öffentlich seinem Sarg zu folgen. Die sozialdemokratische Presse, die ihm soviel verdankte, nahm von Parvus' Tod kaum Notiz. Der „Vorwärts" wies sogar einen Bericht über die fröstelnde Leichenfeier zurück. Wir haben im letzten Jahrzehnt die politischen und wirtschaftlichen Gedanken des Verstorbenen nicht geteilt. Dennoch müssen selbst seine schärfsten Gegner gestehen — selbst die kommunistische „Prawda" hat es getan — daß er für das Zentralorgan der Sozialdemokratie mindestens soviel wie der seinen sechzigjährigen Geburtstag feiernde Gewerkschaftsangestellte Piefke hätte bedeuten sollen.

Umso ehrenvoller ist es für Konrad Haenisch, daß er den Finger in diese Wunde legt und dem toten Freund und Mitkämpfer eine Broschüre widmet, die jetzt im „Verlag für Sozialwissenschaft" unter dem Titel „Parvus" erschienen ist. Der Verfasser nennt das Buch in bescheidener Weise eine biographische Skizze. Es ist viel mehr! Haenisch streut nicht im Halbdunkel einige welke Blätter auf den Grabhügel. Er nimmt einen Armvoll lebendiger Blumen und Blüten des Lebens und windet einen frischen Kranz der Freundschaft und Treue für einen Mann, mit dem er dreißig lange Jahre gewandert ist, den er verehrt und geliebt hat, trotzalledem, und zu dem er sich offen und stolz bekennt. Indem Haenisch, als ein Berufener, einen kurzen Abriß von Parvus' Wirken und Wandern gibt, indem er herzenswarm und blutfrisch in die Höhen und Tiefen eines großen Menschenlebens steigt, weckt er gleichzeitig geschichtliche Erinnerungen, die allen, die diese Zeiten nicht kennen, mehr geben, als nur die Biographie eines einzelnen Mannes. Haenisch hat eine Pflicht

sen die Märchen unserer Zeit. Wäre er nie in Asien gewesen, hätte er seine Bücher in einem New Yorker Hotelzimmer ersonnen, seine Entdeckung hätte es nicht schmälern können. Wenn aber die neue Völkerwanderung im Osten einmal zur Ruhe gekommen, wenn der Sinn dieser Mysterien enträtselt, wenn diese Abenteuer ihr Aktuelles und Aufreizendes verloren haben und nichts zurückbleibt als eine seltsam schillernde Schale, wer weiß, ob nicht dann, am Abend unseres dramatischen Jahrhunderts, Ossendowskis Geschichten von weißen Generälen und roten Bolschewisten, von lebenden Buddhas und gelben und braunen Teufeln zum beliebtesten Kinderbuch geworden sind. Wie heute die bitterbösen Pasquille von Cervantes und Swift, die ja auch nicht gerade zur Verherrlichung der Menschheit und zur Unterstützung braver Pädagogen gedacht waren.

Lucius Schierling.

PARVUS

Eben hatten die Zeitungen den Tod von Dr. Helphand-Parvus gemeldet, als schon das Gespräch umging, er sei gar nicht gestorben. So hat ihn die Fama zum Grabe begleitet, die ihn im Leben wilder umrankte, denn irgend einen anderen. Mär, Sagen und Gerüchte werden sein Bild allzeit durch ein dickes, undurchdringliches Gestrüpp ver-

akkreditierte Größe des nächsten Jahrzehntes. Einstein hat den Kopernikus in der Schulklasse der Unsterblichen um einige Bänke nach hinten gesetzt. Wer wird einmal Einstein plazieren?

Und nun gar die ersten Vorposten in fremde Zonen. Herodot und Marco Polo, von ihren Zeitgenossen bestaunt, wirken auf uns als liebenswürdige Renommisten, die mehr die Ohren als die Augen gebrauchten und begierig alle Wundergeschichten aufgefangen und weitererzählt haben. Auf Grund unserer ungleich höheren Kenntnisse fällt es uns so unendlich leicht, ihnen nachzuweisen, daß sie von Menschen und Dingen reden, die sie nie erblickt. Aber mit gleichem Recht wird eine spätere Generation von Sven Hedin an Hand seiner Kriegsbroschüren vielleicht behaupten und beweisen können, daß er niemals in Europa gewesen.

Ossendowski ist kein Forscher, erst recht kein zuverlässiger Berichterstatter und Mehrer von Tatsachenbeständen. Er gehört jener Klasse von Reisenden an, die dafür sorgen, daß das Reservoir an Fabeln und bizarren Begebenheiten sich nicht erschöpft. Das macht ihn den Gelehrten so suspekt und dem schlichten Leser, der unterhalten sein will und nicht mehr, so preisenswert. Seine Leser wird das Anathema der Professoren nicht abschrecken, denn sie wollen nicht Wirklichkeit, sondern Vision. Und Ossendowski gehört zu den romantischen Fabulisten, zur Rasse des Odysseus, des göttlichen Schwindlers, von dessen Abenteuern wahrscheinlich nur das Intermezzo mit der Circe nach Glaubwürdigkeit riecht. Und doch lauschten die guten Phäaken mit Wollust den faustdicken Aufschneidereien des Vielgewandten; sie fühlten ihr egal zufriedenes Phäakendasein angenehm unterbrochen von diesen Erzählungen über Begegnungen mit Göttern, Elementargeistern, Ungeheuern und Tiermenschen, ja, Nausikaa, die Liebliche, hat sicherlich der Gedanke an den zottigen Gorilla Polyphem in ihren Träumen erhitzt.

Wir sind keine Phäaken, aber wir geben gern die dumme, dürre Wahrheit, die auf die letzten Fragen doch nur mit einem gouvernantenhaften Achselzucken reagiert, für ein Stückchen pittoresker Lüge. Ossendowski hat eine neue Fabelquelle gefunden. Er hat das märchenarm gewordene Arabien der Kalifen entthront und den fernen Osten an dessen Stelle gerückt. Scheherezade und ihr geduldiger Tyrann sind tot. Am Rande des Stillen Ozeans, dort, wo Weiße und Gelbe um kommende Weltherrschaften würfeln, in diesen geheimnisumzirkten Gebieten wach-

GLOSSEN

OSSENDOWSKI

Wenn Einer eine Reise tut, dann haben andere was zu erzählen. Sven Hedin unternahm jahrelang kühne und mühevolle Expeditionen durch Innerasien und kam an Stätten, die keines Europäers Fuß jemals betreten. Ein Forscher, voll von Skrupeln, ein Diener der Wissenschaft, der sich selbst vielleicht kaum jemals eingestanden, daß auch ihn letzten Endes nur die Freude am absonderlichen Erlebnis zum Touristen in der Wüste, zum Besucher verschlossener Städte gemacht. Der Doktor Ossendowski, ein ungleich beschwingterer Reporter, ist sicherlich auch in Asien gewesen, aber ohne Karten und Meßinstrumente. Ein russischer Flüchtling, ein Unbehauster wie Kain, fegte er im Sausetempo durch Steppen und Dschungeln und fremde Kulturen. Viel später und bei drückendem Geldmangel schrieb er das auf und noch einiges dazu. Denn in der Erinnerung nimmt alles phantastische Formen an. Asien schreckte als riesenhaftes Phantom durch seine Träume, ein Ungeheuer, ein Drachenmaul mit furchtbar malmenden Zähnen, und diese Träume jagten ihn durch den hellen Tag, bis schließlich daraus ein Buch wurde voll Wahrheit und Dichtung, also: Dichtung.

Nun meldet sich der Schwede als kontrollierende Instanz, und seine Kontrolle ist für Ossendowski schlimm genug ausgefallen. Zum Ueberfluß weist auch noch ein Philologe nach, daß eine Episode Jack London entnommen, und ein paar Geographen sind empört, daß jemand ihre Domäne Zentralasien in Farben schildert, die sie nie geahnt, und Abenteuer dort erlebt, wo sie Dissertationen über die niedere Fauna konzipiert. Als vor vielen Jahren der tüchtige Doktor Cook die ganze Welt mit seiner Nordpolfahrt alarmierte, da erklärte auf einem Kongreß eine geographische Kapazität, daß es eigentlich ganz gleichgültig sei, ob Einer am Nordpol gewesen oder nicht. Die Wissenschaft sei auch so völlig im Bilde. Na also. Dem armen Ossendowski aber wird ein Strick daraus gedreht, daß er Landschaften schildert, die er nie gesehen und daß er diese Schilderungen wissenschaftlich nennt.

Man sollte den Mann nicht mit Ziffern und Fragen nach Beweismaterial ängstigen. Seit wann ist denn der Begriff Wissenschaft nicht dem Wechsel unterworfen? Der ehrwürdige Haeckel, vor fünfzehn Jahren noch als Ausbund eines entgeisteten, imaginationslosen Naturalismus verschrien, erscheint heute als ein gütiger, milder Märchenerzähler. Die Wissenschaft von gestern wird immer der Aberglaube von heute, der Scharlatan dieser Jahre die akademische, wissenschaftlich

Krankenbesuch zu machen. Sie lag wegen ihres kleinen, schon fast verwundenen Unwohlseins im Bett und hatte blanke, ausgeruhte Augen. Die Haare, nur lose aufgesteckt, fielen in ungewohnt weichen Wellen auf die frischen Wangen und gaben ihr ein überraschend mädchenhaftes Aussehen. Der kleine Freund, schon reichlich verliebt bei seinem Eintreten, fühlte seinen Appetit bei diesem Anblick heftig wachsen. Wie er sich zum Handkuß auf sie herabbeugte, streifte sein duftender Scheitel ihren Busen, ohne daß er sich deshalb entschuldigte oder auch nur im geringsten vermuten ließ, es könne aus Versehen geschehen sein. Als er endlich mit rotem Kopf und lüsterner Nase wieder hochtauchte, wollte er sich gleich auf dem Bettrand festsetzen, weil er glaubte, den kleinen, so günstig gelungenen Auftakt in einem schönen, genußvollen Crescendo fortspinnen zu können. Statt dessen verwies ihn die energische Michèle auf einen, neben dem Bett stehenden Lehnstuhl, der so tief und weich war, daß er darin nur hilflos die Beine von sich strecken konnte. Und in dieser Stellung ließ sie ihn, weil sie es gut mit ihm meinte, zu seinem Nutz und Frommen die Geschichte von Ferruccio und Michèle anhören. Denn nun frei und gesichert durch ihre Renten, konnte sie sich diesen Lehrstuhl wohl leisten, für den es an den öffentlichen Universitäten leider noch keinen Platz gibt. Trotzdem war ihr verliebter Hörer, als sie ihren lehrreichen Vortrag endlich geendigt, nicht viel klüger als zuvor. Er fühlte sich weit liebenswerter als seinen Vorgänger mit den Haaren auf den Ohrläppchen. Er glaubte, daß es im Leben der klügsten und berechnendsten Frau Nächte gäbe, da ihr das schmalste Bett zu breit erschiene, wenn sie nur allein drin liegen müsse und er sagte ihr dies auch. Da nahm sie seinen Kopf in beide Hände, und indem sie ihn ganz nah zu sich heranzog, flüsterte sie: „mein dummer kleiner Freund, glaube mir: ein hübsches Häuschen haben, schöne Kleider, dazu kostbaren Schmuck — und allein schlafen, das ist das Glück“.

CARLOTTO GRAETZ

UNVERBESSERLICH

Ein Volkslied

Willst du mich läutern,
Werde ich meutern;
Bin ich ein Schwein,
Dann laß es mich sein!

Geläuterte Schweine
Ham schmutzige Beine;
Bist du eine Hur,
So bleibe es nur!

Nur Niemand adeln,
Lieber noch tadeln;
Das Schrecklichste ist:
Vergoldeter Mist!

gebung, um sie zum Ortswechsel zu bestimmen, eine Bitte, die sie ihm auch endlich, nach langem Hin- und Herreden, erfüllte. So zog sie also nicht mehr nach Paris zurück, sondern verließ Bordeaux, um ein hübsches Hotel in Brüssel zu beziehen und überwachte von hier aus die Einrichtung ihres Hauses. Es nahm sie sehr in Anspruch und überdauerte mehrere Monate. Erst im Herbst konnte man den Einweihungsschmaus geben, aber die Tage waren noch warm und sonnig, und so hatte man die Tafel im Freien gedeckt. Etwa zehn Herren waren zur Feier geladen. Michèle war die einzige Dame. In ihrem hellen duftigen Kleid saß sie unter ihnen wie ein Kolibri unter Spatzen. Der Präsident des italienischen Konzerns war für einige Tage in Brüssel und saß ihr zur Linken, bemüht, das Wohlgefallen seiner reizenden Tischdame zu gewinnen. Er sprach über Ferruccio und seine zahlreichen glänzenden Fähigkeiten, sie pflichtete ihm bei und bedauerte gleichzeitig, daß geschäftliche Interessen einen so liebevollen Gatten und Vater jahrelang von den Seinen entfernt hielten. „Wie," fragte der Präsident erstaunt, Landi ist verheiratet" und er notierte die Angelegenheit in seinem Kopf. Ferruccio blickte zu den Beiden hinüber, merkte, daß von ihm gesprochen wurde und schickte einen fragenden Blick zu Michèle, den sie ihm liebevoll und beruhigend zurückgab. Und wie immer in der Nähe seiner Freundin überkam ihn ein Gefühl der Wärme und des Geborgenseins. Er faßte die Hand eines jungen Freundes, der neben ihm saß und flüsterte mit einem Blick auf Michele: „Einmal wünsche ich dir so geliebt zu werden".

Im Monat Dezember erhielt Ferruccio, gewissermaßen als Neujahrsgeschenk des Präsidenten, die Benachrichtigung von seiner Beförderung zum Subdirektor und der hiermit verbundenen Versetzung nach Mailand. Einige Tage plante er, um seine Entlassung zu bitten. Dann berechnete er, daß die Ziegelei, das Haus, dessen Einrichtung und alle die zahlreichen Geschenke, die er Michèle in den letzten Monaten gegeben und die sie stets so ungern genommen hatte einen erheblichen Teil seines Vermögens gekostet hätten. Er konnte im Augenblick nicht auf sein großes Gehalt verzichten. So kehrte er denn nach Mailand zurück. Seine Tochter war inzwischen heranwachsen, und ihre kindlich impulsive Zärtlichkeit gewann sofort seine Zuneigung und zeigte auch der Mutter den Weg zum Herzen des Gatten. So war ihm noch ein glücklich stiller Lebensabend beschieden. Doch nie vergaß er Michèle, die einzige Frau, die ihn wahrhaft geliebt und ihm so unendlich viel geopfert.

Ich aber weiß diese Geschichte von einem jungen Freunde des Ferruccio, jenem jungen Manne, der bei dem denkwürdigen Einweihungsschmaus zu seiner Linken saß. Diesem hatte die kluge und liebenswürdige Frau auch gut gefallen, ohne daß er in seiner frechen Jugend ihr gegenüber auch nur das geringste Hehl daraus machte. Eines Tages erzählte man ihm, sie wäre leicht erkrankt. Er benutzte die willkommene Gelegenheit sofort, um ihr einen

Tage ging er fühllos und mechanisch seiner Beschäftigung nach. Dann empfand er das Bedürfnis, einen Schlußstrich unter das beschämende Erlebnis zu machen und übersandte Michèle einen Scheck über 5000 Franken mit der Erklärung, daß ihm geschäftliche Schwierigkeiten größere Ausgaben und wiederholte Reisen nach Paris unmöglich machen. Die kalte und merkantile Abfassung des Briefes dünkte ihm ein kleiner Ausgleich für den ihm widerfahrenen Schmerz. Zwei Tage später krümmte er sich vor Scham über sein Mißtrauen und verwünschte sein Handeln. Michèle hatte seinen Scheck zurückgeschickt und noch einen zweiten über 5000 Franken, den Erlös für den von ihm erhaltenen und jetzt versetzten Schmuck hinzugefügt. „Vergönne mir," so schrieb sie, „Dir diese kleine Hilfe zu senden. Mein Bruder hat, da die ihm nötigen Mittel nicht herbeizuschaffen waren, falliert, so daß ihm jetzt das Dir so nötige Geld nicht mehr helfen kann. Da mit dem Bankrott meines Bruders auch mein Vermögen verloren ist, muß ich, um das mir Nötige verdienen zu können, noch einmal zur Bühne zurück. Doch all dies werde ich leicht ertragen, weiß ich Dich glücklich und bin Deiner Liebe gewiß." Ferruccio reiste sofort nach Paris. Zu seinem Schrecken erfuhr er dort, seine Freundin habe die Zofe entlassen, das Appartement im Hotel aufgegeben und wäre nach Bordeaux verzogen. Er gönnte sich nicht die Erquickung einer Mahlzeit, sondern fuhr weiter. Am nächsten Morgen traf er sehr zeitig in Bordeaux ein, ließ sich aber trotz der frühen Stunde zu Michèle führen. Sie ruhte noch und empfing ihn liebevoll, wenn auch etwas wehmütig. Sanft tröstete sie den sich verzweifelt Anklagenden. Er hatte sich vor ihrem Bett auf die Knie geworfen, die Stirn gegen die Bettkante gestützt und in dieser demütigen Stellung hörte sie seine Klage von all den einsam verlorenen Jahren, die ihm den Glauben und das Zutrauen genommen. Sie strich ihm über den Kopf und empfand einen kleinen Ekel vor diesem dünnen, von der Erregung ein wenig feuchten Scheitel, doch sofort kämpfte sie ihn nieder. „Mein armer Liebling," sagte sie, „wir alle sind einsam und haben nichts, unsere große Sehnsucht nach Vereinigung zu stillen, als den Rausch. Wie die Lämmer sich bei Sonnenuntergang aneinander drängen, um die beruhigende Wärme ihrer Körper zu spüren, so tasten wir nach der Hand des Freundes und betten unseren Leib gegen den seinen in unserer großen Verlassenheit." Ferruccio empfand ihre Worte wie einen linden, wohltuenden Regen. Allmählich beruhigte er sich, und damit kehrte auch sein praktischer, vorsorgender Verstand zurück. Er mußte noch am gleichen Tage abreisen, aber als er seine Freundin eine Woche später besuchte, überraschte er sie mit der notariellen Ueberschreibung einer Ziegelbrennerei auf ihren Namen, die eine auskömmliche Rente abwarf und das „durch seine Schuld verlorene Vermögen" ersetzte. Das nächste Mal brachte er Photographien verschiedener kleiner Häuser der Brüsseler Um-

schnell in ihr kleines Behältnis zurücklegen ließ. Ferruccio erhielt sein Geschenk schon am nächsten Tage durch die Post zurück. Dazu einen Brief Michèles voller Zärtlichkeiten, doch mit der dringlichen Bitte einer ein wenig gekränkten Dame, sie nicht gleich einer Kokotte mit kostbaren Schmucksachen zu beschenken. Der arme Ferruccio, aufs äußerste bestürzt, ließ alle seine Geschäfte im Stich und eilte nach Paris. Es bedurfte seiner ganzen Ueberredungskunst, um Michèle von der Wertlosigkeit seiner Gabe zu überzeugen und zu ihrer Annahme zu überreden. Die sonst so sanfte Frau zeigte sich hier beinahe eigensinnig. Endlich gab sie nach, Ferruccio konnte deutlich merken, wie schwer es ihr wurde. Um ihm aber ihre gänzliche Unterwerfung zu zeigen, gestattete sie ihm schließlich noch den Ankauf eines zu den Ohrringen passenden Armbandes. Sicherlich gab es in ganz Paris an diesem Tage keinen glücklicheren Liebhaber als Ferruccio. Er besuchte seine Freundin nun an jedem Wochenende. Sie durchstreiften den Park von Versailles oder fuhren nach den kleinen um Paris liegenden Dörfern. Da sich bei Michèle eine starke Vorliebe für die kleinen, inmitten bunter Gärten liegenden Bauernhäuser zeigte, übernachteten sie meist in einem dieser tiefen, weichen ländlichen Himmelbetten. Wenn Ferruccio des Morgens erwachte, war Michèle schon im Gemüsegarten beschäftigt, die Bäuerin mit den fürs Mittagsmahl nötigen Frühgemüsen zu versorgen. An diesen Tagen zeigte sie sich ausgelassen und schelmisch wie ein halbwüchsiges Bauernmädchen und Ferruccio hatte Wünsche und Pläne, zu deren Ausführung er keine Möglichkeit sah.

So waren einige Wochen vergangen und Michèles Mittel gingen zur Neige. Es mußte sich nun zeigen, ob sie ihr Kapital richtig angelegt hatte. Sie hatte ihrem Liebhaber einmal erzählt, daß sie als junges Ding ihren Eltern entlaufen wäre, um Schauspielerin zu werden und obgleich ihr bei näherem Zusehen dieser Beruf gar nicht gefallen hätte, wäre sie aus Eigensinn dabei geblieben. Nach dem Tode der Eltern wäre ihr ein kleines Vermögen zugefallen, das ihr Bruder in dem väterlichen Geschäft verwaltete und von dessen Zinsen sie gut leben könne. Nun teilte sie Ferruccio brieflich mit, der Bruder wäre in großen finanziellen Schwierigkeiten und benötigte ein Darlehen von 20 000 Franken, um den Bankerott vermeiden zu können. Beschwörend bat sie ihn um diesen Liebesdienst. Ferrucio erhielt diesen Brief, und alles, was in diesen wenigen Wochen an Selbstvertrauen und Gläubigkeit in ihm erstanden, stürzte zusammen. Er durchschaute die List, mit der man ihn eingefangen und erkannte in der Frau, die seine erste Zutraulichkeit empfangen, eine raffinierte Ausbeuterin. gewitzigter und gewinnsüchtiger nur, als alle die ihm vorher begegnet. Es war ein fürchterliches Erwachen aus einem süßen, beglückenden Traum. Eine Erschütterung, so heftig, daß der Betroffene zunächst nicht die Kraft hatte auf den grausamen Schlag zu reagieren. Einige

wendigkeiten des Lebens auch nur streifenden Fragen meiden ließ, war es gelungen, ihn an ihr gänzlich unbeeinflußtes Interesse glauben zu lassen. Zu ihr hatte er trotz der so kurz währenden Bekanntschaft restloses Zutrauen gewonnen und vertiefte es noch in jedem Augenblick, wenn er ihr sorgliches Bemühen beobachtete, mit dem sie ihn umgab. Die Fürsorge, mit der sie ihn umgab, ihre große Herzlichkeit und nicht zuletzt ihre frauliche Erscheinung betörten ihn vollkommen. Hier endlich sah er sich einer Frau gegenüber, die nichts von ihm wußte und ihn also nur um seiner selbst willen schätzen konnte. Welch ein Glück! Ferruccio wurde gesprächig und unterhielt seine Dame mit einem etwas gravitätischen Witz. Reichte sie ihm eine Schüssel, so küßte er ihre Hand. Er aß gehorsam alles was sie ihm auf den Teller legte, aber er leerte auch häufig sein Weinglas. Dabei gewann er ständig mehr Mut und Zuversicht. Er verbarg die so stark gefühlte Verehrung für seine Gastgeberin nicht länger und enthüllte sie in schönen blumenreichen Komplimenten. Die Handküsse verirrten sich immer weiter den runden Arm hinauf und die Berührung dieser immer kühlen, duftenden Haut berauschte ihn mehr noch als der Wein. Plötzlich wurde er ganz still. Er schien nachzudenken, doch kein Gedanke beunruhigte ihn. Er war erfüllt von einem großen unbeschreiblichen Glücksgefühle. Michèle, die sein Verstummen falsch deutete, legte beschwichtigend ihre Hand auf die seine. Er wandte ihr sein Gesicht zu, das ganz verwandelt war in seiner Aufgeschlossenheit und einen Ausdruck der grenzenlosesten Dankbarkeit zeigte. Ein wenig schwerfällig erhob er sich und ging einige Male im Zimmer auf und ab, dann blieb er hinter ihrem Stuhl stehen, bog sanft den willenlosen Frauenkopf zurück und trank einen langen Kuß.

Am nächsten Morgen erwachte Michèle später als gewöhnlich. Ferruccio war bereits abgereist. Michèle, in der Befriedigung eines Menschen, der in treuer Pflichterfüllung sein Ziel erreicht hat, gönnte sich den Genuß das Frühstück im Bett zu nehmen. Jeanne hatte beide Fenster des Schlafzimmers geöffnet. Die frische, ein wenig nebelige Morgenluft drang herein, blähte die Vorhänge und bestrich spielend Michèles Gesicht. Im Fensterrahmen sah sie den Himmel und das letzte Zipfelchen einer im Winde auf und nieder gewiegten Baumkrone. War es nun der ererbte Trieb bäuerlicher Vorfahren oder nur die Sehnsucht des Großstadtkindes nach einem Stückchen ungepflasterten Landes! Ein Wunsch stieg in ihr auf nach dem Duft der offenen Erde und einem kleinen hellen Haus inmitten bunter Blumen.

Mit dem Frühstück überbrachte Jeanne die letzten Grüße Ferruccios in Form eines riesigen Rosenstraußes und einem zierlichen daran geknüpften Kästchen, aus dem Michèle mit freudigem Erschrecken ein paar Perlenohrringe zog. Mit beiden Füßen zugleich sprang sie aus dem Bett und probierte sie vor dem Spiegel. Aber gleich darauf überfiel sie ein Gedanke, der sie die Perlen

allmählich dunkler werdend, in starker Welle mit dem schweren Knoten des Haares vereinigten. In der geschlossenen Zelle des Autos trank er ihren Duft.

In Michèles Wohnzimmer brannte der Kamin, obgleich es schon Mai war; seine Wärme machte sich an diesem kühlen Vorfrühlingsabend angenehm bemerkbar. Ein runder Tisch mit zwei bequemen Sesseln war vor den Kamin gerückt und mit einer Fülle kalter Platten, Flaschen, Gläsern, Gewürzen und Süßigkeiten bedeckt. Ein fünfarmiger silberner Leuchter gab ein sanftes, honigfarbenes Licht. Jeanne servierte zuerst eine heiße Bouillon, dann entfernte sie sich und überließ es Michèle, ihren Gast zu bedienen. Kannte er sie bis jetzt nur als Verkörperung der sicheren, stets ein wenig souveränen Dame, so zeigte sie sich ihm jetzt in einer sorgenden beinahe scheuen Weiblichkeit, einer ihn entzückenden Unsicherheit, in die sie dieses späte Alleinsein mit ihm zu bringen schien. Diese berückende Zaghaftigkeit gab dem sonst so schüchternen Ferruccio Mut. Er gehörte zu jenen feinen und klugen Männern, die sich durch ihre dauernde, alles zersetzende Selbstkritik jeglichen Selbstvertrauens gegenüber dem schönen Geschlecht berauben. Er kannte die Nachteile seiner äußeren Erscheinung und überschätzte sie. Um einen Ausgleich zu schaffen, kleidete er sich mit großer, ein wenig geckenhafter Eleganz. — Er war kaum mittelgroß, mager, mit langem Hals und hatte zuweilen die nervöse Neigung die Schultern zu heben, gleichsam, als wolle er seinen Kopf zwischen ihnen verstecken. Sein Gesicht war farblos, obgleich von angenehmen Zügen und zeigte eine etwas starre Unbeweglichkeit hinter der sensible Naturen häufig ihre zu große Empfindsamkeit verbergen. Statt dessen pflegten die Ohren, für die seine Willenskraft nicht ausreichte, jeglicher Emotion zu unterliegen und mit heftigem Erröten zu reagieren. Sie hatten, um nicht das geringste Geschehnis zu versäumen, ein wenig Abstand vom Kopfe genommen und sich in dieser, dem Unbill der Witterung ausgesetzten Stellung mit langen, weichen Haaren bedeckt, die jetzt schon zu ergrauen begannen. Dieser Mann, der wegen seines scharfen Verstandes in den schwierigsten kommerziellen Situationen verwandt wurde, liebte und fürchtete die Frauen gleichmäßig. Ihr zeitweises Interesse hielt er stets für Berechnung, nie für eine ihm selbst geltende Zuneigung. Im Alter von 35 Jahren hatte er dem Drängen seiner Mutter nachgegeben und in seinem Geburtsort, Mailand, ein junges Mädchen aus einer der besten Familien der Stadt geheiratet. Die Ehe wurde nicht glücklich. Die junge Frau war zu unerfahren, um die Gründe für das dauernde Mißtrauen und die hiermit verbundene Uebellaunigkeit ihres Gatten zu erraten. Ein Kind wurde geboren, ohne die beiden einander näher zu bringen. Scheidung verbot die katholische Religion. Ferruccio ließ sich nach Brüssel versetzen, um dieses quälende Nebeneinander zu endigen.

Nur der Feinfühligkeit Michèles, die sie alle die materiellen Not-

trockenen, unbeweglichen Gesicht die Zofe, hüllte sie in ein Abendcape und geleitete sie die Treppe hinauf in ihr Schlafzimmer.

Nachdem sie diese Lebensweise drei Tage mit der Pedanterie einer preußischen Adligen durchgeführt hatte, kannte sie den Mann, dem sie ihre nächste Zukunft anvertrauen wollte. Seit ihrem Erscheinen verzehrte er sie mit den Augen, machte ängstliche Versuche, sie, wenn er sie traf, zu verfolgen und war gelähmt vom Schreck, wenn er sich hierbei ertappt glaubte. Er war zu schüchtern, um sie anzusprechen und zu wenig gewitzigt, die Zofe zu bestechen. Durch diese und den Portier erfuhr sie Näheres über ihren Anbeter. Ferruccio Landi vertrat als einziger Bevollmächtigter die belgischen Interessen eines großen italienischen Industriekonzerns. Er war in Brüssel ansässig, hatte aber ein ständiges Appartement im Hotel, da ihn geschäftliche Interessen häufig nach Paris riefen. Er reiste im eigenen Auto mit Chauffeur und Diener. — Diese Auskunft befriedigte Michèle außerordentlich. Deshalb durfte Ferruccio eines Tages den glücklichen Zufall preisen, der ihn im Aufzug mit seiner Schönen zusammenführte. Doch auch jetzt noch war er unfähig, die Gelegenheit zu nutzen. Da ging die tapfere Frau zum Angriff über. Hinter zur Erde gesenkten Lidern, zielte sie sicher — Venus und Cupido in Einem — den Sonnenschirm statt des Pfeiles gebrauchend. Langsam glitt er aus der Hand seiner Besitzerin gegen den beglückt erschreckten Ferruccio. Er traf den Magen, der in so naher und wichtiger Verbindung mit dem Herzen steht. Nun natürlich war es ein Leichtes über Entschuldigungen und Beteuerungen eine Bekanntschaft anzuknüpfen. Zum Lunch sah man sich erfreut und liebenswürdig grüßend im Speisesaal. Das Abendessen würgte er hastig herunter und gewann so beinahe eine Stunde zum Plaudern, bis die strenge Jeanne mit dem Abendmantel kam. Ferruccio war schon so kühn, um einen kleinen Aufschub zu bitten. Er wurde ihm auf die liebenswürdigste Weise abgeschlagen. Am nächsten Vormittag traf er seine neue Freundin auf dem Boulevard des Capucines, durfte ihren Einkäufen beiwohnen und ihre Pakete tragen. Schließlich konnte er sie durch inständiges Bitten überreden, mit ihm im Café de Paris zu frühstücken. Hier gestand er, daß er schon, vordem er sie getroffen, Theaterbillets genommen habe in der Hoffnung, sie würde ihm das große Glück bereiten, diesen, seinen letzten Abend in Paris mit ihr gemeinsam zu verleben. Michèle wehrte sich lange, schließlich gab sie seinem Bitten nach unter der Bedingung, ihn nach dem Theater bei sich zum Souper zu sehen. Ferruccio war berauscht von seinem Erfolg! Drei Stunden lang im Theater ignorierte er das Geschwätz der Schauspieler, verwandte keinen Blick für die Bühne und sah nur das Profil seiner Nachbarin. Die weichen, aufwärts gebogenen Lippen, das runde Kinn, die Haut unmittelbar darunter, die ihm ganz besonders verlockend schien und eine kleine Stelle hinter dem Ohr, wo die ersten Härchen zart und blond ansetzten, bis sie sich,

In Brüssel lebte zu Beginn dieses Jahrhunderts Michèle Lecoq, die wegen ihres untadeligen Lebenswandels in der Halbwelt sowohl wie in der Gesellschaft gleich bekannt war. Die Anmut ihrer Lebensweise und der Ruf ihrer Klugheit waren so groß, daß viele Mütter gern weise und vorurteilsfrei wie die Zeitgenossinnen der Ninon gewesen wären, um ihre Töchter von so vielen guten Eigenschaften lernen zu lassen.

Dieser Frau war das Glück nicht in den Schoß gefallen, vielmehr hatte sie es mit Geduld und Geschicklichkeit zu erringen gewußt. Sie gehörte nicht zu denen, deren Erscheinung bereits die Männer betört. Ihre Gestalt war ein wenig zu voll, das Gesicht nicht regelmäßig. Vollkommen schön war nur ihr Mund — weich, mit stark geschwungenen Lippen, verheißend und glückbringend; und ihre immer kühle, von zartester Frische duftende Haut — die blühende Haut der üppigen Frau.

Sie war in Paris als Kind armer Leute geboren und kannte den Mann seit ihrem vierzehnten Lebensjahre. Eines Tages hatte ihr ein junger französischer Offizier vor seiner Abreise in die Kolonien einige Tausend Franken hinterlassen. Sie beschloß sofort, dieses Geld der Ausführung eines Planes zuzuwenden, dessen Verwirklichung ihrer Armut bisher unmöglich gewesen war. Ein kleines, ärmlich möbliertes Zimmer des Quartier Latin vertauschte sie nach langem Wählen mit einem Appartement eines Hôtels am Place Vendôme, das wegen seiner reichen und extravaganten Gäste berühmt ist. Sie mietete eine Zofe und suchte lange, bis sie eine fand, deren hochmütige Korrektheit die Noblesse ihrer Herrschaft zu verbürgen schien. Alsdann besuchte sie Schneider, Schuster, Putzmacherinnen, Handschuhmacher und Wäschenäherinnen und ließ sich eine sehr geringe, aber durch ihre distinguierte Eleganz auffallende Anzahl von Kleidungsstücken machen. So ausgerüstet erwartete sie ihren Augenblick. An dieser Stätte des Wohllebens, mit einer Dienerin, deren stets bereite Aufmerksamkeit die Wünsche noch unausgesprochen zu erraten suchte, ergab sie sich nie der Lässigkeit. Sie erhob sich des Morgens zeitig, machte auf das sorgfältigste Toilette und betrat das allgemeine Frühstückszimmer so früh, daß es fast ausschließlich von Herren besucht war, die schnell am Morgen ihre geschäftlichen Angelegenheiten erledigen wollten, um über den Rest des Tages frei verfügen zu können. Dort saß sie, gepflegt und appetitlich, die Augen züchtig auf die Kaffeetasse gesenkt, und mancher Blick strich interessiert zu ihr hinüber. Zum Lunch erschien sie im Straßenkostüm und Hut — des Abends im ausgeschnittenen Kleid, das freigebig die helle Haut des Halses, den weichen Fall der Schultern und die berückende Rundung der bloßen Arme sehen ließ. Pünktlich um 10 Uhr kam mit ihrem

Es hängt wohl mit meiner angeborenen Zweifelsucht und Selbstquälerei zusammen, daß mich alle diese sicheren Urteile so hart treffen, als ob ich selbst der Angeklagte wäre. Ich fühle mich an gewissen Tagen aller Verbrechen fähig, von denen ich in der Zeitung lese und setze mich dann mit den Ueberschriften und Schmucknotizen auseinander, um so im Innersten den Kreuzungspunkt von Moral und Versuchung zu erleben. Es ist mir dann so, als ob ich einen Destillationsprozeß mitmachte: aus den Wunden, die ich mir schlage, beginnt unter dem Hauche der Moral nicht Blut, sondern Gift zu sickern. Es verfolgt mich der Angsttraum, daß ich gegen übermächtige Gewalten gekämpft und alle Qualen der Ausgeschlossenen gelitten habe und nun in jahrlanger Einsamkeit büßen werde, bloß damit so und so vielen Lesern ein kleines Tröpfchen Gift kredenzt wird. Ein Tropfen Selbstgerechtigkeit, Denkfaulheit, gespielter Selbstsicherheit und kleinlichster Selbstzufriedenheit. Jeden Tag bekomme ich als Leser der Zeitung dieses Tröpfchen, destilliert aus aufgewühltem Seelenmaterial und schmerzlichster Wirklichkeit, ins Haus geliefert, und zu Ende des Jahres ist es ein ordentlicher Schierlingsbecher geworden, eine ganze Unze dickflüssige braune Moraljauche, die in meiner Herzkammer quabbelt und die ich nun, als Geschworener, Schöffe oder Mitmensch dem nächsten Schuldigen in der Form eines Urteils, Wahrspruchs oder meiner Genugtuung darüber einflöße. Die Gerichtssaalberichterstatter vermitteln diesen Verkehr zwischen der leidenden und der gerichteten Menschheit, und die wenigen, die ihr Amt anders verstehen, sind weder bei Richtern noch bei Verlegern gern gesehen. Ich achte sie, die Meister der geistreichen Floskel und der sonnenklaren Weisheit, die uns in unsere Kindheitstage zurückversetzen, da wir, den Katechismus und die Biblische Geschichte im Schulranzen, uns gewappnet glaubten für den Kampf zwischen dem Guten und Bösen. Sie geben uns unser Gottvertrauen wieder und den Glauben an die Möglichkeit der Tugend. Sie erinnern uns sogar manchmal daran, daß die Oeffentlichkeit der Rechtsprechung einmal eine revolutionäre Forderung war, von der diejenigen, die für sie kämpften, sich nicht nur eine Erziehung der Richter, sondern auch eine Hebung des gesellschaftlichen Gewissens versprachen. Wollten sie uns Gelegenheit geben, mit kicherndem Behagen über den armen Sünder, oder mit bebendem Herzen über die Menschheit zu Gericht zu sitzen? Wir wissen es nicht. Aber wenn sie aus ihren Gräbern aufstehen könnten, würden sie sich vielleicht sehr oft fragen, was wir uns fragen, wenn Morgen- und Abendblatt uns soviel fertige Urteile über Einbrecher und Diebe, Hochstapler und Mörder, Schelme und Gauner jeder Art ins Haus liefern: woher weiß das der kleine Moritz, der sich hinstellt, jeder Zoll ein Moses, und für den, von der „Bestie in Menschengestalt“ bis etwa zur „schlagfertigen Warenhausdiebin“ das Buch des Lebens keine Rätsel birgt?

Aber jene, die Gerichtssaalberichterstatter, haben keine andere Hilfe als ihre Gesinnung und tragen eine umso größere Verantwortung, als keine Instanz gegen ihren Wahrspruch besteht.

Umsomehr muß man die Sicherheit bewundern, mit der sie sich stets ihrer Aufgabe entledigen. Was mich immer wieder in Erstaunen setzt, sind nicht nur jene kühnen Formulierungen, die sie für die schwierigen Fälle finden, etwa bei einem Massenmörder, — „Bestie in Menschengestalt", „Unhold" und dergleichen. Wir dürfen allerdings die Tiefe solchen Schauens nicht verkennen, besonders seitdem eine Phrase dieser Art, eben die „Bestie in Menschengestalt", als der Wissenschaft letzter Spruch in einem Gutachten Aufnahme fand, von dem sich ganz Deutschland und vielleicht die ganze Welt Aufklärung und Befreiung von schrecklichem Alb erhoffte. Es ist uns leichter geworden, seitdem wir wissen, daß die Wissenschaft nach langwierigen Untersuchungen zu derselben Erkenntnis gelangte, die sich selbst als Verlegenheitsschlagwort phantasiearmer Zeitungen verbraucht zu haben schien. Der Reporter ist rehabilitiert und wir können ihm umso mehr Vertrauen schenken, wenn er sich den leichten Fällen zuwendet, in denen es nicht um Hals und Kragen geht, sondern bloß um einige Jahre Zuchthaus. Hier erbebt immer mein Herz, wenn ich es schwarz auf weiß sehe: „Er wollte sich eine vergnügte Nacht machen!" Und es handelt sich etwa um einen durchgebrannten Inkassanten, der in einem Nachtlokal erwischt wurde. Wenn eine vom Leben und von den Dämonen ihres Innern zerzauste Frau nach monatelanger Untersuchungshaft vor Richter und Schöffen um ihre Freiheit kämpft, dann ist es „ein merkwürdiges Exemplar holder Weiblichkeit". Dem Richter wird lobend auf die Schulter geklopft, wenn er sich „durch die schlaue Verteidigung des Angeklagten nicht beirren ließ" und wenn sich der Dieb oder Einbrecher bei der Konstruktion seines Alibis verhaspelt, so entströmt dem Bericht so viel heitere Genugtuung über die Ohnmacht des Bösen, daß man sich ordentlich mitfreut über den Sieg der Gerechtigkeit. Ich fühle mich innerlich immer aufgerichtet, wenn ich sehe, daß es Menschen gibt, die ohne von Amts wegen dazu verpflichtet zu sein, es doch stets genau wissen, wie man über seinen irrenden Mitmenschen zu urteilen hat und oft sogar mit Witz und Humor ihre Meinung in einer kurzen Schmucknotiz zu formulieren verstehen. Es wirkt versöhnend, wenn hinter der strengen Miene des Staatsanwalts ein neckisch erhobener Zeigefinger auftaucht, der dem Verbrecher scherzhaft drohend zu verstehen gibt, daß man seine Schliche durchschaut, oder das verständnisvolle Augenzwinkern eines Weltweisen, der für alle Schwächen der Menschen ein Gefühl hat, aber gerade dadurch, daß er trotz dieser Zugehörigkeit zum Geschlecht der Irdischen nicht als Angeklagter dasitzt, sondern als Berichterstatter der Zeitung, zu verstehen gibt, daß ein rechter Mann allen Versuchungen widersteht.

Ich habe seit jeher große Ehrfurcht vor Gesetzgebern jeder Kategorie. Das begann bereits in der Schule beim Studium der Biblischen Geschichte, mit Moses, ohne dessen Initiative den Menschen die zehn Gebote vorenthalten worden wären. Ein Schauer lief mir über den Rücken, wenn ich las, wie er im Zorn über das goldene Kalb die Tafeln des Dekalogs am Felsen zerschmetterte, noch bevor er die tiefe Weisheit, die auf ihnen verzeichnet stand, dem Volke verkündet hatte, und ich atmete erleichtert auf, wenn es sich später herausstellte, daß er Reihenfolge und Inhalt der Gebote so gut im Gedächtnis behalten hatte, daß er sie wieder aufschreiben konnte. Ich habe vor allem nie daran gezweifelt, daß es sich bei den zehn Geboten um geoffenbarte Wahrheit handelte. Denn woher sollte ein Mensch wissen, was die Menschen aller Zeiten und Völker zu tun und zu lassen hätten? Ich selbst habe stets daran gezweifelt, daß es mir gelingen könnte, auch bloß den kleinsten Grundsatz aufzustellen, dessen Befolgung oder Nichtbefolgung mir gestatten würde, über meinen Nebenmenschen ein Urteil abzugeben. Und wenn ich es nicht kann, — warum soll es Moses können? Ich habe eine geradezu krankhafte Scheu, über die geringste Handlung meines Nächsten zu richten und jeden Menschen, der das unverzagt und ohne die geringste Hemmung zustandebringt, betrachte ich als einen unmittelbaren Emissar göttlicher Offenbarung, als einen direkten Abkömmling des Auserwählten vom Sinai, des größten Gesetzgebers aller Zeiten. Das ist sicher eine Uebertreibung, — aber ich komme nun einmal über diese Schwäche nicht hinweg, und was man selbst nicht kann, das bewundert man bei den anderen am meisten.

Ich habe glücklicherweise den Ort entdeckt, wo sich alle diese Gesetzgeber, diese sicheren Menschen, die kein Zweifel anficht, diese moralischen Athleten, die Gesetzestafeln nach Belieben zerschlagen und zusammensetzen, ein Stelldichein gegeben haben. Ich meine nicht den Reichstag. Dort sitzen so viele Weisen beisammen, um sich gegenseitig zu helfen, daß man sich schließlich nicht zu wundern braucht, wenn was Rechtes herausschaut. Ich weiß einen Ort, wo eine ganze Schar unbekannter, anonymer Gottgesandter ihr Unwesen treibt, weise Männer mit unbeirrbarem moralischen Gefühl, das ihnen gestattet, auch dem kompliziertesten Fall gegenüber Haltung zu bewahren, Paladine der in unserer Zeit so schwer gefährdeten Sittlichkeit. Sie stehen dort, wo alle Vergehen gegen das Gesetz vor den irdischen Richter kommen, im Gerichtssaal, als Vertreter der öffentlichen Meinung, als Kontrollorgane einer höheren Moral. Ich lausche Tag für Tag ihrem Spruch, der mir wichtiger und schwieriger erscheint als das Geschäft des Richters. Denn diesem stehen dicke Gesetzbücher zur Verfügung, in denen er nur nachzuschlagen braucht, um gleich zu wissen, was er zu tun hat.

sind, trotzdem sie diese nicht verdienen und zum Teil über jenen stehen, von denen sie verachtet werden. Männer, zu denen in der Vergangenheit Shakespeare, Michelangelo, Friedrich der Große gehörten. Und in der Neuzeit Wilde, Krupp, Eulenburg, Macdonald — ein Dichter, ein Staatsmann, ein General und ein Großindustrieller. Und besonders diese Gegenwart ist ihnen ungünstig: Wilde, Krupp, Eulenburg, Macdonald waren Opfer. „Opfer und leider keine Märtyrer", sagt Corydon. Denn „alle haben geleugnet, alle werden sie leugnen: vor den Gerichten, vor der öffentlichen Meinung ducken sich selbst diese männlichen Männer. Man hat den Mut sich zu töten — Macdonald und Krupp haben es getan — aber man hat nicht den Mut seine Neigung zu bekennen. „On a le courage de ses opinions; de ses moeurs, point!", schließt Corydon.

Auch Corydon bekennt die seine nur auf dem Papier — und nicht selber, sondern durch André Gide, der, wie ich höre, durchaus nicht „pro domo" spricht. Bravo! So muß es sein: der Hexenglaube des Mittelalters wurde auch einstmals nicht durch eine Hexe, sondern durch einen frommen Jesuiten denunziert — und der Päderasten-Aberglaube der Neuzeit nicht durch einen Päderasten, sondern durch einen mutigen Schriftsteller. Und nebenbei gesagt: wertvolle und intelligente Männer verdienen die Rettung nicht weniger, wie unglückliche alte und junge Weiber.

In Deutschland aber sei auf dieses interessante Buch nur mit behutsamem und vorsichtigem Finger hingewiesen. Diese Vorsicht, es sei noch einmal gesagt, ist deswegen am Platze, weil der Deutsche auf die Frage unvorbereitet ist, weil er die Homosexualität nur in ihrer krankhaften Form kennt, und weil Deutschlands Aerzte (sauf erreur!) bisher nichts getan haben, um ihre Landsleute über die andere Form aufzuklären. Zur Entschuldigung dieser Aerzte sei jedoch hervorgehoben, daß sie es nicht besser wußten und daß sie bei ihrem Krankenmaterial auch zu keinen anderen Schlüssen kommen konnten. Auch ist Psychologie — leider! — nie die starke Seite der Aerzte gewesen. Wohl aber ist sie die der Dichter — oder sie sollte es wenigstens sein. Und ein deutscher Dichter, der auch von Gide angeführt wird, stand jedenfalls dieser „Verirrung" mit Unschuld, d. h. Verständnis gegenüber: Wolfgang Goethe. Unter dem 7. April 1830 berichtet der Kanzler Müller über ein Gespräch mit ihm: „Goethe entwickelte, daß die griechische Liebe eigentlich daher komme, daß nach rein ästhetischem Maßstab der Mann immerhin weit schöner, vollendeter, vorzüglicher, als die Frau sei. Ein solches einmal entstandenes Gefühl schwenke dann leicht ins Tierische, Grobmaterielle hinüber. Die Knabenliebe sei so alt wie die Menschheit, und man könne daher sagen, sie liege in der Natur, ob sie gleich gegen die Natur sei".

Immerhin ein Zugeständnis — wenn auch nur ein halbes. Hat der vorsichtige Goethe vielleicht das Beste, was er wußte, dem Knaben Friedrich von Müller doch nicht gesagt?

kennen des Anders- und Isoliertseins ist natürlich mit einem gewissen Entsetzen verbunden, das, falls nicht Aufklärung erfolgt, in schwere Verdüsterung übergehen kann.

Alle große und gesunden Zeiten, so meint Corydon - Gide weiter, haben diese Liebe gekannt: die griechische zu Zeiten des Pericles, die römische zu Zeiten Augustus', die englische zu Zeiten Shakespeare's, die italienische zu Zeiten Michelangelo's, die persische zu Zeiten von Hafis. Eine jede wahrhafte Renaissance, eine jede künstlerische Blüte ward von ihr begleitet. An jenem Tage, an welchem man eine Geschichte dieser Liebe und ihres Zusammenhanges mit den plastischen Künsten schreiben wird, da wird man klar erkennen, daß es sich nicht um Perioden der Dekadenz, sondern gerade um die gesunden und glorreichen Epochen der Menschheit gehandelt habe. Und andererseits scheint es Gide, daß zwar nicht immer, doch oft, die ausschließliche Verherrlichung der Frau in den plastischen Künsten die beginnende Dekadenz bedeute. In der dramatischen Kunst setze sie bei jenen Völkern, wo weibliche Rollen immer von Jünglingen gespielt wurden, immer dann ein, wenn diese Jünglinge von der Bühne verschwänden und den Frauen Platz machten.

Das klingt reichlich paradox: nur erscheint es, im Lichte der Geschichte betrachtet, nicht ganz unwahrscheinlich. Es scheint auch zu stimmen und klingt noch paradoxer — daß mit der Verehrung der Frau gleichzeitig ihre Verachtung aufkam und daß selbst die Frau in griechischen Zeiten und bei griechischer Liebe sich besser befunden habe, als später, wo sie „allgemeines Bedürfnis" geworden war. „Wie kommt es", so fragt Gide, „daß gerade Knabenliebhaber wie Shakespeare und Sophokles so schöne Frauengestalten in ihren Dramen hinterlassen haben?" (Weil sie sie nicht kannten, würde ein Zyniker Gide antworten.) „Wie kommt es, daß Sophokles, der die Knaben liebte, eine Antigone schuf und daß bei Euripides, der es mit den Frauen hielt, die Misogynie einsetzt?" „Wie kann man für die Reinheit des Familienlebens garantieren, wenn alle Welt auf Eure Frauen und Töchter Jagd macht?" fragt Corydon. „Die griechische Jungfrau", fährt er fort, „wurde nicht zur Liebe, sondern zur Mutterschaft vorbereitet: die Euren werden, Eurer Literatur nach zu urteilen, zu Ehebrecherinnen erzogen, oder auch, derselben Literatur zufolge, zu „demi-vierges" und „demi-putains". Bei den Griechen aber, so schließt er, ging die Heiligkeit des Gynäkäums und der Respekt vor dem Gynäkäum über alles, und da die Begier der Männer wo anders hinging, so waren diese Heiligtümer leichter zu schützen, wie bei uns in Frankreich".

Doch lassen wir diese kühnen Schlüsse, die vielleicht den modernen Lesern zu viel auf einmal zumuten und heben wir als Hauptverdienst des Buches nur das Eine hervor: es führt ein Plaidoyer für eine Sorte Männer, die bisher dem Unverständnis ausgesetzt waren, ja mitunter auch der Verachtung anheimgefallen

sagen. Oder besser: man kann wohl alles über „le Sexe“ sagen, falls wir, wie es im französischen Sprachgebrauch Sitte ist, unter „le Sexe“ eben nur das weibliche Geschlecht verstehen. Ueber dem männlichen Geschlecht aber und seinen sexualen Neigungen hängt auch in Frankreich, wie anderswo, Fluch, Bannstrahl und Feme — falls nämlich diese Neigungen zufällig auf das eigene Geschlecht gehen sollten. In Gesellschaften, in Salons und literarischen Konventikeln präsidieren eben heute wie ehedem nur Damen: wie könnten wir vor ihnen Theorien erörtern, die diese Damen selber außer Kurs setzen und ihren oft besungenen Reizen das glatte Kinn und die schlanke Hüfte der Jünglinge vorziehen?

Das Buch André Gides handelt nun gerade über die „griechische Liebe“, über die Pädophilie, über die Neigung erwachsener Männer zu dem Nachwuchs des eigenen Geschlechts und vice versa. Corydon, der damit „Behaftete“, klärt seinem Interviewer André Gide, der seinen Widerwillen überwunden und ihn besucht hat, in vier Dialogen über die Bedeutung und Bewertung dieser Erscheinung auf und betrachtet sie unter den verschiedensten Gesichtspunkten: von dem des Arztes, des Naturforschers, des Moralisten, des Soziologen, des Historikers . . .

Eine Einschränkung sei hier sofort erwähnt, besonders, da Gide sie ebenfalls an hervorragender Stelle in seiner Einleitung anführt. Sie betrifft die bisherige ärztliche, fachmännische Beleuchtung der Frage und gerade sie sollte in Deutschland besondere Beachtung finden. Gide polemisiert nämlich gegen Magnus Hirschfeld, dessen Theorien von sexuellen Zwischenstufen wohl „manches Wahre enthalten mögen, die aber nur gewisse Arten der Homosexualität, nämlich die der Inversion und Verweiblichung beträfen.“ Mit diesen aber will sich Gide in seinem Buche nicht beschäftigen; ja, er war, wie er selber bedauernd zugibt, über ihre Frequenz und Existenz nicht genügend unterrichtet, als er sein Buch schrieb. Aber so wenig wie Gide etwas von diesen weiblichen Männern wußte, so wenig, meint er, wüßten unsere Aerzte etwas von den echten Pädophilen. Denn diese seien potenzierte Männer, „geeignet zum Betriebe von Staatsgeschäften und kriegerischen Unternehmungen“ (wie schon die Alten wußten), und durchaus nicht jene „schamhaften zerknirschten, jämmerlichen Klageweiber“, die die Sprechzimmer der Aerzte besuchten, um sie wegen ihres Inversionsleidens zu konsultieren.

Dagegen durchweht Gides Buch — das muß offen zugegeben werden — eine Luft, die mit Hospital und Krankenstube nichts zu tun hat: es handelt sich bei ihm nicht etwa um Kranke, sondern um Gesunde — um Gesunde, die nur eine kranke Zeit zu Kranken hat stempeln können. In ihnen ist nichts Pathologisches zu finden, wie die Aerzte à la Moll und Kraft-Ebbing annehmen: das einzige Krankhafte an ihnen ist meist nur ihre Unwissenheit, und das ist die ihrer Zeit. Das Bewußtwerden ihrer abnormen Gefühle, das Er-

Augen, Herrscher, will ich lieber ein Verbrecher sein, der die härteste Strafe verdient, als ein Schuft.

Und so beginne ich meine Beichte.

Anm. Nik. I.: Damit macht er schon jedes Vertrauen zunichte; wenn er die ganze Schwere seiner Sünden fühlt, dann kann allein eine vollständ'ge Beichte und nicht eine bedingte als Beichte gewertet werden. (Fortsetzung folgt.)

O. L.

DAS „NOLI-ME-TANGERE" DER SEXUALWISSENSCHAFT

Die Deutschen leben im allgemeinen in der Vorstellung, daß man in Frankreich über geschlechtliche Dinge alles sagen und veröffentlichen könne. Die Gebildeten unter ihnen meinen gewöhnlich —und nicht mit Unrecht — daß man bei Franzosen schon deswegen freier und aufrichtiger über Geschlechtssachen sprechen könne, weil sie ein südlicheres und naiveres Volk, und noch dazu ein durch lange literarische Tradition in dem Genre begünstigtes Volk wären: dieselbe Freiheit, den Deutschen oder Engländern gewährt, würde leicht plump, pedantisch und unnatürlich, ja mitunter frech, schamlos und ekelerregend wirken. Daß man aber auch in Frankreich über „Sexualia" nicht alles sagen kann, lehren die „Vorreden zu dem Buche von André Gide" Corydon: „Quatre dialogues socratiques" (Editions de la Nouvelle Revue Française).

„Nach acht Jahren Wartens entschließe ich mich zum Wiederabdruck dieses kleinen Buches," sagt André Gide in seiner 1920 geschriebenen zweiten Vorrede. „Im Jahre 1911 ließ ich es in zwölf Exemplaren drucken, und diese zwölf sind samt und sonders in meine Schublade gewandert und nie von dort herausgekommen. Meine guten Freunde nämlich, jene Freunde, die oft, nach dem Ibsenschen Wort, nicht dadurch gefährlich werden; daß sie uns zu etwas Dummem verleiten, sondern an etwas Klugem verhindern, haben mich von seiner Vollendung und Veröffentlichung bisher abgehalten."

In einer vom Jahre 1922 datierten Vorrede, die nicht einer gewissen Erhabenheit entbehrt, erklärt Gide, daß er sich nun doch zu einer definitiven Herausgabe entschlossen habe. Einer Auflage, die 1911 in zwölf, 1920 in 21 Exemplaren erschien, folgt nunmehr eine von fünftausend. Auch diese Veröffentlichung hat dem Autor innere Kämpfe gekostet: „Ich habe nie mich um Ehren, Dekorationen, Beifall und „Entrées dans les Salons à la Mode" (glückliches Frankreich, wo es das noch gibt!) gekümmert; es kommt mir überhaupt nur auf die Achtung einiger seltener Geister an, und diese, das hoffe ich mit Bestimmtheit, werden verstehen, daß ich mir ein Verdienst mit der Niederschrift und der Veröffentlichung dieses Buches erworben habe."

Man kann also in Frankreich doch nicht alles über „le Sexe"

Graf Orlow hat mir im Namen Ew. Kaiserlichen Majestät erklärt, Sie, Herrscher, wünschten, ich solle Ihnen eine vollständige Beichte aller meiner Verfehlungen niederschreiben. — Herrscher! Ich habe diese Gnade nicht verdient und erröte, wenn ich mich alles dessen erinnere, was ich mich erkühnte, über die unerbittliche Strenge Ew. Kaiserlichen Majestät zu sagen und zu schreiben.

Wie soll ich schreiben? Was soll ich dem furchtbaren Russischen Zaren, dem schrecklichen Wächter und Beobachter der Gesetze sagen? Meine Beichte an Sie, als an meinen Herrscher, wäre in wenigen Worten enthalten: Herrscher! Ich bin voll und ganz schuldig vor Ew. Kaiserlichen Majestät und vor den Gesetzen des Vaterlandes. Sie kennen meine Verbrechen, und das, was Ihnen bekannt ist, reicht hin, um mich nach dem Gesetz zur schwersten in Rußland bestehenden Strafe zu verurteilen. Ich stand in offener Empörung gegen Sie, Herrscher, und gegen Ihre Regierung; ich unterfing mich, Ihnen wie einem Feinde Widerstand zu leisten; ich schrieb, sprach und erregte die Gemüter gegen Sie, wo und wie ich nur konnte. Was hätte ich noch zu sagen? Lassen Sie mich, Herrscher, verurteilen und bestrafen! Ihr Gericht und Urteil werden gesetzlich und gerecht sein. Was könnte ich meinem Herrscher mehr schreiben?

Aber Graf Orlow hat mir im Namen Ew. Kaiserlichen Majestät ein Wort übermittelt, das mich in der Tiefe meiner Seele erschüttert und mein ganzes Herz verwandelt hat: „Schreiben sie, sagte er zu mir, schreiben Sie an den Zaren, als sprächen Sie zu Ihrem geistlichen Vater.

Ja, Herrscher, ich werde Ihnen wie einem geistlichen Vater, von dem der Mensch nicht hier auf Erden, sondern dort in jener anderen Welt Verzeihung erhofft, beichten; ich flehe zu Gott, daß er mir einfache, aufrichtige, zu Herzen gehende Worte schenke, ohne Falschheit und Schmeichelei, Worte, die würdig sind, zum Herzen Ew. Kaiserlichen Majestät zu dringen.

Ich habe nur zwei Bitten an Sie! Zweifeln Sie nicht an der Wahrheit meiner Worte! Ich schwöre Ihnen, daß keine Lüge, auch nicht der tausendste Teil einer Lüge aus meiner Feder fließen wird. Und ferner bitte ich Sie, Herrscher, *verlangen Sie nicht von mir, fremde Sünden zu beichten. Enthüllt man doch auch in der Beichte nicht die Sünden anderer, sondern nur die eigenen.* Aus dem Schiffbruch, den ich erlitten habe, konnte ich nur ein einziges Gut retten: die Ehre und das Bewußtsein, daß ich um der eigenen Rettung oder der Erleichterung meines Schicksals willen nirgends, weder in Sachsen, noch in Oesterreich, zum Verräter geworden bin. Das Bewußtsein, daß ich irgend jemandes Vertrauen mißbraucht, oder auch nur irgendwie in meiner Gegenwart unvorsichtiger Weise geäußerte Worte weitergegeben hätte, würde mir schlimmere Qualen bereiten, als selbst die Folter. Und auch in Ihren eigenen

I.

Von Seiner Kaiserl. Majestät höchsteigenhändig mit Bleistift darüber geschrieben: „Ich empfehle Dir, es zu lesen, sehr interessant und lehrreich."

27. September 1851. Generalleutnant Dubelt.

Ew. Kaiserliche Majestät! Allergnädigster Herrscher! Als man mich von Oesterreich nach Rußland brachte, — ich kannte die Strenge der russischen Gesetze, ich kannte Ihren unüberwindlichen Haß gegen alles, was nur an Ungehorsam erinnert, gar nicht zu sprechen von offener Empörung gegen den Willen Ew. Kaiserlichen Majestät; ich kannte ebenso die ganze Schwere meiner Verbrechen und hatte weder die Hoffnung, noch auch die Absicht, sie vor Gericht zu verheimlichen oder zu vermindern, — damals sagte ich mir: mir bleibt nur übrig: bis ans Ende zu dulden, und ich bat Gott, mir Kraft zu schenken, um den bitteren Kelch, den ich mir selbst bereitet hatte, mit Würde und ohne elende Schwäche zu leeren. — Ich wußte, daß ich, da ich vor einigen Jahren durch den Urteilsspruch des regierenden Senats und auf Befehl Ew. Kaiserlichen Majestät des Adelsranges verlustig erklärt war, gesetzlich der Körperstrafe unterworfen werden konnte, so erwartete ich das Schlimmste. Ich hoffte einzig auf den Tod, den raschen Erlöser aller meiner Leiden und Drangsale.

Ich vermag nicht auszudrücken, Herrscher, wie überrascht, wie sehr mich die edelmütige, menschliche und schonende Behandlung rührte, die mich gleich beim Ueberschreiten der russischen Grenze empfing. Ich hatte einen anderen Empfang erwartet. Was ich sah und hörte, alles, was ich auf der ganzen Reise vom Königreich Polen bis zur Peter-Paul-Festung erlebte, widersprach so sehr meinen angstvollen Erwartungen, stand in einem solchen Gegensatz zu allem, was ich selbst nach Gerüchten von der Grausamkeit der Russischen Regierung gedacht, gesprochen und geschrieben hatte, daß ich zum ersten Male an der Wahrheit meiner früheren Vorstellungen zu zweifeln begann und mich verwundert fragte: Bin ich nicht ein Verleumder? — Ein zwei Monate langer Aufenthalt in der Peter-Paul-Festung hat mich überzeugt, wie völlig grundlos meine alten Vorurteile waren!

Glauben Sie übrigens nicht, Herrscher, daß mich diese menschenfreundliche Behandlung ermutigt, irgendeine trügerische oder aberwitzige Hoffnung zu hegen. Ich begreife sehr wohl, daß die Strenge des Gesetzes die Menschlichkeit nicht ausschließt, wie die Menschlichkeit die strenge Erfüllung des Gesetzes nicht ausschließt. Ich kenne die Größe meiner Verbrechen, und da ich das Recht verloren habe, zu hoffen, erhoffe ich nichts, um Ihnen, Herrscher, die Wahrheit zu sagen: ich bin in den letzten Jahren so sehr gealtert, der seelische Druck lastet so schwer auf mir, daß ich sogar aufgehört habe zu wünschen.

Peter- und Paulfestung den Chef der III. Abteilung geschickt — den Grafen Orlow —, Bakunin solle ihm wie ein geistlicher Sohn seinem geistlichen Vater schreiben. Bakunin willigte in dies jesuitische Ersuchen ein: „Ich schilderte ihm à quelques exceptions près mein ganzes Leben im Auslande mit allen Plänen, Eindrücken und Gefühlen, wobei es nicht ohne viele belehrende Bemerkungen über seine innere und äußere Politik abging." Der Erfolg dieser „belehrenden Bemerkungen" sollte viel zeigen: der hohe Beichtvater und seine Grafen waren sehr enttäuscht; nach Empfang des Schreibens stellte der Zar durch Orlow keine Fragen mehr an Bakunin, man erlaubte ihm gerade ein Wiedersehen mit Verwandten, dann schlossen sich die Kerkertüren, die nach fünf Jahren erst Alexander II. geöffnet hat, um Bakunin nach Sibirien zu schicken. Der Zar hatte sich verrechnet, Bakunin war kein Denunziant , und mit devoten Floskeln, in denen sich Bakunin — vielleicht aus Ironie — nicht genug tun konnte, mußte Nikolaus zufrieden sein. Man hätte eigentlich schon aus der reinen Tatsache, daß diese „Beichte" in den Geheimschränken verschwand, schließen können, Bakunin habe nichts niedergeschrieben, was ihn irgendwie persönlich belastet hätte. Wie würde die Reaktion gejubelt haben, wenn sie Bakunin offensichtlich als Schurken hätte hinstellen können. Aber mit Bakunins Bekenntnis zur Revolution konnte die III. Abteilung nichts anfangen. War sie eine Propagandastelle der Revolution? Das Schriftstück wurde sorgfältig vor jedem Einblick gehütet. Theodor Schiemann wollte es gerne sehen, aber man gewährte selbst ihm keine Einsicht und stellte ihm nur die Korrespondenz Orlows zur Verfügung, aus der klar hervorging, daß gerade Orlow die Antipathie des Zaren nach der Lektüre der „Beichte" noch gesteigert hatte. Orlow erklärte Bakunin nun erst recht für einen „höchst gefährlichen Menschen", und verhinderte eine Begnadigung zur Zwangsarbeit, so schrieb der Zar: „Glauben verdient er nicht!" Nun hat der Historiker Polonski kürzlich dies interessante Dokument mit den Randbemerkungen des Zaren publiziert; es ist eine Art Autobiographie Bakunins, zuweilen hinreißend geschrieben — besonders an den Stellen, wo von der Bewegung des Jahres 1848 die Rede ist. Wie herrlich ist dies Bekenntnis Bakunins zur revolutionären Tapferkeit der französischen Arbeiter! (Und damit glaubte er Eindruck auf den Zaren zu machen!) Wie lehrreich ist seine Kritik des Dresdener Aufstandes, die sehr aktuell ist und an eine andere traurige sächsische Affäre erinnert. Wie charakteristisch ist die enthusiastische Schilderung des Slawenkongresses in Prag. Der Historiker wird natürlich guttun, diese Schrift sehr kritisch zu lesen, man muß sich stets die Situation vergegenwärtigen, in der Bakunin sie schrieb. Psychologisch ist diese „Beichte" ungewöhnlich interessant. Eines steht dabei fest: einen Schatten auf Bakunins Person wirft sie nirgends.

Welche Narretei, für die Nachwelt zu arbeiten! Sie bewahrt nur einen geringen Teil der Dinge, die man ihr überliefert und zieht oft ein unscheinbares Gelegenheitswerk den Werken vor, die man ausdrücklich für sie bestimmte. Weit entfernt davon, sie zu tadeln, preise ich sie eben darum von ganzem Herzen. Geschieht nicht zuvor ein Unglück, daß alle Bibliotheken zerstört, . . . der Tag könnte wohl kommen, an dem die Nachwelt des Schutts, den sie mitschleppt, mit Entsetzen bewußt wird, und es ist gar nicht ausgeschlossen, daß sie an diesem Tage von einem unwiderstehlichen Abscheu vor all' dem geschwärzten Papier erfaßt würde, das wir für sie herrichten. Ich für mein Teil, um die Wahrheit zu sagen, spüre ein gewisses Vorgefühl dieses Abscheus, wenn ich so über den moderigen Bücherkästen meines alten Freundes den Staub im Sonnenlichte tanzen sehe.

KURT KERSTEN

DIE „BEICHTE" MICHAEL BAKUNINS

In den letzten Wochen fand in Moskau ein Prozeß gegen einen zaristischen Provokateur statt, einen alten Mann, der in einem Elektrizitätswerk gearbeitet und geglaubt hatte, seinem Schicksal entrinnen zu können — er irrte sich, durch den bekannten Zufall kam heraus, welche Rolle er gespielt hatte; man stellte fest, daß er schon in den achtziger Jahren viele Revolutionäre der zaristischen Justiz ausgeliefert hatte; in den ersten Reihen des Gerichtssaales saßen jene alten Männer und Frauen, die diesem Menschen jahrelange Kerkerstrafen, Katorgajahre, Verbannungen zu verdanken hatten. Dieser Prozeß ist nicht der einzige seiner Art. Man hat in den letzten Jahren bereits eine ganze Reihe ähnlicher Gerichtsverhandlungen erlebt. Das Material zur Anklage bildeten in vielen Fällen die Niederschriften der Provokateure und Denunzianten selbst. Es war üblich, daß man Verhafteten und Verurteilten im Kerker eine „Beichte" abzwang; sie veranlaßte, ihr Bekenntnis niederzuschreiben; allmählich füllten sich die Geheimschränke der III. Abteilung, der Geheimen Kanzlei des Zaren, mit einer ganzen Bibliothek solcher „Beichten". Dies gesamte Material fiel in die Hände der Sowjets: Und in einem dieser Geheimschränke entdeckte man ein Schriftstück, um das sich schon längst die Legende gesponnen hatte, dessen bloße Existenz viele Verdächtigungen aussprechen ließ, die sich nun glücklicherweise nicht bewahrheitet haben. Es ist die berühmte „Beichte" Michael Bakunins aus dem Jahre 1851, von der er selbst in einem Briefe an Herzen geschrieben hatte, sie wäre eine Art von „Dichtung und Wahrheit" gewesen; der Zar Nikolaus habe ihm in die

Wartend dessen, was kommen muß, scheint er fast glücklich. Ist er arm, so denkt er doch nicht daran, daß ers ist. Er verkauft seine Bücher nicht, aber er liest sie. Er ist Künstler und Philosoph.

Bei schönem Wetter genießt er des Glücks eines Lebens im Freien; auf dem äußersten Ende einer Bank läßt er sich mit Kleistertopf und Pinsel nieder und denkt, indes er seine zerfransten Broschüren klebt, über die Unsterblichkeit der Seele nach. Er interessiert sich für Politik, und kommt eine Kundschaft, deren er sicher ist, so hält er nicht hinter'm Berg mit seinem Urteil über die gegenwärtige Regierung. Er ist Aristokrat, sogar Oligarch. Die Gewohnheit, vor sich, am anderen Seine-Ufer die Tuilerien zu sehen, hat ihn in eine Art familiärer Beziehung zu den Herrschenden gebracht. Unter dem Kaiserreich beurteilte er Napoleon III. mit der Strenge eines Nachbarn, dem nichts entgeht, was sich in der Wohnung nebenan ereignet. Und heute wie damals gibt er der Regierung Schuld an dem unsicheren Gang seines Geschäfts. Mein alter Freund, ich verhehle mir das nicht, hat ein bißchen was von einem Aufrührer. — — — —

*

Ich glaube nicht, daß das Urteil der Nachwelt unfehlbar ist. Denn was ist die Nachwelt? Ich und Du und Menschen wie ich und Du. Weit entfernt unfehlbar zu sein, hat ganz besonders die Nachwelt das Zeug in sich, mit ihrem Urteil das Falsche zu treffen. Sie ist unwissend und gleichgültig. Ich sehe in diesem Augenblick über den Quai Malaquais die Nachwelt Corneilles und Voltaires spazieren. Heiter schlendert sie dahin in der freundlichen Aprilsonne, den Schleier über der Nase, oder die Zigarette zwischen den Lippen, und ich versichere euch, daß sie sich einen Teufel schert um Voltaire und Corneille. Der Hunger und die Liebe nehmen ihr Interesse so ziemlich ganz in Anspruch. Sie denkt an ihre Geschäfte und an ihre Vergnügungen und läßt den Gelehrten die Sorge, über die großen Toten das Urteil zu sprechen. Dieses hübsche Gesichtchen dort, beschattet von dem modefarbenen Hut, das eben inmitten anderer Nachwelt aus dem Tor des Instituts kommt, kenne ich. Es gehört einer jungen Frau, die mich eines Abends im vergangenen Winter fragte, wozu es Dichter gäbe. „Um uns lieben zu helfen!“, erwiderte ich. Aber sie versicherte mir, daß es sich auch ohne Dichter ausgezeichnet liebe. In Wahrheit besteht die Nachwelt aus Professoren und Gelehrten . . . und die müßtet ihr also für unfehlbar halten. Aber das tut ihr nicht, denn ihr wißt recht gut, daß Kunst und Poesie nur im Herzen, das sie fühlt, auferstehen und fortleben. Daß die Wissenschaft nichts weiß von der Schönheit, und daß ein Vers in den Händen der Philologen so ist, wie eine Blume zwischen den Fingern des Botanikers.

ANATOLE FRANCE

AUF DEM QUAI MALAQUAIS

Deutsch von Alfred Polgar

Eine französische Zeitung publiziert — „les plus belles pages d'Anatole France“, darunter das folgende Meisterstück aus den Kindheitserinnerungen.

Licht einer heiteren Frühlingssonne lag auf den Quais und ihren vornehmen Steinhorizonten. Ein paar Wolken, sacht über den Himmel ziehend, gaben der Helle die Beweglichkeit, den Reiz eines Lächelns, das immer wieder schwand und kam. Auf den funkelnden Hüten der Frauen, auf ihren frischen Gesichtern, dem Goldflaum ihrer Nacken blieb es gerne ruhen, doch über die verstaubten Bücher, ausgebreitet längs der steinernen Flußwehr, glitt es spöttisch hinweg. Ach wie ward unter der Ironie dieses Lächelns, in dem die ewige Jugend der Natur sich spiegelte, das Alter der alten Scharteken kläglich offenbar!

Indes die Menge der Bücherfreunde und geputzten Frauen allmählich sich verlief, gab ich mich süß-verworrenen Träumereien hin. Lassen Sie mich gestehen, daß ich niemals den Fuß auf diese Quais setzen kann, ohne meine Seele so von Freude wie von Traurigkeit bedrängt zu fühlen. Hier bin ich geboren, hier habe ich meine Kindheit verbracht, hier lebten mir vertrauteste Gesichter, die nun fort sind, hin für immer. Ich erzähle das nicht gerne, nur aus Gewohnheit, zu sagen, was ich denke und woran ich denke. Volle Aufrichtigkeit ist ja immer ein bißchen langweilig; aber ich hoffe, daß meine Zuhörer, rede ich von mir, doch nur an sich denken werden, und daß ich so, meinen Bedürfnissen nachgebend, das ihre befriedige.

Auf diesem Quai also, inmitten der Bücher, wurde ich erzogen, von niederen und einfachen Leuten, deren Gedächtnis ich allein bewahre. Bin ich einmal nicht mehr, so wird es sein, als ob sie nie gewesen wären. Ich allein hüte ihre Reliquien. Eingeschreint in mein Herz, tun die frommen Reste Wunder, und daran erkenne ich, daß es heilige Leute waren, die mir da entschwunden sind. Ein einziger von den alten Zeugen meiner Kindheit lebt noch auf dem Quai sein armes Leben. Er zählte nicht zu den mir vertrautesten und liebsten, aber ihn wiederzusehen ist mir immer eine Freude. Der arme Büchertandler dort ist es, der vor seinem Stand sich in der hellen Frühlingssonne wärmt. Das Alter hat ihn ganz klein gemacht. Jedes Jahr verringert er sich um ein Stückchen und seine dürftigen Bücherstapel schrumpfen auch immer mehr ein, werden mit jedem Jahr dünner und leichter. Wenn der Tod ihn noch ein Weilchen übersieht, wird eines Tages ein Windstoß meinen alten Freund verwehen, forttragen mit den letzten Blättern seiner zerrissenen Bücher und mit den Haferkörnern, die die Pferde vom Standplatz nebenan aus ihren grauen Futtersäcken verloren haben.

anders nicht ein ewiges Aufeinandertreffen gegensätzlicher Interessen stattfinden.

„Meine Absicht ist“ — äußerte er kurz vor seiner Abreise nach Peking zu einem ausländischen Ausfrager in Tientsin — „frische Grenzlinien zwischen den gleichartigen Gebieten zu ziehen und sie zu politischen Sondereinheiten umzubilden. Die örtlichen Vertreter solcher Gebiete werden dann fortab Interesse am Emporblühen eben ihres Heimatgebietes haben und werden ihren Stolz dareinsetzen, sie zu entwickeln, daß Industrie und Handel wachsen. Vor allem aber werden sie sich größere Verantwortlichkeit aneignen gegenüber den Einkünften ihrer Bezirke und ihrer Verwaltung. — Von kleineren politischen Einheiten lassen sich dann geeignetere Vertreter erwählen, aus denen sich dann die Provinzvertretung und weiterhin die große Reichsvertretung zusammensetzen wird.“

Solche Selbstverwaltung würde auch dem Reiche mehr Einkünfte verschaffen, so daß das Finanzproblem Chinas nicht schwer zu lösen sein wird. Die Zentralregierung habe, fuhr der Marschall fort, mehr in Uebereinstimmung mit den psychologischen und demokratischen Ideen der Volksmasse zu handeln. Es gelte eben, den landschaftlichen Wünschen und Erwartungen eine wirkungsvolle politische Ausdrucksmöglichkeit zu geben in einer entsprechenden Zentralregierung.

Tuan gab seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß er sich in der Beziehung völlig eins wisse mit Männern wie Chang Tsolin, Feng Yuhsiang und Dr. Sun Yatsen. — Er darf wie die Genannten den Ruhm in Anspruch nehmen, daß ihm die Ehre seines Landes und das Wohlsein seiner Volksgenossen Richtung und Ziel in seiner Politik vorschreibt.

ALBERT EHRENSTEIN

DAS LETZTE GEDICHT

Nach dem Chinesischen des Po Chü-I

Sie haben mein Bett an den unbemalten Wandschirm gestellt,
Sie haben meinen Ofen vor den blauen Vorhang verlegt,
Ich lausch meinen Enkeln, die ein Buch mir vorbuchstabieren,
Ich bewache die Diener, die meine Suppe aufwärmen,
Mein Pinsel eilt Antwort den Gedichten der Freunde,
Ich befühl meine Taschen und zieh Arzneigeld heraus.
Vorbei ist das Lied der winzigen Dinge,
Ich lehn mich zurück in mein Kissen
Und schlaf ein.

TUANS PLAN FÜR DIE BEFRIEDUNG CHINAS

Ein Deutscher, der viele Jahre in China gelebt hat und die schwer übersehbaren chinesischen Probleme wirklich kennt, wird im T.-B. die wichtigsten Probleme des längst nicht mehr ummauerten Reiches besprechen.

Die britische Presse gibt sich redliche Mühe, die Welt davon zu überzeugen, daß die neuen Männer an der Spitze der Zentralregierung in Peking mehr oder weniger im bolschewistischen Fahrwasser schwimmen. Es ist diese fein angelegte Pressepropaganda der Engländer für Kenner nichts weiter als die Teilerscheinung eines umfassenderen Planes, nämlich für den Versuch, für Großbritannien die verlorene Position im Fernen Osten mit allen denkbaren Mitteln wiederherzustellen. England hatte, entgegen seiner sonst stets auf der Höhe befindlichen Politik, letzthin in China auf „das unrechte Pferd" gewettet. Es hatte sich mit der Klique um Wu Peifu herum dermaßen eng eingelassen, daß es dann zur rechten Stunde den Zeitpunkt für die Umstellung verpaßte. Es schien sich gänzlich ins amerikanische Schlepptau hinsichtlich der chinesischen Dinge begeben zu haben; unterdes gelang es dem Konzern Frankreich-Japan und Rußland, Einfluß auf die kommende Gestaltung des Riesenreiches zu gewinnen: die von jenen unterstützten Männer errangen die Oberhand. Aus den britischen Pressemanövern ist nun ersichtlich, wie wenig angenehm seinen Diplomaten die jetzigen führenden Männer Chinas sind.

T u a n ist nunmehr unbestritten der Mann, zu dem ganz China in seinem besseren Teile mit Vertrauen aufblickt. Marschall Tuan ist trotz seiner Jahre noch eine straffe Erscheinung, dessen kluge Augen Festigkeit und Tatkraft verraten und von seiner spartanischen Lebensweise Zeugnis ablegen. Tuan ist nämlich arm — er hat sich bewußterweise niemals bereichert. Daher die Hochachtung, die er auch bei seinen Feinden genießt.

Sein Plan für die Einigung Chinas läuft auf das Schema: provinzielle Autonomie hinaus. Bei der Ausdehnung der einzelnen Provinzen, zum Teil größer als ganz Deutschland, zum Teil als Preußen, hält er dafür, könne eine wirtschaftliche Entwicklung und Blüte nur dann erreicht werden, wenn die einzelnen Landschaften sich in ihren Gliedern selber regen. Ihm ist nur zu bekannt, daß bei der Bodengestaltung des Landes jede einzelne Region ihre ausgeprägte Eigenart besitzt, die sich in erlebter Geschichte, in der Ueberlieferung und Sitte ausspricht. Diesen Landschaften gilt es nicht eine mechanische Uniformierung aufzuzwingen, sondern die Zentralregierung hat die geopolitischen Gesichtspunkte zu achten und sich weise auf mehrere große Einheitslinien zu beschränken. Ihre, der Provinzen, Einzelinteressen und Bestrebungen gehen weit auseinander — das darf nicht aus den Augen gelassen werden, soll

größerer Kühnheit, Getreide kaufen, er arbeitete mit eigenem Gelde, zum eigenen Wohl oder Wehe. Die Arbeitergenossenschaft mußte vorsichtiger, zaghafter, mit kleinerem Spekulationsrisiko einkaufen. Wenn die Arbeiter bereit gewesen wären, das Brot aus ihrer Bäckerei teurer zu kaufen als beim kapitalistischen Nachbarn, dann wären die Hammerbrotwerke vielleicht zu halten gewesen. Aber ein paar Heller Preisdifferenz erschüttern politische Weltanschauungen. So gingen erst 40 v. H. des Aktienbesitzes, und nun das ganze Paket in den Besitz des Bankhauses Bosel über. Die Situation war so hoffnungslos geworden, daß der Kauf des Kapitalisten von den bedrängten Genossenschaftlern durchaus nicht als Griff an die Gurgel, sondern vielmehr als Erlösung empfunden wurde. Vor einigen Wochen hatten die Ankerbrotfabriken den Preis des Laibes um 1200 Kronen herabgesetzt. Den Hammerbrotwerken ging sofort der Atem aus, sie konnten nicht mit. Anlaß zu der konkurrenzvernichtenden Preisherabsetzung war die Verhaftung des Direktors der Ankerbrotwerke, welcher der Preistreiberei beschuldigt war. Die Wiener Sozialisten sind überzeugt davon, daß die christlichsoziale Regierung den Ankerbrotmann nur verhaftete, um seinem Chef den Vorwand zur Preiserniedrigung zu geben und auf diese pfiffige Art die Arbeiterbäckerei ins Herz zu treffen. Der Streich gelang. Eine der schönsten Schöpfungen der Genossenschaftsbewegung liegt zertrümmert auf dem Wege. Auf welchem Wege? Auf dem Rückwege zum ungehemmten kapitalistischen Produktionssystem. Die Tragödie dieses Zusammenbruchs sollte genau studiert, exakt beschrieben und von allen Theoretikern des Sozialismus untersucht werden. Hier klappt etwas im Innern des Systems nicht. Hier erlitt eine Doktrin ihren Schiffbruch. Will der Sozialismus nicht sein Testament machen, muß er die Fehlerquelle im Innersten erkennen.

Vielleicht ist das ganze Menschentum nur eine Entwicklungsphase einer bestimmten Tierart von begrenzter Dauer: so daß der Mensch aus dem Affen geworden ist und wieder zum Affen werden wird, während niemand da ist, der an diesem verwunderlichen Komödienausgang irgend ein Interesse nehme. So wie mit dem Verfalle der römischen Kultur und seiner wichtigsten Ursache, der Ausbreitung des Christentums, eine allgemeine Verhäßlichung des Menschen innerhalb des römischen Reiches überhand nahm, so könnte auch durch den einstmaligen Verfall der allgemeinen Erdkultur eine viel höher gesteigerte Verhäßlichung und endlich Vertierung des Menschen, bis ins Affenhafte, herbeigeführt werden. — Gerade weil wir diese Perspektive ins Auge fassen können, sind wir vielleicht imstande, einem solchen Ende der Zukunft vorzubeugen.

Nietzsche.

Unlängst ist in Nürnberg Herr Oskar von Hohenzollern mit Herrn Rupprecht von Wittelsbach zusammengetroffen. Es war eine Art Fachkongreß der Prinzen und Kronprinzen. Herr Oskar ist bei vielen solchen deutschen Tagen, bei militärischen Aufmärschen und ähnlichem Klimbim zu finden. Er hat einmal bessere, reinere Tage gesehen. Fritz von Unruh erinnert daran in seinem neuen Buch „Flügel der Nike", von dem im T.-B. noch die Rede sein wird: „Ein Prinz von Hohenzollern, der an der Côte Lorraine, als er den ‚gemeinen' Soldaten ‚mit Gott für König und Vaterland' tapfer in den leibzerfetzenden Angriff befahl, angesichts der blutbespritzten Bataillone wegen ‚Herzkrämpfe' vom Posten seiner Verantwortung fortgetragen werden mußte — dieser Prinz, der dann, aus Rußlands Leichenhaufen kommend, erschüttert vor mir saß, wild den Krieg verdammend — hält in seinen Händen schwarz-weiß-rot bebänderte Sträußchen? Blümchen, die ihm Mütter gaben, die ihre ‚blonden Jungens' wiederum geboren haben für; ‚Gott, für König und Vaterland', den glänzenden Spruch auf dem Grabstein des Massengrabes! Wie? dieser königliche Herzkrampf peitscht in den Jungens, die da endlos vorüberjubeln, den Revanchegeist? Warum verschweigt er, was er auf der Côte Lorraine gesehen hat? Warum verschweigt er euch seinen Herzkrampf? Warum stellt er sich zwischen die Generalität so dreist im Schmuck der Waffen? Brennen ihn nicht die Maiglöckchen und Vergißmeinnicht in seiner Hand wie der Hauch der Erinnyen? Wie erduldet es sein Gewissen, neben dem General zu stehen, der unserem Volke zweimal den Frieden nicht gab? Neben dem Feldherrn, den er verfluchte, weil er, als wir alle in den Abgrund taumelten, mit blauer Brille über die Ostsee floh? Er, der jetzt wie ein ergrauter Kadett mit den Nebeln seiner kriegsgeilen Phantasie immer neu unser Volk in Verwirrung bringt? Heldenhafter, Oskar, erschienst du mir, als du, vom Jammer des Soldaten gepackt, in dir erwachen fühltest zum ersten Male — den Menschen. Daß du es gefühlt hast, wofür ich Zeuge bin, das macht dich schuldig!"

In Wien hat der Sozialismus eine Schlappe erlitten, die bitterer und vernichtender ist als viele Wahlniederlagen. Die Arbeiterbäckerei der Wiener Sozialdemokraten, die Hammerbrotwerke, sind an ein Wiener Bankhaus verkauft worden. Eine Produktivgenossenschaft, die vor fünfzehn Jahren mit der Hoffnung begründet wurde, das werktätige Volk von Wien allmählich allein mit Brot zu versorgen, hat vor dem kapitalistischen System abdanken müssen. Ein Stück lebendiger Sozialismus mußte zerschlagen werden. Die Gründe waren zwingend: Die Hammerbrotwerke lagen seit Jahren in Konkurrenz mit den Ankerbrotwerken, die einem sehr rührigen, technisch begabten, kommerziell beweglichen Manne gehören. Dank seiner Kapitalüberlegenheit konnte der Besitzer der Ankerbrotwerke nicht bloß seine Fabrik mustergiltig anlegen, er konnte auch, mit

leistet. Welcher Eid ist nun der giltige? Wie appetitlich muß es im Busen eines klaren deutschen Mannes ohne Fehl und Makel aussehen, wenn er zwei so feierliche Eide gemütlich in seinem Busen beherbergen kann? Herr von Schlieben sitzt neben dem Reichswirtschaftsminister Dr. Neuhaus. Der hat seinerzeit den Eid auf die republikanische Verfassung verweigert. Damals war er ein kleiner standhafter unzweideutiger Ministerialdirektor, dessen Offenherzigkeit aller Ehren wert war. Nun ist er Minister geworden, nun schwört er mit der Hand, die sich ehedem nicht heben wollte. Ist etwa Herr Neuhaus plötzlich Republikaner geworden? Das ist nicht anzunehmen. Jetzt, da wir „Gott sei Dank“ schon auf dem Wege sind. Nicht das Verhältnis zur Republik hat sich geändert, bloß das Verhältnis zum Eide. Freilich, an seinem Ministerkollegen Schlieben gemessen ist Neuhaus noch ein schmächtiger Anfänger. Wir leben eben in einer Uebergangszeit; Stresemann, der Brückenbauer, ist ihr Repräsentant, und Schlieben, der Johanniter, ist ihr Realpolitiker. Da wir Gott sei Dank schon auf dem Wege zur Monarchie sind, muß jeder wahrhaft deutsche Politiker sich eben mit zwei Gelübden ausstatten, eins für heute, eins für morgen.



Reichswirtschaftsminister Neuhaus

Offener Brief an den Herrn Reichskanzler Dr. Johannes Luther. Ew. Exzellenz haben in Ihrer Antrittsrede vom 19. Januar cr. auf die anzustrebende Stärkung der sittlichen Werte des Volkes und die Notwendigkeit der Vertiefung unserer auf christlicher Grundlage ruhenden Kultur hingewiesen. . . . Darf ich, dem anscheinenden Pessimismus Ew. Exzellenz gegenüber, darauf hinweisen, daß schon die von Ihnen durchgeführte dritte Steuer-Notverordnung uns die Gewißheit der Erhaltung des Christentums gibt, denn sie realisiert und legalisiert die Worte unseres Herrn und Heilandes: „Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, dem wird man nehmen auch das, was er hat“ (Evang. Marc. IV, 25). Eine gläubige Hypothekengläubigerin.

Raumer, Parteigenosse, den er im Kabinett der Großen Koalition gegen die Attacken und Intrigen der Stinnes-Gruppe mit seinem Leibe gedeckt hat. Da ist Herr Heinze, den er so derb gezüchtigt wegen der Ueberschreitung seiner Befugnisse in Dresden. Da sind die Herren von Knilling und von Kahr, die beschwören können, daß Bayern nicht besser behandelt wurde als Sachsen und Thüringen. Die „Zeit“ hat recht, über niedrige Unterstellung zu klagen. Auch ein fanatischer Gegner darf sich im politischen Zweikampf nicht zu so unfairen Finten verleiten lassen. Der Schwergekränkte aber wird vielleicht die Genugtuung erleben, daß die gleiche hochgestellte Dame, deren Brief wir im vorigen Heft publizierten, ihm ein Sympathie-Telegramm zugehen läßt, das die tröstliche und stärkende Sentenz enthält: Lerne leiden, ohne zu klagen!

Als Herr Stresemann unlängst als „Vorreiter des Kaisers“ stigmatisiert wurde, da ergriff den unzweideutigsten Politiker Deutschlands heftiger Grimm; er läutete bei seinen gehorsamen Schreibern an und ließ gegen die freventliche Zumutung mit aufgeblähter Mannesbrust protestieren. Inzwischen haben seine Freunde im Reichstag bekannt, daß sie „Gott sei Dank!“ auf dem Wege zurück zur Monarchie seien. Es ist ein Herr zum Reichsfinanzminister ernannt worden, Herr von Schlieben, der als Mitglied des Johanniterordens ein Gelübde abgelegt hat, in welchem es wörtlich heißt:



Reichsinnenminister Schiele

> Zu 3 hat er zu bekennen und zu geloben, daß er der Königlichen Majestät von Preußen, dem Landesherrn und Hohen Patron der Balley, stets und unter allen Umständen getreu, gewärtig und gehorsam sein, die Wohlfahrt und das Beste des Vaterlandes suchen und erstreben und mit Daranwagen des Leibes und Lebens für den König und das Vaterland mutig und unerschrocken streiten wolle.

Derselbe Herr von Schlieben, der gelobt hat, mit Daranwagen des Leibes und Lebens für den König unerschrocken zu streiten, hat vor ein paar Tagen den Eid auf die republikanische Verfassung ge-

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Januarwoche

Das von Herrn Stresemann inspirierte hauptstädtische Organ „Die Zeit“ hat mitgeteilt, der Herr Außenminister werde Strafantrag stellen gegen den „Montag Morgen“, weil dieser ihn der Zweideutigkeit und Zwiespältigkeit geziehen. Wir haben ganz gewiß Herrn Dr. Stresemann stets kritisch gegenüber gestanden, wir haben niemals zu den begeisterten Rhapsoden seiner Taten und Reden gehört . . . aber hier müssen wir doch sagen: Das geht zu weit! Zwiespältigkeit und Zweideutigkeit?! Auch in der Erhitzung des Tageskampfes darf man sich nicht so perfider Waffen bedienen, und am allerwenigsten gegen einen Mann, der stets von sich sagen durfte: „Wär ich besonnen, hieß ich nicht der Tell!“ Herrn Stresemanns großer Fehler ist ja gerade das impulsive Heraussprudeln seiner Meinung, ohne zu fragen, ob es taktisch richtig, sein mangelndes Verständnis dafür, daß Politik häufig zum Lavieren, zum Maskieren nötigt. Zweideutig und zwiespältig? Der transparenteste unserer Staatsmänner sollte vor so unmöglicher Nachrede gesichert sein. Gewiß, er hat seine Wandlungen gehabt. Er war Monarchist und Republikaner, Anhänger und Gegner des Völkerbundes, Alldeutscher und bester Europäer, Freund der Großen Koalition und Freund des Bürgerblocks, Verfechter und Kritiker der Dolchstoß-Legende, gewiß, gewiß. Aber alles zu seiner Zeit und immer nur eines zur Zeit. Niemals verwischten sich bei ihm die Grenzstriche, seine Entwicklung ist gekennzeichnet durch hartes inneres Ringen. Schwer und zögernd nur entschloß er sich jedesmal zu neuen Auffassungen; er hat in solchen Zeiten Wunden davongetragen, deren Narben noch heute sichtbar sind. Er ermangelt so völlig jenes tänzerischen Einschlages des guten Diplomaten; die Gewichtigkeit und Erdhaftigkeit deutschen Wesens verkörpert sich nirgends prägnanter als in diesem Charakter, der fürwahr eine Fahne ohne Konzessions-Gösch. Zweideutig und zwiespältig? Die weißen Haare des ehrwürdigen Lord Parmoor sträuben sich vor Entsetzen bei diesem Gedanken. Gott sei Dank wird Stresemanns kompakte Eindeutigkeit durch eine stattliche Reihe von Zeugen belegt. Da ist Herr Marx, dem er die verschiedenen Kabinettskrisen mit Selbstaufopferung erleichtert. Da ist der Graf Keßler, der niemals ohne seine tatkräftige Protektion die delikate Genfer Mission hätte zu Ende führen können. Da ist

vorzüglichen Reproduktionen mußte und muß einen ungeheuren Erfolg haben.

Claude Anet: Ariane. Verlag Paul Zsolnay, Wien.

Ich werde darauf aufmerksam gemacht, daß der schöne Roman, den ich im T.-B. (Heft 48) ausführlicher gepriesen habe, soeben in einer deutschen Uebersetzung, und zwar, wie ich sah, in einer sehr sorgfältigen, erschienen ist. Bei dem Mangel an zarten Liebesromanen in deutscher Sprache werden viele die deutsche Ausgabe dieser bezaubernden Geschichte dankbar begrüßen. *st. g.*

AUS DER GROSSEN ZEIT

In einem Schreiben an den General Ludendorff vom September 1918 leistete sich der damalige „freisinnige" Abgeordnete Ernst Müller-Meiningen folgenden Satz: „Aus Volkserhaltungsgründen müßten die Verheirateten bei Wiederbeginn des Stellungskrieges wenigstens alle 6 Monate einmal nach Hause gelassen werden."

ANEKDOTE

Mark Twain schrieb einem jungen Mädchen einst ins Album: „Die Wahrheit ist unser kostbarstes Gut. Gehen wir sparsam damit um!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 2)

Der illustrierte Katalog des Kunst-Auktions-Hauses Jac. Hecht, Tauentzienstr. 18, zu der Versteigerung am 20. und 21. Januar 1925, ist reichhaltig und vielversprechend. Unter den antiken Möbeln finden wir Danziger und Norddeutsche Barockstücke, unter den Niederländischen Bildern des 17. Jahrhunderts Bilder des großen David Ryckaert. Von modernen Meistern ist Liebermann und von Uhde vertreten.

Drei kleine Spezialsammlungen geben dieser Versteigerung ein besonderes Gepräge. Die Sammlung der alten Sonnen- und Reiseuhren endlich enthält sehr bemerkenswerte Stücke.

Unter den Büchern sind einige Erstausgaben von Herder, Kleist und Wackenroder zu erwähnen.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 30, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank. Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48. Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,– Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Eine Wintermär. Uebersetzt von Paul Baudisch. München. Buchenau & Reichert Verlag.

„Eine Wintermär“ nennt Stevenson seine Geschichte vom „Junker von Ballantrae“, und es ist wohl eine von den Geschichten, wie sie in den langen Wintern Schottlands am Feuer erzählt worden sind — lang und düster wie der Winter selbst. Es ist die schreckliche Tragödie einer Familie, die ins Großzügige und Weitschweifige übertragene Legende vom verlorenen Sohn, der mordet, die Familie in Schande und Schulden bringt und trotzdem immer wieder aufgenommen wird, vom Vater geliebt, vom Bruder, der sich opfert, von aller Welt gefürchtet, ja, gehaßt. Verwegene Taten einer verwegenen Zeit sind hier aufgezeichnet, und die ganze Welt spielt mit, Frankreich, Amerika, Indien. *e. d.*

H a n s T i e t z e : Altwien in Wort und Bild. Kunstverlag Anton Schroll. Wien 1924.

Das ist ein wundervolles Buch. Hans T i e t z e, seit Dvoraks Tod der beste Kopf der Wiener Kunstgeschichte, hat hier Abbildungen, Farbstiche, Schabblätter, Kupferstiche von Wiener Plätzen, Gassen und Figuren zusammengestellt, die dem Betrachter das alte Wien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vorzaubern. Nur einem Kenner, der im Material wühlte, konnte dieses mannigfaltige, in seiner kulturellen Vielseitigkeit bezaubernde Werk gelingen. Die schönste deutsche Stadt — in diesem Bande von 130 Seiten ist sie von einem wissenden Liebhaber eingefangen. Man treibt in Deutschland zuweilen einen etwas unmotivierten, sentimentalen Wien-Kultus. In diesem Buche aber sind für das berauschte Auge alle Gründe gesammelt, aus welchen die Wien-Verzauberung zu erklären ist. Das Buch, sehr billig, wenn man die Fülle des Gebotenen bedenkt, sehr schön gedruckt, mit



zeigt mir meine heutige Tat, daß der Weg des Heiles leicht zu finden ist. Für die, die an Jesus und sein Evangelium glauben, gibt es keine anderen Beziehungen von Mensch zu Mensch, wie die Liebe. Denn die Liebe allein ist stärker als die Sünde, stärker selbst als der Tod. Und darum sage ich zu allen Reichen, die sich heute unter Euch befinden, daß es ihre Pflicht sei, zu tun, was ich getan habe. So nehme denn ein jeder dieser Reichen einen Dieb in sein Haus und halte ihn wie seinen eigenen Bruder; so nehme ein jeder dieser Glücklichen eine Unglückliche in sein Haus und behandle sie wie seine eigene Schwester — dann wird London keine Polizei und keinen Richter mehr nötig haben: die Gefängnisse werden zu Hospitälern umgewandelt, und der Verbrecher wird mit seinem Verbrechen von der Erde verschwinden. Wir müssen uns selber opfern, und nicht nur unser Geld"...

Acht Jahre später hat dann Frank Harris seine Fabel Wort für Wort in Jack London's Roman „Die Ferse von Eisen" wiedergefunden. Die Rede des Bischofs von London ist dort einfach einer der Romanfiguren, dem Bischof von Morehouse, in den Mund gelegt.

Frank Harris leitete damals die illustrierte Zeitschrift „Vanity Fair" und hat in der Nummer vom 14. April 1906 das Plagiat J a c k L o n d o n s veröffentlicht, indem er einfach die beiden Texte nebeneinander drucken ließ. Während ich dieses schreibe (sagt der Verfasser des „Mercure de France"-Artikels) habe ich sie beide unter den Augen und kann versichern, daß man in Londons Version keine einzige wirkliche Variante bemerkt.

Jack London hat dann einen etwas verlegenen Brief an Frank Harris geschrieben, in dem er auseinandersetzte, daß er die Rede, die im „Candid Friend" nur mit Frank Harris' Initialen signiert war, für authentisch angesehen und sie darum mit gutem Gewissen nach San Franzisco und in seinen Roman transportiert habe.

Frank Harris antwortete in einem Briefe, in dem er auf die Schwäche der London'schen Einwände hinwies und der mit folgendem Vorschlag an seinen Plagiator schließt:

„Für Ihren Roman von dreihundert Seiten haben Sie ein Honorar von 50 000 Dollars erhalten. Drei von den Seiten aber gehören mir: ich mache Sie darum darauf aufmerksam, daß der hundertste Teil Ihres Honorars mir ebenfalls zukommt. Schicken Sie mir also 500 Dollars und ich erkläre mich für befriedigt. Ich gebe Ihnen außerdem noch die Erlaubnis, was immer Sie wollen von mir zu kopieren unter der einen Bedingung, daß Sie mich immer auf dieselbe Weise und in demselben Verhältnis honorieren".

„Jack London", so schloß Harris seine Erzählung, „hat mir aber nie geantwortet. Er besaß anscheinend nicht genug Humor, um mir die 500 Dollar zu schicken, die er mir schuldete."

TISCH MIT BÜCHERN

J o s e f W e i n h e b e r : D a s W a i s e n h a u s. Burg-Verlag Wien. 1925.

Zwischen die Mauern eines Waisenhauses führt uns Weinheber, ohne Tendenz, ohne anzuklagen. Freudenarme Kindheit, harte Seelenkämpfe, alle Problematik der Jugend, frühzeit'g in ein schweres Schicksal gebannt, dies alles ist nicht ersonnen, sondern still erzählt. Der Dichter hat Vertrauen zum Leser, er schenkt ihm viele Kleinigkeiten seiner Jugend ohne viel Aufhebens, schlicht, zurückhaltend, ohne ausschweifende Schwermut.

R o b e r t L o u i s S t e v e n s o n : D e r J u n k e r v o n B a l l a n t r a e.

Bischof von London präsidierte und der verschiedene Notabilitäten beiwohnten, u. a. auch der katholische Bischof von Southwark, Mr. Asquith und Sir Edward Clarke (ein berühmter Advokat der Zeit).

Frank Harris, dessen philosophische und soziale Freigeistigkeit schon damals in weiteren Kreisen bekannt war, schildert in amüsanter Form die Verdutztheit der Zuhörerschaft ob der Rede des Bischofs von London, der „plötzlich sein Christentum" entdeckt hatte". Diese etwas ungewohnte Rede enthielt folgende pikante Sätze:

„Ich fuhr an diesem Abend in meinem Brougham durch Piccadilly" (die Geschäftsstraße der Londoner „Damen", Uebers.), erzählte der Bischof. „Von Zeit zu Zeit blickte ich durch das Wagenfenster, und plötzlich fiel es wie Schuppen von meinen Augen und ich sah die Dinge, wie sie wirklich sind. Zuerst verdeckte ich meine Augen mit den Händen, um nicht zuviel auf einmal zu sehen, und dann, in der Dunkelheit stellte ich mir die Frage: Was kann geschehen? Einen Augenblick später durchkreuzte eine andere Frage mein Gehirn: Was würde unser Herr und Heiland getan haben? Bei dieser Frage überkam es mich plötzlich wie ein großes Licht, und ich sah meine Pflicht klar vor mir, so klar, wie sie Saulus auf dem Wege nach Damaskus vor sich sah.

Ich ließ den Wagen anhalten, stieg aus und hatte nach zwei Minuten Unterhaltung zwei Prostituierte überredet, mit mir in den Wagen zurückzusteigen. Wenn Jesus recht hatte, so waren diese Unglücklichen meine Schwestern und Güte und Milde waren fast das einzige Mittel, die einzige Hoffnung, um sie wieder aufzurichten und auf den rechten Weg zurückzuleiten.

Ich fuhr sie dann nach Fulham Palace (der Residenz des Bischofs von London. Uebers.), wo sie fürderhin wohnen werden. Ich hoffe, es wird mir glücken, für jedes Zimmer meines Palastes eine solche Schwester zu finden."

An dieser Stelle der Rede erhob sich Sir Edward Clarke und stürzte unter Zeichen großer Unruhe und Aufgeregtheit aus dem Saale. Der Bischof aber schien von seiner Fahnenflucht nichts zu merken, sondern fuhr in demselben tief empfundenen Tone fort, wobei seine Augen den Ausdruck eines verzückten Visionärs annahmen.

„O, meine Schwestern und Brüder", sagte er, „in dieser Tat habe ich die Lösung aller meiner Zweifel gefunden. Ich habe nie gewußt, wozu man Brougham's erfunden hat. Jetzt aber weiß ich es. Man erfand sie, um die Schwachen, die Kranken und die Greise zu transportieren; man erfand sie, um diejenigen zum Ehrgefühl zurückzubekehren, die selbst das Gefühl der Schande verloren haben."

Der Bischof hielt einige Sekunden in seiner Rede inne, dann fuhr er fort: „Ich bin, meine lieben Brüder, ein Unberufener und eigentlich zu unwürdig, um zu Euch über Sittlichkeit zu reden. Zu lange war ich in Lug und Trug und Heuchelei verstrickt, um andere auf den Pfad der Wahrheit führen zu können. Und dennoch

voll legt, während im Berliner Film dies in aller Ausführlichkeit minutenlang nicht nur von dem Mädchen, sondern auch noch von dessen Liebhaber und Vater mit allen Einzelheiten vorgeführt wird. Der Liebhaber des Mädchens, etwa ein Friseurgehilfe mit Schiebernebengeschäften wird als Kontrastfigur, von Schünzel reichlich übertrieben gespielt, in das Ganze gequirlt; selbst diese lebhaftere Figur aber muß sich drei oder viermal als Charakteristikum die Taschen voll dicker Zigarren stopfen, die er in der Villa findet. Man atmet auf, wenn dann ein Vereinsfest in Berlin N gezeigt wird, um wieder zusammenzusinken, wenn alles in sentimentaler Konvention versickert.

Hier hätte etwas Neues werden können: das Beste aus amerikanischen und deutschen Filmen hätte aus Berliner Milieu vereinigt und erneut emporwachsen müssen. Aber man entnahm dem amerikanischen wie dem deutschen Film gerade das Anfechtbare: dem amerikanischen die ewig gleiche Kitschhandlung und dazu zwei Schauspielerinnen, die keine Miene verzogen, so daß auch der Zuschauer keine Miene verzog, dem alten deutschen Film die Tempoträgheit und das Ausspielen jeglichen Geschehens. Statt aus zwei guten Kuchen die Rosinen zu polken, knetete man von beiden die trockenen, unschmackhaften Ueberbleibsel zusammen.

Barry und Harold Lloyd

Wer Harold Lloyd ist, weiß jeder auf der Welt, wissen mehr als wissen, wer Napoleon oder Mussolini ist. Diesmal wird er aus Liebeskummer Matrose, und was er auf seinem Schiff und in der orientalischen Stadt erlebt, ist so mit Einfällen gespickt, daß, wäre die Einfuhr amerikanischer Filme verboten, zehn deutsche Gesellschaften aus ihnen je zehn Filme machen könnten, deren jeder amüsanter wäre als sonst zehn deutsche Lustspielfilme zusammen. Diese unsäglich mühselig erarbeiteten Situationen und Bilder rollen so leicht, so liebenswürdig, anspruchslos vorbei, daß man Lloyds Filmspiele als die herzerheiterndsten der Welt belachen muß.

Wer aber ist Barry? Ein Bernhardinerhund, der in den Schneelandschaften Alaskas Schlitten zieht, Menschen liebt, Menschen haßt, leidet, dient, sich rächt — und menschlicher lebt und wirkt als alle Menschen dieses Films. Ein vervollkommneter Rin-Tin-Tin. Ein großer Künstler unter den Tieren. Denn man merkt niemals Dressur; niemals soll hier ein Tier einen Menschen nachmachen. Sondern Barry ist nichts als ein Hund, der mit den Ausdrucksmitteln seines nackten Hundekörpers vor uns sein Schicksal lebt.

Ein herrlicher Film, der uns bessert, gerade weil er gar nicht diese Absicht hat.

Zwei solche Filme zusammenzustellen heißt ein Idealprogramm schaffen.

Kurt Pinthus.

PLAGIATE

Im „Mercure de France“ vom 1. Nov. berichtet Georges Maurevert über ein hübsches kleines Plagiat von Jack London, wie folgt:

Im Mai 1901 veröffentlichte Frank Harris, der damals noch nicht seine Biographie Oscar Wilde's geschrieben und viele seiner nachherigen Kritiken und Romane noch nicht veröffentlicht hatte, in der Londoner Revue „The Candid Friend“ eine phantasievolle Lehrfabel, die den Titel „Der Bischof von London und die öffentliche Sittlichkeit“ trug. Er schilderte in dieser Fabel eine große öffentliche Versammlung, die in Westminster Townhall behufs Förderung der Moralität stattgefunden hätte, eine Versammlung, in der der

Sphäre ist beglückend und rein. Und diese Lyrik, die auf der Szene lebendiger und kräftiger wird, verbürgt, daß auch eine exotische Form für das deutsche Theater Lebenskraft hat: die Form des chinesischen Spiels!

Otto Zarek.

FILM

New York und Berlin im Film

In Berlin laufen gleichzeitig zwei Filme, von denen der eine „Broadwayfieber" die Atmosphäre New Yorks, der andere „Lumpen und Seide" die Atmosphäre Berlins einzufangen versucht. Beide sind schwer belastet durch konventionelle Handlung. Der Berliner leider viel mehr als der New Yorker, so daß die breitgesponnenen Geschehnisse allzu sehr ersticken, was wir sehen wollen: die Städte, ihre Straßen, ihre Arbeit, ihre Vergnügungen, ihr Tempo.

„Broadwayfieber" zeigt uns, außer der schon bekannten Nachtaufnahme der Lichtreklamen des Broadway, überhaupt nichts vom Stadtbild, dafür aber Zeitungsredaktion, Revuetheater, Pferderennen, Gesellschaftsszenen, Boxtraining und Boxweltmeisterschaftskampf, — kurz alles, was den New Yorker interessiert, worüber er täglich liest und spricht. Diese Dutzende von Milieus sind durch die Liebe eines Boxchampions zu einem Tanzstar aneinandergebunden; aber die Handlung dient nur dazu, all diese Schauplätze, New Yorker Typen, Sensationen rapid an uns vorbei zu peitschen. Die Blicke in die Kulissen der größten Stadt der Welt, insbesondere die Einzelheiten des Boxkampfs, sind sehr geschickt gestellt, photographiert, geschnitten, geklebt, so daß trotz der üblichen verlogen-edlen Liebesgeschichte New Yorker Tempo durch dies lebendige Bilderbuch braust.

Richard Oswald ist zu loben, weil er, nach Abklingen des Valutafiebers, als Erster wieder einen richtigen Berliner Film, ohne neutrale Allerweltsschutzleute, ohne Vorstadtstraßen, die in London wie im Australien wie inPhiladelphia stehen könnten, drehen will. Will . . . aber leider führt er diesen Willen nicht durch, — denn nachdem ein paar Minuten lang zur Freude der Beschauer Berliner Straßenbilder von der Gedächtniskirche bis zur Rotunde vorüberflitzen, nachdem ein sich langweilendes westliches Villen-Ehepaar eine Autofahrt durch Berlins schwach beleuchtete Nacht macht — nach diesem glücklichen Beginn kommt die alte Geschichte von dem Fabrikmädel, das, in der Villa aus Lumpen gepellt, in Seide erzogen werden soll. Und diese Handlung schwillt und schwillt, ohne vorwärts zu kommen; sie wächst sich aus, aber auch der Zuschauer. In einem amerikanischen Film dieser Art würde nur einmal huschend gezeigt werden, wie sich das arme Mädchen im reichen Haus den Teller strotzend

Kultur-Bereich. Das Reich der naiven Seelen: China!

Denn Kindlichkeit ist das Zauberische, dessen Duft die Worte dieser rührenden Menschlein umhüllt. Hei-tang, die in ein Teehaus geht, um als Geisha für die Mutter Geld zu verdienen, die dann den Mann, dem sie aus Pflicht als Nebenfrau folgt, lieben lernt, die dann um ihres Kindes willen leidet und um ihres Leides und ihrer Liebe willen siegt. — Hei-tang ist das zarteste Wesen, das über eine Bühne mit kleinen Chinesen-Füßchen huscht. Ein Kolibri, sagt der Dichter. Und „Kolibrimenschen" sind sie alle, die dort agieren.

Möglich, daß es Städte, daß es Bühnen gibt, für deren Robustheit dieses Spiel zu esoterisch ist. Es ist nicht von unserer Bühne — kein Bataille oder Sardou schürzte die Knoten. Es ist Belebung chinesischer Theaterkunst, wahrheitsnahe dichterische Belebung: und nur eine traumhafte, eine spielerisch-kindliche, eine musikalisch - religiöse Aufführung könnte dem kultischen Wesen dieser chinesischen Dichtung gerecht werden.

III.

Klabund — dies ist das Wichtigste an der Aufführung. Nicht der Erfolg in Hannover, der dieser Stadt für Wochen einen Ort der Freude geschenkt hat. Nicht China —.

Klabunds Weg ist immer ernster, immer intensiver ein Weg zur innerlichen, ganz menschlichen Poesie.

Das Poetische war in diesem Lyriker immer die stärkste Kraft. Und dieser große ehrfurchtsvolle Bewunderer Goethes hat immer in seinen Versen nach reiner, unverlogener Echtheit, nach Melodie und Form gestrebt. Manches Exzentrische, manches Feuilletonistische war zwischen dem Poetischen stehen geblieben und hätte für das Ohr des Ungelehrten die Schönheiten seiner Lyrik vortäuschen können.

In der Reinheit der chinesischen Poesie hat Klabund stets neue Kräfte für seine e i g e n t l i c h e poetische Aufgabe geschöpft. Er, der „Dumpfe Trommel und berauschtes Gong" in deutscher Sprache neu geschaffen, hat nun im „Kreidekreis" weiter aus dem Meer an ewigen Werten: China, das Melos für ein wundersames Konzert genommen. Es ist ein Konzert für Violine, in dem das Adagio dominiert. Erst im letzten Akt bricht das Allegro ein in diese Welt des Zaubers, europäische Begriffe von Theater und Drama, die aber die Einheit und Reinheit dieses „Spiels" nicht gefährden.

„Der Kreidekreis": es ist ein Spiel — sonst nichts. Aber der Atem dieser

GLOSSEN

KLABUND, CHINA, HANNOVER

I.

Klabund ist nicht mehr der frühere Klabund. Dieser hätte das Hannover Haarmanns mit seinem schneidenden Witz, seiner messerscharfen Satire, seiner politischen Ironie berührt. Der heutige Klabund ist frei von aller Ironie, frei von Tageskampf, frei von Haß. Er ist ein Gläubiger, ein ewig-jugendlicher, ein romantischer Klabund geworden. Wer ihn kannte, wußte: hinter der Brille des Feuilletonisten Klabund ruhen die Augen des Lyrikers Klabund. Große, schauende Augen eines Dichters, der die Welt auftrinkt.

Der Lyriker Klabund berührte Hannover — in jener Sphäre, die ohne Zeitgebundenheit, ohne politische Vernunft, ohne Kampf ist: in der Sphäre der ewigen Dinge. Liebe und Gerechtigkeit, das persönlich-innige und das menschlich-allgemeine Verhältnis der Lebenden zueinander — dies sind die großen Begriffe, die in dem „Kreidekreis" lebendig werden. Daß Hannover — neben Frankfurt und zwanzig Provinzstädten — die Uraufführung dieses dramatischen Spiels von Klabund brachte, daß es dieses Spiel und seine ausgezeichnete Aufführung unter des Schauburg-Direktors Dr. Rönnecke Regie umjubelte: es ist Beweis für die Lebenskräftigkeit der Provinz. Diese Menschen, die das geschmackvolle Haus bis zum letzten Galerieplatz füllten, ließen drei Stunden lang die Melodien Chinas wie Perlen um sich rollen — Perlen, mit denen man spielt, aber deren Kostbarkeit im Besitz zugleich zur Köstlichkeit wird. Und am Schluß erstürmte die Menge der Hannoverschen Bürger noch den Eisernen Vorhang und bejubelte Klabunds Einzug in Hannover.

II.

Was ist dieser „Kreidekreis"? Ein Spiel — das sagt wenig. Ein chinesisches Spiel — das sagt alles. Denn „Spiel" ist im Bezirk dieses uralten Kulturreiches ein anderes als bei uns. Es ist ein Greifen nach des Lebens Sinn; es ist Werben um Allegorie; es ist Verliebtheit in die Symbolik, die mit menschlichen Gebärden und zaubrischen Worten die weisesten Weisheiten des Tao-te-king erlebnisfähig macht.

Nicht also, ob dieses Spiel im Sinne Europas, im Sinne der Bühne von 1925 „bühnengerecht" sei, ist die Frage. Nicht, daß hier im Abrollen der Bilder eine ganze Kulturgeschichte chinesischen Lebens und auch chinesischen Theaters gegeben wird, ist wichtig. Die Werte dieses dichterischen Stückes ruhen in seiner ideelichen Bedeutung. Eine Weise von Liebe und Gerechtigkeit — ein Pastellgemälde von zartesten Farben. Als Hintergrund ein unermeßlicher

Der Verfall der deutschen Filmproduktion scheint in einem ganz unerwarteten Tempo fortzuschreiten. Im Zusammenhang mit den großen öffentlichen Finanzaffären der letzten Wochen hat die Presse sich auch mehrfach mit der Finanzierung der Trianon-Film-A.-G. durch eine halbamtliche Wohnungsbaustelle beschäftigt. Es wurde immer wieder betont, daß diese Kredite durch einen großen, in Arbeit befindlichen Film gedeckt seien, dessen geschäftlicher Erfolg durch die Person des weltberühmten Regisseurs Mauritz Stiller völlig gesichert sei. Das trifft heute nicht mehr zu. Abgesehen davon, daß gewiegte Filmfachleute schon seit Inangriffnahme dieses Filmes der Fertigstellung des Werkes eines Regisseurs, der bisher immer nur mit ganz unbeschränkten Mitteln und unter Außerachtlassung aller geschäftlichen Motive bei der staatlich subventionierten „Svenska" in Stockholm gearbeitet hatte, bei einer reinen Geschäftsfirma mit der größten Skepsis entgegensahen, sind durch den Zwischenfall nun auch diese an sich schon mäßige Aussichten auf ein Minimum zusammengeschrumpft. Stillers künstlerische Hilfskräfte — darunter Conrad Veidt — saßen bis vor kurzem völlig hilf- und mittellos in Konstantinopel, verlassen von ihrem Regisseur, der sich vorsichtigerweise rechtzeitig nach Berlin geflüchtet hatte. Was weiter werden wird, weiß niemand. Eine zweite Affäre, von der in Filmkreisen viel geflüstert wird, ist die plötzliche Stillegung der deutschen Produktion der Westi (Wengeroff-Stinnes), der (nach einer, wie man hört, erstaunlich unökonomischen Verschwendung der ursprünglich reichlich vorhandenen Geldmittel) die Kredite der Stinnes-Erben sozusagen von heute auf morgen gekündigt wurden. Eine Tatsache, die nur in der deutschen Filmbranche, so wie sie heute, gänzlich verarmt und allen Kreditbedingungen wehrlos preisgegeben, dasteht, möglich ist, mit allen ihren Folgen, unter denen die äußerliche, daß in den Ateliers schon am Tag nach der Kündigung wegen Geldmangel nicht mehr gedreht werden konnte, als bloßes Symptom der Finanzlage in der Filmindustrie von heute vermerkt werden muß. Ebenso haben einige kleinere Filmgesellschaften ihre begonnenen Arbeiten ohne Rücksicht auf riesige Verluste Knall und Fall einstellen müssen. Hierzu sei vermerkt, daß „Westi" und „Trianon" noch als die finanzkräftigsten Konzerne galten, nach der „Ufa", die mit ihren Deutsche-Bankkrediten selbstverständlich ganz anders dasteht. So rächt sich jetzt der geradezu ungeheuerliche Leichtsinn, der in dem Verzicht auf jede irgendwie filmsachverständige, intellektuelle Mitarbeit lag, der von den vernünftigen Filmpublizisten immer wieder und wieder vergeblich mit allen seinen Konsequenzen festgestellt worden ist.

sinkende Kalipreise die Intensivierung der Agrarwirtschaft begünstigen. Dennoch wird man gegenüber einer so lebhaften Initiative, wie Wintershall sie entfaltet, die Mission des Staates nicht darin finden können, daß er in derselben Richtung peitscht. Ein unvermittelter Uebergang von der alten Betriebsweise zur Kaliwirtschaft der Zukunft würde die Nichtachtung zahlloser sozialer Interessen bedeuten. Die Verpflanzung von Arbeitermassen kann nicht von heute auf morgen geschehen. Siedelungen, Dörfer und Städte dürfen nicht mit einem Male weggelöscht werden. Darum muß der Staat bremsen, und weil er bremsen muß, darf er nicht mit dem heftigsten und kräftigsten Rufer im Streite gemeinsame Sache machen.

Das Reichsfinanzministerium hat in Ausführung der Entschließungen des Reichstagsausschusses einen Entwurf für die Aufwertung der öffentlichen Schulden ausgearbeitet, in dem streng zwischen alten Besitz und sogenannten spekulativen Anleiheerwerbungen unterschieden wird. Auf alle öffentlichen Anleihen sollen gleichmäßig neue Stücke in Höhe von 5 v. H. des Nennwertes gegeben werden. Diejenigen Einreichenden aber, die die Anleihen schon am 1. Juli 1920 entweder selbst im Besitz gehabt haben oder sie danach auf dem Erb- oder Familienschenkungswege erlangt haben, sollen verzinsliche Stücke ausgefolgt bekommen, und zwar beträgt der Zinsfuß nach dem Plan des Ministeriums von den erhaltenen Beträgen wiederum 5 v. H. pro Jahr. Alle späteren Erwerber hingegen sollen nur zinslose Stücke erhalten, deren Dienst bis zur Erledigung der Reparationsverpflichtungen ruht. Das ganze Projekt erscheint zunächst reichlich voreilig. Aber daran ist der Aufwertungsausschuß schuld und nicht seine ausführende Hand, das Ministerium. So ist das ganze Projekt wenig glücklich, und die soziale Aufwertung, die früher von Dr. Luther vorgeschlagen worden war, entspricht den Erfordernissen der Billigkeit weit mehr. Wenn man aber an dem Plan festhalten will, dann sollte man ihn nicht vorzeitig diskreditieren, indem man in den alten Fehler verfällt und ihn den Einwendungen von Sachverständigen aussetzt, unter denen sich kein einziger befindet, der nicht zugleich Interessent ist. Alle Herren, die zu der Gutachterbesprechung gebeten waren, sind Interessenten. Wir wollen gar nicht behaupten, daß der Entwurf wirklich technisch durchführbar ist. Aber seine Undurchführbarkeit darf man sich doch nicht von solchen Persönlichkeiten des Bankgewerbes und des Sparkassenwesens beweisen lassen, von denen die einen für sich selbst oder für ihre Kundschaft den Wunsch haben, daß die Aufwertung auch den jüngsten Erwerbern zuteil wird, und von denen andere mindestens das Bestreben zeigen, unproduktive Arbeiten von ihrem Gewerbe abzuwenden. Mit diesen Methoden wird man nie zum Ziel gelangen.

dem preußischen Staat auch ohne diese guten Beziehungen der Wintershallkonzern nicht verborgen geblieben wäre, der, nach Syndikatsquoten berechnet, bereits 38,59 v. H. der gesamten deutschen Kaliindustrie beherrscht. Des Schwiegersohns bedurfte der Kalireferent nicht, um mit dem allmächtigen, allgegenwärtigen Herrn Rosterg bekannt zu werden. Die Verhandlungen spielen sich überdies in breitestem Kreise ab und eine Bevorzugung des Wintershallkonzerns aus diesem Grunde ist bei einer so aufsehenerregenden Transaktion nicht zu befürchten. Das möchten wir herausschicken, obwohl wir in dem beabsichtigten Vertrage eine wirtschaftspolitische Ungeheuerlichkeit sehen.

Preußen macht für seinen Kombinationsplan lediglich geltend, es wolle die Wirtschaftlichkeit seiner Kalibetriebe erhöhen und erachte für einen darauf sich beziehenden Austausch von Erfahrungen gerade den Wintershallkonzern auf Grund seiner unbestreibaren Erfolge für geeignet. Nun ist es ja mit der Wirtschaftlichkeit von Staatsbetrieben eine schöne Sache. Sie läßt sich aber auch erreichen ohne eine Verbindung gerade mit der größten deutschen Kaligruppe. Bestehen doch neben der Wintershallgruppe noch zehn andere zum Teil ebenfalls tüchtig geleitete und erfolgreiche private Kalikonzerne. Der preußische Staat würde eine alte Tradition aufgeben, wenn er mit seinem Besitztum die Uebermacht dessen stärkt, der stark genug ist. Früher wurden die Erwerbungen damit motiviert, daß man der Vorherrschaft privater Konzerne den direkten Einfluß staatlicher Produktionsstätten entgegensetzen wolle. Zu diesem Zwecke wurde die Hibernia, zu diesem Zwecke wurden auch die preußischen Kalischächte erworben, die rund 6 v. H. Syndikatsbeteiligung darstellen. Eine Gemeinschaftsarbeit, wie sie zwischen den Kalibetrieben des preußischen Staats und der Rosterggruppe geplant ist, kann man sich doch nur auf zweierlei Weise vorstellen. Entweder die Kontrahenten liegen sich dauernd in den Haaren, dann würde man die Gemeinschaft besser gar nicht erst eingehen. Oder aber beide Parteien stoßen in ein Horn. Das würde heißen, daß der Wintershallkonzern für seine hochfliegenden Pläne, die auf eine brutale Stillegungsaktion und Lösung aller Syndikatsfesseln hinauslaufen, einen Bundesgenossen erhielte, dessen Bedeutung sich nicht in seiner Syndikatsquote erschöpfte. Denn der eigentliche Kampf, den der kämpferische Herr Rosterg noch zu bestehen haben wird, liegt auf dem Gebiete der Kali-Gesetzgebung, und da will es etwas bedeuten, wenn die staatlichen Gruben in einer Phalanx marschieren. Man kann den Rationalisierungsplänen Rostergs noch so sympatisch gegenüberstehen. Man kann ihre Verwirklichung sogar für dringend notwendig erachten im Interesse der deutschen Zahlungsbilanz, der die Verbilligung der Kaliproduktion auf doppelte Weise zugute kommen wird, einmal direkt durch Erhöhung des Kaliexportes und zweitens indirekt, weil

s c h e c k v e r k e h r ist zu einer Sparkasse des ganzen Volkes geworden, nicht in dem Sinne, daß langfristige Sparguthaben auf Postscheckkonto angelegt werden. Das Postscheckkonto ist unverzinslich, und zur Errichtung einer Postsparkasse ist es nicht gekommen. Aber von demjenigen Teil des Sparens hat das Postschecksystem in nie geahntem Ausmaße profitiert, der nach der Zerstörung aller normalen Gewohnheiten der dringlichste gewesen ist: Als die Kassenbestände den Betriebe erst einmal wieder den Schränken entnommen wurden, da sind sie in erster Linie zum Postscheckamt gebracht worden. Die Post führt heute beinahe zehnmal so viel Konten wie vor dem Kriege, ihr Abrechnungsverkehr ist doppelt so groß wie im Frieden und dreimal so groß wie bei der Reichsbank. Nicht weniger als eine Drittelmilliarde Reichsmark stehen ihr aus den Postscheckeinlagen zur Weiterverleihung zur Verfügung. Die Verfügung über diese enorme Summe hat man bisher offenbar als Privatsache der Beamten des Postministeriums erachtet. Die Fachkritik, die immer wieder die Ausgabe von Ausweisen für den Postscheckverkehr gefordert hat, wurde überhört. Soll das so weiter gehen? Oder wird die Bürokratie durch die neuerlichen Enthüllungen aufgescheucht werden aus ihrem Trott? Bezweifelt jemand, daß ein großer Teil der Vorgänge, die jetzt aufgedeckt worden sind, vermieden worden wären, wenn man dem Verlangen nach ausreichender P u b l i z i t ä t rechtzeitig Folge geleistet und genaue Nachweisungen über die Bewegung des Postscheckverkehr und die Verwendung der Gelder gegeben hätte?

So ernst es ist, was jetzt an Mißbrauch von Beziehungen ans Tageslicht gefördert wird, so sehr wird man sich verbitten müssen, daß diese trüben Erfahrungen künftig von der üblen Sorte der S c h n ü f f l e r als ein Freibrief ausgenützt werden, alle persönlichen Fäden, die unvermeidlich zwischen den verschiedenen Gruppen von Gesellschaft und Wirtschaft sich schlingen, mit schmierigen Verdächtigungen versehen, hervorzuzerren. Will man es dem beamteten Vater verargen, daß der Sohn die ihm gelassene Freiheit der Berufswahl dazu ausnutzt, um Bankbeamter zu werden? Will man aus solchem Tatbestand sogleich einen unerlaubten Zusammenhang zwischen Politik und Geschäft konstruieren? Müssen Eltern ihren Töchtern die Freiheit der Gattenwahl kürzen, damit das unglückselige Geschöpf nicht etwa auf die Idee kommt, einen Geschäftsbeamten des Wintershallkonzerns zu heiraten, obwohl der Vater Kalireferent bei der preußischen Regierung ist? Es ist gewiß zeitgemäß, wenn ein „Weltblatt“ jüngst sehr scharfsinnig kombinierte, daß hier der Schlüssel zu suchen sei für die Verhandlungen, die zwischen dem Preußischen Fiskus und dem Wintershallkonzern auf Eingehung einer Interessengemeinschaft eingeleitet worden sind. Gleichwohl glauben wir versichern zu können, daß

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Januarwoche

Im Tagebuch der Wirtschaft vom 11. Oktober 1924 schrieben wir anläßlich des Falles der Depositen- und Handelsbank, die durch Vermittlung des Zentrumsabgeordneten Dr. Fleischer von der Reichspost einen Kredit eingeräumt erhalten hatte, folgendes:

> „Das Volumen des Geschäftes mag gering sein. Seine prinzipielle Seite ist von der allergrößten Bedeutung." „Warum hat im Falle der Depositen- und Handelsbank die Reichspost einem ganz unansehnlichen Institut einen Kredit von beinahe einer Million Goldmark eingeräumt, obwohl mit diesem Betrage, wenn er dem produktiven Gewerbe zugekommen wäre, viel Nutzen gestiftet, Stillegungen und Arbeitslosigkeit vermieden werden konnte? Sind bei der Verleihung der Postgelder andere als sachliche Erwägungen ausschlaggebend gewesen?"

Es sind andere als sachliche Erwägungen ausschlaggebend gewesen. Alle sogenannten „Fälle" der letzten Zeit lösen sich auf in einen einzigen großen Fall Reichspostministerium. Postgelder sind es gewesen, die die Seehandlungsgeheimräte Hellwig und Rühe ausgeliehen hatten. Postgelder sind es gewesen, die von der Deutschen Girozentrale und der Oldenburgischen Staatlichen Kreditanstalt an Barmat gegeben wurden, laut Anweisung des Reichspostministeriums gegeben werden mußten, wenn diese Institute auf das Geschäft nicht überhaupt verzichten wollten. Die Untersuchung wird aufzuklären haben, warum sich Herr Höfle über die klaren Abmachungen mit Finanzministerium und Reichsbank hinweggegesetzt hat, warum er den Kreditverteilungsstellen, deren er sich bediente, solche ganz ungewöhnliche Auflagen gemacht hat. Man kann über die Barmats denken wie man will, man braucht sie nicht, wie die landläufige Meinung es heute tut, auf dieselbe Stufe zu stellen wie jenen ausgemachten Betrüger Kutisker, man kann bei aller Skepsis hinsichtlich der leichtfertigen finanziellen Konstruktion die Aufbauarbeit, die sie geleistet haben, höher veranschlagen als es heute populär ist, und man wird es dennoch für unerträglich halten, daß zugunsten dieses unerprobten Barmat'schen Gebildes andere weit kreditwürdigere Unternehmungen auf die Mittel zur Fortführung ihres Betriebes verzichten mußten. Was nützt alle Sparprogaganda des benachbarten Wirtschaftsministeriums, wenn die große organisatorische Aufgabe unerkannt bleibt, wie die zusammenströmenden Mittel, soweit sie in öffentliche Hand gelangen, zweckgemäß verwendet werden. Der Post-

Bezirk anzuschließen und als ich kaum 300 Werst von den mongolischen Grenzen entfernt stand, zählten wir bereits 12000 Mann.

Im Kale-Yzyr, einem Städtchen in der Steppe, schlugen sich Räuber des burjattischen Ataman Ló-Tum in der Zahl von 800 Mann zu uns, unterhalb des Berges Mane-Omi etwa 600 Mann einer Chungusenbande und so ging es glücklich weiter, bis ich an der mongolischen Grenze mit 20000 Mann dastand. Entsetzt floh die Bevölkerung vor uns, nachts brannten auf den Bergen Warnungsfeuer. Wir hatten ungeheuere Herden von Rindern, Schafen, Ziegen und Pferden, die mein Ehrengeleite unterwegs umsichtig sammelte.

Als wir in die Hauptstadt der mongolischen Provinz Pej-Húr kamen, zogen uns die Vertreter der mongolischen Regierung mit den Lamas entgegen und baten uns, wir möchten ihnen das nackte Leben lassen. Mit der Mongolei könnten wir machen, was wir wollten, sie hätten nichts dagegen, was für eine Regierung immer wir auch einsetzen. Es hat sehr lange gedauert, bis ich ihnen klar gemacht hatte, daß ich bloß freundschaftliche, friedliebende Absichten hege, und in Urga mit dem chinesischen General Sun-Fu zusammenkommen wolle.

Sie waren aufrichtig verwundert und gaben mir ein aus zwei mongolischen Regimentern bestehendes Ehrengeleite, so daß ich mich Urga mit 30000 Mann näherte. Die chinesische Regierung war sehr überrascht und begann an der mongolischen Grenze Militär zusammenzuziehen.

Der Vertreter der japanischen Regierung fühlte sich durch das Verhalten Chinas verletzt, weil doch Japan in der Mongolei desgleichen interessiert ist.

Und so geschah es, daß zwischen Peking und Tokio einige sehr scharfe Telegramme gewechselt wurden.

Inzwischen näherte ich mich ganz ruhig Urga, um dort den General Sun-Fu zu begrüßen, der, desgleichen beunruhigt, die Garnisonen von den chinesischen Grenzen gegen Urga vorzuschieben begann und zum Schluß in Urga drei Divisionen chinesischer Infanterie, ein Regiment japanischer Kavallerie und zwei Divisionen Artillerie gegen mich beisammen hatte.

Bei Urga kam es zu der Schicksalsschlacht, die zwei Tage wütete. Meine Burjatten wurden in dem Treffen ausgerottet.

Ich war aufs Haupt geschlagen. Urga fiel an China mitsamt der ganzen mongolischen Provinz Pej-Húr. Ich kehrte nach Irkutsk mit zwei Mann zurück und als mich der Repräsentant des Volkskommissariates für auswärtige Angelegenheiten, Genosse Gabranow, fragte, wo ich denn den General Sun-Fu habe, sagte ich:

„Es ist mir ein kleines Mißverständnis passiert. Er ist in Urga geblieben . . .“

Aus dem Tschechischen übersetzt von Rudolf Fuchs.

Ich wurde durch das sibirische Revolutionskomitee in Omsk beauftragt, unverzüglich aus Irkutsk nach Urga in der Mongolei aufzubrechen, dort den Vertreter der chinesischen Republik, General Sun-Fu zu begrüßen und mit ihm alles zu vereinbaren, was die Erneuerung der Handelsbeziehungen zwischen der Republik China mit Ostsibirien betrifft.

Am nächsten Tage erhielt ich ein zweites Telegramm, ich solle den General Sun-Fu lieber nach Irkutsk bringen, damit der Repräsentant des Volkskommissariates für auswärtige Angelegenheiten, Genosse Gabranow, mit ihm den Vertrag über die Grenzen zwischen Sowjetrußland, der Mongolei und China verhandeln könne.

So geschah es, daß ich zwei Bataillone Infanterie und eine Eskadron Kavallerie als Ehrengeleite, und für alle Fälle auch eine Batterie leichter Artillerie mit mir nahm.

Von Irkutsk marschierten wir in Infanterieordnung und stießen nirgendwo auf Widerstand. Die Burjatten kamen uns überall mit gebratenen Hammeln und mit Kumiß entgegen.

So ging es ohne irgendein Hindernis vorwärts bis nach Selenga, der Hauptstadt des Selenginskij Ajmak. In Selenga verschob sich die Situation ein wenig zu unseren Ungunsten. Unbekannte Agitatoren haben einige Bezirke transbaikalischer Burjatten gegen mich aufgehetzt. Sie verbreiteten, daß ich Vieh requirieren käme.

In Schudjar in der Steppe zeigten sich die ersten bewaffneten burjattischen Reiter und als wir zum See Ar-Meda kamen, fanden wir 3 000 Aufrührer vor uns, die einen Parlamentär mit dem verlockenden Angebot zu uns entsandten, wir sollten uns ergeben und wenn wir dann schon alle so schön beisammen sind, uns nach dem altaischen Bergrücken begeben und uns bis zum Winter vom Raub ernähren. Im Winter dürften wir, ließ man uns sagen, uns auflösen und nach unseren Heimatstätten zurückkehren.

Dieses Angebot lehnte ich ab und stellte meinerseits den Aufrührern den Antrag: sich selbst zu ergeben und sich unserem Zuge anzuschließen. Dies hatte den diplomatischen Zweck, durch die Anwesenheit der burjattischen Reiter in unseren Reihen vor den Angriffen der Eingeborenen, die gleicherweise Burjatten sind, verschont zu bleiben.

Ich muß gestehen, daß es mir nicht ganz so ergangen ist, wie ich es mir vorgestellt habe. Die Aufrührer haben sich uns wirklich ergeben, als sie hörten, daß wir Artillerie mitführten, wodurch mein Ehrengeleite um 3000 wilde burjattische Reiter vermehrt wurde. Aus landsmännischer Liebe begannen sich uns Nomaden aus dem Barkuginskij, dem Meschegelskij und Tamirskij Ajmak-

Adligen, der, kaum mannbar, noch die Wurschtigkeit des begüterten Jünglings hat. Aber gerade der trifft als erster in der Clownloge Monsieur und Madame d'Orgel. Ein kleines Komplott, sich vor Robin als alte Freunde zu geben, befreundet sie.

Man bleibt gleich zusammen, macht einen Ausflug nach einem Tanzlokal der banlieus — der letzte Modespleen der Gesellschaft — wo distinguierte Herren befrackt dinieren. Und Robin wie die andern tragen, welch unerhörtes Malheur! Straßenanzug. Leider besteht das erlauchte Publikum nur aus den Kellnern, die der pleitegegangene Wirt, ehemaliger Croupier eines ausgehobenen Spielklubs, in Ermangelung der Gäste zu Tisch lud.

Und so beginnt mit einer harmlosen Fopperei, einer alltäglichen Episode, diese sonderbare Liebesgeschichte, als Leidenschaft um so zerstörender, weil sie bis zum Ausbruch in den Betroffenen unbewußt wirkt, weil ihnen der Sprachschatz für alle Nuancen fehlt. Eines Comte und einer Comtesse d'Orgel Stolz läßt nicht die Möglichkeit illegitimer Neigungen zu. Man negiert sie, wie der alte d'Orgel einst den Krieg zu negieren suchte. Selbst noch, wie diese Frau, siech an Liebe, Hilfe bei der Mutter des geliebten Jünglings François erfleht, selbst noch, wie bei den Vorbereitungen zu dem großen Ball alle außer dem Grafen das Geheimnis wissen. Selbst noch, als sie am Schluß vor ihm, dem Gatten, das Geständnis provoziert. Eine außereheliche Passion? Man lebt doch nicht bei den Wilden! François muß natürlich mit uns den Ball, die Saison einleiten! Das ist die einzige Antwort eines Comte d'Orgel. Man negiert!

Radiguet notierte auf einen Zettel über sein Buch:

„Roman dort, wo die Psychologie romanhaft ist.

Die Erfindungskraft ist einzig darauf verwandt, nicht auf die äußeren Ereignisse, sondern auf die Gefühlsanalyse.

Roman keuscher Liebe ebenso anstößig wie der unkeuscheste Roman. Stil: schlecht geschrieben in der Art, wie Eleganz Anschein haben muß, schlecht gekleidet zu sein.

„Mondäne" Seite:

Atmosphäre dienlich zur Entfaltung gewisser Gefühle, aber es ist kein Gemälde der Mondäne; Unterschied zu Proust. Die Umrahmung zählt nicht."

Vielleicht läßt sich aus so kurzer Darstellung das Ungewöhnliche kaum erkennen. Es geht weder um einen L'art pour l'art-Stil wie so vieles in der Französischen Moderne — sonst könnte man es auf eine beliebte Aesthetikformel bringen — noch um eine Erneuerung der Grandguignol-romantik wie in der deutschen — sonst genügte eine genaue Inhaltsangabe.

So entfernt man aber gerade einen Liebesroman unserer Zeit glaubt, um so mehr überrascht den Lesenden Radiguet Satz für Satz durch seine absolute Gegenwartsnähe.

LE BAL DE COMTE D'ORGEL

Dies der Titel eines der beiden Romane von Radiguet — von dem wenigen, das er schrieb, kenne ich nur dies Werk und einige Verse.

Der Inhalt: eine Liebesgeschichte; ein Comte, der sozusagen platonisch gehörnt wird. Spielt in der gleichen Gesellschaftsschicht, die von Proust analysiert wurde. (Mit einem Unterschied, den ich noch nennen will.) Wenn hinzu zu fügen ist, daß das, was hieraus geschaffen wurde, umwirft, immer von neuem verblüfft, so scheint das ein Widerspruch oder der Beweis für genial-exzentrische Lösung.

Raymond Radiguet, geboren 1903, begann vierzehnjährig sein Schriftstellerdasein mit Gedichten. Sohn eines Karikaturenzeichners vom „Journal", veröffentlichte seine ersten Beiträge im Witzblatt „Fantasio", kam mit einer Empfehlung André Salmons zu Max Jacob, der ihn literarisch einführte. Man traf ihn in den Publikationen und im Kreise der Dadaisten, die damals ein bißchen die zünftige Kunst sabotierten und heute „anerkannt" sind. Zwanzigjährig starb er (Dezember 1923) in einem Pariser Sanatorium an einem Leberleiden, dem seine Neigung zu alkoholischen Getränken unzuträglich war. Als Achtzehnjähriger begann er den Bal du Comte d'Orgel.

Rein äußerlich besteht die Aehnlichkeit mit Proust, daß es sich um einen Schlüsselroman handelt, dessen Originale Freunde der von Proust travestierten Personen sind. Nur daß Proust diese Gesellschaft vor dem Kriege zeichnete, daß er als einer der ihren ironisierte und fühlte, sich zu ihrem Snobtum bekannte, „à la recherche du temps perdu". Während Radiguet seine Freude an der gestörten Exklusivität hat, wo man zwar den neuen Erscheinungen, von den Niggerbands bis zu den entthronten Mitgliedern russischer Aristokratie, Stil zu geben weiß, aber doch nicht peinliche Begegnungen vermeiden kann.

Dadurch wird ein rascher Szenenwechsel aller Orte veranlaßt, wo sich heute „Gesellschaft" zeigt, jene große Gesellschaft im Sinne des Comte d'Orgel, der in Wirklichkeit im literarischen Leben von Paris dominiert und Gründer eines der modernsten Theater ist. Bei ihm zu verkehren, ist deshalb das höchste Glück aller derer, die mit Gewalt „arrivieren" wollen, „die immer fürchten, den Zug zu verpassen" wie jener Diplomat Paul Robin (der außerhalb des Romanes auch als Dichter populär ist). Robin spricht stets geheimnisvoll von „seinen Leuten", das sind: seine großen Beziehungen, auf die er Monopol besitzt; er besucht die Vorstellungen der Fratellini — in der Proust-Zeit wäre er wohl zu „Phèdre" gegangen. Alle Welt kennt seine fixe Idee. Die Ankunft der Orgels im Zirkus hypnotisiert ihn, sie sind sein Clou, seine Hauptattraktion in Gesprächen mit seinem Freunde François, einem jungen

der von den Gespenstern der Lebensangst belagerten Festung seiner Seele entschließt, nur dort zupacken, wo er seine Ueberlegenheit auf jeden Fall gesichert wähnt, wo der Partner keine volle Wehrfähigkeit besitzt. Er nimmt die anderen Gefahren in Kauf um dieses Vorteils willen, der ihm allein die Liebesfähigkeit beschert. Und dann beginnt, den Selbstbetrug zu vollenden, die Karikatur der Wirklichkeit: der schwache, minderwertige Partner wird hinaufgesteigert, vergrößert, auf ein Postament gestellt, als ob er ein vollwertiger Partner wäre. Denn um dieses Gefühl der Vollwertigkeit ringt der Liebende, um die Eingliederung in eine Welt der Starken, die er sich bisher aus der Materie des Lebens nicht zu formen verstand. Deshalb macht sich die liebende Lehererin in ihren Briefen so klein und jung, deshalb sucht sie die Kränkung des Geliebten. „Du zeigtest mir, wie gering ich in Deiner Achtung stand, und kamst dann zu mir zurück, um mich wie eine Spielpuppe aus der Ecke zu nehmen . . . Du sagtest, ihr würdet nicht hingehen und dann habt ihr doch das Kino besucht. Das war wieder eine so gewisse Kränkung, eine so entsetzliche Schmähung, die Du mir zufügtest.“ Die 53-jährige spricht zu dem Knaben wie zu einem erwachsenen Geliebten voll Grausamkeit und Tücke, weil sie in ihm einen Erwachsenen sehen will.

Und in diesen Kunstgriff, durch den sie in die nichtigsten Situationen soviel tragische Kränkung hineinphantasiert, erkennen wir wieder den Fluch, der sie zur Jungfernschaft verurteilte. Zählet uns nicht die Jahre vor, die sie vom Geliebten trennte, und berichtet uns nicht, wie sonst ihr Leben ordentlich war und geregelt. Erzählet uns lieber, wer ihre Eltern waren und ihre Lehrer, wer es mit solcher Virtuosität zustande brachte, alle Quälgeister der Angst auf ihre Seele zu hetzen, als sie noch jung war. Erzählet uns, wer durch lästiges Verbieten, pedantisches Befehlen, greisenhaftes Herumstutzen ihren Schritt, als sie ins Leben hinausdrängte, so unsicher machte, daß sie nur noch am Leben vorbeischleichen konnte. Erzählet uns, welche täppische Tantenweisheit sie vor der bösen Männerwelt gewarnt oder zur „Pensionsberechtigung“ erzogen oder zu anderen Fetischen der Feigheit. Erzählt uns dann auch, was in der Seele jener Männer vorgeht, welche die „deutsche Jungfrau“ verherrlichen und jener Moralisten, die jeden Versuch der Frau zur Liebe hin als Gelegenheit benutzen, die Frau zu entwerten, sie den Druck der Männermacht noch tiefer fühlen zu lassen. Dann habt ihr die Meute aufgerufen, welche diese Seele zerriß. Und auch diese Sensation geht uns verloren: in einer Welt, in der jeder von der Kraft lebt, die er dem andern stiehlt, ist das Absonderliche nicht mehr erstaunlich. Erstaunlich bleibt die Unschuld des Lebens, die uns immer wieder zur Liebe zwingt, wenn noch so viel Fanfaren des Hasses blasen und die uns einmal lehren wird, die alte Jungfrau als ein Phänomen zu bestaunen, das sie uns heute erst wird, wenn sie einen Knaben zu lieben unternimmt.

seiner natürlichen Menschenkenntnis heraus sich dieses Schicksal einer alternden Frau erklären kann. Man müßte ein System der umgekehrten Sensation erfinden: die Ausrufungszeichen dort anzubringen, wo auch dem Verstocktesten ein Licht aufgehen müßte. Dann würden die, deren Leiden zur Druckerschwärze wird, wenigstens nicht umsonst dieses Opfer bringen. Die Zeitung konnte ihnen den Anschluß an die Menschlichkeit vermitteln, den sie selbst nicht finden konnten, und der Mensch würde es lernen, seine Möglichkeiten zu bejahen, anstatt sie als Unmöglichkeiten zu bestaunen.

Wenn es überhaupt eine Sensation bei der ganzen Sache gibt, so ist es die, daß eine dreiundfünfzigjährige Frau noch Jungfrau war (denn diese war es bis zum kritischen Abenteuer). Eine Frau, die genügend Kenntnisse und Lebenserfahrung besitzt, um sich selbst zu erhalten, um andere zu unterrichten, um fremden Menschen unter die Arme zu greifen. Dieses Mädchen lebte allein, wohnte allein, setzte sich auf eigene Faust auseinander mit dem kleinen und großen Geschehen dieser Welt, — dies alles konnte sie; nur Eines konnte sie nicht: einen Lebensgefährten finden. Die Jungmädchenzeit verstrich, die Reifezeit verstrich, ein Winter nach dem anderen mit allen Geselligkeiten der Stube, ein Sommer nach dem anderen mit allen Geselligkeiten des Waldes, des Feldes, der Reise. Und niemals fand diese Sehnsucht ihren Weg zum Partner, niemals lösten sich die Fesseln, die diese Seele drosselten.

Ich weiß nicht, ob wir alle so weit sind, diese Tatsache als sonderbar zu empfinden. Aber ich hoffe, daß wir alle so weit kommen. Viele von uns sind wohl noch wie jener kreuzbrave Fabrikdirektor, der — sicher ein schöner Zug von ihm! — zu Protokoll gab, daß er nach dem jahrelangen Verkehr der Lehrerin in seiner Familie an die Beschuldigung nicht glauben könne und alles, was behauptet und vermutet wird, für die Ausgeburt einer hysterischen Phantasie halte. Und was dachten Sie sich, Herr Direktor, in diesen Jahren, während Sie selbst Ihr Leben entfalteten, Ihre Tochter wachsen, Ihr Haus gedeihen sahen und mitten drin diese irrende Seele, die nicht gedieh, nicht wuchs, sich nicht entfaltete, sondern in ihrer Einsamkeit verkümmerte? Ist nicht gerade das die Ausgeburt einer hysterischen Phantasie, daß ein Mensch mit 53 Jahren noch nicht den Mut zur Liebe fand, und alles Folgende — ob Wahnsinn, Selbstmord oder Abenteuer — nur selbstverständlich?

Wer mit 53 Jahren noch nicht lieben gelernt hat, der kann — wenn nicht ein Wunder geschieht oder wenn ihm nicht jemand hilft, die schwierige Aufgabe nur lösen — nur absonderlich lieben. Eine furchtbare Angst vor den Gefahren der Zweisamkeit, vor dem Unterliegen im Liebeskampf muß in einem solchen Menschen stecken, der sich nie zur Werbung entschloß. Er wird, wenn er den Tag der Lebensbilanz nahen fühlt und sich zum verzweifelten Ausfall aus

Und doch ist noch kein Grund, Trübsal zu blasen. Freilich, wir müssen wieder ehrlich, wieder sauber, wieder wahrhaft werden. Und darum müssen wir zunächst jene falschen Propheten von uns stoßen, die schon jetzt wieder, wie in Vorkriegszeiten, mit ihren alten Opiaten zur Stelle sind und uns, ach! mit wie unreinem Gewissen, von neuem das reine Deutschtum empfehlen. Aber es gibt kein reines Deutschtum mehr, es gibt nur noch ein unreines. Ein Blick auf das Inland kann uns dieses lehren — selbst wenn wir dem Ausland keinerlei Glauben schenken wollen. Falls wir aber stark genug sind, um auch die Stimme des Auslands zu ertragen, so werden wir, außerhalb der Kreise englischer Pazifisten und italienischer Hotelportiers, noch heute das Wort „Verbrecher" in unseren Ohren erklingen hören. Und das trotz aller Propaganda, und vielleicht gerade wegen der Propaganda.

Und doch gibt es ein Mittel, um diese Pest zu bekämpfen. Ich wenigstens kenne zwei Worte, die dem Entrüstungssabbath, der noch heute draußen tobt, ein Ende machen können. Zwei magische Worte, die wie Hahnenschrei die Gespenster der Verkennung und Unwissenheit auseinanderjagen und wieder einen neuen deutschen, nein, europäischen, nein, einen Welten-Frühling verkünden könnten. Die beiden Propagandaworte heißen: „Nietzsche und Spitteler".

Freilich dürfen es nicht Worte bleiben.

OTTO KAUS

DIE JUNGFRAU

Das Wesen der journalistischen Sensation besteht darin, daß man eine Sache, die — mit aller Einfachheit vorgetragen — jeder verstehen würde, mit so viel aufgeregten Ausrufungszeichen versieht, daß der Dampf die natürlichen Konturen vollständig verschleiert. Indem der Journalist im Menschen als Leser die Denkhemmungen züchtet, die der Mensch als Privatmann schon längst abgelegt hat, macht er aus der Mücke einen Elefanten und aus dem Elefanten ein vorsintflutliches Fabeltier. Der Leser kapituliert vor dem Rätsel und ruft verzweifelt nach dem Fachmann, der sich meistens hüten wird, das Geschehen auf eine einfache Formel der Lebensunmittelbarkeit zu bringen, von dessen klassifikatorischen Komplikationen sich so gut leben läßt.

Im Gerichtsteil der deutschen Zeitungen ist, nach der kräftigen Kost der letzten Monate, vor Tagen ein neues Sensatiönchen aufgetaucht: die Geschichte der dreiundfünfzigjährigen Lehrerin, die den dreizehnjährigen Schüler liebte. Ausrufungszeichen vorn und hinten, Mobilisierung von Schlagworten, Aufmarsch von verschiedenen Ismen. Und wir behaupten kurz und bündig, daß es keinen vernünftigen, erwachsenen Menschen gibt, der nicht aus

vellistischen Sinne des Wortes. Wenn der Deutsche böse ist oder wird — und das ward er 1914 — so ist er immer böse aus einem höheren Grunde. Böse aus Idealismus, unmoralisch aus Moralität. Daher auch seine Größe im Bösen. Es ist eben Böses, das von seinem Gegenteil eingegeben ward, Böses, das vom Himmel und nicht von der Hölle inspiriert wurde. Aber in der wirklichen Hölle ist der Deutsche nicht zu Hause. Und gar mit S. M. dem Fürsten dieser Hölle steht er auf gespanntestem Fuße. Daher die große Ungeschicklichkeit des Deutschen im wirklich Bösen, in Allem, was zum politischen Machiavellismus gehört: in Propaganda, in Komplotten, in Fälschungen, in Bestechungen, in Verschwörungen. Auch zum Bösen gehört bekanntlich Talent — und noch mehr wie zum Guten. „N'est pas diable, qui veut".

Es handelt sich eben bei dem Gegensatz von Spitteler zum Reich um zwei Idealismen. Das Reich hatte seinen Idealismus von Hegel, Spitteler den seinen von Burckhardt bezogen. Hegel vergötterte den Staat, Burckhardt vergötterte die Persönlichkeit.

Nur unter feindlichen Brüdern konnte ein so harter Zwist entstehen, und, so setzen wir hinzu, nur unter deutschen feindlichen Brüdern. Denn die Deutschen sind und bleiben das Volk der Ideen; das Volk, in dem der Kampf um Ideen am leidenschaftlichsten ausgetragen wird. Spitteler sagte: „Bösewicht," Deutschland antwortete: „Verräter". Und sie hatten beide Recht. Und wo beide Gegner recht haben, da ist immer hohe, echte und wahre Tragik.

Wer aus dem Duell David-Goliath als Sieger hervorgegangen ist, das wissen wir ja heute. Hegels Staat ward von 26 anderen Staaten aufs Haupt geschlagen, und das Dreigestirn Burckhardt, Spitteler und Nietzsche beginnt am Horizonte aufzusteigen. Von Vielen noch unbemerkt: die meisten Deutschen glauben noch immer an ihr Reich, das doch „nicht mehr von dieser Welt" ist, zum mindestens nicht mehr in dieser Welt die alte Weltgeltung beanspruchen kann.

Kann es Wunder nehmen? Kein Land kann ohne Ideen leben, aber Deutschland weniger noch als alle anderen Länder: es geht sofort und unfehlbar zugrunde, wenn es sich von Ideen abwendet. Oder, wenn, wie in diesem Falle, es die neuen Ideen nicht rechtzeitig erkennt. Deutschland hat den einen seiner großen Söhne in die Wildnis und den anderen ins Irrenhaus geschickt. An dem Tage, an dem Nietzsche seinen „Zarathustra" schrieb und Spitteler seinen „Prometheus"; an dem Tage, an dem das große Schweigen diese beiden großen Bücher begrüßte und das laute Hämmern der Industrie die religiöse Sprache der Poesie übertönte — an jenem Tage schon waren die beiden Schlachten an der Marne verloren.

Nun ist das Unglück geschehen.
Und wir blasen Trübsal.

unbedingtes Lob zu singen brauchten, fühlte er sich am meisten hingezogen.

Hegels Einfluß war laut und umfangreich und auf Jahrzehnte sich erstreckend. Aber auch der Einfluß des stillen Burckhardts war enorm — weniger quantitativ als qualitativ enorm. Er erstreckte sich z. B. auch auf Friedrich Nietzsche. Es unterliegt nämlich keinem Zweifel, daß Burckhardt auch diesen einstmals von der „Herrlichkeit des Reiches" zur Nüchternheit über das Reich bekehrt hat. Denn Nietzsche war einer der Wenigen, die der sonst unzugängliche Burckhardt eines vertrauten Umgangs würdigte. Und wie auf Nietzsche, so hat Burckhardt auch auf Spitteler gewirkt. Spittelers Anschauung, daß die Macht immer böse und daß Satan der Herr dieser Welt sei — eine Anschauung, von der sich Nietzsche allerdings freimachte — ist sicherlich Burckhardtischer Herkunft.

Und nun erklärte die machtvollste aller Wurstmaschinen im Sommer 1914 sämtlichen umliegenden Völkern den Krieg! Nein: sie ließ sich von ihnen „mitten im Frieden hinterrücks überfallen" — so lautete ja wohl die erste offizielle Version. Aber man schrie dabei Hurrah von Brieg bis Bremen, und von Konstanz bis Königsberg! Noch nie in aller Weltgeschichte hatte sich ein Volk mit so viel Vergnügen von seinen sämtlichen Nachbarn überfallen lassen . . .

Spitteler griff zur Feder und schrieb sein kleines Büchlein „Unser Schweizer Standpunkt". Er gibt den Schweiz den Rat, im Kampfe neutral zu bleiben. Es hat auch sicherlich antideutsche Tendenz. Aber diese Tendenz geht in gerader Linie aus der philosophischen Vorkriegseinstellung des Verfassers hervor. Die Macht ist böse, und sie lügt noch dazu. Belgien wird überfallen, und nachher werden von Deutschland Dokumente veröffentlicht, die Belgiens Schuld beweisen und die den Ueberfall rechtfertigen sollen. Spitteler nennt das in seinem prachtvollen Deutsch: „den Dokumentenfischzug in den Taschen des zuckenden Opfers". In seiner polemischen Schärfe ist und bleibt „Unser Schweizer Standpunkt" eine Schrift ersten Ranges. Man staunt über das Feuer dieses damals schon siebzigjährigen Recken. Man bewundert auch seinen Mut: die Schrift brachte ihn ja um sein ganzes Publikum. Und es war nicht etwa Mut aus Leichtsinn oder aus Dummheit: Spitteler wußte genau, was er tat. Nur in Deutschland, so sagt er in dieser Schrift, würde er gelesen: seine Leser in Frankreich könne er an einer Hand aufzählen, und Daumen und Zeigefinger dieser Hand könne er auch noch weglassen. Man sieht: wir sind zur Bewunderung gezwungen, auch wenn wir Spittelers Standpunkt nicht bewundern können.

Denn wir, die wir Deutschland kennen, wissen ja, daß die deutsche Macht nicht böse war, und überhaupt nicht böse sein kann. Wenigstens nicht im tiefen, ernsten, im moralinfreien, im machia-

es hier: „Der einzige Gedanke, den die Philosophie mitbringt, sei der einfache Gedanke der Vernunft, der Gedanke, daß die Vernunft die Welt beherrsche, daß es auch in der Weltgeschichte vernünftig zugegangen sei, und das Ergebnis der Weltgeschichte müsse (sic!) sein, daß sie der vernünftige, notwendige Gang des Weltgeistes gewesen sei — was alles doch erst zu beweisen und nicht „mitzubringen" war. Er spricht von dem „von der ewigen Weisheit Bezweckten" und gibt seine Betrachtungen als eine Theodicee aus, vermöge der Erkenntnis des Affirmativen, in welchem das Negative (populär: das Böse) zu einem Untergeordneten und Ueberwundenen verschwindet; er entwickelt den Grundgedanken, die Weltgeschichte sei die Darstellung, wie der Geist zu dem Bewußtsein dessen komme, was er an sich bedeute; es soll eine Entwicklung zur Freiheit stattfinden, indem im Orient einer, dann bei den klassischen Völkern Wenige frei gewesen und die neuere Zeit Alle freimache. Auch die behutsam eingeleitete Lehre von der Perfektibilität, d. h. dem bekannten sogenannten Fortschritt findet sich bei ihm".

Burckhardt, der die Zeiten des glorreichen Deutschen Reiches noch miterlebte, sah also, und nicht mit Unrecht, Hegel als den ersten Vater jener Juchhe-Stimmung an, die Crescendo von ihm bis zum letzten Hohenzollern anschwoll, und die schließlich jedem Schwarzseher empfahl, den Staub des Vaterlandes von seinen Füßen zu schütteln. Und auch über dieses Vaterland und den modernen Patriotismus hatte Burckhardt undeutsche, unpopuläre, unvulgäre Ansichten: „Vorurteile verkappen sich gerne mit der Maske des Patriotismus", meinte er. Oder: „Der Patriotismus ist oft nur ein Hochmut gegenüber anderen Völkern und schon deswegen außerhalb des Pfades der Wahrheit; oft aber gar eine Parteisucht innerhalb des eigenen vaterländischen Kreises, ja, er besteht oft nur im Wehetun gegen Andere". Und „Es ist des Höchsten nicht so viel über die Erde zerstreut, daß heute ein Volk sagen könnte „Wir genügen uns vollständig" oder auch nur „wir bevorzugen das Einheimische".

Das „Gute", die „Vernunft", der „Fortschritt", wie er angeblich in preußisch-deutschem Staate repräsentiert war, das war es also, wogegen dieser kluge Schweizer Professor seinen Protest erhob. Der Fortschritt dieses Staates, die Macht dieses Staates wurde ja erzielt auf Kosten der Persönlichkeit; und Persönlichkeit, wertvolle, zur Selbstentfaltung kommende Persönlichkeit, war diesem letzten der deutschen Humanisten Alles. Gerade weil er die Persönlichkeit hochhielt, und weil er ihren großen Feind im modernen Staat erkannte, rettete er sich aus dieser alles zermalmenden Wurstmaschine in das Griechenland der Antike und in das Italien der Renaissance: in diesen kleinen Städten, wo es noch große Sondermenschen in Hülle und Fülle gab, war Burckhardt zu Hause; zu ihren Philosophen, die noch, vom Staate unbezahlt, nicht sein

fluche emporstrebenden Helden schildert. Und das mit grausamer Wahrheit. Mit Wahrheit, die nur am eigenen, vom Schicksal blutig geschlagenen Leibe erfahren sein kann. Ein solches Werk sind wir heute noch nicht imstande zu kritisieren. Und darum hat alles Lob Spitteler gegenüber etwas Unaufrichtiges an sich. Es fehlt der Maßstab zu diesem Buch. Denn es fehlt uns noch die große Leidenschaft für sein Problem. Und alle Leidenschaft, die sich schon heute an dieses Buch herandrängt, ist ein Pathos ohne Distanz, ein Pathos ohne Distanzgefühl. Generationen werden erst vergehen müssen, ehe wir Bücher wie „Zarathustra" und „Prometheus" wirklich werden schätzen können. Und Kommentare werden erst geschrieben werden müssen, um das Verständnis uns zu erleichtern. Es steht sogar zu befürchten, daß man einst Lehrstühle für sie und über sie errichten wird, und daß dann zungenfertige Alexandriner diese großen Dichtungen, die größten der Moderne, kleinreden, kleinkauen und kleintüfteln werden. Das kann aber noch dreißig Jahre dauern. Und nach abermals dreißig Jahren dürften zukünftigen Primanern daraus Aufsatzthemata gestellt werden. Z. B.: „Ueber den letzten Menschen bei Zarathustra und seine moralische und symbolische Bedeutung". Oder: „Was bedeuten in Spittelers Epos der Löwe und die Hündlein, und warum werden letztere von Prometheus erwürgt?" Wie gut, daß wir dann nicht mehr Primaner sind!

Nein: vielmehr als die süße Kritik über Spitteler gefällt mir die saure. Die sauren Kritiker der deutschen Blätter haben nämlich ihren guten Grund: Spitteler, so sagen sie, hat Deutschland in Zeiten der Not verraten. Und das, obwohl er ein Sohn, wenn nicht der deutschen Erde, so doch der deutschen Sprache war. Dem ist so, und dem ist auch nicht so. Der Verrat hatte nämlich seine guten Gründe. Es war ein Verrat aus reinen Motiven. Ein Verrat, der aus der Spittelerschen Weltanschauung, wie von selbst hervorging.

Spitteler war einstmals Hörer von Jakob Burckhardt, des Baseler Professors, gewesen. Und dieser Burckhardt war, wie man weiß, ein großer Gegner des modernen Staates. Er war besonders ein Gegner des geistigen Vaters des preußischen Staates, ein Gegner des Philosophen Georg Friedrich Wilhelm Hegel. Wer Hegels Bedeutung für die Mitte des vergangenen Jahrhunderts (und weit darüber hinaus) kennt, der wird verstehen, daß dieser Kampf ein ungleicher, und daß in diesem Hegel der Goliath und Burckhardt der David war. Der David wurde denn auch bis auf den heutigen Tag kaum als ernster Gegner von Hegel angesehen. Und doch ist er es gewesen. Burckhardt's besondere „Bête noire" war Hegels Geschichtsphilosophie. In der Einleitung zu seinen eigenen „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" (Verlag von W. Spemann, 1905 pp. 2—3) greift er ihn sogar direkt an. „Hegel sagt," so heißt

Die Literaturgeschichte wird sie einstmals gemeinsam nennen — als Dioskuren des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts, wie Goethe und Schiller die des beginnenden waren.

Zwar waren sie nicht, wie Goethe und Schiller, persönlich miteinander bekannt. Aber sie hatten von einander gehört und einander gelesen. Sie haben auch einander geachtet. Nietzsche empfahl einst Spitteler an Avenarius als Mitarbeiter für seinen „Kunstwart", und Spitteler besprach Nietzsches „Jenseits vom Gut und Böse" in der Schweizer Zeitung „Der Bund". Er besprach es mit Ehrfurcht, wenn auch nicht ohne Furcht: er warnte nämlich vor dem Dynamit, das dieses Buch enthielte. Andere Kritiker dachten natürlich, es wäre eben auch nur ein Buch, wie deren ihnen so viele auf den Schreibtisch flatterten. „Familiarity breeds contempt": das gilt von Büchern noch mehr als von Menschen. Aber auch ohne dieses englische Sprichwort sind die Kritiker von damals entschuldigt: Gleiches wird eben nur von Gleichem erkannt. Und selbst da, wo es gefürchtet und verdammt wird, muß es zuerst erkannt und erraten worden sein. Die Ignoranz bekommt es allerdings fertig, sich auf eine Dynamitkiste zu setzen und ein harmloses „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" anzustimmen. Das ist Spitteler mit Nietzsche nicht passiert. Er war der einzige und erste Kritiker Europas, der Nietzsche erkannte und fürchtete.

Auch Schiller hat Goethe erkannt — besser als alle anderen (Heine ausgenommen!). Aber er konnte ihm nur mit den Blicken, nicht mit den Schritten folgen. Er blieb gefesselt — an die Moral, an den Idealismus. Genau so wie Spitteler, wenn es auch bei diesem nicht der steifleinene Idealismus des Chinesen von Königsberg war.

In Deutschland hat Spitteler, nun da ihn der Tod hinweggerafft, eine etwas süß-saure Presse gefunden. Ich gestehe, daß mir das Süße an den Nachrufen noch weniger gefällt, als das Saure. Spitteler arbeitete ja, genau wie Nietzsche, im Großen und am Großen: am zukünftigen, am heldischen, am Uebermenschen, von dem er ebenso wie Nietzsche eine Vision hatte, die er, ebenso wie Nietzsche, mit Hammerschlägen aus dem Marmor herauslocken wollte und mußte. Er war, ebenso wie Nietzsche, ein Poet im antiken Sinne des Wortes: ein Schöpfer, ein Bildner, ein Prometheus. Sein Jugendepos — „Prometheus und Epimetheus" — das geräuschlos bei seiner Veröffentlichung unter den Tisch fiel und dreißig Jahre brauchte, bis es wieder auf den Tisch kam, ist in mehr wie einer Hinsicht ein Schwesterprodukt zu „Zarathustra". Es ist in ähnlichem biblischen Stile geschrieben, obwohl es ein Jahr vor „Zarathustra" entstand. Es ist ein gigantisch-erhabenes Buch, das die Geschichte eines aus der Finsternis zum Lichte, aus der Masse zum Eigenleben, aber auch aus Gnade und Glück zum Einsamkeits-

Deutschland . . .? Was ist das, zu wem spricht das? Wer liebt denn überhaupt Deutschland?

Die von Rechts sagen: dieses Deutschland sei gedemütigt, beschmutzt, ehrlos geworden, müsse in Blutströmen gesund gebadet werden. Sie verachten das geschlagene, verkleinerte, friedensuchende Deutschland.

Aber niemals ist das Vaterland liebenswerter als in den Tagen der Not. Vielleicht erhält in solchen Zeiten das Wort erst recht seinen Sinn. Und, seid ehrlich, wer von euch hat in diesen Jahren Deutschland geliebt?

Ihr Sozialdemokraten habt Ludendorff verwünscht, ihr Deutschnationalen die Sozialdemokraten, Juden und Franzosen, ihr Kommunisten allen und jeden, ihr Volksparteiler habt für den Geldsack gezittert. Keiner von euch hat Deutschland geliebt, keiner von euch hat Deutschland geliebt, keiner, keiner. Der Haß war alleiniger Bewußtseinsinhalt geworden. Die Hand an der Gurgel, in der Tasche des andern, so hat das deutsche Volk in diesen bitterbösen Jahren — — zusammengehalten.

Vaterlandsliebe ist kein deutsches Gewächs. Vielleicht gedeiht sie im unruhigen Albanien, vielleicht im Sand der maurischen Wüste, wo braune Männer mit europäischen Eindringlingen um jeden Fußbreit der traurigen Erde kämpfen. Wir sind wohl zu national, um zu wissen, was Vaterland ist.

„Deutschland, Deutschland über alles!" Sehr nett, daß uns die Republik die Nationalhymne wieder beschert hat. Aber was sollen wir eigentlich damit? Selbst die etwas spießigen Reime des ehrwürdigen Hoffmann klingen für unsere Verhältnisse zu pompös. Von der Etsch bis an den Belt . . .? Mein Gott, einstweilen ist es schon schwer genug, von der Spree zur Isar zu kommen. Und der gute Vater Rhein, der mag sich auch noch gedulden. Der wird noch recht lange „Rule Britannia" hören müssen, weil der selbstverständlich unantastbar nationale Minister Stresemann nicht gern einen Sozialdemokraten in der Regierung sehen möchte.

Wenn es schon nicht ohne Nationalhymne geht, da sind noch immer die Verse des Düsseldorfer Juden und Preußenfressers und Napoleonschwärmers Heinrich Heine:

> „Denk' ich an Deutschland in der Nacht,
> dann bin ich um den Schlaf gebracht . . ."

Vertont das, aber nicht für Blech und Kalbfell, sondern für eine wehmütig gedämpfte Geige. Und das wollen wir, wenn wir an Deutschland denken, leise vor uns hinsummen, wie ein Wiegenlied für ein krankes Kind.

Der preußische Ministerpräsident hatte sich erhoben, um im Namen der Regierung Verwahrung einzulegen gegen die Nichträumung der Kölner Zone. In diesem Augenblick Poltern, Scharren, Schwatzen, Lachen, die ganze Rechte von den Nationalsozialisten bis zur Volkspartei, „Nationale Opposition" und „Nationale Realpolitik", trampelte Arm in Arm hinaus.

Selbst im Schwarzbuch unseres Parlamentarismus ist bisher noch nicht vermerkt, daß eine selbstverständliche Sympathiebezeugung für bedrücktes, von fremden Truppen besetztes deutsches Land Gegenstand einer Obstruktion aus parteipolitischer Gehässigkeit wurde. In den Blütetagen der Unabhängigen hat kein eifernder Ledebour auch nur daran gedacht, eine gemeinsame Trauerstunde zu stören. Kein aufgeregter Kommunist hat den Mund aufgetan, als Herr Cuno seinen ledernen Gallimatthias zur Ehrung der Essener Opfer vorlas. Man wußte: es gilt den Toten und Herr Cuno ist dabei nebensächlich. Hat schon jemand bei der Beerdigung skandaliert, weil der Pfaffe zu langweilig war?

Die Demonstration der Rechten im Landtag bedeutete mehr als Boykott einer nicht mehr gewünschten Regierung. Sie boykottierte nicht Braun und Severing, sondern Deutschland.

*

Warum hat sich eigentlich noch niemand an eine Geschichte des deutschen Patriotismus gewagt? Warum hat noch kein Dichter Herrn Chauvins teutonische Edition festgehalten, so wie Anatole France die „Troublions" in unverwischbaren Konturen skizziert hat? Freilich, es gehört der Mut dazu, anstatt mit der Feder mit der Nilpferdpeitsche zu schreiben. Es ist ein Unglück, daß der deutsche Patriotard ohne Stigma herumlaufen darf. Zweckentsprechende Typisierung der politischen Erscheinungen würde die Politik wesentlich einfacher machen. Dann könnte kein Deputierter wagen, dem verwundeten Deutschland einen Tritt zu geben, um nachher öffentlich zu erklären, das wäre national.

*

Wir haben uns den Begriff Vaterland mit dickflüssigem Schwatz umkleistern lassen. Nichts schwingt in uns mehr mit, wenn einer das Land unserer Geburt feiert. Männerchöre gröhlen, Studenten trampeln, Frauenvereine kreischen, aber es zittert kein Herz mehr, wenn Einer Deutschland sagt. Das Vaterland gehört zum Bereich des Mundwerks, ist untrennbar verbunden mit Eichenlaub und Schwertern und schlechtem Oeldruck.

Preußen gehört die ganze Verwaltung, die tausendfältig in das staatsbürgerliche Schicksal des Einzelnen eingreift und — wie wir alle wissen — nur allzu oft auch das persönliche Schicksal mitbestimmt. Preußen handhabt das Vereins- und Versammlungsrecht. Sein Oberverwaltungsgericht sichert in letzter Instanz die Freiheit der politischen Meinungsäußerung, soweit es sich nicht gerade um Angelegenheiten des Staatsgerichtshofes zum Schutze der Republik handelt, der ohnehin am längsten gelebt haben wird. Preußen verwirklicht die Siedlungspläne. Preußen hat die Bauaufsicht. Seine Organe führen die Aufsicht über die Selbstverwaltung, die ohnehin unter dem furchtbaren Druck der Kriegs- und Inflationszeit immer schwächer und kümmerlicher geworden ist.

Keine Kenntnis und keine Einbildungskraft kann ermessen, was bei einer Machtausübung solchen Umfanges den politischen Gegnern angetan werden wird. Von den tausend kleinen Schikanen über die hundert großen Ungerechtigkeiten bis zu der einen endgültigen Vergewaltigung birgt eine solche Staatsverwaltung alle Möglichkeiten in sich. Ob nun die neue Verwaltungsgebühren-Ordnung, deren ungeheuerliche Unbestimmtheit jeder Willkür freien Spielraum läßt, dazu mißbraucht wird, um lästige Bittsteller, Beschwerdeführer und Rechtssucher solange für ihre Fragen teures Geld bezahlen zu lassen — die Gebühren für eine Antwort von Zentralbehörden können bis zu 300 Mark betragen! — bis sie die Lust verlieren, ob nun die übergenaue Durchführung tausender von unbekannten Paragraphen gegenüber bestimmten Teilen der Bevölkerung Verzweiflung und Unterwerfung erreicht — man brauchte bloß bei mißliebigen Leuten nach beliebigen verbotenen Sachen zu suchen —, ob nun andere Methoden angewendet werden, für die bei der Rechten in diesen Jahren der Opposition allerlei wertvolle Vorstudien gemacht werden konnten: das Resultat wird das gleiche sein. Auch wenn alle Engel sich zusammentäten, um ein Reichskabinett zu bilden: ein einziger tüchtiger Teufel in Preußen könnte sie alle zur Hölle jagen!

Es ist eben keine Revolution gewesen. Weil das die Rechte ganz genau weiß, geht sie aufs Ganze. Es ist sicherlich kein Wunder, daß in einem unterlegenen und politisch arm gewordenen Land der Mut, sich zur Revolution zu bekennen, die ja mit der Niederlage zeitlich zusammenfällt, nicht übertrieben groß ist. Aber die Art, in der sich führende „Revolutionäre" hinterher dafür entschuldigt haben, daß es einen Augenblick gab, wo sie den Mut zur Tat hatten, mußte natürlich das Recht einer Revolution, das nur aus Stärke leben kann, schwach machen und zum Tode treiben. Es bleibt ein doppelter Trost: Die Rechte wird es nicht besser machen, als sie es immer gemacht hat, wenn sie an der Macht war. Aber die Linke kann noch etwas lernen; wenn sie dann wieder Revolution macht, wird sie wenigstens wissen, was sie tut.

wärtigen Amt, den reinen Verkehrsverwaltungen und der innerlich unwahren Einheit der Finanzverwaltung nichts übrig zu bleiben brauchen als die Reichskanzlei, die ihren Namen mit Recht trägt: ein Büro, eine Telephonzentrale — viel Einbildung, wenig Wirklichkeit! Preußen gehört die Justiz. Wenn man sich erinnert, was da selbst unter einem verständigen und warmherzigen Minister aus der Zentrumspartei möglich gewesen ist, dann findet die Phantasie für ein deutschnational geleitetes Justizministerium unbegrenzte Entfaltungsmöglichkeiten. Preußen gehört aber auch all das, was der Staatsanwaltschaft an Hilfsorganen zur Verfügung steht, die Kriminalpolizei, die politische Polizei und die Fremdenpolizei. Preußen gehört diese ganze Polizei außerdem für Verwaltungsakte, wie Ausweisungen, Beobachtungen, vorläufige Festnahmen, Durchsuchungen. Preußen verfügt erst recht über die Schutzpolizei. Es ist kaum abzumessen, was es ausmachen muß, ob eine zahlenmäßig so unverhältnismäßig starke Polizeimacht in der Hand einer links- oder rechtsgerichteten Regierung ist. Auch im alten Staat war das schon eine große Machtanhäufung. Aber heute, wo die rechtlichen Beschränkungen teils fortgefallen, teils ausgeweitet sind, wo die Organisation sich derart verwandelt hat, wo andererseits die Möglichkeiten und Anlässe zum Eingreifen derart gewachsen sind, bedarf es keiner Ausnahmegesetze mehr, um allein mit polizeilichen Mitteln auch eine starke Opposition niederzuhalten.

Das für eine Uebergangszeit. Auf weitere Sicht wirkt man in den Schulen. Preußen hat das staatliche Bildungswesen und eine fast unbeschränkte Schulaufsicht. Bedenkt man, wie es schon unter den Herren Haenisch, Becker, und Boelitz auf den Universitäten und höheren Schulen ausgesehen hat, dann kann man sich ausmalen, was für einen Nachwuchs für ihre Beamtenschaft sich eine rechtsgerichtete Regierung schon in einer Landtagsperiode heranziehen kann. Das Reich hat in Schul- und Bildungssachen überhaupt nichts zu sagen. Das Reichsschulgesetz ist noch nicht einmal zustande gekommen. Selbst die vorsichtigen Vorschriften der Verfassung stehen auf dem Papier. Das Reich hat vor allem dank der Politik seiner verschiedenen Finanzminister für Bildungsdinge kein Geld. Nicht einmal die Lehrerbildungsreform hat es durchsetzen können. Die Länder haben ein Monopol, und Preußen hat es erst recht, so weit es an Schülerzahl und Studentenzahl die anderen Länder übertrifft. Die Zersetzungserscheinungen in der deutschen Studentenschaft, die bisher nur eine Vertretung der nationalistischen Studenten war, werden schleunigst einer neuen Einheit Platz machen, der gegenüber die Minderheiten auf Schweizer oder andere Hochschulen werden flüchten müssen. Aber nicht weniger tief kann das Gift fressen, wenn es erst systematisch auch in den Volks- und Fortbildungsschulen wieder ausgespritzt wird, wo bisher eine natürliche Kraft der Verseuchung noch einigermaßen Widerstand geleistet hatte.

des täglichen Broterwerbs heraus auf Verwaltungsposten gestellt wurden. Selbst aber, wo die Leistung ausblieb, war die Tatsache des Vorhandenseins von linksgerichteten Leuten in der Verwaltung schon ein Gewinn. Denn sie bedeuteten doch wenigstens den Anfang der innerlichen Umwandlung, die äußerlich durch die Revolution vollzogen sein sollte.

Jetzt wird die alte, noch längst nicht ausgerottete Praxis des Beamten- und Obrigkeitsstaates, die auf einer kaum durchdachten, sicherlich aber mißverstandenen Staatstheorie beruht, wieder zur Geltung kommen. Preußen ist weitaus das größte Land. Es hat die gefährlichsten Grenzen. Auf seinem Gebiete erheben sich die schwierigsten Probleme: die Minderheitenfrage, Ostpreußen, die besetzten Brückenköpfe, das Ruhrgebiet. Seine tatsächliche Größe, erst recht aber die Größe seiner Vergangenheit machen es politisch und geistig völlig ausschlaggebend für das deutsche Schicksal. Die Kräfte, die jetzt wieder an die Macht drängen, geben sich nicht einmal die Mühe, auch nur den Eindruck zu erwecken, als ob sie etwas gelernt hätten. Im Gegenteil, sie tun sich viel darauf zugute, daß sie den alten Staat wieder herstellen wollen: den Klassenstaat, den Kasernenhofstaat, den Staat der Polizeireviere und Paßschikanen. Sie verkünden geradezu, daß ihre Heilungsmethoden darin bestehen werden, die alten Krankheitskeime wieder einzuschleppen: Herrschaft statt Mitverantwortung, Geburts- und Geld- statt Charakter- und Geistaristokratie, kurz all das, was in kecken Legenden von Fridericus an bis zu dem Einsiedler von Wieringen und der Dulderin von Doorn den Dummen vorgegaukelt worden ist: Volkskönig-, Volkskaisertum!

Wir haben soviel ertragen — es käme auch auf einen König oder Kaiser nicht mehr an. Aber in Wirklichkeit handelt es sich ja gar nicht darum. Das ist nur die Bauchbinde. Der Inhalt ist etwas ganz anderes, nämlich der vielgestaltige Apparat einer großen Staatsverwaltung, der zwar unter größten Mühen ein wenig auf neue Methoden und Gedanken umgestellt werden konnte, aber leicht und mit einem Ruck auf die alten Gleise einspringt, wenn er den richtigen Stoß bekommt. Diesen Stoß hat er schon. Daß die Herren von Richter und Boelitz aus dem Kabinett ausgetreten sind, ist nur ein Symbol. In Wirklichkeit ist aus der Beamtenschaft der Burgfriede entfernt, der dank der großen Koalition den Bestand des Preußischen Freistaates und damit der Reichsrepublik gesichert hat. Jetzt werden die komisch verzerrten Begriffe von dem Staat als der Verkörperung der höchsten sittlichen Idee, vom kategorischen Imperativ als der moralischen Rechtfertigung der Befehlshaberei, von der Sachlichkeit als Begründung der Seelenlosigkeit, von der Verantwortungsfreudigkeit als Ausrede für das feige Zurücktreten hinter der Maschine wieder in Kraft kommen.

Man denke sich die Beispiele aus: das Reich ist ja nur ein Postamt — bei einem radikalen Abbau hätte außer dem Aus-

gehört, die Severings Personalpolitik auf dem heiligen Gelände der preußischen Staatsverwaltung angerichtet haben soll. Aber für diese Politik, die übervorsichtig war, bedeuteten die bescheidenen Zahlen der neuen, nun gar der linksgerichteten Beamten die beste Entschuldigung gegen den Vorwurf der Einseitigkeit. Ist etwa die preußische Bevölkerung unter irgendeinem parteipolitischen oder anderen Gesichtspunkt, nach irgendeiner gerechten Berechnungsart im richtigen Verhältnis ihrer Verwaltung vertreten? Die Verdienste der großen Koalition sind unbestritten. Aber daß die Mehrheit der Beamten noch aus den reaktionären Schichten des früheren Beamtenmittelstandes, des Klein- und Großbürgertums stammt, liegt in der Natur der Sache.

Solange die Deutsche Volkspartei Regierungspartei war, also wohl oder übel zur Republik stand, standen auch alle rechtsgerichteten Beamten wenigstens noch mit der linken kleinen Zehe auf dem Boden der Tatsachen. Sie waren zwar im Herzen deutschnational. Aber da die Volkspartei einerseits regierungsfähig, andererseits trotzdem gesellschaftsfähig war, so bekannten sie sich der Form halber zu ihr. Sie übten also nur selten offene Sabotage — und warteten ab. Sie haben nicht umsonst gewartet. Denn selbst wenn sich ein Kabinett der Mitte mühsam halten könnte, so bedeutete seine parlamentarische Unterstützung nichts gegenüber der praktischen Haltlosigkeit, die es an der ihr unterstehenden Beamtenschaft finden würde. Jetzt hätte es ja keinen Sinn mehr, Volksparteiler zu sein, um eben noch in Anstand mitmachen zu können. Erleichtert würden alle ins Lager der Zukunft, in die Reihen der Deutschnationalen zurückkehren. Zerstörung der Republik wird vaterländisches Verdienst. Preußen wieder ein Königreich — und ganz Deutschland ist gerettet!

Man kann sich die Mühsal nur schwer vorstellen, unter der jahrelang hier und da, Steinchen für Steinchen der Neubau der Verwaltung in Preußen von der personellen Seite her versucht worden ist. Die sachliche Verwaltungsreform erwies sich ja ohnehin als eine Aufgabe, die über die Kraft des preußischen Kabinetts hinausging. Hinterher ist es müßig, darüber zu streiten, ob nicht trotz allen Schwierigkeiten die sachlichere Reform als Anfang leichter gewesen und die personale Reform fast von selbst nach sich gezogen hätte. Jedenfalls war es unendlich schwer, aus den Bevölkerungsschichten, die zum guten Teil von der Bildung, erst recht aber von der staatlichen Mitverantwortung besonders im Preußen des Dreiklassenwahlrechts ausgeschlossen gewesen waren, plötzlich die geeigneten Kräfte für allerlei staatliche Aufgaben zu finden. Selbst augenblicklich, unter dem Eindruck von allerlei Skandalen, muß man die Leistung von Männern anerkennen, die ohne geeignete Vorbildung, ohne die krafterhaltende Faulenzerei der Studentenjahre, ohne die gemütliche Besinnlichkeit des Referendar- und Assessordaseins, mitten aus der zermürbenden Mühsal

schwer, das Reservoir der Köpfe kennen zu lernen. Aber dieser persönliche Kontakt mit allen geistigen Kräften des Reichs ist dringend von Nöten. Dann würden, in einer so beschämenden Krise, nicht immer nur die Namen der alten, verbrauchten Routiniers genannt werden, sondern endlich, endlich ein bißchen frisches Blut, ein paar neue Leute der erschöpften Republik zugeführt werden.

Der Polizeipräsident von Berlin, Herr Richter, wird nicht zu halten sein. Gewiß tun ihm die Verleumder Unrecht. Er ist zu klug und auch zu rechtschaffen, um eine aufgelegte Schweinerei begangen zu haben. Aber es geht doch nicht an, daß der Privatsekretär des Polizeipräsidenten gleichzeitig Angestellter eines kapitalistischen Konzerns ist. Diese Nachsicht wird der Polizeipräsident büßen müssen, sein Schicksal ist besiegelt. Wäre es da nicht klüger und der republikanischen Sache förderlich, Herrn Richter fallen zu lassen und an seine Stelle schleunigst einen Mann zu setzen, der dann fest im Sattel sitzt? In der Versammlung der Berliner Vertrauensmänner der Sozialdemokratie hat Dr. Breitscheid mit zarter Betonung gesagt, es seien von einigen Genossen zwar keine Unanständigkeiten, aber doch Sünden gegen den Takt begangen worden. Das sanfte Wort sollte verstanden werden. Besser einen Mann, den man nicht halten kann, rechtzeitig durch einen Unangreifbaren ersetzen als so lange warten bis man die Position für immer verliert . . .

* * *

ES GEHT UM PREUSSEN

Unter dem Motto „Die Sache ist ins Rutschen gekommen" (Hindenburg am ersten Tag der Frühjahrsoffensive 1918) schickt uns ein Kenner der preußischen Verwaltung, der Severings Arbeit nicht bloß von außen kennt, diese wichtigen Betrachtungen.

Im Reich ist der Kampf zunächst einmal beendet — er hat den Deutschnationalen die Ausgangsstellung für ihren Angriff auf Preußen geschaffen. Wenn der gelingt, ist das Recht der Revolution zu Ende, die Republik, die von ihm lebt, wird sterben, und das Spiel der Könige, die gern Kaiser werden wollen, kann anfangen.

Uebertrieben? Sicher nicht! Denn die Volkspartei nimmt den Mut zu ihrer Minierarbeit doch nicht aus eigenem Heldentum; wenn sie, die sonst der Etappe näher ist, mit einemmal die Stollen unter die feindliche Stellung treibt, muß sie sich doch vor unvermuteten Explosionen von der Gegenseite sicher fühlen. Das tut sie auch. Sie weiß, daß ohne sie Preußen heute kein gesunder Staat mehr sein kann. Das macht sie zum unbezahlbaren und darum auch gar nicht erst bezahlten Helfershelfer der Deutschnationalen. Der Gegner jedoch verhält sich abwartend.

Man hat in der letzten Zeit allerlei über die Verwüstungen

abgenützten alten Herren, die gestern als Parteimenschen, heute als Ueberparteiliche serviert wurden. Ob nun Herr Wallraf sich als Ueberparteilicher kostümiert oder Herr Emminger oder gar Herr Lewald, der als Spiritus rector der Abbaukommission alle erreichbaren Republikaner aus dem Amt jagte, das ist wirklich nebensächlich. Der nicht in den Wandelgängen des Reichstags Heimische fragt sich, ob der Herr Reichspräsident denn nicht in diesen Wochen der kläglichsten Parteirankünen sich ganz von der Schablone der parlamentarischen Vorschlagslisten hätte entfernen können. Er hat es einmal schon getan, als er, gegen den Willen der Parteien, Walther Rathenau berief und das war, wahrhaftig, nicht Eberts schlechtester Griff. Er hat freilich auch Cuno gerufen, der kein Abgeordneter, allerdings auch kein Mann der Wirtschaft oder der Theorie, sondern bloß ein repräsentationsfähiger Geheimrat war. Aber hätte es unter den deutschen Wirtschaftern, Verwaltungsmenschen, Diplomaten und Professoren nicht sechs oder acht Köpfe gegeben, die über dem parlamentarischen Durchschnitt standen? Gäbe z. B. Herr von Hoesch, der in Paris noch viel erfolgreicher gewirkt hätte, wenn ihn die Wilhelmstraße systematisch unterstützte, in den Tagen der verlängerten Rheinlandbesetzung nicht einen gewandten, überlegenen und sachverständigen Reichskanzler ab? Sitzen nicht in Rom und im Haag deutsche Vertreter von internationaler Erfahrung? Gäbe es nicht Fachminister von unantastbarer Ueberparteilichkeit, die heute beschäftigungslos herumspazieren? Ist es nicht schade, daß ein konservativer Staatsmann von der Bedeutung des früheren Staatssekretärs Wichart von Moellendorf ungenützt in der Pensionistenecke lebt? Gibt es nicht unter den deutschen Bürgermeistern Persönlichkeiten von wahrhafter Ueberparteilichkeit? Wie viele Köpfe von unbedingter Sachlichkeit wirken im Hamburger Senat, in der Bremer Bürgerschaft? Sind nicht auf deutschen Universitäten einige realpolitische Potenzen zu finden? In solchen Tagen der Bedrängnis empfindet man es mit Bedauern, daß der Kreis um den Reichspräsidenten vielleicht doch zu eng ist. Unlängst haben die Frankfurter den Vorschlag gemacht, der Reichspräsident solle einige Wochen unten am Main leben. Vielleicht genügt das nicht. Vielleicht sollte er auch einige Zeit in Hamburg, aber auch in Dresden, in Stuttgart und in Breslau verbringen. Gewiß ist es



Dr. Luther

Es ist ein unendlich bitteres Gefühl, daß allerlei Torheiten von innerpolitisch verhetzten jungen und älteren Leutchen den Alliierten den Vorwand gegeben haben, mit dem sie die Nichträumung der Kölner Zone begründen konnten. Noch bitterer aber ist die Frage, was denn eigentlich geschehen ist, um diesen Torheiten die Vernunft entgegenzusetzen, die angeblich doch die Richtschnur unserer Außenpolitik ist. Wie billig ist die Entschuldigung, daß die Besatzungsmächte unter allen Umständen einen Vorwand gefunden haben würden! Das ist derselbe Unsinn, mit dem die Leichtfertigkeit bemäntelt worden ist, die es zum Ruhreinbruch hat kommen lassen. Das weiß jeder, daß ein Vertrag wie der von Versailles nicht bis auf den i-Punkt erfüllt werden kann. Wenn die Erfüllungspolitik überhaupt einen Sinn hat, dann gerade den, unseren Vertragsgegnern solche Vorwände zu nehmen, die psychologisch schwer genug wiegen, um politische Maßregeln durchzubringen. Es gehörte nicht viel Phantasie dazu, um mit dem Vorwurf militärischer Nichterfüllung zu rechnen. Denn keinem anderen gegenüber sind nicht nur die Alliierten, sondern auch die anderen Signatare des Versailler Friedens so schnell einig. Was hat das Reichswehrministerium getan, was das Preußische Innenministerium, was aber besonders das Auswärtige Amt, um die sogenannte Verfehlungsliste zu kürzen und den Alliierten die Einigung über die Besetzung zu erschweren? Dem Wortlaut nach stützen sich die Alliierten auf den Art. 429, Abs. 1 des Vertrages, wo von Nichterfüllung die Rede ist. Dem Sinne nach gilt ihre Maßregel, abgesehen von ihren eigenen innerpolitischen und militärtechnischen Schwierigkeiten, der fixen Idee von der bedrohten Sicherheit. Mit dieser Idee muß gerade jeder Realpolitiker — und auf diese Marke hat Herr Stresemann doch den Musterschutz? — unbedingt rechnen. Statt dessen hat die Presse der Volkspartei das Genfer Protokoll, das ein Versuch zur Lösung des Sicherheitsproblemes war, verächtlich gemacht, und das Auswärtige Amt hat befriedigt zugesehen, als die Annahme dieses Protokolls immer unwahrscheinlicher wurde. Wenn ein Zehntel der nationalen Kraft, die auf törichte Rüstungsträume und ein Hundertstel der taktischen Geschicklichkeit, die auf innere Krisen verwendet worden ist, für Verhandlungen zur Befreiung des besetzten Gebietes aufgebracht worden wäre, hätten wir sicher längst eine Regierung und bald die Räumung. Wenn aber jeder Junge Soldat und jeder Erwachsene Staatsmann spielen möchte, dann kann bei all dieser Spielerei als einziger Ernst nur ein Unglück herauskommmen.

Die Zeitungen waren voll von Nachrichten über das überparteiliche Kabinett, das der Parteipolitiker Luther bilden sollte oder mußte. Las man die Namen dieser „Ueberparteilichen", so erschrak man, denn es waren immer wieder dieselben

gehen. Mein Mann und ich würden es für ein Unglück halten, wenn ein wirklich Nationaler sich dazu hergäbe, an die Spitze der Judenrepublik zu treten. Unser Tag wird schon kommen, wir können in Ruhe einige Zeit warten. Inzwischen geht ja alles sehr gut. Gestern Magdeburg, heute Barmat. Wir freuen uns, wie geschickt diese Sache aufgemacht wird. Jeden Tag eine kleine Spritze, das ist die richtige Methode. So werden die Herren Sozi vor aller Welt als die schmutzigen Helfershelfer der jüdischen Geschäftemacher enthüllt und ihre katholischen Bundesgenossen desgleichen. Die langweiligen theoretischen Widerlegungen sind für die Katz'. Aber wenn ein Zentrumsmann nach dem andern sich mit eingezogenem Schweif aus der Politik zurückziehen muß und wenn die Herren Sozi von ihren eigenen kommunistischen Brüdern entlarvt werden, dann muß sich auch der deutsche Arbeiter endlich sagen: Na, das war doch unter Wilhelm ein bißchen anders! Nie hätte ein Mann der unüberlegten Offensive wie Ludendorff so gut für unsere Sache wirken können, jeden Abend sagt Fritz zu mir, wenn wir die Zeitungen mit dem ganzen ekligen Stunk bekommen: „Siehst Du, das danken wir unserem klügsten Freunde". Auch die parlamentarische Krise, obwohl sie nun schon so viele Wochen dauert oder vielmehr gerade deshalb, ist Regen auf unser Feld. Wenn die Herren Abgeordneten in diesen Zeiten, während die Kölner Besatzung trotz Versailles sitzen bleibt, nur mit Ach und Krach ein Ministerium zusammen bringen, so muß sich doch der einfache Mann im Volke sagen, daß der Parlamentarismus für uns Deutsche nicht paßt, das ist etwas für ein Händlervolk wie es die Engländer sind, oder für ein Volk von Deklamatoren, wie es die Franzosen sind. Wir Deutschen brauchen die Einigung durch e i n e n Willen und e i n e n Mann, wir sind von Gott geschaffen als ein wirklich monarchisches Volk. Sehen Sie, lieber Herr Doktor, wenn man diese Erkenntnis nach Art der alten konservativen Herren laut in die Welt schreien würde, dann könnte man den Widerstand der Entente wecken und wahrscheinlich sind wir auch im Inneren noch zu schwach für solche offene Konfessionen. Aber die neue Methode, mit Hilfe von Magdeburg, Kutiskerskandal, Reichstagsohnmacht usw. usw., diese behutsame, allmählich aber sicher wirkende Methode muß ihre Früchte tragen. Mein Mann und ich sagen, wenn heute Neuwahlen wären, würde man sicher schon den Segen Ihrer geschickten Sämannsarbeit spüren. Deshalb danken wir beide Ihnen von ganzem Herzen. Sie schaffen wirklich die Brücke, die von dieser dreckigen Republik in unser gutes altes Deutschland zurückführt. Hoffentlich ist Ihr Gesundheitszustand befriedigend, hoffentlich halten Sie noch lange das Steuer in der Hand, dann werden vielleicht nicht nur unsere Kinder, sondern auch wir noch den Tag erleben, an dem die ganze Sattlerherrlichkeit in der reinen deutschen Luft zu Nichts verstiebt. Nochmals, Dank, Dank, Dank von Ihrer Ihnen immer wohlgeneigten . . . . ."

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Januarwoche

Ein Brief, ein Dankbrief an Stresemann, sei hier abgedruckt, gleichgiltig, ob er zu den wirklichen Briefen gehört, die ihn erreichten oder nicht. Er ist in seinem Kerne wahr, er könnte echt sein, obwohl er einer Dame aus hohen Kreisen zugeschrieben werden müßte: „Mein lieber Doktor Stresemann. Schon lange wollten wir Ihnen aus der Stille unserer schlesischen Provinz ein paar Worte des Dankes schicken. Aber mein Mann kommt beim besten Willen nicht dazu, immer hat er irgend etwas zu basteln oder zu probieren, Sie kennen ihn ja, er verliert und verspielt sich so leicht an Kleinigkeiten. Dann wieder glaubt er, in den nächsten Tagen nach Berlin zu kommen und Sie dort zu treffen. Aber dann kommt es doch nicht dazu, weil ihn in Potsdam so viel alte Freunde in Beschlag nehmen und dann kommt, weil er sich ja, wie Sie wissen, für alles interessiert, Theater und Sport und Schneider dazu, und plötzlich ist er wieder hier und hat Sie in Berlin gar nicht gesehen. Wenn wir dann abends am Feuer sitzen, sagt mein Mann immer wieder: „Stresemann ist doch der Pfiffigste, keiner arbeitet so systematisch für uns wie er". Manchmal, verzeihen Sie, lieber Herr Doktor, schlägt er, wenn er die Berliner Zeitungen bekommt, vergnügt auf die Schenkel und sagt: „Gustav" (verzeihen Sie den vertraulichen Vornamen) „ist unser wichtigster Freund". Aber da Sie von diesen herzlichen, begeisterten Zurufen nie etwas erfahren, muß ich Ihnen doch einmal schreiben. Darf ich über die letzten Wochen resümieren? Das Magdeburger Urteil hat uns sehr wohl getan. Ich glaube wirklich, es war ein entscheidender Vorstoß gegen das republikanische Proletentum. Der einfache Mann im Volke muß sich sagen, daß die Republik, die einen Landesverräter an die Spitze stellt, doch eine für uns Deutsche unmögliche Staatsform darstellt. Jetzt sieht man erst, daß es ein Glück ist, daß ein Sozialdemokrat Reichspräsident ist. Mein Mann und ich würden es für ein Malheur halten, wenn Tirpitz oder gar Ludendorff an Eberts Stelle säßen. Ein echter Deutscher — an der Spitze der Republik, nein, da würden viele brave Leute an dem Gedanken des Volkskaisertums irre gemacht. Wenn Ebert das nächste Mal nicht wiedergewählt werden kann, so überlaßt die ganze Kiste einem Römling, einem von diesen süddeutschen Zentrumshelden. Der Tag wird schon kommen, an dem der deutsche Protestantismus sich wieder erheben wird und auch die Stimme der alten Preußen wird, wenn wir erst wieder ein wehrfähiges Volk sein werden, nicht mehr unter-

Die Debatte wird vom Vorstand abgeschnitten.

Ein Verteidiger der Östlichen meldet sich: „zur Geschäftsordnung!“ Er steht glatzköpfig auf der Rednertribüne und spricht nur einen Satz, denn dann beginnt die Volksseele zu kochen. Dieser Satz ist bajuvarisch. Hätte etwa der Weiß Ferdl ihn gesprochen, so hätte ihm die Versammlung zugejubelt. Aber hier standen letzten Endes Belange auf dem Spiel. Das konnte man nicht dulden, daß Fremdstämmige die ureigenste Sprache des geduldigen Wirtsvolkes so virtuos handhaben, als wären sie wirklich hier zu Haus. Und es zeigte sich, daß in der Seele dieser Versammlung eine zarte Stimmung lebte, die sich mit Recht von der rauhen Manier des Glatzköpfigen beleidigt fühlen mußte. Es zeigte sich, daß die blaue Blume in den Festsälen der Bierbrauereien mitten inne zwischen Stockwurst und Schnupftuch und Urhell und Urquell ihre Stätte gefunden hat. Denn was hatte er gesagt, der Mann auf der Rednertribüne?

Er hatte, um sich gegen die vorzeitige Abschneidung der Diskussion zu verwahren, lapidar und urbajuvarisch so begonnen: „Ich lasse mir nicht auf den Kopf sch . . . . . .“

Hinzuzusetzen vermochte er nichts mehr. Die Volksseele kochte, schäumte über und fegte ihn hinweg. Er war eben nicht Weiß Ferdl.

Ambros Kui.

ANEKDOTE

Ein Pfarrer, der den sterbenden Duclos besuchte, hieß Chapeau. Er bestürmte den Schwerkranken wortreich und leidenschaftlich, als ein gläubiger Christ abzuscheiden und zum guten Ende die heiligen Sakramente aus seiner Hand zu empfangen.

Duclos: Wie heißen Sie, Herr Pfarrer?

– Chapeau.

– Verehrter Herr — ich bin ohne Hosen auf die Welt gekommen und werde auch ohne Hut abtreten können.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 1)

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank. Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,– Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Rassenforderung ist mit Rassenhaß untrennbar verknüpft, Hitler die notwendige Folge von Dühring und Chamberlain. Hier zeigt sich eine neue Parallele zwischen den Literaten des Cafés und den Literaten des Waldes. Wenn „Epatez le bourgeois!“ die Devise Jener ist, so schreien Diese: „Epatez le juif!“ Nun liegt es aber im Wesen einer Weltanschauung, die sich auf Körperkultur und Vernachlässigung der Hirne gründet, daß ihre Anhänger sich nicht mit einem Mund- und Schreibkrampf begnügen, wie ihre Kollegen am Marmortisch. Und in der Tat scheint die Avantgarde der Pogromisten von den begeisterten Sonnenjüngern Mannschaft zu beziehen. Photographien einer Nacktgemeinde fanden sich in den Taschen des Harden-Attentäters Grenz, der sich als Feind des alten Testaments bekannte, und den — wie er selber sagte — der Haß gegen den „jüdischen Schädling Harden“ zum Meuchelmord getrieben hatte.

...Das Caféhaus als Ruhe und Genuß ist eine ebenso gute Sache, wie die Hygiene des Luft- und Sonnenbades. Fatal wird beides nur, wenn man es zur Weltanschauung erhebt.

Franz Schulz

DIE BLAUE BLUME IN MÜNCHEN

Siehe da, die Münchener Volksseele! Immer noch birgt sie Ueberraschungen. Man hielt sie für rauh, zum Ueberkochen geneigt, und nun hat es sich wieder erwiesen, daß sie nebenbei auch wie ein zartes Blümlein sein kann, das jeder Windhauch verletzt.

Szene: Generalversammlung einer Alpenvereinssektion. Festsaal eines Brauereiausschanks. Tonnengewölbe mit Malereien: Gambrinus, Affen, Bäume, Wappen, Spruchbänder. Darunter die wogende Menge der Mannen. Maßkrug, Stockwürst', Laugenbretzeln, Virginia. Alpine Luft, Schnauzbärte mit darin hängenden Biertropfen, Schnupftabaknasen und riesenhafte, geräuschvoll gehandhabte, bunte Taschentücher. Aber auch verdächtig norddeutsch aussehende Herren mit Schmissen, Männerbrust und patentierter Ueberzeugungstreue.

Und es geht „national“ zu. Es ist viel von „Belangen“ die Rede. Auch „restlos“ kommt vor und „letzten Endes“. Das Vaterland, im besonderen Fall die hauptversammelte Sektion soll vor den dunklen Machenschaften der Östler geschützt werden, die sich in hellen Haufen zur Aufnahme in den Verein drängen, um, wenn sie erst den maßgebenden Einfluß darin gewonnen haben, von da aus in der bekannten, ihnen eigenen zersetzenden Weise zu wirken. (Siehe Protokoll der Weisen von Zion! Wer ist an dem Schneemangel dieses Winters schuld? Wer hat Wallenstein ermordet? Und Kronprinz Rudolf?)

Ein Antrag soll angenommen werden, der diesem Zudrang der Vermaledeiten ein Ende machen wird.

Vorurteile bar, eine Freundin der Sonne ...

oder: Zwei Freunde ... wünschen sich große lichtgläubige Germanenmädel zu Lebenskameraden ...

oder: Einsames, tief-veranlagtes Menschenkind ... möchte fein gebildetem, edlen Dorfschulmeister oder Pfarrer gerne Sonne und treue Kameradschaft geben ...

Eine Anzeige verbirgt den Sprachschatz der Sonnen-Ideologie hinter unverständlichen Kürzungen:

... Jungges. stattl. sucht auf Basis gleicher Liebe zu gottnaher Naturgemeinsamkeit (Heide und Meer) Fühlg. m. Gleichges. insbes. seel. u. körperl. adlig. tiefsinn. Frauen usw., nur über d. natürl. Entwicklungsweg starker Lebensfreundschaft d. letzt. Ziel wahrhaften Edelmenschentums zuzustreben.

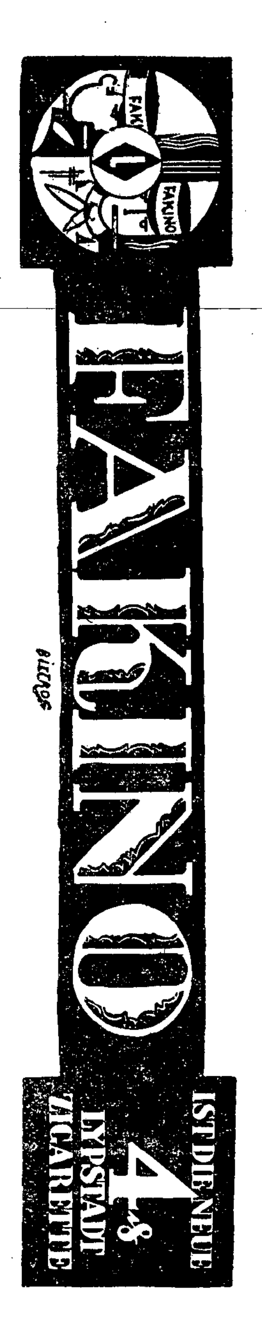
Und eine ältere Dame beutet gar im Interesse der Nacktkultur die herrschende Wohnungsnot aus:

... Einsam in ihrem 3-Zimmerheim im schönen Ostseebade lebende 45 jähr. Frau sucht Briefw. mit auf innere Werte gestelltem, feins. Schönheitsfreund mit wahrer Herzensbild. Off. unter „Seelenheim“ ...

So geht es seitenlang.

*

Es scheint beinahe selbstverständlich, daß unter den Nacktmenschen, die das Wort „Germane“ allzusehr goutieren, der Name jeder anderen Rasse verhaßt ist. Die ominöse



durch symbolische Bilder, pathetische Verse, durch visionäre Dichtungen und feurigen Kampfruf propagiert. G. Chr., Lichtenberg schrieb einmal: „Wenn die Menschen sich zusammenfänden, denen Natur oder Zufall das linke Ohr geraubt hat, so würden sie flugs einen Verein der Rechts-Ohrer gründen. Dann aber dauert es nicht mehr lange, und es findet sich ein Philosoph unter ihnen, der die moralische Ueberlegenheit der Rechts-Ohrer über die Zwei-Ohrer beweist . . .“

In meinem ganzen Leben zusammengenommen habe ich noch nicht die Menge begeisterten Pathos gegesehen, die ein Heft der Zeitschrift für Nacktkultur in sich birgt. Als kleines Beispiel sei eine Erzählung erwähnt, deren Inhalt es ist, daß Er ein Stück mit einer Nacktrolle geschrieben hat und Sie diese Nacktrolle spielt, und einer von dem anderen nichts weiß, weil beide, in falscher Scham befangen, ihr Geheimnis wahren. Wie sie aber zum Schluß einander ertappen, da heißt es:

> „. . . Ein seliger Schauer rann über ihren Leib. „Du?! Axel, du?! Du der Dichter, den ich heute lebte!“ Seine Arme umbebten sie. „Mein erstes Geheimnis vor dir! Zürnst du?“ „Wenn du nicht zürnst?“ „Wie kann ich, Thea? es hat so sollen sein; wir sind berufen zu beglücken, ich durch das Blühen meiner Seele, du durch die Schönheit deines Leibes!“ . . .

Man halte mit begeistertem Lobe nicht zurück und gestehe offen: Was ist gegen dieses Blühen der Seele selbst die sprichwörtlich blumigste Rede des Orients? — „Ein Schlampen“ sagt man in Wien.

*

In den „Kleinen Anzeigen“ der Zeitschrift suchen sich Männlein und Weiblein mit Nacktkultur. Der sublime Idealismus ihrer Wünsche leuchtet aus den Kennworten, an die die „Anschriften“ zu richten sind. „Höhenflug“ und „Märchen“ und „Edelmensch“; „Schönheit“, „Wonne“, „Idealist“, „Sigurd“, „Wotan“, „Seelenheimweh“, „Sonne“, „Sonnenblume“, „Sonnensehnsucht“, „Gebirgssonne“, — und überhaupt alles, was mit der Sonne zu tun hat, wird zum Symbol einer reinen Liebeslust, die sich — um ein paar Proben zu geben — im Inserat also kund gibt:

> Ich suche... ein einfaches sonniges Mädel, welches Sinn f. Nacktkultur hat, zur gemeins. Pflege des Schönheitsgedankens...

oder: ... Jung soll sie sein, aller

zehnjähriges Kind als fünfjährig. So ist denn auch Baby Peggy bereits ein Mädchen geworden, das das Einmaleins kann und sich aus der Bibel, Shakespeare und Websters Dictionnary vorlesen läßt. . . vom uralten Leuchtturmwächter (im Film „Mein kleiner Kapitän"), der es einst aus dem Meer fischte, abgöttisch liebt, sich nicht von ihm trennen will, und, wie es ein betonstarres Filmgesetz fordert, bei des Kindes reichen Verwandten schließlich das Gnadenbrot essen darf, neben dem Liebling.

Ein mäßiger Film, recht langweilig, liederlicher gefügt, als man es von Amerikanern gewöhnt ist, durch eine Unzahl von Zwischentexten gestört. Baby Peggy ist längst nicht so ursprünglich und beweglich wie Jackie, als er — lang, lang ist's her — The Kid war. Am hübschesten und wirksamsten ist sie, wenn sie großen Auges erstaunt oder lächelnd aus dem Bild schaut. Sonst, wie es dem weiblichen Geschlecht eigen ist, sehr dressurfähig. Unausstehlich, sobald die Dressur aufdringlich heraussticht, so wenn die Kleine nervös auf einer Stuhllehne (Großaufnahme) trommelt. Die Amerikaner, mehr kinderlieb als die Europäer, heulen sich in solchen Filmen die Alltagskruste von der Leber. Und da, außer dem obligaten Hund, noch ein Marabu namens Hamlet und eine Kuh namens Lady Macbeth mitspielen, wäre ich während der Vorstellung gern ein Amerikaner gewesen, um ganz und gar mein Herze in Rührung aufzulösen.

Kurt Pinthus.

SONNENMENSCHEN

Daß im Caféhause die Caféhausliteraten sitzen, ist eine Selbstverständlichkeit. Es gibt aber auch noch andere Caféhausliteraten, die nackt in Wäldern umherlaufen. Diese Feststellung dürfte manchem erstaunlich erscheinen. Und doch ist es so. Denn ein Caféhausliterat — was bedeutet der Name? Einen Menschen, der seine Geistigkeit über die Welt stellt, die er verachtet, und die ihn dort nur interessiert, wo sie auf seine spezifische Geistigkeit Bezug nimmt. Und bleibt sichs nicht schließlich gleich, ob man, mit dem Verachteten beschäftigt, bekleidet am Marmortisch, ob unbekleidet auf einem Baumstumpf hockt? . . .

Nacktkultur heißt die Geistigkeit der Caféhausliteraten im Walde. Sie haben ein stärkeres Solidaritätsgefühl, als ihre Kollegen vom „Central", vom „Rotonde" und vom „Romanischen". Während diese, durch verschiedene Auffassungen von Dostojewski getrennt, in ewig latentem Konflikt leben, schließen jene sich zu Vereinen zusammen, nennen sich „Neusonnlandbund" oder „Loge Eden für ideale Kultur", oder „Freundeskreis: Auf zum Licht!" oder „Licht-Luft Ges. e. V.". Keiner dieser Namen ist frei erfunden, denn sauber aneinandergereiht stehen sie und noch ein paar andere am Kopfe einer Zeitschrift, die dem Nacktkult gewidmet ist. Nicht als hygienische, sondern als ethisch-metaphysische Forderung wird hier die Nacktheit

Neue Zölle, teures Brot, Herr Reichskanzler, bösartige Zuspitzung des sozialen Kampfes, physische und moralische Schwächung der Arbeiterschaft —, neue Opfer auf dem Kriegsschauplatz der Produktion. Sie haben den Toten ins verstümmelte Antlitz geschaut, Herr Reichskanzler, aber salutieren sie nicht mit einem Wort, nicht mit einem menschlich noch so packenden Gefühlsausbruch. Verschließen Sie sich nicht, wenn vielleicht einmal in einer Stunde der Entscheidung die grausigen Bilder des Dortmunder Schauhauses plötzlich vor Ihnen aufsteigen, wenn Schatten um Sie sind und todeskalter Hauch Ihre Stirn berührt! Dann dürfen Sie nicht weichen. Denn diese Toten mahnen für die Lebenden.

Aus einem Prozeßbericht: Ein Varieteagent hatte einen Strafbefehl bekommen, weil er das Engagement eines Sängers an die Revue der Komischen Oper vermittelt hatte und damit seine Konzession überschritten haben sollte. Er machte vor der Berufungsinstanz geltend, eine Revue sei eigentlich kein Theater. Der Gerichtshof setzte einen Lokaltermin in der Komischen Oper an, weil sich herausstellte, daß noch kein Mitglied der Kammer jemals eine Revue gesehen hatte. — Glückliches Deutschland! Alles geht drunter und drüber. Aber der Richterstand wahrt sich seine Weltfremdheit. Er entgeht den Lockungen einer lockeren Zeit. Vor seinen Augen tanzen nur die Paragraphen Unsinnlichkeit oder Unsinn. Das wäre vielleicht hohen Lobes wert — aber ist es wirklich so? Bezieht sich die Weltfremdheit nicht nur auf die Errungenschaften der neuen Zeit, zu denen man ja leider die Revuen auch rechnen kann? Zeigen sich die Richter nicht ausgezeichnet unterrichtet über Eberts ersten Zivilberuf und die Segnungen des alten Regimes? Wenn schon, denn schon! Weltfremdheit ist sicher nicht die beste Voraussetzung der Gerechtigkeit. Aber abstrakt genommen, wie es unsere Juristen so lieben, ist sie immerhin auch eine. Nur muß sie dann allseitig und gleichmäßig sein. Also darf der Richter auch keine Politik treiben. Mit Lokalterminen läßt sich alles auf den Einzelfall beschränken. Statt dessen fühlen sich dieselben Leute, die den Versuchungen des gesungenen Wortes nicht erliegen, den Gefahren des gedruckten Wortes hilflos ausgeliefert. Wenn die Zeitungen etwas über ihre Urteile sagen, ist das eine Bedrohung der Unabhängigkeit des Richterstandes; und wenn das gar geschieht, solange eine Sache noch in der Berufung ist, dann soll es sogar ein Eingriff in ein schwebendes Verfahren sein. Noch kürzlich hat der Richterverein mit dieser klassischen Begründung alle Urteile über das Magdeburger Urteil entrüstet zurückgewiesen. Mögen doch diese Leute, solange die Zeit weder mit ihnen, noch sie mit der Zeit fertig werden, auch die Zeitung beiseite lassen. Vielleicht, wenn nichts sie mehr stört, stören sie auch niemanden mehr. Selig, wer sich vor der Welt . . .

Herr Wilhelm Richter, Polizeipräsident von Berlin, ist pensioniert worden. Severing hat lange gezögert, ehe er seinen Parteigenossen Richter in die Versenkung verschwinden ließ. viele gute Republikaner haben ihm, auch im „Tage-Buch", schon vor Wochen und Monaten geraten, den Berliner Polizeipräsidenten rechtzeitig fallen zu lassen, nämlich zu einer Zeit, da man ihn schnell und mühelos durch einen anderen, seinem Amte gewachsenen Republikaner hätte ersetzen können.

Nicht ganz leicht schreibt man Richter nun den Nachruf. Er ist ein echter Berliner Proletarier. Wenn man seine große Hand ergriff, spürte man die Faust des Berliner Metallarbeiters. Er hat seinen Ursprung nie verleugnet, ist nie zum Parvenü geworden. In dem Amtszimmer des Polizeipräsidenten, wo die Bilder seiner feudalen Vorgänger von den Wänden heruntergucken, ging er in einfachem Anzug umher, am liebsten mit rauhem Touristenhemd, sein Benehmen war ungeniert-humorvoll, er nahm Angriffe nicht gleich tragisch, er gehörte auch nicht zu den Sozialdemokraten, die als Amtspersonen hinter den Akten verschwinden, er war stärker als der bürokratische Apparat, und es ist ihm gelungen, in dem roten Haus am Alexanderplatz ein beliebter Mann zu werden. Das war nicht leicht. Vier Fünftel der höheren Beamtenschaft war (und ist) preußisch-reaktionär, aber die Herren waren nach der Revolution eine Zeitlang wie umgewandelt, sie gaben sich fast alle, als frisch gerötete Republikaner aus, z. B. der Polizeikommissar Klinkhammer, der jetzt im Barmat-Ausschuß als der schmutz'gste Denunziant seiner Vorgesetzten auftrat. Sie sind nun alle wieder gut preußisch-monarchistisch geworden, und gerade, daß sie es werden konnten, bildet einen Teil der schweren Vorwürfe, die man gegen Richter erheben kann. Er hat in seiner toleranten Bonhomie die alten Beamten des kaiserlichen Regimes kaum gestört, und er hat in den vier Jahren seiner Präsidentschaft für republikanischen Nachwuchs nicht zu sorgen gewußt. Der eine Demokrat, der im Polizeipräsidium arbeitete, der Leiter der politischen Polizei, Regierungsdirektor Weiß, — er war der aufmerksamste Verfolger der Organisation C —, hat sich leider im Kampf mit den Kommunisten zu weit vorgewagt, nämlich bis in die Räume der russischen Handelsvertretung, und ist deshalb halb und halb zur Ruhe gesetzt worden. Hoffentlich nicht für immer. Als die Diktatorengefahr sehr groß war, forderten die Republikaner, daß Richter wenigstens die Schutzmannschaft durch Ergänzung aus den Reihen der Gewerkschaften reformiere. Was hat das für Arbeit gekostet, bis man, via Severing, Richter endlich zur Einstellung von republikanischen Schupoleuten brachte! Auch bei weniger wichtigen Gelegenheiten glaubte Richter superklug den Nicht-Parteimann spielen zu müssen. So verbot er

einmal einem französischen Pazifisten das öffentliche Auftreten in Berlin.

Trotzdem haben ihn die alten Preußen wütend gehaßt. Wären die Herrschaften jetzt nicht schon wieder so heißhungrig auf ihre alten Positionen, so hätten sie sich mit Richter klugerweise zufrieden geben müssen, er hat die alte Ordnung auf dem Alexanderplatz nicht wesentlich geändert, hat die alten Polizeiräte ungestört schalten und walten lassen. Nicht einmal die abscheulichen Roheiten in den Wachtstuben haben Richter zu einem energischen Einschreiten veranlassen können, obwohl eine beschämende Zahl von entsetzlichen Prügeleien Verhafteter vor den Berliner Gerichten festgestellt wurde. In allen Ressorts mußte Richter zu Reformen gedrängt werden. Berlin hatte eine Autotaxe, die fünfmal so hoch war wie die Pariser. Vergebens protestierten die Zeitungen. Der Polizeipräsident sah die Frage politisch an. Bis zu den Wahlen war keine Erleichterung durchzusetzen. Im großen ganzen ist Richter vorzuwerfen, daß er sein Amt ohne Elan, mit viel zu großem Phlegma, ohne energische Initiative und mit unbegreiflicher Toleranz geführt hat. Sein Ausscheiden wird an der Praxis des Berliner Polizeipräsidiums gar nichts ändern: Der Alexanderplatz ist ein Zentrum der preußischen Reaktionäre geblieben, mit wie ohne Richter.


Wilhelm Richter

Dabei kann ich ein Wort des Mitgefühls für Richters persönliches Schicksal nicht unterdrücken. Er hat sich gerade im Fallen sehr anständig benommen. Als man ihn vor den Barmat-Ausschuß rief, sprach er dort mit Ostentation von „meinem Freunde Julius Barmat". Das war nicht geschickt, aber sympathisch. Denkt man an die vielen Politiker, die sich an Barmats Tisch gelabt und plötzlich alle Erinnerung an den Gastfreund verloren haben, so muß man alle Achtung vor Richters Bekenntnis zu dem alten Reisekameraden haben. Kein Zweifel, Richter mußte fallen, weil er von Barmat 5000 Mark geliehen hatte. Ein Polizeipräsident darf sich kein Geld ausleihen, auch nicht von seinen Freunden. Er durfte es nicht zulassen, daß sein Privatsekretär Stöcker in freien Stunden bei Barmat arbeitete. Aber bei all diesen Vergehen hab ich das

sichere Gefühl, daß sie korrupter aussehen als sie waren. In seiner Amtsführung dürfte Richter ganz unbeeinflußt geblieben sein. Er hat für die Barmats nichts getan, vielleicht, weil er ja überhaupt nicht viel getan hat. Die Anklage gegen ihn erinnert mich an ein Parteigericht, das vor zwanzig Jahren in Wien über den alten Sozialisten und Buchdrucker Rudolf Hanser abgehalten wurde. Der war einiger kleiner Unregelmäßigkeiten beschuldigt worden, das Parteigericht verstand in Gelddingen keinen Spaß. Hanser verteidigte sich mit folgenden unvergeßlichen Worten: „Genossen, vielleicht hab ich was eingesteckt, aber ein ehrlicher Kerl bin ich mein Lebtag gewesen!" Das war ganz richtig. An dieser Ehrlichkeit Richters möchte ich auch nicht zweifeln. Wenn jetzt die journalistischen Detektivs vom „Lokal-Anzeiger" herausgeschnüffelt haben, daß er einer Tänzerin ein Visum vorschriftswidrig gegeben, daß er in einer Bar getrunken und sich, Gott behüte, mal mit einer anderen Kabarettistin vergnügt habe, so habe ich für diese journalistischen Polizeiagenten mehr Verachtung als für ihr Opfer, den Polizeipräsidenten. Aber wahrscheinlich sind's gerade die Tänzerinnen, über welche Richter stolpert. Wir sind nämlich — wer zweifelt dran? — ein moralisches Land. Ein Polizeipräsident, der eine Tänzerin kennt, nein, das geht nicht. Alles andere war verzeihlich. Darüber mußte er stürzen.

Philister über dir, Genosse Wilhelm Richter!

DIE WAHL DES REICHSPRÄSIDENTEN

Wir haben an eine Anzahl deutscher Politiker folgende drei Fragen gerichtet:

Erstens: Halten Sie es für wünschenswert, daß die republikanischen Parteien schon zum ersten Wahlgang einen gemeinsamen republikanischen Kandidaten aufstellen, damit auf diese Weise nicht Stimmen verloren gehen — ein Verlust, der durch eine vorangegangene Bekämpfung einzelner republikanischer Parteien untereinander leicht entstehen könnte?

Zweitens: Halten Sie es für wünschenswert, daß von vornherein ein Kandidat aufgestellt wird, der nicht bloß die Stimmen der Sozialdemokraten, sondern auch die Stimmen der republikanisch gesinnten Katholiken auf sich vereinigt?

Drittens: Halten Sie die ungesäumte Designierung dieses Kandidaten für notwendig?

*

Darauf antworteten:

Freiherr von Schoenaich, Generalmajor a. D.

1. Ich halte es für ziemlich sicher, daß die drei monarchistischen

Parteien: Deutschnationale, Deutsche Volkspartei und Deutschvölkische Partei, sich schon für den ersten Wahlgang auf einen Kandidaten einigen werden. Wenn die republikanischen Parteien das nicht auch tun, dann ist es sehr wahrscheinlich, daß die Einigung für den zweiten Wahlgang gelingt. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde dann der monarchistische Kandidat im zweiten Wahlgang gewählt werden. Deswegen halte ich die Einigung der republikanischen Parteien schon für den ersten Wahlgang für eine Lebensfrage der Republik.

2. Wenn sich nur Sozialdemokraten und Demokraten auf einen Kandidaten einigen würden, dann wäre die Ueberlegenheit der drei monarchistischen Parteien im ersten Wahlgange gesichert, das aber würde im voraus die Stimmabgabe der Wähler für den zweiten Wahlgang beeinflussen. Wenn die Zustimmung der Zentrumspartei zu dem Kandidaten der beiden anderen republikanischen Parteien nur dadurch gewonnen werden kann, daß der Kandidat katholisch ist, dann würde ich dafür sein, den Wünschen des Zentrums nach Möglichkeit entgegen zu kommen.

3. Ich halte die baldige Nominierung eines bestimmten Kandidaten für sehr erwünscht, damit die Wähler nicht im letzten Augenblick vor weittragende Entschlüsse gestellt werden. Diese Personenfrage ist die weitaus schwierigste. Es muß eine wirkliche Persönlichkeit sein. Bloße Geschäftsroutine tut es nicht. Daß solche Persönlichkeiten vorhanden sind, zeigt die Einigung der drei republikanischen Parteien auf die Personen von Marx und Löbe. Die Anforderungen an den künftigen Reichspräsidenten sind natürlich andere als die an die Parlaments- und Ministerpräsidenten. Ich halte es sogar für wichtig, daß der Kandidat nicht unbedingt dem Parlament anzugehören braucht. In allen Wählerkreisen besteht der mehr oder minder deutliche Wunsch, neue Männer zu sehen. Die Rechte scheint diesem Wunsche Rechnung tragen zu wollen. Dafür sprechen die beiden bisher bei ihnen genannten Namen Dr. Eckener und General v. Mackensen. Unbedingt gefordert muß werden, daß der Kandidat Rückgrat, sachliche Einstellung auch dem politischen Gegner gegenüber, Achtung im Auslande und eine gewisse Repräsentationsfähigkeit besitzt. Ich glaube, daß die Wahl einer solchen Persönlichkeit alle Vorausberechnungen über den Haufen werfen kann. Ich selbst würde jedenfalls in der Stelle des Reichspräsidenten lieber einen vornehmen und sachlichen Gegner sehen als einen ewig schwankenden Parteifreund.

*

B. von Deimling, General a. D.

Erste Frage: Ja!
Zweite Frage: Ja!
Dritte Frage: Ja!

Erich Koch, M. d. R.

Ich bejahe die sämtlichen mir gestellten drei Fragen und bemühe mich um ihre Lösung.

*

Hermann Müller, M. d. R.

Ich halte es zurzeit noch nicht für zweckmäßig, mich über das Verhalten der republikanischen Parteien zur Reichspräsidentenwahl zu äußern. Verhandlungen unter den in Betracht kommenden Parteien könnten meines Ermessens durch öffentliche Erörterung nicht gefördert, sondern nur gestört werden.

*

Dr. Friedrich Meinecke, Professor der Geschichte.

Ich antworte, daß ich alle drei von Ihnen bez. der Reichspräsidentenwahl gestellten Fragen unbedingt bejahe.

*

Professor Dr. Gerhard Anschütz (Heidelberg).

Frage 1 bejahe ich, und zwar sehr entschieden. Ich würde es für beklagenswert, ja für verhängnisvoll halten, wenn die drei Parteien der Weimarer Koalition im ersten Wahlgang der Präsidentenwahl sich bekämpfen würden. Das „getrennt marschieren, vereint schlagen" wäre in diesem Falle — wenn man das getrennte Marschieren auf die Selbständigkeit der Parteien im ersten Wahlgang, das vereinte Schlagen auf das Zusammengehen im zweiten bezieht, kein richtiger Grundsatz sein. Zum mindesten würden im zweiten Wahlgang, nach vorherigem Kampf der Parteien gegeneinander, viele sich der Abstimmung enthalten, ihre Stimme also verlorengehen.

Auch die zweite Frage bejahe ich. Aber ich ziehe die Konsequenz, daß der gemeinsame Kandidat kein Sozialdemokrat sein darf. Insbesondere auch nicht Ebert, den ich persönlich und politisch hochschätze. Die Aufstellung Eberts oder irgendeines andern Sozialdemokraten würde die beiden andern Parteien in schädlicher und unnötiger Weise belasten. Schon jetzt ist es ja für Zentrum und D. D. P. eine Last, daß sie immer Ebert verteidigen und heraushauen müssen.

Eines weiteren Eingehens auf die Kandidaturfrage darf ich mich enthalten. Sie wird schwer zu lösen sein, da m. E. weder im Zentrum noch bei den Demokraten eine Persönlichkeit vorhanden ist, die so prominent ist, daß ihr alle Stimmzettel von selbst zufliegen.

Drittens . . . „ungesäumte Designierung"? Es wird allmählich Zeit mit der Designierung. Man sollte das heiße Eisen (es ist ein solches) der Kandidaturfrage also allerdings bald und fest anfassen. Und man sollte diese Sache nicht auf dem beliebten Wege hinter den Kulissen als Fraktionssache behandeln. Was hat denn das Prinzip

der direkten Volkswahl für einen Sinn, wenn „ein Volk" nichts weiter tun kann, als seinen Zettel für den abzugeben, den irgendein Klüngel von Fraktionsbonzen uns vorschreibt —?

*

Adam Röder, M. d. R.

Mit dem Verfasser des Artikels „Die Wahl des Reichspräsidenten" in Heft 7 des „Tage-Buchs" stehe ich auf dem Standpunkt, daß die republikanisch und demokratisch Gesinnten aller Parteien und Schichten sich zusammentun müssen, damit, womöglich schon im ersten Wahlgang, ein der republikanischen und demokratischen Idee grundsätzlich ergebener Politiker Reichspräsident wird.

Fritz Ebert hat sein Amt als ein Mann von Takt und politischem Führergeist verwaltet; der Geschichtsschreiber der deutschen Republik wird ihn als einen Mann von politischen und sittlichen Qualitäten registrieren; die ganze Nation wird ihm dankbar bezeugen müssen, daß er das Reichsschiff als vornehmer Charakter und guter Lotse mit Erfolg gesteuert hat.

Meines Erachtens kann aber für die Neuwahl des Reichspräsidiums ein Sozialdemokrat nicht in Frage kommen. Zwar ist die Sozialdemokratie die stärkste Partei; aber dies kann nicht entscheidend sein; auch ist die Partei nicht so stark, daß sie ein innerliches Recht hätte, den Posten des ersten deutschen Beamten auf die Dauer zu bekleiden; die sechs Jahre Ebertscher Präsidialschaft sind auch vom Gerechtigkeitsstandpunkt aus ein demokratisch fundiertes Zeugnis für die Anerkennung der Bedeutung der sozialdemokratischen Arbeiter- und Wählerschaft.

Es handelt sich darum, einen Mann zu finden, der Demokrat und Republikaner ist und sozial, in seiner Person aber die Kontinuität des entscheidend Geschichtlichen garantiert: die christlich-sittlich verankerte Autorität als dem Element deutsch-historischer Entwicklung.

Nur auf einen solchen Mann können die Stimmen jener fallen, die republikanisch, demokratisch, sozial sind, aber nicht radikal oder nihilistisch im Kulturpolitischen. Und diese Zahl ist groß. Möchte man sie auf sozialistischer und demokratischer Seite nicht unterschätzen.

Die Reaktion wird einen ungeheuren Apparat in Bewegung setzen. Was sie zu leisten vermag, beweist sie seit langem. Es ist kein Geheimnis, daß der politisch-öffentliche Feldzug, den die „Rechte" seit langer Zeit inszenierte, mit ungeheurem Raffinement, mit genauester Kenntnis der Psyche des Bourgeois, mit kluger Berechnung all der Imponderabilien aus den sozial und politisch verhärteten Herzen und den Nachdunklungen aus den „Glanzzeiten" einer dekorativen monarchistischen Epoche —, fortgeführt wird, daß vom Magdeburger Prozeß her, mit Einschluß aller seiner

agitatorischen Dependenzen über Barmat und Kutisker hinweg nach einem einheitlichen, Millionen kostenden Plan gearbeitet wird. Und es ist weiter kein Geheimnis, daß dieser Feldzug schon mehr als eine Etappe der deutschen politischen Mentalität erobert hat.

Darum muß ein Mann präsentiert werden, der in jeder Beziehung einwandfrei ist, der als Charakter pupillarische Sicherheit besitzt und als Politiker die Feuerprobe bestanden hat.

Der Artikel des „Tage-Buch" nennt den Namen des Dr. Marx, des ehemaligen Reichskanzlers und jetzigen preußischen Ministerpräsidenten. „In keiner andern Hut als in der deinen möcht ich die Lande wissen." Auf Dr. Marx treffen die Voraussetzungen zu, die in vorstehendem kurz angedeutet sind. Deutsches Volk und Reich können sich keinen besseren Repräsentanten wünschen. Demokraten und Sozialdemokraten würden einen Akt staatsmännischer Politik exekutieren, wenn sie ihre Stimmen auf Dr. Marx vereinigten. Dr. Marx würde nicht nur die Zentrumsstimmen, sondern wohl alle katholischen Stimmen erhalten und viele evangelische Stimmen auf sich vereinigen. Auch in evangelischen Kreisen haben ihm seine vornehme politische Art und sein fundamentaler Gerechtigkeitssinn viele Anhänger zugeführt.

THEODOR LESSING (Hannover)

GOTTES MÜHLEN MAHLEN LANGSAM

Nein, ich hatte nicht geglaubt, auf den widerwärtigen Massenmordprozeß in Hannover nochmals zurückkommen zu müssen. Was darüber zu sagen war, ist gesagt worden. Meine zusammenfassende Darstellung der 27 Mordfälle und die genaueste psychologische Analyse der beiden Angeklagten ist abgeschlossen. Das Buch ist fertig. Und in dem Augenblick, wo diese Zeilen im Druck erscheinen, ist wohl auch das Buch schon erschienen, welches der Berliner Verlag „Die Schmiede" herausgegeben hat in der kriminalpsychologischen Sammlung: „Außenseiter der Gesellschaft". . . Und da ereignet sich nun ein neuer Umstand, den man für einen tollen Spuk erklären würde, wenn man ihn in einem Kriminalroman zu lesen bekäme. Am 6. Februar morgens kommt zu mir der Vater des zum Tode verurteilten jungen Grans und bringt einen Brief, der auf wunderliche Weise an ihn gelangt ist. Der Bote Lüters, Hannover, Große Wallstraße 3, findet auf dem Wege zur Hauptpost auf der Straße das Briefkuvert. Es steht darauf die Bezeichnung Wertbrief; es ist beklebt mit einer in Meran abgestempelten alten Marke und ist adressiert an den Buchhändler Albert Grans, den Vater des jungen Menschen, dessen Todesurteil soeben vom Reichsgericht bestätigt wurde. Der Bote liefert ehrlich das Kuvert an den Adres-

saten ab. Es enthält den folgenden Brief des Massenmörders Friedrich Haarmann, den ich hier wiedergebe im Wortlaut mit Beibehaltung aller orthographischen oder grammatischen Schnitzer.

Hannover, den 5. Februar.

Geständniß des Mörders Fritz Haarmann.

Ich habe die gelegenheit, da ich Persönlich peer Auto durch die Straße gefahren werde um zur Polizei Präsidium zu fahren, diesen Brief der Oeffentlichkeit zu geben. Ich mögte nicht, das diese Zeilen dem Gericht oder aber der Polizei in den Händen gelangen, da ich annähmen muß, dieses der Oeffentlichkeit meinen Geständnissen vorenthalten wird und dadurch ein Unschuldiger Hans Grans durch das Beil des Henkers zu Tode gebracht wurde. Möge der Ehrliche Finder Gotes Segen bis in Ewigkeit der Familie und Kinder bringen, dieses wünscht Ihnen der zum Tode geweihten Fritz Haarmann. Mein volles Geständniß aber werde ich hier Herrn Pastor Hauptmann Gerichtsgefängniß geben. Um auch dieses Schriftstück durch die Oeffentlichkeit geprüft wird und nicht verschwindet; daher dieser Brief. Also Herr Rechtsanwalt Dr. Lozze muß das Schriftstück von Herrn Pastor Hauptmann fordern. Ich Fritz Haarmann habe diesen Brief eigenhändig geschrieben, um die Wahrheit zu Beweisen, das dieses meine Schrift ist, kennt mein Bruder Adolf Haarmann-Fortmüller hier Asternstraße No 16 meine Handschrift ganz genau. Mein Geständniß. So war mir Gott helfe, ich sage hir die reine Wahrheit & mögte doch so gern mein Gewissen nicht vor Gott noch mehr Belasten ich der zum Tode Verurteilte. Hans Grans hat mich furchtbar die langen Jahre Betrogen und Bestohlen, aber trotzdem konnte ich nicht von ihm lassen, da ich keinen Menschen auf der Welt hatte. Grans sollte mir im Alter eine Stütze sein, da ich doch immer für Grans sorgte & ich hätte ein gutes Vermögen zusammen gebracht, wenn mir Grans nicht alles Fortgenommen hätte. Grans war nicht schlecht, aber sehr Leichtsinnig. Grans seine Leichtsinnigkeit ging so weit mit den Weibern & Saufereien, so das ich für Grans nur die Melkende Kuh war. Aus den Treiben, welches ich mit den Jungen Leuten machte, war Grans zu arglos durch seinen liederlichen Lebenswandel. Grans hatte überhaupt keine Ahnung das ich Mordete hat nie etwas gesehen. Grans wußte nur das ich Pervers war und mit Jungen Leuten harmonirte. Wie nun meine Sachen entdeckt wurde betrefs Mord, so wurde ich durch die hiesige Polizei genötigt mit Gewalt durch Mißhandlungen Unwarheiten zu sagen, aus Angst um das ich keine Mißhandlüngen mehr haben wollte, sagte ich nachher zu allen ja & habe dann Grans, durch Unwahrheit belastet. Meine Schwester Emma & Bruder Adolf welche ich um Hilfe rief da die kommen habe ich in Herrn Kommisar Rätz gegenwart zu Ihnen gesagt, Emma Adolf, ich werde hir mit Gewalt & Schlägen gezwungen Unwahrheiten zu sagen. Ich habe Frau Witzel damals gebeten zu beantragen das ich meine Aussagen vor der Staatsanwaltschaft machen wollte, aber leider, ich wurde nicht gehört. Dann habe ich Gelogen & habe Grans Belastet um das ich Ruh hatte vor der Polizei. Da nun noch die Polizei sagte Grans Belastete mich auch noch sehr, dann habe ich mir gesagt, das durfte Grans nicht da Grans zu viel gutes von mir gehabt hatte, je mehr ich schwindelte über Grans je anständiger wurde ich behandelt. Betrefs Wiederrufen meine Aussagen vor Gericht mochte ich auch nicht, ich dachte nur an Rache an Grans & das ist mir auch mit Hilfe der Polizei gelungen. Ich mögte hir Erwähnen Hans Grans der wußte von meinen Erleben nichts. Grans wußte

nicht das ich je in einer Irenanstalt war, hat nuch betrefs auch nie bedroht. Grans wußte von keinen Mord, hat nie etwas gesehen hatte keine Ahnung. Alle die Aussagen die Grans machte wurden Grans nicht geglaubt, oder aber so gedreht, das Sie Grans Belasteten. Daher Grans seine Worte vor Gericht, Haarmann sagt Wahrheit & Dichtung so, sodaß mann das nicht Unterscheiden kann. Ich Fr. Haarmann rufe den Himmel zum Zeugen an, Grans ist Unschuldig verurteilt durch die Schuld der Polizei & damals aus Rache von mir, weil Grans der nur Gutes von mir hatte mich schwer Belastete. Grans hat sich noch nicht mal der Helerei bei mir schuld gemacht. Grans hat mir niemals einen Menschen gebracht, welcher mir zum Opfer fiel & hätte Grans gewust, das ich Mordete dann hätte Grans bestimmt verhütet. Ich kann diese Schuld nicht mit ins Grab nehmen und Rufe meine Mutter zum Zeugen, welche mir heilig ist & bei Gott ist. Hans Grans ist Unschuldig verurteilt durch die Schuld der Polizei. Nehmt mein bischen Leben ich fürchte mich nicht vor den Tod durch das Beil des Henkers es ist für mich eine Erlösung, aber stellen Sie sich in der Lage von Hans Grans, der muß an Gott & Gerechtigkeit verzweifeln durch meine Schuld. Ich wurde mit meinen Lügen geglaubt Grans mit seiner Wahrheit verworfen. Möge Hans Grans mir verzeihen für meine Rache, die Menschheit aber mir meine Morde welche ich in Krankhaften Zustande beging. Mein Tod und Blut gebe ich gern zur Sühne in Gottes Arme und Gerechtigkeit.

(gez.) Fritz Haarmann.

Mein erster Gedanke beim Lesen dieser Zeilen war: Verulkung, Mystifikation, denn so sicher ich mich in meinen Aufstellungen betreffs des Verhältnisses Haarmann—Grans fühlte; ich hoffte, zumal nach Bestätigung des Todesurteils nicht mehr darauf, den klaren Beweis selbst für die subtilen Vermutungen meiner Darstellung zu erleben. Einen Augenblick erwachte wohl das Mißtrauen, daß diese ganze Veranstaltung zu Grans Gunsten arrangiert sein könne. Der Anblick des Vaters, eines grundanständigen ehrenhaften Mannes, ließ dies Mißtrauen verlöschen. Der zweite Gedanke: Wenn ich nun dem Vater anrate diesen Brief sofort der kommunistischen Presse zu übergeben oder ihn meinerseits an ein paar große auswärtige Tageszeitungen depeschiere, so haben wir morgen den schönsten Justizskandal in Deutschland: Aufstand gegen die Polizei, Volkswut gegen das hannoversche Schwurgericht (das doch im Grunde keine zarten Rücksichten von mir verdient hätte). Dritter Gedanke: Was fordert Sache und Anstand? Erstens: der Brief gehört (trotz Haarmanns Widerspruch) zu Händen der Oberstaatsanwaltschaft. Zweitens: Gleichzeitig freilich müssen alle Kautelen getroffen werden, damit eine Verschleierungskomödie von seiten der Behörden unmöglich wird. Und so geschahs. Die Echtheit des Briefes wurde bestätigt: Haarmann widerruft alle seine Angaben. Gepeinigt von Gewissensbissen in der einzigen Beziehung, die einige edlere Gefühle in ihm rege macht, hin und hergerissen zwischen Rachsucht gegen Grans und eifersüchtige Verliebtheit für Grans, gequält von Angst vor der Polizei, die durchaus etwas herausbringen wollte (mit dem Gummischlauch), wo nichts heraus-

zubringen war als die Selbsterkenntnis der eignen Mitschuld; gemartert endlich von der Pein, daß es zur Umkehr zu spät sei, daß man keinen Widerruf mehr zulassen würde, nachdem das Todesurteil gegen Grans rechtskräftig geworden ist, hat der unselige Wehrwolf diesen Weg gewählt, um vielleicht durch den Druck der öffentlichen Meinung die Revision des Todesurteils gegen Grans zu erzwingen; ein paar Jahr Zuchthaus hätte seine Wolfswut dem Gehaßten und Umworbenen ganz gern gegönnt, da er nun sterben muß, regt sich nicht zwar Mitgefühl, wohl aber gleichsam der letzte Werbungstrick: „Liebe mich, denn ich habe dich unter den Krallen und gebe dich frei." Nun fragt sich, wie weit man dem Haarmann glauben kann und glauben wird. Denn natürlich ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß ein an pseudologia fantastica leidender Geisteskranker nach der Seite des Entlastenwollens (aus Erotik) grade so übertreibt, wie er zuvor nach Seite des Belastenwollens übertrieben hat. Es ist auch damit zu rechnen, daß der Mann immer neue Tricks ersinnt, um seine Hinrichtung hinauszuschieben. Folgendes aber steht nunmehr fest:

1. Das Schwurgericht Hannover war nicht der ideale Ort für eine objektive Rechtsfindung. Die Behörden können nicht ihre eigene Mitschuld öffentlich klarstellen.

2. Haarmann hat unter dem Druck bestimmter, dabei keineswegs übelwollender Persönlichkeiten, so z. B. unter Einfluß des Gerichtsarztes Schackwitz und unter dem Druck der — strengen Therapie von seiten des Kommissars Reetz und anderer Beamter anders ausgesagt als er vor einem anderen Gericht, gegenüber anderen Experten und in Händen anderer Polizei ausgesagt hätte.

3. Das hannoversche Gericht hat ein Fehlurteil gefällt. Man hat einen 23jährigen unter dem Einfluß der Zeit verwilderten, auch durch Haarmann verdorbenen Jungen zum Tode verurteilt, einzig auf Aussagen eines Mannes hin, den fünf Experten für geisteskrank erklärt haben. Die den Grans belastenden Indizien sind sämtlichst auch durch grenzenlosen Leichtsinn oder bewußtes In-den-Tag-hineinleben und Garnichtssehen und Wissenwollen, d. h. durch eine (bei Grans zweifellos vorliegende) ungeheuerliche Seelenstumpfheit (die gar nichts zu schaffen hat mit einer diabolischen Logik) vollständig zu erklären. Die Absicht des Oberstaatsanwalts Dr. Wilde, den Grans durchaus zu Fall zu bringen, war nicht nur mir, der vom dritten Verhandlungstage an die Unschuld des Grans behauptete, peinlich klar.

Der Prozeß (das darf nunmehr ausgesprochen werden) brachte mit sich zwei glückliche Zufälle: erstens, daß in meiner Person ein unbefangener, gegen Schuljuristerei, Schulmedizin und Schulpsychologie gleichgültiger Beobachter zufällig zugegen war; zweitens, daß man den nicht tolerieren konnte und aus dem Gerichtssaal verwies. Dadurch machte man zunächst mich kritisch gegen Gericht und

Expertise und brachte in weiter Oeffentlichkeit die Befangenheit oder Unangemessenheit des Gerichts klar zu Bewußtsein. Für den Gerichtshof und zumal für den Vorsitzenden ist nun der Ausgang eine Schlappe, aber dennoch sollten wir alle für sie dankbar sein, denn sie bewahrt unsre deutsche Rechtspflege vor einem durch seelenunkundige Richter und unerhört unfähige Offizialverteidigung verschuldeten nun für Jedermann klar gewordenen Justizmord. . . . Wie aber wird dieser Kriminalfall nun zu Ende gehn? Im normalen Rechtsstaat müßte das Justizministerium das Urteil des Schwurgerichts Hannover kassieren und die Sache zu erneuter Verhandlung an ein anderes Gericht verweisen; vor allem müßte der Haarmann sofort aus den Händen der hannoverschen Polizeibehörde entfernt werden. Es ist mir wahrscheinlich, wenn auch durchaus nicht sicher, daß auch das neue Gericht die Todesstrafe für Haarmann bestätigt. Es ist mir vollkommen unzweifelhaft, daß es die Todesstrafe gegen Grans aufhebt und daß dieser nicht einmal eine Zuchthausstrafe, sondern für seine Fahrlässigkeit ein, zwei Jahr Gefängnis oder was das beste wäre eine Zwangsarbeit auferlegt bekommt. Möglich aber auch, daß ein anderes Gericht mit anderen Sachverständigen und besseren Verteidigern den schönen Mut haben wird, gegen alle Volkstümlichkeit zu erklären, daß Haarmann in ein Irrenhaus gehört. Persönlich wünschte ich, daß ein lauterer und starker Seelsorger in ihm die Stimmung wecken möge, die Schopenhauer Umkehr und Negation des Willens nennt. Daß Haarmann die Möglichkeit hat, aus sich selbst heraus zu sühnen und zu versöhnen und an sich selbst ungezwungen, aus innerstem Wollen die Sühne zu vollstrecken, nach der er im Innersten verlangt, das hat der Brief, den ich hier veröffentliche, gezeigt. Man überlege einmal, was hätte geschehen können, wenn dieser Prozeß ohne daß durch mich das öffentliche Gewissen wachgepeitscht wäre, vor einem dunklen Provinzialgericht einzig auf die Aussagen des durch und durch verlogenen Haarmann hin geführt worden wäre und wenn es diesem Haarmann beliebt hätte, seine letzten Tage sich angenehm zu machen, indem er mit der Polizei und dem Gericht sich „gut stellte" und seine große aus versetzter Sexualität fließende Rache gegen den jungen Grans mit ins Grab nahm. Ja etwas noch Gräßlicheres hätte ich mir denken können und habe ich gefürchtet: Haarmann und Grans werden hingerichtet. Hinterher findet sich von Haarmann deponiert ein Brief, darin steht folgendes zu lesen: Ich habe übers Grab hinaus an der Menschheit Rache genommen. Rache an der Polizei, die mich mit dem Gummischlauch geprügelt hat. Rache an dem Gericht, das mich zum Tode verurteilte. Rache an Grans, der mich nicht liebte und ausbeutete. Ihr habt einen Justizmord an Grans begangen. Jetzt könnt Ihr es wissen. . . So hätte der verantwortungsfähige Intelligenzverbrecher gehandelt. So hätte auch Grans gehandelt, wenn er an Stelle des Haarmann gewesen wäre. Haarmann, der

typische Triebmensch, konnte diesen Gedanken (der ihm in seinen unzerbrochenen Augenblicken vorschwebte) nicht durchführen; der zerbrach am Kreuze und wollte in Büßer- und Sühnestimmung zuletzt doch lieber sich selber opfern als die Wollust letzter Rache genießen. Diese Zusammenhänge, die man aus meinen Berichten von vornherein hätte erschließen können, durchdenke man nun für den künftigen Prozeß, welcher zeigen möge, daß man gelernt hat.

WALTER MEHRING (Paris) RÜBEZAHL 1924

Das Haus des Magiers.

Das Dörfchen Queues-les-Yvelines, zwei Bahnstunden von Paris und zweimal links um die Ecke gelegen, anmutig auf eine Hügellehne hingeflegelt, besitzt eine Handvoll Dorfhäuschen, eine Kirche, einen Tea-room, kein Kino und eine Sehenswürdigkeit: Justin Christofleau, Widersacher des Kunstdüngers, Propheten der Elektrokultur, Vorkämpfer alles Fortschritts.

Ich fragte einen Bauern nach ihm.

„Der Christofleau, der wohnt im letzten Hause mit seinem ganzen gottverfluchten Krempel von Apparaten . . .“

Er ist verrufen! Und aus dem Gärtchen neben seinem Gehöft ragen seltsam wie bei Zauberern Stangen mit Antennen und Drahtbüscheln auf der Spitze und saugen Elektrizität aus der Luft, um sie den Wurzeln und Knollen aller möglichen Varietäten der Flora zuzuführen.

Empfangen von obligatem Hundegebell, betritt man das Bureau zu ebener Erde, das heißt: ein Bureau nach den Vorstellungen M. Christofleau's. Die eine Wand ist von oben bis unten mit Zeitungsausschnitten, getrockneten gigantischen Kastanien- und Veilchenblättern, und Photographien beklebt, wo man den Erfinder inmitten seiner entsetzlichen, hypertrophischen Gewächse erblickt: bananengroße Schoten, Kohlstrünke wie Mühlräder, Karotten wie Elefantenfüße. An der Wand gegenüber: er hoch zu Rad als junger Sportsmann und er: le grand savant devant sa table als alter Herr. Auf selbstgedrechseltem Bureaupult eine Menge Fachbücher, Kataloge und das Modell des Wunderapparates: einem Schusterbolzen ähnlich mit gesträubten Drahthaaren.

„Oh, Monsieur hat heute wichtigen Besuch!“ bedauerte die ländliche Bureaudame. „Sie kommen von überall. Man beginnt ihn zu begreifen. Nur die Franzosen nicht, denn sie sind von Natur kritisch veranlagt, lachen und spotten über ihn. Seit er mit seiner Erfindung an die Oeffentlichkeit trat, verfolgt ihn der Haß der Kunstdüngerleute. Es ist das Schicksal jedes Erfinders und Wohltäters der Menschheit. Ich werde ihn jetzt rufen.“

Sie sagte das, als wäre sie das Mitglied einer geheimen Sekte, für deren Oberhaupt man leidet, ohne zu klagen.

Als nun er selbst, ein kleiner, sehniger Landmann, mit kahlem Kugelkopf, durchtriebenen Augen, mich, den Fremden, gewahrte, klopfte er mir vor den Magen und begrüßte mich: „Lieber alter Freund, ich habe zwei Herren nebenan, die meinen Apparat auskultieren und die ich nicht rausschmeißen kann. Sie müssen unbedingt morgen wiederkommen. Es ist hochinteressant. Ich brauch ein paar Stunden, Ihnen das zu erzählen."

Ich hatte ihm den Intransigeant vom vorigen Abend mitgebracht, da stand ein Aufsatz über ihn auf der ersten Seite unter Sensationslettern: „Soll eine wichtige französische Erfindung nach Deutschland gehen? Das „Reich" bietet 10 Millionen!" Christofleau ließ sich den Artikel vorlesen und bei der Stelle: Allerdings die Deutschen haben eher die Erfindung begriffen, kniff er ein Auge zu im ältesten Komödienstil und knuffte mich verständnisinnigst in die Seite.

Nachher im Wirtshaus zum Croissant fragte ich die strubblige Wirtin:

„Ihr habt eine Berühmtheit im Dorfe?"

„Hein??"

„M. Christofleau!"

„Ne, das ist ein Cultivateur. Ach, lieber Herr, ich habs ja seit drei Tagen so schrecklich im Kopfe. Das reißt in einemfort. Wissen der Herr nicht ein Mittel dagegen?"

„Sie sollen es mal mit der Elektrokultur versuchen, Madame."

Der Garten des Paradieses.

Heute also war ich wieder bei ihm, und er führte mich durch sein Naturlaboratorium. Ein Riesenmast in der Mitte und eine Menge kleinerer ringsherum, alle mit ihren Bolzen streng: Nord-Süd ausgerichtet, haben die Pflicht, Sonnenwärme, Wind, Temperaturunterschiede, Feuchte und Trockenheit durch Volta'sche Säulen und thermo-elektrische Säulen in magnetische Ströme im Erdreich zu wandeln, Ungeziefer abzutöten und Wachstum zu fördern.

In der Tat, da er die Früchte liegen läßt, sah man noch jetzt um ein kaum metergroßes Birnbäumchen kalifornische Fülle modernder Riesenbirnen am Boden, reblausbefallene Weinstöcke, mit deutlichen Narben noch, gesundet, Karotten, na! so ungefähr wie Kinderschädel.

„Ich bringe der Menschheit den Frieden!" sagte er bieder und schlicht. „Denn sehen Sie, ich bin zu allererst ein Gelehrter und denke viel nach. Wenn man die Völker zusammendrängt, und sie

haben nichts zu essen, da machen sie Krieg. Aber wenn sie auf meinem Boden leben, in Hülle und Fülle, da werden sie friedlich."

(Eine kühne Hypothese, von deren Gegenteil ich restlos überzeugt bin. . . .)

Auf dem Rasen stand ein bespanntes Gestänge, das ich für ein mißgeborenes Flugzeug hielt; und im Geflügelhof hackten sich gewaltige Hühner. Ich will nicht behaupten, daß sie so groß wie Kälber waren, aber sie erfreuten sich unverschämter Proportionen.

„Haben Sie die etwa auch????. . ."

Ja, er hatte sie! Mitten durch ihren Liebesrausch leitete er die tellurischen Ströme. Schon nach achtzehn statt einundzwanzig Tagen kriecht das adlergroße Küken aus.

Die Morgenröte eines neuen Zeitalters.

„Eine neue Epoche wird berichten, die Epoche der Elektrokultur!" sagte er mir in seinem Arbeitszimmer, das mit Erdkarten der Magnetströme und Globussen geziert ist. „Auch die Medizin wird sich meiner Erfindung bedienen."

Und es ist nur recht und billig, daß ein solcher Mann nicht bei den Resultaten des Kohls und der Kartoffeln halt machen konnte. Da hat er einen Schuh konstruiert, der durch Erdkontakt napoleonische Energien in des stillen Wanderers Körper leitet. Sein Bett selbst hat er an drei seiner Wunderapparate angeschlossen, und ich mußte der Wunderhühner gedenken, die drei Tage eher als die andern des Brütens enthoben sind. Welch sonderbares Rechenexempel!

Während des Krieges erfand er das, was ich für einen Flugzeugbastard hielt, einen Windmotor von 10 000 HP. als Kohleersatz, den er dankbar dem Vaterlande widmete. Das Vaterland nahm die Widmung an, ohne sich auch nur mit dem untersten Grad der Ehrenlegion zu revanchieren.

Und schließlich hat er noch den erdmagnetischen Motor von zehn Pferdekräften in Reserve.

„Aber den halte ich geheim. Es ist genug, daß ich die Welt der Kunstdüngerleute auf dem Rücken habe; sollte ich auch noch die Petroleumfabrikanten gegen mich hetzen, das wäre zu viel für einen alten Mann."

Die Gerechten werden verfolgt.

„Es geht mir nicht ums Geld. Das ist mir piepe. Denn ich bin reich! Aber sie verfolgen mich. Seit acht Jahren habe ich nicht einen Schritt aus meinem Besitztum getan, denn ich weiß, daß sie mich töten wollen. Jawohl, das möchten sie. Aber ich habe Mitrailleusen im Hause. Die Bauern erzählen ja überall, ich hielt es mit dem Teufel, und der Curé hat's auch mal gesagt. Und da war doch die Affäre Quemeneur. Da hatten sie einen Matrosen abgemurkst, und der Leichnam war nicht zu finden, einfach ver-

schwunden. Da kamen ein paar anonyme Briefe an den Gerichtshof: Wenn Ihr den Leichnam finden wollt, da grabt nur beim Christofleau im Garten nach. Aber die Herren kannten schon solche Briefe, und wußten, daß das die Kunstdüngerleute geschrieben hatten, um meine Pflanzungen zu zerstören. Und dann lesen Sie, was mir ein Directeur des Services Agricoles schreibt!" sagte er und gab mir einen Brief mit folgenden Worten:

„Sollten Sie jemals einen Einfluß auf die Landwirtschaft bekommen, so müßte man Sie als einen Hinderer des Fortschritts, als einen Feind öffentlicher Interessen betrachten und fordern, Maßnahmen zu ergreifen, um Sie zu hindern, daß Sie schaden."

„Sehen Sie!" sagte er wehmütig, „so entmutigt man mich. Und ich will doch nur das Beste für die Menschheit. Tausende von Apparaten sind in Belgien, in der Schweiz, in Amerika im Gebrauch. Sie müssen unbedingt schreiben, daß mich die Bauern verfolgen, und vor allem die Alte nebenan aus dem einen Wirtshaus. . . ."

Und dann gab er mir noch eine Broschüre, der große, greise Magier des Ackerbaus.

Christofleaus Broschüre.

Ja, in der Broschüre stand das noch einmal, der Apparat, und Anerkennungsschreiben, und viele Photos und „das historische Haus des Erfinders", und eine Karikatur, plump und nett: Rückschritt und Fortschritt. Und daß van Helmont schon um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts in Brüssel ähnliche Experimente machte. (Das stimmt. Denn zufällig las ich neulich in andern Zusammenhängen von diesem Gelehrten, der sich dem Satan verschrieben, wie heute der Zauberer von Qeues-les-Yvelines!)

Und die Geschichte der Eule, die kraft elektrischer Schwingungen den Menschen durch ihren Schrei, zwar nicht Tod, wie in der Volkssage, aber doch Krankheit kündet. (Darüber zu spotten, wage ich nicht, denn oft trug verhöhnter Aberglauben des Landvolks Wahrheit, für die die Wissenschaft später die nötigen Fremdwort-Erklärungen fand.)

Und ganz zum Schluß stand etwas, was gar nicht dazugehörte und was doch nach allem sehr nachdenklich stimmen muß: Nämlich, er hätte nur zwei Wesen auf der Welt, denen er vertraue, und das wären seine beiden Hunde. Und deshalb schließe er mit der Bitte: Schlagt Eure Hunde nicht!

Der alte Christofleau und seine Erfindung.

Ich bin kein Fachmann, nicht kühn genug, zu richten. Ein wütender Zeitungs- und Gelehrtenkampf geht um ihn in der Tat!

Vielleicht, daß man in hundert Jahren ihn gegen zwei Francs im Pantheon zeigt oder die Verlängerung des Boulevard Haußmann nach ihm benennt.

II.

Brief eines Mannes, dem seine Braut ein süßes Geheimnis mitgeteilt hat.

Liebe Auguste. Eben erhielt ich Deine lieben Zeilen aus Ahlbeck mit der Neuigkeit, welche, wie Du Dir wohl denken kannst, in mir eine Fülle von Gedanken und Gefühlen geweckt hat. Ersehe aus Deinem lieben Schreiben, daß Du trotzdem Sonnabend in der Reunion mitmachst, daß Du auch bei der lebenden Gruppe im Waldfest mitwirkst, woraus ich entnehme, daß Deine seelische Stimmung doch nicht so niedergeschlagen ist, wie man nach dem ersten Teile Deines lieben Schreibens annehmen müßte. Ich möchte nun keineswegs Deinen frohen Sinn durch meine ernsten Ueberlegungen mindern, im Gegenteil, bade nur nach Herzenslust, tolle Dich in den brausenden Fluten fröhlich umher und auch ein Sprung vom Hochbrett der Schwimmabteilung ist Dir vorläufig keineswegs untersagt. Es gibt sogar Frauen, die in diesen ersten Zeiten mit Vorliebe heiß baden, was freilich mit der Gefahr verbunden ist, daß der Werdeprozeß, welcher in Dir vorgeht, dadurch gestört wird. Ich würde das, wie Du Dir denken kannst, sehr bedauern, denn ich habe mir ja immer einen kleinen strammen Fritz von Dir gewünscht, andererseits würde es Deine Situation den Eltern gegenüber und auch bei Tietz, wenn Dein Urlaub zu Ende ist, wesentlich erleichtern.

Ich bin durch Deine Mitteilung gewiß hocherfreut gewesen, ist es doch der Beruf der Frau, Mutter zu werden, und wie öde und leer das Leben einer alternden kinderlosen Person ist, kannst Du an Deiner Schwester Wilhelmine erkennen, die Dir gerade wegen Deines gesunden Verhältnisses zu mir mit griesgrämigem Mißtrauen gegenübersteht. Gewiß würde ich also unter normalen Verhältnissen über die Ankunft eines kleinen Fritz von Herzen jubeln, durch die heutigen Wohnungsverhältnisse und leider auch durch die Rücksicht auf meine und Deine Eltern fällt mancher bittere Tropfen in unseren Glückskelch. Wäre ich ein gewissenloser Mensch, so würde ich dasselbe tun, was im gleichen Falle mein Freund Gustav — Du kennst ihn vom Ruderklub her — seiner Lene empfohlen hat. Er sandte sie zu Doktor Hermann Klötzer, Elsasser Straße 21, und beide waren in 48 Stunden ihrer Sorgen ledig. Der Spaß hat alles in allem 62 Mark gekostet, für Deine Verhältnisse gewiß eine beträchtliche Summe. Gustav war bereit, die Hälfte der Kosten zu übernehmen, wozu er ja letzten Endes auch moralisch verpflichtet war. Ich kann Dir einen ähnlichen Rat nicht geben, erstens, weil das Gesetz dies verbietet — ich bitte Dich, diesen Brief sofort zu vernichten —, zweitens weil ich in diesem Monat einen Betrag von 30 Mark beim besten Willen nicht mehr aufbringen kann. Anderer-

seits ist in solchen Fällen Eile geboten. Doch, wie gesagt, eine Lösung, wie Gustav und Lene sie in ihrem fröhlichen Leichtsinn akzeptierten, entspricht meiner Lebensanschauung durchaus nicht. Ich würde es vorziehen, mit Dir im weißen Kleide vor den Traualtar zu treten, aber, wie gesagt, meine Eltern würden das nie vergeben und ich muß aus den Gründen, die Du kennst und billigst, Rücksicht auf sie nehmen. So bleibt mir nichts übrig, als Dir zuzurufen: Kopf hoch! Unser Herrgott wird uns nicht im Stich lassen. Du erinnerst Dich an Fräulein Werner, die bei uns Stenotypistin ist, sie glaubte sich vor vier Monaten in demselben Falle zu befinden, war sehr niedergeschlagen, konnte mir aber dann doch nach einigen Wochen die freudige Mitteilung machen, daß sie sich Gott sei Dank getäuscht habe. Vielleicht ist dies auch in diesem Falle so. Jedenfalls erbitte ich baldige ausführliche Nachricht über Dein Befinden (Erbrechen am Morgen usw. usw.). Wie immer sich die Dinge gestalten, eines darfst Du mit Sicherheit erwarten, daß ich Dich in Deiner schweren Stunde nicht verlassen und Dir mit meinen, freilich sehr beschränkten Mitteln nach Kräften beistehen werde.

Ich erhoffe bald eine frohe Nachricht von Dir und zeichne

mit Gruß an die ganze Clique
und mit besonderem Kuß für Dich

Dein Fritz.

1. P. S. Wegen der Bemerkung über Fräulein Werner bitte ich nicht gleich eifersüchtig zu sein. Ich war an der Sache in keiner Weise beteiligt. Betreffende holte nur meinen erfahrenen Rat ein.

2. Postscriptum. Eben teilt mir Gustav mit, daß Doktor Klötzer, Elsasser Straße 21, ihm Ratenzahlung bewilligt hat. Er soll überhaupt ein sehr liebenswürdiger, ungemein rücksichtsvoller Mann sein, dem alle Patienten hohes Vertrauen entgegenbringen.

Ich glaube, daß die Wahrheit sich in den seltensten Fällen gegen die Verachtung und Verleumdung durchzusetzen vermag, und ich könnte zahlreiche Beispiele dafür anführen. Es liegt in der Natur der Sache, daß sie der Lüge gegenüber den Kürzeren zieht. Vor allem: es gibt nur eine Wahrheit. Die Lüge aber ist vielfältig, dadurch hat sie von vornherein das Uebergewicht. Zudem hat die Wahrheit noch andere Fehler. Sie ist sozusagen leblos, läßt sich in keiner Weise umformen oder anders gestalten und gibt sich zu keinerlei Kombinationen her, durch die sie der menschlichen Intelligenz oder den menschlichen Leidenschaften zugänglicher werden könnte. Die Lüge dagegen hat eine wunderbare Modulationsfähigkeit, ist dehnbar und plastisch . . .

Anatole France

Es gibt Dinge, die sich in das übliche Zeitungsschema: „Politik und Unterhaltungsbeilage“ nicht recht einordnen lassen. Diese Dinge müssen also ausfallen. Leider sind darunter besonders wichtige Dinge.

Stellt die Schülerin einer Kunstgewerbe-Schule irgendwo einen „neuen“ Akt aus, so wird das Werk weit und breit besprochen. Denn es ist Kunst, und Kunst gehört in das Feuilleton. Handelt es sich aber um die Neuwahl des Berliner Stadtbaurats — an Stelle Ludwig Hoffmanns —, so erfährt der Leser in allen Tageszeitungen so gut wie nichts. Wo sollte denn auch dafür Platz sein? Politisch im Zeitungssinne ist die Sache nicht — und unterhaltend auch nicht. Also genügt eine kurze Notiz im lokalen Teil. Vor einigen Wochen stand also im lokalen Teil der „Voß“: . . . will man darauf warten, daß irgendein peinlicher Zwischenfall die Neubesetzung des Oberbauratpostens erzwingt? Und unvermittelt vor ein paar Tagen auf der vierten Seite zwischen kriminellen und anderen Familiennachrichten: „Wie wir hören, wird voraussichtlich der Städtebaudirektor Elkart gewählt werden.“

Die Bestallung eines städtischen Nachtwächters kann kaum gleichgültiger behandelt werden als diese Wahl. Und dabei handelt es sich um eine Schicksalsfrage Berlins, um eine Sache, die unendlich viel wichtiger ist — auch im rein künstlerischen Sinne unendlich viel wichtiger! — als alle Bilder-Ausstellungen zusammengenommen. Aber Architektur verirrt sich in die Zeitung nur, wenn sie gemalt ist.

„Die kubischen Einheiten der Häuser und Baublocks — Kirchenplätze — Straßenfluchten — moderne Nüchternheiten — Kasernen, Krankenhäuser, Bahnhöfe, Miethäuser — die Baukörper stehen natürlich und phrasenlos da — das Sachliche unterstrichen — Putzfassaden und Backsteinstreifen — schnurgerade Perspektive einer starren Straßenfront.“

So in derselben „Voß“, 80 Zeilen über den modischen Maler Utrillo, der unsere Wohnhäuser zu dem einzig noblen Zweck verwendet, sie abzumalen. Die Wirklichkeiten dieser Häuser, ihr Grundriß, ihre Wohnungsanlage, ihre Stellung — mein Gott, das sind doch viel zu banale Dinge, als daß man über sie schreiben könnte. Eine gut gemalte Mietkasernen-Scheußlichkeit ist für das Feuilleton viel, viel wertvoller als die bestgebaute Wohnung selbst!

Ein neuer Antrieb kann der künstlerischen Gestaltung nur von der Architektur kommen, da sie allein die neuen Lebensimpulse elementar zu erfassen vermag und da nur sie den neuen Lebensnotwendigkeiten direkt verbunden ist.

Freilich ist hier unter Architektur etwas prinzipiell anderes zu

verstehen, als das gewohnte und bisher geübte schöne Formelwesen. Wir verstehen unter Bauen die unmittelbare Gestaltung unseres Lebens selbst. Die Parole heißt nicht mehr, „schön" bauen, sondern „gut und richtig" bauen, nachdem sich gezeigt hat, daß die Tendenz auf formale Schönheit ein sehr gefährliches Hemmnis für das gute und richtige Bauen gewesen ist.

Für architektonische Formproblematik — gleichgültig ob historisch oder modern frisiert — die Allgemeinheit zu interessieren, ist nie gelungen. Heute aber ist das Interesse für alle Fragen des Bauens sehr groß, weil die Wohnungsnot die Menschen zwingt — und es ist gut, daß sie, indem sie vom allersachlichsten Bedarf ausgehen, endlich einmal an den Kern des Bauens herankommen: den Grundriß, den konstruktiven Aufbau, die sachliche Lösung.

In dieser fruchtbaren Situation ist es von ungeheurer Wichtigkeit, wer in Berlin Stadtbaurat ist. Wir hatten eine reichliche Generation lang die Diktatur des Fassaden-Architekten Ludwig Hoffmann, die, ganz besonders nach dem Kriege, einen schlimmen Druck ausübte, jede Erneuerung unseres Bauens unterdrückte.

Von der Persönlichkeit des neuen Stadtbaurats hängt es wesentlich ab, ob von nun an in Berlin sozial, sachlich und gut gebaut werden darf, ob die Schieber bauen oder die Schöpfer. Seine Persönlichkeit wird entscheiden, ob weiterhin alle Wettbewerbe zum Monopol akademischer Reaktionäre werden. Von ihm hängt ab, ob durch die Heranziehung der jungen Generation in das gesamte Berliner Schaffen endlich wieder Frische, Wagemut und Energie kommen. Von ihm hängt ab, ob Berlins Entwicklung weiterhin dem Zufall überlassen wird (die Verschandelung der „Linden"!) oder ob sie nach einem großen und modernen Plan gelenkt werden soll.

So sollte man meinen, daß diese Neuwahl zu den ernsthaftesten Sorgen unserer Zeitungen, unserer Kritiker, unserer Sozial- und Kommunal-Politiker gehören müßte schon von dem Moment an, da Hoffmann zurücktrat. In aller Oeffentlichkeit müßten doch wohl alle Bewerber auf Herz und Nieren geprüft worden sein. Aber nichts davon! Es scheint, daß auch diese Berliner Schicksalsfrage rein bürokratisch und fraktionspolitisch hinter den Kulissen erledigt werden soll.

„Wie wir hören, wird voraussichtlich der Städtebaudirektor Elkart gewählt werden."

Was Herr Elkart will, weiß niemand. Er hat sich weislich gehütet, irgendwie Farbe zu bekennen. Kein Mensch weiß, was von ihm zu erwarten wäre. Die unter seiner Verantwortung vorbereitete neue Bauordnung für Groß-Berlin soll eine weitere Verdichtung des Stadtkerns vorsehen!

Herr Elkart soll ein sehr guter Beamter sein.

Genügt das, um Berlins Stadtbaurat zu werden?

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Februarwoche

Man soll Belustigungen genießen, wo sie sich bieten. Reichslandbundtagung im Großen Schauspielhaus. „Aufmarsch und Heerschau des Landvolks" nennt es die „Deutsche Tageszeitung". „Wo sorgsam manikürte ringüberladene Händchen nervös zitternd über roten Plüsch fahren, wo nachtbleiche Gesichter aus müden Augen nach Sensationen spähen, klammern arbeitsgestählte, nervige Fäuste, zupackende Energie, blitzt aus wettergefurchtem Antlitz der Schaffenswille deutscher Bauernkraft". So heißt es im Stimmungsbericht des Blattes. Wäre es wirklich Schaffenswille deutscher Bauernkraft, der dort hervortrat, wir würden uns hüten die Veranstaltung zu verspotten. Aber es war das widerliche Maulheldentum der Großagrarier, das sich nach allen Richtungen spreizte. Die „Präsidenten" Graf Kalckreuth und Hepp rechnen ab mit der internationalen Hochfinanz. Das wäre ihr gutes Recht. Man braucht die Hochfinanz nicht in Schutz zu nehmen. Aber auf der einen Seite zu erklären, die jüdische Hochfinanz habe immer nur daran gedacht sich den Säckel zu füllen (Hepp!), auf der einen Seite zu schimpfen gegen „Juda, das die Völker der Welt bald zum Schemel seiner Füße machen werde", auf der einen Seite ferner zu proklamieren, die wirtschaftliche Betätigung des Reichslandbundes gälte dem Kampf gegen Unterjochung und Versklavung durch das internationale Kapital (Graf Kalckreuth), dies alles auf der einen Seite zu sagen — und auf der andern Seite durch die Direktionsaspiranten der Rentenbankkreditanstalt, deren Errichtung derselbe Landbund mit allen Mitteln betreibt, verhandeln zu lassen mit internationalen Finanziers, wie Kuhn, Loeb & Co. und der National City Bank in New York wegen Unterbringung einer Landbundanleihe in Höhe von 100 Millionen Dollar — das ist, gelinde, eine Unverfrorenheit.

Die Zollfrage! Man konnte gespannt darauf sein, wie die Landbundführer ihr Festhalten an der Forderung der Hochschutzzölle zu motivieren versuchen würden. Doch was schert es sie, daß Weizen, der vor dem Kriege rund 207 Mark je Tonne kostete und zuweilen unter diesen Preis gefallen war, inzwischen bis auf 270 Mark gestiegen ist, was kümmert es sie, daß Roggen Ende Januar 1925 einen Rekordpreis von 270 Mark erreicht hat gegenüber einem Vorkriegspreis von 160 Mark je Tonne? Es ist ihnen ganz egal, und wenn die Getreidepreise sich verzehnfachen und gleichzeitig die Industrieprodukte auf die Hälfte herabsinken würden, — der Landbund würde dennoch behaupten, der heimische

Getreidebau bedürfe des Zollschutzes. Zwerchfellerschütternd klingt zwischendurch mit einemmal das Argument, aus reinen finanzpolitischen Gründen dürfe das verarmte Deutschland auf die Einnahmen der Agrarzölle nicht verzichten. Doch versetzen wir uns weiter in den Gedankengang des Landbündlers. Vielleicht glaubt er wirklich, daß es sich beim jüngsten Hochtrieb der Preise um eine Börsenspekulation handle, deren Ergebnis man nicht zur Grundlage eines auf Jahre berechneten Zolltarifs machen dürfe. In solchem Falle müßte er logischerweise die Forderung vertreten, daß die heimische Preisbildung sich gänzlich emanzipieren solle von den Exzessen der Chicagoer Getreidebörse. Doch nein, das ist es nicht, was der Landbund will. Die Preise können schon so überspannt sein wie sie wollen, wenn sie nur nach der angenehmen Seite hin überspannt sind. Die sogenannten Spekulationspreise sind höchst willkommen, solange das Pendel nach oben ausschlägt. Dann heißt es mit einemmal, durch Freilassung der Ausfuhr müsse ein Preisausgleich mit den Produkten des Auslandes unter allen Umständen erstrebt werden (Hepp). Also Auslandspreise gerne, wenn sie nur hoch sind. Klettern sie aber von ihrer phantastischen Höhe herunter, dann bitte Zollschutz! Die Größen der Wissenschaft, wie Sering und Areboe, die früher den landwirtschaftlichen Zoll befürworteten, lehren zwar jetzt unwiderlegt und unwiderlegbar, das ureigenste Interesse der Landwirtschaft, aus höherer Perspektive gesehen, erfordere den Freihandel. Alberne Ideologen, denken die Landbündler. Sie halten engstirnig an ihren alten Ansprüchen fest. Ist das „Schaffenswille deutscher Bauernkraft?“ Es ist Bequemlichkeit, es ist Profitgier, die mit der geschmähten jüdischen wohl konkurrieren kann.

Wir widerraten, künftig noch Geschäftsberichte, deutsche Börsenprospekte, Generalversammlungsreden oder sonstige Verlautbarungen nachzulesen, wenn man sich über den Stand der Industrie oder der großen Unternehmungen informieren will. Was kann man aus all diesen Angaben viel entnehmen? Meist sind es Formalitäten, die vorgetragen werden. Hat jemand den Wunsch, etwas Vernünftiges über die Arbeitsweise der großen Unternehmungen zu lesen, so raten wir ihm, einen Blick zu werfen in die amerikanischen Prospekte der Dollaranleihen, die neuerdings jedes Unternehmen von Rang aufnehmen zu müssen glaubt. Der amerikanische Kapitalist würde sich lustig machen, wenn man ihm den in Deutschland üblichen Formelkram vorerzählen wollte. Ihm gegenüber muß die sonst gewohnte Geringschätzung der Dummen, die ihr Geld hergeben, ausnahmsweise einmal abgelegt werden. Die Sehnsucht nach dem Auslandskapital hat denn auch in der Tat manchen Verwaltungen den Mund in einem Umfang geöffnet, daß man sich wundern muß ob so viel Offenherzigkeit. Hat man ge-

glaubt, daß die amerikanischen Zeitungen und Werbezirkulare nicht zur Kenntnis der deutschen Oeffentlichkeit gelangen würden? Wenn nicht, warum hat man dann dem deutschen Geldgeber die interessanten Mitteilungen vorenthalten, die man dem amerikanischen Anleihezeichner bereitwillig übergab? Der Aufschnitt z. B., den die Hamburger Rudolf Karstadt A.-G. in ihrem Prospekt serviert, dürfte in Deutschland nicht verabreicht werden. Diese Gesellschaft renommiert damit, daß ihre Immobilien 13mal so viel wert seien, als der Bilanzansatz, daß das Inventar und der Maschinenpark, die in der Goldbilanz mit 600 000 Mark eingestellt sind, rund 25 Millionen Goldmark repräsentieren. Um solche Unwahrscheinlichkeiten wird das deutsche Börsenpublikum die Amerikaner nicht beneiden. Aber es gibt in den Prospekten der großen Unternehmungen zahlreiche Mitteilungen, die den deutschen Kapitalgeber auf das lebhafteste interessieren würden. Die AEG. beziffert den Wiederbeschaffungswert ihrer Maschinen auf 60 Millionen Dollar, während das betreffende Konto in der Eröffnungsbilanz noch keine 15 Millionen Reichsmark ausmachte. Das außereuropäische Geschäft wird mit 32 v. H. des Gesamtumsatzes angegeben. Für die T h y s s e n w e r k e hat man eine Schätzung aufgestellt, wonach es 250 Millionen Dollar kosten würde, um die Anlagen in den Vereinigten Staaten zu errichten, und ein Aufwand von 166 Millionen Dollar erforderlich wäre, um die Anlagen von Grund auf neu in Deutschland aufzubauen. Der Thyssensche Rheinhafen habe, so heißt es an anderer Stelle, zurzeit die Hälfte der Jahrestonnage des Hafens von Rotterdam. Der jährliche Betriebsüberschuß der Thyssenwerke wird auf 6½ Millionen Dollar geschätzt. K r u p p berichtet in seinem amerikanischen Zeichnungsprospekt, daß die Herstellung von Kriegsmaterial schon vor 1914 nie mehr als 5 v. H. des Gewichtes der Eisen- und Stahlproduktion des Konzerns ausgemacht habe. Von April bis September 1924 seien für 30 Millionen Reichsmark Erzeugnisse der Gesellschaft exportiert worden. Das Schienennetz in Essen allein umfasse 140 Meilen. Warum, fragen wir nochmals, sagt man alles das nur dem amerikanischen Publikum und nicht dem deutschen?

Dem Reichsfinanzminister von Schlieben ist im Kopfrechnen kein hohes Prädikat zuzubilligen. In seiner großen Etatsrede von Ende Januar hatte er prophezeit, daß das laufende Haushaltsjahr 1924 voraussichtlich am 31. März 1925 zwar ohne Defizit abschließen würde, daß aber nach Abwicklung aller Verpflichtungen Ueberschüsse nicht mehr vorhanden sein werden, mit Ausnahme eines Betrages, den er auf 140 bis höchstens 200 Millionen Reichsmark bezifferte. Das solle der B e t r i e b s f o n d s d e r R e i c h s h a u p t k a s s e sein, zusammen mit den Mitteln, die durch die Aus-

gabe kurzfristiger Goldmarkschatzwechsel beschafft werden könnten. Herr von Schlieben scheint sich gründlich verschätzt zu haben. Die Uebersicht über die Geldbewegung bei der Reichshauptkasse für den Monat Februar zeigt, daß wiederum 156 Millionen Reichseinnahmen — trotz aller Ueppigkeit in der Haushaltsführung von Reich, Ländern und Kommunen — nicht verwendet werden konnten. Der seit dem April 1924 erzielte Einnahmeüberschuß ist damit auf 545 Millionen Reichsmark angewachsen, wohlgemerkt: trotz Uebereignung der Dreiviertelmilliarde an die Ruhrindustrie. Dieses günstige oder richtiger ungünstige Resultat ist nicht etwa der erhöhten Sparsamkeit, sondern einer abermaligen Steigerung des Steueraufkommens zu danken. Der alte Etat des Reichsfinanzministeriums hatte fürs ganze Jahr mit einem Steueraufkommen von 5,2 Milliarden RM. gerechnet. Noch fehlen zwei Monate am Haushaltsjahr und schon sind die Einnahmen über den ganzen Jahresanschlag hinaus auf 6,6 Milliarden R.M. angewachsen, und zwar hat der Januar mehr erbracht als irgend ein Monat zuvor. Gegenüber einer Normaleinnahme von 435 Millionen sind rund 770 Millionen aus der Wirtschaft herausgepreßt worden. Den Hauptanteil an dem Mehrertrag haben diejenigen Steuern gehabt, die die breite Masse belasten, die Einkommen- und Umsatzsteuer, die Tabakabgabe und die Zölle. Und welches sind die Konsequenzen, die man für die Zukunft aus dieser Einnahmeentwicklung zieht? Die Lohnsteuer soll kaum ermäßigt, die Umsatzsteuer beibehalten, die Tabakabgabe und die Zölle sogar erhöht werden. So sieht die Lastenverteilung aus, wie das Kabinett Luther sie sich denkt. Aber das nur in Parenthese. Das Problem des Augenblicks lautet: Was geschieht, damit der unheimliche Strom zum Versiegen kommt? Würde der Steuerdruck in der bisherigen Weise für die restlichen zwei Monate des Haushaltsjahres mit dem gleichen „Erfolge" beibehalten werden, so würden Mittel in der Hand des Reichsministers zusammenfließen und dem Lande entzogen werden, die jedes bei noch so großer Weitherzigkeit zuzugestehende Maß enorm überschreiten. Der Finanzminister hat in seiner zitierten Etatsrede darauf hingewiesen, daß das Reich vor dem Krieg einen festen Betriebsfonds von 600 Millionen Mark gehalten hat, und hat einen solchen Betrag gewissermaßen als ein längst entschwundenes Zeichen des hohen Wohlstandes angesehen. Diese Summe ist heute schon erreicht, wenn man den Erlös aus den begebenen 50 Millionen Mark Reichsschatzwechseln zu den 545 Millionen Ueberschüssen hinzurechnet. Er würde weit übertroffen, wenn die Steuerkuh im Februar und März ebenso stark gemolken würde wie bisher. Dann könnte sich das Reich auf Kosten der schwer ringenden Produktion eines schönen Tages im Besitz einer runden Milliarde befinden, ohne zu wissen, wohin damit. Wahrhaftig, der Widersinn wird auf die Spitze getrieben.

GLOSSEN

EMPFEHLUNGEN FÜR JUNGE DRAMATIKER

Hermann Bahr notiert in seinem „Tagebuch“:

Mit der unschuldigsten Miene mutet man mir immer zu, das Theaterstück irgendeines viel versprechenden Jünglings einem Direktor oder einem Dramaturgen mit einigen freundlichen Worten empfehlen zu wollen. Und der Jüngling staunt dann, wenn ich ihn anfahre: „Begreift ihr denn nicht, welche Beleidigung für den Direktor oder Dramaturgen darin liegt? Es heißt doch einfach ihm ins Gesicht jedes eigene Urteil absprechen, entweder die Fähigkeit zu seinem Beruf oder alles Pflichtgefühl dafür! Wird einer von euch, wenn er auf die Bank schickt, Geld wechseln zu lassen, den Boten mit einer besonderen Empfehlung an den Kassierer versehen, worin dieser von einem guten Bekannten freundlichst gebeten wird, ihm zu Liebe beim Wechseln auch richtig zu zählen? Ein Stück zu lesen ist ja keine Gefälligkeit des Direktors oder des Dramaturgen, sondern es ist sein Beruf, es ist seine Pflicht und vor allem: es ist sein Geschäft! In jedem solchen unscheinbaren Manuskript können ja Millionen für sein Theater stecken. Daß keine darin steckt, sieht man doch jedem Stück im besten Fall erst gegen Ende des ersten Aktes an. Bis dahin, wo man dies deutlich sieht, wird in allen Theatern jedes Stück gelesen. Einmal alle zehn Jahre kommt's freilich vor, daß ein Stück von einem Direktor zum andern wandert und keiner die darin versteckten Millionen bemerkt, die dann erst irgendein Zufall an den Tag bringt. Darüber erschrecken aber jedesmal sämtliche Direktoren und Dramaturgen des Erdkreises so sehr, daß fortan wieder in allen Theatern mit dreifachem Dampf gelesen wird. „Protektionswirtschaft“ aber, die die Jünglinge doch überall wittern, ist nirgends so selten als beim Theater; denn sie kommt da zu teuer.

Allerdings geschieht es dennoch immer wieder, daß Stücke höchsten künstlerischen Ranges von allen Theatern abgelehnt werden. Denn Stücke höchsten künstlerischen Ranges kosten viel Arbeit und bringen kein Geld. Diesen Luxus können sich die Theater einmal im Jahre erlauben und auch dazu gehört schon ein gewisser Heroismus, denn niemand weiß ihnen Dank, auch der Dichter nicht, der vor der traurigen Gestalt erschrickt, zu der Dichtung in der Luft von heute vor einem Publikum von heute wird. Dichtern ist nicht zu helfen, auch durch Empfehlungen nicht, weil sich sonst die Zuschauer empfehlen. Wer aber ein handfestes Stück zu zimmern weiß, dem lauern Direktoren und Dramaturgen an allen Straßenecken auf, er kann meiner Hilfe getrost entraten und lasse mich gefälligst in Ruhe!

Verdächtig ist mir auch, wie teuflisch wichtig die jungen Leute jetzt das Schicksal ihrer Werke nehmen. Wichtig ist, daß ein Werk entsteht, daß man es los wird, daß man von ihm aufatmet. Dann mag es selber sehen, was aus ihm wird. Der Autor aber, ohne Zeit zu verlieren, mache sich an das nächste. Mit der Kraft, die heute vergeudet wird, um ein Stück möglichst rasch und möglichst gut zu placieren, könnte der junge Mann inzwischen zwei neue schreiben. Wen aber der Einfall eines Stücks, das Karambolieren mit ihm, wie man ihn endlich gebändigt glaubt, und er gerade dann wieder von neuem entwischt, wen das ewige Hin und Her dieser Corrida mit dem Einfall, in der man ja nie recht weiß, wer eigentlich dabei gewinnt und worum es denn im

Grunde geht, wen dieser Wechsel überschwemmenden Segens mit verzweifelnder Ratlosigkeit nicht an sich schon so beglückt, daß es ihm durchaus gleichgültig ist, was schließlich daraus wird, der lasse doch lieber überhaupt davon. Der Schütze schießt um des Vergnügens zu treffen willen, den Preis steckt er nur als Erinnerung daran ein.

GESETZ BETR. DEN SELBSTMORD

Der Selbstmord ist offenbar mit mancherlei Unannehmlichkeiten verbunden. Erst heute ist es den verehrungswürdigen Organen unserer Staatsgewalt — nicht ohne Opfermut — gelungen, ein achtzehnjähriges Mädchen vor dem einfahrenden Zuge zurückzureißen. So anerkennenswert und berechtigt das Bestreben der Reichsbahngesellschaft, eine Beschmutzung der Bahnsteige zu verhüten, auch sein mag — dieser Fall ruft uns eine tragische Tatsache ins Gedächtnis zurück.

Wie, so fragt sich der Interessent, kann ich mir auf gesetzlichem Wege das Leben nehmen? In Juristenkreisen neigt man dazu, die Möglichkeit eines gesetzlich geschützten Selbstmordes abzustreiten, eine Meinung, die einerseits wieder die Weltfremdheit dieses Standes deutlich macht, andererseits freilich beweist, eine wie wenig klare Regelung unsere Gesetze dieser Frage gegeben haben. Ein „Gesetzt betr. den Selbstmord" (GSM) ist eine Notwendigkeit:

Zunächst mit Rücksicht auf eine erfolgreiche Züchtigung des Volkes. Denn was soll unser Staat mit jenen lächerlichen Geschöpfen, die ihr vielleicht an sich nicht uninteressantes Gefühl (insbesondere Liebeskummer, Hunger, törichter Idealismus, mißverstandene Prügel) nicht allein hegen, nein auch wagen, die Konsequenzen aus ihm ziehen zu wollen, was soll der Staat, die Gemeinschaft der ruhigen, ehrlichen, edlen Normalen mit diesen übertriebenen Bürgern beginnen, wie seine Würde bei dem nächsten kleinen Fechenbachfall wahren? Weiter aber: Untergräbt es nicht die Staatsautorität, einen rechtlich so bedeutsamen Akt wie einen Selbstmord gesetzlich nicht geregelt zu sehen? Kurz: das GSM ist eine Notwendigkeit, das Parlament verschwende nicht seine teure Arbeitskraft an lächerliche Budgetverletzungen, die Bürger wollen Taten sehen. Wie aber soll dieses Gesetz aussehen? Wir haben unseren juristischen Mitarbeiter ersucht, uns einen Entwurf zugehen zu lassen, den wir im Folgenden veröffentlichen. Es ist nicht Aufgabe der Presse, Gesetze zu schaffen, aber sie anzuregen und sie zu kritisieren, dies ist unsere Pflicht. Wir werden uns freuen, ein wenig zum Heil unseres Volkes beigetragen zu haben, mag auch der Lorbeer der Tat unserem Parlamente blühen.

§ 1

Selbstmörder im Sinne dieses Gesetzes ist ein Mensch im Alter von mindestens 14 Jahren, der beabsichtigt, seinem Leben ein Ende zu setzen.

Leben im Sinne dieses Gesetzes ist eine besondere Beschaffenheit des Körpers, dokumentiert durch das Atmen.

§ 2

Beabsichtigt ein Selbstmörder, seinem Leben ein Ende zu setzen, so hat er dieses Vorhaben einer Prüfungsstelle vorzutragen.

§ 3

Die Prüfungsstelle setzt sich zusammen aus

a) einem Juristen mit der Befähigung zum Richteramt
als Vorsitzenden;

b) einem Psychiater

c) einem Pädagogen
als Beisitzer.

§ 4

Mit Ausnahme von dringenden Fällen erledigt die Prüfungsstelle Anträge schriftlich.

Dem Antrage ist beizufügen:

a) ein Geburtsschein des Antragstellers;

b) die Mitteilung der Todesursache seiner Ahnen, insbesondere ihrer krankhaften Veranlagungen, Syphilis, dementia praecox, Tuberkulose, krankhafter Bolschewismus;

c) die genaue Begründung des Selbstmordes;

d) den Prüfungsstellenvorschuß.

§ 5

Ist die Prüfungsstelle einstimmig der Ansicht, ein erblich belastetes oder staatsfeindliches Individuum in dem Antragsteller zu erkennen, so ist er zwecks Tötung auf elektrischem Wege einem Staatskrankenhause zu überweisen.

§ 6

Erkennt die Prüfungsstelle jedoch die Ungerechtfertigtkeit der Selbstmordgründe, so ist der Antragsteller anzuhalten, sein Leben fortzusetzen.

§ 7

Versucht der Antragsteller gleichwohl und zwar vergeblich, seinem Leben ein Ende zu setzen, so ist er mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren zu bestrafen.

§ 8

Gegen das Urteil der Prüfungsstelle ist sofortige Beschwerde an das „Reichsgesundheitsamt“ angängig.

§ 9

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage der Verkündung in Kraft.

(Bayerische Ausführungsverordnung: Sozialisten sind im Sinne dieses Gesetzes als erblich belastet anzusehen.)

Hermann Gebhardt

FILM

Gruselige Filme

Zwei Filme sind in einem Programm zu sehen: „Zu Hilfe!“ mit Max Linder und „Orlacs Hände“ nach einem Roman des phantastischsten Schriftstellers unserer Tage Maurice Renard, der die lesenswerten Romane „Dr. Lerne“ und „Die blaue Gefahr“ schrieb.

In Linders Film wird der schauerliche Gespensterspuk eines Schlosses zu wildem Ulk mit Tricks, welche die phantastischen Möglichkeiten des Films witzig und konzentriert nutzen mit Zeitlupe, Linsenverschiebung, Ueberkopieren.

„Orlacs Hände“ werden zur ausgesponnenen, tempolahmen psychologischen Bildererzählung vom Klaviervirtousen, dem, nach einem Eisenbahnunfall die Hände eines Raubmörders angesetzt werden. Aber statt daß wir durch Unheimlich-Huschendes erregt werden, ist jede Szene breit ausgespielt, noch dazu in einer längst überwundenen theatralischen Art. Nicht die Geschehnisse wirken grauenhaft, sondern der schauspielerische Unfug und die Stilvermanschungen des Caligari-Regisseurs Wiene.

Der forsche und stillos gedrehte Schnellfilm Linders hat Stil. Das geklügelte deutsche Produkt zerstört den Stil, den der Stoff von selbst in sich trägt. Und es geschieht, daß wir bei Linders Ulk unter Lachen uns wirklich gruseln, über das vergeblich-krampfhafte uns Gruseln machen Wollende von „Orlacs Hände“ lachen.

Kurt Pinthus

TISCH MIT BÜCHERN

1. Erzählende Literatur.

Es gibt Verleger, die zu ihren Vorstößen auf literarisches Neuland gleich mit einer Hundertschaft ausrücken. Es ist vielleicht ein verlegerisch kluges Prinzip des Verlages „Die Schmiede“, seine Bücher unter bestimmten Schlagworten zusammenzufassen. Es gibt da eine Serie: „Die Romane des 20. Jahrhunderts“, eine Serie: „Außenseiter der Gesellschaft“. Wenn dies ein Weg ist, wertvolle Bücher propagandistisch zu stützen, so sei dieser Weg gelobt und empfohlen. In der Tat vermittelt die Romanserie neben Carcos „Gehetzten“ wertvolle Gaben: Franz Kafka erscheint, nach seinem Tode, der nie zu spät, mit den vier Geschichten, die er unter dem Titel „Ein Hungerkünstler“ zu einem Bande faßt — — und die Edition dieses Buches allein könnte der Serie den Stempel des Seriösen und Bedeutsamen aufdrücken. Ist es nötig, für die erschütternde Beseeltheit Kafkascher Prosa noch ein Epitheton, noch einen — stets zu schwachen — Superlativ zu prägen? Ja, in Deutschland ist es nötig: der Dichter starb ungeliebt, denn er starb ungekannt; und so ist es nötig, zu sagen, daß diese Novellen neben Hermann Bangs Erzählungen, neben Hamsuns Pan bestehen können. Ein Buch, von stilistischer Meisterschaft, das sich nicht schämt, im tiefen und ewigen Sinne „psychologisch“ zu sein. — Wertvoll, in derselben Serie, ist das Buch des bayerischen Räterepublikaners Albert Daudistel „Die lahmen Götter“. Ich diskutiere es nicht, wenn ich sage, daß es weniger und mehr ist als ein Roman: eine Aufzeichnung nach dem Leben, ein Dokument blutnaher Wirklichkeit, eine Confessio, eine schonungslose Chronik eines abseitigen Lebens, ein ungeheuer exaktes Abbild einer nicht gekannten Welt. „Was Fallada jüngst im „Tage-Buch“ aphoristisch tat: die Welt des Gefängnisses, das Erleben des Gefangenen zu umreißen — das gestaltet der Gefangene auf Niederschönenfeld mit starkem Erzählertemperament. Die absichtliche Einbiegung ins Romanhafte, das Bemühen: die Dinge ins Zeitlose der Dichtung zu entrücken, verstärkt nicht, aber schwächt auch nicht die elementare Wirkung dieses zeitdokumentarischen Buches. Daudistel hat eine innere Kraft zum Humor — und gerade dieses Aufblitzen humoristischer Details bringt dem Leser Milieu und Stoff nahe, läßt ans Herz rühren. Dieses Buch ist notwendig;

denn es klagt nicht über Unrecht und Leid, es schildert, es dokumentiert — und bleibt doch bei aller Sachlichkeit nicht nüchtern, sondern lebendig. Ob es nun, wie Rudolf Leonhard einleitend behauptet, ein Werk „proletarischer Kunst“ ist oder nicht (und ob es so etwas überhaupt gibt oder nicht): es bleibt ein um seiner Gesinnung und seiner Stofflichkeit willen bedeutsames Werk.

Was soll in dieser Serie Joseph Roths Roman „Hotel Savoy“? Ich schätze die feuilletonistische Feder Joseph Roths gewiß, ich weiß auch, daß der moderne Zeitroman unsentimental, sensationell, amerikanisch, kinotisch zu sein hat. Aber dieser Zeitroman ist zugleich Zeitungsroman — eine (mit Unrecht scheel angesehene) Klasse für sich, auf Massenlektüre und Massenwirksamkeit gestellt. In diesem Sinne ist Roth einer der besten Romanschreiber, aber nie ein „romancier“. Zwischen Carco, Radiguet und Kafka macht er eine Figur wie ein musikalischer Schlager im Konzert der Philharmonie.

Die Serie „Außenseiter der Gesellschaft“ will die großen „Verbrechen der Gegenwart“ aktenmäßig festhalten; also nicht einseitig, parteiisch, analysierend darstellen, keinesfalls bewerten; sondern für künftige Forschung der Psychiatrie, der Soziologie, der Staats- und Rechtslehre festlegen. Das Verfahren ist ein wenig umständlich und für den Leser ermüdend: Wenn ein Prosaist vom Range des Ernst Weiß den Giftmordfall Vukobrankovisz behandelt, so erwarten wir eine sorgsam auswählende, eine übersichtlich ordnende und klug abwägende Darstellung, die auf den Kern der Sachprobleme hinweist, gliedert, den Stoff lebendig wirken läßt. Statt dessen treffen wir ein Konglomerat aus Prozeßdetails und Aktenauszügen, die nur mühsam auffinden lassen, wo das Wesentliche des „Falles“ liegt. Dieses Buch bereichert nicht

die Romanliteratur — aber es wurde auch kein „Buch der Besinnung“: es bleibt amorphe Masse; nur „Material“. —

2. Bücher der Besinnung.

Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart vertraut dem Intendanten Carl Hagemann eine Biografie Oscar Wildes an. Es sollte vermutlich ein Buch für den interessierten Mittelstand werden — und ist es geworden. Solche Biografien sind ja eine schwierige, undankbare Aufgabe: die Analyse der Werke will oft so gar nicht zu der historischen Darstellung des Lebenslaufes passen. Man müßte die Identität von Leben und Dichtung von innen heraufspüren, von innen her darstellen. Hagemann ist genügsamer: er entwickelt Oscar Wildes Gestalt nicht aus „Epistola“, das ihm noch nicht vorlag, nicht aus „Profundis“. Aber er versteht den thematischen Grundzug in Wildes Wesen, sein Taumeln zwischen Snobismus und Perversion, aufzuzeigen; dabei bleibt seine Darstellung immer sachlich, respektabel das Material beherrschend, und in ihrer sanften Mahnung zur Duldung der Wildeschen Exzesse auch für den Bürger von pädagogischem Wert. Freilich ist Wilde, die Gestalt, so nicht zu fassen; dieses Buch ist eine — fließend geschriebene, darum reizvolle — Lektüre über Oscar Wilde.

Es gibt ja nur zwei Wege für den Forscher, der eine Gestalt (und insbesondere die eines Dichters) umreißen will: den Weg des Historismus — und den Weg der phänomenologischen Wesensforschung. Erich Aron versucht den letzeren zu gehen, um Hölderlin (keinen Geringeren als ihn) zu deuten; „Hölderlin, der Ewige und der Deutsche Jüngling“ nennt er seine (im Hain-Verlag, München, erschienene) Studie und nimmt im Titel schon den Tenor der Arbeit voraus. Die nicht ungeschickte, sinnvolle, wenn auch, nichts Neues einfangende Formel preßt aber mit der Vehemenz jeder petitio principii den Essay zusammen, engt ihn ein, zwingt zu willkürlichen Deutungen. Was dieser Gundolfianer über Hölderlin aussagt, ist erlebt, echt, und berührt die große Wahrheit, die dieser Gestalt inne ist. Aber Aron, antithetisch denkend wie Gundolf, formuliert en passant den jungen Goethe, den jungen Schiller — — und verirrt sich in die Unkontrollierbarkeit spekulativer Theoreme. Trotzdem ein ernstes, anregendes Buch (das zudem vorbildlich gebunden ist).

Wie erhaben, wie souverän wirkt danach die Lektüre des Polyhistors Gorg Brandes, der die fast unbegreifliche Umfassendheit seines Wissens jetzt plötzlich auf die eine Gestalt des „Julius Cäsar“ konzentriert. Ein zweibändiges Werk (im Erich Reiß-Verlag) blüht aus den Händen dieses rastlosen Denkers auf, königlich, die Fülle des Stoffes ordnend, ein wenig gliedernd, durchdringend — wieder die Vorzüge seiner jüdischen Rasse: die haarscharfe Analytik mit den Vorzügen seiner nordischen Schulung: der polyhistorisch-philologischen Exaktheit verbindend. Brandes ist ein Phänomen — auch des Stiles. Dieser „Caesar“ ist kein Buch, das allein den Historiker angeht; es berührt den Laien, denn es verwickelt eine Welt, einen Zeitabschnitt, ein Stück Geschichte (die in jedem Ausschnitt den ewigen Sinn des Geschichtlichen spiegelt) — gesehen und nachgestaltet von einem Souverän des Wissens.

Otto Zarek

FODOR

Den Lesern des Tage-Buches sei ein eben bei Dr. Eysler erschienenes Bilderbuch „Rummel“ von Fodor genannt und damit schon empfohlen. In diesem lustigen farbigen Buch

lebt ein anderer Fodor als der Zeichner unserer politischen Karikaturen. Lebt sich Fodors Witz bei uns im Physiognomischen aus, so belustigt er dort durch seine Freude an der Bewegung. Wer zeichnet wie er die elementare Lustigkeit, die ein rasendes Auto, eine fahrende Straßenbahn, die von zweihundert Leuten eingeholt werden soll, die Komik eines Volksauflaufs? Die rasende Bewegung — das ist das Element dieses still zuschauenden Zeichners. Dabei werden die Menschen kleine runde Pünktchen, der Einzelne verliert sein bißchen Philistergesicht — nur die Drolligkeit der Bewegung bleibt. In diesem Bilderbuch gibt es eine Seite: Schulze beim Raseur. Schulze ist da Nebensache, der Raseur ist Nebensache. Aber das Einseifen, das Schäumen und Ueberschäumen und zuletzt das schwungvolle Schneiden, das ist die Hauptsache. Bewegung ist alles! . . . . . Zeichner sind oft nur Zeichner. Unnötig, den Lesern des T.-B. zu sagen, daß Fodor nicht zu denen gehört, denen andere erst das humoristische Thema soufflieren müssen. Er schöpft aus eigener Quelle, er ist der höfliche Uebertreiber seiner eigenen Einfälle. Hier ist ihm noch C. K. Roellinghoff in bester Laune beigestanden.

Egon Erwin Kisch: Der Fall des Generalstabschefs Redl (Serie: Außenseiter der Gesellschaft). Verlag die Schmiede, Berlin 1925.

Ein neuer Pitaval ist notwendig. Aber wo sind die Erzähler, sachlich genug, bescheiden genug, umsichtig genug? Es gehört dazu die innere Disziplin des Reporters, der das Dichtertum verschmäht, um einen Fall einfach zu erzählen. Es gehört dazu der Sinn für das Zentrale einer Begebenheit und damit das Talent, einen Stoff richtig zu gruppieren. Psychologische Schöpfungen müssen ebenso untersagt sein wie lyrische Ausschweifungen. Schließlich ist es unerläßlich, daß der Erzähler sein Thema zu begrenzen und das Detail unterzuordnen weiß. Will die Schmiede ihren vorzüglichen Plan zur Bildung eines Pitavals zu gutem Ende bringen, so drücke sie jedem Mitarbeiter diesen Band von Kisch in die Hand! Hier ist das Muster der guten Pitavalerzählung. Diese Darstellung des unvergleichlich spannenden Falles verblaßt keinen Augenblick zu Literatur, sie ermattet nicht in psychologischen Arabesken, sie ist mit der festen Hand des seiner Sache gewachsenen Referenten geschrieben. Ich gebe ein halbes Hundert Romane für dieses knappe Referat, das Ausblicke, aber eben nur Ausblicke in die politische und militärische Umwelt der Vorkriegszeit gestattet. Hier ist, wie in allen guten Pitavaldarstellungen, Material zu einem großen Zeitroman, der Leser kann ihn, muß ihn selber dichten. *st. gr.*

—

RUSSISCHE WITZE

Vor Jahrzehnten wohnte Trotzky einem Meeting jüdischer Anarchisten und Sozialisten bei. (Die Russen ziehen das Wort Meeting jeder anderen Bezeichnung für Versammlung vor.) Ein Anarchist hielt das Referat. Eben gelangte er zur effektvollsten Stelle seines Vortrages und sagte mit viel Pathos:

Iech bin kaan Jid, kaan Daatsch, kaan Japaner und kaan Russ', iech bin Proletarier aller Länder!

Trotzky ruft schnell dazwischen: „Nu, dann vereinig diech!"

* * *

Kalinin, der Präsident der SSSR. hatte als Staatschef den angemeldeten Gesandten Estlands zu empfangen. Der Gesandte konnte schließlich drankommen, nachdem 18 verschiedene Delegationen der Parteiorganisationen

von Pskow bis Tscheljabinsk ihre Konferenzen mit Genossen Kalinin glücklich zu Ende geführt haben.

Der Gesandte tritt ein und Kalinin begrüßt ihn herzlich mit der Frage:

„Nun wie steht es denn bei euch mit der Ernte?“

„Ausgezeichnet. Der Mai war regnerisch und nun haben wir das ideale Erntewetter.“

Kalinin beugt sich nun so, daß er dem Gesandten in das Ohr flüstern kann:

„Und wie steht es denn mit der illegalen Arbeit?“

* * *

Vor der „Tschistka“-Kommission, die mit der Reinigung der kommunistischen Partei von bürgerlichen Elementen beauftragt ist, erscheint ein Mann, bürgerlich gekleidet, eine gute lederne Aktentasche unter dem Arm, eine Brille an der Nase und wird ausgefragt. Immer bestürzter werden die Gesichter, wie er aussagt:

— Mein Vater? er war Arzt.

— . . . .?

— Meine Beschäftigung? Schriftsteller.

— . . . .?

— Meine Artikel erscheinen in einer bürgerlichen amerikanischen Tageszeitung.

— . . . .?

— Wovon ich lebe? Von den Zuwendungen eines reichen Kaufmannes.

— Und Sie waren Mitglied unserer Partei?! Wie heißen Sie?!!

— Karl Marx, bitte schön.

DIE NEUESTE TRISTAN-BERNARD-ANEKDOTE

Große Gesellschaft. Alles ist versammelt bis auf Tristan Bernard. Der Hausherr stürzt ans Telephon, und es entwickelt sich folgendes Gespräch:

Hier Tristan Bernard . . .

Haben Sie meinen Brief nicht empfangen, M. Bernard?

Doch!

Sind Sie anderweitig in Anspruch genommen?

Nein!

Also warum kommen Sie nicht? Sie sind doch bei mir zum Essen eingeladen?

Ich habe keinen Appetit!

—

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 7)

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Februarwoche

Am 18. Juni 1921 schrieb Leopold Schwarzschild im „Tage-Buch" (Heft 24 Jahrgang 2): „Wenn in einem 469köpfigen Parlament, das wir beispielshalber Deutscher Reichstag nennen wollen, 156 Mitglieder das Kabinett zu rot, 87 aber zu blau finden, so ist das Votum von 225 Mitgliedern, denen es gerade richtig violett erscheint, übertrumpft. Violett hat zwar eine weitaus größere Stimmenzahl auf sich vereinigt als jede der beiden anderen Farben. Aber man rechnet die beiden anderen Voten arithmetisch zusammen und konstatiert fromm und nüchtern, daß 225 pro violetten 243 kontra-violette Stimmen gegenüberstehen. Das violette Kabinett ist also erledigt. Was nach ihm kommen soll, schiert das Gesetz nicht. So herzliche Arithmetik betreibt man, wenn man die Quartanerweisheit vergessen hat, daß es nicht nur auf die Zahl, sondern auch aufs Vorzeichen ankommt, daß + 2 plus — 2 also keineswegs 4 macht." Der Verfasser knüpfte diese Bemerkungen an die prekäre Situation der Regierung Wirth im Reichstag am 4. Juni 1921. Er schrieb weiter, daß es der Gipfel des Unsinns gewesen wäre, wenn man eine Regierung zum Abtreten gezwungen hätte, ohne daß eine Koalition dagewesen wäre, um mit größerer Anhängerschaft die Nachfolge zu übernehmen. Er fuhr fort: „Was ist zu tun, daß diese Groteske nicht doch noch einmal Wirklichkeit werde . . .? Die Lösung ist sehr einfach und probat. In den Artikel 54 der Reichsverfassung, der von dem Vertrauen spricht, das die Regierung beim Reichstag genießen muß (— vielleicht auch nur in die Geschäftsordnung —) ist der Satz einzufügen, daß Mißtrauensvoten sachlich motiviert sein müssen. Wenn es nicht mehr genügt, nur die lapidare Formel: „Der Reichstag wolle beschließen, der Regierung das Vertrauen zu versagen" zur Abstimmung zu bringen, sondern wenn auch noch ein „weil . . ." hinzugefügt werden muß, dann wird es ipso facti unmöglich, daß die beiden oppositionellen Plus — und Minus — oder Rot- und Blauminoritäten zu einer ministerstürzlerischen Majorität schlechthin sich vereinigen. Dann wird es mindestens zwei Mißtrauens-

anträge mit verschiedenen Motivierungen geben: und beide werden von der allein arbeitsfähigen Koalition, die in Wahrheit auch zahlenmäßig weit überlegen ist, nach Recht und Billigkeit niedergestimmt werden." Das stand im „Tage-Buch" vor fast vier Jahren. Aber was dem Verfasser damals als ferne Möglichkeit vorschwebte, das ist inzwischen in Preußen Wirklichkeit von wahrhaft grotesken Ausmaßen geworden. Man hat, wie immer, nicht auf Warnungen gehört. Man hat die so unendlich einfachen Sicherungen nicht getroffen. Der Effekt: heterogene, nicht koalitionsfähige Gruppen finden sich zu gemeinsamer Kabinettsstürzerei. Nichts verbindet sie als der gleiche blinde Jagdeifer. Die Krise ist Dauerzustand geworden.

Wieder einmal hat Herr Roethe sich in die politische Stechbahn gedrängt. Es ist weder ehrenvoll noch gewinnbringend, mit diesem allzu wohlbestallten Literarhistoriker streiten zu wollen. Es hat keinen Zweck ernsthaft zu polemisieren gegen dies Petrefakt von einem Magister, dessen politisches Bekenntnis nicht hinausragt über ödesten Servilismus, kläglichstes Byzantinertum. Es fehlt jeder Anreiz, die Tartsche zu schwingen gegen diesen freiwilligen Ritter der Hohenzollern, der schon unter dem gekrönten Don Quichotte kaum die nötigen Qualitäten zu einem Sancho Pansa aufbrachte. Weit näher liegt schon eine Betrachtung über das Niveau unseres Professorentums überhaupt, das in jenem Roethe noch immer eine Zierde zu erblicken scheint. Schließlich nennt jede Universität heute so einen kleinen Roethe ihr eigen, der durch nationale Strammheit und ungezügeltes Geschimpf das zu ersetzen sucht, was ihm an geistigem Gewicht abgeht. Von jenem Herrn Traeger in Marburg, der von einem „Reichsminister Erzgauner" sprach, bis zu Herrn Vahlen in Greifswald, der den Reichspräsidenten unflätig beschimpfte und dem natürlich nichts geschieht, eine Folge von Dekadenzerscheinungen in der Struktur der deutschen Hochschulen, eine Kette von Niederlagen auch des republikanischen Staates. Längst hat man die Hoffnung aufgegeben, daß



Professor Roethe

da noch einmal hart durchgegriffen wird. Aber unter den jungen Studenten gibt es noch immer genug, die nicht dem nationalistischen Radau verfallen, viele zum mindesten, die über eine weitaus bessere Kinderstube verfügen als die Herren Pädagogen, und die sich angewidert fühlen von diesem in den Hörsälen grassierenden und von Professoren gepflegten Politikastertum, das seine Gedanken von der „Deutschen Zeitung" bezieht und seine sprachliche Prägung von Bonifazius Kiesewetter. Sollten sich nicht unverdorbene, manierliche und gebildete Jungen finden zum Boykott jener Fakultäten, in denen gegen Takt und Anstand fast noch mehr gesündigt wird als gegen des Staates Ordnung? Wenn die Scholarchen selbst auf der Schulzucht herumtrampeln, dann müssen die Scholaren den Ruf der Universitäten retten.

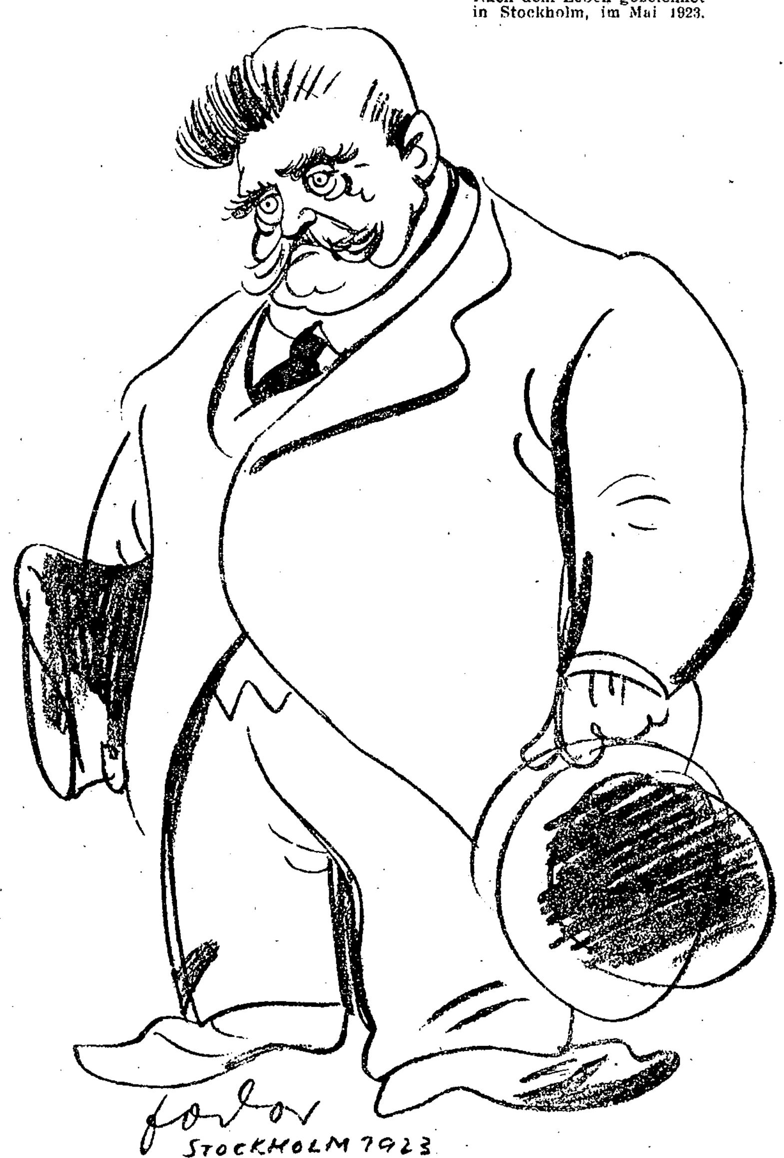
Ueber zwei Monate geht jetzt die Enthüllungskampagne der Rechtspresse, geringfügig in den tatsächlichen Ergebnissen, aber laut und schreiend in der Aufmachung, verheerend in der politischen Auswirkung. Seit kurzem herrscht etwas Ruhe. Ist das Material schon aufgebraucht, oder ist es nur die Spannungspause, die Sammlung vor dem letzten großen Sprung? Von vornherein lag der Verdacht nahe, daß es sich hier nicht um das zufallsmäßige Nebeneinanderspielen einiger Intriganten handelt, sondern um einen vorzüglich angelegten, klar gegliederten und gestuften und wohldurchkomponierten Plan, um ein einheitlich geleitetes Manöver, um Operationen in der Hand eines vielerfahrenen, in langer Praxis geschulten Operateurs. Wir wollen deutlicher werden, wir fragen: Ist es wahr, daß alle diese Enthüllungsaktionen ausgehen von einer Zentralstelle, der jener Oberstleutnant Nicolai vorsteht, der im Kriege Chef von III B, als Tyrann der Presse, als Regisseur der öffentlichen Meinung so eine Art von Unsterblichkeit errungen hat? Ist es wahr, daß Herr Nicolai sich an die Schwerindustrie gewandt hat mit dem Projekt eines Spionageverfahrens großen Stiles zur Kompromittierung unerwünschter neuer Mitglieder der deutschen Industrie? Ist es wahr, daß einige Firmen tatsächlich beträchtliche Gelder zur Verfügung gestellt haben, um den ziemlich umfangreichen und kostspieligen Apparat zu unterhalten? Ist es wahr, daß Herr Nicolai seitdem ein ganzes Bureau unterhält, das Staatsanwaltschaft und Presse mit den erforderlichen Unterlagen versorgt? Ist es wahr, daß von dieser Seite her z. B. Herr Tannenzapf aus Czernowitz angekurbelt wurde, der als Angestellter des Hauses Barmat die zur Eröffnung der staatsanwaltlichen Offensive notwendigen Denunziationen lieferte? Wir wenden uns an alle, die in den letzten Wochen so leidenschaftlich anklagten, so übereifrig fragten. Ja, sie haben viel gefragt, Tag für Tag. Werden sie auch einmal antworten?

Der Prozeß gegen einige Paßfälscher, der jetzt zu Ende gegangen ist, hat ein merkwürdiges Vorspiel für die Prozesse wegen Bestechung oder Amtsmißbrauch abgegeben, deren wir uns demnächst zu erfreuen haben werden. Im allgemeinen hat die Staatsgewalt die unfehlbare Tendenz, die kleinen Diebe zu hängen und die großen laufen zu lassen. Wir können uns nicht beklagen, zu wenig Beispiele dafür zu erleben. Aber wie, wenn es sich um die Staatsgewalt selber handelt, die gehängt werden soll? Die Dreiteilung der Gewalten soll es sicherstellen, daß der Staat als Richter es strenge ahndet, wenn der Staat als Verwalter gegen das Recht verstoßen hat. Aber seltsam: nur wenn zu der Teilung nach Aufgaben auch noch eine Teilung nach Ansichten kommt, funktioniert das gut. Die konservative Rechtsprechung kann über Fehler der liberalen oder gar sozialistischen Verwaltung scharf urteilen. Andernfalls geht es trotz allem Ernst doch immer wie ein Augenblinzeln von der einen zur andern Seite hinüber — so wie man sich im Spiegel doch nicht ganz böse ansehen kann, auch wenn man sich einen häßlichen Kerl findet. Der Prozeß gegen die Paßfälscher hat das gezeigt, freilich mehr zu ahnen als zu beweisen. Warum ist nicht auf Bestechung erkannt worden, obwohl doch festgestellt war, daß die Polizeibeamten sich durch kleine Gefälligkeiten hatten beeinflussen lassen? Angeblich waren diese Gefälligkeiten gar zu klein, als daß sie die Beamten hätten veranlassen können, ihre Existenz aufs Spiel zu setzen. Das ist eine interessante Ueberlegung. Denn aus ihr ergibt sich die Frage, wann eine Gefälligkeit groß genug ist, um als Ursache einer Begünstigung betrachtet zu werden; das wieder erfordert aber einen Preiskurant für alle Beamtenkategorien. Wann kann angenommen werden, daß z. B. ein Minister sich durch Freundlichkeiten bestimmen läßt, „seine Existenz aufs Spiel zu setzen"? und wann tut er das überhaupt? Die kleinen Beamten, die bestimmungswidrig Pässe ausstellten, ohne sich um die Identität der darin genannten Personen zu kümmern, haben auffallend milde Richter gefunden. Wie wird es ihren Kollegen gehen, bei denen mindestens das Verhältnis zwischen Verstoß und Vergütung kaum anders gewesen sein dürfte? Vielleicht kann man diese Frage nur beantworten, wenn man weiß, um welcher Vergünstigung willen der Staat in Gestalt seiner Rechtsprechung sich bereit findet, gegen sich selbst in Gestalt seiner Verwaltung die alte Praxis aufzugeben und einmal nicht die Großen laufen zu lassen.

Am 1. März wollen der Volksbund für Kriegsgräberfürsorge und andere Verbände, denen die Arbeit ausgeht, eine Totenfeier veranstalten. Die Reichsregierung kann es nicht lassen, sich an der Regie zu beteiligen, obwohl das doch sicherlich eine irrtümliche Ableitung ihrer Dienstbezeichnung ist. Die Kriegs-

HJALMAR BRANTING †

Nach dem Leben gezeichnet
in Stockholm, im Mai 1923.



gedenkfeier vom vorigen August sollte abschreckend wirken. Sie tut es aber nicht. Auch die „kirchlichen Behörden", wie sie sich so schön nennen, haben ihre Mitwirkung zugesagt. Damit soll wohl auch die Teilnahme der obersten Behörde im Himmel sichergestellt sein. Dann aber muß man doch fragen, in wessen Namen denn diese Feier abgehalten werden soll? Gilt sie der Trauer um die Toten und Verstümmelten oder dem Racheschwur der Davongekommenen und Zuspätgekommenen? Gilt sie der Reue, oder gilt sie der Rechthaberei? Wenn diese Frage nicht beantwortet wird, dann helfen auch keine Katafalke, Altäre und Tribünen. Denn diese Feier hat nur ein Recht, wenn sie zum Denkmal wird, das die Zerrissenheit zwischen Heldentod und Heimatliebe, zwischen Kriegsglaube und Friedensenttäuschung, zwischen gutem Willen und böser Absicht ehrlich zeigen könnte. Man müßte die Toten selber fragen, wem sie das Recht ihres Gedenkens übertragen wollen; sicherlich nicht allen, die sich zur „Interessenvertretung" bereit erklären. Was für ein Mangel an Seelentakt, daß man glaubt, durch allgemeine Veranstaltungen etwas zum Ausdruck bringen zu können, was kein einzelner äußern kann! Ehe nicht jeder von uns die stille Gebärde findet, mit der er die Demut vor dem fremden Opfer, den Stolz auf die eigene Leistung, den Schmerz der allgemeinen Niederlage und die Kraft der geheimen Hoffnung zusammenfaßt, wird jede Feier häßlich: sie übertreibt unsere äußerlichen Mängel und übertäubt unsere innerlichen Werte.

Mit Hjalmar Branting ist mehr dahingegangen als der Führer der schwedischen Sozialdemokratie. Er war in Wahrheit Schwedens großer Mann, Schwedens europäische Gestalt. Die deutschen Nachrufe klingen teilweise säuerlich. Man setzt die letzte Periode dieses reichen Lebens, das Wirken im Völkerbunde, vor dessen Forum er oft genug für das Recht Deutschlands eintrat, etwas herab, um desto ungehemmter Brantings mangelnde „Deutschfreundlichkeit" im Kriege zu bemäkeln. Heute ist zu den Ereignissen von damals Abstand gewonnen worden. Heute kann die Frage gewagt werden: Wer war damals in der Welt eigentlich „deutschfreundlich" (man verstand ja darunter: mit Ludendorffs Politik sympathisieren!), außer einigen stockkonservativen schwedischen Professoren? Hjalmar Branting war weder prodeutsch noch antideutsch, er war ein guter Europäer. Er hatte als Staatsmann eine Pflicht: die Neutralität seines Landes zu retten. Dafür hat er gehandelt. Und das ist ihm gelungen.

Die Nachwelt wird immer nur unparteiisch sein, soweit sie gleichgiltig ist.

Anatole France

J. L. GARVIN
(London)

DAS UNMÖGLICHE GENFER PROTOKOLL

J. L. Garvin, der Herausgeber des Sonntagsblattes „Observer" gehört zu den angesehensten Erscheinungen der englischen Publizistik. Ein unabhängiger Zeitungsmann, der sich keiner der drei großen Parteien verdingt hat, aber von allen gleich hoch geachtet wird. In der deutschen Presse wird Garvin fast jeden Montag zitiert, aber es werden immer nur einzelne Sätze wiedergegeben, die, aus dem Zusammenhang genommen, kaum aufs Ganze schließen lassen. Wir geben hier einen geschlossenen Artikel Garvins wieder zu einem der schwierigsten internationalen Probleme der Gegenwart: eine Kritik am Genfer Protokoll.

Das Protokoll, das im letzten Herbst von der fünften Völkerbundsversammlung angenommen wurde — mit Zustimmung einer schwachen britischen Delegation, während die Aufmerksamkeit des Landes anderweitig gebunden war — dieses Protokoll ist das verhängnisvollste von allen, die je Mann, Weib und Kind in England und allen Teilen des Empires betrafen. Es wird weitläufig darüber diskutiert, meistens von Leuten, die weit davon entfernt sind, seinen Sinn zu verstehen. Eine verzwickte Phraseologie und Hinweise auf andere Dokumente machen den Originaltext für den gewöhnlichen Leser fast unverständlich. Ich lasse hier den Inhalt in verständlicher Sprache folgen und will dann zeigen, welch unermeßliche Schwierigkeiten sich türmen und welche Verbesserungen wesentlich sind.

Die 21 Artikel.

Einleitung. Der Hauptzweck: Die Erhaltung des allgemeinen Friedens und die Sicherheit der Nationen, deren Existenz, Unabhängigkeit oder Gebiet bedroht sein könnte, zu gewährleisten." Auf der Basis einer gegenseitigen Garantie ihrer Sicherheit und ihres Besitzes durch die Unterzeichneten soll ein Schiedsspruch bei allen Meinungsverschiedenheiten erzwungen und die Entwaffnung gefördert werden.

Artikel 1. Die Unterzeichner schließen einen bindenden Vertrag, daß der Versammlung und dem Völkerbundsrat die volle Gewalt übertragen wird, die höchste internationale Macht zu verkörpern.

2. Es soll keinen Krieg geben, ausgenommen auf Anordnung des Völkerbundes „im Falle von Widerstand gegen Angriffe" oder unter anderen Umständen, die vom Völkerbund als eine schwere Bedrohung der Sicherheit angesehen werden.

3. Die Jurisdiktion des Weltgerichtshofs im Haag wird obligatorisch bis zu einem genau umschriebenen Grade.

4. Entwirft das Vorgehen zur friedlichen Beilegung aller möglichen Streitigkeiten und zur Bezwingung eines widerspenstigen Staates.

5. Die Behauptung eines Staates, daß eine strittige Angelegenheit ausschließlich Sache seiner inneren Jurisdiktion ist, kann der Haager Gerichtshof verwerfen oder kann der Völkerbund auf andere Weise bekämpfen.

6. Wann und auf welche Weise die Versammlung an Stelle des Rates verhandeln und entscheiden soll.

7. Während irgendeine friedliche Schlichtung im Gange ist, darf kein im Streit liegender Staat seine Rüstungen verstärken oder irgendwelche Maßnahme „der industriellen und ökonomischen Mobilisation" treffen. Jeder

Staat, den eine Zweidrittel-Majorität des Rates der Verletzung dieser Bestimmung schuldig findet, soll geächtet und ihm der Krieg erklärt werden.

8. Jeder Signatarstaat kann jeden anderen Staat der „Vorbereitung für den Krieg“ anklagen. Wenn diese Anklage mit Zweidrittel-Majorität des Rates für voll begründet erachtet wird, soll der Angeklagte unter Androhung der Aechtung und des Zwangskrieges wie in 7 aufgefordert werden, die Vorbereitungen zu unterbrechen.

9. Strittige Zonen wie das Rheinland sollen entmilitarisiert und zeitweise oder ständig unter die Souveränität des Völkerbundes gestellt werden.

10. a) „Angreifer“, gegen die alle anderen Unterzeichner sich vereinigen sollen, sind jene, die das Protokoll verletzen, indem sie zu Feindseligkeiten übergehen oder die Gesetze verletzen, die für eine entmilitarisierte Zone wie das Rheinland niedergelegt sind; oder indem sie während der Bemühungen des Völkerbundes um einen friedlichen Ausgleich, ihre Rüstungen verstärken; oder indem sie es ablehnen, eine Schiedsgerichts- oder Gerichtsentscheidung zu erfüllen.

b) „Innere Angelegenheiten“. Wenn Feindseligkeiten ausbrechen, soll kein Staat für den Angreifer gelten, der schon vorher den Völkerbund irgendeine Angelegenheit vorgelegt hat, von der der andere Staat behauptete, daß sie einzig unter seine innere Jurisdiktion falle.

Zum Beispiel müßten in der Frage der Asiateneinwanderung die Vereinigten Staaten oder Australien oder Südafrika „als Angreifer betrachtet werden“, wenn sie das Eingreifen des Völkerbundes in dieser Angelegenheit zurückweisen, während Japan oder China oder (künftig) Indien, wenn sie die Liga anriefen, jedenfalls Nichtangreifer wären.

11. Alle Unterzeichner sollen, wenn sie vom Rate aufgerufen werden, gegen einen Angreifer vorzugehen, „loyal und wirksam“ in den Kriegsmaßnahmen zusammenarbeiten u. j. in dem Grade, wie es ihre „geographische Lage“ und „der besondere Zustand ihrer Rüstungen“ erlaubt. Zwangsmaßnahmen sollen nicht bloß durch die Vereinigung der See-, Land- und Luftstreitkräfte ausgeführt werden, sondern auch „durch Erleichterungen und gegenseitigen Austausch bei der Beschaffung von Rohstoffen und dazu Unterstützungen jeglicher Art: Eröffnung von Krediten; Transport und Transit. Und ferner sollen die aufgebotenen Unterzeichner „alle Maßnahmen ergreifen, die ihnen zu Gebote stehen, um die Sicherheit der Land- und Seeverbindungen des angegriffenen oder bedrohten Staates zu erhalten.“

12. Der Völkerbund soll zu dem angeführten Zwecke im Voraus alle ökonomischen und finanziellen Arrangements für einen gemeinschaftlichen Krieg ausarbeiten.

13. Die Kooperation von See-, Land- und Luftstreitkräften soll gleicherweise nach entsprechenden Stabsplänen in einer bindenden Form im Voraus festgelegt werden. Aber sofort, nachdem der Völkerbund den Krieg erklärt hat, sollen Spezialkombinationen wie Frankreich — Kleine Entente — Polen usw. berechtigt sein, mit ihren gesamten Kräften anzugreifen „in Uebereinstimmung mit irgendeiner Vereinbarung, die sie etwa früher abgeschlossen haben.“

14. Der Rat soll befugt sein, zu erklären, daß die Anwendung von Sanktionen aufhören und normale Verhältnisse wieder hergestellt werden sollen.

15. Die Kosten des Ligakrieges „sollen von dem Angreiferstaate bis zu den äußersten Grenzen seiner Fähigkeit getragen werden.“

16. Staaten, die das Protokoll nicht unterzeichnet haben und nicht Mitglieder des Völkerbundes sind, sollen, wenn sich die Notwendigkeit ergibt, eingeladen werden, sich den Bestimmungen des Protokolls zu unterwerfen. Wenn sie dies ablehnen und zu Feindseligkeiten gegen einen Signatarstaat übergehen, soll der Ligakrieg mit ganzer Kraft auf sie fallen. (Dieser außerordentliche Artikel könnte herangezogen werden gegen die Vereinigten

Staaten, Deutschland oder Rußland — gegen jeden von ihnen einzeln, oder gegen alle zusammen. Die „Monroe-Doktrin", die in Artikel 21 des Völkerbundsvertrages respektiert wird, wird von dem Artikel 16 des Protokolls ignoriert.)

17. Eine internationale Konferenz aller Staaten, ob sie nun Mitglieder sind oder nicht, soll nach Genf einberufen werden um über ein vorbereitetes „Generalprogramm für die Reduzierung und Begrenzung der Rüstungen" zu beraten.

18. Die Stimmen der streitenden Parteien sollen nicht gezählt werden, wenn Einstimmigkeit oder die notwendige Majorität berechnet wird.

19. Der Völkerbundsvertrag bleibt in Geltung mit Ausnahme jener Punkte, die ausdrücklich durch das Protokoll geändert werden.

20. Jeder Streitfall über die Auslegung dieses Protokolls soll dem kommenden internationalen Gerichtshof vorgelegt werden.

21. Das Protokoll soll nicht eher in Kraft treten, bevor nicht ein Plan zur Reduzierung der Rüstungen durch die im Art. 17 vorgesehene Konferenz angenommen ist; und wenn, innerhalb des Zeitraums, den die besagte Konferenz festsetzen soll, der angenommene Plan der Rüstungsreduzierung nicht ausgeführt ist, soll das Protokoll null und nichtig sein.

Das ist das verblüffende Schema. Grandios, logisch und nutzlos wie der Plan des Abbé Siéyès für die Regierung der Welt. „Schiedsgericht, Entwaffnung und Sicherheit" werden zu heiligen Worten und zu klingenden Zauberformeln mit nicht mehr Bedeutung für die Tatsachen als im „Liberté, Egalité, Fraternité" der französischen Revolution lag.

Das Dokument trägt den Stempel der militaristischen und kontinentalen Mentalität von Paris und Prag. Es verkennt die Lage der englisch-sprechenden Welt und trägt keine Spur des englisch-sprechenden Geistes. Es zieht das britische Empire in die eigene (kontinentale) starrende Gefahr und in den unbegrenzten Versuch, der einen Hälfte Europas zu helfen, die andere Hälfte niederzuhalten. Wir sind eingeladen, ohne Widerruf alles, was wir sind und haben, für dies herrliche Unternehmen zu verdingen; den Status quo von 1919 unveränderbar zu kristallisieren und für ewig die Versailler Landkarte von Europa zu stereotypisieren.

Es gibt zwei Ansichten über das Protokoll. Die eine sieht im Protokoll einen soliden Friedensplan, der allen Nationen die Möglichkeit gibt zu wissen, wo sie stehen. Die andere hält den Entwurf für einen Sprung der Welt ins Dunkle mit Folgen, die abgrundtief von allen Genfer Sehnsüchten getrennt sind. Ich selbst bin, nachdem ich den neuen Vertrag vorwärts und rückwärts immer wieder studiert habe, überzeugt, daß das Protokoll in der Praxis entweder für den Völkerbund oder für den Frieden, oder am wahrscheinlichsten für beide verhängnisvoll sein würde. Wir wollen sehen, auf welchen klaren Erwägungen diese Kritik basiert.

Das Protokoll vernichtet vollständig die nationale Souveränität und Selbstbestimmung über die höchsten Entscheidungen von Leben

und Tod, Rechtspflege und Gewissen; nicht zu reden vom parlamentarischen Verfügungsrecht über unser Gut und Blut. Die Entscheidung über Krieg und Frieden wäre aus den Händen von König und Parlament genommen. Unter Umständen, die man unmöglich voraussehen kann, würden wir aufgefordert werden, einen Krieg zu führen, den wir für wahnsinnig und schlecht hielten; und eine einzige Stimme in Genf könnte uns hindern, Frieden zu schließen, wann wir wollen, für wie töricht und verderblich wir auch die Verlängerung des Konflikts ansehen würden. Das bedeutet die Vernichtung der parlamentarischen Regierung und der Wählerkontrolle. Die Stimmen der Frauen z. B. hätten auf die Wahl zwischen Krieg und Frieden keinen Einfluß mehr. Das Unterhaus wäre bei einer Krisis das fünfte Rad am internationalen Wagen. Das Auswärtige Amt wäre eine zweitklassige und untergeordnete Einrichtung nicht bloß bei einer Krisis, sondern für alle Zeiten. Besonders nach Art. 11 müßte unser Budget gebildet, Steuern erhoben, „Kredite" — ein Euphemismus für verlorene Anleihen — gegeben werden abhängig von einer Politik, die automatisch draußen gemacht wird. Der Rat hätte die Macht, unser Land aufzufordern, seine Handels- und Kriegsflotte, seine Armee, seine Luftwaffen zur Disposition zu stellen, ebenso seine finanziellen und kommerziellen Hilfsquellen. Wir wären verpflichtet, „Rohstoffe und Hilfsmittel jeder Art" zu liefern; Kredite, Transport und Transit für alle und jeden. Es bestünde die unwiderstehliche Versuchung, auf unser Land mehr von den Lasten und Kosten zu bürden, als auf irgendein anderes Volk; und verschiedene andere Nationen würden ermutigt werden, auf unsere Kosten Krieg zu beginnen.

Nichts auf Erden wird irgendein sich selbstregierendes Gemeinwesen in der englisch-sprechenden Welt dazu bewegen, blindlings in diese unausmeßbaren, bodenlosen Verpflichtungen hineinzuspringen. Vom Standpunkt der parlamentarischen Genehmigung ist dieses Protokoll tot wie Tutankhamen. Es kann nur ein Dokument angenommen werden, das anerkennt, daß die Regierungen und das Parlament des britischen Empires, wie jene der Vereinigten Staaten, die absolute Herrschaft über ihre eigenen höchsten Angelegenheiten und ihren Einfluß auf die Händel der Welt behalten, und daß sie nach ihrem eigenen Urteil entscheiden können, ob eine Sache gerecht oder ungerecht, weise oder nicht weise ist, ob sie in den Krieg eintreten sollen oder nicht. Der Völkerbund war als internationales Medium der freiwilligen Zusammenarbeit gedacht, eine internationale Souveränität ist unmöglich. Unsere gewichtigen, unausweichbaren Verpflichtungen, wie die historische Garantie für Belgien oder die mögliche Garantie für Frankreich einschließlich Elsaß-Lothringens, müssen einfach, notwendig, gering an Zahl sein, wohl erwogen und allgemein verständlich.

Das britische Empire muß als eine Einheit anerkannt werden.

Es darf nicht als ein Geschäft in Liquidation mit dem Völkerbund als offiziellem Liquidator angesehen werden. Einmengung in interne Angelegenheiten und häusliche Fragen müssen durch ein spezielles Amendements des Protokolls ausgeschlossen werden. Keine Zweideutigkeit, kein Zweifel darf bei dieser Hauptforderung bestehen. Die Gesetzgebende Versammlung in Delhi hat kürzlich die Resolution gefaßt, die Beschwerden der Inder in dem Mandatlande Tanganyika (früher Deutsch-Ost-Afrika) vor den Völkerbund zu bringen. Technisch ist dieses Vorgehen gesetzlich. Praktisch ist es verhängnisvoll.

Im Hinblick auf das Verhältnis zwischen den Vereinigten Staaten, Großbritannien und dem Völkerbund sind die schwersten Gefahren möglich. Hier sind die militärisch-kontinentalen Autoren des Protokolls blind in ihrer Unkenntnis der besonderen maritimen Verhältnisse und der diesen entsprechenden Psychologie der englischsprechenden Welt. Da gibt es die Punkte, jeder mit Unheil beladen: Blockade, Monroe-Doktrine und Asiateneinwanderung. Nach dem Protokoll könnte uns Genf verpflichten, auf einer weiten Basis eine Schiffsblockade auszuführen gegen Deutschland oder Rußland oder gegen beide. Wer nicht weiß, daß die Vereinigten Staaten seit der Gründung der Republik sich jeder Beschränkung ihres Anspruches, als Neutrale ohne Hindernis Handel treiben zu können, widersetzt haben, hat keinen Schimmer der amerikanischen Geschichte. Selbst im letzten Kriege, als Englands Sache so stark war, wie sie nur je sein kann, gab es eine Reibung, die hätte tödlich werden können, wenn die deutsche Politik weniger stupid gewesen wäre.

Jetzt sind die Verhältnisse von Grund aus geändert. Unsere Vorkriegs-Flottenüberlegenheit existiert nicht mehr. Wir besitzen nicht länger die alleinige Macht auf dem Meere. Wir teilen sie mit Amerika. Aber nach dem Protokoll könnte uns Genf auffordern, verschiedene Blockaden auszuführen, die uns sicher mit Amerika in Konflikt brächten. Auch das wollen wir nicht. Der anglo-amerikanische Frieden ist gerade so wie unsere Reichseinheit für die Zivilisation von größter Wichtigkeit als der Völkerbund im jetzigen unvollständigen und ungeeigneten Zustande.

Weiterhin wird die „Monroe-Doktrine", die vom Völkerbundvertrag so sorgfältig respektiert wird, vom Protokoll gar nicht beachtet. Nach Art. 16 könnten die südamerikanischen Nationen die Liga gegen die Vereinigten Staaten anrufen, wenn diese, wie zu erwarten, die Jurisdiktion von Genf ablehnen sollten. Deshalb wohl waren die zahlreichen südamerikanischen Stimmen einmütig für das Protokoll. Auch das muß ausgeschaltet werden. Das britische Empire will sich in keiner Weise in die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Zentral- und Südamerika einmengen.

Ferner legt das Protokoll auf Anregung Japans das Prinzip fest, daß die Ansprüche der Asiaten auf das Einwanderungsrecht in die Länder weißer Völker, das jetzt von Weißen kontrolliert wird, nicht

länger als „innere Angelegenheit“ betrachtet werden sollen, sondern der Einmischung des Völkerbundes untersteht. Diese Einmischung muß zurückgewiesen werden. Wenn das britische Empire zwischen Amerika und Genf zu wählen hat, wird es nicht Genf wählen.

Aber alle diese Fehler des Protokolls, die sich auf andere Kontinente beziehen, können gutgemacht und behoben werden. Eine fundamentale Schwierigkeit erhebt sich, wenn wir an den Kernpunkt der ganzen Sache kommen. Der ganze Zweck der Hauptautoren des Protokolls war, in Europa Sicherheit herzustellen durch die gegenseitige Zusicherung, daß man starr den ganzen Status quo des Kontinents im Westen und Osten auf der Versailler Basis festhalten wolle und zwar festhalten mit Waffengewalt, wenn nötig. Eine endgültige Revision des Status, ganz vage angedeutet in einigen Zeilen des Völkerbundsvertrags, war vom Präsidenten Wilson zu tiefst gewünscht. Jeder, der leidenschaftslos und gut unterrichtet darüber nachdenkt, erkennt von Tag zu Tag deutlicher, daß dies die vitalste Notwendigkeit für die Zukunft des Friedens ist. Jetzt verschwindet jede Möglichkeit der Revision.

Aber betrachten wir einmal den Vorschlag, für immer und durch Gewalt den Status quo nach der Versailler Landkarte zu stereotypisieren, wie sie im Jahre 1919 von den eroberungstrunkenen Siegern allein entworfen wurde! Ist dieser Hauptpunkt des Protokolls klug und gerecht? Und ist es möglich, ihn durchzuführen ohne den Dauerfrieden zu zerstören? Die Antwort auf beide Fragen ist verneinend.

Wie ist der Zustand dieses Europas nach fünf Jahren Liga? Es starrt von Rüstungen und siedet über von Gegensätzen. Kaum eine einzige Elle der neuen Grenzen in Osteuropa ist von beiden Teilen anerkannt. Die eine Hälfte des Kontinents hält die andere zeitweilig nieder. Die Sieger herrschen, aber mit unbezwungenem Herzen harren die Besiegten ihrer Zeit. Das und nichts anderes ist die Wahrheit. Dann muß hier irgend etwas schlecht sein. Was, im Grunde, ist schlecht? Offenbar, daß es keine Versöhnung gibt. Sonst wäre das Protokoll nicht ein ängstliches Instrument der Vorsicht. Wenn die Versöhnung nicht jetzt da ist, können wir sicher sein, daß Maßnahmen der Unterdrückung und Gewalt allein niemals sie herbeiführen werden, mögen diese Maßnahmen noch so geistvoll erdacht und plausibel erklärt sein.

Die Verträge haben eine neue grobe Scheidung zwischen Alleshabern und Nichtshabern gemacht. Das deutsche Volk im Zentrum wurde gefoltert, verrenkt und zerstückelt bis zu einem Grade, den nur wenige außer einigen Philosophen für gerecht, und noch weniger Geschichtsbeflissene für dauernd ansehen. Gebiete, die durch Jahrhunderte untrennbar verbunden waren, sind auseinander gerissen worden. Wie steht's mit Rußland? Fast alle Grenzsteine auf

der europäischen Seite wurden geändert und ohne Anteil oder Zustimmung des russischen Volkes nach rückwärts versetzt. Keine russische Partei, ob nun Bolschewisten oder Antibolschewisten, nimmt diesen Zustand als etwas Unveränderliches, auf Befehl Fremder Auferlegtes hin. Wenn Rußland wieder stark ist — und das wird es sicher eines Tages wieder sein — dann wird es fordern, daß über das, was ohne seinen gebührenden Anteil an den Beratungen verfügt wurde, noch einmal mit ihm verhandelt werden soll. Ihr mögt ehrlich überzeugt sein, daß Deutsche, Russen, Ungarn und alle andern, die nach Revision rufen, im Unrecht sind — es bleibt die unumstößliche Tatsache, daß sie selbst ehrlich überzeugt sind, im Recht zu sein; daß es sich um 200 000 000 handelt; daß sie in Zukunft relativ noch zahlreicher und einflußreicher sein werden als jetzt; und daß es für sie keine andere ehrenhafte Alternative geben wird als eine Revision durch ein friedliches Verfahren oder eine Revision durch Krieg.

Und wie steht es um die Mittel, die dem Völkerbund gegeben sind? Man sagt, daß die durch das Protokoll vorgesehene Sanktionen, wenn fast alle Nationen zu den Unterzeichnern gehören, so überwältigend seien, daß kein unzufriedenes Volk es wagen würde, ihnen zu trotzen. Aber das ist ein grandioser Unsinn, der keinen Augenblick ernsthafter Prüfung standhalten kann. Zweidrittel der Nationen in dem unvollkommenen Völkerbund können oder wollen nicht ständig in Europa eingreifen. Unter fünfzig nominellen Garanten dieser wüsten Spekulation auf Sanktionen — wer sind hier die wahren Garanten, die das ganze Gewicht der Verpflichtung zu tragen hätten? Vielleicht niemand außer Frankreich und dem französischen Kontinentalenblock — Belgien, kleine Entente, Polen — und England. Man kann nicht annehmen, daß Italien gegen Deutschland und Rußland sich einreihen wird. Andererseits wäre, wenn die große Protokollalliierung, wie sie jetzt vorgeschlagen wird, angenommmen würde, die Kombination Rußland, Japan und neu bewaffnetes Deutschland das unvermeidliche Ergebnis. Kein Status quo werde je eine Generation lang ohne Aenderungen bewahrt und, ebenso wenig wie je zuvor ein System, kann jetzt die Versailler Landkarte durch eine Anhäufung von Repressionssanktionen stereotyp erhalten werden. Solange der Völkerbund durch Einbeziehung von Rußland und Deutschland nicht wenigstens in Europa vollzählig ist; solange es parallel damit keine klare und feste Verständigung mit Amerika gibt; und solange das wahre Problem des Weltfriedens: Die Revision, nicht redlich in Angriff genommen wird, indem man den Art. 19 des Völkerbundsvertrages größere Geltung verschafft — und das ist für einige Jahre noch unwahrscheinlich — solange kann es kein Generalprotokoll der Genfer Art geben.

DIE WAHL DES REICHSPRÄSIDENTEN

II.

Auf unsere Umfrage, deren Ergebnisse wir im vorigen Heft veröffentlichten, haben noch geantwortet Reichstagspräsident Löbe und Abg. Dr. Landsberg.

Reichstagspräsident Löbe:

In der bevorstehenden Wahl, die in Deutschland den ersten Versuch einer Volkswahl für die höchste Spitze des Reiches darstellt, würde eine Zersplitterung unter einem Dutzend Parteikandidaturen schon aus allgemeinen politischen und nationalen Gründen verfehlt sein. Das hohe Amt, das der zu wählende Kandidat bekleiden soll, und das der bisherige Reichspräsident mit so vorbildlichem Takte ausgefüllt hat, kann durch den Wettlauf von zwölf verschiedenen Parteikandidaten im Ansehen des Volkes nur leiden. Aber auch vom republikanischen Standpunkte aus ist es erwünscht, daß eine einheitliche Kandidatur schon im ersten Wahlgange eine gewaltige Stimmenzahl auf sich vereint, ganz gleich, ob man sich im monarchischen Lager ebenfalls auf einen einzigen Bewerber einigt. Die äußeren Umstände sprechen dafür, daß dies im Lager der Rechten geschieht: Volkspartei und Deutschnationale sind sich immer näher gerückt, die einst so anmaßend auftretende völkische Front ist zerbrochen und ihre Trümmer schwimmen im Strom der Deutschnationalen Partei. Da man in diesem Lager aber außerdem mit einer katholischen Kandidatur liebäugelt, die in Bayern und im katholischen Besitzbürgertum Stimmen angeln will, so wird auf der Rechten ein solcher monarchischer Block von selbst entstehen.

Was nun die Person anlangt, so kann darüber erst gesprochen werden, nachdem wir wissen, ob der Gesundheitszustand und sein eigener Wunsch es dem gegenwärtigen Reichspräsidenten angezeigt erscheinen lassen, aufs neue zu kandidieren. Wird von ihm diese Frage bejaht, dann ist sie für uns Sozialdemokraten erledigt. Denn im ganzen republikanischen Lager wird kaum ein zweiter Mann zu finden sein, der einem schweren Amt in schwerster Situation so gewachsen ist als Fritz Ebert.

Läßt dagegen der eigene Wunsch des bisherigen Präsidenten eine andere republikanische Kandidatur erwünscht erscheinen, so muß sie meines Erachtens im Lager der bürgerlichen Demokraten oder im linken Zentrum gesucht werden, damit sie bis weit in die Mitte alle republikanischen Stimmen sicher erfaßt.

Die Sozialdemokratie kann auf diese Kandidatur dann ohne Schmerzen verzichten. Sie hat das Amt sechs Jahre lang besetzt und zwar so besetzt, daß es ihr Ehre eintrug und kann nun diese Ehre anderen gönnen. Sie hat ferner gesehen, daß vom Parteistandpunkt aus die Nachteile die Vorteile aufwiegen, denn ein Sozialist auf dem

höchsten Platze in der bürgerlichen Republik kann eben nicht als Sozialdemokrat, sondern nur als demokratischer Republikaner amtieren. Der Umstand, daß er weitergehende Wünsche seiner eigenen Gesinnungsfreunde nicht erfüllen kann, weckt bei weniger Unterrichteten mancherlei Enttäuschungen und es liegt deshalb ein Parteiinteresse für das Festhalten des Amtes überhaupt nicht vor. Freilich stellen sich dann anders geartete Schwierigkeiten ein bei dem Versuch, eine Kandidatur aus den anderen republikanischen Parteien der großen Menge der besitzlosen Proletarier annehmbar zu machen. Will man dies erreichen, dann muß die Auslese auf einen strammen, echten, festen Republikaner aus dem Zentrum fallen und die dagegen auftauchenden Bedenken müssen in die zweite Linie gerückt werden.

Wie Sie sehen, komme ich also zu dem gleichen Resultat wie andere Stimmen in Ihrer Zeitschrift.

*

Dr. Landsberg, M. d. R.:

Meiner Meinung nach ist ein Verlorengehen republikanischer Stimmen bei der Wahl des Reichspräsidenten am ehesten zu vermeiden, wenn im ersten Wahlgang die republikanischen Parteien getrennt vorgehen. Der Durchschnittswähler tritt lieber an die Urne, wenn er einem Namen, dem er als Parteigenossen besonderes Vertrauen schenkt, seine Stimme geben kann. Erfahrungsgemäß ist es leichter, die Wähler einer Partei in der Stichwahl zum Eintreten für den Kandidaten einer anderen zu bestimmen als im ersten Wahlgang. Natürlich müssen die republikanischen Parteien wie bei der letzten Reichstagswahl bestrebt sein, den Kampf ausschließlich gegen die gemeinsamen Gegner zu richten. Die baldige Aufstellung der Kandidaten der verfassungstreuen Parteien halte ich für erwünscht.

PAUL LEVI
M. d. R.

VERHAFTUNGSSKANDALE

Langsam, aber doch allmählich kümmert sich die öffentliche Meinung um einen Skandal, der ihr Interesse schon die längste Zeit verdient hätte: es ist die Art, wie die Polizeibehörde und manchmal nicht nur diese mit dem Gute der persönlichen Freiheit umspringt. Es ist nicht so, als ob aufmerksame Beobachter jetzt zum ersten Male auf diesen Komplex stießen. Er ist im Reichstag schon vor Jahren angeschnitten worden. Im Hauptausschuß des Reichstages ist er vor kurzem wiederum erörtert worden; die Justizverwaltung ist auf die gesetzwidrige, ja geradezu verbrecherische Art hingewiesen worden, mit der Behörden in Fragen der persönlichen Freiheit verfahren. Statt aber Abhilfe zuzusagen, gab der Staatssekretär Joel — also, wenn man von der flüchtigen Erscheinung der

Minister absieht, der oberste Hüter des Rechts in Deutschland — die wunderbare Antwort, die in der Oeffentlichkeit festgehalten zu werden verdient: Das Publikum sei für den energischen Schutz durch die Polizeibehörden dankbar; in der Praxis lägen eben die Fälle häufig so, daß das Material für den Erlaß eines richterlichen Haftbefehls noch nicht ausreiche, deswegen müsse die Polizei mit der vorläufigen Festnahme zugreifen.

Mit dieser sicherlich unüberlegten und in ihren Konsequenzen nicht überdachten Feststellung hat der Staatssekretär den wirklich in Deutschland bestehenden Zustand charakterisiert.

Rechtlich liegen die Verhältnisse so, daß eine vorläufige Festnahme nach § 127 Abs. 2 der StrPO. nur unter zwei Bedingungen erfolgen darf, nämlich: einmal, wenn die Voraussetzungen eines Haftbefehls bestehen, d. h. wenn alles Material vorliegt, das nach pflichtmäßigem Ermessen der Polizeibeamten einen Richter zum Erlaß des Haftbefehls berechtigen würde; und zweitens wenn „Gefahr im Verzuge“ liegt, d. h. wenn durch das ordnungsmäßige Verfahren, daß erst der Richter den Haftbefehl erläßt und auf Grund des Haftbefehls die Festnahme erfolgt, aus Gründen vorliegender Gefahr nicht eingeschlagen werden kann. Das ist der Rechtszustand; und weiter ist der Rechtszustand der, daß, wenn jemand unter diesen Voraussetzungen vorläufig festgenommen wird, er nach § 128 StrPO. „unverzüglich“ dem Amtsrichter des Bezirks vorzuführen ist, der über den Haftbefehl zu entscheiden hat. Das ist das richtige Verhältnis. Praktisch freilich liegen die Dinge so, wie der Staatssekretär Joel sie zugegeben und unverständlicherweise auch noch verteidigt und gebilligt hat: wenn die Polizei auf Grund eines bestimmten Verdachtes, der aber noch so vage ist, daß er zum Erlaß eines richterlichen Haftbefehls nicht hinreicht, nicht weiter kommt, wird der Verdächtige festgenommen; und wenn er festgenommen wird, wird drauflos prozediert, und zwar drauflos prozediert auf eigene Methode.

Kein Mensch denkt daran, einen Angeschuldigten unverzüglich, d. h. sobald es technisch möglich ist, dem Richter vorzuführen, sondern das Wort unverzüglich hat in der Auslegung der Polizei und leider auch in der Auslegung einiger, wenn auch bei weitem nicht aller Gerichte eine Ausdehnung erfahren, die dahin geht, daß unter unverzüglich nur zu verstehen sei, unverzüglich nachdem die Polizei mit der Vorbereitung der Angelegenheit für den Richter fertig sei. So kommt es praktisch vor, daß Verdächtige nicht nur tage-, sondern sogar wochenlang in den Händen der Polizei gehalten werden, ohne daß sie dem Richter vorgeführt werden. Es gehen Polizeibehörden selbst dazu über, in dieser Zeit, in der Verdächtige ja nicht in richterlicher Haft sind, selbst dem Verteidiger den Zutritt zu verwehren, dem Verdächtigen den Verkehr mit der Außenwelt völlig zu nehmen, den Briefverkehr zu unterbinden usw.

Weil die Polizei überzeugt ist, daß diese Inhafthaltung rechtlos ist, macht sie die Rechtlosigkeit zu einer völligen und stellt die Angeschuldigten außerhalb des Rechtes, das sonst sogar für Verhaftete gilt.

Die Polizei also will in der so gewonnenen Zeit das Material für einen Haftbefehl beschaffen. Als die Krone der Beweismittel gilt Polizeiköpfen noch heute wie im kanonischen Recht das Geständnis. Der höchste Triumph ist, den Angeklagten zum Geständnis zu bewegen. Wer die oft so sensationell aufgebauschten Berichte gewisser Polizeikorrespondenzen oder Polizeikorrespondenten liest, bekommt eine Ahnung von den Mitteln, deren man sich zur Erreichung des Geständnisses bedient. Wir wollen nur eins erwähnen, das immer deutlicher aus der Zahl der übrigen sich abhebt. Verhaftete werden abends um 8, 9 Uhr zur Vernehmung vorgeführt und dann die ganze Nacht ohne Unterbrechung durchvernommen und manchmal selbst noch den folgenden Tag. Das heißt also, sie sollen durch das Mittel der Schlaflosigkeit und der Uebermüdung zu einem Geständnis gezwungen werden, d. h. also, statt der körperlichen Tortur des kanonischen Rechts wird die psychische Tortur durch Schlaflosigkeit angewendet. Mir ist ein Fall bekannt, in dem eine Hamburger Polizeibehörde unter solchen Umständen einen Angeschuldigten vernommen hat, einen psychopathisch schwer belasteten jungen Mann, der dann morgens in der siebenten Stunde zusammenbrach und ein Geständnis ablegte, das hinterher einwandfrei auch vom Gericht — es war das Reichsgericht in erster Instanz — als unrichtig festgestellt wurde.

Mit andern Worten: die Entscheidung über die persönliche Freiheit ist heute durch einen Mißbrauch der Gesetze in Hände gelegt, in die sie nach bewußtem Willen des Gesetzes nicht gelegt werden sollte und in die sie der Gesetzgeber mit klugem Vorbedacht nicht legen wollte. Denn was die persönliche Freiheit und die Ehre eines Menschen, in die Hand der Polizeibehörde gelegt, bedeutet, kann aus Beispielen erörtert werden. Wir möchten erinnern an einen Fall Bischur. Vor vielleicht 1½ Jahren wurde hier in Berlin eine Krankenschwester dieses Namens festgenommen, unter dem Verdacht, vier Ehemänner durch Gift beseitigt zu haben. Die Sache roch auf Meilen nach einem Polizeischwindel. Das hinderte aber die Polizeibehörde nicht, drauf los zu prozedieren, hinderte nicht, durch ihr gefällige Zeitungen wochenlang die Verhaftete diffamieren zu lassen, bis dann nach zwei bis drei Monaten sang- und klanglos in einer verborgenen Ecke stand, das Verfahren sei eingestellt und Frau Bischur enthaftet. Solch' ein Verfahren ist ein Hohn auf die Achtung, die die Freiheit und die Ehre eines Menschen von den Behörden erwarten dürfen.

Es wäre ungerecht, die Polizeibehörde allein für diesen Skandal verantwortlich zu machen. Wenn selbst die obersten Behörden so

denken, wie es aus der angeführten Aeußerung des Staatssekretärs Joel zu entnehmen ist, so braucht man sich über nichts mehr zu wundern. Man braucht sich nicht zu wundern über das, was in den mittleren Instanzen, bei der Staatsanwaltschaft vorgeht, die ja rechtlich in dieser Beziehung den Polizeibeamten gleichsteht. Der Staatsanwalt, der mit einem Flugzeug hinter einem Justizrat in Deutschland herpirscht und der schließlich mit zehn Kriminalbeamten auf den Anstand zieht, um das Edelwild zu erlegen, hat ja das allgemeine Aufsehen erregt. Ich behaupte kühnlich, daß auch obere Behörden in Preußen dieser Frage nicht die Aufmerksamkeit zuwenden, die sie verdient. Ich will ein Beispiel erwähnen. Am 29. Oktober 1923 sind in Taucha in Mitteldeutschland sieben Arbeiter, alle in Taucha wohnhaft, alle verheiratet, fast alle Familienväter mit bis zu acht Kindern, von der Polizei wegen Streikpostenstehens festgenommen worden. Sie sind am selben Tage von der Polizei ordnungsmäßig dem Amtsrichter in Weißenfels vorgeführt worden, der mangels Fluchtverdachts den Erlaß eines Haftbefehls abgelehnt hat. Die Angeschuldigten waren also sofort auf freien Fuß zu setzen. Die Polizei dachte nicht daran, sie führte vielmehr die Angeschuldigten der Staatsanwaltschaft in Naumburg vor, die rechtswidrig ihre Aufnahme in das Gerichtsgefängnis in Naumburg veranlaßte. Auf Beschwerde der Staatsanwaltschaft hat dann am 2. November das Landgericht den Haftbefehl erlassen. Nach einer Woche war die Haftfrist zu verlängern. Das Amtsgericht lehnte die Verlängerung der Haftfrist ab. Nach Ablauf der einwöchigen Frist, also nachdem die Verhafteten schon längst zum zweitenmal auf freien Fuß zu setzen waren, legte die Staatsanwaltschaft abermals Beschwerde ein: in einem Beschluß des Landgerichts Naumburg, der noch nicht einmal die erforderliche Zahl von Unterschriften trägt, also gar nicht ordnungsmäßig erlassen war, ist die Verlängerung angeordnet worden. Ohne gültigen Beschluß also wurden dann sieben Familienväter bis zum 20. Dezember, dem Tage der Hauptverhandlung, in Haft gehalten. In der Hauptverhandlung beantragte der Staatsanwalt eine Gefängnisstrafe von drei Wochen; wegen einer Tat also, die schließlich der Staatsanwalt mit drei Wochen Gefängnis bewertete, wurde die Inhaftnahme begründet. Das Gericht — offenbar um Ursache und Wirkung einigermaßen in Verhältnis zueinander zu bringen — erkannte auf eine Gefängnisstrafe von sechs Wochen, verbüßt durch die Untersuchungshaft. Hier liegt ganz glatt und einwandfrei eine Freiheitsberaubung, begangen im Amte, vor; und zwar begangen durch den Staatsanwalt in Naumburg. Das ist aber nicht einmal das Groteske. Das Groteske ist vielmehr, daß ich am 21. Dezember 1923 dem preußischen Justizminister von diesem Vorgang Mitteilung gemacht und bis heute noch keinen Bescheid erhalten habe. Ich habe Anfang Januar 1925 den preußischen Justizminister „anläßlich des einjährigen Jubiläums einer noch

nicht erledigten Beschwerde" an eine Beantwortung gemahnt und am 22. Januar die Antwort erhalten, „daß die eingeleiteten Ermittlungen noch nicht beendigt sind".

Möge es ein gnädiges Geschick geben, daß wenigstens der Wert dieser Ermittlungen mit der Länge ihrer Dauer in Einklang stehen möge. Aber auch durch Schnelligkeit ihres Eingreifens, glaube ich, müßte die Justizverwaltung zeigen, wie sehr ihr an der Erhaltung eines Gutes liegt, das nun einmal — und nicht zu Unrecht — zu den Grundlagen eines kulturellen Zusammenlebens gehört: daß Menschen nicht willkürlich ihrer Freiheit beraubt werden dürfen.

ARNOLD HAHN

DER VERGNÜGUNGSINDEX

In den letzten peinlichen Jahren, in denen der deutsche Staatsbürger nackt und willenlos wie das Versuchstier eines Physiologen abgewogen, abgetastet, bis in die Intimitäten von Magen und Darm untersucht und reglementiert wurde, in denen man ihm sein Futter vorwog, den Atemraum seines Stalles zumaß, in denen man Futtertabellen anlegte, Schlaf, Licht und Wasser abgrenzte, in denen man ihm durch Indizes aller Art, besonders aber durch Lebenshaltungsindizes täglich vor Augen führte, wie sauer man ihm das Leben machte, in diesen Jahren hatte man eines vergessen: auch Vergnügungsindizes zu berechnen und anzugeben. „Wie teuer ist das Vergnügen?" Das ist eine unendlich wichtige Frage, besonders wenn man zum Vergnügen auch die Genüsse der Kunst rechnet. Fast ist diese Frage identisch mit: „Was kostet der Genuß der Kultur, was kostet das freie, heitere Menschentum?" Denn täuschen wir uns nicht: Nur ein verschwindender Teil eines Volkes hat Kraft und Möglichkeit, außerhalb des Vergnügens Kultur und freies Menschentum zu finden und zu genießen! Stellte man diesem Vergnügungsindex den Vermögens- und Einkommensdurchschnitt der großen Masse gegenüber, so hätte man mit einem Schlage eine Ableseformel für das Lebensbarometer eines Volkes: Heiter — Ausgeglichen — Dumpf — Trübe.

In der Inflationszeit scheint das Verhältnis von Vergnügungsindex zu Einkommenindex seltsamerweise günstig gewesen zu sein. Wir sehen gegen die Vorkriegszeit ein ungeheueres Anschwellen der Zahl der Vergnügungsbeflissenen. Auf allen Gebieten des Vergnügens zeigte sich ein mächtiger Zustrom, und es war besonders charakteristisch, daß die einzelnen Bevölkerungskreise Rangstufen des Vergnügens erklommen, die ihnen früher verschlossen waren. Auf der Flut der Assignaten wurden sie zu freieren Regionen emporgehoben.

Man sollte glauben, daß dies nun alles dahin ist, nachdem die Flut verronnen und der harte, trockene Boden der Stabilität wieder

wie einst im Frieden getreten wird. Aber blicken wir uns um im Faschingsföhn dieses ersten friedensähnlichen Jahres 1925! Mag sein, daß der Andrang zu den „ernsten“ Vergnügen, Theater, Bilderkauf ein wenig abgeebbt ist — doch wie drängt sich, stürzt sich alles zu den heitern! Die Bureaus der Kostümfestveranstalter werden umlagert, man bettelt, man fleht um Karten. Um Karten, die nicht selten 50 M. kosten. Denn, wahrhaftig! wie in der Inflationszeit den Brotwucher, so nimmt man jetzt den Vergnügungswucher hin. Die Riesensäle Berlins können die Mengen nicht fassen, vor den Eingängen stehen die Haufen der empörten Ausgeschlossenen. Und die Tausende, die sich innen aneinander vorüberschieben, wollen nichts von berechnetem, dosiertem Vergnügen wissen; die Wirte reiben sich die Hände, der Sektkonsum ist gewaltig. Und welche Schichten der Bevölkerung sieht man in diesen Fabriksälen des versteuerten Vergnügens? Es sind dieselben wie im Frieden — und noch einige neu hinzugekommene! Draußen freilich in den Vororten, in den Arbeitervierteln ist das Vergnügen um so armseliger geworden. Die Wirte jammern: man konsumiert nicht viel mehr als — den Tanzboden. Hier zeigt das Barometer: trübe. Aber beim Mittelstand — und seine Grenzen sind weit — herrscht heiterstes Vergnügungswetter. Und es ist schwer zu unterscheiden, ob es daher kommt, weil die Erzählung vom „zermürbten Mittelstand“ und von den durch die Stabilisierung umgewehten Inflationskartenhäusern falsch ist, oder weil der Mittelstand (wie ein verarmter Aristokrat an seiner äußeren Lebensführung) an dem einmal errungenen Vergnügungsstandard unter den größten Opfern und zähe festhält.

ROBERT WALSER

DAS SONETT VON DEN KRALLEN

Auch sie sieht dieses nasse, schwere Schneien,
sie, die so lieb ist: ich hab das erfahren
und alle, die mit ihr verbündet waren;
hört ihr den Jüngling zum Erbarmen schreien?

Nie gingen sie im Abendlicht zu zweien;
schwerfällig senken sich die nassen Scharen;
sie rissen ihn bei seinen goldnen Haaren;
der Laienbruder sang die Litaneien.

Sie, die so lieb ist, schaut nun auch dies Fallen.
Was fiel nicht Hohes schon seit Adams Zeiten?
Weshalb sollt’ man sich nicht auch Weh bereiten?

Durch blutgerötete, verlass’ne Hallen
seh’ ich sie auf den ausgespreizten Krallen,
sie, die so lieb ist, still von dannen schreiten.

DIE SÄNGERIN BRAUCHT EINEN VETTER

Punkt zwölf Uhr setzte mich die Peote bei Pontelagoscuro ans Land, und ich nahm sogleich eine Chaise, um in Ferrara zu speisen. Ich stieg im Gasthof San Marco ab. Von einem Diener geführt, ging ich die Treppe hinauf, als plötzlich ein fröhlicher Lärm, der sich aus einem offenen Saal vernehmen ließ, mich neugierig machte, zu sehen, was es gäbe. Ich stecke meinen Kopf in den Saal hinein und erblicke etwa ein Dutzend Personen, Männer und Frauen, um eine reich besetzte Tafel. So erklärte sich alles, und ich wollte meinen Weg fortsetzen, als ich durch ein:

„Ah, da ist er ja," das eine hübsche Frauenstimme rief, angehalten wurde, und im selben Augenblick stand diese Frau vom Tisch auf und kam mit offenen Armen auf mich zu, küßte mich und sagte:

„Schnell, legen Sie ein Gedeck für ihn neben meinem Platz auf und bringen Sie die Koffer in das Zimmer."

Zu einem jungen Mann, der sich währenddessen genähert hatte, sagte sie: „Hab' ich Ihnen nicht gesagt, heute oder morgen muß er kommen?"

Sie führt mich auf einen Platz neben sich, und alle Gäste standen höflich auf, um mich zu begrüßen.

„Mein lieber Vetter," sagte sie zu mir, „Sie müssen guten Appetit haben," und bei diesen Worten trat sie mir auf den Fuß —, „hier stelle ich Ihnen meinen Bräutigam vor und hier meinen Schwiegervater und meine Schwiegermutter. Alle übrigen Anwesenden sind Freunde des Hauses. Aber, mein lieber Vetter, warum ist denn meine Mutter nicht mit Ihnen gekommen?"

Jetzt war es an mir, zu sprechen:

„Ihre Mutter, liebe Kusine, wird in spätestens drei oder vier Tagen hier sein."

Ich wußte mich dieser sonderbaren Person anfangs nicht zu erinnern. Als ich sie aber genau betrachtete, kamen mir ihre Züge bekannt vor. Es war die Catinella, eine sehr bekannte Tänzerin, mit der ich indes nie gesprochen hatte. Ich sah wohl, daß sie mich in einem von ihr arrangierten Stück eine improvisierte Rolle spielen ließ und sich meiner zur Lösung des Knotens bediente.

Das Außergewöhnliche hat mir immer gefallen, und da ‚meine Kusine' hübsch war, so ging ich mit guter Manier darauf ein, zumal ich nicht an der Belohnung zweifelte, die mir zuteil werden würde. Es kam darauf an, meine Rolle gut zu spielen, und vor allem, mir keine Blöße zu geben. Unter dem Vorwand, Hunger zu haben, ließ ich ihr daher Zeit, andeutungsweise zu sprechen, um zu wissen, wie ich mich zu benehmen habe, damit ich keinen Verstoß beginge. Sie merkte, worauf es ankam, begriff die Gründe meiner Zurückhaltung und gab mir eine Probe ihres Geistes, indem sie bald dem

einen, bald dem andern sagte, was mir zu wissen nötig war. Ich erfuhr, daß die Hochzeit erst nach Ankunft ihrer Mutter stattfinden könne, die ihr Kleider und Diamanten mitbringen sollte. Ich erfuhr auch, daß ich ein Kapellmeister war, der sich nach Turin begab, um die Musik für die Oper zu komponieren, die zur Hochzeit des Herzogs von Savoyen aufgeführt werden sollte. Die letztere Entdeckung machte mir großes Vergnügen, denn ich sah, daß meine Abreise am nächsten Tage nicht auf Schwierigkeiten stoßen würde, und das gab mir Lust zu meiner Rolle. Ich rechnete auf süßen Lohn, sonst hätte ich der Gesellschaft erklärt, daß meine angebliche Kusine von Sinnen sei. Aber obgleich Catinella sich den Dreißigern näherte, so war sie doch hübsch und berühmt durch ihre Intrigen: Grund genug, um mich geschmeidig wie einen Handschuh zu machen!

Die Schwiegermutter in spe saß mir gegenüber, und um mir eine Ehre zu erweisen, füllte sie ein Glas, das sie mir reichte. Schon ganz in meiner Rolle, streckte ich die Hand aus, um das Glas zu ergreifen; da sie aber bemerkte, daß ich die Hand etwas gekrümmt hielt, so fragte sie:

„Was fehlt Ihnen denn, mein Herr?“

„Nichts, Madame, eine kleine Verrenkung, die bei einiger Ruhe leicht heilen wird.“

Bei diesen Worten brach Catinella in lautes Lachen aus und sagte, es tue ihr leid, daß die Gesellschaft dadurch des Vergnügens, mich Klavier spielen zu hören, beraubt würde.

„Ich finde es sonderbar, Kusine, daß Sie darüber lachen.“

„Ich lache, weil ich mich bei dieser Gelegenheit einer erheuchelten Verrenkung erinnere, die ich vor zwei Jahren vorschützte, um nicht tanzen zu müssen.“

Nachdem wir Kaffee getrunken hatten, sagte die Schwiegermutter, die ohne Zweifel wußte, was sich schickt, Mademoiselle Catinella habe vermutlich Familienangelegenheiten mit mir zu besprechen, man müßte uns allein lassen. Alle entfernten sich.

Als ich allein mit Catinella in dem Zimmer war, das die Intrigantin für mich neben dem ihrigen hatte einrichten lassen, warf sie sich auf ein Kanapee und überließ sich einem tollen Lachen.

„Obgleich ich Sie nur dem Namen nach kenne,“ sagte sie, „so kann ich doch auf Sie rechnen; aber Sie werden gut tun, wenn Sie morgen abreisen.“

„Ich bin hier,“ fuhr sie fort, „seit zwei Monaten ohne einen Heller. Ich besitze nur einige Kleider und Wäsche, die ich hätte verkaufen müssen, um zu leben, wenn sich nicht glücklicherweise der Sohn des Wirtes in mich verliebt hätte. Ich habe ihm mit der Hoffnung geschmeichelt, seine Frau zu werden und ihm eine Mitgift von zwanzigtausend Talern in Diamanten zuzubringen, die ich in

Venedig habe und die mir meine Mutter mitbringen solle. Meine Mutter hat selbst nichts und weiß nichts von dieser Intrige; sie wird also auch keinen Schritt von Venedig tun."

„Aber sage mir, schöne Leichtsinnige, wie diese Posse enden soll? Ich sehe einen tragischen Ausgang voraus."

„Du irrst. Es wird sehr komisch werden. Ich erwarte jeden Augenblick den Grafen von Holstein, den Bruder des Kurfürsten von Mainz. Er hat mir von Frankfurt aus geschrieben; er ist von dort abgereist und muß jetzt in Venedig sein. Er wird mich abholen, um mich auf die Messe von Reggio zu bringen und wenn mein Bräutigam unangenehm werden sollte, so wird er ihn durchprügeln und ihm meine Rechnung bezahlen; aber ich will weder, daß der Gute durchgeprügelt noch daß er bezahlt werden soll. Im Augenblick der Abreise werde ich ihm leise ins Ohr flüstern, daß ich wiederkäme, und daß wird genügen; denn ich mache ihn glücklich, wenn ich ihm verspreche, daß ich ihn bei meiner Rückkehr heiraten werde."

„Das ist vortrefflich. Du hast Geist wie ein Engel; aber ich werde nicht Deine Rückkehr abwarten, um Dich zu heiraten. Unsere Hochzeit muß sogleich stattfinden."

„Welche Torheit! Warte wenigstens bis zur Nacht."

„Durchaus nicht, denn mir ist schon, als wenn ich den Wagen des Grafen höre. Kommt er nicht, so soll uns auch die Nacht nicht verlorengehen."

„Du liebst mich also?"

„Wahnsinnig! Und wenn es auch nicht der Fall wäre, Dein Streich verdient, daß man Dich anbetet. Verlieren wir keine Zeit."

„Du hast recht; die Episode ist um so hübscher, als sie improvisiert ist."

Ich erinnere mich noch, daß ich sie reizend fand.

Gegen Abend kam die ganze Gesellschaft zu uns, und man machte den Vorschlag, spazierenzugehen. Gerade als man sich dazu anschickte, ließ sich das Geräusch einer sechsrädrigen Equipage, die mit Postpferden ankam, hören. Catinella, die aus dem Fenster sah, sagte, alle möchten sich entfernen, da, wie sie sicher wisse, ein Fürst zu ihr komme. Alle gingen, und sie stieß mich in mein Zimmer und schloß mich darin ein. Die Berline hält in der Tat vor dem Gasthof, ich sehe aus derselben einen Herrn aussteigen, der viermal so dick wie ich ist und sich auf vier Bediente stützt. Er kommt die Treppe herauf, tritt bei der Komödien-Braut ein, und mir bleibt nichts als die Befriedigung, das Glück noch schnell beim Schopfe gefaßt zu haben, das Vergnügen, ihre Gespräche zu belauschen, und die Gelegenheit, durch eine Spalte beobachten zu können, was Catinella mit dieser schweren Masse zustande brachte. Endlich wurde mir dieser törichte Zeitvertreib denn doch langweilig, er dauerte fünf Stunden hintereinander, die mit Liebkosungen aus-

gefüllt wurden. Sodann wurden die Lumpen Catinellas eingepackt, auf die Berline geladen, es wurde soupiert, und dazu eine große Anzahl Flaschen Rheinwein geleert. Um Mitternacht entfernte sich der Graf von Holstein, wie er gekommen war, und entführte dem Sohne des Wirtes den zarten Gegenstand seiner Liebe.

Da in dieser langen Zeit niemand auf mein Zimmer kam, so hütete ich mich wohl, zu rufen. Ich fürchtete entdeckt zu werden, und wußte nicht, wie der deutsche Fürst die Sache aufnehmen würde, wenn er erführe, daß er einen Zeugen gehabt habe während der schwerfälligen Zärtlichkeiten, die weder dem einen noch dem anderen der Spielenden Ehre machten und mir reichlichen Stoff zum Nachdenken über die Erbärmlichkeit des Menschengeschlechts lieferte. Da ich nach der Abreise der Heldin den armen geprellten Liebhaber durch die Türspalte bemerkte, so rief ich ihn, damit er mir öffne. Der arme Tropf antwortete mit kläglicher Miene, das Schloß müsse aufgebrochen werden, da das Fräulein den Schlüssel mitgenommen habe. Ich bat ihn, es unverzüglich zu tun, da ich Hunger habe.

Als ich frei war, brachte man mir zu essen, und der arme Junge leistete mir Gesellschaft. Er sagte, das Fräulein habe Gelegenheit gefunden, ihm die Versicherung zu geben, daß sie in sechs Wochen zurückkehren werde, und sie habe geweint, als sie ihm dies versprach und ihn zärtlich geküßt.

„Der Fürst wird Ihre Auslagen bezahlt haben?“

„Keineswegs. Wenn er es auch gewollt hätte, wir hätten doch nichts angenommen. Das wäre eine Beleidigung für meine Zukünftige, Sie können sich nicht vorstellen, wie vornehm sie denkt.“

„Was sagt Ihr Vater zu ihrer Abreise?“

„Mein Vater denkt immer das Schlechteste. Er sagt, sie wird nicht wiederkommen, und meine Mutter ist mehr seiner als meiner Meinung. Und was sagen Sie dazu, Signor Maestro?“

„Wenn sie es gesagt hat, so wird sie auch wiederkommen.“

„Hätte sie nicht die Absicht gehabt, wiederzukommen, so würde sie es mir nicht versichert haben.“

„So denke ich auch, das ist vernünftig gesprochen.“

Mein Abendessen bestand aus dem Rest der Mahlzeit, die der Koch des Grafen für seinen Herrn bereitet hatte, und ich trank eine Flasche ausgezeichneten Rheinweins, die Catinella beiseite gebracht hatte, um ihren künftigen Gatten zu bewirten, und die dieser glaubte, nicht besser verwenden zu können, als indem er sie seinem künftigen Vetter vorsetzte.

Nach dem Abendessen nahm ich die Post. Beim Abschied gab ich dem unglücklichen Verlassenen die Versicherung, daß ich alles, was in meinen Kräften stehe, aufbieten würde, um meine Kusine zur baldigen Rückkehr zu bewegen. Ich wollte bezahlen, aber er wollte durchaus nichts annehmen.

(Uebersetzt von Franz Hessel und Ignaz Jezower.)

Autorisierte Uebersetzung von Keneth.

V.

Deutsche und Slawen.

Ich suchte damals ein Feld, wo ich mich entfalten konnte. Bei den Polen hatte ich es aus oben erwähnten Ursachen nicht gefunden, nun begann ich es bei den Slawen zu suchen. Auf dem „Slawischen Kongreß“ jedoch gewann ich die Ueberzeugung, daß ich auch hier nichts finden würde. Ich fing nunmehr an, Leute außerhalb des Kongresses zu sammeln und bildete eine geheime Gesellschaft, die erste, an der ich teilnahm; sie führte die Bezeichnung „Gesellschaft der Slawischen Freunde“. Ihr gehörten einige Slowaken, Mähren, Kroaten und Serben an. Gestatten Sie, Herrscher, daß ich ihre Namen verschweige; es genüge, daß außer mir kein Untertan Ew. Kaiserlichen Majestät Mitglied der Gesellschaft war, und daß sie nur wenige Tage bestand; der Prager Aufstand, der Sieg der Truppen und die zwangsweise Abreise aller Slawen aus Prag lösten sie wie den Kongreß auf. Weder war es gelungen, die Gesellschaft zu organisieren, noch Grundlagen für ihre Tätigkeit zu bestimmen; sie zerstreute sich in alle Winde, ohne daß sich irgendwelche Beziehungen oder ein Briefwechsel erhalten hätte. So kam es, daß ich die Verbindung mit ihren sämtlichen Mitgliedern verlor, und die Gesellschaft auf meine künftige Tätigkeit keinen Einfluß ausübte. Der „Slawische Kongreß“ hatte in der letzten Zeit seine Tendenz etwas geändert; zum Teil hatte er dem Drängen der Polen nachgegeben, zum Teil aber stand er auch unter meinem Einfluß und der mit mir gleichgesinnten Slawen. Er machte eine kleine Schwenkung in der Richtung einer stärkeren Betonung der panslawischen Idee, des Liberalismus, — ich sage nicht der Demokratie —, und hörte auf, den Sonderzwecken der österreichischen Regierung zu dienen: Das war sein Todesurteil. Der Prager Aufstand war übrigens nicht vom Kongreß inszeniert worden, sondern von den Studenten und der Partei der sogenannten tschechischen Demokraten. Die letzteren waren damals zahlenmäßig noch sehr schwach und hatten anscheinend keine bestimmte politische Richtung; sie hatten sich dem Aufstande angeschlossen, weil es damals eben Mode war. Ich war sehr wenig über sie unterrichtet, da sie die Sitzungen des Kongresses fast nie besuchten, sondern sich meist außerhalb Prags, in den umliegenden Dörfern aufhielten, wo sie die Bauern bearbeiteten, an ihren Aufstandsvorbereitungen teilzunehmen. Ich wußte weder um ihre Pläne, noch um ihre Absichten, und wurde durch ihre Ausführung ebenso überrascht, wie alle übrigen Teilnehmer des „Slawischen Kongresses“.

Ich blieb bis zur Kapitulation der Stadt in Prag und machte Dienst als Volontär: Ich ging mit dem Gewehr von einer Barrikade zur andern, gab einige Schüsse ab, aber war bei der ganzen Affäre eigentlich nur Hospitant, da ich mir keine großen Resultate versprach. Zuletzt allerdings riet ich den Studenten das Rathaus zu säubern, in dem geheime Verhandlungen mit dem Fürsten Windischgrätz geführt wurden, an seine Stelle sollte man ein Militärkomitee mit diktatorischer Gewalt setzen. Man wollte meinem Rate folgen, aber zu spät; Prag kapitulierte, ich kehrte am nächsten Morgen nach Breslau zurück, wo ich, wenn ich nicht irre, bis zu den ersten Julitagen blieb.

Als ich den Eindruck beschrieb, den das erste Zusammentreffen mit Slawen in Prag auf mich hervorbrachte, sagte ich, daß damals mein slawisches Herz erwachte, und daß die neuen slawischen Gefühle mich beinahe völlig die Interessen vergessen ließen, die mich mit der demokratischen Bewegung Westeuropas verbanden. Noch stärker aber wirkte auf mich das sinnlose Geschrei der Deutschen gegen die Slawen, das sich nach der Auflösung des Slawischen Kongresses allenthalben in Deutschland erhob, am lautesten in der Frankfurter Nationalversammlung. Das hatte nichts mehr mit Demokratie zu tun, sondern war die Stimme des deutschen nationalen Egoismus. Die Deutschen wollten für sich und nicht für die anderen frei sein. Als sie in Frankfurt zusammengekommen waren, glaubten sie in der Tat, sie seien eine einige und starke Nation geworden und hätten nunmehr über das Schicksal der Welt zu entscheiden! „Das deutsche Vaterland“[1], das bisher nur in ihren Liedern und in ihren Unterhaltungen bei Tabak und Bier existiert hatte, sollte das Vaterland halb Europas werden. Die Frankfurter Nationalversammlung, die selbst aus einer Rebellion hervorgegangen war, sich auf Rebellion begründete[2] und nur durch Rebellion bestand, begann die Polen und Italiener Rebellen zu schelten und sah in ihnen aufrührerische und verbrecherische Gegner der deutschen Größe und der deutschen Allmacht! Sie nannte den deutschen Krieg um Schleswig-Holstein — „stammverwandt und meerumschlungen“[3] einen „heiligen Krieg“, den Krieg der Italiener um die Freiheit Italiens dagegen und die Unternehmungen der Polen im Herzogtum Posen — verbrecherisch! — Noch heftiger aber wandte sich der deutsche Nationalismus gegen die österreichischen Slawen, die sich in Prag versammelt hatten. Die Deutschen waren von jeher gewohnt, in ihnen ihre Leibeigenen zu betrachten und gönnten ihnen nicht einmal slawisch zu atmen. In diesem Haß gegen die Slawen, in dieser Slawen-Fresserei waren sich sämtliche deutsche Parteien ausnahmslos einig; nicht nur hetzten

[1] Im Original deutsch.
[2] Anm. Nik. I. Vorzüglich!
[3] Im Original deutsch.

die Konservativen und Liberalen gegen Italien und Polen, am lautesten schrien die Demokraten gegen die Slawen: in Zeitungen und Broschüren, in Parlamenten und Volksversammlungen, in Klubs, Bierkneipen und auf der Straße. . . . Es war ein solcher Lärm, ein so unaufhörlicher Sturm, daß die Slawen, wenn das deutsche Geschrei jemanden hätte töten oder beschädigen können, schon längst samt und sonders ausgerottet wären. Vor meiner Reise nach Prag genoß ich unter den Breslauer Demokraten großes Ansehen, aber mein Einfluß wurde zunichte, als ich nach meiner Rückkehr die Rechte der Slawen im demokratischen Klub verteidigen wollte. Mit einemmale schrien alle auf mich ein, ja ließen mich nicht einmal ausreden; so trat ich denn auch zum letzten Mal als Redner im Breslauer Klub auf und damit in den deutschen Klubs und öffentlichen Versammlungen überhaupt.[4] — Die Deutschen waren mir mit einem Male widerlich geworden, so widerlich, daß ich mit keinem von ihnen mehr ruhig sprechen, ja daß ich die deutsche Sprache und die deutsche Stimme nicht mehr hören konnte. Ich entsinne mich, wie ich mich mit Mühe beherrschte, einen deutschen Betteljungen, der mich um ein Almosen bat, nicht durchzuprügeln.

Nicht nur ich allein, alle Slawen, die Polen nicht ausgenommen, empfanden ähnlich. Die Polen, betrogen von der französischen revolutionären Regierung, betrogen von den Deutschen, beleidigt von den deutschen Juden, die Polen begannen laut auszusprechen, daß ihnen nur eines übrig bleibe: sich unter den Schutz des Russischen Kaisers zu flüchten und ihn um die Gnade zu bitten die gesamten polnischen, österreichischen und preußischen Kolonien in Rußland zusammenzuschließen. Das war die einmütige Stimme im Herzogtum Posen, in Galizien und in Krakau; Widerspruch erhob einzig und allein die Emigration, die aber damals beinahe ohne jeden Einfluß war. Man könnte vielleicht annehmen, die Polen hätten geheuchelt und die Deutschen nur einschüchtern wollen; aber sie pflegten sich nicht den Deutschen gegenüber zu äußern, sondern nur untereinander, und mit einer solchen Leidenschaft, in solchen Ausdrücken, die mich heute noch staunen lassen, daß, wenn Sie, Herrscher, damals das slawische Banner ergriffen hätten,[5] sie sich bedingungslos, ohne Widerstand, blind ihrem Willen unterworfen hätten, die Polen und alle, die nur in den österreichischen und preußischen Gebieten slawisch sprechen, wären freudig, ja fanatisch unter die breiten Schwingen des russischen Adlers geeilt und hätten sich mit Ungestüm nicht nur gegen die verhaßten Deutschen, sondern gegen ganz Westeuropa gewendet.

(Schluß folgt.)

---

[4] Anm. Nik. I. Es war Zeit!

[5] Anm. Nik. I. Ich zweifle nicht daran; d. h. ich wäre an der Spitze einer Revolution eines slawischen Mazaniello gestanden; ich danke!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Februarwoche

Neben Reichsbank, Preußische Staatsbank, Girozentrale und Postscheckamt hat sich in aller Stille noch eine fünfte öffentliche Bank zu einem beherrschenden Faktor am deutschen Geldmarkt heraufgearbeitet. Das ist die Reichskredit A. G., die soeben mit einer Bombenbilanz überraschte. Vergleicht man die Kapitalkraft, die diese Institute besitzen, mit der verringerten Potenz der Großbanken, so sieht man erst mit voller Deutlichkeit, daß die privaten Kreditbanken im Laufe der letzten Jahre eine doppelte Schlacht verloren haben, einmal gegenüber der Industrie, für die sie heute mehr oder weniger zum Handlanger herabgesunken sind, sodann gegenüber den staatlichen oder halbstaatlichen Bankorganisationen, die ihnen heute mehr als ebenbürtig zur Seite getreten sind. Die Reichskredit A. G., die vor einem knappen Jahr in Aktienform errichtet wurde, hat allein schon Großbankdimensionen angenommen, obwohl sie ursprünglich nur als eine untergeordnete Ausgleichsstelle für die industriellen Unternehmungen des Reichs gedacht war. An Kapital zwar übertrifft die Reichskredit A. G. die kleineren Großbanken nur wenig. An das Eigenkapital der mittleren reicht sie mit ihren 30 Millionen RM. gar nicht heran. Aber in ihrer Bilanz ist die Ziffer, die das Charakteristikum jeder Bankrechnung ausmacht, sind die Kreditoren auf 335 Millionen angewachsen, während vergleichsweise die Berliner Handelsgesellschaft nur über 131 Millionen und die Mitteldeutsche Kreditbank über 61 Millionen RM. verfügt. Mag zu dieser Höhe auch der Sonderauftrag des Reiches auf Diskontierung von E-Schatzanweisungen eine Rolle gespielt haben, mag überhaupt die Fülle der öffentlichen Kassen die rasche Entwicklung begünstigt haben, so ist der verbleibende Rest der Leistung noch erheblich genug. Große Beamtenenergie muß hier am Werke gewesen sein, um binnen kurzer Frist ein solches Geschäft aufzubauen. Dabei sind die wichtigsten Reichsbetriebe, Eisenbahn und Post, noch ohne Konnex mit der Reichskreditgesellschaft. Das Verdienst wird auch dadurch nicht geschmälert, daß die Reichskredit A. G., wie die großbankfreundliche Presse mit Entrüstung bemängelt, bislang von der Körperschaftssteuer befreit geblieben ist. Das Resultat für das Reich, das sämtliche Aktien in Händen hält, wäre doch offensichtlich genau dasselbe, ob es nun die Körperschaftssteuer erläßt und sie mit dem Mehrertrag einzieht, oder ob es zuvor die Steuerzahlung verlangt, um nachher den Gewinn entsprechend geschmälert zu erhalten.

Wenn nichts dazwischen kommt, wird in einiger Zeit noch eine sechste große Bank mit Hilfe von öffentlichen Mitteln das Licht

der Welt erblicken in Form der Rentenbankkreditanstalt. Sie droht alles Dagewesene in den Schatten zu stellen. Ist doch in Aussicht genommen, daß dieses agrarische Institut in einiger Zeit über ein Kapital von 500 Millionen Mark und daneben über einen Obligationenumlauf von möglicherweise bis zu vier Milliarden Mark verfügen wird. Eins muß man den Landwirten lassen: Mit einer Zähigkeit sondergleichen haben sie ihren Wunsch auf Errichtung dieser großen Landwirtschaftsbank gegen alle Widerstände bisher durchzusetzen vermocht. Mit Eifer haben sie die öffentliche Meinung allmählich so weit bearbeitet, daß es heute nur noch wenige Organe gibt, die den Mund aufzutun wagen gegen die riesige Schablonisierung des Agrarkredits, die hier geplant ist. Diese Zähigkeit sticht angenehm ab von der Lauheit, mit der die Gegenseite ihre Interessen verfochten hat. Die Gegenseite: das sind zunächst die Hypothekenbanken und die Zentralgenossenschaftskasse. Die Hypothekenbanken haben noch im Dezember einen Anlauf genommen und im Centralverband des Bankgewerbes eine fulminante Entschließung gegen die Rentenbankpläne gefaßt. Inzwischen sind ein paar ihrer eigenen Pläne für den Auslandsabsatz von Pfandbriefen fehlgeschlagen. Ihr Widerstand ist daraufhin verstummt, ja man hört sogar, daß eine nach der anderen von ihnen zur Rentenbank hingelaufen sei und bei ihr um eine Unterbeteiligung am kommenden Geschäft der geplanten Anstalt gebettelt habe. Und bei den Genossenschaften, die erst große Rosinen im Kopfe hatten und selbst die ganze Rentenbank schlucken wollten, ist es ebenfalls stille geworden. Auch die Preußische Zentralgenossenschaftskasse wird zum Annex der großen Kreditanstalt herabsinken.

Der französische Franc hat von neuem eine 5-prozentige Dosis aus der Inflationsspritze empfangen. Das Quantum ist für deutsche Vorstabilisierungsbegriffe bescheiden. Aber es genügt vorerst, um den Erzeugnissen der französischen Industrie zu gestatten, die Grenzbarrieren, seien sie durch Zölle oder durch Konkurrenz errichtet, eine Zeitlang zu überspringen. Im übrigen ganz wie einst bei uns. Die Industrie zieht an allen ihr zur Verfügung stehenden Strängen, in der Presse, im Parlament, in den Aemtern, bei den Banken (den Hochburgen des Sachverständnisses in Währungsfragen) und — last not least — bei der Zentralnotenbank. In Deutschland gibt es Leute, die stupide und kenntnislos genug sind, dieses Kesseltreiben gegen den Franken zu begrüßen. Nicht, daß wie im April vorigen Jahres aktiv gegen die französische Währung operiert würde. Aber man schmunzelt, wenns dem westlichen Nachbarn schlecht geht. Und übersieht, daß sich das ganze Manöver auch gegen Deutschland richtet. Die deutsch-französischen Handelsvertragsverhandlungen sind zum Stillstand gekommen. Das wird den Franzosen nicht

leicht, denen bekanntlich die Zollschranken viel hinderlicher sind als uns, weil der französisch-deutsche Export viel größer ist, als der deutsch-französische. Aber man hofft drüben, die Deutschen würden allmählich mürbe werden. Man stellt ihnen infolgedessen immer neue Zumutungen in der Erwartung, daß schließlich als großes Zugeständnis angesehen wird, was in Wirklichkeit vielleicht ein minimales ist, und daß auf diese Weise Konzessionen für den französischen Export nach Deutscland herauszulocken seien. Und damit der französischen Industrie die Geduld nicht gar so schlecht bekommt, d a r u m wird mit allen Hebeln gegen den Franc gedrückt und gegen die Kreise, die ihn halten und bessern wollen.

Wird Friede in der K a l i i n d u s t r i e? Der Wintershallkonzern hat eine Erklärung losgelassen, wonach es den Anschein gewinnt, als beständen keine Differenzen mehr zwischen diesem Konzern auf der einen Seite, der rücksichtslos auf die erwünschte Rationalisierung der Kaliproduktion und auf Beseitigung der Syndikatsfesseln hinarbeitet, und dem sogenannten Abwehrblock auf der andern. Das ist sehr merkwürdig. Die Abwehr, die der Antiblock betreiben will, soll sich ja gerade gegen die rigorose Politik von Wintershall richten. Daher doch schon der Name! Und nun nach der Wintershallerklärung plötzlich „Aussichten für ein gedeihliches und geschlossenes Zusammenarbeiten in den großen Richtlinien der Wirtschaftspolitik des Kalisyndikats“? Warum mit einem Male diese sanften Töne? Der Wintershallkonzern besinnt sich offenbar auf die Mittel der Diplomatie. Sein ruppiges Vorgehen und die unverblümte Ankündigung seiner Absichten hatten mit einem Male die Gegner auf den Plan gerufen. Der Antiblock hat ihm kurz nach seiner Bildung ein Geschäft nach dem anderen verdorben. Der Vertrag mit den staatlichen Kaliwerken Preußens wurde in letzter Minute vereitelt. Die Mansfeldquote schnappten die Gegner für sich weg, und auch die Einigkeitskuxe, die sich im Besitz der Virginia, Carolina Chemical Company befanden, scheinen dem Antiblock gegen eine Zahlung eines Phantasiepreises zuzufallen, wiewohl ihr endgültiges Schicksal noch nicht völlig geklärt ist. Damit wäre das Zünglein an der Wage, das über die Majorität im Syndikat vollends entscheidet, ebenfalls zugunsten der Wintershall-Opposition ausgeschlagen. Darum also blasen die Wintershallführer Rosterg-Hagemeyer wieder einmal ins freundliche Horn. Die Differenzen sind damit nicht aus der Welt geschafft. Die eigentümlichen Gegensätzlichkeiten in der Kaliindustrie bestehen unausgesetzt weiter. Hie ungestümer industrieller Rationalismus, hie eigensinniger kapitalistischer Traditionalismus. Der Staat, der das Kaligesetz gemacht hat, stellt sich taub. Er allein kann, scheint es, einen vernünftigen Ausgleich herbeiführen, der auf Rationalisierung unter möglichster S c h o n u n g der berechtigten Interessen von Kapitalgeber und Arbeitnehmer hinzielt.

GLOSSEN

DANK AN DIE SCHAUSPIELER

Nicht weil es mein Stück ist, um das es ging.

Sondern weil dieses möglich war und geschah: inmitten des Berliner Theaterwinters 1924/25 arbeitet eine Handvoll Künstler selbstlos und mit äußerster Hingabe für eine Sache, ohne Vorteil, ohne Gewinn, ohne sichere Chance, nur um der Sache willen. Sämtliche Umstände tun sich zusammen, die Sache zu erschweren: Kaum ein Raum, fast keine Zeit. Nur die Energie und Organisationskraft eines Leiters macht Proben möglich, indem sie dem Tag 26 Stunden abringt. Jeder Einzelne opfert seine knappe Zeit, seine Ruhe, oft seinen Schlaf. Zwischen Vormittagsprobe und Spielen am Abend, nachts nach der Vorstellung, Sonntags und Samstag abends wird gearbeitet. Dies tun nicht etwa schlecht beschäftigte, rollenhungrige Outsider des Theaters, die auf solche Weise auch einmal in den Vordergrund zu kommen hoffen, sondern Schauspieler, die im Mittelpunkt der Repertoire stehen, denen im regulären Betrieb ihrer Bühnen jede Möglichkeit offensteht. Einer probiert während derselben Zeit zwei große Rollen in neuen Stücken und muß fast jeden Abend auftreten. Eine Schauspielerin hat in derselben Zeit eine Première, für die sie auch Tage und Nächte opfern muß, spielt dann allabendlich, und ist nachmittags oder nachts mit vollem Einsatz, mit voller Kraft, mit Phantasie und Fanatismus für die neue, unerprobte, in keiner Weise vollkommene Sache da. Die private Nervosität, Uebermüdung, Stimmung oder Mißstimmung des Einzelnen tritt, wo sie einmal durchbricht, sofort zurück vor einem prachtvollen Willen zur Gemeinsamkeit, zur gegenseitigen Hilfe, zum Ziel. In dieser Atmosphäre entsteht das, was die Schauspieler fruchtbar, selbständig, zukunftsstark macht: Theaterfreude, Werkfreude, beschwingte Sachlichkeit, Gemeinschaft. Die Erfolgchancen für den Schauspieler sind bei einer Uraufführung immer geringer als bei erprobten Werken: er läuft Gefahr, mit dem Autor begraben zu werden. Die ausgezeichnetste Schauspielerleitung kann unbeachtet bleiben, wenn die Rolle vom Autor ungeschickt plaziert oder (in der Balance des Ganzen) falsch eingesetzt ist. Vieles läßt sich erst nachher übersehen. Das Ganze ist

ein Risiko, jeder Einzelne trägt es mit.

Daß es möglich ist, dreizehn Schauspieler in der schwierigsten Theaterzeit zu solch mutiger, selbstloser, begeisterter Arbeit vereint zu sehen, mag denen zu denken geben, die vom Theater nur die schwarze Seite, die mangelnde Produktivität des „Betriebs", die Peinlichkeit der Geschäftsmache und die Korruption kennen.

Nochmals: nicht weil es gerade dieses Stück war. Sondern weil diese Arbeit, dieser Einsatz geschah, bleibt der Dank ewig. Und der Mut und die Hoffnung werden verdoppelt durch dieses Erlebnis, denn es verpflichtet zu doppeltem Ernst und stärkstem Elan des Weiterschaffens. Liebe Kameraden, wir werden noch öfters zusammenstehen. Und das nächste Mal, — so seis gelobt, — für eine bessere, reifere, stärkere Sache.

Carl Zuckmayer.

GENOSSE SALKIND, DER LIEBESDIKTATOR

Wer kennt den Namen des Genossen Salkind? Niemand. Aber bald wird man ihn kennen. Denn er ist der Konsequenteste der großen, leider noch nicht registrierten Internationale der Brunner. Ein roter Bolschewik, gewiß, aber einer, der sich vielfältig mit allerhand abendländischen Geistern berührt.

Er hat in Moskau ein Buch erscheinen lassen. „Revolution und Jugend" nennt er es. Aber es ist weder Revolution drin, noch Jugend. Dieser Genosse ist sicherlich radikal. Aber es ist die Radikalität des Nachtwächters, der die eigene Schlafmützigkeit zum Weltprinzip erhebt.

Der Genosse Salkind behandelt in seinem Opus Sexualprobleme, oder was er darunter versteht.

Er stellt die wuchtige These voran, daß vom revolutionär-proletarischen Standpunkt aus eine „rein physisch-sexuelle Neigung" unzulässig sei. Da werden alle Mucker der Welt begeistert beipflichten und sagen: Sieh da, endlich mal ein vernünftiger Moskowit!

Aber unser Salkind bescheidet sich nicht bei untätiger Reflexion und ohnmächtigen Bannflüchen, er macht praktische Vorschläge, um aus dem neuen revolutionär - proletarischen Typus die kleinbürgerlichen Gefühlsreste auszubrennen. Er entwirft ein großzügiges Programm zur Abschaffung der Eifersucht, ja, er bekämpft die Eifersucht als menschewistisch. Salkind konstruiert einen Schulfall: Wenn eine Frau ihrem Mann davongeht, so übergebe dieser den Fall einer kommunistischen „Zelle"; diese habe nach eingehender Prüfung zu entscheiden, ob er oder der neue Mann besser. Bleibt der Eifersüchtige im Unrecht, so mag er versuchen die Ungetreue zurückzugewinnen (aber was sagt der neue Mann dazu, lieber Salkind?), und gelingt ihm das nicht, so kann er noch immer die Frau als „einen Menschen verachten, der seinen Klassenstandpunkt verleugnet hat."

Natürlich begibt sich dieser gediegene Sexual-Denker auch auf das Gebiet der Perversitäten. Dieser Streifzug ist voll ungeahnter Entdeckungen. Die allerärgste Verirrung scheint ihm eine zärtliche Neigung zu einem „Angehörigen einer feindlichen Klasse" zu sein. Das ist ihm nicht nur Lästerung am Geist des Marxismus, sondern die Sünde wider das Blut schlechthin. Eine solche Neigung, stellt er fest, kommt, wieder vom „revolutionär - proletarischen Standpunkt" aus, dem schwersten Fall von Sodomie gleich, er entspricht etwa „der geschlechtlichen Neigung eines Menschen zu einem Krokodil oder Orang-Utang".

Soweit Genosse Salkind in seinem

Buch, das im Verlag der Universität Moskau erschien.

*

Zieht man das Kommunistische ab, erlaubt man sich, andere politische Vorzeichen zu setzen, greift man für „revolutionär-proletarisch" in näher liegende Terminologien, so hat man den runden und gar nicht netten Spießbürgertyp, den es überall gibt. Den Anbeter einer völlig phantastischen Normalität, den Schlechtweggekommenen, der das Sittengesetz der Welt aus dem eigenen Manko ableitet.

Die großen Revolutionäre, die leuchtenden Führer unterdrückter Klassen und Völker haben stets ungeniert bei den Frauen und Töchtern ihrer Gegner geschlafen. Sie haben auf ihre Weise Gleichheit demonstriert, ohne dogmatische Bedenken.

Vielleicht tut man diesem guten Salkind Unrecht. Vielleicht ist er gar kein solches Hornvieh mit Eichenlaub und Schwertern, nein, mit Hammer und Sichel, sondern ein ganz brauchbarer Kerl und nur zu seinem Privatpläsier gelegentlich imbecill. Vielleicht reitet ihn auch der wütendste und gefährlichste aller Teufel, der Organisationsteufel, und er will eben etwas organisieren, was und wie und warum, das ist ihm völlig gleichgültig. Die Hauptsache: es wird drauf los organisiert. Und da ist er eben an die Liebe geraten, vielleicht, weil der Genosse Lunatscharski, ressortmäßig am nächsten daran, zu sehr Aesthet und Künstlernatur, nicht die nötige Forschheit garantiert. So wirft sich Salkind aus eigener Sendung zum Sinowjew der Sexualität auf. Aber sein Minnehof ist eine Art Tscheka, und seine „Zellen" sind nicht kleine niedliche Kabinettchen, wie im Hotel Pompadour, sondern echte, rechte Gefängniszellen, öde und trostlos.

Mögen ihn alle Liebesgötter verdammen, möge ihn das Schicksal des störrischen Pentheus treffen, den die Mänaden zerrissen, weil er sich der Macht des großen Mysteriums widersetzte. Die Russen sind heute das ärmste Volk unter der Sonne. Soll ihnen auch das noch genommen werden, was auch der wildeste Expropriateur bisher noch nicht als ausschließlich für den Staatsbedarf vorhanden zu konfiszieren wagte?

Im übrigen lese man in dem prophetischen Buch von Aage Madelung: „Circus Mensch". Da hat einer vor fast zehn Jahren alles vorausgesagt, alles.

Lucius Schierling

——

TISCH MIT BÜCHERN

Lyrik.

Die lyrische Produktion unserer Zeit ist n i c h t tot; nur die Verleger stellen s i e tot — und stellen sich taub. Erschreckend, wie mutlos sie werden, wenn das Wort „Lyrik" fällt. Mir scheint, Verleger fallen in Ohnmacht, wenn sie einen wirklichen Lyriker entdecken, deren Kraft sie verpflichten könnte. Wäre es sonst denkbar, daß ein Bert Brecht — der ein Lyriker ist — nur in Zeitschriften Lyrisches bekanntgeben kann? M u ß man zur Z e i t u n g greifen, um festzustellen, daß Zuckmayer schöne Verse schreiben kann? — Um so lebendigeren Dank schulden wir dem mutigen D r e i e c k - V e r l a g, der eben von J o L h e r m a n eine Anthologie: „D i e L y r i k d e r G e n e r a t i o n" als Sonderheft herausgeben läßt und in dem 60 Lyriker (darunter einige wirkliche Dichter) zum Wort kommen.

Denn: daß man I w a n G o l l ' s gesammelte Gedichte — „D e r E i f f e l t u r m", Schmiede-Verlag — herausgibt, scheint mir nicht die einzige notwendige Tat zu sein. Goll tritt vor uns hin, als Erscheinung, als geschlossene Persönlichkeit, gewirkt aus Whitman, aus den Energien der Broadways und aus sehr Eigenem.

Er zerschmettert Europa im Vers — kühn und kraftvoll in den Oden an die drei Städte; wortreich, aber — nicht zerschmetternd, sondern nur schmetternd in Fanfarentönen — in Gedichten wie „Kindsmörderin“. Dazwischen aber ein herrliches Gedicht: „Des Dichters Tod“, das ich hier sprechen lasse:

„Die Sterne rosten
Langsam oxydiert sie der Frost
Es regnet dort und überall
Der Wind wirft mit zerbrochenen [Vögeln um sich
Und schreit —
Erkaltet wie ein Krater auf dem Mond
Ist mein Herz
Ich friere langsam in das All hinüber. —“

Belanglos ist dann ein Gedichtband wie Carl Seeligs „Himmel und Erde“ (Greifenverlag); ein Wiederaufflackern von Lyrismen aus Mirza Schaffys seliger Dichterei. — Dem unerhörten, fast brutalen „surréalisme“ Golls fanatisch entgegengesetzt ist das „Sonette“-Buch des Ernst Schmitt (Diederichs), das im harten, geschliffenen Vers die Persönlichkeit des Dichters, oft in Prägungen von sprachlicher Kraft, eindringlich nahe bringt. —

Vom dramatischen Schaffen.

Es gilt (in Deutschland) als unzulässig, Dramen und Dramatiker kritisch zu würdigen, ehe sie aufgeführt wurden. Dieser Auffassung liegt ein zweifacher Irrtum zugrunde: Erstens werden nicht alle Dramen aufgeführt, die „gut“ sind, zweitens können Dramen sehr wohl dichterisch bedeutsam, ohne überhaupt „bühnengemäß“ zu sein. Das „Buchdrama“ ist nicht eine Fehlgeburt; es ist eine Verwechslung ästhetischer Kategorien, wollte man jede „Dichtung in dramatischer Form“ ablehnen, weil sie nicht im Bühnensinne Drama wurde — ebenso wie es umgekehrt ein Irrtum ist, vom Bühnenwerk unterschiedslos „Dichterisches“ zu fordern. Ich weiß nicht, ob man Wolfgang Goetz spielen wird — er ist ein Deutscher, und hat es darum schwerer auf die deutsche Bühne zu kommen —; Wolfgang Goetz hat die Gestalt des Gneisenau in den Mittelpunkt eines dramatischen Epopöes gestellt; vielleicht ist das Buch zu sehr beschwert mit Historischem und Kostümlichem. Aber es werden doch — insbesondere in den Massenszenen, in der Schlachtszene — dramatische Spannungen von stärkster Wucht in die manchmal schleppende Handlung eingegliedert; es gibt doch sprachliche Kraft im Dialog, daß man aufhorcht und, zunächst, dem (im Eugen Kuner-Verlag erschienenen) Buch Verbreitung wünscht. — Zum Schluß ein Hinweis auf einem Unbekannten: Wilhelm Braun, der mit drei Dramen (im S. Fischer-Bühnenvertrieb) zeigt, daß er ein Dramatiker ist. Wenn er seinen Stoff nicht mehr aus der inneren Zerquältheit eigener erotischer Belastung wählt, wenn er an einen Stoff von außen herangehen wird, dann wird er — davon bin ich überzeugt — ein starkes Drama schaffen. Heute liegt er noch auf meinem „Tisch mit Manuskripten“ — ungedruckt — aber obenan!

Otto Zarek

*

Walther Beamt: Das erste Weib. (Gustav Kiepenheuer.) Ein Band tragischer Novellen, angefüllt mit dem Blutdunst von Sinnlichkeit und Mord. Sinnlichkeit als Motor der Schicksalsmaschine. Männer, die wie führerlose Flugzeuge von den sausenden Propellern der Sinnlichkeit in Sumpf und Klippen geschleudert werden. Die Erzählungen haben den keuchenden Atem des Expressionismus, aber die Stimme überschlägt und verwirrt sich nicht. Die Leidenschaft der Form erstickt nicht die Ruhe und Klarheit der Beobachtung. So sind

diese Novellen nicht Stimme, die schnell verhallt, sondern Materie, die stößt, drückt und beschwert. Sie prägen sich ein. *a. h.*

Georg Fröschel: Der Priester und die Frau. Verlag Rudolf Mosse.

Das ist ein Buch von hohen Spannungswerten, Arbeit eines Fabulisten von Phantasiekraft, der die Fülle zu gliedern und gebändigt zu erzählen weiß. Ein Unterhaltungsroman? Man wünscht gelegentlich unserm „großen Roman“, dem Roman mit literarischen Ambitionen, eine so saubere Sprache und ein so natürliches Fließen der Handlung.

—*J.*

ES SOLL DER SÄNGER MIT DEM KÖNIG GEHEN.

Ich habe diese Geschichte von Leo Fall; er wieder hat sie vom Irrenarzt in Steinhof:

Kurz ehe Peter Altenberg starb, war er von vielen Leiden geplagt. Er bildetete sich ein, verhungern zu müssen; konnte dem Alkohol nicht widerstehen und vertrug ihn nicht; war schlaflos, zerrüttet, unglücklich. — Da beredeten ihn die Freunde, für einige Zeit nach Steinhof zu gehen.

Da genoß er nicht nur alle Freiheit — man behandelte den Dichter auch mit Auszeichnung, ja mit Ehrfurcht. Ein Irrenarzt besonders, der Peter Altenbergs Werke über alles liebte, widmete sich ihm hingebend.

Peter interessierte sich natürlich für diese Welt. Wenn sie im Park spazierten — Arzt und Dichter — mußte der Arzt von allen seinen Patienten erzählen.

Da sollte einer darunter sein, ein witziger Mann, Graf, blendender Gesellschafter; von ihm sprach der Arzt mit besonderer Liebe. Der arme Graf bildete sich ein, er sei der Kaiser von Oesterreich.

Auch dieser Kaiser von Oesterreich war harmlos und durfte im Park spazieren. So traf man eines Tages zusammen.

„Ich werde Sie vorstellen,“ flüsterte der Arzt.

Peter, etwas erschrocken: „Wie soll ich mich benehmen?“

Der Arzt: „Seien Sie ganz unbesorgt, er tut Ihnen nichts; im Gegenteil: Sie werden viel Freude an ihm haben.“

Die Vorstellung geschah.

Seine Majestät, der Kaiser, geruhten, sich anerkennend über Peter Altenbergs Schriften zu äußern — ja Seine Majestät kannten wörtlich zahllose Stellen daraus.

Peter strahlte vor Freude.

Der Graf hatte nicht umsonst bei Hof verkehrt. Er spielte seine angemaßte Rolle vollendet — ganz huldvoller Monarch in seiner lächelnden Herablassung.

Doch dieser Monarch war auch Genießer, Kenner und . . . Richter. So diplomatisch er seine Urteile einkleidete: er brach über manche Skizze Altenbergs den Stab.

Peter trat immer nervöser von einem Bein auf das andre.

„Ich habe, mein lieber Herr Altenberg, diese schönen Bücher vor Ihren kaiserlichen Hoheiten, den Prinzessinnen, streng verschlossen gehalten — das können Sie sich denken. Besonders Ihr letztes, „Die Ernte“, enthält Dinge, Herr Altenberg, die ich nicht billigen kann. Und das dritte Kapitel der ‚Ashantee‘ finde ich einfach unsittlich.“

Peter braust auf:

„Wissen Sie was, Majestät!“ rief er, „Lecken Sie mich im Arsch!“

Und schlug sich in die Büsche.

Roda Roda.

ANEKDOTE

Ein Autor sagt zu einem Schauspieler: „Sie sind doch im Leben so heiter und sprudelnd, wie kommt es nur, daß Sie in meinem Stück so trist sind?“ „Lieber Meister,“ antwortete der Schauspieler, „im Leben ist der Text von mir.“

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 8)

Redaktion des „Tage Buch“ Berlin SW 19 Beuthstraße 19 Telefon Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47 Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48 Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H. Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Märzwoche

Mehr als zwei Dutzend Kandidaten für die Präsidentschaft dürften nicht zugelassen werden. Es gibt Tabellen, um Vögel, Fische und Blumen zu bestimmen. Wo alle die Kandidaten hingehören, weiß kein Mensch. Wir empfehlen die Ausarbeitung eines Bestimmungsschemas, schon um das Sieben zu erleichtern, und machen hier ein paar Vorschläge:

Nach links gehört der Kandidat, wenn er:	*Nach rechts gehört der Kandidat, wenn er:*
ein Parteimann ist; denn dann weiß man, wo er hingehört und auf wen er sich zu stützen hat.	kein Parteimann ist, sondern so unparteilich ist, daß man nicht merken soll, wo er hingehört
der Sammelkandidat mehrerer Parteien ist; denn Einigkeit und Einigung sind Vorrechte der Demokratie.	der Privatkandidat einer Clique ist; denn das nennt sich Aristokratie und gehört zu den Programmpunkten der Rechten.
Republikaner im Herzen ist; Erklärung überflüssig.	auf dem Boden der Tatsachen steht; denn das tut er nur, um sie zu ändern.
Erfüllungspolitiker ist; denn nur so findet er den Anschluß an ein Friedensabkommen der europäischen Nationen, die alle demokratische Außenpolitik machen.	gegen den Schandvertrag wettert; denn das tut er nur, um zu verbergen, daß er sich nach außen unterwerfen wird, um nach innen zu unterwerfen.
Großdeutscher ist; denn Schwarz-Rot-Gold ist ein Versprechen an Deutschlands und Oesterreichs Zukunft, das nur eine Politik der europäischen Zusammenarbeit einlösen kann;	Kleindeutscher und Preuße ist; denn dann will er die Teilherrschaft der Ostelbier, die, selbst verslawt, andere versklaven wollen, was sie nur in Kleindeutschland können.
ein Volksmann ist, der für einen gerechten Lastenausgleich, ehrliche	ein Wirtschaftsmann ist; denn Wirtschaft bildet sich ein, Politik zu

Bekämpfung des Inflationselends und gute Sozialpolitik eintritt; denn das sind die wirtschaftlichen Schicksalsfragen aller Arbeitenden.

sein, und ist in Wirklichkeit heute Schwerindustrie; die aber ist nationalistisch, kapitalistisch und ausbeuterisch.

zur jungen Generation gehört; denn nur dann weiß er, was der Krieg bedeutet, hat er die Frömmigkeit, die unabhängig vom Glaubensbekenntnis aus der Zeit geboren ist, und hat das Recht, das Schicksal der Generation zu gestalten, auf die es ankommt.

zur guten alten Zeit gehört; denn dann glaubt er an den Dolchstoß, sehnt sich nach einem neuen Stahlbad für die anderen, treibt zum Revanchekrieg, betet die Macht an, lacht über Treu und Glauben, kurz treibt eine „Rechts-Politik".

Er war und blieb ein „Vertreter seiner Partei" — das hat die ganze Rechtspresse dem verstorbenen Reichspräsidenten ins Grab nachgerufen. Der neue Mann soll überparteilich, rein national, nicht irgendwelchen Sonderinteressen dienstbar sein. Wie komisch malt sich von außen die Welt in diesen Köpfen! Von innen sieht sie ganz anders aus. Da wird der Ungebundene zum Haltlosen, der Ueberparteiliche zum Unbestimmten. Im Grunde meinen sie doch nur, ihre Partei sei die Ueberpartei. Nicht Deutschland, sondern Deutschnational über alles. Sind sie aber erst an Ort und Stelle, dann nehmen sie es mit der Parteilichkeit strenger als irgendwer. Ihr Innenminister Schiele macht in sympathischer Ehrlichkeit niemandem gegenüber ein Hehl daraus, daß er sich als Beauftragter seiner Partei fühlt. Die ganze Idee der parlamentarischen Verbindungsmänner, die der überparteiliche Dr. Luther erfunden hat, setzt ja erst die Bindung an die Partei an Stelle der Betrauung durch die Partei; sie erst fälscht das parlamentarische System. So kommt es denn, daß Herr Schiele seine Gesetzentwürfe erst seiner Fraktion als seinem kleinen Privatparlament vorlegt, ehe er sie auf den verfassungsmäßigen Weg zum Reichsrat und Reichstag bringt. Dabei bildet er sich außerdem noch ein, nach der Reichsverfassung müsse er statt eines Fach- ein Parteiminister sein, und bedauert sich selbst. Die Rechte schützt die Rechte der Volksvertretung, das heißt sich selbst; sie verwechselt Parlamentarismus mit Partei. Herr Schiele ist der erste, der aus dem parlamentarischen System eine parteipolitische Gefahr macht. Denn er mißversteht absichtlich. Tut er das wirklich nur, um es ad absurdum zu führen?

Am 7. März wird Georg Ledebour 75 Jahre. Man sieht dem ungebeugten Mann mit dem feingeschnittenen intelligenten Gesicht nicht die Last der Jahre an. Der Politiker Ledebour . . .? Hier soll nicht untersucht werden, ob sein Wirken als Parteimann in der Tat der Arbeiterbewegung so fatal wurde, wie oft behauptet

wird. Er war wahrscheinlich niemals ein Führer der Massen, aber er ist ein **Parlamentarier**, wie es zurzeit keinen zweiten in Deutschland gibt. Er ist einer der ganz wenigen deutschen Parlamentarier, die überhaupt diesen Namen verdienen, die im Palais Bourbon oder in Westminster als solche anerkannt würden. Unter Parapluies und Gummiknüppeln eine biegsame Damascenerklinge. Eine Beredsamkeit, hart und elastisch zugleich, Klinge, nur Klinge! So liegt eine aus deutschen Eigentümlichkeiten sich zwanglos ergebende Logik darin, daß der geborene Parlamentarier als jugendfrischer Fünfundsiebziger keinen Sitz mehr hat in einem Parlament, in dem der Syndikus und der Parteisekretär dominiert. Man sagt, er sei immer schwer zu behandeln gewesen. Lieber Gott, ein Mensch, der sich selber treu bleibt, ist immer ein schwieriger Fall. Namentlich, wenn es sich nicht um einen dumpfen starren Doktrinär handelt, sondern um einen lebensprühenden Intellekt. Aber auch Georg Ledebour hat es in der Partei nicht leicht gehabt. Von der bürgerlichen Linken kommend, stellte er sich entschlossen zur sozialistischen Linken. Man sah ihn deswegen scheel an. Der alte Bebel hat ihn, milde gesagt, niemals begönnert. Er blieb Außenseiter. Nur im Reichstag, in den großen Treffen mit der Reaktion konnte sich diese Kraft auswirken. Ob er immer richtig gehandelt hat oder nicht, er ist niemals Opportunist gewesen, er trug niemals den Mantel nach dem Winde. Als sich die S. P. D. wieder mit den Unabhängigen vereinigte, blies er nicht in die Versöhnungsschalmei, er blieb draußen. Er hätte nach Moskau wallfahren können, man würde ihn mit offenen Armen aufgenommen haben, — er verzichtete darauf, seinem Charakter einen Stoß zu geben, er zog die Isolierung einem Kompromiß vor. Es ist halt gefährlich, ein anständiger Kerl zu bleiben. Mann über Bord?! Der Parlamentskahn schaukelt weiter. Leichter Verlust für die Mediokritäten der ersten Kajüte. Es ist ja nur ein Talent ins Wasser gefallen, nur ein Talent, wirklich nicht mehr!


Georg Ledebour

Hitler der Himmelsstürmer ist wieder auf Erden. An der Stätte seines Ruhmes, unter der schwarz-weiß-rot umrahmten Einschußöffnung seiner historischen Revolverkugel an der Bürgerbräu-Kellerdecke hat er eine Rede geredet. Es war eine Hatz, aber sonst nichts. Die alten Methoden von Treueschwur und Handschlag, die den Haß und die Treulosigkeit nicht wegbringen können, von der Judenhetze und der Versicherung, daß der Weg über Leichen

geht. Ueber welche eigentlich, Herr Hitler? Seit den trüben Erfahrungen anderer Revolutionäre ist man mit dem Angebot seiner eigenen Leiche sparsam geworden und nur noch mit den fremden freigebig. Da es sich demnach um eine Selbstmorddrohung trotz allem kaum handeln dürfte, so ist es also eine Morddrohung oder bestenfalls Totschlag, je nach dem Tatbestande oder den Geschworenen. Hat Hitler nicht Bewährungsfrist? Was ist das für eine seltsame Einrichtung! Wenn die Bayern schlauer wären als sie sind, könnte man ja denken, sie hätten Hitler nur laufen lassen, um ihn desto sicherer zu fangen; eine Art Katz- und Mausspiel. Aber erstens könnte hier die Maus das Mausen anfangen, und zweitens —, nein, über die Weisheit der Bierbayern kein Wort! Es bleibt also nur zu überlegen, was eigentlich der Sinn der Bewährungsfrist ist. Was soll sich bewähren? Die Frist, die Einrichtung, die Strafe oder der Bestrafte? Dies müßte erst einmal geklärt werden, und es wäre für Richter, Polizeibehörden und Sträflinge gleich wichtig. Wenn aber diese Vorfrage beantwortet ist, die wahrscheinlich den Bestraften als den Sich-zu-bewähren-Habenden (so sagt man doch) bezeichnen wird, dann kommt die zweite sehr viel schwierigere Frage: Wie bewährt man sich? Oder, ganz konkret gesprochen: Herr Held und Herr Hitler, sagen Sie und zeigen Sie uns, wie bewährt man sich eigentlich in Bayern?

Ein Musterbeispiel dafür, wie's gemacht wird, ist der deutsch-rumänische Konflikt. Schreckensnachrichten: rumänische Repressalien, Ausweisungen, Enteignungen. Große Erklärung in der Presse, bedrohlich breite Berichte des Außenministers im auswärtigen Ausschuß. Eine Woche später ist alles nicht wahr gewesen. Keine Repressalien, Ausweisungen, Enteignungen! Lediglich rumänisches Säbel- und journalistisches Mäulerrasseln. Warum rasselt die ganze deutsche Presse mit, da wir doch nicht einmal mehr einen Säbel haben? Rasselbande!

Die Wirkung heftiger Parteistreitigkeiten ist jederzeit eine Gleichgültigkeit gegen die allgemeine Wohlfahrt und die Ehre des Staates gewesen. Wo das Parteiwesen starke Wellen wirft, da interessiert sich der Politiker nicht für das ganze Volk, sondern nur für die Anhänger seiner eigenen Ansicht. Die übrigen sind in seinen Augen Fremde, Feinde oder vielmehr Piraten. Macaulay

Das Antlitz Friedrich Eberts war 1925 ein anderes als das Gesicht Fritz Eberts 1914. Hier hatte nicht bloß der Friseur gearbeitet, gestutzt, rasiert, hier drückte sich ein Vergeistigungsprozeß physiognomisch aus. Man brauchte diese beiden Ebertköpfe nur nebeneinander zu stellen, um den erstaunlichsten Umwandlungs- und Ausreifungsprozeß wahrzunehmen. Das Plebejische, das einst in dem breitknochigen Gesicht mit dem unschönen wulstigen Mund gelegen, hatte sich allmählich ausgelöscht. Blickte das Auge milder? Wurde dieser Mund verschlossener? Ein häßlicher Mensch war, ganz im Schillerschen Sinne, von innen aus umgebaut worden! Papperlapapp, erwiderten Kommunisten und andere Scheuklappenpolitiker, er hat einfach einen guten Schneider, einen geschickten Friseur, einen Reitlehrer und einen guten Hofmeister bekommen. So konnte nur kurzsichtiger Haß urteilen. Ebert ist nicht nur äußerlich geschliffen worden. Er trug den gut geschnittenen Rock nie als Parvenu, sein anglisiertes Gesicht wirkte nie geckenhaft, und warum sollte der Sattler, der von Jugend an Pferde geliebt, sich nicht selbst in den Sattel setzen? Staatsmänner, Gelehrte, Dichter, Kaufleute, die zum Reichspräsidenten kamen, rühmten seine natürliche, nicht erlernbare Würde; Leute, die noch die schenkelschlagenden Temperamentsexzesse des Geisteskranken von Doorn erlebt hatten, atmeten in der leisen Atmosphäre Eberts auf.

Ich kannte den Parteisekretär lange vor dem Krieg, bin ihm in der Stille seines Arbeitszimmers im Präsidentenhaus unter vier Augen und bei großen Empfängen gegenüber gesessen. Diese zwanzig Jahre überschauend, kann ich sagen, daß der Staatsmann aus dem Volksredner „allmählich“ organisch erwachsen ist. Nie ist Ebert ein schriller Agitator gewesen. Zwar hat ihn Bebel in die Parteileitung gerufen, dennoch hat Ebert nie, wie etwa Wels, den Mann mit der schwieligen Faust gemimt. Er ist als Parlamentsredner nie so heiß wie Frank, nie so ätzend wie Scheidemann gewesen. Ihm eignete von Anfang eine rechtschaffene Besonnenheit, er hat sich nie zu rhetorischen Melodien verleiten lassen, seine Rolle lag in der Richtung des verständig-treuen Stauffacher, ein Tell war er nie, wollte und konnte er nicht sein. Alle Genialität lag dem immer nüchternen Manne fern, aber auch alle Irrlichterei. Ich möchte sogar einen Schritt weiter gehen und sagen, Ebert ist nie ein Revolutionär gewesen, aber — das ehrt ihn besonders — er ist auch nie ein Deklamator der landläufigen revolutionären Phraseologie gewesen. Sein Glück war, daß er, mit der praktischen Vernunft des erfolgreichen Arbeiters ausgestattet, sich nicht in die Dialektik oder gar in den Talmudismus der marxistischen Ideologie verlieren konnte. Wieviel Unheil haben die marxistischen Arbeiterschulen hervorgebracht, in denen der aufgewecktesten Jugend des deutschen Proletariats der Blick und

der Mut zum eigenen politischen Erleben genommen und dafür bloß das mechanisch anwendbare, im Grunde furchtbar dürftige Vokabularium der materialistischen Geschichtsauffassung mitgegeben wurde. Der Gebildete, will sagen: der ewig Studierende konnte diese marxistische Injektion vertragen, sie war ihm sogar gesund, sie bedeutete eine Art Dauer-Impfung gegen die Harmonieduselei liberal-kapitalistischer Systeme. Aber der Arbeiter, dem diese witzigen Gesellschaftstheorien als Dogmen eingebleut wurden, verlor in der Schule Rosa Luxemburgs die Fähigkeit zur frischen politischen Wertung. So wurde ein echt deutsches, nämlich ein wirklichkeitsblindes Geschlecht von proletarischen Dogmatikern großgezogen, mit denen im politischen Leben gar nichts anzufangen war.

Eberts Glück war es, daß er zur marxistischen Theoretiserei oder Tiftelei unfähig war. Er ist ein Sattler gewesen, also ein Handwerker, nicht ein Fabriksproletarier; später hat er, um seine immer bescheidene Existenz zu fristen, eine Wirtschaft in Bremen geführt, immer ist er in lebendigerem Umgang mit Volksgenossen als mit Büchern gestanden. Man mißverstehe mich nicht: Der Mann hat mehr an sich gearbeitet und gemodelt als ein Dutzend Hohenzollernjungen, denen die Weisheit von gemieteten Professoren eingelöffelt wurde. Ich erinnere mich nicht ohne Respekt und Ergriffenheit, wie mich der Reichspräsident einmal aus seinen Amtsräumen in ein kleines Kabinett führte, in welchem der höchst bescheidene Hausrat seiner vorpräsidentlichen Existenz aufgestellt war. Da standen auf einer Etagere die Bücher und Broschüren, die sich der Sattlergehilfe und später der Hilfsredakteur mit sauer verdienten Groschen erworben hatte: Lissagarays Geschichte der französischen Revolution neben einem billigen Goethe, Kautskys Kommentar zum Kapital, Zolas „Germinal“ und eine Menge Broschüren über die Gewerbeordnung, Gewerbegerichte, Unfall- und Krankenkassenwesen. Ein paar Dutzend Reclam-Hefte. Aus diesen abgenützten Schriften hat der junge Ebert mehr Weisheit und Nutzen gesogen als die Bibliophilen aus glanzvollen Sammlungen. Gewiß war sein Buchwissen Stückwerk, aber er wußte das ganz genau, er hat Versäumtes bis ins Alter nachzuholen gesucht, und gerade an jenem Tag, da Ebert mir jene rührende Jugendbibliothek zeigte, sah ich auf seinem Arbeitstisch ein dickes Buch über Deutschlands Außenhandel liegen. Er lernte, aber er verließ sich nicht auf Bücherweisheit. Das Beste an ihm war sein prüfender Blick, wenn er einen durch die dickgeränderte Brille anguckte. Das war ein freundliches Auge voll Menschenerfahrung, kein böser, skelettisierender Anatomenblick, sondern ein wohlwollender, milde prüfender, ein erwartender Blick. Mit diesem Auge hat er Walther Rathenau entdeckt und gegen den Willen vieler, vor allem seiner Parteigenossen, durchgesetzt. Auf diese Entdeckung war Ebert stolz. Sein Blick für Menschen hat ihn

selten getrogen, nur der Fall Cuno, der auch Eberts Erfindung gewesen, stimmt etwas nachdenklich. Aber er ist vereinzelt geblieben. Man bedenke hingegen, wie weise Ebert sich den vielen, die ihn umschmeichelten, zu versagen gewußt hat. Vor allem: Er hat mit einem unvergleichlichen Takt verstanden, sich aus den Reihen der Parteigenossen zu isolieren, und hat doch nie den Boden verloren, dem er entsprossen. Nie hat er — auch hierin ähnelt er Severing — die Huldigungen der Neureichen hingenommen, das schuftige Geschwätz der Deutschnationalen reichte nicht an seine Schuhsohlen, er ist, kein Zweifel, als beinahe armer Mann gestorben. Noch schwerer als die Fernhaltung der neuen Zudringlichen war die Abweisung alter Kampfgenossen. Aber Ebert verstand es bald, sich auf die natürlichste Weise zu distanzieren. Er setzte nicht Parteifreunde in seine Umgebung, sondern korrekte Beamte, die ihn mit einer gesunden Atmosphäre von Unparteilichkeit umgaben. Die Verfassung stattet den Reichspräsidenten mit großen Machtbefugnissen aus, Preuß hat die Tendenz der Deutschen, sich gegenseitig zu obstruieren, vorausgesehen, und es ist nicht seine Schuld, wenn der Bau der Verfassung in wichtigen Teilen unvollendet geblieben ist. Da im besonderen der § 48 noch kein Ausführungsgesetz hat, war Eberts Macht in krisenhaften Wochen sehr groß. Nie hat er den Weg der penibelsten Korrektheit verlassen, dennoch hat er es mit seiner lautlosen Beharrlichkeit verstanden, Stresemanns volkskaiserlicher Politik des nationalen Blocks zu widerstehen. Beiläufig: Er hatte den richtigen Blick für Stresemanns treue Seele. Ich darf heute ruhig erzählen, daß Ebert mir einmal eine Stunde lang freundlich gelauscht hat, als ich, von Paris heimkehrend, die Eindrücke wiedergab, die der schielende Politiker auch jenseits der Grenzen hervorrief. Aus kleinen Gesprächsergänzungen konnte ich Eberts Stellung genau erkennen, dennoch vergaß der Reichspräsident keinen Augenblick, daß ihm im Umgang mit einem Journalisten, der in Stresemann den kompromittierendsten Politikertyp sieht, nur Zuhören, nicht deutliche Zustimmung zieme. Am Ende war dies Zuhören schon ein Sprechen.

Eberts historische Rolle war keine dankbare. Hat er sein Amt erstrebt? Ein Zufall wollte es, daß ich an jenem Revolutionsabend in der Wilhelmstraße stand, als ihn Matrosen zum Reichspräsidenten ausriefen. (Ich beschrieb die Szene am nächsten Tag in der „Vossischen Zeitung".) Die aufgeregten Leute schrieen Ebert aus dem Beratungszimmer der Volksbeauftragten auf die Straße. Er wurde hochgehoben und sprach. War er von dem ihm winkenden Amt betrunken? Nicht einen Augenblick! Er antwortete den enthusiastischen Matrosen ganz ruhig, ganz nüchtern: „Kinder, das habt ihr nicht zu entscheiden! Schönen Dank für eure gute Meinung, aber diese wichtigen Dinge werden nicht nachmittags auf der Straße ausgemacht!" Ich möchte einen enthusiastischen

Esel wie Hitler oder einen eitlen Schauspielertyp wie Stresemann an diesem Tag des Rausches in dieser Situation sprechen gehört haben! — Mit dieser anständigen, nicht zu verwirrenden Besonnenheit hat Ebert sein Amt bis zum letzten Tag geführt. Wieviel er im stillen gewirkt hat, wird hoffentlich ein Wissender aus seiner Umgebung bald darstellen. Ich erinnere mich, daß mir Ebert einmal die Zahl der Begnadigungen nannte, die er täglich untersuchen läßt und später unterschreibt. Ich schreibe diese Zeilen außerhalb Deutschlands und habe diese Aufzeichnungen nicht bei mir. Aber daß hundertmal mehr Begnadigungen aus seinem Zimmer als aus Wilhelms Hofkanzlei kamen, versteht sich — trotz erhöhter Kriminalität — von selbst. Ueber diesen Gesuchen waltete das Auge eines milden Menschen.

Seine Präsidentenzeit war um. Er war nüchtern genug, glaube ich, das zu erkennen. Es heißt, daß er nach dem Schandspruch von Magdeburg damit kämpfte, sein Amt niederzulegen. Hätte die zweite Instanz die Perfidie des als Richter verkleideten Stammtischlers Bewersdorff bestätigt, so hätte er wahrscheinlich der Präsidentenschaft kurz entschlossen entsagt. Auch aus diesem Grunde haben wir im „Tage-Buch" die Frage der Nachfolgerschaft schon bei Lebzeiten Eberts aufgeworfen. Noch sein Tod wird zum Dienst für die Republik. Wenn selbst die Schiele und Held nicht anders als mit knirschender Hochschätzung über den ersten Präsidenten der deutschen Republik zu sprechen wissen, so kann man daran ermessen, was dieser gerade gewachsene Mann seinem Volke und dem Volksstaat bedeutet hat. Die Gamaschenknöpfe höhnten: Ein Sattlergehilfe! Aber dieser Sattler hat die Republik aufgeschirrt, und sein Roß wird weitergeritten werden. Von wem? Von Sozialdemokraten käme einer in Frage: Carl Severing. Doch dessen Zeit ist noch nicht gekommen. Die Reihenfolge wird eine andere sein. Eberts Erbe heißt Marx. Ein Gerechter wird von dem anderen abgelöst.

Das Siechtum, dem bureaukratische Regierungen ausgesetzt sind und an dem sie gemeinhin sterben, ist Routine. Sie gehen an der Starrheit ihrer Lebensregeln zugrunde und noch mehr durch das allgemeine Gesetz, daß alles, was Routine wird, sein Lebensprinzip einbüßt und somit, ohne bewegenden Geist im Innern, sich nur mechanisch fortbewegend, das vorgesteckte Ziel nicht zu erreichen vermag. Ein Schreibstubenregiment neigt immer dahin, ein Pedantenregiment zu werden.

Stuart Mill

* * * SÜSSSAURE TOTENFEIER

Das Leichenbegängnis für den Reichspräsidenten mit seiner würdigen Feierlichkeit ist die Ehrung, die man für die Republik und ihren obersten Hüter fordern durfte. Sie hat keine Erwartungen enttäuscht. Aber wie die Spiegel im Präsidentenpalais durch die schwarzen Kreppschleier, so schimmert hinter den düsteren Draperien dieser Feier das Spiegelbild der Republik — die tot ist. So tot, daß nicht ein einziges Stückchen der Landestrauer unbefohlen, unorganisiert, daß keine Feier und keine Fahne spontan und natürlich gewesen ist. Der erste Präsident der Republik! Die Bürger, denen er buchstäblich das Leben gerettet hat, fühlen sich ihm fremd und sind ärgerlich, weil sie ihm dankbar sein müssen. Die Arbeiter, denen er die Versprechen nicht halten konnte, sind ihm fremd geworden und sind undankbar, weil sie ärgerlich sein müssen. Ein paar hundert Menschen schreiben sich schließlich in die Liste der Mittrauernden ein. Unter ihnen kommt Herr Walraff, ehemaliger kaiserlicher Staatssekretär, im Schlapphut; er jedenfalls hat nicht die Entschuldigung, Anstand und Form nicht gelernt zu haben. Wollte er provozieren? Vielleicht wollte er sich die Sache nur einmal ansehen. Die Hunderttausend, die den Zug begleiten, sind kommandiert, organisiert oder gleichgültig-neugierig. Es fehlen die Ergriffenen.



Geßler

Zur Stunde des Todes sind keine Fahnen im Sterbehaus, die auf Halbmast gehen und so in alter schöner Symbolik die Trauer mitteilen könnten. Reichsbannerleute müssen mit Tuch und Leiter kommen, um auszuhelfen. Zur Überführung der Leiche ins Trauerhaus, die erst vierzehn Stunden nach dem Tode stattfindet, ist keine Reichswehr aufzutreiben, außer ein paar Unteroffizieren neben dem Wagen. Ein Alarmbefehl zur Unterdrückung kommunistischer Unruhen hätte die Schwadronen von Schwedt oder sonstwoher sicherlich schnell genug nach Berlin gebracht. Die Stunde des Kondukts wird verheimlicht — weil zu viele oder weil zu wenige gekommen wären? Kaum ein Privathaus flaggt am ersten Tage. Die paar Geschäftshäuser, die es getan haben, kann und soll man sich merken. Auf einem Gymnasium weht dafür ein schmutziges

Taschentuch halbmast — natürlich aus Versehen, wie die tapferen Täter gestehen.

Vergessen die Begeisterung, mit der vor fünf Jahren die Berufung der Nationalversammlung begrüßt und gerade Ebert dafür gedankt worden ist. Vergessen wie der Absatz aus der Kundgebung der Reichsregierung, der das deutlichste Lob enthält, und den deshalb Blätter wie die „Zeit" und die „Deutsche Tageszeitung" stillschweigend fortgelassen haben. Da ist sogar die „Deutsche Zeitung" besser, die den ganzen Aufruf unterschlägt und nur berichtet, sein „ungewöhnlicher" Ton sei wohl aus der Zwangslage zu erklären, in der die Reichsregierung sich befinde. Ja, Zwangslage! Man muß doch schon! So unterschreiben die deutschnationalen Minister diese Kundgebung, der ihre Presse ausdrücklich, ihre Partei stillschweigend widerspricht. Geßler aber erläßt einen Armeebefehl für Ebert in dem nur steht: „Sein Name wird in ehrenvollem Angedenken bleiben!" Bei wem? Man baut sechs Unteroffiziere neben den Sarg des verfassungsmäßigen Oberbefehlshabers. Hätte man ein Gedächtnis für das fast zu große Verdienst, das der Verstorbene gerade um die Reichswehr hat, dann hätten sich vom Chef der Heeresleitung an alle Offiziere zu der Ehre gedrängt, eine Weile neben dem Toten Wache zu halten. Die Leichenparade kommandiert der Berliner Stadtkommandant — der Garnisonälteste. Im Zeitalter der Oberbürgermeister ist das vielleicht eine Anpassung des Zeremoniells an künftige Bedürfnisse, aber nicht der Ausdruck der jetzigen. Selbst die aufgebotene Wehrmacht, so stramm und schön auch immer, ist sehr kärglich. Das Aeußerste an kümmerlicher Verantwortungsscheu mußte natürlich die Oberbehörde der evangelischen Kirche leisten. Sie hat die Entscheidung, ob die Glocken läuten sollen, den — — Gemeinden überlassen.

Aber der Raum in der Wilhelmstraße reicht nicht für mehr? Gewiß, weil ja zunächst der Zweck des ganzen Arrangements war, Volk und Volksvertretung auszuschließen, weil der Prätendent und Stellvertreter sofort seinen Anspruch anmeldete, allein und ausschließlich den Toten zu ehren, um den Lebendigen Eindruck zu machen. Der Reichstagspräsident hatte es, als er von einer kurzen Reise zurückkam, schwer genug, die Rechte des Parlaments und der Bevölkerung geltend zu machen. So wird denn der Mann, der vom Parlament gewählt war, im engsten Kreise von Diplomaten, hohen Beamten und Großverdienern aufgebahrt. So muß der Tote, während der Reichspräsident verfassungsmäßig das Gegengewicht gegen alles unrichtige Uebermaß von Einflüssen des Parlaments oder der Regierung, der Parteien oder der Privatinteressen sein soll, schließlich als Symbol der Kapital- und Bureau-Oligarchie dienen, deren die deutsche Republik sich erfreut.

Damit kommt man zur einzigen Frage, um derentwillen so traurige Betrachtungen lohnen. Wer macht das alles? Wer hat

das Zeremoniell bei der Bestattung geschaffen? Wer ist schuld, daß selbst in dem Augenblick, wo sich die Person vom Posten löst und die einigende Kraft der nationalen Repräsentation in der Präsidentschaft frei werden könnte, die Republik tot war? Wer aber, das ist noch wichtiger, macht nun den neuen Kandidaten? Der Stellvertreter des Reichspräsidenten, unter dessen Verantwortung verfassungsmäßig diese Feier sowohl zivil wie militärisch steht, sollte dafür sorgen, daß die Volkswahl des Nachfolgers wenigstens einmal nicht das Werk von Bureaukraten und Bonzen wird. Konvente statt Konventikel, Versammlungen statt Absperrungen, republikanischer Geist statt freistaatlicher Formalitäten! Dann könnte aus dem Frost eine Feier werden.

NACHRUFE

Deutsche Zeitung

Auch bei der Wahrung der Ehrfurcht vor dem Tode sind wir außerstande, dem ersten Präsidenten der deutschen Republik freundliche Worte zu widmen, geschweige denn einen Lorbeerzweig oder einen Eichenkranz auf den Sarg zu legen. Gewiß fühlen wir die Tragik heraus, in der das Leben dieses Mannes ausklingt, aber gerade weil wir sie empfinden, tritt, wenn wir uns das rechte Bild von seiner Gesamttätigkeit formen, seine Schuld überragend in den Vordergrund. . . . Am Grabe dieses durch die Entwicklung widerlegten Führers der Sozialdemokratie können wir deshalb kein Wort der Versöhnung sprechen. Es bleibt nur die Hoffnung, daß die Männer endlich zur Auswirkung gelangen, die durch ihr Tun wieder gutmachen, was durch jene verdorben wurde, zu denen auch dieser Tote gehörte.

Kreuz-Zeitung

Unser Vaterland blutet noch heute aus den tausend Wunden, die ihm die Revolution geschlagen hat, und Ebert gehörte zu den Männern, deren Aufstieg bis zu dem höchsten Amte der deutschen Republik mit diesem Geschehnis aufs engste verbunden ist. Das wird bei einer Würdigung seiner Person nicht vergessen werden können . . . Der Verstorbene ist einer unserer gefährlichsten und klügsten Gegner gewesen, nicht nur in parteipolitischem Sinne, sondern wir mußten ihn auch stets bekämpfen als einen Vertreter jenes republikanischen, internationalen, pazifistischen und klassenstaatlichen Gedankens, der das Deutsche Reich von seiner Höhe in die tiefsten Tiefen heruntergerissen hat. . . .

Die Zeit seiner sechsjährigen Präsidentschaft ist verknüpft mit den schwersten Erniedrigungen, die Deutschland hat durchmachen müssen, und wenn sich in den letzten Monaten eine kleine Besserung unserer Verhältnisse zu zeigen scheint, so kommt dieses Verdienst nicht ihm zu, sondern gerade seinen politischen Gegnern, die gegen ihn und seine Partei sich immer mehr Geltung verschafften. Das politische Leben des ersten Reichspräsidenten der deutschen Republik kann deshalb von uns nur als eine Epoche der deutschen Geschichte gewürdigt werden, die von jedem national Gesonnenen bitter empfunden werden muß.

Leipziger Neueste Nachrichten

Der erste Beamte des Reiches war Genosse von Leuten, die kein Vaterland kennen wollten. Er hielt es mit seiner Würde als Reichspräsident für vereinbar, mit den Internationalsten der Internationalen in Gemeinschaft zu verbleiben.

Hallesche Zeitung

Es soll anerkannt werden, daß Ebert mehr Takt aufbrachte als seine Genossen, und daß er das Ansehen des Reiches nicht direkt geschädigt hat. Trotzdem kam er von den Grundsätzen seiner Partei nicht los, die Partei- und nicht Volksinteressen waren.

Völkischer Kurier

Das Magdeburger Gericht hat Ebert des Landesverrats für überführt erachtet. Sollen wir einem Landesverräter die letzte Ehre erweisen? Er ist und war für uns der Feind des Vaterlandes. Und wenn wir es noch nicht gewußt hätten, so brauchten wir nur die feindlichen Stimmen zu Eberts Tod vernehmen. Der Feind weiß, was er an Ebert verloren hat, und er meint es wahrhaftig ehrlich, wenn er ihn preist.

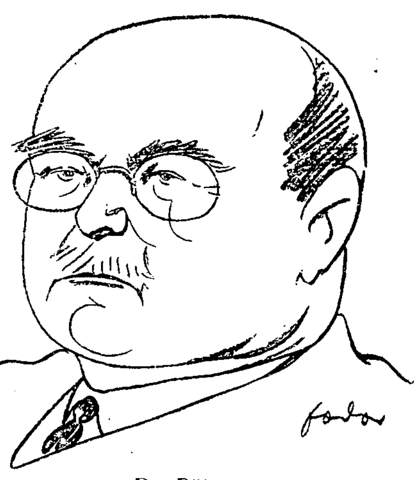
OTTO KAUS

DER FALL BÖTERS

Eine Reise nach Zwickau, die ich im Verlauf meiner Polemik mit dem Sterilisierungsapostel Dr. Böters unternahm, brachte in die Auseinandersetzung eine überraschende Wendung. Informationen von vertrauenswürdiger Seite gingen dahin, daß Böters Tätigkeit auf dem Gebiet der „Unfruchtbarmachung geistig Minderwertiger" keineswegs jenen Umfang angenommen habe, dessen er sich selbst in Artikeln und Vorträgen und gutgläubigen Reportern gegenüber rühmte. Dies legte mir die Vermutung nahe, daß neben dem sachlich-wissenschaftlichen Problem ein persönliches Problem Böters bestehen mußte, das die Abgrenzung der Fragen fortwährend verwischte. In Anbetracht des Umstandes, daß sich Böters in seiner Tätigkeit hart an der Grenze eines sehr gefährlichen strafrechtlichen Tatbestandes bewegt (schwere Körperverletzung mit Verlust der Zeugungsfähigkeit des Opfers), erschien es mir psychologisch außerordentlich bedenklich, daß dieser Mann, dessen einzige Rückendeckung im Notfall nur strengste wissenschaftliche Sachlichkeit sein konnte und der unangenehmen Folgen bisher nur dank der stillen Duldung der Behörden entgangen war, übertriebene Nachrichten über die Anzahl der von ihm veranlaßten Sterilisierungen in die Welt setzte, die, ganz abgesehen von der prinzipiellen Einstellung, schon mit Rücksicht auf die strittige juristische Sachlage aufreizend wirken mußten. Wie wuchs erst mein Erstaunen, als ich erfuhr, daß die noch immer beträchtliche Zahl von 60 Operationen, die er noch vor einer Woche einer großen Berliner Zeitung einflößte, nur auf Anraten seiner Umgebung so niedrig ausgefallen war, während

Dr. Böters selbst am liebsten 200 bis 300 Fälle angegeben hätte. So überraschte es mich nicht einmal sonderlich, als ich in einem Gespräch mit Böters sofort merkte, daß sich — wenigstens für mich — die Angelegenheit vom wissenschaftlichen auf ein rein menschliches Gebiet verzog. Ich fühlte es unzweideutig — und alle befragten Personen bestätigten es mir durch die schwerwiegendsten Beweise —, daß ich hier nicht mehr eine wissenschaftliche Auseinandersetzung zu führen, sondern bloß den traurigen Fall des geistigen und moralischen Zusammenbruches eines schwer kranken Menschen zu erkennen und zu bedauern hatte.

Böters ist — nervenkrank. Sein nicht mehr normal zu nennender Zustand ist seiner Umgebung, seinen Vorgesetzten, allen einsichtigen Menschen, die mit ihm in Berührung kommen, seit Jahren bekannt. Wegen seines Zustandes, der ihm schwere Konflikte mit seiner vorgesetzten Behörde eintrug, wurde er von seinem Amte suspendiert. Seine Publikationen und seine Gespräche sind gespickt mit den erschreckendsten Offenbarungen seiner krankhaften Einstellung. Ich lese in der Begründung seiner Denkschrift an die sächsische Regierung: „Die deutsche Frau ist im allgemeinen kühl veranlagt, die weitaus größere Hälfte aller deutschen Frauen hat von sich aus überhaupt nicht das Bedürfnis nach Geschlechtsverkehr. (Bei dem gesunden deutschen Mann ist das Gegenteil der Fall.) Sexuell aggressive Frauen bilden dagegen ganz seltene Ausnahmen und sind zweifellos krankhaft veranlagt, meistens sind sie erblich schwer belastet und geistig oder moralisch minderwertig." Daher: Sterilisieren! Ich lese: „Ein Kind, bei dem alle Liebesmüh des Elementarlehrers versagt, ist eben eine geistige Mißgeburt, ein Hemmschuh für Schule und Staat, ein Schädling, ein menschliches Unkraut, dessen Aussamung mit allen Mitteln verhindert werden muß." „Wenn die Gesetzgebung nicht eingreift, dann kommt dereinst der Tag, an dem das deutsche Volk von einer Majorität von Geisteskranken, Geistesschwachen und geborenen Verbrechern beherrscht und vergewaltigt wird. Der Gedanke ist nicht übertrieben, sondern die Gefahr kann nicht ernst genug genommen werden."


Dr. Böters

Auf die Frage, welche Autoren er zur Unterstützung seiner Hereditätslehre anführt, erklärte Dr. Böters: „Ich bezeichne mich selbst als Autorität ersten Ranges auf dem Gebiet. Ich habe meine eigene Vererbungslehre." Und dies keineswegs in Erregung, sondern in der verbindlichsten Form. Auf die berühmten Aerzte ist er schlecht zu sprechen, weil sie „nicht wissen, wie es in der Welt zugeht". Besonders schlecht kommt Aschaffenburg davon, der psychiatrische Beratung in den Schulen einführen will. Juristische Bedenken kennt Dr. Böters nicht. Sein Geist ist ganz benommen von dem Bild eines Schiffsuntergangs, den er einmal miterlebte: damals habe der Kapitän zwei Matrosen niedergeschossen, die nicht parierten. Aehnlich müsse das gefährdete deutsche Volk handeln und die Schädlinge ausmerzen, auch wenn es „nicht erlaubt sei". Böters klettert in Regionen hinauf, in die ihm ein Geist, den noch die Kontrolle der Wirklichkeit behindert, nicht zu folgen vermag.

Der letzte Akt der Tragödie Böters wird durch die Nachricht eingeleitet („Leipziger Neueste Nachrichten" vom 13. 2.), daß gegen den ehemaligen Bezirksarzt und Regierungsmedizinalrat ein Entmündigungsverfahren eingeleitet und vom Staat Sachsen eine Beleidigungsklage angestrengt wurde.

Als ich diesen Tatbestand erkannt hatte, unterdrückte ich alle Erwägungen darüber, wie sehr die Prinzipien, die Böters vertritt, auf den Hund gekommen sein müssen, wenn sie dieses monomanisch verwüsteten Geistes zu ihrer Wiederbelebung bedürften, ich unterdrückte auch jedes Erstaunen darüber, daß ein kranker Mensch die Regierungen von zwei deutschen Staaten mit seinen Ideen in Atem halten und das Entstehen einer umfangreichen Literatur für und gegen seine Pläne provozieren konnte, und fragte mich bloß: welchen Schaden hat er, direkt oder durch seine Agitation, angerichtet? Wieso war es möglich, daß ernste Menschen, darunter zwei Professoren der Chirurgie, die sich über seinen Zustand im klaren waren und dies auch offen aussprachen, ihn nicht nur jahrelang gewähren ließen, sondern mit ihm zusammenarbeiteten und seinen Ratschlägen folgten? Und schließlich: wie lange wird man ihn noch gewähren lassen?

*

In die sonderbare Lage versetzt, Böters gegen Böters verteidigen zu müssen, konnte ich in Zwickau bloß 19 Fälle von vollzogener Sterilisierung einwandfrei feststellen. Von diesen Operationen wurden 10 im Krankenstift, Abteilung Prof. Braun und Prof. Kuhlenkamp, durchgeführt, und zwar in der Zeit seit 1922 bei einem Krankenmaterial von 10 000 Patienten; acht Operationen in der chirurgischen Privatklinik von Dr. Burgkhardt, eine Sterilisierung nahm ein praktischer Arzt während der Ordinationsstunde vor. Von diesen Fällen konnte ich drei selbst aufsuchen, bei sechs Fällen

in die allerdings sehr summarischen und vorwiegend chirurgischen Krankengeschichten Einblick gewinnen.

Die beteiligten Chirurgen sind bestrebt, von Böters möglichst weit abzurücken; seine eugenischen Gesichtspunkte will niemand unterstreichen. Man beruft sich ausschließlich auf die „soziale Indikation" (Rücksicht).

Man muß vor allem hervorheben, daß auch dieses beschränkte Material bei näherer Einsicht über alle Maßen peinlich wirkt und unzweideutig beweist, welchen Mißbräuchen und Mißgriffen Vorschub geleistet wird, wenn der durch Böters inaugurierten Bewegung nicht endgültig ein Ende gesetzt wird, und wie tiefgehende Schädigungen sie dem moralischen und sozialen Verantwortungsgefühl weiter Kreise zufügt. Das Peinliche besteht vor allem darin, daß es sich bis auf vereinzelte Fälle um Kinder oder Minderjährige handelt, und daß sich die „soziale Indikation" auf einen strikten Bequemlichkeitsstandpunkt reduzieren läßt. Eltern, die der Sorge bei der Beaufsichtigung entzogen sein wollen und teils aus Mißtrauen, teils aus Passivität sich um die Unterbringung des kranken Kindes in eine zweckmäßige Anstalt nicht kümmern, Lehrer, welche dem psychopathischen Kind ratlos gegenüberstehen, Gemeinden, die Kosten ersparen wollen, — was soll man von einer Anstalt für Geisteskranke sagen, welche die Sterilisierung eines Epileptikers vor der Aufnahme wünscht, um sich die Beaufsichtigung zu erleichtern?

Von den Fällen, die ich sah, hat mir besonders der Fall H. B. einen unverwischbaren Eindruck hinterlassen. Ein 20jähriges Mädchen, das siebente von 10 Kindern (von denen zwei gestorben). Von Idiotie kann nicht gesprochen werden; das Mädchen zeigt ein imbezill-infantiles Verhalten, hat trotzdem acht Jahre lang die Schule mit gutem Erfolg besucht, kann lesen und schreiben, sich gut verständigen, auffallend gut rechnen. Es gehört kein übertriebener pädagogischer Optimismus dazu, um sich vorstellen zu können, daß dieses Mädchen jetzt noch zu einem vollwertigen Menschen erzogen werden könnte. Gute Heilpädagogen vollbringen täglich größere Wunder. Auf einem Spaziergang in der Stadt soll sie von einem unbekannten Mann angelockt und mißbraucht worden sein. (Es geht die Sage, daß dies auch bei nicht imbezillen 20jährigen Mädchen vorkommt.) Die — übrigens sehr zärtliche — Mutter (ob in der Ueberzeugung der Mutter von der Unselbständigkeit des Mädchens nicht die letzte Ursache der ganzen Erscheinung liegt?) eilt zu Böters. Dieser erledigt mit fanatischem Eifer alle Formalitäten und liefert das Mädchen dem Chirurgen aus. H. B. ist nun „steril", sie kann mißbraucht werden, ohne daß man eine Schwangerschaft zu befürchten brauchte. Sie kann nie mehr Mutter werden. Dabei zweifelt die Mutter selbst nicht an der Möglichkeit einer

Heirat, — „es müßte ein Mann sein, der viel Geduld hat." Der Fall ist, kurz gesagt, niederschmetternd!

Ein 14jähriges Mädchen, Proletarierkind, Idiotin. Die Eltern nahmen sie aus einer Idiotenanstalt heraus aus unerklärlichen Gründen, lieferten sie nicht wieder ein, obwohl sie von der Anstalt verlangt wurde. Um sie vor sexuellem Mißbrauch zu schützen, ließen sie sie mit Böters Hilfe sterilisieren. Vor der Operation erhielt das Kind ein heftiges Trauma, — es erschrickt vor jedem gutgekleideten Menschen, in dem es den „Doktor" erblickt. Das Mädchen ist immer aufgeregt, wenn es Schulkinder sieht, verlangt in die Schule. Aber niemand kümmert sich um irgendeine Erziehung, denn „sie sei zwecklos".

So könnte man alle Fälle durchgehen, um wohl immer wieder zum Resultat zu kommen, daß die Sterilisierung als Panazee anstatt der richtigen und verantwortungsvollen, aber natürlich unbequemeren Bemühung angewendet wurde. In den Krankengeschichten finde ich den Fall des neunjährigen F. S., der als schwer erziehbar in eine Erziehungsanstalt kam, dann von den Eltern, denen die Kosten zu hoch waren, herausgenommen wurde, obwohl er dort Fortschritte machte. Der Lehrer in der Schule weiß mit ihm nichts anzufangen. Der Knabe beginnt zu onanieren und verleitet die Mitschüler dazu. Der Schularzt ist mit der Diagnose „angeborener Schwachsinn" im Handumdrehen fertig. Aber selbst bei pessimistischer Diagnose und Prognose — wozu soll in diesem Falle die Sterilisierung dienen? Doch nicht einmal zur „Abgewöhnung" der Onanie (die, wie in den Akten hervorgehoben wurde, trotz Anwendung einer entsprechenden Hose im Abort weiterbetrieben wurde!) — Böters rühmt der Vasektomie, allerdings mit Unrecht, doch sogar ähnliche Wirkungen nach wie der Steinachschen Operation! —

Es wäre in allen diesen Fällen Böters und seiner Anhänger Pflicht gewesen, für die richtige Unterbringung der Kranken, für ihre zweckmäßige Behandlung zu sorgen. Sie zogen es vor, ihnen irreparablen Schaden zuzufügen, der jede weitere Maßnahme ungeheuer erschwert. Man greift es mit Händen, wozu das fatalistische Denken dient: allen einzelnen Verantwortlichen ihre Verantwortung zu erleichtern. Und über dem Ganzen stülpt sich die allgemeine Ausflucht von dem „armen Deutschland". Was hat der Versailler Vertrag mit Heilpädagogik zu tun? In Zwickau — und wohl auch anderswo — hat man wohl noch nie von dem Grundsatz gehört, von dem sich die Krüppelfürsorge leiten läßt, „aus Almosenempfängern Steuerzahler zu machen". Man versuche, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß dies auch bei psychopathischen Kindern möglich ist, und sich die nötigen Kenntnisse zu erwerben, an denen es in Zwickau in beängstigendem Maße mangelt: man käme vielleicht zum Ergebnis, daß das Sterilisieren ein purer Luxus ist.

Außer diesen 19 Fällen, zumeist Kindern, hat Böters nach seinen Angaben auf entlassene Verbrecher der Sterilisierung zugeführt. Dieser Zweck seiner Tätigkeit ist schwer nachprüfbar, da er aus „Gründen der Diskretion“ Aufschlüsse verweigert. Aber zweifellos sind seine Bemühungen nach dieser Richtung hin sehr heftig. Er hat sogar einen schrullenhaften Verein gegründet, der den Zweck verfolgt, solchen sterilisierten Verbrechern Bräute zuzuführen. Es gibt auch schon noch andere Aerzte, die mit ihm zusammenarbeiten. Und wenn man bedenkt, daß selbst die genannten, sehr bekannten Chirurgen die Indikation (für die sie übrigens die Verantwortung ablehnen) weit über das rein Medizinisch-Zweckmäßige hinaus erstreckten, wirkt die Vorstellung, daß Böters noch andere Helfershelfer hat, beklemmend. Ohne Hilfe der Behörden kann diese Tätigkeit nicht gehemmt werden. Wie notwendig diese Hilfe ist, braucht nicht erst betont zu werden. Wenn Böters einen Chirurgen findet, der ebenso wie er von der Vorstellung benommen ist, Deutschland retten zu müssen? Und fehlt es an Vätern, die von ihren Söhnen behaupten, sie seien „mißraten“?

Es ist jedoch sicher auch ein schweres Unrecht an Böters geschehen. Wenn es schon Menschen gab, die in seiner Agitation ein Fünkchen Wahrheit erkennen wollten, durften sie dem Mann freie Hand lassen, von dem sie wissen mußten, daß er auf dem eingeschlagenen Wege entgleisen würde? Durften sie ihm erlauben, daß er mit ihren Namen den tollsten Mißbrauch trieb und so mittelbar mit ihrer Hilfe seine gefährliche Tätigkeit weit über den Kreis hinaus ausdehnte, den sie kontrollieren konnten? Wobei sie, als Chirurgen, auch für diesen Kreis die Verantwortung wiederum auf Böters abschieben, der allerdings als Bezirksarzt zuerst berufen ist, bei Geisteskranken und Psychopathen die soziale Indikation zu stellen. Mit diesen Aufklärungen ist die Angelegenheit jedoch leider noch nicht erledigt, obwohl anzunehmen ist, daß in Zwickau nicht mehr aus „sozialer Indikation“ sterilisiert werden wird, es sei denn dort, wo Böters im geheimen waltet und wohin bloß ein Staatsanwalt hineinleuchten könnte. Es bleibt die Frage offen: Wie kann man es verhindern, daß an einer zweiten oder dritten Stelle der Körperverletzungsparagraph ebenso liberal gedeutet wird wie in Zwickau, zum Schaden von Kindern, Minderjährigen und geistig Labilen, und wie gebietet man Böters Einhalt, noch bevor das Entmündigungsverfahren — das aus ganz anderen Beweggründen gegen ihn eingeleitet wurde — zu einem Ergebnis geführt hat?

Der wahrhaft Gläubige untersucht keinen Glaubenssatz; es verhält sich damit wie mit einer bittern Arzneipille: wenn man sie kaut, kann man sie nicht schlucken. Chamfort

Jedem, der sich die Mühe nimmt, den in den landläufigen Geschichtswerken erst wenig aufgedeckten kulturgeschichtlichen Beziehungen zwischen Rußland und dem übrigen Europa nachzuspüren, muß es auffallen, wie viele Analogien sich dabei zwischen der Zeit um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert und der Gegenwart ergeben. Damals wie heute, wenn auch unter grundverschiedenen Umständen, waren Mittel- und Osteuropa von Westeuropa und dem Verkehr mit den überseeischen Ländern gewissermaßen abgeriegelt, so daß es hier zu vielen Verkehrsstockungen, inneren Verwicklungen und Anstauungen überschüssiger Kräfte kam, die sich dann zum Teil in östlicher und südöstlicher Richtung Bahn zu brechen suchten. Der staats- und wirtschaftspolitische Zentralismus, wie er in Europa seit dem Weltkriege im russischen Kommunismus und italienischen Faszismus am deutlichsten sich ausdrückt, hatte damals sein Gegenstück im Merkantilismus und, was Deutschland anlangt, so gleicht seine heutige politische Ohnmacht der damaligen wie ein Ei dem andern, nur daß ihm heute der Trost fehlt, über einen Genius wie Leibniz zu verfügen, dessen das gesamte Wissen seiner Zeit widerspiegelnder Geist wenigstens die Linien klar und deutlich zu ziehen wußte, in denen sich die Politik mittel- und osteuropäischer Machthaber hätte bewegen müssen, um den lähmenden Druck der Westmächte samt aller mit der Sperrung der alten orientalischen Handelsstraßen durch die Eroberungen der kulturfeindlichen Türken entstandenen Stockungen in Handel und Verkehr zu überwinden.

Als Zwanzigjähriger hatte Leibniz noch den Traum einer französisch-deutschen Kultur- und Interessengemeinschaft geträumt. Als die Ruhmsucht des Sonnenkönigs zum erstenmal Deutschlands Grenzen gefährdete, arbeitete Leibniz für ihn ein Projekt aus, wonach sich Frankreich mit dem Deutschen Reiche gegen die Türken wenden und Aegypten erobern sollte, wo die türkische Herrschaft Europa den letzten direkten Verbindungsweg nach Indien und dem Fernen Osten verbarrikadiert hatte. In der Umgebung Ludwigs XIV. sah man aber darin eine veraltete Idee, einen neuen „Kreuzzug“ und hielt es für bequemer und vorteilhafter, die französischen Grenzen auf Kosten Deutschlands nach Westen vorzurücken. Seitdem verfolgte Leibniz mit wachsendem Interesse die politische Entwicklung der Ostvölker, wobei er zunächst an Polen haften blieb. Als er, 21 Jahre alt, bei der polnischen Königswahl in einer Schrift die Kandidatur des Pfalzgrafen von Neuburg gegen den russischen Großfürsten unterstützte, erschien ihm Polen noch als die Vormauer der Christenheit gegen die Barbarei. Fast zwei Jahrzehnte hindurch beschäftigten ihn russische Dinge nur gelegentlich aus rein wissenschaftlichen Gründen. Kaum aber war mit Peter dem Großen in Rußland ein Herrscher aufgekommen, der

den entschiedenen Willen bekundete, mit der alten orientalischen Abgeschlossenheit endgültig zu brechen, als ihn dieser Vorgang mehr als alles andere in Anspruch zu nehmen begann.

Von da ab ist in seinem Briefwechsel mit dem holländischen Geographen Witsen, dem Orientalisten Hiob Ludolph in Frankfurt, dem Sprachforscher Sparvenfeld in Stockholm und andern hervorragenden Zeitgenossen immer häufiger von „Moskovien“ die Rede. Im Jahre 1696 klagt ihm sein Freund Ludolph, daß jesuitischen Missionaren in China die Rückkehr durch Rußland verweigert worden sei. Leibniz antwortet: „Man muß hoffen, daß sie (die Russen) allmählich freundlicher werden. Wenn doch jemand wäre, der das bei ihnen ausrichtete, was Du bei den Aethiopen. Wenn die so mächtige Wucht jenes Reiches nach den Sitten des zivilisierten Europas würde regiert werden, so würde das Christentum größeren Nutzen daraus ziehen. Doch es ist Hoffnung da, daß die Russen allmählich erwachen. Es ist gewiß, daß der Zar Peter die Mängel der Seinigen einsieht; möchte er ihre Roheit allmählich tilgen! Er soll lebhaften Geistes sein, aber etwas zu hitzig.“ Noch jahrelang blieben Leibniz' Zuneigungen für den Staat Peters des Großen mit der abstoßenden Wirkung russischer „Greuel“ belastet. Trotz oder gerade wegen seines Reformeifers war das politische System Peters des Großen im nichtrussischen Europa ähnlich Gegenstand lebhafter feindseliger Propaganda wie heute der Bolschewismus, ein Beweis, wie wenig sich Rußland und Europa seitdem trotz aller politischen Veränderungen in Wirklichkeit nähergekommen sind. Man ist überrascht, russische Diplomaten zu jener Zeit mit ebenso unbefangener Entrüstung und denselben Hinweisen auf die Greuel der Kolonialpolitik westeuropäische Kritiker russischer Zustände der Heuchelei anklagen zu sehen, wie es heute seitens bolschewistischer Staatsmänner geschieht. Auch Peter der Große wandte große Mittel auf, um die Stimmung des Auslandes seinem Lande freundlicher zu stimmen, aber keinerlei Rücksicht auf die Empfindungen kultivierter Westeuropäer konnte ihn hindern, die aufständischen Strelitzen mit einer Grausamkeit zu bestrafen, die Leibniz in einem Brief an Witsen äußern ließ, daß sie an die „Skythen“ erinnere. Leibniz' Befürchtung, daß die Empörung über die begangenen Grausamkeiten bei Kindern, Verwandten und Freunden der Hingerichteten nur neue Aufstände züchten könnte, beschwichtigte der mit russischen Verhältnissen aus eigener Anschauung innig vertraute Witsen mit der kaltblütigen Aufklärung, daß im Zarenreiche die Sitte herrsche, die Frauen und Kinder und selbst alle Verwandte der Hingerichteten nach Sibirien und in die entferntesten Gebiete zu schicken.

Leibniz ließ sich durch den tugendhaften Lärm, den viele seiner Zeitgenossen um die Roheit russischer Sitten machten — ohne zu erwägen, daß in Rußland die sich zum Herrschen für

berufen haltenden Gruppen aus der Bevölkerung des eigenen Landes die Mittel zur Entfaltung höherer Kultur herauspressen mußten, die die Herrenkasten Westeuropas aus grausamster Ausplünderung fremdrassiger Völker gewannen — in keiner Weise den Blick für russische Entwicklungsmöglichkeiten trüben. Er sah in Rußland eine Art Brücke zwischen Europa und China, das damals auf Grund der Berichte jesuitischer Missionare im Weltwesten in höchster Achtung stand. Rußland sollte das Beste beider so verschiedener Kulturen in sich aufnehmen und zu einer höheren Einheit verschmelzen. Erstaunlich ist die Mannigfaltigkeit seiner Rußland zugewandten Bestrebungen. Während er unablässig bemüht war, russische Staatsmänner, wie den russischen Gesandten in Wien, Johann Christoph Urbrich, zu überzeugen, daß es Rußlands Sendung sei, Europa von der Türkengefahr zu befreien, und sie später für das Eingreifen Rußlands in den spanischen Erbfolgekrieg auf Kosten Frankreichs zu interessieren, sammelte er zugleich unermüdlich Kenntnisse über die geographischen und ethnologischen Verhältnisse Osteuropas. Immer wieder ließ er den Zaren darauf hinweisen, wie wichtig es sowohl für die geographische Wissenschaft wie für die praktischen Zwecke der Schiffahrt sei, in seinem Lande Beobachtungen über die Abweichungen der Magnetnadel anstellen zu lassen. Nicht minder interessierten ihn die Fragen der nordöstlichen Durchfahrt und der Entfernungen zwischen Asien und Amerika. Unter seinen Papieren hat sich ein Plan befunden, worauf die Flüsse Don und Wolga mit ihren Nebenflüssen Ilowlja und Kamyschenka und einem zur Verbindung der beiden Stromgebiete projektierten Kanal verzeichnet sind. Im Jahre 1711 gab die Vermählung des Zarewitsch mit der Prinzessin Charlotte von Wolfenbüttel in Torgau Leibniz Gelegenheit, seine vielseitigen Wünsche für die kulturelle Entwicklung Rußlands dem Zaren persönlich vorzutragen. Dabei kam es ihm vor allem auf die Schaffung eines Kollegiums an, das nicht allein das eigentliche Bildungs- und Erziehungwesen im Lande fördern, sondern die Theorie mit der Praxis vereinen, die Errungenschaften der reinen Wissenschaften und der Kunst auf das tägliche Leben des Volkes anwenden und dadurch beide Gebiete wechselseitig vervollkommnen sollte. Die ausführliche Denkschrift, die Leibniz über seinen Vorschlag ausarbeitete, mutet ganz modern an, als ob schon damals die Zeit für die moderne Arbeitsschule reif gewesen wäre, wird darin doch sogar angeregt, „die verschiedenen unter den Gewerbsleuten zerstreuten Kenntnisse zu sammeln und aufzuschreiben", mit der Begründung, viele wichtige Kenntnisse und Entdeckungen der Griechen und Römer seien für uns verlorengegangen — z. B. die Heilkraft mancher Pflanzen —, weil man sie nicht rechtzeitig aufgeschrieben habe. Und so seien immer noch unter Landleuten, Handwerkern, Jägern, Fischern, Kaufleuten usw. manche nützlichen Kenntnisse verbreitet, die fast gar nicht ver-

wertet würden, weil sie nur wenigen bekannt wären. Wenn Leibniz gerade Rußland für ein geeignetes Feld hielt, seine seiner Zeit weit vorauseilenden pädagogischen Ideen zu verwirklichen, so muten die Gründe, die er dafür angibt, fast an, wie wenn es sich um die Anempfehlung modernster sozialistischer Planwirtschaft gehandelt hätte. Er bezeichnet es als seine Meinung, daß in einem unzivilisierten Lande bei Ausführung der Bildung viele Fehler vermieden werden könnten, die sich in gebildeteren Ländern eingeschlichen hätten, besonders, „da alles durch das Haupt eines weisen Herrn gehen würde". Diese Auffassung unterstützt Leibniz durch den Vergleich einer neuen, nach einem besonderen Risse erbauten Stadt mit einer alten, allmählich angewachsenen, wo alles unordentlich durcheinander steht.

Für die Ausführung seines Planes stellte sich Leibniz ganz dem Zaren zur Verfügung und suchte das durch ein kosmopolitisches Bekenntnis zu rechtfertigen: „. . . denn ich nicht von denen bin, so auff ihr Vaterland oder sonst auf eine gewisse Nation erpicht sein; sondern ich gehe auf den Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts; denn ich halte den Himmel für das Vaterland und alle wohlgesinnten Menschen für seine Mitbürger und ist mir lieber bei den Russen viel Guthes auszurichten als bei den Teutschen oder andern Europäern wenig, wenn ich gleich bei diesen in noch so großer Ehre, Reichthum und Ruhe sitze, aber dabey andern nicht viel nutzen sollte; denn meine Neigung und Lust geht auf's gemeine beste." Man kann die geistige Kühnheit, von der die Denkschrift Leibniz' zeugt, am besten würdigen, wenn man sie mit dem Protokoll vergleicht, worin die philologische Klasse der Berliner Akademie ihre Beratungen vom 19. November 1711 niederlegte, mit denen sie sich anläßlich der Vermählung des Zarewitsch über „Moskovien" ausgesprochen hatte. Diese gelehrten Köpfe hatten sich dabei kaum mit etwas anderem befaßt, als Mitteln und Wegen, die Verbindung des Zarewitsch mit einer deutschen Prinzessin für die „Kirche Gottes und die Ausbreitung der evangelischen Wahrheit" auszunutzen.

Leibniz starb, bevor der Zar einen kleinen Anlauf in der Richtung des Leibnizschen Vorschlages machte, indem er die Petersburger wissenschaftliche Akademie ins Leben rief. Leibniz war es um die Schaffung einer zentralen Anstalt für das gesamte kulturelle Leben zu tun gewesen; was ihm in seinen Zeitverhältnissen entsprechenden Formen vorschwebte, kann erst mit dem verglichen werden, was unter der Sowjetregierung das Volkskommissariat für Volksaufklärung erstrebt. Nicht umsonst haben denn auch alle „echt russischen" Leute Leibniz Andenken zu schmähen gesucht, indem sie ihm unterstellten, es sei ihm nur darum zu tun gewesen, „Rußland durch Bildung unschädlich zu machen und abzulenken".

JAROSLAV HASCHEK DER MANN MIT DER GROSSEN NASE

I.

Der Polizeidirektor saß aufgeregt beim Telephon. Endlich eine vernünftige Spur nach so viel Tagen der Blamage. Eben hatte er telephonisch vom Zivilwachmann Werich folgende erfreuliche Nachricht erhalten: „Ich bin dem verdächtigen Menschen auf den Kappen. Jetzt sitzt er im Nebenzimmer und bestellt beim Kellner Zigarren."

„Wie sieht er denn aus?"

„Nicht gerade wie ein Räuber, Herr Polizeidirektor, aber gerade das bringt mich auf die Idee, daß er es sein könnte, denn es handelt sich allem Anschein nach um einen raffinierten Verbrecher. Meine vorige Meldung kann ich nun ergänzen: Der verdächtige Mann raucht eine Virginia, wie mir soeben durch den Kellner vertraulich mitgeteilt wird. Er ist nicht groß, nicht klein, dafür aber hat er eine mächtige Nase."

„Eine mächtige Nase?" rief der Polizeidirektor erfreut ins Telephon, „Hallo, das ist er schon, das ist bestimmt der Räuber. Er soll mal warten, ich hol ihn gleich!" Damit legte er das Hörrohr hin.

Schnell kippte er ein Gläschen Wermouth, dann warf er sich mit drei der gewandtesten Detektivs in den Wagen und fuhr in die bezeichnete Restauration, wo er sich klopfenden Herzens an einem Tische niederließ, an welchem schon der Zivilwachmann Werich mit irgendeinem fremden Manne saß.

Ich selbst hätte beispielsweise an dem Unbekannten nichts Verdächtiges gefunden; anders jedoch der Polizeidirektor, der in ihm augenblicklich den Gesuchten erkannte.

Ein Zivilwachmann, der Polizeidirektor und drei Detektivs werden sich doch nicht mir nichts dir nichts zu einem beliebigen fremden Herrn setzen, das ist ganz klar und ein Beweis mehr, daß es sich hier um einen ausgesprochenen Verbrecher gehandelt hat.

Der Polizeidirektor ließ sich alsbald mit dem Unbekannten in ein Gespräch ein, und es zeigte sich, daß man auch mit verdächtigen Leuten ein Glas leeren und mit ihnen über alles mögliche sprechen kann. Es war übrigens ein äußerst gebildeter Mensch, der sogar in der französischen Literatur Bescheid wußte, wieder ein Beweis mehr, daß man es mit einem abgefeimten Kerl zu tun hatte, denn die internationalen Räuber und Betrüger sprechen alle mehrere Sprachen.

Als der Polizeidirektor sein Szegediner Gulyasch verzehrt hatte, hielt er den Zeitpunkt für gekommen, Ordnung zu machen; deshalb erhob er sich, hieb dem Unbekannten unvermittelt den Zwicker von der Nase — ein ausgezeichneter Trick, der dem Ueberraschten im Nu die Möglichkeit zu fliehen raubt — und schon

faßten ihn die drei eng beisammen stehenden Detektivs bei Händen, Füßen, Hals und Kopf, während ihn der Polizeidirektor im Namen des Gesetzes für verhaftet erklärte. Dann wurde er zum Wagen mehr getragen als geführt. Während der Zivilwachmann Werich für alle, auch für den Verhafteten die Zeche bezahlte, kam dieser im rollenden Wagen zur Besinnung und rief: „Es ist ein Irrtum passiert, meine Herren, ein Justizirrtum!"

„Im Namen des Gesetzes, halten Sie 'n Mund," antwortete einer der Detektivs, „die Polizei irrt nie."

„In diesem Fall bestimmt," widersprach der Verhaftete mit Ueberzeugung.

„Mensch," sagte der Polizeidirektor," amüsieren Sie uns nicht weiter und bekennen Sie sich lieber schuldig!"

II.

Zunächst schien es, daß sich in diesem Falle tatsächlich nichts machen ließe. Der Verhaftete war schon zwei Tage auf der Polizei, wurde von einem Polizeirat zum anderen geführt, und überall wiederholte sich das gleiche. Der Verhaftete behauptete, er sei unschuldig, und wurde unzähligemal aufgefordert, zu bekennen, daß er einige Raubüberfälle begangen habe.

Aber es war nicht anders, als hätte man Erbsen auf die Wand geworfen, lauter Unschuldsbeteuerungen, bis es schließlich den Verhafteten selbst ermüdete. Deswegen erklärte er endlich, daß er zum letztenmal sage, er sei unschuldig, und jetzt werde man kein Wort mehr aus ihm herausbekommen.

Da wurde der Polizeidirektor wild und schrie: „Es ist auch ganz überflüssig, daß Sie etwas sagen, für Sie spricht Ihre fürchterliche Nase!"

Und die große Nase ragte verzweifelt im Gesicht des Verhafteten wie der Georgsberg in der Ebene von Raudnitz. Ja, das war die Nase, die große, schreckliche Nase, von der die Zeugen erzählten, daß in der Gegend, wo jene Raubüberfälle vorgekommen sind, vor der Tat immer ein Mensch mit einer imposanten Nase bemerkt wurde.

„Meine Nase!" schrie der Verhaftete verzweifelt, „wußt ich doch, daß ich mit ihr noch Scherereien haben werde!"

Noch an demselben Tage wurde er in Untersuchungshaft in das Landesstrafgericht eingeliefert.

III.

Wer in das Landesstrafgericht gerät, kann sich wirklich nicht beschweren, daß ihm keine entsprechende Aufmerksamkeit gewidmet wird.

Die Aufsichtsorgane sorgen aufmerksam dafür, daß sie der Untersuchungsgefangene nicht vorzeitig verlasse. die Untersuchungsrichter hingegen senden bekanntlich, um weniger Arbeit

zu haben, der Staatsanwaltschaft fortwährend Anträge auf Entlassung der Angeklagten aus der Untersuchungshaft. Die Staatsanwaltschaft jedoch gibt sie nur ungern frei. Denn das Strafrecht gilt nun einmal für alle Bürger, auch ist die Strafprozeßordnung für alle gleich. Und so kam es, daß unser Angeklagter so recht nach der Ordnung verhört wurde.

„Bekennen Sie sich schuldig, leugnen nützt Ihnen gar nichts," sprach der Untersuchungsrichter zu ihm, „wir wissen ja schon ohnehin alles, ihren Komplizen haben wir auch schon hinter Schloß und Riegel, er hat alles gestanden; es handelt sich nur noch darum, daß Sie uns sagen, wann Sie in Kollin gewesen sind."

„Ich war überhaupt nicht in Kollin."

„Schau'n Sie, es nützt nichts, Ihre große Nase hat Sie verraten; übrigens behauptet Ihr Kamerad, daß sie gemeinsam gearbeitet haben."

Der Häftling mußte lachen: „Aber erlauben Sie," sagte er, „ich habe mich seit Monaten nicht aus der Stadt gerührt."

Bei dieser Gelegenheit erfuhr er von der Bedeutung des § 25 der Strafprozeßordnung, der eine solche Art des Verhörs, wie der Untersuchungsrichter es mit ihm anstellte, ausschließt. Auch über die besondere Bedeutung des § 190 Absatz 2, nach welchem niemand länger als zwei Monate in Untersuchungshaft bleiben darf — nur mit besonderer Bewilligung des Oberlandesgerichtes kann die Untersuchungshaft auf drei Monate verlängert werden —, wurde er, als er sich bereits im sechsten Monat der Untersuchungshaft befand, durch einen Mitgefangenen zufällig aufgeklärt.

Nach und nach erfuhr er auch von dem § 112 beziehungsweise § 27, nach welchen der Staatsanwalt binnen acht Tagen nach Beendigung der Untersuchung die Klage zu erheben oder aber das Verfahren einzustellen hat. Seine Akten lagen nämlich nach beendeter Untersuchung, als ihm der Untersuchungsrichter gesagt hatte: „So, jetzt sind wir fertig", bereits zwei Monate bei der Staatsanwaltschaft.

Und die große Nase des Aermsten ragte immer verdächtiger und verdächtiger aus seinem mageren Gesicht, ihn von Tag zu Tag, von Monat zu Monat ärger belastend; in dieser Zeit lernte er viele Paragraphen kennen und wurde in vollem Maße mit der Wohltat des Gesetzes vertraut, welches gebietet, daß alle verdächtigen Momente entsprechend untersucht werden, damit der Untersuchungsgefangene nicht etwa unschuldig verurteilt werde.

Die entsprechende Untersuchung versetzte ihn in immer größeres Erstaunen, denn durch die Vorerhebungen wurde festgestellt, daß er Raubüberfälle in Städten verübt hat, in welchen er im Leben nie gewesen war.

Es verschlug dem Armen die Sprache, als ihn der Untersuchungsrichter fragte, wo er vor dreizehn Monaten um sieben Uhr abends gewesen war.

Solches nennt man, sein Alibi nachweisen. Man läßt einen freundlich Platz nehmen und fragt mit angenehmer Stimme, was man vor fünf Monaten und drei Tagen Donnerstag zum Mittagessen hatte. Weiß man es nicht, ist man verloren.

Am besten sind diejenigen daran, die das ganze Jahr nichts als Kaffee mit Semmeln essen; in unserem Falle befand sich der Verhaftete leider in besseren Verhältnissen und wechselte die Nahrung reichhaltig und vielfältig ab, so daß er durch solche Verhöre, die sein Alibi beweisen sollten, in eine Verzweiflung geriet, von der er sich während der ganzen Monate seiner Untersuchungshaft nicht erholen konnte.

Er erkrankte und bat, ihm Krankenkost zu gewähren, was ein bißchen kühn von ihm war, denn durch seine Erkrankung überschritt er die durch das Oberlandesgericht genehmigte Anzahl von Kranken, so daß sich das Oberlandesgericht gezwungen sah, die Bewilligung des Gerichtsarztes, dem Angeklagten die Krankenkost zu verabreichen, in einer besonderen Beratung aufzuheben. Dies war übrigens gesetzlich durchaus gerechtfertigt, da sonst der Voranschlag überschritten worden wäre.

Ein Aufseher nach dem anderen betrat seine Zelle und sagte, wenn er Wasser oder Essen brachte: „Gestehn sie 's nur ein und Sie werden im Ansehn steigen."

Aber wenn sie die Tür wieder hinter sich geschlossen hatten, sagten sie: „Es kann ihm so und so nicht helfen. Diese Nase, diese kolossale Nase!"

Immerfort sprach man von seiner Nase. Auf dem Gang der Chor der Untersuchungsgefangenen, auf dem Spaziergang im Hof und überall: Der mit der großen Nase will nichts gestehen, oder: seine Nase hat ihn verraten.

Schließlich sagte es ihm der Untersuchungsrichter gerade heraus: „Schaun Sie," sagte er freundlich, „die Sache ist teils privater, teils amtlicher Natur, für Sie privat, für mich amtlich. Nach all diesen Monaten habe ich zwar nur einen einzigen, dafür aber untrüglichen Beweis in Händen, nämlich Ihre riesige Nase. Wie Sie also sehen, kann Ihnen absolut nichts helfen; nur ein restloses Schuldbekenntnis würde Ihre Strafe mildern. Sehen Sie hier die Zeugenprotokolle."

Es waren über 1000 Seiten. Und überall war darin die Rede von dem verdächtigen Manne mit der enorm großen Nase.

„Nun also", sagte der Untersuchungsrichter lauernd.

„Ich bin unschuldig", stöhnte der Mann mit der ungeheuren Nase.

„Führen Sie ihn ab!" Es war, wie schon vorher zu ungezählten Malen, und seine Nase wurde in jenen kühlen getünchten Gängen in dem ungesunden Milieu des Gefängnisses blässer und blässer.

(Aus dem Tschechischen übersetzt von Rudolf Fuchs.)

Autorisierte Uebersetzung von Keneth.

VI.

Der Dresdner Aufstand.

Auf die Einzelheiten des Dresdner Aufstandes werde ich nicht eingehen. Sie sind Ihnen, Herrscher, bekannt, und in ihrem ganzen Umfange zweifellos besser bekannt als mir selbst. Außerdem sind alle Umstände, soweit sie mich betreffen, eingehend in den Akten der sächsischen Untersuchungskommission niedergelegt. — Meiner Ansicht nach ist die Bewegung zunächst von ruhigen Bürgern ausgegangen, die sie zunächst für eine der harmlosen und legalen Parademonstrationen ansahen, die damals in Deutschland üblich geworden waren, daß sie niemanden mehr erschreckten oder erstaunten. Als sie aber merkten, daß sich die Bewegung zur Revolution steigerte, zogen sie sich zurück und räumten den Platz den Demokraten, denn, erklärten sie, als sie einstens schwuren, „mit Gut und Blut für die neu errungene Freiheit zu stehen“[1] hatten sie darunter eine friedliche, unblutige und ungefährliche Protestation verstanden, und nicht die Revolution. — Die Revolution war anfangs konstitutionell, erst später wurde sie demokratisch. In die Provisorische Regierung wurden zwei Vertreter der Monarchistisch-Konstitutionellen Partei gewählt: Häubner und Todt (der letztere hatte noch einige Tage vorher als Regierungskommissar im Namen des Königs das Parlament aufgelöst) und nur ein einziger Demokrat: Tschirner. — Meine Bekanntschaft mit Tschirner habe ich bereits erwähnt. Nach der Bildung der Provisorischen Regierung erhoffte ich aufs neue den Erfolg der Revolution. In der Tat war die Situation an diesem Tage denkbar günstig: die Masse war zahlreich, die Truppen schwach. Ein großer Teil der sächsischen, an und für sich nicht sehr starken Truppenmacht kämpfte damals in Schleswig-Holstein „stammverwandt und meerumschlungen“ für die deutsche Freiheit und Einigkeit; in Dresden waren meines Wissens höchstens zwei oder drei Bataillone zurückgeblieben.

Am Tage der Wahl der Provisorischen Regierung beschränkte sich meine Tätigkeit auf die Erteilung von Ratschlägen. Es war, glaube ich, der 4. Mai neuen Stils. Die sächsischen Truppen hatten Parlamentäre geschickt. Ich riet Tschirner, sich keiner Täuschung hinzugeben, denn es war klar, daß die Regierung nur Zeit gewinnen wollte, um die preußische Unterstützung abzuwarten. Ferner riet ich ihm, die nutzlosen Verhandlungen abzubrechen und keine Zeit zu verlieren, sondern die Schwäche der Truppen auszunützen, um ganz Dresden zu besetzen; ich schlug ihm sogar vor,

[1] Im Original deutsch.

die mir bekannten Polen, die sich damals in großer Zahl in Dresden aufhielten, zu sammeln und mit ihnen das Volk, das Waffen forderte, nach dem Zeughaus zu führen. — Der ganze Tag ging mit Verhandlungen verloren, erst am anderen Tag erinnerte sich Tschirner meines Vorschlages und Rates. Aber die Situation hatte sich bereits verändert. Die Bürger waren mit ihren Gewehren nach Hause gegangen, die Stimmung flaute ab. Die Freischaren waren noch schwach, aber schon erschienen die ersten preußischen Bataillone. Ich schenkte jedoch seiner Bitte, noch mehr seinen Versprechungen Gehör und suchte Geltman und Kryschanowski auf, die ich nicht ohne Mühe überredete, mit mir an der Dresdner Revolution teilzunehmen, indem ich sie auf die günstigen Folgen verwies, die aus ihrem erfolgreichen Verlaufe für die von uns erwartete böhmische Revolution entspringen würden. Sie willigten ein und brachten noch einen polnischen Offizier, den ich nicht kannte, ins Rathaus mit, in dem die „Provisorische Regierung" ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Wir schlossen mit Tschirner eine Art Kontrakt: Er erklärte uns, im Falle eines glücklichen Ausganges der Revolution werde er sich nicht mit der Anerkennung des Frankfurter Parlaments und der Frankfurter Konstitution begnügen, sondern die „Demokratische Republik" proklamieren; ferner verpflichtete er sich, uns bei allen unseren slawischen Unternehmungen zu unterstützen, und versicherte uns seiner treuen Bundesgenossenschaft, endlich versprach er uns Geld, Waffen, kurz alles für die böhmische Revolution Erforderliche. Er bat uns nur, weder Todt noch Häubner, die er Verräter und Reaktionäre nannte, zu verständigen.

Am nächsten Tage, ich glaube es war am 6. Mai, waren meine Polen und Tschirner mit ihnen verschwunden. Tschirner war der von allen anerkannte Führer der Demokratischen Partei in Sachsen. Er war der Anwalt, der vorbereitende und leitende Kopf der Revolution gewesen und floh bei der ersten drohenden Gefahr, und das auf ein leeres Gerücht hin! Kurz, er bewies sich vor allen, vor Freunden und Feinden, als Feigling und Schuft. Er tauchte später wieder auf, aber es war mir peinlich, auch nur mit ihm zu sprechen. Die Polen waren gleichfalls verschwunden; sie glaubten wohl, sich für das polnische Vaterland erhalten zu müssen. Seit dieser Zeit habe ich keinen einzigen Polen mehr gesehen. So verlief mein Abschied von der polnischen Nationalität.

Ich bin nicht imstande, Herrscher, Ihnen eine eingehende Rechenschaft über die drei oder vier Tage abzulegen, die ich nach der Flucht der Polen in Dresden verbrachte. Ich redete viel, gab Ratschläge und Befehle und bildete eigentlich allein die ganze „P r o v i s o r i s c h e R e g i e r u n g", kurzum, ich tat alles, was in meinen Kräften stand, um die verlorene und offensichtlich untergehende Revolution zu retten. Ich rief einige Male die Befehlshaber der Barrikaden zusammen, bemühte mich, Ordnung zu schaffen und

die Kräfte für den bevorstehenden Angriff zu konzentrieren. Einige kommunistische Barrikadenführer verfielen auf den Gedanken, Dresden niederzubrennen, sie zündeten in der Tat einige Häuser an. Ich habe niemals einen solchen Befehl gegeben. Uebrigens wäre ich auch damit einverstanden gewesen, wenn ich geglaubt hätte, man könne die sächsische Revolution durch eine Feuersbrunst retten. Ich konnte nie begreifen, daß Häuser und unbelebte Dinge mehr zu beklagen seien als Menschen. — Die sächsischen und preußischen Soldaten machten sich ein Vergnügen daraus, auf unschuldige, aus den Fenstern heraussehende Frauen zu schießen, niemand war darüber erstaunt! Als aber die sächsischen Demokraten zu ihrer eigenen Verteidigung ein Haus anzündeten, schrien alle: „Barbarei!“ Es muß überhaupt gesagt werden, daß die gutmütigen, gebildeten deutschen Soldaten in Dresden sich weit barbarischer aufführten als die Demokraten. Ich war selbst Zeuge des Unwillens, mit dem sich die anwesenden Demokraten, lauter einfache Leute, auf einen Menschen stürzten, der sich herausnahm, verwundete preußische Soldaten zu beschimpfen. Aber wehe dem Demokraten, der in die Hände der Soldaten fiel! Die Offiziere selbst zeigten sich nur selten und legten die größte Schonung für sich selbst an den Tag; ihren Soldaten aber hatten sie Befehl gegeben, keine Gefangenen zu machen. So wurden in den eroberten Häusern viele, die gar nicht daran gedacht hatten, sich in die Revolution einzumischen, erschlagen, erstochen und erschossen. Ein junger Fürst, ich glaube sogar der Sprößling einer der kleineren deutschen Potentaten, der nach Dresden gekommen war, um sein Augenleiden zu kurieren, wurde samt seinem Kammerdiener erstochen. Ich erfuhr diese Umstände nicht von Demokraten, sondern aus einer ganz sicheren Quelle, nämlich von Unteroffizieren, die an den Dresdner Ereignissen aktiv teilgenommen hatten und später meine Wächter wurden. — Ich stand mit einigen von ihnen sehr freundschaftlich und hörte auf der Festung Königstein allerlei von ihnen, was weder für die Menschlichkeit noch für die Tapferkeit und Klugheit der Herren preußischen und sächsischen Offiziere spricht.

*

Meine Beichte ist zu Ende, Herrscher! Sie hat meine Seele erleichtert. Ich habe mich bemüht, alle Sünden in sie einzuschließen und nichts Wesentliches zu vergessen. Wenn es trotzdem geschehen ist, habe ich es ohne Absicht getan. Alles, was in Aussagen, Anschuldigungen und Denunziationen gegen mich enthalten ist, was in Widerspruch zu meinen Berichten steht, ist absolut falsch, irrig oder verleumderisch.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Märzwoche

Alles verläuft programmäßig. Die alteingesessene Industrie will bekanntlich „unter sich" bleiben. Eindringlinge werden systematisch erledigt. Dabei ist es gleichgültig, ob es sich um private Parvenüs handelt oder ob gar der Staat es wagt, sich in der Sphäre der Produktion breitzumachen. Es geht, wie gesagt, am Schnürchen: Von Barmat wollen wir ganz schweigen. Herrn Michael verleidet man mit allen Mitteln die weitere Betätigung in Deutschland. Es stehen noch andere neue Industrielle auf der Liste. Momentan sind die Deutschen Werke A.-G. an der Reihe, jene dem Fiskus gehörige Dachgesellschaft, in der im Jahre 1919 die ehemaligen Heeres- und Marinewerkstätten zwecks Umstellung auf Friedensbetrieb zusammengefaßt wurden. Man kann die Aufgabe des Staats als Selbstunternehmer verschieden beurteilen. Wir gehören sogar zu denjenigen, die meinen, das Reich solle sich vor jeder Uebertreibung in dieser Hinsicht sorgfältig hüten und seinen Ehrgeiz mehr darein setzen, einige wenige Unternehmungen zu schmucken Musterbetrieben auszugestalten. Aber solche Erwägungen schlagen im Falle Deutsche Werke nicht durch. Bei den ehemaligen Kriegswerkstätten liegen die Dinge besonders. Soziale Erwägungen waren für ihre Umgestaltung entscheidend und das Bestreben, eine Verschleuderung der ausgedehnten Anlagen zu verhindern. Hier sind es auch gar nicht prinzipielle Gründe, die jetzt für die Auflösung geltend gemacht werden. Die Argumentation kommt aus einer anderen, bequemen Richtung. Es heißt mit einem Male, die Mittel zur Fortführung des bisherigen Betriebs seien nicht aufzubringen gewesen. Deswegen bleibe nichts anderes übrig, als die allmähliche Auflösung, somit der Verzicht auf den ursprünglichen Plan.

Warum diese Fanfaren? Standen nicht andere Unternehmungen ebenfalls vor der Aufgabe, unrentable Glieder des Ganzen stillzulegen? Waren andere nicht in ständiger Sorge, wie die notwendigen Betriebsmittel beschafft werden könnten? Galt es nicht auch anderswo, überflüssige Teilbetriebe so gut wie möglich abzustoßen, um mit dem Erlös den Umschlag auf den anderen Werken desto besser bewältigen zu können? Und wurde das alles in anderen Fällen an die große Glocke gehängt? Wurde etwa in anderen Fällen, wo die Lage ebensowenig direkt gefährdet war wie hier, absichtlich der Anschein erweckt, als stehe das Unternehmen unmittelbar vor der Pleite? Die Verwaltung der Deutschen Werke A.-G. aber hat plötzlich einen wahren Feuereifer entfaltet, um aller Welt zu zeigen, wie schlecht es dem Unternehmer gehe, wie wenig aussichtsreich die Fortführung des bisherigen Programms erscheine, wie dringlich das Entlastungsbedürfnis für die ausgedehnten Anlagewerte sich zugespitzt habe. Und warum das alles? Weil die Bilanz vom 30. September 1924 20 Millionen Kreditoren zeigt gegenüber 17,9 Millionen in der Eröffnungsbilanz vom

Beginn desselben Jahres (trotzdem hat man vor einigen Monaten die Eröffnungsbilanz für gesund bezeichnet) und weil angeblich große weitere Beträge erforderlich seien, um sich so großartig wie nur möglich überall zu etablieren. Wir können in dieser Situation nichts gar so Bedenkliches finden. Die Bilanz der Deutschen Werke ist nicht einmal schlecht, und manche industrielle Unternehmung wäre froh, wenn sie ein solches Bild vorzeigen könnte. Man darf doch nicht vergessen, daß der Buchwert der immensen, wenngleich zum Teil noch ertraglosen Anlagewerte mit 38 Millionen minimal bemessen wurde. Wenn die Mittel nicht auf den ersten Anhieb zu beschaffen waren, dann mußte man sich eben bescheiden und sich durchhungern wie es andere private Gesellschaften auch taten.

Aber um all das handelt es sich ja im Grunde gar nicht. Die Deutschen Werke sollen zerstückelt werden, nicht weil die Aufgabe, die man sich einst stellte, nicht bewältigt werden kann, sondern weil die konkurrierende Privatindustrie den Untergang wollte. Wer das Kesseltreiben all die Jahre hindurch beobachtet hat, das von den verschiedensten Ecken aus gegen die Reichsbetriebe in Szene gesetzt wurde, den konnte das Resultat nicht überraschen. Jeder Kaufmann weiß, daß die Deutschen Werke technisch zum Teil Vorzügliches geleistet haben. Wäre wirklich das Unternehmen aus sich heraus zum Scheitern verurteilt, dann hätte es des ganzen Arrangements nicht bedurft. Die Deutschen Werke mußten verschwinden, nicht weil ihre Leistungen schlecht, sondern weil sie zu gut waren. Wie die Offensive der Privatindustrie durchgeführt wurde? Nun, die Aufsichtsbehörde war von oben bis unten mit Exponenten der privaten Konkurrenz durchsetzt, und es war nur eine genügend lange und genügend intensive Bearbeitung erforderlich, um den Stamm schließlich zu fällen. Klingt es nicht sehr heroisch und verantwortungsbewußt, wenn jetzt gesagt wird, der Reichsfinanzminister habe die Gewährung des nachgesuchten 50-Millionen-Kredits verweigert? Als ob es sich um die bare Auszahlung eines solchen Betrages durch das Reich im Ernste gehandelt hätte! Erstens ist die Summe natürlich aufs Gratewohl gegriffen. Sie deckte vorsorglich alle nur ausdenkbaren Bedürfnisse. Und zweitens kam ja überhaupt nicht die Auszahlung aus Steuereinnahmen in Frage, wie z. B. im Falle der vierzehnfach höheren Summe, die anstandslos der Ruhrindustrie ausgehändigt wurde. Es wäre nur nötig gewesen, daß man innerhalb der Vereinigte Industrieunternehmungen A.-G., die bekanntlich außer den Deutschen Werken A.-G. auch höchst lukrative Betriebe (Elektrizität, Aluminium, Stickstoff) mitumfaßt, eine vernünftige interne Verrechnung zuließ. Aber das alles wurde mit großer Umsicht verhindert, ein großes Fiasko der Oeffentlichkeit vorgespiegelt. Die Aufteilung des fetten Bratens unter die Jäger kann jetzt erfolgen. Ob sie für ihre wohlverdiente Beute viel draufbezahlen werden?

Die Pessimisten haben vorausgesagt, der schwere Kapitalmangel in Deutschland werde noch auf Jahre hinaus den Landeszinsfuß auf seiner phantastischen Höhe erhalten. Wir haben seit Jahresfrist die These vertreten, daß die Regeneration des Kapitals viel raschere Fortschritte machen werde, als die Schulweisheit es sich träumen lasse. Die

Kurve des Landeszinsfußes hat sich seither unablässig gesenkt, und die Zeit scheint nicht mehr so fern, wo die Rückkehr normaler Zinssätze wieder in sichtbare Nähe gerückt. Die Ermäßigung des Reichsbankdiskonts um 1 Prozent hat sich über Erwarten prompt auf den Kapitalzins fortgepflanzt. Ein verbilligter Diskont vermag nicht neues Kapital zu produzieren, das wissen wir. Aber die jüngste Diskontermäßigung in Deutschland hat sich, wie man sie auch sonst zu beurteilen mag, jedenfalls für die Rückbildung der Zinssätze am Kapitalmarkt, insbesondere der Bankkredite, als ein sehr heilsamer Anstoß erwiesen. Beinahe zugleich mit der Reduktion der Bankrate in Deutschland hat man in Amerika den Diskontsatz um ½ Prozent heraufgesetzt, und England will sogar um 1 Prozent erhöhen. Wie kann man sich dies bunte Durcheinander zusammenreimen? Was zunächst die parallele Bewegung in New York und in London anbelangt, so ist die Erklärung sehr einfach. Die vorangegangene Pfundhausse ist zum großen Teil alimentiert worden aus amerikanischen Krediten, die aus Gründen der Zinsarbitrage und der Devisenspekulation nach London gelegt worden waren. Nachdem nun die Aufwärtsbewegung des Pfundes wenige Prozente vor dem Ziel der Goldparität, wie schon einmal vor Jahren, zum Stillstand gekommen war, da drohte sie von einem ebenso heftigen Rückschlag abgelöst zu werden, wenn durch den Wegfall des Zinsanreizes der große Strom wieder nach Amerika zurückdirigiert worden wäre. Es scheint, daß England jetzt Ernst macht mit seinem Streben zur Dollar-Parität. Sonst hätte das Ausmaß der amerikanischen Diskonterhöhung nicht noch überschritten werden brauchen. Für Deutschland hat das Anziehen der internationalen Zinssätze verschiedene Folgen. Vor allem muß im Auge behalten werden, daß Deutschland durch seine Währungsverfassung ziemlich rettungslos an das Auf und Ab der internationalen Preise angeschlossen wurde. Sollte es also das Ziel der amerikanischen Bankleitung sein, durch Steigerung des Diskonts auf eine Drosselung der Monate dauernden Hochkonjunktur hinzuarbeiten, so würde sich der Umschwung in Amerika bald auch auf Deutschland übertragen. Daneben ist das Näherrücken der anglo-amerikanischen Banksätze mit dem deutschen Zinsfuß natürlich auch als eine Folge der internationalen Kapitalbewegung zu betrachten, die in westöstlicher Richtung im letzten Vierteljahr ein großes Ausmaß genommen hat. Das Zinsventil, durch das der amerikanische Ueberfluß nach Deutschland ablief, beginnt sich also zum erstenmal ein wenig zu schließen. Ob das schon unmittelbare Folgen für die noch schwebenden und die bevorstehenden deutsch-amerikanischen Privatkreditverhandlungen haben kann, steht dahin. Einstweilen ist die Differenz zwischen drüben und hier immer noch groß genug. Aber diese neueste Entwicklung zeigt doch, daß die alten Wirtschaftsgesetze nicht suspendiert bleiben können, die ständig auf einen Ausgleich zwischen Kapitalüberfluß und Kapitalmangel drängen. Die Anomalien beginnen sich zu glätten. Die internationale Wirtschaftsgesundung ist auf dem Marsche.

GLOSSEN

DAS LEBEN IM TOD

Es soll nicht über Okkultismus und nicht über den Geist von Hamlets Vater gesprochen werden. Nicht über indische Seelenwanderung noch über die Unsterblichkeit. Zweifellos: wenn ein Großer und Hervorragender stirbt, wird die Masse, mehr als bei irgendeiner anderen Gelegenheit, an die eigne Sterblichkeit erinnert. Das ist einer der Hauptgründe für die große Trauer, die beim Tode des Reichspräsidenten Land und Volk, Freund und Gegner gepackt hat. Unwillkürlich greift die Frage ans Herz: Ist mit dem Tode alles zu Ende, was sind **wir**, die Kleinen, die Namenlosen, wenn selbst die Großen und Starken in einer einzigen Sekunde wie von einem Schwamm ausgelöscht werden, als wären sie nie gewesen?

Es gibt ein Leben nach dem Tode! so sagen die Weisen. Wir wissen es nicht, hoffen und glauben. Das Wie ist das große Fragezeichen und das nie ergründete Rätsel. Eins scheint jedoch richtig: es gibt ein Leben **im** Tode. Starke Naturen und ausgeprägte Persönlichkeiten bestätigen es. Zufall oder nicht, wir erinnern uns an drei Beispiele:

Als Wedekind beigesetzt wurde und jeder der am Grabe Versammelten den Dichter mit drei Schaufeln Erde zum letztenmal gegrüßt hatte, siehe, da sprang ein Mann auf den Erdhügel, schwenkte einen riesigen Hut und seine Arme geboten Halt und Schweigen. Stumm und starr blieben die Trauernden festgebannt. Im selben Augenblick kurbelte ein plötzlich aufgetauchter Kino-Operateur und als der Apparat genug aufgenommen, senkte der Mann auf dem Erdhügel die Arme und sprach: „Ich danke schön!" Aus war's!

Ebert ist der Mann des Ausgleichs und der Mitte gewesen. Sein bescheidener Takt war jene seltene Charaktereigenschaft, die Schwarz-rot-gold und Schwarz-weiß-rot in seinen Bann zwang. So oft auch im Laufe der Jahre diese Farben zum entscheidenden Ringkampf gegeneinander aufmarschiert waren, Ebert hat das letzte verhütet! Er wußte zu verbinden und auszugleichen. Die Vernunft mit dem Herzen und das Herz mit der Vernunft. Das wird als sein Bestes gerühmt. Er hat es nie zum knock out kommen lassen, und im letzten Augenblick standen alle auf dem berühmten Boden der gegebenen Tatsachen. Als alle wieder zu Hause waren, haben sie alle geschimpft; über die anderen, über Ebert, über die Feigheit und über sich selbst. Aber zu Hause waren sie, und es wurde weiterregiert, weitergeschimpft und weitergestanden auf dem Boden der Tatsachen.

Auf ihm ist auch der erste Reichspräsident gestorben; einfach, bescheiden und versöhnlich, wie er immer gewesen ist. Nicht provozierend, nicht herausfordernd, wie einst sein Vorgänger Wilhelm. Der sagte: „Wem's nicht paßt, soll den Staub von seinen Füßen schütteln. Schwarzseher dulde ich nicht." Deshalb wurde auch **er** nicht mehr geduldet, und eines Tages spie ihn die Welt nach Holland. Sein Sohn meinte: „immer feste druff", weshalb er jetzt Motorrad fährt, mit 5 PS. 80 Kilometer in der Stunde. Ebert aber starb einen Tag vor dem 1. März, vor dem Volkstrauertag um die Gefallenen. Wäre er am 3. März gestorben, welch einen Klamauk hätten wir am 2. März erlebt! Schwarz-rot-gold, Schwarz-weiß-rot: was hätte das an diesem Kriegsgedenktag für ein Raufen gegeben, wie viele Dolchstoßreden, wie viele heruntergerissene Fahnen und zer-

letzte Windjacken und Gesetzesparagraphen, wieviel Streit und Aerger, welche Kommentare in der Pariser Presse, wieviel Hetz und Schaden?

Deshalb starb Ebert einen Tag vorher, und alles war gut. Da er zum Leben, zum Ausgleich schon zu schwach war, ist er gestorben, und der starke Tod bezwang auch die Lebenden, wie es der gesunde Ebert getan hätte. Jetzt prangten am 1. März die Farben schwarz-rot-gold und schwarz-weiß-rot friedlich nebeneinander. Jeder konnte sich sein eigenes ungestört denken. Die einen: Dies schwarz-weiß-rote Fähnchen mit der Trauerschleife gilt für uns, für Ebert, für die Republik. Ja, seht: sie beugen sich doch! Die anderen: hier, der schwarz-rot-gelbe Laschen! Unsren Toten zu Ehren. Hört ihr's, fühlt ihr's nicht? Es muß doch Frühling werden. Siegreich werden wir Frankreich schlagen. . . Heil unsren Helden! Heil! Frei-Heil! War das nicht Leben im Tode?

Ein Drittes: Parvus! Er war ein Großer und Starker. Lebte gehetzt und gejagt, unstet und immer flüchtig. Bald vor seinen Feinden, bald vor seinen Freunden, bald vor sich selbst. Nur in Dresden hatte er einmal Tage der Ruhe, der Beschaulichkeit und der Freude. Deshalb liebte er auch diese Stadt, die einzige, an die er sich gern und freudig erinnerte und zu der er immer wieder gerne zog.

Parvus starb in Berlin, arm und einsam, wie er begonnen. Niemand wußte von ihm und seiner Krankheit. In Berlin gaben ihm die letzten Treugebliebenen das Ehrengeleit bis zur Halle des Krematoriums. Tränen und Trauer, Sang und Orgelspiel! Der Sarg, mit roten Blumen geschmückt, senkt sich in die Tiefe. Ende! Die Trauergäste fahren nachdenklich und innerlich tief betrübt nach Hause. . . Jetzt lodert der große starke Mann. Der Rest seines Körpers wird bald ein Häuflein Asche sein!

So denkt man, wie man früher nie recht Bescheid von Parvus wußte. Man glaubte ihn in Sibirien, er war in der Schweiz. Man glaubte ihn in Berlin, er war in Konstantinopel. Man glaubte ihn jetzt als Asche, er war noch Körper. Er hatte keine letzte Verbrennungsverfügung hinterlassen und das preußische Gesetz gestattete nicht den Flammenakt. Der Testamentsvollstrecker bemüht sich darum, läuft von Pontius zu Pilatus. Tage um Tage vergehen. Der Sarg steht immer noch, und der Tote kann nicht verbrannt werden. Preußen erlaubt es nicht.

Nach langem Hin und Her, fährt man den Toten im Auto nach Dresden. Hier ist er nicht gemeldet und muß warten. Wochen sind seit dem Sterbetag vergangen. Endlich, noch im Ausgang des alten Jahres, erfolgt die Verbrennung im Krematorium zu Dresden. In dieser Stadt ruht jetzt die Asche. Für immer?

Sage einer, daß es kein Leben gibt

im Tode! Und sollte es keins geben nach dem Tode? Wer hat je die Schleier gelüftet?

Willi Thomas

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Brief aus Ostpreußen

Ich sende Ihnen beiliegend ein Exemplar unserer Kreiszeitung. Eine seltsame Lektüre, nicht wahr? Aber Sie können sich danach einen Begriff machen, von der dem Großagrariertum dienstbaren Provinzpresse. Ich glaube, sie wird in Berlin immer noch zu hoch eingeschätzt. Auf der ersten Seite die „Finanzskandale", getreues Referat nach den „Enthüllungen der „Berliner Börsenzeitung". Welch eine Verwüstung wird damit in den Köpfen angerichtet.

Ich wohne in einem Ort, der 859 Wahlberechtigte hat; das Kreisblatt hat etwa hundert Abonnenten. Das heißt, etwa drei bis vier Fischer halten gemeinsam eine Zeitung. Bei der letzten Reichstagswahl sind 512 Stimmen abgegeben worden. Davon entfielen 359 auf die Deutschnationalen, 79 auf die Kommunisten, 18 auf die Sozialdemokraten und 3 auf die Demokraten.

Wie erklärt sich die geringe Wahlbeteiligung? Es ist hier im Ort eine Art religiöser Wahnsinn ausgebrochen. Die Eltern verbieten ihren Kindern, in der Schule andere Lieder als die im Kirchenbuch zu singen; eine Frau sah sich bereits im Wagen des Elias gen Himmel fahren; jedes Mädchen, das auf den Tanzboden geht, wird von den Gebetsvereinen boykottiert. Wir haben hier nicht weniger als fünf Gebetsvereine! Der Akt des Wählens wird von diesen als unheilig verfemt!

Die Deutschnationalen sind unglaublich gut finanziert und arbeiten mit den niederträchtigsten Methoden. Monate lang wird das Kreisblatt gratis an alle im deutschnationalen Sinne unsicheren Einwohner geschickt. Schon die Deutsche Volkspartei gilt hier als eine Linkspartei und wird auch so behandelt. Die wenigen Republikaner müssen sich ducken; sie riskieren sonst den Boykott — sie würden wirtschaftlich ruiniert werden.

Ich schreibe Ihnen das, weil es nirgends in Deutschland eine kontrollierende Instanz für die Provinzpresse gibt. Alles das geschieht neben und hinter dem, was man so die öffentliche Meinung nennt. Sie erfährt nichts davon.

Hans Ludwig.

2.

Militärfilme

Wenn man z. B. bei der letzten Aufführung von „Aschermittwoch" im „Primus-Palast", Potsdamer Straße, mitangesehen hat, wie vor dem Hause kaiserliche Infanteristen mit umgeschnallter Patronentasche vor den alten kaiserlichen Schilderhäusern patrouillierten und außerdem eine original kaiserliche Kapelle mit ehem. Hoboisten 2. Garde-Reg. zu Fuß konzertieren hörte, so kann man wirklich nicht der Meinung sein, daß dieses angetan ist, um die Stimmung für die jetzige Staatsform, die Republik, zu heben; sondern im Gegenteil, daß diese Art nur dazu angetan ist, um die Stimmung zu machen für den Umsturz.

Wenn Sie sich die Mühe geben, die Filmfachzeitschriften durchzulesen, so werden Sie finden, daß außer diesem Film noch sieben andere Militärfilme in Vorbereitung sind. Es sind dieses die Filme:

„Zapfenstreich"
„Das große Wecken"
„Die Anneliese von Dessau"
„Husarenfieber"
„Der letzte Grenadier"

„Des Königs Grenadiere“
„Krieg im Frieden“

Aber nicht nur innerpolitisch, sondern auch nach außen hin muß diese Art auf unsere Gegner, mit denen wir doch möglichst keine Konflikte herbeiführen sollten, verstimmend wirken.

Ausländer erklären, sie betrachten diese Massenmilitärfilmfabrikation als einen geistigen Feldzug gegen die Entente. Außerdem verstößt sie gegen den Versailler Vertrag dadurch, daß für diese Filme größere Mengen Uniformen und Ausrüstungsstücke neu angefertigt werden.

Wenn diese Filme nicht verboten werden, erhalten wir im Innern Unruhen und Unannehmlichkeiten durch das Ausland.

Ein Demokrat

FILM

Der Mexico-Film

Alfons Goldschmidt, Volkswirtschaftler mit feurigem Hirn und feuriger Zunge, arbeitsam und unstet, lehrt seit einem halben Jahr als Professor in Mexiko. Begeistert von Schönheiten und Möglichkeiten dieses Landes ist er hier zu Besuch, bringt ein Buch und einen Film mit. Ueber das Buch, für das er verantwortlich ist, war im „Tage-Buch“ bereits preisend gesprochen; den Film, für den er nicht verantwortlich ist, führte er in der „Urania“ vor. Es ist ein trockener, sachlicher Film, ohne viel Lieblichkeit oder Prunk, ohne irgendwelche Nutzung filmkünstlerischer Hilfen. Um so objektiver, ungefärbter und überzeugender wirken diese nüchternen Bilder von der schönen Hauptstadt Mexiko, der Zucht der üppigen Pulquepflanze, dem Bergbau, den Bananen- und Kokosernten, dem Petroleumgewinn, von der systematischen Arbeitsmethode und dem wundervollen Arbeitsrhythmus der Indios und von ihrer uralt-rätselhaften Kunst.

Wegschreitend denkt man: wir sitzen hier in Europa dicht aufeinandergehäuft, die Kulturen unseres Erdteils sind ausgequetscht wie seine Erdgaben, die Nahrung reißen wir einander vom Maule fort, haben jüngst gegenseitig vier Millionen von uns mit eigner Hand geschlachtet. Da drüben aber ist ein Land reinsten Klimas, neun Zehntel seines Reichtums sind noch ungenützt, seine hochstehende, verschollen-junge Kultur fast unbekannt; es gibt da gesunde, friedliche Menschen, deren alte Lieder, die man jetzt zum ersten Male in Europa hört, von ihrer Frische künden. Das wissen wir nun, und Goldschmidt winkt uns hinüber. Wir aber wollen Narren auf eigene

Faust bleiben, fluchen und schwärmen, und bleiben schwer- und dickfellig in dem Erdteil, der uns auffrißt. Aber grüßen wollen wir Sinkenden das Land, das wie einst vor Cortez, neu vor uns aufsteigt und sich edel rächt, da es die Europäer, die seither auszogen, um es zu unterjochen, triumphierend nicht vernichtet, sondern glücklich macht.

Kurt Pinthus

TISCH MIT BÜCHERN

Erzählende Prosa.

Eugen Diederichs, der Verleger, kämpft mit zäher Treue um seine Idee Dichtung — kämpft heute wie seit Jahrzehnten; und immer findet er, zwischen Halbem und Unfertigem, die starke Persönlichkeit, deren Werk sein verlegerisches Wollen bestätigt. Ernst Schmitt hätte für ihn erfunden werden müssen, wenn ihn der Diederichs Verlag nicht gefunden hätte. Keiner der vielen Schaffenden des ausgedehnten Diederichskreises, auch die kraftvollen Gestalter des „Nyland" nicht, hatten so sicher die innere Einstellung dieses in einer Art Weltanschauungs-Verwandtschaft gebundenen Kreises mit einer ganz persönlichen Physiognomie durchsetzt, so daß — immer auf diesem gemeinsamen Boden — ein neuer, wesentlicher geistiger Typus in Erscheinung trat. Ernst Schmitt ringt auch um einen idealen Ausgleich von Geist und Körperhaftigkeit, auch er findet ihn in einer geistdurchströmten Bejahung der Dinge, der Welt, der Bewegung — („Geist, Geist erfüllt die Räume," singt er; und: „Nicht Ruhe ist der Zustand der Dinge, sondern Bewegen. Das ist Gott.") Aber wie er Natur, Leben, Wirklichkeit in den Bezirk seines Geistes einfängt, das ist persönlich, ist dichterisch gesehen und gestaltet — denn es ist im Goetheschen Sinne des Wortes: organisch erwachsen. Ernst Schmitt, der Dichter, der mit vier Bänden zugleich vor uns hintritt, ist nicht Philosoph in einem Universitätssinne; er ist Denker im Sinne jener, die im Anschauen der Natur wie im Denken zur Harmonie streben; ihnen ist nicht das Philosophische (als Denk-tätigkeit) wichtig, sondern das Resultat: das Ergebnis, das Wirklich-Gefundene, das Lebendig-Erschaute, das „Bild" also, in dem sich der Welt-sinn denken läßt. Ein Credo, ein religiöses Bejahen strömt in diesen Büchern — gleichgültig, in welcher Form es zum Ausdruck drängt. Am stärksten spricht es vielleicht uns an, wenn Schmitt im sachlichen Erzählerton des Beichtenden spricht wie in „Im Anfang war die Kraft", das er selbst eine „Niederschrift" nennt. Aber dieser darstellende Bericht, wie einer im Wirrsal des politisierten und oberflächlich umgebenden Lebens der Kriegszeit zur inneren Umkehr, zur Einkehr kommt, dieser ergreifend ehrliche und klare Bericht verbirgt uns noch die Reize seiner Erzählerkunst; Schmitt vermag die Natur zu malen — nicht als eine Summe von Impressionen, nicht im Detail —, sondern ihre Wesenheit, ihr Leben, ihr ewiges Strömen. Wenn in dem Roman „Die Heimkehrer" das Gesicht einer Landschaft, einer Heide eingefangen wird, so ist es das Antlitz der Erde, das uns anschaut, mit beseelten lebenden Augen. Die Menschen dieses Dichters werden nicht psychologisch erschlossen, sondern sie stehen da, plötzlich, wie behauener Fels, urwüchsig, körperlich. Mag sein, daß sein dritter Roman „Hochzeit" im Format zu breit, im Rhythmus der Handlung zu schwerflüssig bleibt, um ein „Roman" zu sein: der innere Gehalt des Buches macht es wesentlich.

Reinhold Conrad Muschler beweist mit seiner starken Novelle „Komödie des Lebens“ (dem leeren Titel zum Trotz) den Satz, daß nie die Sensation, nur das Erlebnis den Stoff wesentlich macht. Die Inzestliebe zur Schwester ist nicht nur im Psychologischen lückenlos aufgespürt, sie ist vom Seelischen her beleuchtet und gewinnt das Ausmaß eines wahrhaft tragischen Ereignisses. Muschler hat Sprache; auch wenn er mit abkürzenden Wendungen die zeichnerische Linie überhetzt (er fürchtet immer, die Ruhe epischer Schilderung könne die innere Spannung der Novelle lähmen — eine irrige Befürchtung!), auch dann bleibt er noch plastisch, eindringlich. Eine interessante Begabung, für die hier der Chronos-Verlag (Ludwigsburg) eintritt. Neben dem philosophischen Ernst und der herben Naturkraft des Stiles bei Ernst Schmitt, neben der psychologischen Problematik der Novellen Muschlers muß eine rein erzählerische, ganz auf die dramatische Energetik jeder wahren Novelle aufgebaute Prosa erfrischend wirken; Paul Mayer liebt die Novelle als eine leichte, befreiende Kunstform — auch wenn er in der Titelnovelle „Der getrübte Spiegel“ (Verlag Hermann Meister, Heidelberg) das Dogma verkündet: „Gott ist ein Betrüger“. Die Figur dieser meisterlich knappen Erzählung erlebt diesen Sinn — nicht wir. Was sich uns mitteilt, ist die Abenteuerlichkeit des Schicksals, das Kolorit, die phantasiereiche Schilderung. Ein Buch, das man lieb gewinnt — nicht eines, das entscheidet. —

C. Z. Klötzel greift mutig in die (für die meisten Menschen immer noch wunderbaren) Bezirke der Technik, um ihnen neue Möglichkeiten eines launigen Humors abzugewinnen. „B C C ü“ (in der Franckh'schen Verlagshandlung Stuttgart) ist die Geschichte eines

Eisenbahnwagens; ein sehr milder, unpolemischer, unsatirischer, kurz: ein nichts als humoriger Humor ist in diesem Buch und beleuchtet Gegenstände und Dinge, die sonst nur dem Technologen vertraut sind. Hans Baluschek gibt dazu Illustrationen, die dem Charakter des Buches entsprechen. (Das humorige Buch für einen Masereel muß ja wohl erst geschrieben werden.)

Otto Zarek

—

WORTE VON ADRIEN HEBRARD

Die Liebe gleicht den spanischen Wirtshäusern, wo man nur etwas zu essen findet, wenn man selbst etwas mitbringt.

•

Jeder Mensch hat das Alter, das ihn vom Tode trennt.

—

ANEKDOTEN

„Ich schämte mich"

Eine große Gesellschaft hatte sich im Salon von Sophie Gay versammelt. Die Herrin des Hauses wandte sich an einen Offizier und fragte ihn laut: „Warum haben Sie zu sagen gewagt, Sie wären mein Geliebter gewesen?" „Gnädigste Frau," erwiderte der Offizier, „ich war in einem Kreis von Kameraden. Wir waren zu zwanzig. Mein Nachbar zur Linken erzählte, daß er ihr Geliebter gewesen wäre; dessen Nachbar erzählte, daß er ihr Geliebter gewesen wäre und so ging es der Reihe nach. Ich schämte mich, als Einziger gestehen zu müssen, daß ich nicht Ihr Geliebter gewesen war. Seien Sie mir deswegen nicht böse."

Der Feinschmecker

Grimod de la Reynière, in dem, wie ein heutiger Autor von ihm sagt, die Gourmandise einen ebenso fetten als geistvollen Heiligen verehrt, erklärte gelegentlich eines guten Essens: „In dieser Sauce könnte man seinen eigenen Vater verzehren!"

—

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 9)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank. Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Märzwoche

Wer weint um Juckenack? Heißt eine Tragikomödie, die allabendlich vor dem guten Publikum der Volksbühne gespielt wird. Eine noch eindringlichere tragische Posse wird jetzt in der deutschen Politik vorgeführt, zum Ergötzen aller Zuschauer, und ihr Titel heißt: Wer denkt an Stresemann? Das Stück ist erschütternd, es entbehrt nicht des tragischen Einschlages, obwohl es im großen Ganzen ein unterhaltendes Conversationsstück ist. Jedenfalls entläßt es die Zuschauer mit dem befriedigenden Gefühl, daß die Forderungen der poetisch-politischen Gerechtigkeit erfüllt wurden. Man überlege sich: In all den Tagen seit Eberts Tod hat nicht ein Mensch auch nur den Vorschlag gemacht, Stresemann zum Reichspräsidenten zu wählen! Nicht ein bescheidener Nachtraber hat sich gefunden, der diese Kandidatur vorgeschlagen hätte! Man sprach von Marx, von Luther, von Löbe, von Petersen, man sprach sogar vom Kronprinzen. Stresemann wurde nicht einmal gelegentlich von einem Outsider in Vorschlag gebracht. Bedenkt man, daß alle Parteien einen Mann von moralischer Autorität suchen, einen Führer, an den auch die andern glauben, so begreift man das niederschmetternde Fiasko dieses Mannes der Mitte. Hätte Stresemann, der Tenorist, noch ein klein wenig Kredit, so wäre er der gegebene Kandidat, er, der Brückenbauer zwischen Alt- und Neudeutschland, der Vernunftrepublikaner und Herzensmonarchist, der Völkerbundsfreund und Stahlhelmgönner, der über den Klassen schwebende Erfinder und Verräter der großen Koalition. Das Fatale an dieser stummen, aber fürchterlichen Niederlage Stresemanns ist nicht, daß sich herausstellt, daß er bei seinen Gegnern für keinen Pfifferling Glauben genießt, sondern daß seine eigenen, seine intimsten Parteigenossen bloß ein schiefes Maul ziehen und grinsen, wenn man einen von ihnen in scheinbarem Ernst fragt: Warum denkt Ihr nicht an Stresemann? Nie hat sich ein politischer Bankerott vernichtender offenbart, als in diesem einstimmigen Ignorieren des großen Tenoristen Gustav Stresemann. Man möchte sich, ein Berliner Coriolan, in die Keller des Flaschenbierhandels verkriechen!

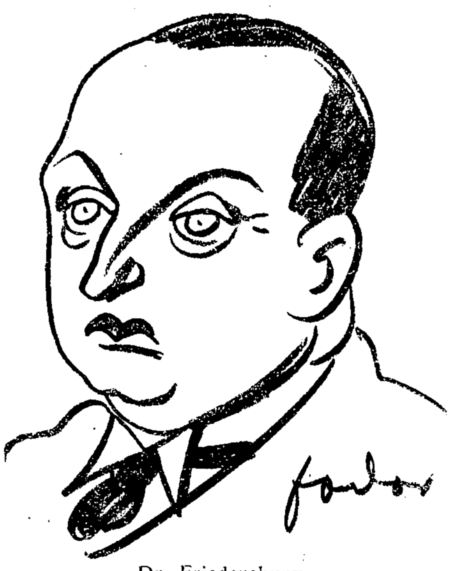
Während der „Lokal-Anzeiger“ noch immer Eberts Andenken mit jener gesinnungsvollen Intransigenz behandelt, die zu den Merkmalen dieses alten Tory-Blattes gehört, feiert die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ den Verstorbenen als den Musterpräsidenten. Wahrscheinlich wird sich auch der „Lokal-Anzeiger“ in Kürze zu diesem Standpunkt bekehrt haben. Denn das Stinnesblatt ist hier wirklich einmal eher aufgestanden als der Cousin in der Zimmerstraße. Es ist ja doch ein alter Kniff, bei einem Kampf um eine politische Position die Herme des letzten Inhabers zu vergolden, auch wenn man ihm bei Lebzeiten das Amt so sauer wie möglich gemacht hat. Der oder die republikanischen Kandidaten werden es im Wahlkampf nicht leicht haben. Ständig wird ihnen die Rechte das Bild Eberts in Eichenlaub und Schwertern vorhalten. Die Arrangeure des Magdeburger Prozesses werden den Takt, die nationale Gesinnung, die Verfassungstreue des ersten Präsidenten in allen Tönen edelster Ueberzeugung preisen, um einen desto größeren Abstand zu schaffen zwischen diesem idealen Repräsentanten der höchsten Spitze und dem unwürdigen kleinen Gewürm, das sich um seinen Platz bewirbt. Ja, lieber Herr Marx, wird es heißen, wenn Sie ein Mann wären wie Ebert, dann könnte man schon darüber reden! — Der Tote kann sich nicht mehr dagegen wehren, aber die Lebenden, fürchten wir, die Lebenden werden sich dupieren lassen.. . . . .

Wir erhalten von Herrn Oberst a. D. Nicolai die folgende Zuschrift:

> „Nach Rückkehr von einer Reise erhalte ich Kenntnis davon, daß durch eine Anzahl Zeitungen und das „Tage-Buch“, die Vermutung verbreitet worden ist, ich stände einer Zentralstelle vor, von der alle Enthüllungsaktionen über den sogenannten Barmat-Skandal ausgingen. Im besonderen wird gefragt, ob es wahr sei, daß ich mich an die Schwerindustrie gewandt habe mit dem Projekt eines Spionageverfahrens großen Stiles zur Kompromittierung unerwünschter neuer Mitglieder der deutschen Industrie und ob einige Firmen tatsächlich beträchtliche Gelder zur Verfügung gestellt hätten, um den ziemlich umfangreichen und kostspieligen Apparat zu unterhalten.
>
> Ich erkläre, daß ich niemals von irgend wem zu vorgenanntem Zweck auch nur einen Pfennig erbeten oder erhalten habe.
>
> Auf Grund des § 11 des Pressegesetzes ersuche ich um Abdruck dieser Erklärung.“

Herr Oberst Nicolai leugnet nicht das Vorhandensein einer Enthüllungszentrale. Er bestreitet nur „zu vorgenanntem Zweck“ Geld erhalten oder erbeten zu haben. Wir erlauben uns zu fragen: hat Herr Nicolai nun das Geld zu ungenanntem Zweck erhalten oder unterhält er den „ziemlich umfangreichen und kostspieligen Apparat“ aus eigenen Mitteln?

Die Bestallung des Landrats Dr. Friedensburg zum interimistischen Polizeipräsidenten von Berlin hat zu einem deutschnationalen Antrag im Landtag geführt, dahingehend, daß nur noch geschäftsführende Regierungen keine Amtshandlungen vornehmen dürfen, die offensichtlich politisches Vertrauen erfordern. Dieser Antrag ist demagogisch und haut zudem gehörig daneben. Er soll den Innenminister Severing treffen und den Demokraten Friedensburg. Aber Herr Severing hat in keiner Weise die Form verletzt. Denn Herr Friedensburg ist nicht zum Polizeipräsidenten ernannt, sondern lediglich beauftragt worden, vorerst das Amt eines Berliner Polizeipräsidenten wahrzunehmen. Dabei ist dem gegenwärtigen Schwebezustand durchaus Rechnung getragen. Den Deutschnationalen fehlt also jede Grundlage, eine Lex Friedensburg zu konstruieren. Aber in ihrer starren Skandalsucht begehen sie einen wesentlich ärgeren Schnitzer, indem sie in ihrem Antrag zu den Amtshandlungen, die einer nur noch geschäftsführenden Regierung versagt sein sollen, ausdrücklich: „die Anweisung von Ausgaben über die im Staatshaushalt angesetzten Summen hinaus“ rechnen. Damit wird gerade getroffen, was in einem anderen Fall die Deutschnationalen mit Zähigkeit verteidigen, nämlich: die Auszahlung der Entschädigung an die Ruhrindustrie! Denn das läßt sich wohl nicht leugnen, daß dieser Beschluß gefaßt wurde von Ministern, die sich bereits seit vier Tagen in der Demission befanden. Am 16. Dezember 1924 erfolgte diese, am 20. Dezember Beschluß und Durchführung der Ruhrspende, immerhin eine Ausgabe über die im Staatshaushalt angesetzten Summen hinaus. Die Deutschnationalen haben, ohne es zu ahnen, sich selbst desavouiert.



Dr. Friedensburg

Die Eisenbahnerbewegung, die seit einigen Tagen zu Teilausständen geführt hat, gehört zu jenen Konflikten, die bei einigem guten Willen hätten vermieden werden können. Die Tarif-

gewerkschaften machen geltend, daß sie sich bereits im Januar entschlossen hatten, die Lohnparagraphen des Vertrages am 31. Januar mit Wirkung auf den 28. Februar zu kündigen. Es handelt sich also um durchaus keine Ueberrumpelung von seiten der Gewerkschaften. Die Hauptverwaltung der Reichsbahn aber fand in einer Erklärung vom 7. März die Frage „noch nicht genügend geklärt." Macht sich auch hier ein scharfmacherischer Einfluß der schwerindustriellen Mitglieder des Verwaltungsrates bemerkbar? Man muß es annehmen, denn ein Beschluß wie jener, für die fünf Minuten Trauerpause zu Ehren des verstorbenen Reichspräsidenten einen Lohnabzug von einer halben Stunde vorzunehmen, das verrät allzu deutlich, welchen Köpfen die Urheberschaft einer so provozierenden Maßnahme entsprang. Und dennoch, die Gewerkschaften hätten aus höheren politischen Gründen wenigstens jetzt diesen Konflikt abbiegen, zum mindesten ihre Leute soweit in der Hand behalten müssen, daß es nicht zu wilden Ausständen kam. Jetzt wird der Streik in reaktionärem Sinne politisch ausgeschlachtet. Nichts chokiert den Bürger mehr als ein Verkehrsstreik. Nichts bietet willkommeneren Anlaß zu Gezeter über die angebliche Disziplinlosigkeit der Arbeiterschaft. Aus falsch verstandener Interessenwahrnehmung, aus Furcht auch vor kommunistischen Treibereien ist ein kapitaler politischer Fehler begangen worden. In der Präsidentschaftskampagne werden sich fatale Wirkungen offenbaren.

Das englische Parlament, in seiner gefestigten Tradition eine Insel im wogenden Meer der modernen Parlamente, hat einen Zwischenfall gehabt. Während einer Rede des Außenministers hat der stellvertretende Vorsitzende Hope, ein Schwerindustrieller, den Abgeordneten der Arbeiterpartei Kirkwood, der Herrn Chamberlain mit Zwischenrufen unterbrach, aus dem Saal schaffen lassen. Dies Intermezzo führte zu einem demonstrativen Exodus der Opposition und zu einer erregten Aussprache in der Presse. Von den Diehard-Organen abgesehen, wurde Herrn Hopes Nervosität entschieden mißbilligt. Von der hohen Warte unserer gröberen Erfahrungen blicken wir erstaunt auf diese sensiblen Engländer herab, haben wir uns doch allgemach daran gewöhnt, daß bei uns Abgeordnete kolonnenweise auf den Schub gebracht werden. Trotz unserer größeren Abhärtung sollten wir die Gelegenheit benutzen, um zu beobachten, wie John Bull solchen Zwischenfällen den Stachel nimmt und ohne Polizeifäuste den parlamentarischen Hausfrieden wieder herstellt. Herr Baldwin, der Chef der Regierung und der herrschenden Partei selbst war es, der die Versöhnung herbeiführte und zwar anläßlich der Beratung der Mcquisten-Bill. Herr Mcquisten, ein Konservativer, hatte einen Antrag eingebracht, der in seiner Durchführung das Signal zu einem erbitterten Kampf zwischen Arbeiterpartei und Konservativen gegeben hätte. Danach dürften in Zukunft die von den Trade-Unions gesammelten Gelder

nicht mehr für politische Zwecke verwendet werden. Ein Ausnahmegesetz gegen die Arbeiterpartei also. Der Premierminister aber stellte den Zusatzantrag, daß bei völliger Anerkennung der Freiheit der Gewerkschaften eine Maßnahme von solcher Bedeutung nicht als Initiativantrag eines Mitgliedes eingebracht werden sollte. Baldwins Standpunkt wurde auch von der Opposition sympathisch begrüßt, und im allgemeinen Gefühl, ein mechantes und folgenschweres Attentat auf die innere Ruhe abgewehrt zu haben, erledigt sich der Konflikt. Herr Hope, der Nervöse, wird sich aus Gesundheitsrücksichten demnächst etwas zurückziehen, Herr Kirkwood war schon vorher nach Schottland abgereist. Man stelle sich unsere nationalen Realpolitiker und Volksgemeinschaftler in solcher Situation vor!

Soll die Theaterdirektorenfirma Meinhard und Bernauer gelöscht werden? Sollen die Werte, Personal- und Sachwerte, reinhardtlich angehäuft, nun an den Meistbietenden übergehen? Sind sie schon übergegangen? Es bedeutet eine Umwälzung in der Berliner Vergnügungsindustrie. Denn diese beiden Männer waren trotz ihrer Vielseitigkeit und Ruhelosigkeit als Theaterdirektoren ganz fest umrissene Charaktere, sie verkörperten gleichsam ein Prinzip, eine Theorie der modernen Theaterführung. Sie hatten das scheinbar unlösbare Integral für die beiden Größen Theatergeschäft und Theaterkunst gefunden. Sie hatten den Goldenen Schnitt zwischen Geschäft und Kunst entdeckt, diesen Körper Theater mit den zwei Schwerpunkten ins stabile Gleichgewicht gebracht. Nicht durch Berechnung. Durch Instinkt! Sie waren die geborenen Theatermenschen, die das Theater so sahen, wie es ist, mit einem von ungewählten Menschen gefüllten Zuschauerraum, mit einer tausend Möglichkeiten bietenden Bühne und mit einer Kasse im Vestibül. Während in Berlin die „Kunstbühnen" vielfach in irgendeiner Eigenart erstarrten, während die „Geschäftsbühnen" charakterlos wurden, zeichneten sie sich durch eine charaktervolle Vielseitigkeit aus. „Nil theatralici alienum a me puto" war ihre Devise, und nicht anders hat die Devise des Theaterdirektors Shakespeare oder Molière gelautet. Ob Operette, Schwank oder Strindberg Drama — alles mußte bei Meinhard und Bernauer Niveau haben weil sie als Theaterleute in sich ein natürliches hohes Niveau hatten. Der Geschäftsmann in ihnen war instinktmäßig ganz zum Theatergeschäftsmann spezialisiert und der Wagemut, die Initiative, die Eroberungssucht des Kommerzialismus verband sich aufs glücklichste und natürlichste mit der erobernden Phantasie der Kunstmenschen. Daß sie den Film an ihre Sprechbühnen angliederten, ist ein glänzendes Zeugnis für ihre Vorurteilslosigkeit und ihren theatralischen Weitblick. Was hat sie zum Rücktritt bewogen? In den Ruhestand haben sie sich nicht versetzt, denn der Unruhestand ist für diese Naturen der gegebene und natürliche.

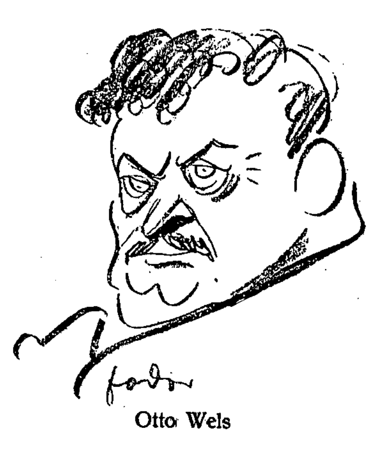
Die deutsche Reichsverfassung enthält keine Bestimmungen über die Methoden, die bei der Wahl des Reichspräsidenten anzuwenden sind. Der Artikel 41 beschränkt sich auf die Vorschrift, daß die Wahl durch das ganze Volk — also nicht etwa durch das Parlament — zu erfolgen hat; im übrigen erklärt er lakonisch: „Das Nähere bestimmt ein Reichsgesetz".

Schon die direkte Wahl durch „das ganze Volk" ist bekanntlich eine Regelung, die hart umstritten wurde. Sowohl in Weimar wie auch späterhin wurde die Meinung vertreten, daß die Idee der direkten Volkswahl theoretisch vielleicht richtig sei, daß sie aber auf die besonderen deutschen Verhältnisse, will sagen: auf einen politischen Organismus von übergroßer parteimäßiger Kompliziertheit, aus praktischen Gründen nicht hätte angewandt werden dürfen.

Aber wie immer man der grundlegenden Verfassungsbestimmung auch gegenüber stehen mag, unleugbar ist jedenfalls das Eine: daß die Ausführungsbestimmungen des später ergangenen Detailgesetzes in wesentlichen Teilen unhaltbar sind. Denn wenn darin nur verfügt wird, daß im ersten Wahlgang derjenige als gewählt gilt, der mehr als die Hälfte aller abgegebenen Stimmen auf sich vereint, während im zweiten Wahlgang derjenige siegt, der von allen Bewerbern die höchste Stimmzahl erreicht, so ist damit eine Abwandlung aller bisher bekannten Wahlmethoden erfolgt, über deren Tragweite man sich wohl nicht genügend klar gewesen ist. Diese Abwandlung besteht darin, daß es eine Stichwahl im bisher üblichen Sinne jetzt überhaupt nicht mehr gibt. Die bisher übliche Methode bestand darin, im zweiten Wahlgang die Zahl der Bewerber derart einzuschränken, daß nur noch zwei Kandidaten zur Abstimmung stehen, und zwar diejenigen, die im ersten Gang die meisten Stimmen erhielten. Das deutsche Präsidentenwahlgesetz aber schränkt für den zweiten Wahlgang nicht die Zahl der Bewerber ein, sondern es beseitigt nur das Erfordernis der qualifizierten Mehrheit, das den ersten Wahlgang charakterisierte. Die Folge davon ist, daß auch für den zweiten Wahlgang wieder eine unbeschränkte Zahl von Kandidaten präsentiert werden kann; und nicht nur das, es ist sogar möglich, daß im zweiten Wahlgang plötzlich ganz andere Kandidaten aufgestellt werden als im ersten. Praktisch gesprochen: nach den bisher üblichen Systemen war der erste Wahlgang, wenn niemand eine qualifizierte Mehrheit erreichte, mindestens ein Ausscheidungsmatch; es standen jetzt nur noch die beiden stärksten Konkurrenten im Ring. Nach dem gegenwärtigen System dagegen ist der erste Wahlgang, wenn niemand eine qualifizierte Mehrheit erreicht, überhaupt nichts gewesen; die Parteien sind durch ihn allesamt weder beeinträchtigt noch gefördert worden, sie können allesamt

noch einmal antreten und können auch ganz neue Persönlichkeiten nominieren. Man hat halt ein bißchen gescherzt nichts weiter.

Nun gibt es außer den realen allerdings auch psychologische Folgen jeder Agitation und jedes Wahlakts; und eine kluge Partei müßte eigentlich, eben um dieser Folgen willen, auch im ersten Wahlgang schon alle Faktoren zur Geltung bringen, die dem schließlich angestrebten Ziele förderlich sein können; sie müßte das eigentlich unter allen Umständen, sie müßte es selbst dann, wenn der erste Wahlgang nach Lage der Dinge resultatlos bleiben wird. Aber es ist gerade der Fehler unseres geltenden Wahlsystems, es ist der Fehler eines Systems, das dem ersten Wahlgang realiter überhaupt keine Konsequenzen zugesteht, daß es dazu verführt, den ersten Wahlgang auch nicht ernst zu nehmen, und in seiner Vorbereitung alle möglichen Dinge zu veranstalten, nur nicht diejenigen, die in der Richtung des endgültig gewollten und erreichbaren Resultates liegen. Eine solche Taktik ist natürlich, um es noch einmal zu wiederholen, falsch; denn psychologisch präjudiziert der erste Wahlgang den zweiten doch in hohem Maße. Aber da dem psychologischen kein reales Präjudiz entspricht, ist das geltende Präsidentenwahlrecht tatsächlich eine Herausforderung für alle Kurzsichtigen, alle Verrannten, alle Theatraliker oder Dogmatiker, sich die Sache so bequem wie möglich zu machen und das Nachdenken auf die Zeit zwischen erstem und zweitem Wahlgang zu verschieben.



Otto Wels

Man muß diese evidenten Fehler des Systems herausanalysieren, um wenigstens einigermaßen die unglaubliche Torheit zu verstehen, mit dem die diesmalige Präsidentenwahl, — die erste, die nach dem geltenden Gesetze erfolgt — tatsächlich arrangiert worden ist. Im „Tage-Buch" ist frühzeitig genug, — schon im Februar, als noch niemand an eine vorzeitige Wahl überhaupt dachte, — auf die dringende Notwendigkeit hingewiesen worden, die Kandidaturen und damit die Agitation von vornherein zu vereinheitlichen, und die Wahl aus den Wirren eines vielfach zersplitterten Kreuz- und Zickzackkampfes auf die einheitlichere Linie eines ad hoc geschaffenen Zweiparteiensystems zu führen. Denn da der Reichspräsident an den Details der aktuellen Politik überhaupt nicht teilnimmt, sondern lediglich die Aufgabe hat, die Kontinuität und Lauterkeit des Verfassungslebens zu garantieren,

gibt es gerade für seine Wahl als überwiegend wichtige Frage nur die eine, wie er der Verfassung gegenübersteht. Dieser einfachen Frage gegenüber ist es aber noch weniger als sonst notwendig, auf kleine Abschattierungen des Details besonderes Gewicht zu legen, für die antithetische Antwort Ja oder Nein genügt es vollkommen, zwei antithetische Repräsentanten aufzustellen. Tatsächlich ist dies auch die Meinung fast aller Politiker, Historiker und Juristen gewesen, die wir seinerzeit befragten; und wenn diese Meinungen nur aus dem linken Lager stammten, so zeigt die Haltung, die die Rechte inzwischen praktisch kundgegeben hat, daß man auch dort keiner anderen Ansicht huldigt. Ja, nachdem die Rechte einmal gezeigt hatte, daß sie ihrerseits unter allen Umständen eine Einheitskandidatur aufstellen werde, hätte man sich auf der Linken zu dem gleichen Entschluß selbst dann durchringen müssen, wenn man ihn theoretisch eigentlich für falsch gehalten hätte.

Den Sozialdemokraten ist es vorbehalten geblieben, das Gegenteil dessen zu tun, was sowohl gesunder Menschenverstand wie Rücksicht auf den Gegner befahl. Ihre Begründung für diesen Entschluß stützt sich auf Argumente, die wesentlich aus der Tatsache herrühren, daß der erste Wahlgang ja nun einmal bedeutungslos sei. Sie sagen, für den zweiten Wahlgang seien sie noch vollkommen ungebunden und sie deuten an, daß sie für die zweite Wahl zu einer Blockkandidatur eventuell ja bereit seien. Im ersten Wahlgang aber, so deduzieren sie, sei es ihnen schwierig, auf jede Eigen-Aktivität zu verzichten und ihren Wählern begreiflich zu machen, daß sie, als stärkste Partei des Landes, auf einen eigenen Kandidaten dennoch verzichten müssen. Das hört sich nicht unplausibel an, aber es stellt sich bei näherem Zusehen als großer Unsinn heraus. Denn daß ein Sammelkandidat immer nur ein Kandidat der mittleren Linie sein kann — wie sich ja auch auf der Rechten zeigt, — das wird ja wohl auch der sozialdemokratischen Wählerschaft begreiflich zu machen sein. Wieso es ihr, andererseits, beim zweiten Wahlgang leichter begreiflich zu machen sein soll wie beim ersten, ist unerfindlich; im Gegenteil: bis dahin werden die Stimmziffern des ersten Wahlgangs, die den Sozialdemokraten doch eine große Ueberlegenheit über Zentrum und Demokraten bringen werden, die Wählerschaft dieser Partei eher mit noch größerem Selbstbewußtsein erfüllt haben, und es wird ihnen nur noch schwerer beizubringen sein, warum sie plötzlich für einen Bürgerlichen eintreten sollen. Dann aber und vor allem: es handelt sich ja gar nicht um die sozialdemokratischen Stimmen! Was den Ausschlag gibt, werden ja jene Bürgerlichen sein, die nicht genau wissen, in welches Lager sie gehören — und man darf annehmen, daß das Millionen sind. Sie werden aller Wahrscheinlichkeit nach von vornherein in das Lager abschwenken, aus dem ihnen die größte Willenskraft, die größere Fähigkeit, um gemeinsamer Ziele willen auf Sonderwünsche

zu verzichten. aus dem ihnen, mit einem Wort, die größere politische Begabung entgegentritt. Und das wird nun, dank der Dissidenz der Sozialdemokraten, das Lager der Rechtsparteien sein; und zwar nicht nur für den ersten Wahlgang, sondern auch für den zweiten; denn innerhalb vier Wochen ändert der Durchschnittsmensch nicht die Haltung, die er einmal angenommen hat.

Es muß also, und zwar mit größerer Offenheit als es anderwärts geschehen ist, eingestanden werden, daß die sozialdemokratische Parteiführung die Aussichten der Linksparteien (oder der Mittelparteien, wenn man es so ausdrücken will) weit stärker beeinträchtigt hat als vorerst noch geglaubt wird. Die gänzlich neue Sucht des Herrn Otto Wels, plötzlich als Radikaler angesehen zu werden, und die Neigung des Herrn Hermann Müller, große Parteiziffern zu erreichen, haben in schwerste Gefahr gebracht das, was ihnen doch wichtiger als beides sein sollte: das Ergebnis der Wahl selbst und die künftige deutsche Politik. Man kann der Meinung sein, daß es richtig ist, eine solche Fehltaktik bis nach Abschluß der Wahl ohne großes Aufsehen zur Kenntnis zu nehmen, weil eine zu derbe Zurechtweisung an sich schon wieder Nutzen für die Gegner bringe. Die Praxis der linksgerichteten Oeffentlichkeit scheint zurzeit noch von dieser Erwägung bestimmt. Ich für mein Teil aber halte Offenheit auch in dieser Situation für richtiger als übertriebene Taktik. Und ich sehe mich außerstande, ein Urteil zu berichtigen, das ich vor einigen Tagen an anderem Ort fällte (nicht ohne daß der „Vorwärts“ mit gröbstem Geschütz darauf reagierte): „Die Sozialdemokratie hat in den letzten Jahren und Monaten eine Politik betrieben, die ihre Stimmzahl sehr ansehnlich vermehrt, zugleich aber — ein Paradoxon ohne Beispiel! — ihren politischen Einfluß fast vernichtet hat. Dieser Politik der Parteipäppelung unter gleichzeitiger politischer Kastration wollen die Herren um Hermann Müller offenbar auch weiterhin zähe treu bleiben. Sie werden am Tage nach



Hermann Müller

der Wahl jubelnd feststellen, daß ihre Stimmzahl größer ist als diejenige irgendeiner anderen Partei, und die kleine Tatsache, daß trotzdem ein Rechtsmann gewählt worden ist, wird ihnen von keiner erheblichen Bedeutung scheinen. Wir aber, für die Politik gleichbedeutend ist mit der Fähigkeit, Ziele zu erreichen — eine Fähigkeit, die wir jetzt wieder in hohem Grade auf der Rechten, mit keinem Splitterchen aber bei den Sozialdemokraten sehen! — was sollen wir zu einer Partei sagen, die darauf besteht, sich selbst umzubringen, und die jeden Versuch einer vernünftigen Erfolgs-Politik in dem Lager, dem sie selbst angehört, immer wieder vernichtet? Die Herren mögen sich nicht wundern, wenn ihnen gesagt wird, daß sie mit solcher Taktik jede letzte Lust zerstören, sich auf Kooperationen mit ihnen überhaupt noch einzulassen. Bündnisfähig ist nur die Vernunft, nicht die Idiotie, politisch bündnisfähig ist nur, wem es auf die Mission, nicht auf die Manifestation ankommt. Davon bemerkt man in der Partei Hermann Müllers zurzeit keine Spur."

---

* * * DAS SOZIALDEMOKRATISCHE ARGUMENT

Hier gibt ein sozialdemokratischer Publizist, der gut unterrichtet ist über parteiamtliche Auffassungen, eine Darstellung der Gründe, aus denen die zentrale Instanz der Partei dazu kam, von einer allgemeinen republikanischen Sammelkandidatur abzusehen

Der Kampf um die Nachfolge Friedrich Eberts setzt — fast ehe noch das frische Grab sich geschlossen — auf der ganzen Linie ein. Wenn auch der Aufmarsch der Parteien und Gruppen noch nicht völlig beendet ist, so lassen doch die verschiedenen Fronten sich deutlich erkennen. Während die gesamte Rechte auf *einen* Präsidentschaftskandidaten sich zu einen alle Anstrengungen macht, herrscht im Lager der republikanischen, besser verfassungstreuen, Parteien keineswegs die vorher so laut verlangte Geschlossenheit. *Die Sozialdemokratie hat einen eigenen Kandidaten aufgestellt*, — darüber hallt der Blätterwald der bürgerlichen Linken wieder von eifervollen Klagen und Beschwörungen. Ueberall stößt man in der deutschen bürgerlichen Linkspresse auf heftige Vorwürfe, temperamentvolle Jeremiaden, — deren Grundton der Sozialdemokratie törichten Parteiegoismus und Engstirnigkeit zur Last legt, ja Gefährdung der Republik und Demokratie behauptet. Mit Verlaub, meine Herren Kritiker, der Tadel trifft nicht ins Schwarze! Er wäre zutreffend und gar nicht scharf genug in Worte zu kleiden, wenn die Sozialdemokratie wäre: eine republikanisch-radikale Partei, — nichts weiter —, die *nur* in den Schattierungen, *nicht* im wesentlichen sich von den anderen Linksparteien unterschiede. *Selbst dann*

wäre es eine starke Zumutung von Selbstbescheidung an eine 7,5 Millionenpartei, zugunsten eines Kandidaten einer wesentlich schwächeren Gruppe Verzicht zu leisten. Ist ein solches Verlangen schon seltsam angesichts der bloßen Stärkeverhältnisse, so bedeutet es bei dem Parteicharakter der Sozialdemokratie aber ein völliges Verkennen der Psychologie, der Einstellung der sozialdemokratischen Massen. Dazu ein Wort. Der Zusammenbruch im November 1918 hat das alte System des durch einen Scheinparlamentarismus gemilderten monarchistischen Staates zertrümmert und an seine Stelle gesetzt die Republik. Die bürgerlich demokratische kapitalistische Republik — wohlverstanden! Ferner hatten wir „sozialistische Minister“, einen sozialistischen Reichspräsidenten sogar, aber dort nicht als Kämpfer für das Proletariat, sondern als Lohnarbeiter für die Bourgeoisie, die heute, — nachdem sie — zwangsläufig — den Erwartungen des Bürgertums entsprochen haben, mehr ungnädig als gnädig entlassen werden. Fern ist uns jede Bitterkeit darüber. Es war eine entwicklungsgeschichtlich notwendige, wenn auch verfl . . . . undankbare Aufgabe, die es in den verflossenen Jahren zu erfüllen galt, im Interesse wohl des Bürgertums, zugleich im höheren Sinne auch für die Arbeiterklasse, — für deren wirtschaftlich politischen Befreiungskampf nun einmal die demokratische Republik die beste Plattform abgibt. Deshalb — nur deshalb — sind wir Sozialdemokraten treue Republikaner, verteidigen mit starker Hand aber kühlen Herzens diese schwarz-rot-goldene Republik gegen jeden Ansturm der Bedränger. Vielleicht, daß in den jüngst vergangenen Jahren der ständig drohenden Putschgefahr den Zeitgenossen dies Bewußtsein ein wenig aus dem Gedächtnis schwand, — weil stets am entschlossensten die Kampfbereitschaft für die Republik bei der Arbeiterschaft, bei der Sozialdemokratie betont wurde. Aber konnte und kann darüber vergessen werden, daß die Sozialdemokratie vor allem ist und sein muß eine Partei des klassenbewußten Proletariats, eine Partei, die in Front steht gegen das Bürgertum? Wären Republik und Demokratie allein Sehnsucht und Erfüllung breiter Massen, — dann wären die Millionen sozialistischer Stimmen besser abgegeben für die Parteien, die nichts als diese Forderungen auf ihr Banner geschrieben haben. Das dem aber nicht so ist, das weisen deutlich die fast 8 Millionen sozialdemokratischer Wähler auf. Und das Schwergewicht dieser Masse verpflichtet — über alle taktischen Erwägungen hinweg! Regierungskoalitionen aber? Nun, diese einzugehen liegt im Wesen des Parlamentarismus, eine Koalition zur Bildung einer Regierung heißt Einigung auf ein Mindestprogramm, ist Frage der Zweckmäßigkeit. Zudem kann jede Koalition durch Rücktritt eines der Partner gelöst und aufgesagt werden. Bei dem jetzt bevorstehenden Kampfe aber handelt es sich darum, die verschiedenen Heerlager in Deutschland klar in ihrer Stärke aufzu-

weisen. Hie Reaktion — hie bürgerliche Demokratie — hie sozialistische Arbeiterschaft! Was ist damit gefährdet? Nichts, gar nichts! Je mehr Stimmen auf den Kandidaten der Sozialdemokratie, der Arbeiterpartei, sich einen, desto geringer die Möglichkeit eines Sieges des Rechtskandidaten im ersten Wahlgange, der — man vergesse es nicht — absolute Majorität der abgegebenen Stimmen erfordert. Ein bürgerlicher Sammelkandidat der Linken würde bedeuten, daß Millionen sozialistischer Wähler im ersten Wahlgange verdrossen daheim bleiben, oder den Kommunisten als Protest wählen. Wäre das Klarheit, wäre das Sammlung? Ein verschobenes, verzerrtes Bild würde entstehen. Nun aber kann es kein Verwischen geben, — die Sozialdemokratie geht mit einfarbigem Banner in den Kampf, die diesem folgende Masse ist für die Republik — faute de mieux auch in ihrer heutigen Gestalt — dessen bedarf es keines Beweises mehr. Dies Vorgehen mag taktisch vielleicht bedenklich sein, strategisch ist es sicher richtig und klar. Und ist es nicht auch wesentlich für das Leben der Republik, die Kräfte der sozialistischen Arbeiterschaft im Widerstreit der verschiedenen Klasseninteressen zusammenzufassen und wachsen zu sehen? Darauf kommt es zunächst uns an, das aber vermag allein die Kandidatur der Partei. Und darum kam für die Sozialdemokratie nur die Losung: „Getrennt marschieren“ in Frage. Haben zunächst die Kräfte sich gemessen, dann, aber auch dann erst kann die Frage lauten: links oder rechts? Für die Entscheidung dieser dann rein taktischen Frage ist uns nicht bange.

HERMANN MAUTHE

SPRÜCHE

Unsere Jugend leidet unter drei Hauptübeln und sie geht daran zugrunde; das eine ist der deutsche Oberlehrer — die andern zwei sind weniger von Belang.

Um heute Memoiren herausbringen zu können, muß man entweder ein Casanova sein, oder einen Krieg verloren haben.

Wie soll man die Meinung seines lieben Nächsten respektieren, wenn er gar keine hat.

Es gibt Leute, die berechtigen zu den schönsten Hoffnungen, aber eines Tages trifft man sie als Minister wieder.

Wenn die Leute schon geistig schlafen, sie sollten dann wenigstens nicht laut schnarchen.

Die Republik ist die Fortsetzung des Kaiserreichs mit andern Mitteln.

Wenn die Not am größten, sind die Verordnungen und Rednerkurse am nächsten.

H. N. BRAILSFORD
(London)

DER PAKT

Der Tod des ersten Präsidenten der deutschen Republik kommt in einem Zeitpunkt, in dem der Himmel Europas bewölkt und die Ausblicke für die Aussöhnung seiner Völker unsicher sind. Dieser einfache Arbeitsmann, der seinem Lande als Sattler gedient hatte, bevor er ihm als Präsident diente, war das Symbol einer Geistesverfassung und einer Epoche, die unter den Hammerschlägen französischer Politik hingegangen ist. Als seine Landsleute Fritz Ebert auf den hohen Platz setzten, den der letzte Hohenzoller geräumt hatte, wollten sie durch diese emphatische Handlung ihrem Ekel vor dem militärischen Feudalismus, der sie in den Ruin gestürzt hatte, und ihre Hingabe für die neuen Ideale der Einfachheit, Demokratie und des Friedens Ausdruck geben. Das Schicksal hat ihn in einem Augenblick hinweggenommen, da die Republik, die er mehr als einmal in Stunden der Gefahr und Verwirrung gerettet hatte, moralisch krank ist. Die Reaktion ist gewachsen, nicht auf Grund eines Wandels der Haltung des deutschen Volkes zu seinen sozialen und inneren Problemen, sondern weil die entwaffnete Republik unvermögend erschien, die nationale Ehre gegen die unaufhörlichen Beschimpfungen und Ungerechtigkeiten der siegreichen Feinde im Westen zu schützen. Der letzte Schlag ist in gewissem Sinne der schwerste. denn er kam nicht von irgendeinem Poincaré, sondern von einem Herriot, der sich selbst als den Apostel der Demokratie und des Friedens proklamiert. Seine Drohrede vor der Kammer, seine Weigerung die Räumung Kölns zu gestatten, der Zweifel (welchen seine Worte durchaus rechtfertigen), ob Frankreich jemals einwilligen wird, die Militärfront am Rhein zu verlassen — dies alles, und dazu noch der Sturz der Labour-Regierung und Mr. Chamberlains imperialistische Ausblicke, hat der monarchistischen Reaktion und ihrem Revanchetraume eine neue und formidable Stärke verliehen. Skandal unterminiert den guten Ruf der republikanischen Parteien, und die Schranken gegen die Reaktion fallen eine nach der andern. Die Nationalisten haben ihren Eintritt in das Kabinett der Zentralregierung erzwungen; Preußen kann seine Minister der Linken nicht halten; und jetzt ist Ebert hinweggegangen. Man blickt mit qualvoller Beklemmung der Wahl entgegen, die in wenigen Wochen seinen Nachfolger bestimmen soll. Wenn er von Rechts kommen sollte, dann ist vielleicht der zweite Präsident der deutschen Republik der letzte.

Mr. Chamberlain, der gegen Frankreich ebenso entgegenkommend zu sein scheint wie er gegen seine eigenen Landsleute unverschämt ist, hat kein leichtes Problem vor sich. Er hat allerdings erklärt, daß die Räumung Kölns nicht von der Ansicht Frankreichs

über seine künftige Sicherheit abhängen kann. Das Datum ist durch den Versailler Vertrag festgesetzt, und der einzige Grund den er für einen Aufschub gelten lassen will, ist, daß Deutschland (wie die militärischen Sachverständigen sagen) versäumt hat, seine Entwaffnungsverpflichtung bis ins letzte Detail auszuführen. Es wird für Marschall Foch, der immer ehern auf seiner Weigerung, den Rhein zu verlassen, bestand, nicht schwer sein, die Diskussion hinter dem Schleier des Geheimnisses in die Länge zu ziehen und Bedingungen vorzuschreiben, die Deutschland niemals zu erfüllen imstande sein wird. Der wahre Zweck dieser Manöver ist, Köln als Hebel zu benutzen, um England in eine militärische Alliance mit Frankreich und Belgien hineinzuzwingen. Tatsächlich sagt M. Herriot zu Mr. Chamberlain: „Wenn Sie das Genfer Protokoll nicht unterzeichnen, ist unsere Sicherheit so prekär, daß wir nicht daran denken, den Deutschen die Rücknahme Kölns zu erlauben, mag der Vertrag darüber sagen, was er will. Wenn Ihr hinausgeht, gehen wir hinein." Und je lauter wir protestieren und erklären, daß die Einhaltung des Vertrages in jenen seltenen Punkten, die ein deutsches Recht umschreiben, für uns Ehrensache ist, um so mehr versteifen sich die Franzosen auf die Forderungen ihrer Allianz. Da nun einmal klar ist, daß Mr. Baldwins Regierung das Protokoll um keinen Preis haben will, muß man den Pakt der Westmächte, als seinen Ersatz, auf seine Brauchbarkeit untersuchen. Wenn er von Beginn an und unter gleichen Bedingungen Deutschland mit einschließt, wenn er ihm gleichfalls Garantien gegen Einfälle und Angriffe von französischer Seite gibt, kann er in eingeschränktem, lokalem Sinne einige der Absichten des Protokolls erfüllen. Aber wie will er „Angriff" definieren und wird er, wie das Protokoll die Verpflichtung auch für Groß- und Siegerstaaten enthalten, sich in allen Fällen dem Schiedsgericht zu unterwerfen? Man hat einigen Grund, anzunehmen, daß Mr. Chamberlain auf die Einbeziehung Deutschlands bestehen und auch dem Drucke Frankreichs widerstehen wird, die Garantien auf dessen Verbündete, die Polen und Tschechen, auszudehnen. Aber der Vorschlag darf nicht bloß nach den Vertragspunkten beurteilt werden, sondern auch nach dem Geiste, der die französische Politik beherrscht. Frankreich fühlt sich nur deshalb nicht in Sicherheit, weil es entschlossen ist, eine despotische Beherrschung des Kontinents auszuüben. Da es keinen Schritt zur Aussöhnung tun will und jedem Schritt zur Anerkennung Deutschlands als eines gleichberechtigten Gliedes der europäischen Familie widerstrebt, sind seine Bemühungen, durch Rüstungen und Allianzen sich zu sichern, vergeblich. Es schafft und erneuert durch seine eigenen herrschsüchtigen Maßnahmen erst recht die Gefahr, die zu fürchten, es vorgibt.

WILLY MEYER,
Hauptmann a. D.

GENERAL ALLENS RHEINLAND-TAGEBUCH

General Henry T. Allen befehligte die amerikanische Besatzungsarmee am Rhein während der ganzen Dauer ihrer etwa 3½jährigen Anwesenheit. Außerdem war Allen „Beobachter“ bei der Rheinland-Oberkommission. In dieser Doppelstellung hatte er vorzügliche Gelegenheit, gute Einblicke in politische und wirtschaftliche Dinge, die damals und heute noch die Welt bewegten, zu bekommen; vielfach auch hinter die Kulissen zu gucken und eine Unmenge maßgeblicher Persönlichkeiten kennen zu lernen. Man kann sich vorstellen, daß sein Tagebuch eine Fülle interessanter Aufzeichnungen erhält.

Das, was das Buch Allens (erschienen bei Reimar Hobbing, Berlin) vor allem auszeichnet, ist das Streben nach unbedingter Unparteilichkeit und Gerechtigkeit. General Allen, der Deutschland schon von früher her kannte — er war Militärattaché in Berlin gewesen — hat sich Sinn und Verstand nicht umnebeln lassen von den Giftschwaden der Haß- und Verleumdungs-Propaganda des Krieges. Er kommt unserem besiegten Vaterland mit gleicher Unbefangenheit im Urteil entgegen wie den sogenannten Siegerstaaten. Er hat sein Amt am Rhein, Sitz Coblenz, mit großer Weisheit verwaltet. Er bemühte sich, ganz im Gegensatz zu den Franzosen, die Besatzung so wenig wie möglich fühlbar zu machen und in die Befugnisse der deutschen Behörden so gut wie gar nicht einzugreifen. Durch seinen Einfluß und durch die Hochschätzung, die er auch bei den Franzosen genoß, gelang es diesem hervorragenden Offizier, manche Härten zu verhüten. Er verfuhr dabei so geschickt, taktvoll und psychologisch-klug, daß ihm die Franzosen seine Stellungnahme in der Tat nicht übelnahmen. Viele Hunderte, zeitweise mehrere Tausende von armen deutschen Kindern der amerikanischen Zone verdanken dem General täglich ein warmes Mittagessen, Kleidungsstücke und ein Tannenbäumchen zum Weihnachtsfest. Das wird ihm stets unvergessen bleiben. In jener Zeit, als Allen die unterernährten Kleinen sättigte, verlangten die Franzosen von uns die Auslieferung von 810 000 Milchkühen. Allen bemerkt dazu: „Tatsächlich scheint sich diese Forderung unmittelbar gegen das Leben der deutschen Kinder zu richten, mag auch dafür die Absicht nicht bestimmend gewesen sein.“ Die Art, wie General Allen im Rheinland auftrat und seine Pflichten auffaßte, drängt einen Vergleich auf mit dem Verhalten des Generals v. Manteuffel, des Oberbefehlshabers der deutschen Besatzungstruppen in Frankreich nach dem 70er Kriege.

Ließ ein Deutscher sich in der französischen Zone ein Vergehen zuschulden kommen, und war es auch nur geringfügiger Natur, wurde er sofort vor ein französisches Kriegsgericht gestellt,

deren barbarische Strafen oft unser Schaudern erregt haben. Wie anders verfuhr Allen. Er übergab selbst einen Deutschen, der einen Amerikaner getötet hatte, den deutschen Gerichten zur Aburteilung. Die Franzosen verlangten im deutschen Kreise Simmern, daß der Schulunterricht in französischer Sprache erteilt werde. Allen befahl, daß alle Offiziere der amerikanischen Besatzungsarmee an deutschen Sprachkursen, die er einrichtete, teilnahm. Die Franzosen wollten die Feste Ehrenbreitstein sprengen, die militärisch nicht die geringste Bedeutung mehr hat, aber ein geschichtlich wertvolles Denkmal und eine herrliche Zierde am Rheinstrom ist. Nur dem energischen Eintreten Allens gelang es, diese sinnlose Zerstörung abzuwenden. Die amerikanischen Truppen, ursprünglich 15000 an der Zahl, wurden allmählich verringert. Trotzdem aber behielt Allen dieselbe Zone in ihrer vollen Ausdehnung besetzt; lieferte also den Beweis, daß eine Verringerung der Besatzungsarmee gut möglich sei, ohne die Erfüllung ihres Zweckes illusorisch zu machen. Die Franzosen hingegen verstärkten „im stillen“ ihre Besatzungsarmee. Offiziell gestanden sie zu, in der Hauptsache nur Ledige in die Besatzungszone zu schicken, in Wirklichkeit aber sandten sie fast nur Verheiratete mit der gesamten Familie, Dienerschaft usw. Dies alles auf Kosten des verarmten Deutschland! Die Separatisten Dorten und Smeets erfreuen sich, wie wir auch aus Allens Tagebuch authentisch ersehen, der herzlichen Sympathie und besten Unterstützung der Franzosen. Allen dagegen untersagte in seiner Zone jede Propaganda separatistischer Bestrebungen. Einen Empfang, den Dorten nachgesucht hatte, lehnte er strikte ab.

Allen erkannte sehr bald, was mit Deutschland gespielt wurde. Als er erstmalig von den „Friedens“-Bedingungen hörte, notierte er unter dem 27. Juni 1919:

> „Unter ihnen kann an Deutschland als eine der Weltgroßmächte nicht mehr gedacht werden. Falls die Deutschen den Vertrag unterzeichnen, bedeutet das Deutschlands Herabdrückung zu einer Macht zweiten Ranges für eine Reihe von Jahren. Der Verlust so großer Gebiete einschl. eines so hohen Anteils seiner Kohlen und seines Eisens — dazu noch die Reparationen — muß Deutschland völlig zum Krüppel machen.“

Drei Jahre später notiert der General:

> „Die Welt fängt an zu begreifen, daß die Bedingungen des Versailler Vertrages mehr noch als der Krieg selbst an der kritischen Lage Europas schuld sind.“

Allen ist sich auch sehr bald darüber klar, daß die Franzosen das Rheinland dauernd besetzt halten und das übrige Deutschland in Einzelstaaten auflösen wollen, die natürlich in Abhängigkeit von Frankreich gebracht werden sollen. Die Franzosen wünschen weniger Annexion als Separation. Es ist Allens Ueberzeugung, „daß Europa sich niemals eines wirklichen Friedens erfreuen würde, solange Frankreich das Rheinland in Händen hat.“ Der französische

General Mangin propagierte bekanntlich den Gedanken der Rheinrepublik. Allen schreibt über diesen Herrn, daß er von dieser Idee „geradezu besessen" sei. General Gerard, der die 8. Armee in Landau kommandierte, ging aber noch weiter. Er setzte sich für die Gründung der Republiken: Pfalz, Mainz und Cöln ein. Jede Stadt sein eigener Staat. Auch auf Bayern setzte man bekanntlich Hoffnungen. Allen notiert: „Viviani sagte, er sei kein Verfechter der Rheingrenze, hoffe aber, daß Bayern bei irgend einem wirtschaftlichen Uebereinkommen mit Frankreich von Preußen losgerissen werden würde. Dieser Gedanke würde sich wohl kaum ohne irgend eine Art von Revolution verwirklichen lassen. Er äußerte den Gedanken, daß dies wahrscheinlich bei der Wiedereinsetzung einer Monarchie in Bayern der Fall sein werde."

Allen ist der Meinung, daß die Franzosen eine vernünftigere Politik Deutschland gegenüber eingeschlagen hätten, wenn das Dreimächte-Abkommen, das im Anschluß an Versailles getroffen wurde, ratifiziert worden wäre. In diesem Abkommen versprachen Amerika und England den Franzosen im Falle eines deutschen Angriffes zu Hilfe zu kommen. Die Ratifizierung dieses Abkommens würde nach Allens Meinung die Franzosen zum guten Teil von ihrer Furcht befreit haben, die sie bisher zu so verderblicher Politik trieb.

Als die Ruhr-Invasion zum ersten Male diskutiert wurde, ist sich Allen über deren Mißerfolg klar. Als Vorwand für den Ruhreinmarsch wurde bekanntlich die Feststellung der Reparations-Kommission genommen, daß wir mit Lieferung von Holz und anderem (allerdings nur in geringfügigem Maße) im Rückstand seien. Das englische Mitglied der Reparations-Kommission, Sir John Bradbury, bemerkte, wie Allen mitteilt, damals sehr witzig: „daß seit den Tagen des trojanischen Pferdes Holz niemals wieder zu einem so bösartigen Zwecke verwandt worden wäre."

Allen selbst schreibt über die Motive der Ruhr-Invasion unter dem 30. Januar 1920:

> „Alles in allem ist es unstreitig, daß als Kriegsergebnis Frankreich eine Stellung einnimmt, die es nicht durch eigene Kraft erworben hat. Die Schwierigkeit, eine solche Stellung aufrecht zu erhalten, hat es in dieses Ruhrexperiment hineingezwungen, durch das es schließlich in diejenige Kategorie europäischer Staaten eingereiht werden wird, der es seinen Verdiensten nach angehört. Bevor dieses Ziel aber erreicht ist, werden Tausende von Menschen ungezählte Leiden durchmachen."

Am Tage darauf variiert er denselben Gedanken wie folgt:

> „Als Ergebnis des Krieges hat jenes Land (Frankreich) eine Stellung und ein Ansehen erhalten, die es kaum zu behaupten vermag; der nationale Stolz verlangt aber, daß sie beibehalten werden. Es wird einige Jahre in Zentraleuropa mächtig sein, aber die unerbittlichen Gesetze der Kraft werden ihm schließlich diejenige Stellung in der Kategorie europäischer Staaten anweisen, zu der das eigene Können und die eigenen Verdienste es berechtigen."

Gleich nach Beginn der Ruhrbesetzung versuchte Allen, allerdings seine Kompetenzen mutig weit überschreitend, Verhandlungen zwischen Deutschland und Frankreich zustande zu bringen. Washington zeigte sich wegen dieses Uebergriffes des Generals ungehalten. Allen schrieb darauf an den zuständigen Staatssekretär nach Washington. Er machte ihm recht eindringlich zunächst das unendliche Elend klar, das eine lange Ruhrbesetzung, nicht nur für Deutschland, mit sich bringen müsse und erklärte ihm, daß sein Versuch, Verhandlungen sogleich zustande zu bringen, lediglich den Zweck gehabt hätten, dieses Elend zu verhindern. Dann wird er spitz und scharf in seinem Briefe, der mit den Worten endet: ‚. . . . gestatte ich mir zu bemerken, daß ich außerordentlich bedaure, daß meine humanen Absichten Ihnen unangenehm gewesen sind; fortan werde ich mich an Ihre Anweisungen halten.“

Es wird viele freuen zu hören, daß Allen, der Amerikaner, das Beiseitestehen Amerikas scharf verurteilt. Amerika habe den Krieg zugunsten der Entente entschieden, Amerika durfte den die ganze Welt bedrohten Frieden von Versailles, vor allem die niederträchtige Art, wie Herr Poincaré den Vertrag auslegte, auffaßte und durchführte, nicht zulassen. Allen beklagt sich bitter über die Gleichgültigkeit Amerikas Europa gegenüber. Auf Seite 307 lesen wir die treffenden und mutigen Worte: „Es ist beinahe verbrecherisch von den Vereinigten Staaten, untätig zuzusehen, wie Deutschland zum Bankerott getrieben wird, sei es nun durch mißverstandene Ueberzeugungen oder bloße Untätigkeit oder Absicht.“

Mit Beginn der Ruhraktion wurden die Reste der amerikanischen Armee, die sich noch am Rhein befanden, in die Heimat zurückberufen. Offiziere und Mannschaften wären lieber geblieben, und die Bevölkerung sah sie nur ungern scheiden, zumal Franzosen die Nachfolger der Amerikaner im Coblenzer Abschnitt wurden. Waren die Amerikaner 1919 in die Coblenzer Gegend gekommen, um mit den Assoziierten am Rhein einen Druck auf den „Feind“ auszuüben, so waren sie schließlich 3¼ Jahre geblieben, um den Druck, den die Franzosen auf uns ausübten, zu mildern. Fürst Hatzfeld, der deutsche Reichskommissar, sagte beim Abschied: „Sie kamen als Feind und scheiden als Freund.“ Und in der Tat, man wird letzteres zum mindesten von General Allen sagen dürfen, der, in sein glücklicheres Vaterland zurückgekehrt, eine Hilfsaktion für deutsche Kinder ins Leben rief. Er setzte so seine charitative Tätigkeit, die er am Rhein, in Coblenz, begonnen hatte, fort. Der kluge und gütige General, der ein Wohltäter der Menschheit ist, kann der Achtung und des Dankes jedes Deutschen gewiß sein.

Es gab eine Periode in der Entwicklung unserer Generation, da es als ausgemacht galt, daß in der Erotik des Menschen seine ganze Lebensgenialität kulminiere. Da die Genialität umso größer ist, je freier und intensiver sie sich auswirkt, versuchte jeder, der um seine Selbstachtung rang, sein erotisches Erleben möglichst mannigfach zu gestalten: es war dem Aufgeklärten fast unmöglich, erotische Treue zu üben, ohne sich vor sich selbst zu degradieren. Zwischen Sexualabenteuer und Lebensplan lag ein Brachfeld der Ungebundenheit, mit verworrenem Gestrüpp bewachsen, durch welches die Liebe niemals oder nur unter blutigen Opfern den Weg zum Leben fand. Ebenso wie in südlichen Ländern die herrschende Volksmeinung für den betrogenen Liebespartner einen absoluten Zwang schafft, auf den Insult mit Mord und Totschlag zu antworten, trug die sorgsam gezüchtete Kulturvorstellung von der Gesetzlosigkeit der Erotik in jede Beziehung der Geschlechter ein automatisch wirksames Beunruhigungsmoment hinein, das die Partner stetig auseinandertrieb. Ein wesentliches Stück Eigenliebe haftete, bei Mann und Frau, am Bewußtsein von der Zufälligkeit der Begegnung, und die Schranke, die den Einzelnen von der Einheit des Erlebens trennte, war für den so Verzauberten keineswegs leicht zu nehmen. Er mußte diesen Weg fast als eine Niederlage und einen Rückzug empfinden.

Einige mehr oder weniger überzeugte Propheten dieses paradoxen Evangeliums wandeln heute noch unter uns. Sie wirken ziemlich fossil und deplaciert. Sie leben zum Teil noch immer nach dem alten Programm — sie wollen sich am Leben erhalten mit Hilfe der bequemen Gleichung, die sie an Stelle des Geheimnisses des Lebens setzten, und wissen nicht, daß sie schon längst gestorben sind, als Gefangene ihrer Lehre. Die Jugend hat einen mißtrauischen Blick bekommen für jede erotische Prestigepolitik, als wollte sie fragen: Du hast uns so lange gezeigt, wie du n i c h t zu leben verstehst, — könntest du uns nicht einmal zeigen, wie man wirklich lebt?

Die erotische Situation der heutigen Generation ist kritisch, so wie alle ihre Probleme. Sie ist vielleicht sogar kritischer als die Periode des reinen Protestes, die jede Dauer und jede Verschmelzung von Lebens- und Liebeswerten als unerträglichen Zwang empfand. Sie ist jedoch in einem Punkt fortgeschritten: die Jugend bringt es nicht so leicht über sich, die Aengstlichkeit der Hingabe hinter einem Geflunker von behauptetem Mut zu verstecken. Sie hat keinen Sinn für das Abenteuer, das nichts ist als Abenteuer, ebenso wenig wie sie für das Kunstwerk, das nichts ist als Kunstwerk, etwas übrig hat. Sie weiß, daß das, was sich als schöpferisches Suchen kostümierte, nichts war als ambitiöse Ratlosigkeit, und sie fühlt sich zu gut, um der Lasterhaftigkeit eines gottverlassenen

Philisteriums den geistigen Vorwand zu liefern. Denn der Philister ist es, der uns heute, in rabiater Trivialität, den Totentanz der gesetzlosen Geschlechtlichkeit vorführt. Die Jugend weiß, daß die Unfähigkeit zum Bejahen des Partners ein Manko ist und kein Vorzug und daß die Lehre beginnt, wo die Liebe aufhört. Liebe ist nicht die Bejahung eines Augenblicks, sondern die Bejahung eines Lebens. Ein Menschendasein kennt seine eigene Verantwortung nicht, wenn es sie nicht an der Verantwortung für ein fremdes Leben mißt.

~~Es handelt sich nicht um Moral, sondern um die Rettung des~~ Schöpferischen im Menschen. Es gibt keine vertrauenswürdige schöpferische Kraft ohne Einheit der Persönlichkeit, und es gibt keine Einheit der Persönlichkeit, solange erotische Konfliktstoffe im Menschen schlummern. Die Zeit, die von der zufälligen Reibung den Antrieb erhoffte, war typisch unschöpferisch, die Apotheose der Potenz das Werk vom Impotenten. Aus Mißtrauen an ihrer eigenen Berufung verdarb sie, nachdem sie alles abgestoßen hatte, was irgendwie zur Wirklichkeit führte: das Politische, das Historische, das Oekonomische, das Wissenschaftliche, — nachdem sie alle Wege zum Leben versperrt hatte, verdarb sie die letzte Quelle des Reichtums, die sie noch strömen hörte. Sie verstand nicht, daß der Reichtum, den Liebe gibt, nicht aus ihrer eigenen Kraft erwächst; daß Liebe nichts ist als ein blühender Zweig an einem unteilbaren Stamme, der zur krummen Gerte verdorrt, wenn man ihn vom Stamme trennt. Sie verstand nicht, daß die Zauberkraft der Liebe einzig darin besteht: daß sie bindet und verpflichtet und das Verpflichtende in allem sonstigen Tun lebendig macht. Sie hatte Angst vor der Verpflichtung, weil sie bar war jeder Berufung.

Die Liebe der Geschlechter ist nicht eine Kraft, die sich in Symbolen umsetzt, welche unabhängig von ihr bestehen, sondern sie ist selbst ein Symbol. So wie ein Mensch liebt, so lebt er. Ebenso mutig oder ängstlich, unsicher oder konsequent, reinlich oder schweinisch. Diese einfache Weisheit bleibt allen Erotikern verschleiert. Zeigt uns den Punkt, an dem der Mensch lieben kann, ohne sich selbst einzusetzen, und wir werden ihm erlauben, unmenschlich zu lieben. Der Dualismus: Leben — Leben der Wirklichkeit, der Arbeit, des Zielbewußtseins, des Strebens — und Erotik kann ebenso wenig ohne schwere Schädigung der moralischen Einheit des Menschen gelingen, wie eine Amputation lebenswichtiger Organe ohne Verkrüppelung. Ebenso wie es eine Kühnheit gibt, die nichts ist als Flucht nach vorne, gibt es eine Neugier und Intensität des Erlebens, die nichts ist als das Ausreißen vor dem Leben. Die Dionysiker von gestern waren die Befangenen des albernen Selbstbetrugs, der die eigene Feigheit nicht erkannte, als sie die Larve der Sinnlichkeit vornahm.

Die neue Generation muß aufbauen, wo die vergangene ein Trümmerfeld zurückließ. Sie muß nicht nur ihre Liebesfähigkeit regenerieren, — sie muß lernen zu denken, Menschen zu erkennen, die Materie der Welt zu durchdringen, die Dinge, die sich in diesem irdischen Jammertal begeben, wichtig zu nehmen. Sie muß eigentlich alles erst lernen, denn man geriete in Verlegenheit, wenn man sagen wollte, was sie aus dem Gestern übernehmen kann. Noch sucht sie komplizierte, verwegene, überschwengliche Lösungen und findet nicht den Mut, die Logik des Lebens zu bejahen, die oft von überraschender Einfachheit ist. Vielleicht erwartet sie auf dem Gebiete der Erotik, dem die Fangnetze der listigsten Kasuistik vorgelagert sind, wie sie bloß kranke Eigenliebe zu knüpfen vermag, die größte Ueberraschung. Die Narrenkappe der Sinnlichkeit, die ihr die Gestrigen reichten, hat sie abgelegt, — wird sie den Kranz der Liebe zu winden verstehen? Und kann ihr etwas gelingen, wenn ihr dieses nicht gelingt? Kann sie die Welt erlösen, wenn sie immer wieder am Geschlecht krankt, wie die Alten, die ahnungslos eine Welt zusammenbrechen sahen?

WALTER MEHRING
(Paris)

ETHNOGRAPHISCHER UNTERRICHT BEI PROFESSOR UNRAT

Der „Intransigeant" bringt eine Schilderung von Berlin, nach deren Lektüre ich sofort „eins Zweiter Zoo" gelöst hätte, würde ich bisher noch nie „den Übergang über die Panke in der Schumannstraße vollzogen haben". Nicht, daß Tatsachen gefälscht worden wären, aber im Gesamtbild erreichte die Darstellung jenen Punkt, wo der Pariser sich erkundigt: „sans blague?", und der Berliner deutlicher entgegnet: „Sie sind woll nich von hier?!" Welch ein ungewohnter Glanz allein entstrahlte dem Fettdruck der Ueberschriften:

Berlin ein Spukhaus!

Neue Religionen!

Ein ganzes Volk stürzt sich auf die wirrsten Illusionen des Mythos in Fortsetzungen!

„Jeden Abend in den buddhistischen Kapellen, in den Kegelklubs, Rauch- und Philharmonievereinen erwarteten sie in voller Uniform, daß der Himmel ihnen auf die Köpfe fiele. Ich konnte mich nicht enthalten, eine dieser mystico-bacchischen Versammlungen mir anzusehen. Im Dunkel eines mittelalterlichen Kellers rief ein buckliger Zwerg mit langen blonden Haaren — er hat sich einen Namen im Expressionismus gemacht — die Apokalypse . . . ."

Oder wenn das „Petit Journal" von neuem andeutet, die Einfuhr des Kokains, das man in den (wie bitte?) „Giftenhausen" von Berlin schnupfe, wäre eine wohlerwogene „offensive toxique" von deutscher Seite.

Und doch entspringt das alles weniger einer Böswilligkeit, als vielmehr der Sensationshetze unserer Zeit, die antreibt, schon den Trugschluß des Nebensatzes parat zu halten, während man noch schnell im Hauptsatz eine Episode zur Allgemeingültigkeit stempelt.

Aber während hier der fixe Schreiber sich an Menschen wendet, die sich ihre Lektüre selbst wählen können, ja deren Geschmack geradezu nach solcher Kost verlangt, so steht ihm gegenüber der Vertreter einer Macht, die, gefährlicher als aller Journalismus, nicht einmal die Entschuldigung der Unüberlegtheit für sich hat, nämlich: der Schulmann. Er, der durch die Schulpflicht seinen ahnungslosen Zöglingen nicht nur die Vorbedingung für spätere Zeitungslektüre schafft, sondern vor allem es in der Hand hat, ihrer Seele buchstabenweise schwarz auf weiß Haß oder Versöhnlichkeit einzuprägen.

Wie es darum bestellt ist, kann man in einem umfangreichen Handbuch der Carnegiestiftung: Enquête sur les livres scolaires d'après guerre (Paris. 173 Boulevard St. Germain) nachprüfen. Um es gleich vorwegzunehmen: das Ergebnis dieses erbarmungslos objektiven Werkes, das Frankreich, Belgien, Deutschland, Oesterreich, England, Italien und Bulgarien umfaßt, könnte den entmutigen, der noch mit Illusionen für die Entwirrung kämpfte. England erscheint hierin am zurückhaltendsten, Oesterreich und Italien am gemäßigsten, in den andern Staaten sind die Produkte einander würdig mit entsprechenden Vorzeichen.

Selbstverständlich, daß das deutsche Lesebuch mit Volldampf voraus! unter streng monarchistischer Flagge gondelt; selbstverständlich, daß die Mehrzahl der Herren Pädagogen gerade „gefehlt" hatte, als man den § 148 der Weimarer Verfassung vom „Geiste der Völkerversöhnung" durchnahm; selbstverständlich, daß das Gedächtnis des „Paukers" äußerst kräftig bei den Taten „unseres unvergeßlichen Herrscherhauses" funktioniert, während es bei der Uebersiedelung nach Amerongen versagt; selbstverständlich, daß ein Poet in einem Rheinischen Lesebuch, 1919 neu herausgegeben, den Schulter-an-Schulterkampf ausgiebig bedichtet, weshalb für den jüdischen Kollegen Heine und den „Weltbürger" Goethe kein Platz mehr gefunden wurde.

Aber in Frankreich und Belgien sieht es nicht besser aus: „Man lehrte" sagt das Handbuch „die Söhne der Besiegten von Gravelotte oder Sedan, daß die großen Genugtuungen (réparations) aus dem Rechte hervorgingen, man zeigte ihnen begangene Fehler, aber wenn man sich an eine junge Generation wendet, die unter dem Arc de Triomphe die Soldaten der Marne vorbeidefilieren sah, dann muß man natürlich in einem andern Stile zu ihnen sprechen!" Und es folgen Proben, die hinter deutschen Erzeugnissen nicht zurückstehen.

Mit gleichem Eifer hat das Carnegie-Institut die günstigen Anzeichen gesammelt, in Deutschland die Namen Wyneken, Förster

und Elisabeth Rotten u. a., in Frankreich die Stimmen zahlreicher Lehrer gegen jede Haßlehre, und es betont ausdrücklich, daß der Geist des Unterrichtenden maßgebender sei als die Schulbücher.

*

Ich möchte dem zwei persönliche Eindrücke hinzufügen, die weder für den höheren Schulgebrauch, noch für Sensationslettern bestimmt sind. Zum erfreulichsten gehört die „Ecole normale supérieure", die neben den Kursen der Sorbonne Lehrkräfte ausbildet, aus der aber auch eine bedeutsame Reihe der besten Wissenschaftler und Literaten hervorgegangen ist. Fast ohne Ausnahme vertritt die Studentenschaft dieses Institutes die Ideen des Pazifismus und Sozialismus; sie gründeten einen Klub, der wöchentlich einen der ihnen erreichbaren Angehörigen fremder Nationen zum Vortrag auffordert; Vorträge, die seltsamer Weise auch dann, wenn sie von Deutschen gehalten werden, weder mit Mensuren noch Salamanderreiben endigen.

Und ein zweites Erlebnis aus einem ganz anderen Milieu, bei dem man sich, wie so oft fragt, ob „es bei uns möglich wäre". In der Rue de la Gaité, hinter dem Montparnasse, in der engen, knallbunt leuchtenden Bummelgasse liegt ein Theaterchen für schlimmstenfalls fünfhundert Personen, übern Hof links, wo der Herr Direktor benebst Gemahlin persönlich Billetts verkaufen und wo die Arbeiter mit Weib und Kind allabendlich in Scharen hinpilgern. Und ich habe da schon die üblichen Lustspiele gesehen, in denen der Comte mit der Duchesse, während die Gattin . . . na, wie es so in den besseren Kreisen zuzugehen pflegt. Aber augenblicklich spielt man dort ein Kriegsdrama; zweiter Akt im Schützengraben: rücksichtsvoll platzende Granaten, heftig ob der Schmach errötender Himmel, zwei bartstrotzende Fantassins, die mit wackeren Gesprächen im Dröhnen der Geschütze und im Tabaksqualm des Publikums ausharren. Und man denkt: Aha! Aber da betritt mit einemmal ein neuer Kamerad die Patriotismus dröhnende Szene und singt die Internationale. Und später hält er über einen Toten eine lange Rede, daß die Kapitalisten den Krieg verschuldet haben, und daß die deutschen Greuel Märchen sind, und daß es nur einen Kampf gäbe: für die Aussöhnung der Menschheit. Gewiß, er sagt es nicht in Worten Racine'scher Klassik, aber die Zuhörer verstehen ihn dafür um so besser, und es bricht ein frenetischer Applaus und ein stürmisches Bravo los.

Ich will daraus keine Schlußfolgerungen ziehen, ich referiere nur, was ich in einem Pariser Volkstheater, das jedem zugänglich und jeden Abend überfüllt ist, im Februar 1925 gesehen und gehört habe.

*

Gestern bin ich auf den großen Boulevards zehn seltsamen Gestalten begegnet, zehn Lamas, nicht denen, die die Wolle für

garantiert ff. Alpakkastoffe, sondern den Buddhismus für die deutschen Kegelklubs liefern. Sie hatten auf dem Eiffelturm als Mount-Everest-Ersatz dejeuniert und befinden sich zu Studienzwecken in Paris. Ob sie für tibetanische Zeitungen oder Lesebücher asiatischer Mittelklassen schreiben, weiß ich nicht, aber hören möchte ich, was sie über uns europäische Halbinsulaner erzählen werden, und ob sie vielleicht über die seltsamen Gebräuche der Folies-Bergèrepriesterinnen oder über eine mystiko-bacchische Versammlung berichten werden, die sie in der Chambre des Députés persönlich miterlebt haben.

CARLOTTO GRAETZ

MODERNER BRIEFSTELLER

III.

Bewerbungsbrief einer weiblichen Kraft, der sicheren Erfolg hat.

An die Firma L. Jakoby und Reuß!

Sehr geehrter Herr!

Mit Bezug auf Ihr Inserat im „Berliner Tageblatt" erlaube ich mir, Ihnen meine Dienste ergebenst anzubieten. Ich glaube, die in Ihrer Annonce festgesetzten Bedingungen vollkommen erfüllen zu können. Ich stenographiere perfekt, 85 Worte in der Minute, tippe sehr schnell, auf deutschen wie auf englischen Maschinen, spreche und schreibe französisch und englisch, führe selbständig Korrespondenz und bin imstande, mich sehr schnell auch in eine mir fremde Materie einzuarbeiten. Ich habe nach vollendetem Lyzeum die Handelsschule besucht, war dann in verschiedenen Stellungen jedes Mal zur vollsten Zufriedenheit meiner Chefs tätig. (Zeugnisse anbei.)

Ich bin 23 Jahre alt, blond, 170 cm hoch, man sagt mir nach, daß ich von sympathischem Aeußeren bin. Ich weiß, welches Gewicht die Vorgesetzten und die Kundschaft auf freundliches Benehmen und gefälliges Aussehen legen. Meine Ansprüche sind bescheiden; doch muß ich, da ich gewohnt bin, meine ganzen Kräfte der Firma zu widmen, auf einem Monatsgehalt von mindestens 250 Mark bestehen. Ueberstunden werden nach freier Vereinbarung honoriert.

Ich möchte noch hinzufügen, daß meine geschäftliche Erfahrung mich insbesondere zu einer Vertrauensstellung, womöglich direkt unter dem Chef, befähigt, und daß ich in wichtigen und schwierigen Positionen, wie aus den beiliegenden Referenzen hervorgeht, durch Takt und Diskretion die besondere Zufriedenheit meiner Chefs zu erringen bestrebt war. Insbesondere verweise

ich auf das beiliegende Zeugnis der Firma Wassermann & Comp., bei welcher ich 2½ Jahre tätig war. Ich schied aus dieser Stellung, weil die Firma infolge Einheirat des Herrn Wassermann in eine andere Firma aufgelöst wurde und zwar im vollsten Einvernehmen.

Wenn ich zuletzt noch hinzufüge, daß ich in letzterer Stellung auch auf Reisen im Außendienst zur vollsten Zufriedenheit meines Chefs tätig war, so glaube ich auch in dieser Hinsicht allen modernen Anforderungen entsprechen zu können.

Ich bemerke zum Schlusse noch, daß mir an einer dauernden Stellung in Ihrem werten Hause besonders gelegen ist, und daß ich nur dann auf eine günstige Erledigung dieses Bewerbungsschreibens rechne, wenn es sich nicht um eine vorübergehende Vakanz handelt, da ich auf eine Aushilfsstelle oder eine bloß vorübergehende Anstellung keinen Wert lege.

Bin zu persönlicher Vorstellung, am besten nachmittags zwischen 6 und 8 Uhr, zu Ihrer gefl. Verfügung.

Indem ich nochmals versichere, daß ich mich nach jeder Hinsicht bemühen würde, Ihre vollste Zufriedenheit zu erringen, zeichne ich

Hochachtungsvoll
Lou Neumann

Referenzen anbei: p. Adr.: Frau Witwe Schlittgen
Mommsenstraße 26 III.

PETER SCHER

BOBBY ROY

Bobby Roys Frau, die Solange hieß, — was Deutsche nie begreifen konnten — und obendrein grüne Augen und rotes Haar besaß — was die andern Malersfrauen oft zu dem schmerzlichen Ausruf bewog: Haare — nun ja . . . aber wie färbt man Augen? — Bobby Roys Frau war so eifersüchtig, daß sie sogar den Kellner anfuhr, wenn er besonders liebenswürdig mit dem Maler sprach.

Wie aber auch Solange Bobby überwachte — es verging kein Tag, an dem sie nicht in Gesellschaft auf seinen ideal schönen Körper angespielt hätte.

„Bobby, laß mich deinen Arm fühlen — du hast heute wieder nur zwanzig Minuten geboxt!"

„Ah — Ihr Herr Gemahl boxt?"

„Boxt? Aber gnädige Frau — er hat einmal Dick Armstrong den Rest gegeben. — Bobby!"

„Ja . . . Solange —?"

„Warum ist der Masseur gestern nicht dagewesen? Schwing das Bein nach links! Ah — du bist schlapp!"

So führte Solange Bobbys ideale Mannesschönheit den Damen vor. Aber wehe ihnen, wenn sie sich so weit erwärmten, daß sie

der Sache auf den Grund gehen wollten. Dann war Solange imstande, sich im Salon des Bankpräsidenten, vor der gesamten Creme, auf den Boden zu werfen und unter entsetzlichem Geschrei mit den Füßen zu hämmern.

Bobby Roy war ein guter Kerl — ein bißchen überholt, weil er immer noch glaubte, daß ein kalt dämonisches Wesen sicheren Erfolg verbürge; aber da die meisten Leute, unter denen er sich bewegte, ebenso überholt waren und noch nicht wußten, daß Fortgeschrittene inzwischen zur taufrischen Unverbrauchtheit übergegangen waren — die sich allerdings nur mit verstärkten Kokaindosen erzielen ließ — hatte er seinen Erfolg auch mit dem älteren Mittel. Außerdem tat Solange das ihre, um beständig Anlässe zu anregenden Eifersuchtsausbrüchen herbeizuführen.

Bobby verkaufte im allgemeinen gut. Den Verlegern und Kunsthändlern, die mit Verträgen zu ihm kamen, imponierte es nicht wenig, wenn er im weißen Sweater, mit Boxhandschuhen an den Händen, hereintrat und scharf an ihren Köpfen vorbeizielend einen klatschenden Hieb gegen den im Rahmen der Tür schwebenden punching-ball führte. Sie fanden das im Gegensatz zu dem schwächlichen Wesen atelierhockerischer Mokkatrinker, mit denen sie gewöhnlich zu tun hatten, kolossal auf der Höhe und wenn Bobby ganz selbstverständlich etwas von seinem Freund Dick Armstrong in die Debatte warf, der gerade in England Meisterschaftstriumphe feierte, konnte der Maler mit ihnen machen was er wollte.

Aber — so geht es in der Kunst — plötzlich gingen die Geschäfte schlecht und Mißstimmung bemächtigte sich Solanges und Bobbys, die vorzüglich zu speisen gewöhnt waren und ihre täglichen Räusche schmerzlich entbehrten. Es kam so weit, daß der Masseur vierzehn Tage ganz ausblieb; daß Bobby beim Beinschwingen ernstlich versagte; daß sie ihren Hunger mit Corned beef und ihren Durst mit Dünnbier stillen mußten.

Da sagte Bobby Roy eines Morgens — und er führte dabei einen so jämmerlich schlappen Hieb gegen den punching-ball, daß es Solange in der Seele weh tat — sagte er eines Morgens: „Solange — soll ich Fräulein Krammetseder zum Tee bitten?“

Die Antwort war ein gellendes Geschrei gleich dem eines Kakadus, der plötzlich die Katzenpfote durch das Käfiggitter krallen sieht. Gleichzeitig ertönte ein dumpfer Fall und ein rasendes Hämmern auf dem Teppich.

Das war Solange, die auf ihre Art zu seiner bescheidenen Frage Stellung nahm.

Bobby Roy ließ die Hand mit dem Boxhandschuh sinken und wartete geduldig auf das Abebben des ersten Sturmes.

In der Tat wurde das Hämmern allmählich schwächer, die Zuckungen verringerten sich, und nachdem vollkommene Ruhe eingetreten war, hörte man erst ein herzbrechendes Seufzen und dann Solanges zu Tode erschöpfte Stimme: „Bobby?“

„Liebste?"
„Bobby . . . haben Krammetseders Kaviar?"
„Soviel du willst," sagte Bobby mit unendlich teilnahmsvoller Stimme.
„Und Hummer?"
„Auch Hummer, mein Liebling."
„Und Sauternes?"
„Selbstverständlich!"
Ein tiefer Seufzer. Solange richtete sich auf.
„Dann sollst du es tun!" sagte sie mit fester Stimme.
„Gut," sagte Bobby Roy. Aber er sagte es wohl um eine Nuance zu freudig oder zu rasch.
Solange warf sich auf der Stelle wieder lang auf den Boden und das Hämmern und Schreien begann von Neuem so stark, daß Bobby sich wütend vor die Stirn schlug und abermals in abwartende Haltung gehen mußte. Als es endlich doch wieder so weit war, beugte er sich zu ihr nieder und richtete sie, die kaum noch mit verlöschender Stimme flüstern konnte, zärtlich auf.
„Solange," sagte er weich, „wenn es nicht wegen dir wäre!"
„Bobby," hauchte sie matt, „ist es — ist es wahr?"
„Liebling!" stieß Bobby feurig hervor.
„Und ist es wirklich — französischer Sauternes?"
„Aber ja! Du weißt doch, daß Krammetseders das vornehmste Geschäft dieser Art sind.
„Ja?" flüsterte sie abwesend und dann, das Gesicht in beide Hände pressend, mit stürmischem Ausbruch: „Oh Gott — oh Gott — es ist entsetzlich, wie ich leide!"
Aber diesmal war Bobby klüger und hielt sich zurück.
„Solange," sagte er ganz weich „glaubst du, daß ich weniger leide? Wenn es nicht um deinetwillen geschähe —!"
„Geliebter!" schrie Solange und umarmte ihn so stürmisch, daß er unangenehm an das Ausbleiben des Masseurs erinnert wurde. — — —
Elfriede Krammetseder war ein großes dickes Mädchen mit Idealen und einem Delikateßgeschäft im Hintergrunde. Sie litt an unglücklicher Liebe zu Bobby Roy, dessen männliche Schönheit ihr leicht verfettetes Herz seit langem nicht zur Ruhe kommen ließ.
Es war in Künstlerkreisen kein Geheimnis, daß Elfriede Krammetseder fähig wäre, für eine zärtliche Stunde mit Bobby Roy ihren halben Delikateßladen dahinzugeben, und häufig war das befremdliche seiner Standhaftigkeit in den Ateliers erörtert worden.
Nun also sollte Bobby fallen.
Am Tage nach dem großen Entschluß, der die Einladung an Elfriede gezeitigt hatte, war prompt eine ganze Wagenladung auserlesener Sachen in Bobbys Atelier eingetroffen, und er selbst wie Solange hatten sich bereits so übernommen, daß sie ernstlich den Gedanken erwogen, wegen Krankheit abzutelephonieren.

Aber da Solange den Eindruck hatte, daß Bobby wirklich zu phlegmatisch war, sich dem liebeglühenden Mädchen zu widmen, fühlte sie sich zum Widerstand aufgestachelt, und weil sie infolge der gesteigerten Alkoholzufuhr überdies Verlangen nach irgendwie begründeter Eifersucht immer dringender empfand, stellte sie sich unvermutet auf den Ehrenstandpunkt.

Da er sich hartnäckig verhielt, warf sie sich auf den Boden und hämmerte und schrie so lange, bis er um des lieben Friedens willen sein Wort gab, das Mädchen ernstlich ins Verderben zu reißen, worauf sie sich wieder versöhnten und so viel von dem Sauternes tranken, daß sie am Ende wieder aneinandergerieten

Am andern Nachmittag, als Elfriede Krammetseder zum Tee erschien, waren Bobby und Solange so verkatert, daß sich das glühende dicke Mädchen durch den Empfang bedeutend erkältet fühlte.

Solange hatte die Dame in all ihrer Ueppigkeit nicht so bald zu Gesicht bekommen, als sie auch schon die Tür knallend hinter ihr zuschmiß und im gegenüberliegenden Zimmer vor dem entsetzten Bobby eine Szene zum besten gab, deren Begleiterscheinungen der gespannt lauschenden Krammetseder nicht verborgen bleiben konnten.

Der unglückliche Maler, der grade wieder mit hoffnungslosen Muskelproben am Ball beschäftigt war, beschwor sie mit erhobenen Händen, an denen die Boxhandschuhe greuliche Klumpen bildeten, ihr Temperament zu schonen. Aber als er, um sie völlig zu überzeugen, daß ihm an der Eroberung des Delikateßmädchens nichts gelegen sein könne, einige lahme rudernde Boxbewegungen vollführte, fühlte sich Solange wieder in ihrem Stolz als Besitzerin eines gut funktionierenden schönen Mannes getroffen und trieb ihn mit gellendem Anruf zur Attacke.

Mit entsagungsvoller Miene wankte der unglückliche Bobby zur Tür. Aber kaum hatte er die Hand auf die Klinke gelegt, als Solange schon wieder dramatisch aufschrie und mit den Füßen hämmerte.

Da packte ihn denn doch die Wut. Er knallte die Tür hinter sich zu und schritt, jeder Zoll ein Eroberer, über den Gang und stürzte sich mit geschlossenen Augen in die Arme der liebeglühenden Elfriede.

So gewiß eine lebendige Fliege mehr wert ist als ein aus Marzipan gebackener oder aus Holz geschnitzter toter Adler, so gewiß steht eine gute Posse höher als ein mittelmäßiges Trauerspiel und so sicher wird ein Kunstverständiger auf einen vorzüglichen Witz eine Million gewöhnlicher Jamben hingeben.

Hebbel

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Märzwoche

Die nationalsozialistische Landtagsfraktion hat der staunenden Mitwelt ihre Vertrautheit mit Bank- und Börsenangelegenheiten durch eine seltsame kleine Anfrage zu demonstrieren versucht. Sie hat sogar einen Gesetzesvorschlag beigefügt, den sie großspurig als „Entwurf einer Novelle zum Börsengesetz" bezeichnet. Man kann darüber hinwegsehen, daß die Vorschläge mit dem Börsengesetz gar nichts zu tun haben, daß die formulierten fünf Paragraphen sich auf drei ganz andere Gesetze beziehen, auf Handelsgesetzbuch, Kapitalverkehrssteuer und Depotgesetz. Wie Kraut und Rüben wird da alles durcheinander geworfen. Je größer die Ignoranz, desto rabiater bekanntlich das Auftreten gegen die vermeintliche Bankenherrschaft. Der „Barmat-Kutisker-Michael-Sumpf" habe, so heißt es in der Anfrage, deutlich die Lücken und Mängel des Börsengesetzes offengelegt. „Einsichtsvolle Männer der Wirtschaft" hätten sich daher entschlossen, durch Ausarbeitung des besagten Novellenentwurfs diese Lücken und Mängel zu beheben. Ist die Staatsregierung bereit, bei der Reichsregierung die Einbringung dieses Gesetzes zu beantragen? Man braucht die ganze Anfrage nicht weiter ernst zu nehmen. Braucht die Auffassung, daß die substanzleeren Banken heute die vollfette Industrie knechten nicht zu widerlegen. Die Fungilität der Aktie soll durch erhöhte Umsatzbesteuerung und durch Uebergang zum Namensaktiensystem und zur Stimmrechtsquarantäne vermindert, statt (wie es notwendig ist) vergrößert werden. Das alles ist reine Torheit.

Doch in diesem Kunterbunt aufgewärmter, längst abgetaner Ideen sind auch einige Anregungen enthalten, über die es — trotz ihrer Herkunft — nicht erlaubt ist, mit einem Achselzucken hinwegzugehen. Den Reiz der Originalität besitzen freilich auch sie nicht. Seit Jahr und Tag vertreten angesehene (nicht völkische) Kritiker dieselbe Forderung, daß beim Ankauf von Wertpapieren die ausführende Bank dem Käufer das Nummernverzeichnis überreichen müsse und sich dieser Verpflichtung nicht durch eine Fußnote in

den Geschäftsbedingungen entledigen dürfe. Einen endgültigen Schutz gegen Bankschwindel bietet freilich auch dieser Zwang zur Aufgabe des Nummernverzeichnisses nicht. Die Nationalsozialisten sind im Irrtum, wenn sie meinen, dadurch hätte die Kutisker-Affäre vermieden werden können. Aber es bedeutet in der Tat die Einschaltung einer erwünschten Hemmung, wenn der Bank auf diese Weise immer wieder vor Augen geführt wird, daß sie mit dem Eigentum des Kunden nicht schalten und walten kann wie sie will. Noch in einem anderen Punkt haben die Interpellanten recht, wenn sie nämlich verlangen, daß die Banken über angekaufte im Depot befindliche Aktien kein Verfügungsrecht haben dürfen, daß es ihnen insbesondere untersagt sein soll, auf Generalversammlungen mit Hilfe der Depotaktien ihrer Kunden sich selbst als Aktionäre aufzuspielen. Wenn man auch nicht gleich mit den Nationalsozialisten zu fürchten braucht, daß die Banken auf diese Weise die Industrie unter ihre Botmäßigkeit bringen, so verbieten doch schon elementare Rechtsüberlegungen, daß die Kreditinstitute sich mit Hilfe eines solchen Tricks entgegen dem Sinn des Aktienrechts durch Kundenaktien Vorteile erschleichen, die ihnen nicht zustehen. Man geniere sich nicht, dem Unfug, der in dieser Beziehung getrieben wird, endlich entgegen zu treten, auch wenn die Anregung dazu diesmal von Herrn Wulle kommt.

Man traut seinen Augen kaum: eine Aktiengesellschaft nach der anderen erklärt ihre Bereitwilligkeit zur Wiederaufnahme der Dividendenzahlung, und es sind nicht einmal schäbige, sondern zum Teil ganz anständige Sätze, die angeboten werden. Der Durchschnitt der bisherigen Vorschläge lautet etwa 9 v. H., das ist beinahe der volle Landeszinsfuß. Die Aktionäre empfinden das auch als eine besondere Kulanz. Der ungeheure Aderlaß bei der Goldumstellung war rasch vergessen. Man hatte sich im Laufe der Zeit schon ganz daran gewöhnt, als bloßes Ausbeutungsobjekt ohne eigentliche sonstige Existenzberechtigung angesehen zu werden. War bei der Goldbilanz vereinzelt noch Krach geschlagen worden, so erweisen sich die Dividenden als wirksamer Versöhnungskitt. Infolgedessen wird gar nicht lange geprüft, welchen Ursprungs die Gewinne eigentlich sind, die jetzt so freigibig an die Aktionäre verteilt werden. Man sieht auch immer nur die nackte Prozentzahl und bedenkt nicht, daß beispielsweise eine 9prozentige Dividende für den Fall, daß das Kapital — angenommen — dreifach zu scharf umgestellt war, nur einem dreiprozentigen Ertrag entsprechen würde. Von einer normalen Dividendenpolitik sind die

deutschen Aktiengesellschaften jedenfalls noch himmelweit entfernt. Die Einstellung der „Wirtschaftsführer“ zu diesem Problem hat sich von Grund auf verschoben. In früheren Zeiten richteten sich die Ausschüttungen nach den tatsächlich erzielten Gewinnen, und die Dividenden waren darum ein ziemlich genauer Ausdruck der Rentabilität. Heute ist Opportunität das Motto der Rentenpolitik. Das tritt nach außen nicht zutage, aber im engeren Kreis wird gar kein Hehl daraus gemacht, daß man die Dividenden nicht deswegen bezahlt, weil Gewinne erzielt wurden, die nach dem Grundprinzip des Aktienwesens den Aktionären zustehen. Die Rente wird vielmehr gewährt, weil man dies aus anderen Gründen für nützlich erachtet, sei es, daß man in der Branche etwas gelten möchte, sei es, daß man sich um die Gunst der Börse bemüht, sei es, daß man die Aktionäre mit diesem Leckerbissen für das nächste Bezugsrecht vorbereiten will. Die herrschende Willkür kann man daran ermessen, daß manche Verwaltungen von der Dividendenzahlung für das Jahr 1924 überhaupt absehen, ohne daß doch ihre Rentabilität irgendwie schlechter wäre, als die anderer Dividende zahlender Unternehmungen. Uebergänge gibt es kaum. Entweder wird ein nobler Gewinn ausgeschüttet oder gar keiner. Keine Dividende zu verteilen wird für feiner gehalten als eine kleine. Dann rechnet man eben das vergangene Jahr noch zur alten Epoche, und beginnt das neue reelle Leben ein Jahr später. Eine solche Taktik wird vor allem dann eingeschlagen, wenn es wichtigere Zwecke gibt, denen man die genannten anderen unterordnen muß. So scheut sich beispielsweise die Ruhrindustrie Gewinne zu verteilen, obwohl sie nach allem Vorangegangenen am allerehesten dazu befähigt wäre. Die politische Lage erfordert nun einmal von ihr den Beweis, daß sie schwer zu leiden hat. Infolgedessen müssen die Aktionäre leer ausgehen. Das Gedächtnis der Kapitalisten ist ja auch so kurz. Wird auch erst für 1925 wieder eine Rente gewährt, so genügt das vielleicht ebensogut, um den Emissionskredit zu festigen. Ueber kurz oder lang freilich werden alle wieder um den Aktionär werben. Der idealen Geldbeschaffungsmöglichkeit der Aktienemission wird sich auf die Dauer kein Unternehmer begeben wollen. Denn wieviel bequemer sind Aktionäre, die sich begnügen mit dem, was übrig bleibt, als Obligationäre, die gleich mit Konkurs oder Zwangsversteigerung kommen, wenn man ihren — verbrieften — Ansprüchen nicht genügt!

GLOSSEN

DER NATIONALE LAUSBUB

Am 28. Februar in der Mittagsstunde, in derselben Stunde, in der durch Extrablätter das Ableben des Reichspräsidenten bekannt wurde, erklommen ein paar Primaner das Dach eines Berliner Gymnasiums und zogen einen schmutzigen Lappen auf Halbmast. In der Untersuchung wurden die jungen Dachhasen ausfindig gemacht. Sie gestanden mit schöner Unbefangenheit, daß sie sich nur einen Scherz hätten machen wollen, sie hätten sich schon seit Wochen und Monaten darauf gespitzt. Es sei eben nur Zufall, wirklich nur unglücklicher Zufall . . .

Die Angelegenheit an sich interessiert nicht groß. Eine von vielen. Mehr als das Politische der Situation prägen sich die jungen Gesichter ein, die Achtzehnjährigen. Sie haben einen Mann und eine Institution verunglimpfen wollen. Sie haben in Wahrheit nur das eigene Banner gehißt. Der schmutzige Lappen wird zum Symbol dieser nationalen Bürgerjugend.

Lausbubenstreiche sind niemals gefühlvoll. Haben immer etwas vom Sakrileg an sich. Schlagen einer Konvention ins Gesicht. Trampeln auf Sentiments herum. Wie herzlich haben wir dennoch einmal über Ludwig Thomas klassischen Lausbub gelacht. Und dabei sind dessen Taten rüde genug. Dem Papagei im Käfig das Gefieder anzusengen ist kein Heldenstück. Ebensowenig eine launische alte Dame bis zum Schwarzwerden zu piesacken. Wenn wir trotzdem befreit auflachten, so war es, weil hinter all diesen Sottisen die Opposition stand, die Opposition eines kleinen, vereinsamten, zähneknirschenden Bengels. Über dieses Jugendparadies fällt als Schatten die schreckhafte Vision strammgezogener Hosen, von Nachmittagsstunden mit Strafarbeiten im engen, muffigen Zimmer. Das Risiko ist es, das diese kleinen Rüpeleien nobilisiert.

Dieses Gefühl, etwas zu riskieren, aber fehlt dem nationalen Lausbub. Das macht die Sache so widerwärtig. Er weiß, daß ihm nichts geschieht. Er weiß, daß die Untersuchung gerade so weit geht, um den Formalitäten genug zu tun. Er weiß, daß er nicht isoliert ist, sondern Masse, Majorität, kompakte Majorität. Er weiß, daß die Geschichte mit dem Lappen in die Zeitungen kommen wird, daß diese Geschichte an ein paar Millionen Kaffeetischen morgens vorgelesen wird, daß einige Millionen würdige Familienoberhäupter sich dazu unter dröhnendem Lachen auf die Schenkel schlagen werden, daß alte Tanten dazu zustimmend grinsen, daß dumme Gänse Beifall jubeln. Das weiß er. Er hat mit den spitzen Blicken seiner Jahre die Bedienung der Apparatur durchschaut. Er kennt den inspizierenden Oberregierungsrat, der die Kaiserbilder an den Wänden nicht bemerkt, ebensogut wie den Schupomann, der träumerisch in die Luft guckt, wenn hinter ihm zwei Schlackse mit Primanermützen die Mauern mit Hakenkreuzpapieren bekleben. Das kennt und weiß er. Und fühlt sich himmlisch geborgen.

Man sage doch nicht: Warum Feuer und Schwert gegen Jungensexzesse, sowas gab es immer, wird es immer geben! Nein, es ist ein Unterschied, ob einer allein handelt oder sich versippt, verteidigt, gedeckt fühlt durch Hunderttausende. Wäre die Republik heute die allesüberragende, die alles zermalmende Macht, und ein Knirps von Schüler stellte sich ihr schmähend entgegen, man würde seine Hand ergreifen und

sagen: „Brav, mein Junge, du bist ein ganzer Kerl, du duckst dich nicht!“ Aber so wie diese Jungens heute: gesichert sein, Masse sein, Majorität sein und sich doch katzbuckelnd zu ducken, Unterwerfung zu heucheln und, wenn die Gefahr vorüber, weiter zu machen, das ist elend, das ist niederträchtig. Welch ein Unterschied zwischen dieser protzigen, siegessicheren, klettenhaft zusammenhaltenden Bande und den Primanerkonventikeln von einst, wie sie sich zusammenfanden in Dachstuben und Hinterzimmern von Kneipen, von Tyrannenmord schwärmend, unverstandene erotische Verse deklamierend. Oh, sie wußten sich vereinsamt, gegen eine Welt kämpfend. Sie wußten, daß hinter ihrem Treiben die Relegierung stand, die schimpfliche Verfehmung, die zerschlagene Karriere, die triste Aussicht, Subalternbeamter oder Zigarrenreisender zu werden.

Was weiß die sogenannte nationale Jugend von Freiheitsdrang? Ihre Sehnsucht geht nicht nach Bastillensturm oder Barrikadenbau. Würde heute ein erfolgreicher Lüttwitz oder Ludendorff der Republik sein Zwing-Uri errichten, sie würden mit Behagen die Steine zum Bau zusammenschleppen. Sie fordern nicht ihr Jahrhundert in die Schranken, um im Ringen Brust an Brust jauchzend zu vergehen, sondern um ihm Handschellen anzulegen und es auf der nächsten Polizeiwache als lästigen Ausländer zu denunzieren.

Eine Jugend voll Knechtssinn und Militäranwärterinstinkten. Eine Generation von feigen, feisten und verschmitzten Philistern wächst heran.

C. v. O.

BYZANZ IN LONDON

König Georg von England ist an einer Bronchitis erkrankt, der „Sunday Express“ vom 22. Februar, eines der gelesensten Londoner Blätter, kommentiert dieses Ereignis wie folgt:

„Wenn der König gesund ist, so tritt uns die große Rolle, die er in unserm nationalen Leben spielt, nicht ins Bewußtsein. Der König ist wie die Luft, die wir atmen („He is like the air we breathe“). Solange die Luft vorhanden ist, bemerken wir gar nicht ihre wohltätige, Sauerstoff spendende Tätigkeit. Nur wenn sie zu fehlen beginnt, ja nur für einen Augenblick uns abgeschnitten wird, dann werden wir plötzlich ihres belebenden Einflusses gewahr.

Die Erkrankung des Königs hat uns alle plötzlich daran erinnert, welche Rolle seine stille, beinahe unsichtbare Tätigkeit in der großen Fabrik des englischen Imperiums spielt. Dieses Imperium ist in dieser Woche mit Blitzesschnelle darüber aufgeklärt worden, wie überaus kostbar dieses königliche Leben für jeden Teil unseres Weltreiches ist. Die ausgegebenen Bulletins haben in uns allen das Bewußtsein ausgelöst, wie bedeutsam die im stillen verlaufende Funktion dieses Königs für unsere Harmonie und unsere Eintracht ist. Durch seine Stellung, wie seinen Charakter werden wir zu einer Einheit verschmolzen, („we are made one by his office and his character").

Daß Könige heute Luft sind, wußten wir schon. Daß sie aber unentbehrlich, wie die Luft sind, ist eine Zeitungs-Entdeckung jenes Landes, dessen Einwohner ihrer Nationalhymne zufolge „never shall be slaves"!

TISCH MIT BÜCHERN

1. Episches.

Die Gestalt des Van Gogh ist historisch festgelegt: in seinem Werk wie in den — kongenialen — Aufzeichnungen des Meisters. Sie ist eindeutig als Materie — sie bleibt vieldeutig im Sinne metaphysischer Betrachtung. Das Eindeutige: das Leben, das Schaffen, der Fanatismus des Um-die-Farbe-Ringenden, sein psychisches Zerbrechen — und das Vieldeutige: welche Bedeutung dieser aus Genialität und Zerrissenheit gebildeten Gestalt zukommt, als Verneiner bürgerlicher Existenz wie als Schöpfer, beide Perspektiven beleuchten erst ganz das Problem Van Gogh — — und es ist klar, daß nur der Epiker die Darstellungsform für diesen „Fall" finden kann. Carl Sternheim stellt Van Gogh in die Mitte eines epischen Werkes — „Gauguin und Van Gogh" (Verlag Die Schmiede) — das nur der Enträtselung dieses Phänomens gilt (oder besser: seiner reinen Darstellung): Wie kam sein Malen zustande. Gauguin ist hier (wie in der historischen Wahrheit) nur der Gegenspieler, der comes des größeren Van Gogh. Es ist sinnvoll, daß Sternheim im Epischen diesen Stoff zu packen sucht: dramatisch oder gar zum Tragischen zugespitzt ist höchstens das (äußere) Schicksal des Meisters; indessen der vielleicht dramatische, jedenfalls Sensationen bergende, zu explosivem Ausbruch sich zuspitzende Fall erschöpft sich nicht darin. Kasack, der es versuchte, in seinem „Van Gogh"-Drama (Verlag Kiepenheuer) den Extrakt dieses Lebens dramaturgisch zu gliedern, gab, dichterisch gesehen, die Deskription einer Persönlichkeit und die szenische Ballung der Vorgänge. Aber das Phänomen Van Gogh — dies erkannte Sternheim — ist das Phänomen des Malers — — als einer Wesenheit, die von Gott in die Welt gestellt wurde, dem Geheimnis Form und Farbe nachzuspüren, in ewiger Unruhe. Es ist, übersieht man die Eigenwilligkeiten mancher Sternheimscher Expression, nur meisterlich zu nennen, wie hier das Malen gesehen, geschildert wurde. Lebendig, vor unseren Augen, ringt der Meister, körperlich, dem Herbstwind trotzend, um das Bild der Landschaft von Arles. Nur wer in allen Verborgenheiten den schöpfersichen Akt des Malens erschaute, nur wer das „Bild" als ein Wiedergestalten des Geschaffenen liebt, konnte dieses hinreißende Buch schreiben. Das Malen, das Setzen der Farbe, das Abtasten der Natur auf malerische Valeurs hin — ist hier zum Thema der Novelle erhoben, wurde episch gebändigt.

Ohne Uebergang: Wenn Einer den

Krieg als Engländer schildert, so soll er (das verlangen wir) Englisches darüber äußern; ihn anders sehen und uns das mitteilen. Wenn wir also A. Hutchinson erlauben, daß er in die bedeutungslose Privat-Handlung seines Romans „Wenn der Winter kommt" (Drei-Masken-Verlag) den Weltkrieg, gewissermaßen a's Enklave in die vorher und nachher laufende Handlung hereinstellt, so sollte er Persönliches, Eigenes darüber sagen. Nichts davon! Hutchinson weiß vom Krieg dasselbe wie wir — und langweilt uns, auch in der Handlung dieses Unterhaltungsromans selbst.

Georg Kaiser entdeckte die Kolportage als Vorwurf des Dramas doch nur, um sie mit den Mitteln des Dramas ad absurdum zu führen. Ein Walter Serner will aber die Kolportage für das Gebiet des Epischen verwerten; als könne man Handzettel und Extrablätter zu einem Roman zusammenkleistern. Seine Spitzelgeschichten „Der Pfiff um die Ecke" (Elena Gottschalk Verlag) sind weder spannend noch originell; jedes Journal bringt glaubhaftere, amüsantere, aufpeitschendere und zweideutigere Geschichten, vom Kino zu schweigen. Nur, daß Reporter ein flüssigeres, anschaulicheres Deutsch fabrizieren und niemals schreiben würden (z. B.): „Sie bemühte sich sogar, die von Lejal während der ersten Nacht gerügte Liebesunkenntnis der Prager Weiblichkeit dadurch wett zu machen, daß sie allerlei Nennenswertes improvisierte." Diesen Satz kann der Verfasser auch durch einen zweiten Band „Die Tigerin" . . . kann der Verlag auch durch „allerlei Nennenswertes", das er herausgab, nicht so bald wettmachen.

Alexander Moszkowski, vielleicht der amüsanteste Plauderer, gibt seinen Geschichten aus der Musikwelt den Titel „Anton Notenquetscher läßt Sie grüßen!" — und läßt das bezaubernd humorreiche Buch (bei Hoffmann u. Campe) von Kobbe vergnüglich illustrieren und durch einen herrlichen Doré, schmücken. Ein reizendes Büchlein!

2. Pamphlete und Ähnliches.

Die Kunst des Pamphlets ist von den Dunkelmännern zur Zeit der Erfindung des Buchdrucks nicht den Enkeln überliefert worden. Diese Kunst ist außer Kurs und außer Übung. Ich bin dafür, sie wieder einzuführen. Im Florett-Duell legt man noch Wert auf edle Haltung, beim Ringkampf auf einen eleganten

fight: warum nicht, wenn es sich nur um Politisches und andere Weltanschauungskämpfe handelt?

Aber das „politische Manifest" Erich Mühsams ist ganz ohne den Adel der Sprache, man weiß nicht, was es (nachdem sein politischer Zweck vorbei) in seinem Buche „Alarm" (Verlag Syndikalist) soll. Ein Satz: „Die Lügenfreiheit der Presse hört auf" — klingt papiern. Sein „Appell an den Geist" ist mit anspruchsvollem Pathos, aber nicht mit der Sprache des Geistes geschrieben — so daß dieses Buch nur Wert als Zeitdokument besitzt (oder als Partei-manifest für Syndikalisten). Wieviel höher ist das Niveau Gustav Landauers, dessen politische Arbeiten der Marcan-Verlag zu einem Bande „Rechenschaft" vereinigt. Landauer spricht die Sprache des Volkes — aber in der Höhe des geistigen Ausdruckes, der dennoch verständlich bleibt, weil er unmittelbar aus dem Erlebnis kommt. Landauer formuliert die Schlagworte, deren seine Partei bedurfte — aber überall im Rhetorischen ist das ehrliche und überzeugungskräftige Pathos eines Gläubigen. Landauer verstand die Kunst: zu wirken, ohne den Geist zu leugnen. Ein Buch, das jenseits seines politischen Dogmas Wert behält — wenngleich es Landauer als Schöpfer des „Shakespeare" kaum ahnen läßt. — Der Franzose Pierre Dominique kämpft gegen Hitler und die bajuvarischen Faszisten mit großer Klugheit nur dadurch, daß er sie zitiert: Frankreich und Ludendorff" (im Kaemmerer Verlag, Berlin). Nur im Vorwort betont er, daß Hitler, der geradezu mythische Ungetüme aus den Dingen Bank und Börse macht, um seiner Sinnlosigkeit willen zu entlarven sei. (Uns bringt das Buch kaum etwas Neues). — Sven Hedins Kampfschrift „Ossendoswki und die Wahrheit" (Brockhaus Verlag) hat Interesse für Spezialisten — und vielleicht für jene, die in Ossendowski den neuen Verkünder sahen, den Erben des Ruhmes Tagores.

Zu der Pamphlet-Literatur rechne ich auch Leopold Fehlau: „Wählet das Leben" (Verlag Bong); ästhetisch — moralische Betrachtungen", wie der Autor behauptet. Der Imperativ, gegen den nichts einzuwenden ist, wird mit unerhörten Phrasen garniert, die geradezu als Entdeckungen anzusprechen sind, wie z. B. „Denk in der Stunde der Versuchung an den Gral". Der Verfasser, der bei der philosophischen Propädeutik in Obersekunda gerade gefehlt hat, erweist sich als direkter Vorläufer des Kaplan Fahsel.

Otto Zarek.

PAUL LOUIS COURIER

In Frankreich, wo man auch beim Gesinnungsgegner moralische und intellektuelle Qualitäten anerkennt, wird der hundertjährige Todestag des großen Pamphletisten Paul Louis Courier († 10. April 1825) von der geistigen Elite gefeiert und nicht zum Anlaß parteipolitischen Gezänkes mißbraucht. Auch in Deutschland sollte man sich des liberalen Publizisten erinnern, dessen leidenschaftliche Angriffe den Bourbonen der Restaurationszeit fast so gefährlich wurden, wie die eigenen Dummheiten. Courier war Offizier, Sammler und Anbeter der Antike. Er hat die Bibliotheken Italiens durchstöbert und den Hirtenroman des Longus „Daphnis und Chloe", den Goethe so liebte, ins Französische übersetzt. 1816 erschien seine „Simple Rede des Winzers Paul Louis", eine Anklageschrift gegen den weißen Terror, 1819 und 1820 folgten die „Zehn Briefe an den Zensor", 1822 erschien die antiklerikale „Bittschrift für die Bauern, denen man das Tanzen verbietet", 1824 das „Pamphlet der Pamphlete", eine Rechtfertigung der eigenen Tätigkeit.

Die Reaktion antwortete mit der bei ihr beliebtesten Waffe: Courier wurde durch eine Kugel zum Schweigen gebracht. — Couriers Schriften sind bisher unübersetzt geblieben, außer dem „Pamphlet der Pamphlete", das Egon Erwin Kisch in seine Sammlung „Klassischer Journalismus" (Rudolf Kaemmerer-Verlag, Berlin 1923) aufgenommen hat. Eine Courier-Biographie von Pierre Benoit ist seit langem angekündigt, aber noch nicht veröffentlicht. Im Deutschland der Stinnes- und Hugenberg-Presse mögen die Journalisten Couriers Todestag feiern, indem sie seiner Aufforderung nachkommen, die er also formuliert: „Lassen Sie sich verurteilen, einsperren, lassen Sie sich hängen, aber verbreiten Sie Ihre Gedanken! Dies ist kein Recht, es ist eine Pflicht, eine strenge Verpflichtung jedermanns, der einen Gedanken hat, ihn zum Wohle der Allgemeinheit zu veröffentlichen. Die Wahrheit gehört allen ganz."

Paul Mayer.

DER SHAW-UEBERSETZER

Vom Verlag S. Fischer, Berlin, erhalten wir das folgende Schreiben:

Der deutsche Verlag von Bernard Shaws Werken fühlt sich verpflichtet, für Herrn Siegfried Trebitsch einzuspringen, da es zum Teil seiner Ungeduld zuzuschreiben war, daß in den ersten Auflagen der „Heiligen Johanna" infolge seines Drängens nach Fertigstellung der Arbeit zahlreiche unterdessen längst beseitigte Flüchtigkeits- und Druckfehler erschienen, die dann zu den meist weit über das Ziel hinausschießenden Angriffen gegen Herrn Trebitsch führten. Unter allen Blamagen aber derjenigen Kritiker, die sich berufen fühlen, die Uebersetzung von Herrn Trebitsch zu beurteilen, ist wohl die im „Tagebuch" Nr. 6 erschienene die

allerblamabelste. Sie ist symptomatisch für die Verantwortungslosigkeit, mit der ein, wie er sich selbst richtig kennzeichnet, halbwegs gebildeter Mann öffentlich als Verbesserer von Trebitsch oder in diesem Falle von Shaw aufzutreten wagt. Mit beneidenswerter Offenheit gibt Herr Alzog zu, „nach kurzem Nachdenken, ohne auch nur das Original anzublicken", zu der ihn heiter stimmenden Schlußfolgerung gelangt zu sein, die „C h r o n o l o g i e" von Newton wäre nichtexistent und somit ein Druckfehler für „C h r o m o l o g i e", also die Newton'sche F a r b e n l e h r e. Da Herr Alzog die „erstaunte Frage, was denn das für eine merkwürdige Chronologie sein könne, die der große Physiker verfaßt hat" bei seinem kurzen Nachdenken an eine Person gerichtet hat, die sie ihm unmöglich beantworten konnte, nämlich an sich selbst, so stehen wir nicht an, ihm zur Erweiterung seiner halbwegigen Bildung mitzuteilen, daß es sich keineswegs um die Newton'sche Optik handelt, sondern um seine „chronology of ancient kingdoms amended" (1728), wie auch aus dem Sinn der Shaw'schen Stelle hervorgegangen wäre, wenn Herr Alzog sie verstanden hätte. Wir beschränken uns auf die eine Belehrung dieses Herrn, obwohl es sehr nahe läge, eine zweite pädagogischer Natur anzuschließen.

S. Fischer, Verlag.

ANEKDOTE

Vor einiger Zeit frühstückte Tristan Bernard im Kreis von hübschen Frauen und Künstlern in einem mondainen Restaurant. Man sprach von dem neuen Stück, das Henry Bataille angekündigt hatte. „Nach dem, was davon veröffentlicht ist, muß es ein Meisterwerk sein" sagte eine schöne Dame. „Es ist wirklich ein Meisterwerk" bestätigte Tristan Bernard. „Wie? Sie kennen es? Wie ist der Inhalt? Bitte, erzählen Sie ihn." „Der Inhalt ist folgendermaßen: Ein Sohn ist mit seiner Mutter zehn Jahre lang in blutschänderischer Liebe verbunden. Nach Verlauf der zehn Jahre merkt er, daß seine Geliebte gar nicht seine Mutter ist. Entehrt und angeekelt begeht er Selbstmord."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 10)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19 Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 43, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Märzwoche

Die Weisheit steht nicht immer in den großen Zeitungen, aber zuweilen verirrt sie sich in die kleinen. So fand ich zufällig in einer katholischen Zeitung der Ostschweiz einen Aufsatz über die Präsidentenwahl, in dem es hieß: „Luther hatte schon deshalb keine großen Chancen, weil es ausgeschlossen ist, daß katholische Wähler in Bayern, Württemberg und im Rheinland ein Reichsoberhaupt dieses Namens wählen". Man stutzt über diese hingeplapperte Weisheit, denkt nach und findet sie bei längerer Betrachtung politisch tiefsinnig. Zunächst ist sie richtig: Der Bauer von Pfaffenhofen oder Griesheim wählt keinen Mann namens Luther, und wenn Hans Luther der deutsche Erlöser wäre, es hülfe ihm nicht, dem katholischen Bauer schiene er doch nur der leibhaftige Versucher. Alle Befehle der Bayerischen Volkspartei oder Bauernpartei an ihre Wähler würden an dem Namen scheitern. Diese Feststellung ist vielleicht für den zweiten Wahltag von Wichtigkeit. Aber die unleugbare Tatsache gibt vielleicht über den unmittelbaren Anlaß hinaus einiges zu denken. Gesetzt, die bürgerlichen Parteien würden sich für den zweiten Wahlgang auf Luther einigen (zum Leidwesen Stresemanns), ist der Gedanke nicht bedrückend, daß eine Kandidatur allein an einem Namen scheitern soll? Es handelt sich aber eben nicht bloß um einen Namen, es handelt sich um die verwundbarste Stelle am Körper des deutschen Volkes. Martin Luther hat die heilige deutsche Nation in zwei Lager gespalten, und der Axthieb, mit dem er die Nation entzweigehauen, führte bis ins Mark, die Wunde ist nicht vernarbt, die Scheidung ist geblieben. Nie hätte Oesterreich gegen Deutschland, Habsburg gegen Hohenzollern ausgespielt werden können, nie wäre Bayern ein sich separierender Staat im Staate geworden, ohne diese tragische konfessionelle Zerreißung. Von den religiösen Notwendigkeiten ist hier nicht die Rede, nur von den nationalen. Wenn Deutschland sich als einheitliche Nation bis heute nicht konstituiert hat, wenn die Tendenz zur Konstituierung der einheitlich deutschen Nation immer wieder gehemmt und niedergehalten wurde, so liegt, seit drei Jahrhunderten mindestens, der Schlüssel in der Tatsache, daß die religiöse Spe-

kulation über die nationale Solidarität gesiegt hat. Luther — das war das Schiboleth der Zweiteilung und Zerreißung der Nation. Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Nachfahr Hans Luther, wie klug, wie pfiffig, wie rechtzeitig energisch er sein mag, würde vergebens hoffen, wenn er glaubte, über diese tiefste Kluft der Nation hinwegspringen zu können. Nie wird das einigende Haupt der deutschen Nation Luther heißen können.

Auch Stresemann wird sich einmal darauf berufen dürfen, daß der Erfolg entscheidet. Unter diesem Gesichtspunkt hat er sich bei den Manövern um die Aufstellung eines Präsidentschaftskandidaten ein vaterländisches Verdienst erworben, weil er die Sammelkandidatur Geßler zu Fall gebracht hat. Dieser Sammelkandidat aller Militaristen hätte nicht nur die Stimmen der deutschen Biedermänner und Biederfrauen auf sich vereinigt, sondern auch alle nur denkbaren Angriffe des mißtrauischen Auslandes. Geßler gilt nun einmal — wer wollte untersuchen, ob mit Recht — als Kasperle in Seeckts Theaterbude. Wäre er Präsident geworden, so hätte darin die ganze außerdeutsche Welt die Verewigung jener Militärdiktatur gesehen, die uns vor anderthalb Jahren Kummer genug gemacht hat. Gerade in diesem Augenblick, wo ein deutsches Sicherungsangebot nur glaubwürdig sein kann, wenn dahinter der gute Wille einer starken deutschen Zivilregierung steht, hätte Geßlers Präsidentschaft unsere außenpolitischen Chancen zerstört. Man braucht nicht deutlicher zu werden. Objektiv waren also Stresemanns Argumente sicherlich richtig. Ob auch subjektiv? Immerhin darf man anmerken, daß derselbe Außenminister Stresemann in früheren Zeiten allerlei für erträglich gehalten hat, was an sich außenpolitisch auch nicht ungefährlich gewesen ist. Vom Kapp-Putsch an über die Seeckt-Diktatur, die Kronprinzenrückkehr, das Volkskaisertum, die schwarz-weiß-rote Wahlbewegung, die zerrissenen Fesseln des Versailler Vertrages bis zur Schuldnote hin war da so mancherlei zu bekämpfen — aber Stresemanns Energie versagte. Hat er eigentlich auch die Kanzlerkandidatur Tirpitz bekämpft? Aber wie gesagt, der Erfolg entscheidet. Wenn die Geschichte von Stresemanns Fehlern nichts mehr zu berichten weiß, wird sie ihn loben, daß er uns *diesen* bürgerlichen Einheitskandidaten erspart hat. Ehre, wem Ehre gebührt!

Wenn der Vater mit dem Sohne auf dem Zündloch der Kanone ohne Sekundanten ficht — dieses Studentenlied fällt einem immer ein, wenn man die *Kommunisten* und die *Sozialdemokraten* ihre *Familienkämpfe* austragen sieht. Manchmal überwiegt die Komik. Meist freilich

erschreckt die Erbitterung. Halle hatte einen sozialdemokratischen Polizeipräsidenten, wie man schon merkte, als jener berühmte deutsche Tag dort abgehalten wurde, an dem sich aller Monarchismus und Nationalismus unbeschränkt unter Beschimpfungen der Republik austoben konnte, während gegendemonstrierende Kommunisten einen ganzen Tag lang in einem Gartenlokal gefangengehalten wurden. Inzwischen ist auch die zuständige Regierung in Merseburg durch einen besonders energischen sozialdemokratischen Präsidenten besetzt worden. Erfolg: um eine kommunistische Versammlung zu schließen, feuern Schutzpolizisten in die enggedrängte Teilnehmerschaft; sechs Personen werden tödlich getroffen, eine siebente zerquetscht, viele verwundet. Mehr Phantasie, als ein gewöhnlicher Staatsbürger aufbringen kann, gehört dazu, um sich vorzustellen, daß ein Polizeiaufgebot genötigt sein könnte, in dieser Weise von der Waffe Gebrauch zu machen. Bei den Verhältnissen in Halle war mit Schwierigkeiten von vornherein zu rechnen. Warum betreibt die Polizei ihre Waffenkontrolle nur gegenüber den harmlosen Staatsbürgern, denen sie ihre Spielpistolen vom Nachttisch holt? Warum sorgt sie, wenn sie ein bedenkliches Verbot erläßt, nicht im voraus für seine Durchführbarkeit? Wenn aber das Handgemenge unvermeidlich war: ist der Gummiknüppel nur für den Privatgebrauch auf den Revierwachen bestimmt? Leider gibt es allerdings auch hier ein böses Andererseits: die unverantwortliche Tücke, mit der die kommunistische Parteileitung ihre Anhänger ins Verderben hetzt.

In Wien ist der Schriftsteller Hugo Bettauer von einem ihm fremden jungen Menschen, der in sein Arbeitszimmer eindrang, mit einigen Revolverschüssen zu Boden gestreckt worden, und der zwanzigjährige Schießbold gab bei der Polizei an, die Schriften Bettauers seien ihm so unsittlich vorgekommen, daß er das Bedürfnis gefühlt habe, die Welt von diesem verderblichen Schriftsteller zu befreien. Zum Glück ist die Natur des unsittlichen Schriftstellers eine sehr standfeste, Bettauer nahm etliche Revolverkugeln in seinem Bauche auf, um sich nach einigen Tagen wieder frisch und schreibfähig zu erheben. Es ergeben sich einige Fragen. Erstens: Ist der Angeschossene wirklich ein unsittlicher Schriftsteller? Er gibt in Wien eine sehr volkstümliche Zeitschrift heraus, die sich mit erotischen Problemen befaßt. Bettauer ist in Wien eine Art erotischer Armenrat. Sein Besuchszimmer ist angefüllt von Frauen und Männern, die bei ihm Rat und Hilfe in den diskretesten Fragen ihrer Seele holen. Wer keinem Beichtvater glaubt, läuft zu Bettauer. Mädchen, die lieben, ohne heiraten zu können, Frauen, die heirateten, ohne lieben zu können, Männer, die mehr als eine Frau lieben, Männer, die keine Frau lieben, alle liefen zu ihm, lesen seine Zeitung und wollten Klarheit über sich selbst. Hätte einer, denen er ge-

raten, Bettauer niedergeschossen, so könnte man die Tat noch eher begreifen, denn wer will einem andern in Dingen raten, in denen jeder nur aus eigner Brust entscheiden kann? Dieser junge Attentäter gehörte aber gar nicht zur Klientel des erotischen Armenvaters, er empfand vielmehr die Existenz des Mannes als eine große Unsittlichkeit. Darf man mit dem Revolver kritisieren? Wohin kommen wir, wenn jeder Schriftsteller, der irgendeinem Leser schädlich erscheint, von dem Negierer ausgemerzt werden sollte? Es wurde in den Wiener Zeitungen erzählt, den Attentäter habe eine Braut verlassen, die Bettauers Wochenschrift gelesen hat. Aber ist ein Schriftsteller für die Verwirrung haftbar, die er im Leser anrichtet? Wie viele arme Frauchen haben sich nach der Nora unverstanden gefühlt und sind ihren Helmers weggelaufen? Hätte Helmer deshalb das Recht gehabt, Ibsen niederzuknallen? Wie viele schwärmerische Jünglinge haben sich nicht in den Tagen des Werther-Enthusiasmus eine Kugel ins Herz gejagt? Wie nun, wenn ein Vater oder Bruder oder eine Geliebte an dem Weimarer Verführer Blutrache genommen hätten? Wie viele neurasthenische Deutsche sind nach dem ersten Moderausch, den Nietzsches Schriften hervorgerufen, „hart" geworden und haben sich als niederträchtige Uebermenschen erproben wollen? Ist Nietzsche für diese Karikaturen verantwortlich? Oder, versteht sich im gebührenden Abstand, ist Paul Marguéritte an allen garçonnes schuld, die sich an seinem Vorbild aufbauten? Nein, ein Schriftsteller kann nicht für die Mißverständnisse haftbar gemacht werden, die sich an seine Schriften knüpfen. Niemand hat das Recht, mit dem Revolver zu rezensieren.

HANS RAUT

VOM GENFER KRIEGSSCHAUPLATZ

Schon im Herbst vorigen Jahres ist der Völkerbund, damals dargestellt durch seine Vollversammlung, im wesentlichen ein französisch-englischer Kampfplatz gewesen. Nicht nur die Personen der beiden Ministerpräsidenten Macdonald und Herriot, sondern auch die Probleme der Sicherheit, Schiedsgerichtsbarkeit und Abrüstung rückten diese beiden Großmächte in den Vordergrund und gegeneinander. Bei der letzten Ratstagung war es ähnlich; nur im Erfolge waren die Rollen vertauscht. Denn diesmal hat Frankreich ganz offensichtlich den kürzeren gezogen. Das ist um so bemerkenswerter, als der Völkerbund sich dabei fast ausschließlich zum europäischen diplomatischen Kriegsschauplatz verwandelte. Im Grunde war die Bundesversammlung der letzte große Sieg des Versailler Friedens, und die Ratstagung seine erste schwere Niederlage.

Frankreich wollte ursprünglich die Garantie des Gesamtvertrages, die in der Völkerbundsatzung enthalten war, durch eine Sondergarantie seiner Sicherheit gegen Deutschland verstärken. Deshalb sollten England und Amerika nicht nur seine neue Grenze, sondern sogar die besetzten Gebiete und die neutrale Zone garantieren. Wären die ersten Pariser Verträge zwischen Frankreich einerseits, England und Amerika andererseits zustande gekommen, so wäre das erreicht gewesen. Statt dessen mußte Frankreich ständig den Kampf um diese Grenzgarantie führen und nach Ersatz für diese Verträge suchen. Die Etappen dieses Bemühens sind der Einmarsch in den Maingau, die Besetzung der Sanktionsstädte und der Einbruch ins Ruhrgebiet. Jetzt ist der Höhepunkt überschritten. Der Rückweg geht über die Räumung von Dortmund, die Herbstversammlung des Völkerbundes und die jetzige Ratstagung. Mit einem Male ist die Frage eigentlich schon: welche Garantien braucht Frankreich, um auf die Sicherung durch Besetzung der Rheinlande verzichten zu können? Ja sogar: welche Bestimmungen des Friedensvertrages sind entweder so richtig oder einstweilen so unabänderlich, daß sie überhaupt eine Garantie vertragen? Plötzlich ist das ganze Problem nicht mehr die Ausdehnung, sondern die Einschränkung bestehender „Rechte". Die Fragwürdigkeit des Versailler Vertrages ist politisch notorisch geworden.

Daß die Debatte diesen Weg nehmen konnte, ist das Verdienst des deutschen Sicherheitsangebots. Dieses Verdienst wird nicht geschmälert, wenn man sagt, daß hier mehr eine Leistung der englischen als der deutschen Politik vorliegt. Je mehr Deutschland durch die Kraft der Tatsachen wieder in die Stellung einer europäischen Großmacht hineinwächst, desto mehr muß England das alte Gleichgewichtsprinzip wieder beachten, das es Deutschland gegenüber eine Weile vergessen durfte. Man braucht kein passionierter Kontinentalpolitiker zu sein und muß doch merken, daß England seine eigenen und die deutschen Vorschläge immer an der Grenze dessen hält, was Frankreich vielleicht annehmen könnte, zugleich aber auch im Rahmen dessen, was Frankreich nicht einfach ablehnen kann. Wenn es der englischen Politik wirklich auf die Entspannung in Europa ankäme, müßte sie dann wirklich gerade die polnische Frage in einer jenseits der Weichsel als aufreizend empfundenen Weise behandeln, statt sie still reif werden zu lassen? Würde sie sich der Veröffentlichung der Kontrollberichte widersetzen, die doch sicher die Räumung der Kölner Zone rascher wirken könnte, als das jetzige Spiel mit Unrecht und Unsicherheit? Würde sie gerade in diesem Augenblick ihre Einwände gegen das Genfer Protokoll mit einer Schärfe vorbringen, die den Franzosen den Verzicht auf irgendeines ihrer Pfänder doppelt schwer, ja unmöglich machen muß?

Es ist ein gefährlicher Irrtum, zu meinen, England müsse sich

in demselben Maße, wie es sich vom französischen Standpunkt entferne, nun Deutschland nähern, und das habe es jetzt getan. Im Gegenteil, schon mit Deutschland gemeinsam der Gegenstand polnischen Straßenradaus zu werden, ist für England unangenehm. Es rückt sich bereits wieder auf die Mittellinie, die zugleich die Trennungslinie zwischen Deutschland und Frankreich ist. Natürlich steht es da nach der Logik der Tatsachen der deutschen These noch näher, als Frankreich es kann, — und umgekehrt. Am sichtbarsten für deutsche Augen wird das in dem Gegensatz zwischen Chamberlains Rede in Genf sowie seiner Erklärung vor der Pariser Presse und der Antwort des Völkerbundsrates an Deutschland in der Eintrittsfrage. Denn hier zeigt sich ganz klar, daß sich England der französischen Auffassung gerne anschließt, wenn die Folgen davon auf Deutschland beschränkt bleiben. Chamberlain wehrt sich scharfsinnig gegen die Sanktionen des Völkerbundes, er ruft im Namen des Friedens dazu auf, kriegerische Methoden zu seiner Erhaltung zu vermeiden. Die Note an Deutschland aber bezeichnet den Sanktionsartikel 16 der Völkerbundssatzung als die Grundlage des Bundes. In London ist der deutsche Gedanke eines Sonder-Sicherheitsabkommens als sehr glücklich bezeichnet worden; in Paris hat Chamberlain erklärt, erst müsse Deutschland in den Völkerbund. Für Frankreich wäre der Eintritt Deutschlands auf Grund des Pariser Statuts und des Versailler status eine gewisse Sicherung. Aber England, das für seine Haupteinwände gegen das Genfer Protokoll ähnliche Argumente — wenn auch aus anderen politischen Gründen — hat wie Deutschland, tut nichts, um Deutschland den Eintritt positiv zu erleichtern. In der englischen Presse kann man allerlei über die Unhaltbarkeit der östlichen Grenze Deutschlands lesen. Aber der Hebel, mit dem die Frage bewegt werden könnte, nämlich Danzig, wird vom Völkerbundsrats verkehrt herum angesetzt. Denn nicht nur dessen Entscheidung, sondern auch andere Anzeichen beweisen, daß England ernstlich gar nicht daran denkt, den Polen zu zeigen, wie ungerecht gut sie in den Friedensverträgen weggekommen sind. Im Gegenteil, man erweckt ihnen Lust, sich für vielleicht unvermeidliche formale Verzichte gleich realiter schadlos zu halten. Dafür wird in den Völkerbundsentscheidungen über das Saargebiet Frankreich, das seine Truppen zurückziehen muß und übers Jahr den Präsidenten der Saarverwaltung nicht wieder stellen kann, genau so weit beunruhigt, wie nötig ist, um es in der Frage seiner Ostgrenze ängstlich zu machen.

Kurz, diesmal hat England in Genf die ausschlaggebende Rolle gespielt, und es hat sich deutlich merken lassen, daß ihm ein Zwischenzustand zwischen Krieg und Frieden, wie ihn die Pariser Verträge geschaffen haben, einstweilen für Europa der passende zu sein scheint

PRÄSIDENTSCHAFTSKANDIDATEN

Wir geben im folgenden kurze Charakteristiken der drei republikanischen Präsidentschaftskandidaten. Die Artikel über Braun und Marx stammen von Publizisten, die in langer politischer Mitarbeit ein gut gerundetes Bild von beiden empfangen haben; für Hellpach tritt Theodor Heuß ein, der württembergische Demokrat. Vor Wochen, als noch niemand ahnte, wie nahe die Präsidentenwahl, hat das „Tage-Buch" den Ruf zu republikanischer Sammlung erhoben. Der Ruf verhallte. Drei Parteien sind mit ihren Männern auf den Plan getreten, drei wertvolle Männer, sicherlich jeder würdig, das höchste Amt zu bekleiden. Aber es wäre besser gewesen, wenn selbst dieser brüderliche Wettstreit der Drei vermieden worden wäre.

VON EINEM GENOSSEN

OTTO BRAUN

Dieser große, breitschultrige, leicht vornübergebeugte Ostpreuße mit den scharfblickenden grauen Augen unter dichten buschigen Brauen ist, als Volksbeauftragter, als Landwirtschaftsminister und als Ministerpräsident seinen Geheimräten wahrlich niemals ein bequemer Vorgesetzter gewesen. Gar manche der neuen republikanischen Minister waren mehr oder minder Spielbälle in den Händen ihrer Referenten, ließen sich von ihnen in unmögliche Situationen hineinlavieren und waren trotzdem niemals davon abzubringen, felsenfest an die Loyalität „ihrer" Beamten zu glauben. Otto Braun hat die in unserer Zeit überaus wertvolle Tugend des starken Mißtrauens, gepaart mit ausgeprägt kritischem Sinn und mit einem durchaus selbstbewußten Vertrauen auf die eigene Urteilskraft und auf seine Fähigkeiten. Wer Otto Braun als Präsidenten in Sitzungen der verantwortlichen Gremien beobachten konnte, der hatte immer wieder nicht nur als Republikaner eine politische Freude, sondern auch direkt einen künstlerischen Genuß zu sehen, wie dieser Mann mit seinem stark ausgeprägten gesunden Menschenverstand und seinem fast immer unbeirrbar sicheren Urteil in den schwierigsten



Otto Braun

und verwickeltsten stundenlangen Erörterungen den Nagel auf den Kopf zu treffen pflegte. Wenn irgendeiner, so hat Otto Braun das typisch deutsche Vorurteil widerlegt, als ob der moderne Staatsmann und an verantwortlicher Stelle stehende Politiker notwendig durch den Ochsentrott des Verwaltungsbeamten oder die Schule des Formaljuristen gegangen sein müsse. Otto Braun hat in den vielen Jahren seiner politischen Kämpfe vor der Revolution zäh und energisch gearbeitet, viel dabei gelernt und ist heute an theoretischem Wissen und praktischer Lebenserfahrung ein Reifer, der aus dem Vollen schöpfen kann.

Er war, wie schon gesagt, kein leichter Vorgesetzter, weil er sich niemals ein X für ein U machen ließ, Verschleppungen und Ausflüchte schnell durchschaute und gelegentlich, wenn es not tat, auch Saiten aufziehen konnte, die früher in preußischen Ministerien nicht erklungen waren. Es war interessant zu sehen, daß seine Geheimräte und darüber hinaus die leitenden Beamten einen Heidenrespekt vor diesem Manne hatten, vor dessen immer etwas kaltem, überlegenem Wesen, vor dessen scharfem, forschendem Blick und dessen klarsehender Kritik Ausflüchte und wohlerwogene Vorschläge sich leicht in verlegenes Stottern verwandelten. Aber er war auch kein bequemer Ministerpräsident und Gegenspieler der Reichsregierung. Es war in den letzten Jahren doch verschiedentlich sehr nötig, daß die eine Seite der Wilhelmstraße, in der das Preußische Staatsministerium liegt, der anderen Seite scharf auf die Finger sah und nach dem Gegenüber, der Reichskanzlei, einmal energisch hinüberfunkte. So in der Zeit des Ruhrkampfes, als der elegante und vielversprechende, aber sich allmählich als Katastrophenpolitiker grauenerregender Art entpuppende Herr C u n o des Deutschen Reiches Geschicke seinen Händen sanft entgleiten ließ, so in den kritischsten Tagen der Rheinlandspolitik und bei manchen innerpolitischen Vorgängen wie auch bei den Sitzungen der Ministerpräsidenten vor entscheidenden außenpolitischen Aktionen der Reichsregierung. Immer hat auch da Braun klug und schlagfertig das Richtige getroffen und das volle Gewicht seiner Position und seiner auch von der Gegenseite stets stark hochgeachteten Persönlichkeit derart in die Wagschale geworfen, daß vieles unterblieb oder zurückgepfiffen wurde, was sich als überaus schädlich erwiesen hätte. Daß seine Leitung der großen Koalition in Preußen ein staatsmännisches Kunststück ganz besonderer Art war, weiß jeder, der die Dinge einigermaßen kennt, und das hat auch Herr von Campe, der 65jährige Sturmgeselle der Deutschen Volkspartei im Landtag, niemals leugnen können, als er noch nicht in die Sackgasse seiner heutigen Obstruktionspolitik getrieben war.

Persönlich ist Otto Braun, wenn wir einmal den Politiker ein wenig beiseite lassen, in seiner Stämmigkeit, äußerlich kühlen Zurückhaltung und starken Naturfreude ein echter Ostpreuße. Nur

daß er dem eigentlichen Typ seiner Landsleute durch die überraschend schnelle und kritische Art des Denkens weit überlegen ist. Er ist eigentlich gar kein Stadtmensch, fühlt sich oft recht unglücklich in dem ewigen Festgeschmiedetsein am Schreibtisch und in Sitzungen und Besprechungen vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein. Sein mächtiger Körper verlangte nach Ausarbeitung und nach einem stärkeren Sichausgeben, als es das Nur-Gehirnmenschentum des geistigen Arbeiters an verantwortlicher Stelle zuläßt. Er hätte oft gern die Bürde seines Amtes von sich geworfen, um wieder durch seinen geliebten Wald zu wandern, mit der Büchse auf dem Rücken, oder in kleinen ostpreußischen Fischerdörfchen, an der Nehrung, dort, wo er jeden Fleck kennt und die Menschen, das Land und das Meer mit einer an diesem sonst sich so kühl gebenden Mann seltenen Inbrunst liebt, dem Plaudern der alten sturmerprobten Fischer zu lauschen. Otto Braun ist oft als großer Jäger vor dem Herrn in der deutschnationalen Presse verspottet worden. In Wirklichkeit ist er nicht so mordlustig, wie man ihn dort darzustellen suchte. Ein treffsicherer guter Schütze zwar, der schon manchem Oberförster zu dessen schwerem Aerger einen prächtigen Vierzehnender weggeschossen hat, dem dieser wochenlang nächtens und tags erfolglos nachgespürt hatte, ist ihm doch weit mehr als der Schuß das Streifen im einsamen schweigenden Walde, das lautlose erwartungsvolle Anpirschen Leidenschaft geworden. Er ist diszipliniert genug, um auch die Büchse wieder sinken zu lassen, wenn er das Wild am Schuß hat; der Reiz ist schon ausgeschöpft für ihn und, während das Wild friedlich weiter äst und nichts von dem gefahrdrohenden Lauf gesehen hat, der auf es gerichtet war, ist der Jäger schon wieder im Walddunkel verschwunden, wo er auf die Stimme irgendeines seltenen Vogels mit der genießenden Freude des fest im Heimatboden wurzelnden kernhaften Landmenschen horcht. Abends dann beim Glase Grog im Försterhause, wenn die Jagdgeschichten hageln oder auch im vertrauten Kreise der alten Mitkämpfer und Parteigenossen taut Otto Braun, der Kühle, auf. Dann zeigt sich, daß er nicht nur — wie in den amtlichen Sitzungen und Konferenzen — über einen beißenden Sarkasmus und einen scharfen treffsicheren Witz verfügt, sondern daß er wirklich auch Humor und ein warmes menschenfreundliches Herz besitzt.

Das alles, zusammen mit einer ausgesprochenen Abneigung gegen Kleinlichkeitskrämerei, Engherzigkeit, Pedanterie und Bureaukratismus, formt das Bild eines ungewöhnlich klugen, großzügigen, selbstsicheren Menschen, eines „Kerls", der bei aller Großzügigkeit des Denkens doch immer als ausgesprochener Realpolitiker mit beiden Füßen ganz fest auf dem Boden stehenbleibt und sich niemals in Wolkenkuckucksheim-Träumereien verliert.

Die Rechte haßt diesen Mann, der ihr so manches Konzept ver-

dorben und durch die Befreiung der früher durch die Versagung des Koalitionsrechts ohnmächtigen und geknechteten Landarbeiter dem Großagrariertum einen bösen Streich gespielt hat. Viele tausend Male wohl schon sind im gesegneten Pommern und sonst im deutschen Ostelbien in den Herrenzimmern der Gutshöfe und den Honoratiorenstübchen der ländlichen Krüge und Kreisstadthotels die Agrarierfäuste auf den Tisch gesaust, daß die Sektflaschen umfielen oder der Chablis aus den Gläsern über die Austern spritzte, wenn man auf den „roten Hund", den „Minister gegen die Landwirtschaft" schimpfte. Und ähnlich mag es — nur ohne die alkoholischen Zutaten — in manchen Amtsstuben zugegangen sein. Geschimpft haben sie fürchterlich auf ihn — aber Respekt, ganz verdammten Respekt hatten sie und haben sie noch. Und das — soweit, daß sie ihm auch nicht das kleinste Stäubchen aus ihren Lästermäulern auf die weiße Weste pusten konnten — das ist schließlich die Hauptsache!

VON EINEM EHRFÜRCHTIGEN MARX

Unter den führenden Männern der deutschen Politik ist Marx ein Charakter von ganz eigener Prägung. Dabei ist das Eigene an dieser Prägung beinahe das Fehlen aller scharf ausgeprägten Konturen. Und doch ist sie fest, lebendig, voll Wärme und Ausgeglichenheit. In ihrer Art fast etwas künstlerisch Vollendetes, so wenig auch die Persönlichkeit dieses Reichspräsidentschaftskandidaten an einen Künstler erinnert. Ein Berliner Abendblatt gebrauchte kürzlich einmal als Vergleich das Bild eines still leuchtenden Opals. Es trifft zu. Es ist sogar etwas schmeichelhaft. Wenn auch nicht für den Politiker Marx. Aber es trifft zu, es ist wohl die Schattenseite an diesem für unsere Zeit so seltsamen Manne, daß man ihn mit einem still leuchtenden Opal vergleichen muß.



Marx

Seltsam ist er für unsere Zeit, weil er so wenig von ihrer Art an sich trägt. Es haftet ungemein wenig von unserem Gegenwartsmilieu an seiner politischen Figur. Wie anders Dr. Hergt, der Zapplige, wie anders Dr. Stresemann, der Windige, und Dr. Cuno, der Unzulängliche, Stinnes, der Dämonische, Dr. Helfferich, der Hysterische, Dr. Wirth, der Geladene, Dr. Rathenau, der Kommende, und Dr. Breitscheid, der Nebenherlaufende. Ihnen allen gegenüber ist Marx, der Inwendige, der Behütende. Nein, er hat nichts von

dem wirren Geist unserer Tage an sich, und doch stand er mit bestem Recht an seinem Platz als Reichskanzler, wird er mit höherem Recht den Platz des Reichspräsidenten einnehmen müssen.

Daß Marx der sinnvollste Repräsentant, der trotz Krieg und Revolution k o n t i n u i e r l i c h v e r b u n d e n e n Erscheinungsweisen der deutschen Politik ist, daß in ihm die politische und kulturelle Hinterlassenschaft der letzten Vorkriegsepoche, die nachdrücklichen Forderungen des Kriegs- und Revolutionsgeschehens und die Auftriebe und Erkenntnisse einer weltoffeneren neuen deutschen Aera zu einem tiefbegriffenen Erlebnis geworden sind, daß seine politische Seele den verborgenen Gesetzen der Entwicklungsgänge in den letzten Jahren des Untergangs, der Umwälzungen und der Ankündigungen nicht verschlossen geblieben ist, daß für ihn das Alte Sinn behalten hat und das Neue bedeutsam geworden ist, daß ihn die Alten nicht hassen können und die Jugend lieben gelernt hat, kurz, daß er „d e r w a h r e M a n n d e r S c h w e l l e“ im Wechsel zweier Zeitabschnitte der Weltgeschichte geworden ist, das hat ihn ganz natürlich zum erfolgreichsten Politiker der Wiederaufbauzeit prädestiniert, das läßt an ihn, wenn der Wahlzufall Sinn behält, wenn der liebe Gott mit Deutschland ist, kurz, wenn ewige innere Harmonie besteht zwischen dem Lauf der Dinge und ihren Vollziehern, als den kommenden deutschen Reichspräsidenten g l a u b e n.

In Marx ist Zeitloses gereift, in ihm hat katholisches Wesen persönliche Form gefunden, so sehr, daß sich ihm — die Klippe so vieler christlicher Politiker — das Moralische in der Politik ganz von selbst versteht — obwohl er ein Katholik der Kulturkampfzeit war und früher einer der schärfsten Paritätskämpfer, obwohl er Berufsrichter war in einem Knäuel von Gesetzen und man von ihm zu erzählen weiß, daß er in den Anfängen dieses seines Berufs wegen einer übertriebenen Hartnäckigkeit in der Verfolgung von Verfehlungen auch für Nichtbetroffene unangenehm gewesen sei. Heute gehört er zu den Zentrumspolitikern, die in den wichtigsten politischen Fragen sich am wenigsten das Gesetz des Entschlusses aus dem Gebiet des Ethischen holen, ja, der seine Fraktionsgenossen schon wiederholt ermahnte, P o l i t i k zu machen, statt langatmige moraltheologische Erörterungen zu pflegen. So ist er P o l i t i k e r i n s e i n e m W e s e n und doch — — — nur ein still leuchtender Opal. Aber ein Politiker, der alles das, was der Katholizismus einem politischen Charakter zu verleihen vermag, aus dem Grunde besitzt: das Demokratische, die Totalität des Verstehens, das Sichverwandtfühlen mit dem Sinn alles Geschehens, die Aufgeschlossenheit für das Universale und eine große Gewissenhaftigkeit. In einem Kreise von Jugendlichen hat ihn einmal Dr. Wirth, der wie er etwas von der Ursprünglichkeit alles Lebendigen, wenn auch mit ganz anderem Ausdruck besitzt, als einen

„politischen Heiligen" bezeichnet. Er sagte es mit etwas Lächeln und viel Ehrfurcht, und so war das Wort kennzeichnend, sowohl für Wirth wir für Marx. Es ist nicht verwunderlich, daß Leute, die weniger als Wirth Ehrfurcht haben, mit der Gewissenhaftigkeit des Politikers Marx Geschäfte machen möchten. Dazu gehörte nicht nur Gr. Stresemann, dazu gehören namhafte höhere Parteigenossen. Preußen mit seinen Kabinettssorgen ist in vielem ein Beispiel. Es gibt aber deutlichere. Ist es betrübend, daß solche Spekulationen bisher immer letzten Endes verunglückt sind? Manch einer hat seinen Nasenstüber bekommen; denn das Innere von Marx reagiert auf die bösen Geister immer überraschend.

Aber Marx hat zuweilen die Neigung, auch selbst mit sich zu spekulieren. Doch damit stoßen wir auf d e n Teil seines Menschentums, wo das Urpersönliche, das ganze Private beginnt. Hier lebt Geheimnis und Schicksal, das wir unberührt lassen wollen.

Wer Marx zum deutschen Reichspräsidenten macht, bekennt damit seinen Glauben an das Gute in dieser Zeit. Das Gute hat heute noch seinen Klang und sein Echo. Es mußte ein guter Mensch nach London gehen, um von Idealisten die im Mannesalter immer sehr mißtrauisch sind, Gutes zu gewinnen. Ein Sozialist, ein Freimaurer und ein römischer Katholik saßen in London zusammen, um ein Weltproblem zu lösen. Marx, der römische Katholik, konnte nicht mehr mitbringen, um das Unmaß der bestehenden Schwierigkeiten mit zu beseitigen, als den guten Ruf eines neuen Deutschlands. Nichts ist schwieriger, als wenn Idealisten von verschiedener Prägung und Tendenz einander überzeugen wollen. Was war es, das gleich so starken Zusammenklang in London schuf? Die bezwingende Harmonie im Wesen und Auftreten der Person des deutschen Reichskanzlers, der ohne Pathos und ohne Absichtlichkeit, einfach in seiner politischen Form an das Gute im Menschen appellierte — nur sechs Jahre nach dem Kriege. Marx hat in London gezündet für die ganze Welt. Marx zum deutschen Reichspräsidenten machen, heißt das sittliche Erlebnis von London richtig deuten, heißt an ein neues g u t e s Zeitalter mit Optimismus glauben.

*

THEODOR HEUSS
M. d. R.

HELLPACH

Deutschland bezog in den letzten Jahren die Mehrzahl seiner Staatsmänner aus der Gruppe ministrabler Oberbürgermeister, aus den Syndici industrieller Verbände oder aus den „Funktionären" des Partei- und Gewerkschaftsbetriebs. Ein paar Outsider sind dazwischen; sie mochten als Einzelerscheinungen ihr besonderes Profil haben, aber ihr Vorhandensein verwischt nicht den Gesamteindruck.

Das Bild wiederholt sich bei der Reichspräsidentenwahl: Namen und Persönlichkeiten treten an, die im Lauf dieser letzten Jahre ihre Prägung erhalten haben. Man kennt sie und weiß so ungefähr, was mit ihnen los ist. Das ist für den Normalwähler eine angenehme Erleichterung seiner Entscheidung. Dabei denke ich nicht an den Bewerber der Kommunisten, der bislang nur eine Hamburger Lokalgröße war, sich allerdings durch ein fabelhaftes Organ für Massenversammlungen qualifiziert.

Man weiß, daß die Demokraten einst den Versuch gemacht hatten, einer Sammelkandidatur der Republikaner die Wege zu bereiten. Der Versuch ist gescheitert. Und nun bringen sie einen Kandidaten, „den kein Mensch kennt". Aber sie bringen in ihm eine Persönlichkeit in die politische Arena, die, neben die Mitbewerber gestellt, unzweifelhaft die geistig interessanteste und selbständigste ist. Einen Unzünftigen im Traditionsgefühl der Parteien, einen Outsider, der in der Wissenschaft und Lehre wohl seinen Namen besitzen mag, aber die Phantasie des Volkes noch nicht weiter beschäftigt hat. Er ist seit einiger Zeit Staatspräsident des Landes Baden. Nun, dort im Südwesten kann man es sich ja wohl gestatten, einen Arzt zum Staatspräsidenten zu machen — das ist ja wohl dort, vergleichsweise, eine staatspolitische Idylle. Aber braucht das Reich nicht einen Mann, den „man kennt"?



Hellpach

Daß die Demokraten, bei denen es ja an Oberbürgermeistern und bekannten Parlamentariern nicht mangelt, nach einem „Unzünftigen" gegriffen haben, ist ein recht mutiges und optimistisches Experiment. Sie glauben, daß ein „Intellektueller", hinter dem weder Wirtschaftsverbände noch soziale Gruppen „stehen", daß ein Mann, der nur sich selber, sein Talent und seine Gesinnung einzusetzen hat, daß dieser das deutsche Volk zu „beschäftigen" vermag. Man erinnert sich, wie oft in den ersten Monaten und Jahren nach der Revolution von den politischen Aufgaben „des Geistes" und „der Geistigen" geredet wurde — die Erinnerung trägt sehr groteske, aber auch einige wehmütige Züge. Jetzt wird zum erstenmal die Probe aufs Exempel gemacht. Die „deutsche Bildung", im besten Sinne des Wortes, ohne die fatale Banalität einer „bürgerlichen" Umgrenzung, sendet in Hellpach einen Ver-

treter zum Kampf um die Staatsführung. Und er wird in den nächsten Wochen Hunderttausende zwingen, sich mit ihm auseinanderzusetzen, und gerade deshalb, weil er ihnen nicht die geläufigen Formate bringt, sondern die Denkarbeit eines selbständigen und unabhängigen Menschentums.

Denn er gehört zu den Leuten, die nicht in einer Schule und Schablone sich gesichert fühlten, sondern je und je Stellungnahme aus eigener Schau der Dinge sich aufzwangen. Ich vermag über seine medizinischen, seine psychiatrischen Arbeiten nichts zu sagen — aber mir scheint, sie sind ihm selber immer nur Teilprobleme gewesen in dem Suchen nach einer Gesamtansicht des sozialen Lebens. Sie bewegen sich alle auf den Grenzgebieten, wie ja auch dieser Arzt neben seinen medizinischen beim alten Wundt den philosophischen Doktor gesetzt hatte. Das will besagen, daß in Hellpach eine starke synthetische Kraft vorhanden ist, das spürbare Ringen, die Zerrissenheit der Wissenschaft zusammenzufassen; nicht mit dem marktgängigen publizistischen Dilettantismus (darin hindert ihn seine umgrenzte, deskriptive Forschertätigkeit), sondern mit dem Wissen um die notwendige Einheit der Welt- und Lebensbetrachtung. Er gehört der Generation an, die des entartenden Historismus und des allzu billigen, individualistischen Impressionismus müde wurde und aus dem Chaos der Wirklichkeiten zum System kommen will, das nicht logizistische Spekulation, sondern Bändigung der realen Erscheinungen ist.

Seine heranwachsende Jugend steht zwischen den Einflüssen der sozialistischen „Revisionisten" und Friedrich Naumanns; aber seine politische Aktivität ist nie Parteidienst geworden, sondern Ueberprüfung der Probleme, in der er sich selber behauptet. Dann trat auch er in den Bann der gewaltigen Erscheinung von Max Weber, mit jener dämonischen Polarität von wissenschaftlicher Askese und Wirkungswille, Wirkungspflicht. In ihr steht sein Leben, und man spürt, in seinen Reden und Schriften, wie die Auseinandersetzung, auch ihn bestimmt. Und ähnlich, wie es bei Weber gewesen, treibt ihn, nach dem Zerbrechen der historischen Träger des Staats, die furchtbare Wucht der deutschen Aufgabe zum politischen Bekenntnis, dem die Lehre, das Handeln, das Amt folgt.

Hellpach hat einen großen rednerischen Stil. Ich habe im vergangenen Dezember mit ihm gemeinsam in einer Anzahl badischer Massenversammlungen gesprochen. Solches gemeinsame „Auftreten" pflegt für die Hauptbeteiligten kein reiner Genuß zu sein; hier war es, wenigstens was mich als Zuhörer anlangt, anders. Denn Hellpachs reinliche und klare Diktion, die immer lehrreich und nie lehrhaft ist, männlich fest und nie im Ton oder Inhalt überlaut, die freundlich scherzende, ironische Anmut mit einem herben Pathos zu einen weiß, fesselt, weil sie die Prägung einer sicheren Herrschaft über die Form und den Inhalt ist. Ein Stück

Philosophie und ein Schuß dichterischer Gestaltung, anschauliches Beispiel und überraschende Freiheit von Frage und Schluß — nichts vom Volkstribunen und nichts vom Bureaukraten, keine Vorlesung und kein geistreiches Feuilleton, sondern Selbstdarstellung eines Mannes, der die Tausende vor ihm zwingt, ohne daß er sich selber in die Masse verlöre, mitzudenken und im Denken freier und im Freiwerden williger zu sein.

Hellpach stammt aus dem östlichen Preußen und ist seit Jahrzehnten in Badens Hauptstadt tätig. Beide Heimaten haben sein Wesen mitgebildet: die Tradition der staatlichen Nationalität, die Preußen entwickelt, und die Luft jenes südwestdeutschen Liberalismus, der, unter dem Anhauch des Westens liegend, aber in dem kräftigen Schwarzwäldertum sich bewährend, für die deutsche politische Entfaltung so starke und fruchtbare Keime gegeben hat.

EGON ERWIN KISCH

DIE BEIDEN TSCHEKAS VOR DEM REICHSGERICHT

I.

Es ist hoffentlich kein Verrat militärischer Geheimnisse, wenn hier gesagt wird, daß die Sipo, die nun schon seit mehr als Monatsfrist das Leipziger Reichsgerichtsgebäude mit Handgranaten und Revolvern auf Gedeih und Verderb zu schützen bereit steht, eine Umgruppierung vollzogen zu haben scheint. Ohne sich auf die Schätzung dieser Truppenmassen einlassen zu wollen, kann behauptet werden, daß sich die Zahl des Aufgebotes bedeutend verringert hat. Das Giftgas der Langeweile veranlaßt ohnedies jeden Passanten, einen weiten Bogen um das Haus zu machen, in dessen Giebelfeld das Basrelief der Justitia gemeißelt ist, mit den befreiten Unschuldigen auf ihrer rechten und den hartbestraften Schuldigen auf ihrer linken Seite .

Trotzdem darf man die Arbeit der Kronjuristen keineswegs unterschätzen, die von früh bis abends ihre Zeit damit verbringen, die gräßliche Mordatmosphäre zu klären. Sie haben schon große Resultate erzielt! Vor allem steht es heute, durch Zeugen und Dokumente erhärtet, unerschütterlich fest, daß das Kaninchen mit dem rosa Ohr die Cholerabazillen gefressen hat. Vergeblich ist alles Leugnen! Es h a t sie gefressen, und es ist nur einem glücklichen Zufall zuzuschreiben, daß das arme Opfer keinen Durchfall erlitten hat und sich in einem Schrebergarten von Berlin-Lichterfelde noch seines Lebens freut.

Ernster liegt der Fall dort, wo es sich um ein Menschenleben handelt. Jenes Attentat auf Stinnes, dessen Aufdeckung im vorigen Jahre die Presse der ganzen Welt erfüllt hat, ist schon über das

Stadium der Vorarbeiten hinaus gediehen gewesen, als zum Glück die romantische Verhaftung der deutschen Tscheka in Stuttgart erfolgte: Neumann hat es eingestanden, und seine Mitangeklagten mußten es unwidersprochen lassen, der Bund der Roten Katzen habe durch Recherchen geschickt in Erfahrung gebracht, daß Hugo Stinnes ein reicher Großindustrieller und in Essen wohnhaft sei!

Nicht so weit kam es mit Borsig. Denn es scheint, daß ihn einige der Beschuldigten für einen General, andere für einen in der kommunistischen Partei tätig gewesenen Lockspitzel halten.

Bei General Seeckt ist die Sache am schlimmsten, da hilft kein Vertuschen. Neumann hatte telephonisch angerufen und vom Adjutanten erfahren, daß Se. Exzellenz am Abend auf dem Anhalter Bahnhof ankomme. Darauf ging Neumann mit einem zweiten dieser blutrünstigen Bande auf den Bahnhof, um sich Se. Exzellenz anzusehen. Die Erbitterung, die im Vorjahre dieses Attentat auf Seeckt hervorrief, ist wohl noch in allgemeiner Erinnerung.

Aus den Zeugenaussagen geht bereits mit ziemlicher Deutlichkeit hervor, daß die Kommunistische Partei eine Aenderung der Verfassung und wohl kaum etwas anderes als die Errichtung einer sozialistischen Republik anstrebt.

II.

Ernsthaft gesprochen: ein Schuß ist wirklich gefallen und ist dem Friseur Rausch in den Leib gedrungen. Monate später ist im Lazaruskrankenhaus Rausch gestorben — wie von ärztlicher Seite behauptet wird, auf Grund der übermenschlichen Erregungen, in die ihn die polizeilichen Verhöre versetzten. Ob sie die Ursache waren, daß sich seine Fieberkurve von Tag zu Tag steigerte, wird heute nicht mehr zweifelsfrei festzustellen sein. Tatsache ist, daß er oft stundenlang in Abwesenheit des Pflegepersonals und ohne Einwilligung des Arztes vernommen wurde, ja, daß es sogar zu einem Kampf mit gezückten Revolvern zwischen Stuttgarter und Berliner Polizeibeamten kam, wobei das Krankenbett von Rausch das Kampfobjekt bildete. Wer jemals einen Angehörigen in einem öffentlichen Spital besuchen wollte, weiß, wie schwer die Bewilligung zum Besuche Fieberkranker zu erlangen ist. Hatte Rausch einen tödlichen Schuß, wie war diese Inquisition möglich?

Rausch war Polizeispitzel. Er gehörte zu jenen vom Staat bezahlten Lumpen, die durch lügenhafte Denunziationen oder gar durch Anstiftung unschuldige Menschen, in deren Vertrauen sie sich eingeschlichen haben, in Haft und Vernichtung stürzen. Wie kann man sich gegen ein solches Individuum wehren? Das Verbrechen geschieht doch im Auftrag einer Behörde, also gibt es gegen ihn kein legales Abwehrmittel. Ihn auszuschließen und an den Pranger zu stellen, hat nur die Entfesselung seiner Rache und die Vorbringung noch verhängnisvollerer Lügen zur Folge, wie sich

am besten bei dem Hauptangeklagten und Hauptzeugen dieses Prozesses zeigt. Gutzuheißen ist natürlich der Individualterror auch gegen den Spitzel nicht, aber selbst kleinbürgerliche und antirevolutionäre Berliner Geschworene haben wiederholt, wie z. B. im Falle des Kriminalagenten Blau, dem Totschläger wenigstens einige mildernde Umstände zubilligen müssen.

III.

Der Name „Tscheka", unter dem der Prozeß begann, wird nicht mehr genannt. Statt dessen tritt eine ganz neue Tscheka in Erscheinung, die diesen mehr als langweiligen Prozeß doch zu unerhörter politischer Wichtigkeit stempelt. Während z. B. im Fall Haarmann nur vier bis fünf Polizeispitzel eine Rolle gespielt haben, schweben hier geradezu Myriaden von Polizeiagenten über den Wassern. Diener ist ein Spitzel, König ist ein Spitzel, Poege wird in der Haft zum Spitzeldienst gepreßt und widerruft sein Versprechen erst im Gerichtsgefängnis, dem Neumann deutet man an, daß er für gute Dienste, trotz seiner Verurteilung ins Ausland werde reisen dürfen, die Spitzel, die den verhafteten Skoblewski im Sowjetgebäude gesehen haben wollen, werden vom Berliner Polizeipräsidium weder als Zeugen geführt noch überhaupt genannt (obwohl sie die einzigen entscheidenden Zeugen für die Beweisführung sein müßten), Spitzel haben Skoblewski und Hucke an der Untergrundbahn festgenommen, Spitzel, Spitzel, nichts als Spitzel, rechte Tschekisten.

Welche Geldsummen muß das verschlingen! Und welche Geldsummen mögen für die Prämien ausgeworfen worden sein, die die Polizeikommissare und Agenten gezwungen haben, mit allen Mitteln einen „Erfolg" herbeizuführen! Die Gefängniswärter spucken aus vor politischen Häftlingen. Die sitzen monatelang in stinkenden Dunkelzellen und bekommen keine Decken. Und es war vielleicht der erschütterndste Moment des ganzen Prozesses, als Margies schilderte, wie er, ein leidenschaftlicher Raucher, einen langen Schriftenwechsel von Gesuchen und Antworten führen mußte, um ein paar Zigaretten zu bekommen.

Grotesk ist der Konkurrenz- und Kompetenzkampf, der sich nicht bloß zwischen den Kriminalorganen, sondern auch zwischen den einzelnen Polizeibehörden des Reiches abspielt. Am liebsten möchten die Stuttgarter Herren ihre Berliner Kollegen — nein, ich sage doch nicht, was die Herren einander am liebsten antun möchten. Ein Württemberger Kommissar wurde in Berlin von Berliner Kollegen dingfest gemacht. Neben dem Reichsanwalt Neumann, mit dem der Kronzeuge nicht vollständig identisch ist, sitzt ein geheimnisvoller Herr, der immer aufspringt, wenn ein Anwalt etwas gegen die württembergische Polizei vorbringt, und

sich erst wieder beruhigt, bis loyal erklärt wird, daß man dem Stuttgarter Polizeipräsidium durchaus nichts nachsagen wolle.

IV.

Die anderen Zusammenstöße sind heftigerer Natur. Die Stimmung ist explosiv, und die Nervosität entlädt sich in rein formalistischen Anträgen der gereizten Verteidiger und ihrer Ablehnung durch den gereizten Vorsitzenden. Das ist durchaus begreiflich und kommt von der Diskrepanz zwischen Aufmachung und Inhalt. Diese Aufmachung wurde vor Jahresfrist durch Nichtjuristen mit allem Klamauk in der Presse besorgt. Und der Prozeß begann im Zeichen einer Cause célèbre mit einer dem Hauptangeklagten tagelang vorgetragenen, wirkungsvollen Anklageschrift. Und dann? Seither erfuhr man nichts Neues, nur Zweifel, Abschwächungen und Unrichtigkeiten. Von einer Gefährdung des Staates, von seiner Rettung im letzten Moment ist nicht mehr die Rede. Die Attentäter ohne Attentatsabsicht stammen aus einer illegalen Zeit, in der die Kommunistenpartei blödsinnigerweise verboten war, sie sind weder symptomatisch noch gefährlich. In zweitägiger Verhandlung hätten sie abgeurteilt sein können — vor Jahresfrist. Statt dessen inszenierte man diesen Monstre- und Millionenprozeß. Begreiflich, daß alle, die sich dermaßen düpiert sahen, nun in höchst verärgertem Zustand die Zeit totschlagen.

Es gibt leider ein Mittel, um den Sensationsprozeß nicht als Blamage enden zu lassen, das Mittel, das bei jedem Sensationsprozeß politischer Art um so sicherer angewendet zu werden pflegt, je unsicherer die Beweise sind: das höchste Strafmaß gegen die Angeklagten. Je mehr man über ein Gerichtsverfahren zu lachen hat, desto weniger haben die Angeklagten zu lachen. Sie sind vielleicht die Opfer politischer Verschwörerromantik, gewiß aber sind sie noch mehr Opfer des Spitzeltums und der Sensation und vor allem eines Rechtsrechtes, das sie verurteilt, um mit ihrer Verurteilung die Begründung für neue Prozesse und neue Verurteilungen zu schaffen. Das Reichsgericht ist für einige Monate seiner Repertoiresorgen enthoben.

Ist eine Anschauung erst Allgemeingut geworden, so prüft sie niemand mehr auf ihren eigentlichen Wert. Täte man es aber, so hielte sie wahrscheinlich nicht stand. Es ist dieselbe Geschichte wie mit dem alten Theaterbesucher, der sich zwanzig Jahre lang auf eine Freikarte berief, die der selige Scribe ihm einmal ausgestellt hatte, und den der Kontrolleur immer wieder passieren ließ. Diese Eintrittsberechtigung hätte sich bei näherer Prüfung jedenfalls als illusorisch erwiesen. Sie wurde aber eben nicht nachgeprüft.

Anatole France

STEFAN ZWEIG

NIETZSCHES FLUCHT IN DIE FREIHEIT

Aus einem größeren Essay über Nietzsche, der gemeinsam mit einem über Hölderlin und Kleist zu einem neuen „Drei Meister"-Buch unter dem Titel „Der Kampf mit dem Dämon" im Insel-Verlag erscheint.

„Wir haben Süden um jeden Preis, helle, harmlose, muntere, glückliche und zärtliche Töne nötig."

„Wir Luftschiffer des Geistes," sagt Nietzsche einmal stolz, um seine einzige Freiheit des Denkens zu rühmen, das im unbegrenzten, unbetretbaren Element sich seine neuen Wege findet. Und wirklich, die Geschichte seiner geistigen Fahrten, Umwendungen und Erhebungen in phantastisch schnellem Tempo spielt durchaus im oberen, im geistig unbegrenzten Raum; wie ein Fesselballon, der ständig Last und Ballast abwirft, wird Nietzsche durch seine Entschwerungen, seine Loslösungen immer freier. Mit jedem abgekappten Tau, mit jeder abgeworfenen Abhängigkeit hebt er sich immer herrlicher auf zu weiterem Umblick, zu umfassender Schau, zu zeitloser, persönlicher Perspektive. Es gibt da unzählige Veränderungen der Richtung, ehe das Lebensschiff in den großen Sturm gerät, der es zerschellt: kaum kann man sie aufzählen und unterscheiden. Nur ein besonders schicksalwendender Augenblick der Entscheidungen hebt sich haarscharf und sinnlich im Leben Nietzsches ab: es ist gleichsam die dramatische Minute, da das letzte Tau abgelöst wird und das Luftschiff vom Festen ins Freie, vom Schweren ins unbegrenzte Element sich erhebt. Diese Sekunde in Nietzsches Leben bedeutet der Tag, da auch er den Standort verläßt, die Heimat, die Professur, die Profession, um nie mehr anders als im vorüberstreifenden, verächtlichen Fluge — ewig nun in anderem freieren Element — nach Deutschland zurückzukehren. Denn alles, was bis zu jener Stunde geschieht, ist für den wesentlichen, den welthistorischen Nietzsche nicht sonderlich belangvoll: die ersten Wandlungen bedeuten nichts als Vorbereitungen zu sich selbst. Und ohne jenen entscheidenden Abstoß in die Freiheit hinein wäre er bei aller Geistigkeit doch ein Gebundener geblieben, eine professorale fachmännische Natur, ein Erwin Rohde, ein Dilthey, einer jener Männer, die wir in ihrem Kreise ehren, ohne sie doch für unsere eigene geistige Welt als eine Entscheidung zu fühlen. Erst der Durchbruch der dämonischen Natur, die Entbindung der Denkleidenschaft, das Urfreiheitsgefühl macht Nietzsche zur prophetischen Erscheinung und verwandelt sein Schicksal in einen Mythus. Und da ich hier sein Leben nicht als eine Historie, sondern als ein Schauspiel, durchaus als Kunstwerk und Tragödie des Geistes zu bilden versuche, beginnt für mich seine Lebenstat

erst in dem Augenblick, da der Künstler in ihm beginnt und sich seiner Freiheit besinnt. Nietzsche im philologischen Puppenstand ist ein Philologenproblem: erst der Beflügelte, der „Luftschiffer des Geistes" gehört der Gestaltung.

Diese erste Entscheidung Nietzsches auf der Argonautenfahrt zu sich selbst ist der Süden: und sie bleibt die Verwandlung seiner Verwandlungen. Auch in Goethes Leben bedeutete die italienische Reise ähnlich scharfe Zäsur, auch er flüchtet nach Italien zu seinem wahren Selbst, aus Gebundenheiten in eine Freiheit, aus bloßem Weiterleben ins Erlebnis. Auch über ihn bricht beim Ueberschreiten der Alpen mit dem ersten Glanz der italienischen Sonne eine Verwandlung mit eruptiver Gewalt herein: „Mir ist," schreibt er noch im Trento, „als ob ich von einer Grönlandsfahrt zurückkehrte." Auch er ein „Winterkranker", der in Deutschland unter dem „bösen Himmel leidet", auch er, eine durchaus auf Licht und höhere Helligkeit angelegte Natur, fühlt sofort ein elementares Aufschießen innersten Gefühls, ein Aufgelockert-, ein Losgelöstsein, einen Drang neuer, persönlichster Freiheit beim Betreten italienischen Bodens. Aber Goethe erlebt das Wunder des Südens zu spät, erst in seinem vierzigsten Jahr, die Kruste ist schon hart um seine, im Letzten, planhafte und besonnene Natur: ein Teil seines Wesens, seines Denkens ist zurückgeblieben in Weimar bei Hof und Haus und Würde und Amt. Er ist bereits zu stark in sich selbst kristallisiert, um noch jemals von irgendeinem Element vollkommen aufgelöst oder verwandelt zu werden. Sich überwältigen zu lassen, wäre gegen seine organische Lebensform: Goethe will immer Herr seines Schicksals bleiben, von den Dingen nur genau so viel nehmen, als er ihnen verstattet (indes Nietzsche, Hölderlin, Kleist die Verschwender, sich immer ungeteilt mit ganzer Seele jedem Eindruck hingeben, beglückt, von ihm ganz wieder ins Strömende, ins Feuerflüssige aufgelöst zu werden). Goethe findet in Italien, was er sucht, und nicht viel mehr: er sucht tiefere Zusammenhänge (Nietzsche höhere Freiheiten), die großen Vergangenheiten (Nietzsche die große Zukunft und die Loslösung von aller Historie), er forscht eigentlich nach den Dingen *unter* der Erde, der antiken Kunst, dem römischen Geist, den Mysterien von Pflanze und Gestein (indes Nietzsche sich trunken und gesund blickt an den Dingen *über* sich, dem saphirnen Himmel, dem bis ins Unendliche klaren Horizont, der Magie des hingeworfenen Lichts, das ihm in alle Poren dringt). Das Erlebnis Goethes ist darum vor allem *zerebral* und *ästhetisch*, jenes Nietzsches *vital*: bringt jener aus Italien vor allem einen Kunststil zurück, so entdeckt sich Nietzsche dort einen Lebensstil. Goethe wird bloß befruchtet, Nietzsche umgepflanzt und erneuert. Auch der Weimarer fühlt zwar das Bedürfnis nach Erneuerung („Gewiß, es wäre besser, ich käme gar nicht wieder, wenn ich nicht wiedergeboren zurück-

kommen kann"), aber er hat nur wie jede schon halberstarrte Form die Fähigkeit für „Eindrücke". Für eine so vollkommene Verwandlung bis ins letzte aber wie jene Nietzsches ist der Vierzigjährige eben schon zu durchgestaltet, zu eigenmächtig, und vor allem unwillig: sein starker, namhafter Selbstbehauptungstrieb (der ja in späteren Jahren ganz zu Starre und Panzer erfrostet) gibt der Wandlung neben der Beharrung nur gemessenen Raum, er nimmt, der Weise und Diätetische, nur genau so viel an, als er meint, daß es seiner Natur förderlich sein könne (indes ein dionysischer Charakter von allem nimmt bis zum Exzeß und zur Gefahr). Goethe will sich nur bereichern an den Dingen, niemals sich aber an sie bis zur Neige, zum Umgewandeltwerden verlieren. Darum ist auch sein letztes Wort an den Süden bedächtig messender, sorgsam abwägender Dank und im letzten doch Abwehr: „Unter den löblichen Dingen, die ich auf dieser Reise gelernt habe," lautet sein Endwort über die italienische Reise, „ist auch dies, daß ich auf keine Weise mehr allein sein und nicht außerhalb des Vaterlandes leben kann."

Diese wie eine Münze hartgeprägte Formel, man braucht sie nur umzuwenden und hat in nuce Nietzsches Erlebnis des Südens. Sein Fazit ist der glatte Gegensatz zu Goethes Resultat, nämlich, daß er von nun ab nur mehr allein und nur mehr außerhalb des Vaterlandes zu leben vermag: während Goethe aus Italien genau an den Punkt seines Ausganges zurückkehrt wie von einer belehrenden und anregenden Reise, und in Koffer und Kisten, in Herz und Hirn Wertvolles in ein Heim, in sein Heim, wiederbringt, ist Nietzsche endgültig expatriiert und bei sich selbst angelangt, „Prinz Vogelfrei", selig heimatlos, ohne Heim und Habe, für alle Zeit losgelöst von jeder „Vaterländerei", von jeder „patriotischen Einklemmung". Von nun an gibt es für ihn keine andere Perspektive mehr als die der Vogelschau des „guten Europäers", jener „wesentlich übernationalen und nomadischen Art Mensch", deren unausbleibliches Kommen er atmosphärisch fühlt und in der er sich einzig wohnhaft macht — in einem jenseitigen, einem zukünftigen Reich. Nicht, wo er geboren war — Geburt ist Vergangenheit, „Historie" —, sondern wo er zeugt, wo er selbst gebärt, ist für Nietzsche der geistige Mensch zu Hause: „Ubi pater sum, ibi patria" — „Wo ich Vater bin, wo ich zeuge, ist meine Heimat", nicht wo er gezeugt wurde. Das wird die unschätzbare, unverlierbare Gabe des Auslandes an Nietzsche, daß für ihn nun die ganze Welt gleichzeitig Ausland und Heimat wird, daß er jenen Vogelschaublick, jenen hellen, niederstoßenden Raubvogelblick von einem Darüber behält, einen Blick nach allen Seiten, nach überall offenen Horizonten (indes Goethe sich nach seinen Worten durch das „Umstellen mit geschlossenen Horizonten" gefährdete, freilich aber auch bewahrte). Mit seiner Uebersiedlung

ist Nietzsche für immer jenseits von allen seinen Vergangenheiten, er hat sich endgültig entdeutscht, so wie er sich endgültig entphilologisiert, entchristlicht, entmoralisiert hat, und nichts charakterisiert seine unbändig fortschreitende exzessive Natur so sehr, als daß er niemals mehr einen Schritt oder auch nur einen sehnsüchtig-wehmütigen Blick ins Ueberwundene zurückgetan hat. Der Seefahrer ins Zukunftsland ist viel zu beglückt, „mit dem schnellsten Schiff nach Kosmopolis“ gefahren zu sein, als es ihn jemals noch nach seiner einsprachigen, einseitigen, einförmigen Heimat gelüstete: darum verurteilt sich jeder Versuch, ihn zurückzudeutschen, als eine (jetzt sehr übliche) Gewaltsamkeit. Aus der Freiheit gibt es für den Erzfreien mehr kein Zurück; seit er die Klarheit des italienischen Himmels über sich erlebt, erschauert ihm die Seele vor jeder Art „Verdüsterung“, mag sie nun von Wolkentrübe, Hörsaal, Kirche oder Kaserne kommen; seine Lungen, seine atmosphärischen Nerven vertragen keinerlei Art Norden, keine Deutschheit, keine Dumpfheit mehr: er kann nicht mehr leben bei geschlossenen Fenstern, bei zugemachten Türen, im Halbdunkel, in einer geistigen Dämmerung und Vernebelung. Wahr sein ist für ihn von nun ab klar sein — weit sehen, scharfe Konturen ziehen bis in die Unendlichkeit, und seit er dies Licht, dieses elementare, scheidende, schneidende Licht des Südens mit allem Rausch seines Blutes vergöttert, hat er dem „eigentlichen deutschen Teufel, dem Genius oder Dämon der Unklarheit“, für immer entsagt. Seine fast gastronomische Reizbarkeit empfindet, nun er im Süden, nun er im „Ausland“ lebt, alles Deutsche als zu schwere, zu drückende Kost für sein aufgeheitertes Gefühl, als eine „Indigestion“, ein Nie-fertig-Werden mit den Problemen, ein Nachschleppen und Wälzen der Seele durch das ganze Leben hin: das Deutsche ist ihm nicht mehr und niemals mehr frei und leicht genug. Selbst seine einst geliebtesten Werke verursachen ihm jetzt eine Art geistigen Magendrucks: in den „Meistersingern“ spürt er das Schwere, Verschnörkelte, Barocke, die gewaltsame Anstrengung zur Heiterkeit, bei Schopenhauer die verdüsterten Eingeweide, bei Kant den hypokritischen Beigeschmack von Staatsmoralin, bei Goethe die Beschwertheit mit Amt und Würde, die gewaltsam abgesperrten Horizonte. Alles Deutsche ist ihm von nun ab Dämmerung, Zwielicht, Unklarheit — zuviel Schatten von gestern, zuviel Historie, zuviel Belastung mit dem eigenen mitgeschleppten Ich: eine Fülle von Möglichkeiten und doch kein klares Sein, ein Fragen und Sehnen und Stöhnen und Suchen, ein schweres, qualvolles Werden, ein Schwanken zwischen Ja und Nein. Aber es ist nicht nur Unbehagen des Geistigen an der damaligen (wirklich am tiefsten Punkte angelangten) geistigen Verfassung des neuen, allzu neuen Deutschlands, nicht nur politische Erbitterung über das „Reich“ und alle jene, die dem Kanonenideal die deutsche Idee

geopfert haben, nicht bloß ästhetischer Abscheu vor dem Plüschmöbel-Deutschland und Siegessäulen-Berlin. Seine neue Südlehre verlangt von allen Problemen, und nicht bloß den nationalen, von der ganzen Lebenshaltung klare, freiströmende, sonnenhafte Helligkeit, „Licht, nur Licht auch über schlimme Dinge“, höchste Lust durch höchste Deutlichkeit — eine „gaya scienza“, eine heitere Wissenschaft, nicht die mürrisch-tragische des „Lernvolkes“, die deutsche geduldige, sachliche, professoral-ernste Bildungsgelehrsamkeit, die nach Stube und Hörsaal muffelt. Nicht aus dem Geist, nicht aus der Intellektualität, sondern aus Nerv, Herz, Gefühl und Eingeweide kommt seine endgültige Absage an den Norden, an Deutschland, an die Heimat; sie ist Aufschrei von Lungen, die endlich ihre freie Luft spüren, Jubel eines Entlasteten, der endlich das „Klima seiner Seele“ gefunden hat: die Freiheit. Darum dies sein Jauchzen aus dem Innersten, der boshafte Jubelschrei: „Ich entsprang!“

Gleichzeitig mit dieser definitiven Entdeutschung verhilft ihm der Süden zu seiner vollkommenen Entchristlichung. Nun, da er, wie eine Lazerte sich der Sonne freuend und die Seele durchleuchtet bis in ihr letztes Nervengefäß hinab, sich zurückfragt, was ihn so lange Jahre verdüsterte, was seit zweitausend Jahren die ganze Welt so zag, ängstlich, gedrückt, so feige schuldbewußt gemacht, die heitersten, natürlichsten, kraftvollsten Dinge und ihr Kostbares, das Leben selbst, so entwertet habe, erkennt er im Christentum, im Jenseitsglauben das Verdüsterungsprinzip der modernen Welt. Dieses „übelriechende Judain von Rabbinismus und Aberglauben“ hat die Sinnlichkeit, die Heiterkeit der Welt durchsetzt und betäubt, es ist für fünfzig Generationen das gefährlichste Narkotikum geworden, in dem alles, was früher wahrhaft Kraft gewesen, in moralische Lähmung verfiel. Nun aber — und hier empfindet er sein Leben mit einemmal als Mission —, nun muß endlich der Kreuzzug der Zukunft gegen das Kreuz beginnen, die Wiedereroberung des heiligsten Menschenlandes: unseres Diesseits. Das „Uebergefühl des Daseins“ hat ihm den leidenschaftlichen Blick für alles Diesseitige, Animalisch-Wahre und Unmittelbare gelehrt; seit dieser Entdeckung weiß er erst, wie lange das „gesunde, rote Leben“ ihm von Weihrauch und Moral verschleiert gewesen war. Im Süden, in jener „großen Schule der Genesung im Geistigen und Sinnlichen“, hat er die Fähigkeit des Naturhaften, des schuldlos sich freuenden, des spielhaft heiteren Lebens ohne Winterfurcht und Gottesfurcht erlernt, den Glauben, der zu sich selbst ein herzhaftes, schuldloses Ja sagt. Aber auch dieser Optimismus kommt von oben, freilich nicht von einem verborgenen Gott, sondern vom offensten, vom seligsten Geheimnis, von Sonne und Licht. „In Petersburg wäre ich Nihilist. Hier glaube ich, wie die Pflanze glaubt, an die Sonne.“ Alle seine Philosophie ist unmittelbar aus

erlöstem Blut aufgegoren: „Bleiben Sie südlich, sei es nur dem Glauben nach“, ruft er einem Freunde zu. Wem aber Helligkeit so sehr Heilung geworden, dem wird sie auch heilig: in ihrem Namen beginnt er den Krieg, jenen furchtbarsten seiner Feldzüge gegen alles auf Erden, was die Helligkeit, die Heiterkeit, die Klarheit, die nackte Ungebundenheit und sonnige Rauschkraft des Lebens verstören will. „— mein Verhältnis zur Gegenwart ist nunmehr Krieg bis aufs Messer“.

Mit diesem Mut kommt aber auch Uebermut in dies krankhaft, unbewegt hingelebte, hinter verhangenen Fenstern verbrachte Philologenleben, eine Aufstörung, Aufjagung des erstarrten Blutkreislaufes: bis in unterste Nervenenden, durchfiltert von Licht, taut die kristallhafte, klare Form der Gedanken beweglich auf, und im Stil, in der plötzlich aufschießenden und beweglichen Sprache, glitzert Sonne in diamantenen Funken. In der „Sprache des Tauwinds“, wie er selbst vom ersten seiner Südbücher sagte, ist alles geschrieben: ein aufbrechender, gewaltsam sich befreiender Ton ist darin, wie wenn eine Kruste Eis zerbricht, und schon weich, mit einer schmeichlerischen, spielerischen Wollust, der Frühling über die Landschaft rinnt. Licht bis hinab in die letzte Tiefe, Klarheit bis in das kleinste, sprühende Wort, Musik in jeder Pause — und über dem Ganzen jener halkyonische Ton, jener Himmel voller Helligkeit. Welche Verwandlung des Rhythmus von der früheren, der zwar schön geschwungenen, kraftvoll gewölbten, aber doch steinernen, und dieser neuen, klingend aufgesprungenen Sprache, dieser biegsam übermütigen, ganz freudigen Sprache, die gern alle Glieder nützt und reckt, die — wie die Italiener — gestikuliert mit tausend mimischen Zeichen, nicht bloß wie der Deutsche mit unbewegtem, unbeteiligtem Leib spricht. Es ist nicht das würdige, sonore, schwarzbefrackte Gelehrtendeutsch mehr, dem der neue Nietzsche seine freigeborenen, auf Spaziergängen wie Schmetterlinge zugeflogenen Gedanken anvertraut — seine Freiluftgedanken wollen eine Freiluftsprache, eine sprungleichte, geschmeidige Sprache mit einem turnerisch nackten, gewandten Leib und lockeren Gelenken, eine Sprache, die laufen, springen, sich hochheben, sich ducken, sich spannen und alle Tänze tanzen kann vom Reigen der Schwermut bis zur Tarantella der Tollheit — die alles tragen und alles sagen kann, ohne Lastträgerschultern zu haben und einen Schwermännerschritt. Alles Haustierhaft-Geduldige, alles Gemächlich-Würdige ist vom Stil gleichsam weggeschmolzen, er wirbelt sich von Späßen zu höchsten Heiterkeiten sprunghaft empor und hat doch wieder in anderen Augenblicken ein Pathos wie der dröhnende Ton einer uralten Glocke. Er schwillt von Gärung und Kraft, er ist champagnisiert mit vielen kleinen, blinkenden aphoristischen Perlen und kann doch überschäumen mit plötzlichem rhythmischen Schwall. Er hat ein goldenes Licht von Feierlichkeit wie

alter Falerner und eine magische Durchsichtigkeit bis zum untersten Grund, eine Durchsonntheit ohnegleichen im heiteren blitzblanken Fluß. Vielleicht hat sich niemals die Sprache eines deutschen Dichters so rasch, so plötzlich, so vollkommen verjüngt, und gewiß ist keine andere dermaßen von Sonne durchglüht, so weinhaft, so südhaft, so göttlich tanzleicht, so heidnisch frei geworden. Nur im Bruderelement van Goghs erleben wir noch einmal dies Wunder eines solchen plötzlichen Sonneneinbruchs in einen Nordmenschen: nur der Uebergang von dem braunen, schwermassigen, trüben Kolorit seiner holländischen Jahre zu den brennweißen, schrillen, grellen, klirrenden Farben in der Provence, nur dieser Einbruch äußerster Lichtbesessenheit in einen halb schon geblendeten Sinn ist mit der Durchleuchtung zu vergleichen, die Nietzsche in seinem Wesen vom Süden geschieht. Nur bei diesen beiden Fanatikern der Verwandlung ist dieses Sich-Berauschen, dies Einsaugen des Lichts mit vampirischen Kräften der Inbrunst so rasch und unerhört. Nur die Dämonischen erleben das Wunder des glühenden Aufgeschlossenseins bis in die letzte Ader ihrer Farbe, ihres Klanges, ihrer Worte hinab.

Aber Nietzsche wäre nicht aus dem Geblüt der Dämonischen, könnte er in irgendeinem Rausche sich schon satt trinken: so sucht er zum Süden, zu Italien, noch immer einen Komparativ, ein „Ueberlicht" für das Licht, eine „Ueberklarheit" für die Klarheit. Wie Hölderlin sein Hellas nach „Asia" ins Orientalische, ins Barbarische allmählich hinüberdrängt, so funkelt am Ende Nietzsches Leidenschaft einer neuen Ekstase des Tropischen, des „Afrikanischen" entgegen. Er will Sonnenbrand statt Sonnenlicht, Klarheit, die grausam schneidet, statt deutlich zu umrunden, ein Spasma der Lust statt der Heiterkeit: unendlich bricht aus ihm die Gier, diese feinen Aufstachelungen seiner Sinne ganz in Rausch zu verwandeln, den Tanz in Flug, sein heißes Daseinsgefühl bis zum Zustand des Weißglühens zu steigern. Und wie dies erhöhte Begehren in seinen Adern aufschwillt, genügt seinem unbändigen Geist nicht mehr die Sprache. Auch sie wird ihm zu eng, zu stoffhaft, zu schwer. Er braucht neues Element für den Dionysos-Tanz, der trunken in ihm begonnen, eine höhere Ungebundenheit als das gebundene Wort — so greift er zurück in sein urtümliches Element, in die Musik. Musik des Südens, das ist seine letzte Sehnsucht, eine Musik, wo die Klarheit melodisch wird und der Geist ganz flügelhaft. Und er sucht sie und sucht sie, diaphane südliche Musik, in allen Zeiten und Zonen, ohne sie zu finden — bis er sie sich selber erfindet.

Der Kampf ums Recht ist eine Pflicht des Berechtigten gegen sich selbst.
Rudolf von Ihering

GEORG BRITTING DER BETHLEHEMITISCHE KINDERMORD

Die Soldaten des Herodes stiegen herab von den Bergen,
Sie trugen Schwerter vor sich her.
Viele schämten sich ihres Amtes, schalten sich selber: Schergen.
Andre grinsten. Sie liebten die Arbeit sehr.

Die war nicht schwer
Sie schlugen den Kindern die Köpfe ab. Mit einem Streich
Oft. Manchmal trafen sie nicht gleich,
Brauchten zwei und drei Hiebe und mehr.

Und sagten zur Mutter, wenn sie entsetzlich schrie:
„Na, was! Kannst wieder andre gebären!“
Und hörte das Weib nicht auf zu plärren:
„Schieb ab, du Vieh!

Was willst du? Er will's, Herodes, der Herr!“
Die Mütter fragten: „Wie sieht er aus?“
„Er wohnt in einem goldenen Haus,
Hat Augen aus Glas, einen Bart wie ein Bock,
Einen roten Rock und Hände von Ringen schwer.“

„In unsern Tränen soll er ersaufen!
Sie solln ihm versalzen sein Brot!“
Sie konnten vor Lachen nicht schnaufen.
„Herodes, der Herr, nur Rebhühner frißt.“
Sie warfen die Leichen brüsk auf den Mist
Und zogen in lärmenden Haufen
Weiter und schlugen die Kinder tot.

Er hatte Krüge voll Rotwein stehn,
Herodes, betrank sich und lag.
Einen Bart wie ein Bock, die Schenkel fett.
So lag er auf seinem seidenen Bett
Und schnarchte bis tief in den Tag.

IV.

Abschiedsbriefe
(Verschiedene Vorlagen)

A. Brief einer Ehefrau, die eine unsittliche Beziehung lösen will.

Lieber Herr Doktor!

Ich sitze nachts an meinem Schreibtisch, mein Gatte ist bereits zu Bett gegangen, das ganze Haus liegt still, es ist so recht die Stunde gekommen, in der ich das Erlebte ruhig überdenken kann, und da bin ich dann nach reiflicher Erwägung zu dem Entschlusse gekommen, Ihnen zu sagen: Otto, wir wollen von heute ab einander ohne Erröten und ohne Verlegenheit in die Augen sehen, wir wollen Freunde sein, nichts als Freunde.

Ich bin es müde, lieber Otto, von Ihnen hauptsächlich als Objekt Ihrer Sinnlichkeit angesehen zu werden. Ich empfinde es als Erniedrigung und Herabsetzung, daß ich Ihnen als geistige Individualität so gar nichts bedeuten soll, und daß nur die Glut eines schnell verflackernden Feuers uns für kurze Viertelstunden immer wieder miteinander verbinden soll, nicht ohne daß nachher leider ein Gefühl aufkeimenden Ekels in uns beiden zurückbleibt. Ein wahres Weib braucht mehr als die Sättigung ihrer leiblichen Wünsche. Ich frage Sie, lieber Otto, wann haben Sie das Bedürfnis gefühlt, mit mir Fragen der Kunst und Wissenschaft, Fragen Ihrer leider atheistischen Weltanschauung, ja auch nur Fragen der Politik ernsthaft mit mir durchzusprechen? Immer bin ich für Sie bloß die kleine Puppe mit den schönen Kleidern, mit der guten Figur, mit dem verheißenden Blick gewesen. Dagegen lehnt sich tiefinnerst etwas in mir auf. Ich kann diesen Zustand der Erniedrigung nicht länger ertragen; ich bitte Sie deshalb, morgen das Zimmer im Hotel Residenz gar nicht zu bestellen, denn ich werde nicht kommen. Aber ich hoffe, daß sich vielleicht doch das Wunderbare, wie Gerhart Hauptmann sagt, ereignen wird, und daß mir dann der Freund in Ihnen erhalten bleibt. Ist denn das sinnliche Band zwischen uns nötig? Niemand, lieber Otto, kennt meine Psyche so genau wie Sie. Muß ich auch auf das Tierische in Ihnen verzichten, so will ich doch hoffen, daß es ein höheres Band zwischen uns gibt, das nie und nimmer zerreißen wird.

Ich sehe es, wie Sie jetzt Ihren sinnlichen Mund zu einem faunischen Lächeln verziehen. Auch dieser schofeln Verdächtigungen und Beschuldigungen bin ich müde. Gewiß denken Sie jetzt — oh, ich kenne Ihren mißtrauischen Charakter —, daß Doktor Gernheimer auf diesen Brief Einfluß genommen hat, weil ich einige Male im Cityclub mit ihm getanzt habe oder weil Sie durch Ihre

bezahlten oder unbezahlten Spione herausgeschnüffelt haben, daß er gestern bei mir zum Tee war. Auch dieser erniedrigenden Verdächtigungen bin ich so müde!! Gewiß, ich leugne nicht, daß Gernheimer ein guter Tänzer ist, aber was uns beide verbindet, ist mehr. Er ist unbedingter Gentleman, er bringt den Frauen nicht jenes zynische Mißtrauen, sondern natürliche Achtung entgegen, er schätzt mich, Gott sei Dank, nicht bloß als Geschlechtswesen, sondern ich nehme an seinem gesamten Innenleben teil. Doch das wird eine so ausgesprochen sinnliche Natur, wie Sie es leider sind, nie und nimmer begreifen.

Eben ruft mein Gatte aus dem Schlafzimmer und fragt, wann ich denn endlich die Lampe auslösche. Ich muß deshalb schließen.

Lassen Sie mich Ihnen also nur noch einmal — als Freund zum Freunde — die Hand entgegenstrecken, und seien Sie, endlich ohne Gewissensbisse, herzlich gegrüßt, auch von meinem Mann.

Ihre aufrichtige Freundin
Mary L.

B. Brief eines Mannes, der infolge von Vermögensverlusten sich einschränken muß

Lieber Schatz.

Es wird mir schwer, Dir die nachfolgenden Eröffnungen zu machen. Gestern hatte ich mit meinem Sozius eine längere Besprechung über die Lage des Geschäftes, leider stellte sich heraus, daß unsere Bilanz sehr ungünstig abschließt, nicht bloß, wie Du vielleicht meinst, für die G. m. b. H., sondern leider sogar für die Geschäftsführer. Von Gewinnanteil kann keine Rede sein. Muß ab 1. kommenden Monats leider auf 40 Prozent der bisherigen Repräsentationsgelder verzichten. Fürchte sogar, daß wir das Auto werden einstellen müssen. Unter diesen Auspizien bleibt mir nichts anderes übrig, liebe Mary, als Dir mitzuteilen, daß ich dem dringenden Verlangen der Firma nicht länger mich widersetzen kann und auch Dir mitteilen muß, daß Du auf die von mir bisher geleisteten Subsidien vom 1. April a. c. an nicht mehr wirst rechnen können. Ich habe, wie Du Dir denken kannst, auch die Ausgaben für die Familie auf das Unumgängliche eingeschränkt, aber die Firma besteht darauf, daß ich Dir gegenüber alle Konsequenzen aus der mißlichen Situation ziehe. Sollte, wider Erwarten, sich im Laufe des kommenden Quartals die Konjunktur auf dem Metallmarkt wesentlich bessern, so wird es das erste sein, daß ich dieses Schreiben rückgängig mache. Leider Gottes aber sind die Aussichten sowohl in Blei wie in Zink für das nächste Halbjahr sehr ungünstig, wir sind durch Amerika vollkommen an die Wand gedrückt. Ich habe versucht, dem Geschäft durch Kupfer einen

frischen Zug zu geben, leider steht uns Fürstenberg im Wege, die Kupferspekulation (zu der Du mir übrigens so dringend geraten hast) hat die Firma über 40 000 M. gekostet! So bleibt mir denn nichts anderes übrig, als Dir, geliebte Mary, Adieu zu sagen. Es wird mir trotz der Mißhelligkeiten, die in der letzten Zeit, namentlich im Zusammenhang mit dem Kupfergeschäft, zwischen uns entstanden sind, nicht leicht, unsere langjährige Beziehung aufzulösen. Andererseits nähere ich mich den Fünfzigerjahren, der Sinn für Häuslichkeit wächst, während Du, was ich bei einem so stattlichen Weib ganz begreiflich finde, an Tanzvergnügungen, Badereisen, Wintersport usw. besonderen Gefallen findest. Ich möchte Deinem Glück um so weniger im Wege stehen, als Deine Chancen ja auch im Laufe der kommenden Jahre nicht gerade besser werden. Um den Uebergang nicht zu jäh zu machen, werde ich die Aprilmiete für die Wohnung noch begleichen, doch bitte ich Dich, Kleiderrechnungen nicht mehr an die Firma senden zu lassen. Mein Sozius würde sie unter allen Umständen zurückgehen lassen!

Nimm noch einmal meinen Dank entgegen, für alles, was Du mir in diesen sechseinhalb Jahren an Leib und Seele geboten hast. Zur Erinnerung an diese letzten Jugendtage, die nun von der Sonne der Wehmut beleuchtet werden, sende ich Dir diesen letzten Rosenstrauß. Sollte sich die Lage der Firma ändern, so verständige ich Dich postwendend.

Mit tausend Küssen

Dein

Dicker

Ich schreibe meiner Natur nach familiär und ungezwungen; aber diese mir eigentümliche Ausdrucksweise eignet sich nicht für öffentliche Verhandlungen, wie denn meine Sprache überhaupt zu kurz, zu wenig gefeilt, zu abgerissen und zu persönlich ist. Auch für förmliche Briefe, die nichts anderes enthalten, als eine Reihe höflicher Redensarten, fehlt es mir an Begabung. Zu derartigen langatmigen Liebesbeteuerungen und Ergebenheitsversicherungen habe ich weder Talent noch Lust, ich halte sie niemals für ganz echt, und ich mag nicht anders sprechen als es gemeint ist. Das weicht allerdings wesentlich von der heutigen Sitte ab; denn zu keiner anderen Zeit wurden Höflichkeitsversicherungen auf so widerwärtige und würdelose Weise entwertet. **Montaigne**

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Märzwoche

Der beispiellose Konzentrationsprozeß der Nachkriegszeit hat nicht allein die sogenannte schwere Industrie ergriffen: Auch „leichtere" Gewerbe sind ganz in den Strudel hineingeraten. Die Goldbilanzen des Ostwerke - Schultheiß - Patzenhofer - Kahlbaum-Konzerns vermitteln einen Begriff von der Zusammenballung des Alkoholkapitals, an der die Wirtschaftspolitiker bisher ziemlich achtlos vorübergegangen sind, obwohl ihr naturgemäß noch besondere Gefahren innewohnen. Volle 80 Millionen Reichsmark Eigenkapital repräsentiert heute dieser einzige Konzern, während von dem Kriege die Bierproduktion und Spriterzeugung fast ausschließlich auf selbständige kleinere und mittlere Betriebe verteilt waren. Als finanzielle Zentrale und Holdinggesellschaft des Konzerns fungiert die Ostwerke A.-G. in Berlin. Sie hat zugleich mit der Goldbilanz einen ausführlichen Bericht über ihre Entwicklung seit Kriegsbeginn veröffentlicht, der so etwas wie eine industriepolitische Rechtfertigung des Konzernaufbaues darstellen soll. Es wird da auseinandergesetzt, wie die beiden Vorläufer der Ostwerke, die Breslauer Spritfabrik und die Ostelbischen Spritwerke, von ihrem eigentlichen Geschäft, der Spiritusreinigung, durch die Branntweinmonopolgesetzgebung auf benachbarte Gebiete abgedrängt wurden und sich auf der einen Seite dem Handelsgeschäft mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen und Bedarfsartikeln und der Mühlenindustrie, auf der anderen Seite der Likör- und Spirituosenfabrikation zuwandten. Es wurde die Interessengemeinschaft mit der C. A. F. Kahlbaum A.-G. abgeschlossen. Zum Brauereibetrieb und zur Hefefabrikation war es dann nur noch ein Schritt. Sieben Hefefabriken wurden allmählich erworben. Die Bierherstellung wurde zum Teil in eigener Regie in verschiedenen schlesischen Brauereien betrieben. Und auch der Interessengemeinschaftsvertrag wurde nach der Bierseite hin auf die Schultheiß-Patzenhofer-Brauerei A.-G. ausgedehnt. Bis dahin läßt sich die Gruppierung organisatorisch allenfalls rechtfertigen. Aber immer weiter griffen die Polypenarme des Konzerns. Vom Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und Bedarfsartikeln ging man über zur landwirtschaftlichen Maschinenindustrie durch Paketeerwerb bei der Flöther A.-G. und der Eckert A.-G., von der Likörfabrikation auf das Gebiet der Zuckerindustrie, vom Flaschenbier-, Likörvertriebs- und Weinhandelsgeschäft zur Glasindustrie und schließlich zur Faßfabrikation. Schon die Zuckerverbindung mußte bald wieder gelöst und die Aktien der Zuckerfabrik Thöringswerda verkauft werden, nachdem sich herausgestellt hatte, daß die Interessen der landwirt-

schaftlichen Rübenbauer mit denen einer Likörfabrik auf die Dauer nicht ohne weiteres in Einklang zu bringen waren. Wenn sich aber dann der Konzern letzten Endes auf ein völlig fremdes Gebiet, nämlich auf die in sich ebenfalls zusammengeschlossene oberschlesische Zementindustrie verlegte und an ihr eine ausschlaggebende Beteiligung erwarb, so war damit der Charakter des industriellen Konzerns offenbar preisgegeben, zugunsten einer bloßen Vermögensverwaltung, eines Investment-Trusts, mag das nach außen hin auch noch so schmackhaft gemacht werden mit dem Hinweis, daß der Gedanke einer Verbreiterung der Basis und einer teilweisen Verteilung des Risikos auf einen von der Nahrungs- und Genußmittelindustrie unabhängigen Geschäftszweig zu dieser Anlage geführt habe. Wenn daneben auch die Kahlbaum A.-G. an ihrem bedeutenden Besitz von Aktien der Oberschlesischen Kokswerke und Chemischen Fabriken festhält, mit der sie in keiner betrieblichen Verbindung steht, so deutet das ebenfalls darauf hin, daß die im Bier-Spritgeschäft erzielten Gewinne so außerordentlich gewesen sind, daß ihre Anlage in der eigenen Branche, selbst wenn man deren Begriff soweit wie nur möglich faßt, nicht möglich war. Die Gewinne mußten in anderen wesensfremden Geschäftszweigen untergebracht werden. Man kann es unter diesen Umständen dem Konzern nachfühlen, daß er die Vorlegung seiner Goldbilanzen solange wie möglich hinausschieben wollte. Wenn ihre Veröffentlichung unglückseligerweise nun doch mitten in die Beratungszeit des neuen Biersteuerentwurfs hineinplatzt, so wird allerdings das Gewicht der bewegten Klagen der Brauindustrie nicht gerade verstärkt, die bekanntermaßen behauptet, daß schon die Biersteuer bisherigen Ausmaßes sie zugrunde gerichtet habe. Nicht sie, sondern die Konsumenten haben die Belastung zu tragen gehabt, und die Brennereien haben davon bisher wenig Schaden gehabt — siehe Goldbilanzen und Dividendenvorschläge.

Man braucht gar nicht den schäbigen Abfindungstarif für Auslandsgeschädigte zu kennen — für alles war Geld da, nur gerade für dies eine nicht! —, man braucht nur die Luft der Behörden geatmet zu haben, denen die Bearbeitung der Entschädigungsangelegenheit oblag, und man weiß, welch großen Zündstoff der Verbitterung die Republik durch Ungeschicklichkeit und Nachlässigkeit in dieser Sache bei einigen hunderttausend Deutschen angehäuft hat, die sicherlich den wertvollsten Bestandteilen der Nation zuzurechnen sind. Es bedurfte erst der Zwangslage, in die sich die Regierung durch die heftige Kritik ihrer Ruhrsubventionspolitik versetzt sah, um jetzt den Gnadenakt einer Nachentschädigung auszulösen. Aber da es sich im Falle der Liquidationsgeschädigten um eine politisch einflußlose, nur lose organisierte Schar von Bedürftigen handelte und nicht um die Familie

der ungekrönten Könige aus Rheinland-Westfalen, so entschloß man sich schweren Herzens, für die gesamten Nachentschädigungen, einschließlich der für Wertpapiere, für Ansiedler in der Ostmark und in Oberschlesien ganze 232 Millionen RM. aufzuwenden, während die Ruhrindustrie bekanntlich ohne viel Federlesen genau den dreifachen Betrag zugebilligt erhalten hatte. Nur die ersten 2000 Mark der Grundschäden sollen nämlich voll ausbezahlt werden, was darüber hinaus bis zu 30 000 Mark an Verlusten entstanden ist, wird nur mit 10 v. H., und Schäden von 30 000 bis 50 000 Mark mit 6 v. H. abgegolten. In dieser Größenordnung bewegen sich die Abfindungsquoten auch bei anderen und höheren Schäden, wobei eine Differenzierung zugunsten der Kleinsten in Anwendung gebracht ist, die gerecht sein mag. Der Besserungsschein freilich, den die Geschädigten auf Grund ihrer Liliputentschädigung nach dem Gesetze von 1923 in Händen halten, soll auch mit der Nachvergütung nicht getilgt sein. Das im Reichsentlastungsgesetz festgestellte Recht der Betroffenen, im Falle einer günstigeren finanziellen Lage des Reichs, die ganze Frage des Schadenersatzes — zu dem das Reich im Friedensvertrage bekanntlich verpflichtet worden ist — neu aufzurollen, dieses Recht bleibt von der Nachentschädigung völlig unberührt. Was also wird geschehen? Es werden von einem Heer von Beamten die Wagenladungen vergilbter Aktenbündel zunächst nach allen Regeln der bureaukratischen Kunst durchstöbert werden. Die Nachentschädigung wird vom Reichsentschädigungsamt festgesetzt. Die Feststellung erfolgt von Amts wegen im Verwaltungswesen." Ist dann nach vielen Monaten die Arbeit geschafft, dann laufen die ersten Beschwerden ein, und wenn im Laufe langer Jahre die Nachentschädigung glücklich zur allgemeinen Zufriedenheit aufgearbeitet sein sollte, wenn schließlich die Aktenstöße erneut aufgestapelt sind, dann wird höchstwahrscheinlich der Druck der Geschädigten und der gesamten öffentlichen Meinung wiederum zu solcher Stärke angewachsen sein, daß der Regierung nichts übrigbleibt, als entweder eine weitere Nachentschädigung zu gewähren oder die endgültige Regelung in Angriff zu nehmen. Soll dann das freundliche Spiel von vorn einsetzen? Wieviel Prozent der ausgeworfenen Entschädigungssummen wird mutmaßlich von der unproduktiven Verwaltungsarbeit der jedesmaligen Verteilung verschlungen? Wäre es nicht besser, anstatt den geschilderten Kampf mit den Akten zu verewigen, schon jetzt im Vergleichswege ein Definitivum zu schaffen, das die berechtigten Ansprüche der Geschädigten halbwegs befriedigt, das Reich aber für alle Zukunft von der nochmaligen Beschäftigung mit der Materie entbindet? Bar Geld braucht zu diesem Zwecke nicht mehr verausgabt zu werden als nach dem bisherigen Plane. Das übrige könnte später zahlbar sein, sei es an festen, sei es an noch festzusetzenden Terminen.

GLOSSEN

DIE DRÜSENMODE

Ich bin überzeugt, daß es in jeder Schaf- und Büffelherde Moden gibt. Und bei der Hundeschaft einer kleinen Stadt ist mal der und mal jener Eckstein modern. Mode ist eine Fundamentalerscheinung der Herde, und unsere großen Gelehrten mögen sich den Kopf zerbrechen, ob Nachahmungstrieb, Neuerungssucht, Entwicklung, innerer Ablauf der Lebensvorgänge, Mond- oder Sonnenperioden, Menstruation, Gesetze der Periodizität und Lebenszyklen oder irgend etwas anderes die Ursachen sind. Sie werden je nach der Mode, der Erklärung der Mode schon eines oder das andere zu einer runden, vollsystematischen Erklärung ausbauen. Also noch einmal: alles was eine Herde bildet, entwickelt Mode. Die Herde der Gottgläubigen erzeugt aus sich Moden und ist ihnen unterworfen, nur der Name einer Religion ist etwas Fixes, sie selbst verläuft in Moden; von der Herde der Dichter, Musiker, Maler wollen wir gar nicht sprechen; die Herde der Weltdeuter, der Philosophen, zieht alle paar Jahrzehnte der „letzten Ursache" ein anders geschnittenes Kleidchen an. Das Tollste aber ist, daß selbst die sogenannten exakten Forscher, die Herde der Naturwissenschaftler, der ehernen Naturgesetzesmänner, ganz und gar der Mode nachläuft wie nur irgendeine Herde vogelhirniger Weibchen Es gibt Atommoden und Elektronenmoden, denen sich zu entziehen, geradezu shocking ist, die Gravitationsmode wird von der Relativitätsmode abgelöst, die Quantenmode verdrängt die Kontinuitätsmode; ganz unvermittelt greift man zu Moden des Empires, des Rokokos, ja des Primitivismus der Wissenschaft zurück.

Die größte Modedame unter den exakten Wissenschaftlern ist ganz sicher die Medizin. Wer Jahrgänge medizinischer Zeitschriften durchblättert, erhält, wenn er halben Auges ist, geradezu den Eindruck von Modejournalen. Eine Atommode oder eine Gravitationsmode erhält sich doch immerhin einige Jahrhunderte lang. Aber die medizinischen Moden ändern sich mit den Jahrzehnten, sie gehen in der letzten Zeit geradezu mit den Saisonen. Wir sind jetzt zum Beispiel auf dem Kulminationspunkt der Drüsenmode, das heißt an jenem Punkte, wo jeder schon die Mode trägt und wo die großen Modeschneider und die feinen Damen es nicht mehr ertragen können, daß auch in Posemuckel Drüsen getragen werden. Immer deutlicher steigt eine neue Saison empor, die Saison der Konstitutionsmode, der Mode der Erbmasse, aus der wiederum für einige Zeit Heil, Unheil und Heilung abgeleitet werden wird.

Zwei Ursachen scheinen mir vor allem für den raschen Modewechsel in der Medizin maßgebend zu sein.

Die eine ist der Umstand, daß der Lebens- und Krankheitsprozeß von einer unendlich großen, verwirrenden Zahl von Faktoren abhängig ist — eine Gleichung mit dreimalhunderttausend Unbekannten. Von diesen Unbekannten hat die Medizin erst eine verschwindende Zahl ermittelt, und jedesmal, wenn sie eine entdeckt, begeht sie den Fehler, zu glauben, daß es die letzte, die wichtigste ist. Sofort glaubt sie die Formel gefunden zu haben, um die Gleichung mit den dreimalhunderttausend Unbekannten lösen zu können. Die zweite Ursache ist der uralte menschliche Wunschtraum der Panacee, des Allheilmittels. Der Wunsch, „alles aus einem Punkte zu kurieren." Von diesem allmenschlichen Idol kann sich der exakte Mediziner ebensowenig freimachen, wie der Alchimist, der Naturheilkundige, der Gesundbeter, der Theosoph, die bigotte Gräfin und die alte Waschfrau. Es ist ein Stück eingeborener Religion, ein fetischistischer Urinstinkt, den der Mensch in den lumpigen paar tausend Jahren der Kultur noch lange nicht durch den Intellekt überwunden hat. Zwischen dem Bibelwunder und dem Drüsenwunder ist nur ein geringer, gradueller Unterschied. Wenn die Reihenfolge der Entdeckungen eine andere gewesen wäre und wenn z. B. die Drüsen früher erkannt worden wären als das Herz, so hätten wir jetzt eine Herzmode, und aus der Behandlung und Beeinflussung des Herzens würde Heilung, Lebenskraft und dann das Leben mit dem gleichen Jubel abgeleitet werden. Wieviel unerforschtes Tibet wartet noch in den Gebirgsketten und Tälern des gewundenen Gehirns der Entdeckung! Wie viele Jahrhunderte haben die Mediziner noch vor sich, um hier nach dem Schatz der Panacee zu graben, wie viele, um in den Flüssen der Körpersäfte nach dem Golde zu forschen und es in dem Geröll der Ausscheidungen zu ersehen! Die Drüsenforschung in allen Ehren! Und das Befreiende, Erfrischende, Jugendliche, Entkalkende der medizinischen Moden anerkannt! Aber, bitte, zwischendurch ein kleines bissiges Bonmot, ein kleines sarkastisches Lächeln über die Mode — dadurch erst legitimiert sich der wahre Mann à la mode.

Arnold Hahn.

FILM

Wege zu Kraft und Schönheit

Vergeistigte Spottbolde können leicht und leichtfertig unser turnerisches, versportetes Zeitalter bewitzeln. Man gesteht zu wenig, daß die Massenbewegung des Sports der natürliche ungeheure Reaktionsaus-

bruch der Menschheit ist gegen ihre durch unsere Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung bewirkte Schändung, Versklavung und körperliche Entartung. Deshalb ist die Sportbewegung in den kapitalisiertesten Ländern am heftigsten: Amerika, England, Deutschland.

Zweitens ist sie, kurz und kraß gesprochen, gesunder Reaktionsausbruch gegen die leib- und seelenzerstörerische Ueberschätzung der Geistigkeit und noch mehr gegen die muffigen Ideale verlogener und verschrobener Ethik und überalterter Religion.

Deshalb ist dieser Kulturfilm der Ufa wirklich ein Kulturfilm ... mehr als eine pädagogische Demonstration: ein Aufschrei der Menschheit, die hiermit zugleich ihrer Vergangenheit einen Fußtritt gibt und die Arme vorwärts- und hinaufstreckt.

Dieser Film, von W. Prager auch filmtechnisch lobenswert gefertigt, mit seinen zusammengestückten Fragmenten aus allen Möglichkeiten der Körperkultur, des Turnens, Tanzes, Sports strömt eine zwingende Suggestion ins Publikum — und man fühlt, wie diesen Bildern fast hörbar entgegenrauscht die Sehnsucht der Zuschauer nach Luft, Freiheit, Gesundheit, Schönheit.

Daß sich dieser Gesundheitskult meist in schöner Landschaft, vor Wasser und Wiesen abspielt, so daß die Körper frei gegen den Himmel stehen, erhöht seinen Wert.

Daß Tänze der vorzüglichsten Tänzer und Tänzerinnen aller Erdteile eingelegt sind, macht ihn schmackhafter und lockender.

Daß man die besten Sportleute der Welt bei ihren Rekordleistungen sieht, die auch instruktiv und das Auge berückend mit der Zeitlupe zerlegt vorgeführt werden, und daß man gar Männer, von denen die Zeitungen sagen, daß sie Koryphäen des Geistes und der Politik seien, wie Hauptmann und Mussolini, bei sportlichen Uebungen belauscht, verschafft dem Film sensationelle Wirkungen.

Daß uns das Auftreten bebarteter und befellter Germanen mit Methörnern und ein preußischer Parademarsch nicht erspart bleiben, ist freilich eine Pille, deren Bitterkeit jedoch sofort vergessen wird angesichts der unzähligen herrlich gewachsenen Jünglinge, Mädchen, Männer und Frauen, die bei turnerischem, tänzerischem, sportlichem Training schnell wie himmlische Erscheinungen in diesem Film aufschweben und schwinden.

Wie vergangene Menschen aus der Kirche gehen wir getröstet und froh aus dem Ufa-Palast: daß wir armseligen Beschreiter und Beschläfer dieser verwirrten Erdkruste so viele gesunde, schöne Brüder und Schwestern haben, und daß durch Beharrlichkeit wir selbst, unsere Kinder oder Kindeskinder diesen gleichen werden.

Kurt Pinthus

ANEKDOTEN

Der Spiegel

Einmal schickte ein Herr Mark Twain seine Photographie, die nicht sehr ähnlich war, und er fragte im Begleitbrief den Schriftsteller, ob er von der außerordentlichen Aehnlichkeit nicht begeistert sei. Mark Twain antwortete: „Sehr geehrter Herr! Ich finde, daß Ihre Photographie mir mehr ähnlich ist als ich mir selbst ähnlich bin. Ich habe die Photographie daher rahmen lassen und in meinem Ankleidezimmer an Stelle des Spiegels, vor dem ich mich jeden Morgen rasiere, aufgehängt."

*

Dernier cri.

Gespräch zweier Damen aus Berlin W

„Ich finde sie sehr schick, aber doch etwas anmaßend. Auch schreckt sie viele ab durch ihre betonte Geistigkeit."

— „Betonte Geistigkeit? Und das finden Sie schick? Heutzutage, wo man doch Geistigkeit gar nicht mehr trägt, sondern Trieb, nur Trieb?"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 11)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,– Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Märzwoche

Am Sonntag morgen überraschten einige Zeitungen die verschlafene Hauptstadt mit der Nachricht von einer Kabinettskrise. Am Sonntag abend beruhigte der Rundfunk die schon wieder müde gewordenen Hauptstädter mit einer Erklärung der deutschnationalen Partei, daß alles nicht wahr sei. In Wirklichkeit war diese zwölfstündige Kabinettskrise nur ein Krachen in der deutschnationalen Fraktion. Der Flügel, auf dem Freytag-Loringhoven flatterte, bekam eine zu starke Rechtsverwindung. Der wenig geliebte Breslauer Professor griff zu energisch nach den Lorbeeren der Opposition. Auch in diesem Falle hat sich das Ruhmesblatt nur als Gewürzpflanze erwiesen; ohne positive Zutaten wurde die Suppe unschmackhaft, und keiner wollte sie mehr auslöffeln. Die Deutschnationalen taten so, als seien sie gegen die Sicherungspolitik; denn daß sie gegen Herrn Stresemann sind, darüber waren sie immer einig. Aber da sie auch nichts besseres wissen, bleibts dabei. Freilich bleibts auch bei den Gefühlen gegen Stresemann. Für politische Ehen ebensogut wie für andere ist Dankesschuld ein schlechter Kitt. Aber Stresemann wußte sich seiner Haut zu wehren. Die Vossische Zeitung hat das Komplott enthüllt, und in ihren besten Zeiten als Stresemanns Leiborgan hätte sie nicht stresemännischer handeln können, als diesmal, wo sie es vielleicht ganz anders gemeint hat. Denn dadurch, daß der Plan, der keiner war, enthüllt wurde, hörte er vollends auf, einer zu sein. Nun gar, daß noch mehr veröffentlicht wurde, als überhaupt beabsichtigt war, zerstörte die Aktion. Die deutschnationale Fraktion mußte nämlich vor lauter Eifer gegen die Uebertreibungen ihres rechten Flügels sich selber preisgegeben. Schließlich kann sie auch mehr nicht verlangen, als sie an Herrn Schiele hat, der mit jeder Frage zu ihr läuft und mehr bei seinen Partei- als bei seinen Amtskollegen sitzt. Also bleibt alles beim Alten. Als wenn die Reichsregierung je etwas Neues gewollt hätte! Selten ist eine Indiskretion regierungsfreundlicher gewesen als diese. Es war nur ein gerechter Gegendienst, daß die Pressestelle der Reichsregierung die Fraktionserklärungen der Deutschnationalen durch Rundfunk verbreiten

ließ. Mancherlei Fragen lägen nahe. Hier sei nur eine gestellt: wenn der veröffentlichte Brief der Deutschnationalen an den Reichskanzler falsch war, wie lautete dann der richtige?

Hellpach, der demokratische Präsidentschaftskandidat, hat in einer seiner allzu getreulich und regelmäßig wiedergegebenen Reden die Wähler dadurch zu begeistern versucht, daß er ihnen erzählte, seit tausend Jahren sei dies wieder die erste Wahl eines Staatshauptes in Deutschland. Solcher Glaube ist sympathisch — wie denn überhaupt das Bild, das sich Hellpach von der deutschen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft macht, angenehm von den Gemeinplätzen seines Mitbewerbers Jarres und von dem vorsichtigen Schweigen der übrigen Kandidaten absticht. Aber ist er nicht gar zu romantisch? Hellpach ist ja selber dabei gewesen, als seine Fraktion ihn aufgestellt hat. An den Beratungen und Beredungen, die dem vorangegangen sind, hat das Volk nicht mehr Anteil gehabt, als seinerzeit, an den Händeln und Verhandlungen, in denen die Kurfürsten sich auf den Kaiser geeinigt haben.



„Ich muß wieder mal besiegt werden!“

Wenn an der Wahl das Entscheidende die Auslese und nicht die Stimmabgabe ist, dann hat auch die Präsidenten-Ernennung der Fraktionen mit Volkswahl wenig zu tun. So geht es denn diesmal wie damals: der Historiker hat keine Beweise dafür anzuführen, daß sich die Bevölkerung der deutschen Länder besonders für die Wahl ihres Kaisers interessiert hätte, der ein Fürstenführer und kein Volksführer war; und wenn man diesmal auf sechzig Prozent Wahlbeteiligung rechnet, dann rechnet man sicher hoch. Das Volk fühlt besser, was es mit den Parteimanövern auf sich hat, als die ehrlichsten Demokraten glauben mögen. Nachdem man ihm sechs Jahre lang diese erste Betätigung seiner unmittelbaren Macht gerühmt hat, ist seine Enttäuschung kein Wunder. Trotzdem bleibt es schätzenswert, wenn ein Mann den Mut hat, sich aus der ärmlichen Wirklichkeit ein reicheres Bild zusammenzuschauen. Aber das hat für den Politiker seine Gefahren. Man muß bei

Hellpach dem Staatsmann einige Bedenken anmelden, die für den Forscher nicht zu gelten brauchen: seine „direkte Demokratie“, seine „soziale und demokratische Republik“, seine „besondere Fähigkeit der Deutschen“ — sie sind Träume! Aber sie sind schön genug, um den Wunsch zu rechtfertigen, daß Hellpach Gelegenheit bekommen möge, sie zur Wirklichkeit zu machen.

Man darf den Kandidaten Jarres nicht beurteilen nach den eigenen farblosen und langweiligen Reden, in die nur durch die leidige Versackungspolitik ein wenig Tempo gekommen ist, als vielmehr nach den Anhängern, die er gefunden hat. Es treten für ihn ein nicht nur die wohlbekannten „Verbände“, wie Jungdo und Stahlhelm, also die gesamte Killingerei, sondern auch die Herren Wulle und Kunze. Nun könnte man sagen: was kann Jarres dafür, daß ausgerechnet Wulle ihn so gern hat? In der Tat liegt es so, daß gerade diese beiden Herren für die Wahlagitation sehr wesentlich den Ton angeben, weit stärker jedenfalls als die Herren von der Deutschen Volkspartei. In den Versammlungen des Reichsblocks dominiert jedenfalls jener frischfröhliche Skandal, den diese beiden Koryphäen erst richtig in unser politisches Tun und Treiben hereingebracht haben. Diese Propaganda lebt von den Schlagworten „Barmat “ und Kutisker“, von den albernsten Phrasen aus Ahlwardts frisch aufgebügeltem Hetz - Vokabularium. Was mag sich der Kandidat eigentlich bei diesem munteren Rüpeltum seiner freiwilligen Gefolgschaft denken? Er ist wahrhaftig kein politischer Libertiner oder Desperado, der sich wohlfühlt in der Wüstheit eines bedenkenlosen Landsknechtstums, sondern ein Mann von milden Sitten, ein Bürgermeister in des Wortes wortwörtlichster Bedeutung. Glaubt er wirklich, daß diese brüllenden Teutonen eine so besondere Attraktion auf den friedlichen Bürger ausüben, an den sich seine Kandidatur doch zunächst wendet? Für die völkischen Häuptlinge liegt die Sache natürlich sehr einfach: um



Wulle und Kunze

den Favoriten der Schwerindustrie ist Geld, Geld und nochmals Geld, und Ludendorff, der einstige Abgott, gleicht heute einem gestrandeten Lohengrin, dem der Schwan durchgegangen. So ist der Fall Wulle nur Wiederholung einer sehr alten und sehr gewöhnlichen Geschichte:

„Aaron selbst wird fortgezogen
von des Tanzes Wahnsinnswogen;
und er selbst, der Glaubenswächter,
tanzt im Hohenpriesterrock
wie ein Bock . . .
Paukenschläge und Gelächter!"

Jarres der Ueberparteiliche — die Zweideutigkeit dieser Bezeichnung ist seinen Freunden noch nicht aufgegangen! Er hat in München eine Rede gehalten, in der er folgendes große Wort gelassen ausgesprochen hat: die Tätigkeit eines Oberbürgermeisters hat sehr viel Aehnlichkeit mit den Aufgaben eines Staatsoberhauptes. — Warum auch nicht? Deutschland ist das klassische Land der Selbstverwaltung, wie wir sie auffassen. Nachgerade besetzt es alle seine Staatsstellen mit Oberbürgermeistern. Darin liegt ein trefflicher Ausdruck seines politischen Schicksals. Reden wir nicht von der Kirchturmpolitik, den politischen Kannegießern und anderen Eigentümlichkeiten, die in den Magistraten großgezogen werden? Es kommt aufs Grundsätzliche an. Ein Oberbürgermeister ist ein bißchen selbständig, ein bißchen steht er unter Staatsaufsicht; einerseits kann er machen, was er will, andererseits kann die höhere Behörde ihm Rüffel erteilen. In der Stadtverwaltung gibt es ein bißchen Parlamentarismus und ein bißchen Autokratie; einerseits hat man gerne das Vertrauen der Stadtverordneten, andererseits kann man darauf pfeifen. Ein Oberbürgermeister ist ein bißchen gewählt und zugleich ein bißchen lebenslänglich; er bekommt mehr als entsprechende Staatsbeamte, aber die Pension ist ihm trotzdem sicher. In diesem weiten Rahmen kann er nach den Gesichtspunkten, die er für die Verwaltung von Rieselgütern, die Errichtung eines Krematoriums und die Regelung der Müllabfuhr als überparteilich gefunden hat, auch große Politik treiben. Kurz, so ein richtiger Oberbürgermeister ist ein Volkskaiser in Duodez-Format. Kein Wunder, daß Deutschland mit Oberbürgermeistern gesegnet ist, und daß Jarres sich des Vertrauens von Stresemann erfreut!

Aus all den Skandalen, die mit Erledigung der Präsidentschaftskämpfe ihr Interesse verlieren, bleibt schließlich nichts zurück als ein großer Justizskandal; von ihm schweigt aber die Höflichkeit aller Parteien in sämtlichen Tonarten. Es hat auch Zeit: den ganzen Umfang der politischen Verderbnis, unter der die Staatsanwaltschaft leidet, wird man erst zeigen können, wenn das

Verfahren gegen die verschiedenen Beschuldigten beendet ist. Heute hat man nur die Haftstatistik. Sie ist ungeheuerlich genug. Ebenso ungeheuerlich ist aber die Stumpfheit der öffentlichen Meinung. In Schweidnitz ist ein Prozeß gegen Reichsbannerleute im Gange, bei dem sich zeigt, daß die Staatsanwaltschaft in geradezu phantastischer Weise die Rollen vertauscht und durch ein parteiisches Ermittlungsverfahren die Ankläger zu Angeklagten gemacht hat. Wie schwach ist im Grunde das ganze Reichsbanner trotz seinen drei Millionen Mitgliedern, da es sich weder gegen die Polizei noch gegen die Justiz schützen kann. Für die Angeklagten dieses Prozesses ist gesammelt worden, um ihnen eine gute Verteidigung zu ermöglichen. Das ist im Einzelfalle vielleicht nützlich. Aber es gilt allgemein Vorsorge zu treffen. Es sei daher ernstlich der Vorschlag wiederholt, der hier schon einmal gemacht worden ist: Schutzfonds und Schutzbund gegen die Justiz! Die Vorbestraften haben den Vortritt.

Die Deutsche Juristen-Zeitung teilt mit: „Ein Berliner J u r i s t e n - c h o r hat sich unter dem Vorsitz des Reichskanzlers a. D. Marx gebildet. Die musikalische Vereinigung verfolgt den Zweck, stimmbegabte Damen und Herren aus der Berliner Juristenwelt zu einem gemischten Chor zusammenzuschließen. Die Uebungen finden wöchentlich Dienstags für Damen von 5 bis 7 Uhr, für Herren von 9.30 bis 10 Uhr statt. Zur Einstudierung gelangt zunächst das Requiem von Berlioz“ Möchte Herr Marx mit der Zusammenstellung dieses Chores mehr Glück haben, als mit der Zusammenstellung seiner verschiedenen Kabinette. Auf welcher Basis wird er ihn errichten? Alle Kombinationen sind möglich, von der Volksgemeinschaft über die große Koalition bis zur Minderheitsvertretung. Vorläufig ist erkennbar, daß an der Geschlechtertrennung festgehalten werden soll. Vielleicht empfiehlt diese neue Tatsache Herrn Marx noch nachdrücklicher zum Präsidenten der Republik. Er könnte die harmonischen Erfahrungen, die er als Gesangvereins-Vorsitzender macht, sicherlich unverändert auf die Führung der Reichsgeschäfte anwenden. Nur mit dem Programm kann man sich nicht einverstanden erklären. Selbst beim heutigen Stande der Preußenkrise ist ein „Requiem“ zu resigniert. Da es sich um Juristen handelt, empfiehlt sich als erstes im Zeitalter der Untersuchungshaft die Einstudierung des Gefangenenchores aus „Fidelio“. Weitere Vorschläge bleiben je nach Lage der Rechtspflege und der Regierungsbildung vorbehalten.

W i l h e l m II., so berichten holländische Journalisten, s a m m e l t mit Leidenschaft B i l d e r d e s P r i n z e n v o n W a l e s. Es ist das mehr als ein müßiger Zeitvertreib, ein Sport, des von der Welt Abgeschiedenen, darin erschöpfen sich sozusagen

seine Beziehungen zur nachwilhelminischen Aera. Er bewundert den Prinzen von Wales, dieses verhätschelte Schoßkind des englischen Weltreiches, er gleitet durch dieses Medium zurück in die Zeit, in der er selber noch Prinz war, der sich einbildete, Liebling der Massen zu sein, weil die Schmerbäuche im Kriegerverein vor Wonne wackelten, wenn er sie mit huldvollen Worten beglückte. Ach, die Popularität des Prinzen von Wales ist anderer und dauerhafterer Art. Die preußischen Prinzen kamen, auch wenn sie Geflügelausstellungen einweihten und etwa nachher am Honoratiorentisch den Humpen schwangen, aus einer andern Welt. Sie „ließen sich herab", „mischten sich unters Volk", sie haben niemals unterm Volk gelebt, mit dem Volk gelacht und geschluchzt. Der Prinz von Wales ist sicherlich kein junger Harun-al-Raschid, kein kommender Demokratenkönig, sondern ganz einfach das Spielzeug der Nation, der junge Herr, den alle gern haben. Das moralische England freut sich an diesem Sausewind von Sportsmann, um den ständig das Aroma amouröser Geschichten ist, diese kattunste aller Nationen hat ihr Vergnügen an einem jungen Herrn, der mit dem pergamentenen Sittenkodex seiner Insel so munter Fangball spielt. So wie man fast immer Genugtuung empfindet, wenn man irgendwo einer Ausnahme von einer ewig starren Regel begegnet. Der Prinz ist der populärste Mann des ganzen Imperiums, weil er den Normaltypus der Nation, ohne ihn im Kern zu wandeln, so ganz ins Unterhaltsame und Amüsante gewandelt hat. Man weiß es: dieser junge Herr wird einmal ein musterhafter konstitutioneller Monarch werden und, wenn er sich die Hörner abgestoßen, auch ein musterhafter Ehemann. Er wird keine Vorstöße ins Geniale unternehmen, aber auch keine Katastrophen arrangieren, er wird keine Minister und Feldherren verabschieden, weil er alles alleine machen will. So wie er heute den Tennisplatz dem Manöverfeld vorzieht, wird er später lieber unter erfahrenen Gentlemen Jugenderinnerungen austauschen, als ergrauten Politikern und Militärs gewichtige Ratschläge geben, wie sie es besser machen sollen. Er wird mit der Labour Party ebenso gut auskommen wie mit den Tories, — Wilhelm II. verweigerte die Bestätigung eines freisinnigen Bürgermeisters. Wahrscheinlich ist die englische Monarchie die einzige heute überhaupt noch denkbare Form einer Monarchie. Der alte Mann in Holland mag sich einbilden, in der Weltbeliebtheit des englischen Thronfolgers die eigene Jugend wiederzuerleben. Aber es führen keine Brücken von Windsor nach Doorn. Nicht einmal nach Oels.

Alle paar Tage liest man, daß es bei einem Zusammenstoß zwischen Polizei und Demonstranten, zwischen Anhängern zweier Parteien einen Toten oder ein paar Verwundete und Verstümmelte gegeben hat, oder daß ein zufällig Vorübergehender, den einen Schuß, der von irgendwoher kam und den alle nachher abstreiten, auffing und auf dem Pflaster blieb. Noch

immer ist um uns der Blutdunst des Bürgerkrieges, und täglich fallen neue Opfer, nach denen niemand fragt, die niemand zählt. Man findet es ganz natürlich, daß Mercutio in Tybalts Degenspitze rennen muß, nur weil Montague und Capulet auf der Straße sind. Das ist eben Mercutios Schicksal. Wir haben uns so peu à peu daran gewöhnt, daß die Parteien wie die Staaten den Tod im Arsenal führen, und wir beurteilen den im politischen Straßenkampf Gefallenen lediglich nach dem propagandistischen Wert. Nur wenn einmal, wie jüngst in Halle, recht viele auf dem Platz geblieben sind, regt sich das öffentliche Gewissen, weniger aus Entsetzen vor so viel zerstörtem Leben, als vielmehr aus Respekt vor der stattlichen Zahl. Politik ist in Deutschland ohnehin unpopulär. Kein Wunder bei solchen Resultaten! Man sollte an Stelle der Klischee gewordenen Lamentationen über die Verrohung der politischen Formen lieber eine tägliche Verlustliste führen, um Schwarz auf Weiß zu haben, was der Kampf der Programme und Farben eigentlich anrichtet. Wieviel Haß, wieviel bösartige Wut mag hier im stillen schwelen, maßlose Erbitterung auf alles, was Politik, Staat, Partei heißt! Wenn es so weiter geht, dann wird einmal, und wahrscheinlich bald, das Geschrei der Streitenden übertönt werden vom Fluch der Opfer: „Die Pest auf eure beiden Häuser, die mich zur Würmerspeise zugerichtet . . .“

Man kann gewisse Volksgenossen für alle Zeit beschwindeln; man kann alle Volksgenossen für gewisse Zeit beschwindeln. Aber man kann nicht ein ganzes Volk für alle Zeit beschwindeln.

Abraham Lincoln.

*

Man darf sagen, daß die halbe Arbeit der zivilisierten Welt der Erzeugung von Unrat dient, und daß die Hälfte ihres Einkommens aufgewendet wird, um ihn zu bezahlen.

Walther Rathenau.

Lord Curzon war ein Schnellfahrer. Er raste mit seinem großen Wagen über The Kings Highways, über die Heerstraßen des Reiches, in einem Tempo, das oft viel Staub aufwirbelte. Wiederholt wurde er von Polizisten aufgeschrieben, wiederholt bestraft. Vor ungefähr einem Jahre, als er mit der ihm angeborenen Geschwindigkeit durch das Städtchen Chiswick fuhr, ereilte ihn wieder einmal das blaue Schicksal. Damals geschah es, daß man einem der stolzesten Herren von England, dem Earl of Kedleston, dessen Vorfahren schon 1761 die Baronie (von Scarsdale) verliehen worden war, in Anbetracht seiner Vorstrafen die Fahrlizenz auf ein halbes Jahr entzog. Lord Curzon war untröstlich; denn langsames Fahren ging ihm wider die Natur. Er ließ gegen das Urteil appellieren und einer der bekanntesten Anwälte des Landes brachte alle Beredsamkeit auf, um die Richter des Appellationsgerichthofes von der unerträglichen Schwere der Strafe zu überzeugen. Er sagte, Lord Curzon sei seit vielen Jahren gewohnt, sein Auto selbst zu lenken, von einer Gefährdung der öffentlichen Sicherheit könne keine Rede sein, der edle Lord habe stets so wichtige Staatsgeschäfte zu erledigen, daß er erhöhte Bewegungsfreiheit benötige, kurz, er konstruierte eine Verteidigung, die beinahe so etwas wie unwiderstehlichen Zwang als Milderungsgrund anführte. Die Richter des Appellationsgerichthofes zogen sich zu einer Beratung zurück, erklärten aber nach einer kleinen Weile, daß sie zu ihrem Bedauern keinen Grund fänden, das Urteil der ersten Instanz zu modifizieren. Ein Mann in der Stellung des Angeklagten, der Führer im Hause des Lords, der Höchste im Rate der Männer, die die Gesetze des Landes machten, dürfe sie auch nicht brechen: der Angeklagte müsse daher einige Monate darauf verzichten, seinen Wagen selbst zu lenken, überdies müsse er, wie jeder andere Bürger in diesem Falle, zwanzig Pfund Sterling Strafe bezahlen und die Prozeßkosten dazu .... Das ist eine nette, kleine Geschichte mit einer Moral, die außerdem den Vorzug hat, wahr zu sein.

Lord Curzon war immer ein Schnellfahrer gewesen. Es ist bekannt, daß er schon als Etonboy und als Undergraduate auf der Universität alle Preise an sich riß. Im Balliol College in Oxford wurde er einmal von einem Rivalen überflügelt. Das konnte sein Ehrgeiz nicht ertragen. Im Tiefsten getroffen, bewarb er sich um eine weitaus höhere Ehrung, den Lowthian-Preis. Um die nötige Ruhe zum Studium zu erlangen, zog er sich rasch in eine englische Sommerfrische (nach Aegypten) zurück, lernte, forschte, schrieb dort mit Volldampf, nahm das schnellste Schiff nach England, überprüfte rasch sein Werk im Britischen Museum, fuhr nach Oxford — es war der letzte Tag der Einreichung — sprang in einen

Wagen, jagte ins College — es war inzwischen Mitternacht geworden — klopfte den Pförtner aus dem Schlaf, händigte ihm die Arbeit ein — der Termin war noch nicht überschritten — und gewann den Preis. — Ja, wenn einer im Leben große Eile hat, vorwärtszukommen, kann er sich nicht immer an die Fahrvorschriften halten.

Der alte Disraeli, der die Jünglinge des Balliol College scharf im Auge behielt — weil von dort aus die künftigen Staatsmänner in voller politischer Ausrüstung nach Westminster geliefert wurden — und der ihre Studien und Aspirationen mit ästhetischem Behagen verfolgte, nannte ihn „einen jungen Mann in Eile". Und das war richtig. Kaum zwanzigjährig, glitt er in die Politik wie eine Ente in ihr Lebenselement; mit 26 arbeitete er als Sekretär beim großen Marquis von Salisbury, mit 27 überfuhr er rücksichtslos einen Rivalen, der ihm einen Sitz im House of Commons streitig machen wollte, mit 32 langte er als Unterstaatssekretär im Ministerium des Aeußern an, mit 36 segelte er in den Hafen einer überaus reichen Ehe, mit 40 riß er den höchsten Ehrenpreis an sich, den England zu vergeben hatte: er ritt auf einem Elefanten in Delhi ein, als Vizekönig und Generalgouverneur von Indien. Aus unwiderstehlichem Zwang, sozusagen.

Denn Indien war das monomanische Ziel seines Lebens gewesen. Vom Start an galt als Training, alles Studium, aller Ehrgeiz der Erreichung einer selbstgestellten Kulmination, die Orient, Asien, Indien hieß. Als ganz junger Präsident der „Union", des berühmten Debattierklubs in Oxford, hielt er seine ersten öffentlichen Reden, die sich mit Ostasien befaßten; als Abgeordneter eines Wahlbezirkes in Lancashire ging sein Blick weit über die Grenzen der englischen Provinz hinaus und der Inhalt seiner ersten Reden im Unterhause war Indien. Nach ungefähr zehnjähriger parlamentarischer Betätigung reiste er endlich in das Land seiner Träume, vorerst allerdings nur an den Rand, in großen konzentrischen Bogen rund um den Traum, den er einst zu realisieren, zu beherrschen ersehnte. Er durchritt Zentralasien, Persien, Afghanistan, Pamir, Siam, Indochina und Korea; er durchforschte die Länder, er besah sich die Menschen und deren Gedanken, die Verhältnisse, die Strömungen, die Möglichkeiten, und studierte asiatisch-politische Zoologie mit besonderer Berücksichtigung des russischen Bären. Die Bücher, die er darüber veröffentlichte, hießen: „Rußland in Zentralasien", „Persien und das persische Problem", „Probleme des fernen Ostens". Die Königlich Geographische Gesellschaft verlieh ihm dafür die goldene Medaille, das Kabinett verlieh ihm das Amt des Unterstaatssekretärs für Indien. Und Petersburg schenkte ihm gespannteste Aufmerksamkeit.

Disraeli hatte die Linien dieser Karriere vorausgesagt. Er traf den jungen Curzon öfters auf dem Besitz der Marlboroughs auf

Schloß Blenheim und sagte von ihm: „Das ist ein junger Mann mit einem Objekt: das ist gut in der Politik." Aber dieses Objekt: Asien, wo es am mysteriösesten ist, liebte Lord Curzon nicht nur mit der verzehrenden Flamme seiner Herrennatur, sondern auch mit der stilleren Glut des Aestheten. Davon jedoch erfuhr die Welt wenig. Sie sah nur das Sichtbare, die Herrschsucht, den Ehrgeiz, den Stolz, das Unnahbare, kurz, „den steifen Engländer". Was sich jedoch hinter dieser steifen Fassade verbarg, war ein Aristokrat von umfassendstem Wissen, ein Gelehrter, ein Weltmann, ein Schriftsteller mit einem an Thackeray geschulten Stil, ein faszinierender, scharfer und witziger Redner, ein Lyriker und Beherrscher fremder Sprachen, ein Naturfreund und ein großer Reisender, dessen innerste Freude es war, „die großen Reliquien der Vergangenheit zu betrachten und zu versuchen, den Orient zu begreifen, im Zusammenhange damit die Pflichten und die Zukunft Englands in der Welt."

Als der neue Vizekönig solcher Mentalität nach Indien kam, war eben ein Grenzaufstand an der Nordwestfront unterdrückt worden. Das gab diplomatische Arbeit genug, um die Puffergebiete, die englische und russische Interessensphären trennten, für England günstig zu stimmen. Er unternahm bald darauf eine Rundreise um den Persischen Golf, eine mit ungeheurem Pomp in Szene gesetzte Reklamereise, die für den Reichtum, die Macht, die Stärke des britischen Imperiums Zeugnis ablegen sollte. Er inszenierte, um nicht nur den Eingeborenen, sondern auch den russischen Agenten zu imponieren, eine weitere, diesmal weniger harmlose Expedition, die mit Waffen gegen Tibet vorging. Sie war sehr erfolgreich und gelangte bis Lhassa. Curzon, von seinem Lebenstempo gedrängt, rüstete rasch zu neuen Taten, und er wäre in Afghanistan eingebrochen, wenn ihm nicht die Londoner Regierung auf Anraten Kitcheners in den schon zum Streich erhobenen Arm gefallen wäre. — Curzon hatte inzwischen zwar schon sehr viel Segensreiches für Indien geleistet. Sämtliche Abteilungen der inneren Verwaltung wurden unter seiner Herrschaft reformiert, er arbeitete mit einem seine an orientalische Bedächtigkeit gewohnte Umgebung verblüffenden Fleiß an der Neugestaltung des Erziehungs-, des Steuer- und Polizeiwesens und er führte Maßnahmen zur rationellen Bewässerung des Landes, zur Eindämmung der Hungersnöte, zur Förderung der heimischen Industrie und des heimischen Handwerks durch; aber gleichzeitig verschärften sich unter seinem aggressiven Regime in äußerst bedrohlicher Weise die Gegensätzlichkeiten zu Rußland und ebenso verschärften sich die latenten revolutionären nationalen Tendenzen im Lande. Die Regierung in Downingstreet sah sich genötigt, um ernstesten Komplikationen vorzubeugen, den Ehrgeiz des Vizekönigs einzudämmen. Curzon war empört und drohte mit der

Resignation. Aber in London blieb man stark, und die militärische Expedition gegen Afghanistan unterblieb. Dadurch kam es zum offenen Bruch mit Kitchener. Kitchener, ein fast ebenso unbeugsamer Autokrat wie Curzon, wollte sich von der Zivilverwaltung in militärischen Dingen nichts dreinreden lassen, und Curzon wollte die Ziviladministration der indischen Armee nicht aus der Hand geben. Zwei der stolzesten Willen Englands maßen sich. Und Curzon unterlag. Allerdings im tiefsten Grunde weniger einem individuellen Gegner als der großen Strategie einer weitblickenden und vorsichtigen Staatsraison. Mit großer Geste legte er sein Zepter nieder und fuhr nach England. Ins Exil. Denn er wußte, sein Wagen war an einem Meilenstein des Schicksals zerschellt.

Der sehnige Mann mit dem morosen Cäsarengesicht, das in merkwürdiger Mimikry im Laufe der Jahre deutlich asiatische Konturen angenommen hatte, wurde in England mit Ehren überschüttet. Bestraft, wie er diese Auszeichnungen wahrscheinlich deutete. Denn er besaß Titel, Orden, Aemter und Würden genug: und die neuen Erhöhungen konnten die Höhen seiner kaiserlichen Macht, die er in Indien genossen, nimmermehr erreichen. Wo waren die weißen, marmornen Paläste, die uralten Tempel in ihrer bizarren Pracht, die tropische Landschaft, die Leibwache auf mächtigen Elefanten, wo die dunkelhäutigen Maharadschas in ihrem Juwelenglanz, die ihm als Herrscher gehuldigt hatten? Wo waren die Tage, da Herzoge des britischen Reiches an den Stufen seines goldenen Thrones gestanden, auf dem er, selbst in Purpur und Hermelin, in Diamanten und Gold strahlend, wie ein Buddha unnahbar gesessen? . . . Was konnte die Welt außerhalb Asiens ihm noch bieten? Tatsächlich hat sein Leben eine hinreißende Bahn beschrieben. Er hatte alles besessen, Macht, Ruhm und Reichtum, kaiserliche Gewalt und vor allem das Auge, das Hirn, den Sinn und die Fähigkeit, die Herrlichkeiten in sich aufzunehmen.

Diese neuen Würden in England, die brillantenbesetzten Orden, die pergamentenen Widmungen und großen Siegel mußten ihm wohl nur als amtliche Dokumente erscheinen, als generös illuminierte und ehrenvoll verschleierte Ankündigungen seiner Dethronisation (als Entziehungsdekrete seiner Fahrlizenz). Aber in England sind der König, das Parlament und die Nation dankbar und munifizent, wenn es sich um die Ehrung großer Söhne handelt, die zur Größe der Nation beigetragen. Lord Curzon wurde Grand Commander des Sterns von Indien, Grand Commander des indischen Reiches, er wurde zum Ritter des Hosenbandordens geschlagen, er war Geheimrat, Mitglied der Royal Society, Vizestatthalter in England, Friedensrichter, Master of Arts, Viscount Scarsdale, irischer Peer; er wurde zum Ehrendoktor von Oxford, von Cambridge ernannt, von Manchester, Glasgow und Durham, zum Kanzler der Universität Oxford, zum Lord-Rektor der Uni-

versität Glasgow; er wurde Lord-Gouverneur der Cinque Ports, Präsident der Königlich Geographischen Gesellschaft, Kurator der National-Gallerie, Erster Earl of Kedleston. Lord Curzon zeigte sich dieser Magnanimität und Großzügigkeit würdig. Er zeigte die Charaktereigenschaften, die englische Staatsmänner so häufig beweisen, wenn sie, den großen Entwürfen nationaler Politik sich unterwerfend, vom höchsten Postament herabstiegen und sich mit kleinerem Wirkungskreis begnügten, als Mithelfer sich einfügten in das Netz der Reichsverwaltung im Dienste des allgemeinen Wohles.

Uebrigens zog ihn der Weltkrieg nochmals in die Aktivität der Weltpolitik. Im Jahre 1916 sicherte sich die Regierung die stärkste staatsmännische Begabung, die die konservative Partei besaß, sie ernannte ihn zum Lord-Präsidenten des Großen Rates und zum Präsidenten im Ministerium für Luftschiffwesen. Zu Beginn der Friedensverhandlungen wurde der ehemalige Vizekönig Stellvertreter Balfours. Und erst nach dessen Rücktritt Minister des Aeußern. Er war um diese Zeit schon schwer krank, trotzdem blieb er in dieser verantwortungsreichen Stellung im Kabinett Lloyd George (mit dem er seit jeher in gespanntem Verhältnisse lebte, da dessen Politik, Geistesverfassung und Temperament im schärfsten Gegensatz zur eigenen Persönlichkeit stand), dann in den Kabinetten Bonar Law und Baldwin. Damals führte er in der Periode der kritischesten Spannung zwischen England und Frankreich die Verhandlungen mit Poincaré; damals war es seine Aufgabe, Frankreich von allzu krassen Repressalien gegen Deutschland abzuhalten. Diese Verhandlungen zählten zu den schwierigsten und heikelsten, die je ein englischer Außenminister zu führen hatte. Seine Bemühungen in jener Zeit sind im übrigen Europa nicht gebührend eingeschätzt worden. Er war es, der einen englischen Generalkonsul in die Pfalz sandte, wodurch die separatistische Bewegung unterdrückt werden konnte, und auch die Einsetzung der Dawes-Kommission geschah unter seinem Regime. Nach dem Intermezzo der Labour-Regierung behielt Curzon nur seine Stellung als Führer des Hauses der Lords und als Lord-Präsident des Rates.

Und hier im Hause der Lords hielt er am 4. März seine allerletzte Rede.

Sie befaßte sich, den Kreislauf seiner Lebensfahrt schließend, mit ostasiatischen Problemen, mit der Flottenbasis von Singapore, mit Indien.

Für ein Volk gibt es keine Entschuldigung; es erlebt was es verdient.

Walther Rathenau.

WIE ICH MIR FRAU JARRES DENKE

Zeichnung von Fodor



„Frau Jarres wird eine wahre Landesmutter Deutschlands sein, wie nun jetzt einmal die Dinge bei uns in Deutschland liegen. Die ganze Persönlichkeit und ihr Edelmut gibt uns Bürgschaft dafür, daß diese echte deutsche Frau die Ehre und deutsche Sittlichkeit hochhalten wird in innerer wie in äußerer Beziehung, selbst bis auf die Kleidung des weiblichen Geschlechts. daß sie alles fernhalten wird, was die Ehre der deutschen Frau beeinträchtigen kann."

Aus einer Rede der früheren volksparteilichen Abgeordneten
Frau Milka Fritsch.

Ich will im Lichte unwiderlegbarer Dokumente, Dokumente die niemand bestritten hat, die abscheulichen Ränke — methodische, planmäßige, offizielle Ränke — beleuchten, denen eines der neuen Länder Europas, Polen, von seinen gegenwärtigen Leitern unterworfen wurde. Diese Scheußlichkeiten sind so groß, daß ganze Bevölkerungen von Städten und Landstrichen, ganze Klassen von Bürgern auf dem Punkte stehen, nach einem fürchterlichen Todeskampfe ausgerottet zu werden.

Der Grund für dies alles ist eine „Staatsraison". Die Vergehen sind das Resultat eines Planes, der „Nationale Vereinheitlichung" oder „Soziale Verteidigung" genannt wird. Jeder weiß, daß das frühere Königreich Polen, nachdem es in vergangenen Zeiten einigemal durch die Habgier mächtiger Nachbarn zerstört worden war. Ende 1919 in der Form einer „Republik" wieder aufgerichtet worden ist. Die neue Nation wurde aus Provinzen geschaffen, die vor dem Kriege Teile Rußlands, Oesterreich-Ungarns und Deutschlands waren. So wurde Ostgalizien, das mit andern ukrainischen Territorien Oesterreichs die westukrainische Republik gebildet hatte, von Polen überfallen, und die Botschafterkonferenz vom 15. März 1923 bestätigte die Okkupation. Wolhynien, Cholm, Podlachien, Pobsien wurden im Jahre 1921 Polen gegeben. Diese Länder waren einst Teile des ehemaligen Polen. So verhielt es sich aber nicht mit Litauen, wo im Jahre 1920 die Scheinkomödie eines Plebiszits unter dem Drucke von Bajonetten gespielt wurde, an der nur polnische Einwanderer teilnahmen. Nach diesem Plebiszit gab die Botschafterkonferenz den Polen Wilna und sein litauisches Hinterland. Schließlich konstituierte sich das weißrussische Territorium, das vor dem Kriege zu Rußland gehörte, im Jahre 1917 zu einer Republik; aber diese Republik umschloß nur einen kleinen Teil von Weißrußlands Land und Leuten. Der Rest, mit über 4 000 000 Einwohnern (unter denen das polnische Element nur 8 bis 10 Prozent bildet) und 400 Quadratmeilen, wurde Polen unterworfen.

Nun ging die polnische Regierung daran, die verschiedenen Rassenelemente und das jüdische Element zu assimilieren oder, wie sie sagte, zu „polonisieren". Diese Frage hat die Regierung in der wildesten und barbarischsten Weise gelöst: durch Gewalt, Tortur und Massaker. Im Lande wurden große Mengen aus ihren Heimen hinausgeworfen, ihre Felder wurden „Militärkolonisten" überantwortet. Dies ist ganz besonders in Weißrußland geschehen. Gesetze, wie sie kein anderes Land in Kraft zu setzen auch nur erwogen hätte, verbieten allen neuen polnischen Untertanen, in irgendeiner Weise, und sei es nur durch den Gebrauch ihrer Muttersprache, ihre alte geographische Anhänglichkeit zu zeigen. Die ukrainische Sprache ist verboten. Es ist nicht bloß verboten, sie in

den Schulen zu lehren, sondern auch sie außerhalb des Schulraumes zu gebrauchen. Nebenbei ist die Zahl der Schulen seit der polnischen Okkupation der neu annektierten Regionen entsetzlich zusammengeschmolzen. Herr Szokowski, der von der Regierung mit der Untersuchung der Schulsituation in den angegliederten Provinzen betreut war, berichtet uns, daß im Momente des polnischen Einmarsches auf ukrainischem Gebiete 350 Schulen waren. „Die polnischen Militärbehörden gingen mit Brutalität vor, um all diese Schulen zu schließen. Die meisten Professoren und Instruktoren wurden in Konzentrationslagern interniert.“ Dr. Zagorski, ein Verwaltungsbeamter, schreibt: „Von den 400 Schulen, die in Weißrußland vor dem Kriege existierten, sind 360 geschlossen. Die meisten Lehrer befinden sich zurzeit im Gefängnis unter der Anklage weißrussischer Propaganda.“ In Cholm wurde eine ganze Lehrerkonferenz mit einem Griff verhaftet.

Die Nationalisierung des neuen Polen umschließt auch einen unerbittlichen Kampf auf dem Felde der Religion. Alles, was nicht katholisch ist, ist verboten, wird aufgespürt und vernichtet. Mann und Weib werden ins Gefängnis geworfen, einzig, weil sie der orthodoxen Religion angehören, weil sie irgendeinem methodistischen oder mariavistischen Glauben folgen, der unter der Zarenregierung sich entwickelt und geblüht hat. Die 500 orthodoxen Kirchen wurden beschlagnahmt, um in katholische verwandelt oder geschlossen zu werden. Die orthodoxen Priester wurden verhaftet, in ihren Klöstern interniert oder deportiert. Zehn Primärschulen der Methodistenpriester in Warschau und eine große Zahl von Schulen und Waisenhäusern überall draußen im Lande wurden von der Polizei gestürmt, geschlossen und die Waisen auf die Straße geworfen.

Für Leute, die an einen Fortschritt auf sozialem und moralischem Gebiete glauben, muß es schon verwirrend wirken, wenn sie sehen, daß diese Art von Mitteln gebraucht wird, um ungeheure Länderstrecken mit lebenden Wesen an ein nationales Ganzes anzugliedern. Es ist in Polen verboten, eine Meinung zu haben, die nicht mit den Ansichten der Regierung übereinstimmt. Selbstverständlich werden die kommunistische und sozialdemokratische Partei von der Regierung unterdrückt. Aber sie erstickt auch jede Art Volksprotest, selbst auf dem beschränkten und allgemein geduldeten Gebiete des professionellen Schutzes. Die polnische Regierung hat das Ziel, alle Organisationen zu zerstören, die den Arbeitern die Möglichkeit geben, Gerechtigkeit zu fordern und sich unsauberer Ausbeutung entgegenzustellen. Die bedeutendsten Verbände, einer nach dem anderen, wurden verboten. Diese Aechtung wird in ganz summarischer und brutaler Weise vollzogen: ein Tribunal des Diktrikts entscheidet den Fall im geheimen, nach einer geheimen Diskussion, bei der die Verteidigung nicht vertreten ist. Dann

überfällt die Polizeitruppe die Lokale der Arbeiter, vertreibt und kerkert ein, wen sie darin findet, konfisziert alle Dokumente und versiegelt die Türen. Auf diese Weise wurden allein in Warschau zwei Drittel aller Gewerkschaftsverbände unterdrückt. Die jüdische Gruppe wurde noch härter getroffen. Und keine neue Erlaubnis zur Bildung von Verbänden ist erteilt worden, mit Ausnahme solcher für katholische Gruppen.

Selbstverständlich ist die Freiheit der Presse vollkommen ausgerottet. In den 5 Jahren der polnischen Herrschaft über Weißrußland wurden 48 Zeitungen und Zeitschriften suspendiert (nur eine erscheint noch; die Polizei beschlagnahmt sie regelmäßig). Und wehe dem, der beim Lesen einer verfemten Zeitung angetroffen wird! Wehe dem, der das Opfer irgendeiner, selbst anonymen Denunziation ist: Gefängnis!

Aber das, was zu sagen übrig bleibt, ist noch furchtbarer und widerlicher: Die Art, in welcher die Polizei und die Gefängniswärter ihre Gefangenen behandeln. Es ist unmöglich, die Torturen aufzuzählen, die diese bejammernswerten armen Teufel aushalten müssen. Der Untersuchungsrichter hat das Recht, die Angeklagten zu schlagen, um sie zum „Geständnis" ihrer Verbrechen zu bringen. In den Konzentrationslagern wie in den Gefängnissen spielen sich schauerliche Szenen ab: Die Opfer werden mit Fußtritten behandelt, mit Stahlstäben geprügelt. Sie werden gegen die Mauer geschlagen, bis sie halb tot und ihre Gesichter nichts anderes sind, als große formlose Wunden; ihre Füße werden verbrannt; man entkleidet sie; man bedeckt ihren Kopf mit einem Sack; man wirft sie zu Boden, legt ein Brett über ihren Rücken und läßt dann einen Hagel von Schlägen mit schweren Brecheisen darauf niedersausen. Im härtesten Winter schüttet man Eiswasser über ihre Körper. Sie fallen in Ohnmacht; die Züchtigung setzt aus; sobald sie wieder zu sich kommen, geht es wieder los. Die Ansprache eines Polizisten wird berichtet: „Komm, gestehe, Vieh! Fünf Jahre Kerker werden dir weniger schaden, als das, was wir jetzt mit dir tun wollen."

Das sind nicht vereinzelte Fälle, sondern das ist die Behandlung, die alle jene erwartet, die auf Grund von Antinationalismus oder von Arbeitersolidarität verhaftet werden. Es ist die Behandlung, die an Ort und Stelle oder in den Polizeistationen von den Polizeibanden gehandhabt wird, die durch friedliche Dörfer oder durch unbewaffnete, harmlose Mengen rasen. Die Sterblichkeit unter den Gefangenen ist grauenerregend. Und in den polnischen Gefängnissen gibt es 4000 Irredentisten, 10 000 Weißrussen und 3000 Arbeiter, die nach der jämmerlichen Behandlung und nach den Torturen immer noch leben.

Es ist nutzlos, bei den Verhältnissen in den Gefängnissen zu verweilen, wo man die Gefangenen in Haufen über die gemarterten Dulder pfercht (kranke Gefangene werden nicht gepflegt) und wo

man ihnen faule Nahrung in Gefäßen reicht, in die sie nachher ihre Notdurft verrichten.

Mit diesen Mitteln also — und, umtürmt von Dokumenten, wie ich es bin, greife ich aufs geratewohl Tatsachen und Fälle heraus — mit diesen Mitteln versucht also die polnische Regierung, eine endgültige Union all ihrer Bürger unter ihrer neuen Flagge zu erzwingen und ihre sozialen Probleme zu lösen.

Der polnische Deputierte Wojtik schließt seine Enthüllungen und Anklagen gegen die „wütende Reaktion" und gegen die „Verfolgungsorgie", die gegen die Bauern losgelassen ist, mit folgenden Worten:

„Und dies ist nur ein unvollständiges Bild der Hölle in den Grenzprovinzen. Unsere Beziehungen zu ihnen sind hundertmal barbarischer und vernichtungswütiger als es die der zaristischen Regierung je waren. Polen ist ein Gefängnis für die nationalen Minderheiten, und wenn die Hoffnungen der polnischen Regierung verwirklicht sein werden, wird es bald der Friedhof der Ukrainer und der Weißrussen sein."

Wir wollen hinzufügen: Es wird bald der Friedhof aller sein.

WILLIAM BEEBE STICHT IN SEE

Aus New York wird gemeldet, daß der Forscher William Beebe im Sargassomeer angekommen ist. Das Sargassomeer ist einer der geheimnisvollsten Teile der Welt (in Deutschland uns aus dem Film „Die Insel der verlorenen Schiffe" bekannt). Wir geben hier eine Schilderung aus der amerikanischen Zeitschrift „The Nation" wieder.

William Beebe hat sich nach dem Sargassomeer eingeschifft. Das kündet ein gewaltiges Abenteuer an, denn das Sargassomeer ist eines der am wenigsten erforschten Gebiete der Erdoberfläche und war fast ein halbes Jahrtausend lang ein Brennpunkt von Geheimnis und Romantik. Wenn die moderne Wissenschaft entschlossen ist, keine Geheimnisse übrig zu lassen, dann soll William Beebe diesen letzten Schleier hinwegziehen; denn es gibt keinen Mann, der besser ausgerüstet wäre, den Zauber der Wirklichkeit zu entdecken, wenn nun schon einmal die Illusion dahingegangen ist. Wir besitzen keinen Wissenschaftler, der ihm als Künstler des Schrifttums und des Lebens die Wage halten könnte.

Columbus wurde zwei Wochen lang in den endlosen Tangwiesen des Sargassomeeres festgebannt. Gerücht und Aberglauben haben seither um diesen reglosen Bereich des Atlantischen Ozeans gewoben. Jahrhundertelang haben ihn die Schiffer gefürchtet; hier sollten in einem hoffnungslosen Gewirr von Seetang die verschollenen Schiffe der ganzen Welt so lange wirbeln und treiben, bis Zeit und Schiffsgewürm ihre mastenlosen Körper zernagt und auf den Grund geschickt hatten. Künstler und Romanziers haben

ihre Phantasie daran geübt, sie malten das wunderschöne Bild eines ungeheuren Strudels, die zuletzt verlorenen Schiffe an der Außenseite und immer weiter der Mitte zu alte Piratenschiffe, spanische Galleonen und selbst phönizische Galeeren. Erst vor 15 Jahren hat Sir John Murray endlich nachgewiesen, daß der Tang in nicht zusammenhängenden Flächen liegt, und daß diese einfach ein Produkt der Meeresstille zwischen dem Golfstrom, der die Westseite des Atlantik abfegt, und den mehr östlichen Aequatorialströmen sind. Aber solange nicht William Beebe oder ein anderer illusionszerstörender Jünger alle Tiefen abgelotet hat, werden sich die Träumer noch einbilden, daß irgendwo zwischen den Tangwiesen der gesunkene Kontinent Atlantis zu finden ist.

Dies sind Beebes Träume nicht, aber alle, die mit seinen Abenteuern unter den Malaien, in den Dschungeln von Guiana oder auf den Galapagosinseln vertraut sind, werden wissen, daß er die Gabe hat, das Leben romantischer als der meisten Menschen Träume zu finden und seine Freuden und seine Abenteuer mit anderen zu teilen. Und jetzt, da beide Pole erobert sind und Menschen über die letzte Spinne und das letzte Moos des Mount Everest hinweggekommen sind, da Afrika und Australien aufgehört haben, unbekannte Kontinente zu sein, ist Beebe's Plan, das Innere des Meeres zu erforschen, die fascinierendste Entdeckungsfahrt, die übrig geblieben ist.

Tatsache ist, daß das Festland der Erde nur etwa ein Viertel ihrer Oberfläche ausmacht und daß wir nur sehr wenig vom Innern des Meeres wissen. Die Wissenschaft hat der Meerfrau und dem Meermann ein Ende gemacht, aber sie hat durch den Nachweis von der Existenz des gigantischen Oktopus die wildesten Träume von der Seeschlange bestätigt; und sie hat abenteuerlichere Tiefseefische entdeckt, als sie nur je eine von Haschisch aufgepeitschte Phantasie gebären könnte. Es gibt Teile des Meeresgrundes, in die der Everest versenkt werden könnte und doch noch eine respektable Meerestiefe über sich ließe; in kaum geringeren Tiefen als diesen ist ein geheimnisvoller Bereich totaler Finsternis, eisiger Kälte, völligen Schweigens, der dennoch reich bevölkert ist. Pflanzenleben kann hier natürlich nicht existieren, aber alles Tier- und Pflanzenleben, das meilenweit oben stirbt, sinkt langsam hinab wie weicher Schnee zu den wartenden Tieren da unten — die, gebaut, dem ungeheuren Druck dieser Tiefen zu widerstehen, explodieren — oder besser! implodieren, wenn sie durch Zufall zu nahe an die Oberfläche kommen. In diesen Tiefen leben Wesen, deren Augen größer sind als der Rest ihres Kopfes und andere, die beinahe ihre Augen verloren haben; und manche von ihnen strahlen, mehr oder weniger veränderlich ein herrlich gefärbtes Licht aus — das reinste, kälteste Licht, das die Wissenschaft je entdeckt hat. Ein französischer Naturforscher gibt eine lebendige Schilderung einer Tiefseebaggerfüllung, die in der Nacht emporgezogen wurde:

„Das war ein magischer Augenblick, das wunderbarste Schau-

spiel, das je der Bewunderung der Menschen geboten wurde. Jeder Punkt der Hauptäste und -zweige der Koralle Isis warf funkelnde Strahlen von Feuer, jetzt erblassend, jetzt wieder auflebend, übergehend von violett in purpur, von rot in orange, von bläulich zu verschiedenen Tönen von Grün und manchmal zum Weiß überhitzten Stahls . . . Von Minute zu Minute wurde der Glorienkranz schwächer, die Tiere starben langsam dahin, und am Ende einer Vierteistunde waren sie wie tote, verdorrte Zweige."

William Beebe's Schiff „Arcturus" ist geeignet wie sicherlich kein Schiff je zuvor, das Innere des Meeres zu studieren. Es hat für Bagger und Schleppnetz seltsame Vorrichtungen, um die Einwohner der Tiefsee unversehrt emporzubringen, es hat eine Art Schienenräumer an der Spitze, um die Arbeit mit dem Netz und der Harpunenbüchse zu erleichtern, es hat eine Laufbrücke rings um die Schiffseiten, eine Plattform, die vom Krahn versenkt werden und auf der ein Beobachter in Taucherausrüstung 15 oder 20 Fuß unter die Oberfläche getaucht werden kann, um dort ebenso gemütlich zu sitzen und die Seetiere zu beobachten, wie Herr Meier dem Nestbau eines Rotkehlchens in seinem Garten zuschaute. Ein Dutzend Boote mit flachen Glastoren werden den Insassen gestatten bis zu einer gewissen Tiefe hinabzusehen.

Nach zwei Monaten im Sargassomeer wird der „Arcturus" nach Westen Kurs nehmen und den Traum verwirklichen helfen, den unzugänglichen Krater der Indefatigable-Insel in den Galapagos (Schildkröteninseln) zu besteigen, der, geschützt durch den meilenweiten Gürtel von Lava und Kaktus, bisher noch nie bezwungen wurde; und dann wird das seltsame Schiff in den Humboldtstrom dampfen, des Eiswasser und antarktische Fauna in das Herz der Tropen dringt. Und dann nach Hause.

Nur einen einzigen störenden Fleck gibt es in dieser Geschichte wissenschaftlicher Romantik: „Die „Arcturus" ist mit Radio ausgerüstet.

HEINRICH SIMON
(Berlin)

STEINE DES ANSTOSSES IN WERFELS VERDI - ROMAN

Wenn wir, in einem Garten lustwandelnd, mit dem Fuß auf Schritt und Tritt an Steine stoßen, so stört das unser Behagen, und wir grollen dem Gärtner, der seine Wege so wenig in Ordnung hält.

So ergeht es dem aufmerksamen Leser des in vieler Hinsicht ausgezeichneten Romans „Verdi". Die Steine des Anstoßes sind die unerlaubt zahlreichen Druckfehler und die vielen Flüchtigkeiten und Schnitzer des Verfassers.

Von ersteren nur wenige Beispiele. Die s e e l o s e Menschengestalt (S. 298) ist in der neuen Auflage immerhin schon zu einer

s e e l l o s e n geworden, wenn auch noch nicht zu einer seelenlosen. L i t h u r g i s c h mit th findet sich sogar zweimal (285 und 505). S. 448 stört: Sie saß i m gegenüber, 516, daß Bianca i h m entflammt, 302 Canale d e l (statt dei) mendicanti, 309 und 324 zweimal B o n i - f a c i o mit c statt z, wodurch die Aussprache falsch wird. Die Oper Amfiparnasso ist (72) in A n s i parnasso entstellt, 339 steht a l i dorate statt ale usw. usw. — so geht es durch das ganze Buch.

Auch von den Fehlern, für die nicht der Korrektor, sondern der Verfasser allein verantwortlich ist, können hier wegen des beschränkten Raumes nur die wichtigeren besprochen werden.*

Unmögliches Deutsch ist (250) „solch etwas Scheußliches" statt etwas so Scheußliches, ebenso „er fällt i n s Fauteuil" (423), häßlich (165) das österreichische a m für a u f : „Hast den armen Priester a m Gewissen", wenn auch in Wiener Konzertberichten der Künstler a m Podium sitzt, statt auf dem Podium am Flügel. S. 221 werden kleine Schiffe angeblich v e r l a d e n. Gemeint ist aber nicht, daß sie etwa auf große Wagen gepackt, sondern daß sie mit Waren b e laden werden.

Wenn sechsmal G i b e l l i n e statt Ghibelline zu lesen ist, so dürfte dies kaum ein Druckfehler sein.

Werfel liebt es, italienische Wörter und Wendungen einzustreuen, freilich auch da, wo der Zweck dieses Kunstmittels, Stimmung und Farbe zu erzeugen, nicht dadurch erreicht wird, und vor allem sehr oft in fehlerhafter Form.

Wenn (S. 12) die Textbuchverkäufer ihr „Libri del opera! Libri del opera!" schreien, so weiß jeder, der ein wenig Italienisch gelernt hat, daß es „dell'opera" heißen muß. Eine Frau hat auf dem F i s c h m a r k t (pescheria) Schildkröten gekauft. Recht unnötig setzt Werfel hier das italienische Wort ein, und zwar ein nicht existierendes: p e s c a r i a.

S. 42 soll von Adagios, Andantes, Largos die Rede sein. Werfel schreibt „A d a g i e n , A n d a n t i , L a r g i" — geziert und mit einem groben Schnitzer, denn die Mehrzahl von Largo muß Larghi geschrieben werden, damit das g hart bleibt. Ebenso lautet die Koseform von Bianca nicht B i a n c i n a (95), wie beständig zu lesen ist, sondern (mit dem k-Laut) Bianchina. Anstößig für jeden, der ein wenig Italienisch kann, ist (70) die Ankündigung: Prima rappresentazione d i melo d r a m a : Il diluvio universale d i celebre maestro Donizetti. Dramma hat ein Doppel-m, und statt di muß es beidemal del heißen.

S. 223 spricht der Verfasser von „noch feuchten P a r t i c e l l - seiten", und auch 340 kommt „Particell" vor. Es soll Partitur bedeuten, heißt aber Teilchen (Partikel), steht hier also völlig sinnlos. Ebenso sinnlos lesen wir (233) „J a h r e s - C a r t e l l o n i". Nach

---

* Mein ganzes Material stelle ich dem Verfasser gern zur Verfügung.

dem Zusammenhange soll etwa von Jahrbüchern oder Jahresregistern die Rede sein. Das hier ganz überflüssig gebrauchte italienische Wort bedeutet aber große Plakate, insbesondere Theaterzettel.

Mehrfach (so 393 u. 403) wird ein Gasthaus „Capello nero" erwähnt. Nun könnte ein Gasthaus „Zum Schwarzen Haar" immerhin einiges Mißtrauen gegenüber den dort verabreichten Suppen rechtfertigen. In Wahrheit heißt das Haus aber „Cappello nero", führt also einen Schwarzen Hut im Schilde.

Werfel will (480) vom achtzehnten Jahrhundert sprechen und nennt es (Lokalfarbe??) Ottocento! Das bezeichnet aber die mit Eintausendachthundert geschriebenen Jahreszahlen, also das neunzehnte Säkulum. Es mußte Settecento heißen, wenn es durchaus in der Sprache gesagt sein sollte, zu der der Verfasser eine offenbar so unglückliche Liebe hat.

*

Auch an rätselhaften Stellen fehlt es nicht.

S. 43 spricht Werfel von Verdis Kabaletten und Stretten (nebenbei: wie viele Leser, selbst Musiker, wissen wohl, was Kabaletten sind?) als verpönten quadratischen Perioden. Der Ausdruck ist weder im Riemann noch in anderen Musikwörterbüchern zu finden. S. 173 und 174 ist wieder von der Quadratur der Arie, der heiligen Quadratur, die Rede, womit der hergebrachte Aufbau der Arie gemeint zu sein scheint. Musiker, die ich befragte, stehen dieser Quadratur ebenso verständnislos gegenüber wie der Quadratur des Kreises.

Was mögen wohl „Symphonien in Echo" (59) sein? Adriano Vigliarte soll sie geschrieben haben. Das ist wieder ein Name, den man überall vergeblich suchen würde. Gemeint ist der Niederländer Adrian Willaert, dessen Name in vielen Formen vorkommt, nur nicht in der Werfelschen. Und unter seinen Werken findet sich nichts, was jene Bezeichnung auch nur annähernd führte, ganz abgesehen von ihrem unmöglichen Deutsch. Uebrigens hat der Mann mit unserem Roman nicht das geringste zu schaffen, und so drängt sich hier wie an mancher anderen Stelle der Eindruck auf, daß der Verfasser seine vielen Auszüge und Notizen nicht umsonst gemacht haben will.

S. 167 kommt ein verrenkter Hüftknochen vor, der mit der Rückenlinie einen armen Winkel bildet. Was ist das?

Was ist Bacht (496)?

*

Zum Schluß noch ein halbes Dutzend „vermischte" Bemerkungen.

S. 79 steht der „Zitatvers": Exsurgat aliquis nostris ex ossibus ultor. Bekanntlich beginnt der Vers mit Exoriare.

S. 172 lesen wir halb englisch, halb französisch „v o i c e mixte". Es muß voix mixte heißen.

Der griechische Dichter, der 183 genannt wird, heißt Menander, nicht M ä n a n d e r. Sollte hier etwa Mäander vorgeschwebt haben?

Das widerliche Wort s a b o t i e r e n, das vor 1914 niemand gekannt hat und das eine schwere Kriegsbeschädigung unserer Sprache darstellt, scheut der Dichter sich nicht, einer seiner Figuren (236) in den Mund zu legen. Und der Roman spielt im Jahre 1883!

M i l l e a r e Tuberkulose (526) klingt gelehrt, ist aber Unsinn. Gemeint ist die Miliartuberkulose, die ihren Namen von den hirsekorngroßen Tuberkeln hat — die Hirse heißt milium.

*

Alle diese Dinge ändern gewiß nichts daran, daß Werfels Verdi ein feines und — insbesondere für Musiker und Musikfreunde — fesselndes Buch ist. Wäre es das nicht, so hätte es schwerlich der Mühe verlohnt, die besprochenen Mängel ans Licht zu ziehen. Soweit ich sehe, ist die Kritik bisher daran blind vorübergegangen, und wenn nicht blind, so doch jedenfalls stumm. Und doch war diese Arbeit — meinetwegen Schulmeisterarbeit — notwendig. Wir Deutschen tun uns so viel auf unsere Gründlichkeit, auf unsere Kenntnis fremder Sprachen zugute. Wie überlegen spotten wir, wenn wir in französischen Büchern deutsche Sprachschnitzer finden. Man soll nicht sagen, daß wir den Balken im eigenen Auge nicht sehen. Es bleibt erstaunlich, daß ein Dichter von der Bedeutung und dem Ansehen Franz Werfels ein Werk, auf das er sicher Wert legt und mit dem er sich zwölf Jahre getragen hat, so leichtherzig in die Welt schicken konnte. Das Buch ist jetzt in 22 000 Exemplaren verbreitet. Vielleicht dürfen wir hoffen, daß schon das 23. Tausend die vielen kleinen Flecken, die es entstellen, beseitigen wird.

WILLY HAAS

KAFKAS LETZTES WERK

Aus Franz Kafkas Nachlaß ist der Roman „Der Prozeß" soeben im Verlag „Die Schmiede" erschienen.

Vor etwa einem Jahr, an einem scheußlich wolkig-schwülen Spätnachmittag, ist der große Erzähler Kafka auf dem Olschauer Judenfriedhof bei Prag bestattet worden. Die junge Literatur, bis auf die allernächsten persönlichen Freunde, hatte sich vollzählig absentiert; auch von den zwei- bis dreihundert deutschen und tschechischen Literaten Prags fand keiner die Zeit zu einer etwa halbstündigen Straßenbahnfahrt. Begreifliche Literatenmißgunst, noch über den Tod hinaus! War doch hier das einzige wahrhafte Erzählergenie des jungen Europa gestorben.

Er war eine religiöse Macht, wie jeder ganz große Erzähler. Ich meine das allerdings nur in einem ganz entfernten und nicht ganz gewöhnlichen Sinn: seine Welt, die Welt seiner Epik, hat immer einen geheimen imaginären Angelpunkt außerhalb ihrer. Aber hier kommt schon gleich das zweite, mindestens ebenso wichtige Charakteristikum: über diesen Angelpunkt ist nichts weiter zu sagen, als daß nichts über ihn zu sagen ist. „Epik" ist, die geheimen Züge seines Wirkens, seiner geheimen, unbekannten Kausalität, die Mechanismen seiner Weltverschränkung, zu suchen; und zwar nirgendwo anders zu suchen als in den kleinsten Fältchen, in den kleinsten Zügen, in den kleinsten Zuckungen des Diesseits. Es ist eine Art Erdphysiognomik. Es ist ferner eine Art Kuriositätensammlerei; allerdings ist die Auswahl das Entscheidende, denn für sie gibt es kein anderes Gesetz als die Genialität einer synthetischen Welt-optik. Es ist drittens immer realistisch: Realismus und große Epik sind einfach identische Größen.

Aber wieder nicht „Realismus" im gewöhnlichen Sinn. Es gibt nichts Phantastischeres als diesen Roman. Einem Bankbeamten wird eines Tages angekündigt, daß er verhaftet und daß ein Strafprozeß gegen ihn angestrengt sei. Im übrigen könne er seinen Geschäften nachgehen und tun und lassen was er wolle. Dieser Strafprozeß hat keinerlei bestimmte Gestalt; auch die Richter sind gänzlich unbekannt; es ist einfach das Abstraktum „Strafprozeß" und das Abstraktum „Richter". Aber es gibt plötzlich allerhand Personen, die einem vielleicht helfen könnten: ein Advokat mit angeblich guten Beziehungen, ein Verwandter vom Lande, ein Maler, der die Richter zu malen pflegt, allerdings nur Richter der unteren Instanz; dann ein Unterrichter selbst, der ein ziemlich korruptes Schwein zu sein scheint, und schließlich eine ganze Reihe etwas zweifelhafter Frauen, denen man beischlafen kann, weil auch sie vielleicht mit gewissen Richtern Verhältnisse haben und einflußreich sind. Plötzlich stellt sich heraus, daß fast auf allen Dachböden Gerichtsbüros sind und daß fast alle Menschen irgendwie entfernt zu diesem mysteriösen Gerichtshof gehören. Freisprüche gibt es kaum; aber man kann die Prozesse durch Eingaben verschleppen, man kann günstige Schein-urteile der unteren Instanzen herbeiführen, die allerdings keine dauernde Gültigkeit haben. Man braucht sich schließlich gar nicht um den Prozeß zu kümmern, dann gibt es ihn eben nicht. Aber unser Bankbeamter fühlt sich unschuldig und will ihn durchführen, wenn auch vielleicht mit Protektion und Korruption. Er irrt: denn eines Tages wird ihm das Todesurteil verkündet und sofort exequiert. Er ist also doch wohl schuldig. Aber nach welchen Gesetzen?

Man könnte kurz (und schwachköpfig) sagen: bitte sehr, Symbolismus. Es „bedeutet": das erwachende Weltgewissen in einer Einzelseele.

Das überhaupt. Das gesamte Werk Dostojewskis, Zolas,

Stendhals, ja Homers ist, wenn man will, „symbolisch“ und bedeutet nichts anderes als „das erwachende Weltgewissen“. Odysseus muß ja schließlich nur herumirren, weil er irgendwo irgendwelche geweihten Rinder des Sonnengottes getötet hat. Schöne Gewissensfragen! Das ist eine jener Selbstverständlichkeiten, wie etwa, daß Wohnhäuser zum Wohnen da sind.

Das Großartige jeder großartigen Epik ist eben — und hier wollen wir unsere ersten Behauptungen noch etwas erweitern: daß das Metaphysische eben metaphysisch, also unaussprechlich par excellence ist; und zweitens, daß es überall in der Realität eingefangen ist und in der bloßen Schilderung der Realität eingefangen bleiben muß. Epik ist viel metaphysischer, viel konsequenter-metaphysisch als jede Metaphysik. Durch welche Fenster ich in die Wirklichkeit blicke, ist gleichgültig. Hauptsache: daß ich blicke, nichts als blicke; und dann: daß es Wirklichkeit ist, in das ich blicke. In Kafkas Roman gehen die exzentrischesten Dinge vor sich. Aber das ist eben das Geniale: es ist alles ganz wirklich, mit einer fast pedantischen Genauigkeit wirklich, wenn auch wirklich in einer Wirklichkeit, die sich nicht bezeichnen läßt. Wirklichkeit ist ja eben nichts anderes, als eine Ahnung, eine Suggestion, eine Erschütterung von fernsten Weltzusammenhängen her. Es ist überhaupt das Gefühl, „daß die Welt irgendwo zusammenhängt“, eine Gefühls-anknüpfung an irgendein Weltzentrum, an ein kosmisches Gewebe, ein Blitzschlag endloser unkontrollierbarer Assoziationen. Damit scheint mir ganz besonders Kafkas Epik charakterisiert. Wir kennen jene Augenblicke, in denen sich plötzlich, und zwar aus völlig unbekannten Gründen, etwa die Wendung einer Leierkastenmelodie tausendmal hintergründer, ja metaphysischer anhört und anfühlt als alle Beethovenschen Symphonien zusammengenommen. Kafkas Roman ist das geheimnisvolle Durchhalten eines solchen geheimnisvollen sekundenlangen metaphysischen Coup de foûdre; wobei das noch Genialere ist: einmal das Objektive dieses Phänomens, seine Loslösung von der bloß subjektiven Reagenz, ein Vorgang, für den es überhaupt keine Erklärung gibt; und zweitens: das Zusammenhalten dieser frei erfunden, gewissermaßen meta-realen Welt einer Erzählung, in der es zwar viel Merkwürdiges, aber nicht das geringste Innerlich-unmögliche, Ungesehene, visionäre und akustisch Unerfüllte, Ueberzeugende, ja auch nur Unwahrscheinliche gibt. Eine ungeheuer suggestive Eindeutigkeit der Farben, Töne, Luft, Schatten: man könnte ganz gut sagen, es sei ganz einfach die erste Minute eines Fremden in der Hölle des Berliner Polizeipräsidiums, wo er sich anmeldet, auf rund vierhundert Druckseiten verteilt; und wieder eine solche myriadische Vielfalt mystischer Menschen- und Weltbeziehungen, daß diese vierhundert Seiten von rein epischem Rohmaterial förmlich platzen und beim Lesen eine Spannung auslösen, an der gemessen die Spannung eines Detektivromanes ein kindischer Dilettantismus ist. Dabei soll nicht verschwiegen

wenden, daß dieses nachgelassene unvollendete Werk seinen fragmentarischen Charakter an manchen dünnen und brüchigen Stellen deutlicher offenbart, als der verdienstvolle Herausgeber Max Brod wahrhaben möchte: im zweiten Drittel schwimmen noch allenthalben unaufgelöste handgreifliche Symbole und Allegorien mit, und das vorletzte Kapitel, das kurz vor der Katastrophe eine lange streng talmudisch gefaßte Debatte bringt, wirkt, aus offenbar noch nicht geschriebenen Zusammenhängen herausgerissen, ausnahmsweise wirklich nur absonderlich und exzentrisch. Was aber nichts an der Tatsache zu ändern vermag, daß wir hier das einzige wahrhaft durch und durch geniale Dokument einer neuen Erzählungskunst besitzen.

STEFAN GROSSMANN

HENTIGS ROBESPIERRE

Hans von Hentig: Robespierre. Verlag Julius Hofmann, Stuttgart, 1924.

Kein Zweifel, dieses kaum 200 Seiten starke Buch, die psychologische Biographie eines „Mannes, der ein Asket und ein Wüstling des Machttriebes zugleich war," ist eine der bedeutendsten Erscheinungen. Es fehlt in Deutschland an psychologischen Biographien, es fehlt im besonderen an psychologischen Analysen revolutionärer Typen. Hans von Hentig darf, vielleicht mit höherem Recht als Lassalle, von sich sagen, daß er mit der ganzen Bildung des Jahrhunderts an seine Aufgabe herangeht, er ist als Historiker wie als Neurologe für seine Aufgabe gerüstet; vielleicht fehlt ihm nur noch ein künstlerisches Element, das seiner Seelenanatomie erst die letzte plastische Kraft hinzufügen würde. Er legt Robespierres Charakter auseinander, er stellt schon in dem Musterschüler die Machtgier seiner unfrohen Natur fest, er diagnosiert den Tugendbold, die eunuchoide Natur, der unterdrückte homosexuelle Zustände nicht ganz fremd sind. Schließlich krönt er seine unerbittliche Sektion mit der Darstellung des religiösen Mystizismus Robespierres. Ohne diese Gottnähe wäre der dürre Moralist zu den blutigsten Orgien seines Machttriebes nicht fähig gewesen. Nur einmal hebt sich Hentigs sezierende Methode zu dichterischer Kraft: Er schildert, was Robespierre, der Provinzadvokat, in ruhigen Zeiten geworden wäre: „Mit den sicheren Mitteln der Rechtsordnung hätte dieser ewig schwarz gekleidete Advokat, Mustermensch und Kirchenvorstand am Glücke der anderen herumgekratzt. Von seinem 30. Lebensjahr an ein Onkel, und nichts als Onkel, hätte er als treusorgender Bruder seine Geschwister durch pflichtgemäße Einmischungen gequält. Vielleicht wäre er wohltätig geworden, um Gelegenheit zu haben, sein Bessersein zu empfinden und fremdes Leid zu sehen. Mit untadligem Lebenswandel hätte er der Welt seine gereizte Vorzüglichkeit ins Gesicht geschrien. Seine trockenen Plaidoyers hätte er mit moralischen Sentenzen geölt, und hätte es damals schon Scheidungs-

Prozesse gegeben, er wäre Spezialist geworden, um mitfühlend mitzuhelfen, daß zwei Menschen, die einstmals glücklich zusammen waren, haßerfüllt sich zerreißen. Als einsamer Sonderling, der kleine Jungen auf der Straße tätschelt und von ihnen dafür im Chorus ausgelacht wird, wäre er schließlich an innerer Giftigkeit, der nur noch die schmale Schleuse des Detraktiven, der ohnmächtigen Kritik blieb, verdorrt und erstickt. Der kleine eingetrocknete Mann wäre geizig, ängstlich, stumm, unverständlich geworden und eines Tages plötzlich und unbeachtet, zur Erleichterung seiner Unterhaltspflichtigen gestorben." Diese Phantasie ist für Hentigs Robespierre charakteristisch, erstens, weil sie den harten männlichen, gehämmerten Stil Hentigs zeigt, zweitens aber weil sie in verräterischer Weise die antipodische Grundeinstellung des Biographen zu seinem Opfer aufzeigt. Hentigs Analyse ist ein systematisches Attentat, meinetwegen ein wohlverdientes. Aber wie der leibhaftige Robespierre am Ende seines Lebens mit zerschmetterter Kinnbacke dalag, so liegt am Ende dieser Biographie das psychische Skelett des Beschriebenen zerschmettert vor dem Leser. Man möchte eine Psycho-Pathologie des Autors schreiben.

FRIGYES KARINTHY

DIE MORAL VON DER GESCHICHTE

I

Im Alter von achtundsiebzig Jahren kam ich darauf, daß mich meine Frau seit vierundfünfzig Jahren mit einem jungen Manne betrogen hatte. Ich ging auf die Margaretenbrücke und tat einen schönen Kopfsprung, mit dem ich die Kunstspringermeisterschaft des Budapester Turnklubs gewann. Außerdem stellte ich den Rekord im Taucherschwimmen auf, blieb zweieinhalb Tage lang unter Wasser und schlug damit den berühmten Kankovszky, der es bei dem athletischen Wettbewerb nur zwei Minuten und zwanzig Sekunden lang ausgehalten hatte.

II

Sankt Peter saß vor dem Projektionsapparat und rollte den Film meines Lebens auf die Scheibe auf. Als ich hinkam, hielt er gerade bei der Szene, wo ich in die Donau sprang. Das aus verschiedenen Heiligen und Engeln bestehende Publikum lachte wiehernd, weil ich so seltsam strampelte. Ich wurde wütend und ergriff den Alten am Arm. Da zerriß der Film.

„Rindvieh!" schrie Peter, „wie bring ich ihn jetzt von der Scheibe herunter? Ich muß das Ganze abdrehen, von hinten zurück. Das wird ja schön aussehen. Gehen Sie zurück, woher Sie gekommen sind!"

Und damit begann er den Film meines Lebens von hinten zurückzukurbeln.

III

In der nächsten Minute fiel ich mit den Beinen nach oben aus der Donau heraus und sprang auf die Margareteninsel empor. Das Antlitz dem Stadtteil Ofen zugewendet, ging ich schön nach Pest heim, ging immer rückwärts auf den dritten Stock empor, schloß die Tür, worauf sie sich öffnete, wich das Vorzimmer entlang zurück und setzte mich auf das Sofa.

IV

Ich entfernte mich auf eine Minute. Dann wich ich in das Zimmer zurück und begann zu verdauen. Alsbald war das Essen fertig, mein Diener brachte rückwärts gehend die schmutzigen Teller herein, ich setzte mich auf den Stuhl zurück und legte aus meinem Magen den bereits fertigen guten Topfenstrudel mit Gabel und Messer schön in den Teller hinein. Ich klebte die Fleischschnitte zusammen, was sehr gut war. Nachdem ich auch die Suppe aus meinem Munde herausgelöffelt hatte, stand ich auf und blickte auf meine Uhr. Es war halb eins, und um zwölf hatte ich in meinem Amt zu sein, rasch wich ich rückwärts gehend aus dem Zimmer. Der in meinen Mund gesteckte Zigarettenstummel wurde immer größer, schließlich zündete ich ihn an und legte ihn in die Tasche.

V

Nach zehn Jahren begann mein Haar sich zu schwärzen und meine Zähne fielen mir langsam in den Mund hinein. Die Pension wurde mir entzogen, die Arbeit begann und ich setzte mich wieder ins Amt hinein, durfte die Buchstaben kratzen, bis ich von der letzten Zeile bis zur ersten fertig war. Meine Chefs waren voll Wohlwollen zu mir, aber dann kannten sie mich nicht mehr so gut und nahmen mich nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit mit einem Jahresgehalt von dreihundert Gulden und voller Wohnungszulage auf. So stand ich also nach hinten im größten Elend da, ohne Posten, zusammen mit meiner Frau, die immer schöner wurde und mich immer mehr liebte.

VI

Da war ich aber schon fünfundzwanzig Jahre alt, entführte meine Frau zu ihrem Vater zurück und verliebte mich in sie. In einer sündigen, flammenden Nacht sank sie dreimal voreinander mir in die Arme, ward mein, worauf ich stets furchtsamer wurde, ihre Hand ergriff, die sie aber zurückzog, schließlich wurden wir miteinander bekannt und ich stellte mich vor. Von nun an sah ich sie nie mehr.

VII

Ich erhielt mein Doktordiplom, und das liebe, lustige Studentenleben nahm seinen Anfang. Ich war jung und glücklich, lernte

riesig gern und wußte so immer weniger. Ich mißbrauchte jedoch ein wenig meine Jugend, und so gewann ich alsbald alle meine Kräfte zurück. Ich war achtzehn Jahre alt, als ich meine Reifeprüfung ablegte, mein Schnurrbart entwickelte sich schön zurück, ich wuchs in meine Kleider hinein und vergaß alles fleißig. Im Alter von vierzehn Jahren genas ich einmal von der Cholera, die mir fast verhängnisvoll geworden wäre, aber alsbald stellte sich die Infektion ein und ich war über alle Gefahr hinweg. Von nun an floß mein Leben ruhig dahin. Ich begann nach Kinderart zu sprechen, hierauf vergaß ich das Sprechen, und als ich schon klein genug war, kroch ich auf allen Vieren in die Wiege zurück, um meine Amme mit Milch zu versehen. Was hierauf geschah, weiß ich nicht; ich erinnere mich nur noch an eine dunkle Lokalität, in die mich jemand mit Gewalt hineindrängte.

VIII

Als ich Sankt Peter wieder vor die Augen kam, war er gerade mit der Scheibe fertig und erhob lächelnd die heiligen Hände.

„Du, der du zweimal gelebt hast“, sagte er mir, um die zusammengescharten Heiligen mit einer klugen Lehre zu unterweisen, „du, der du zweimal gelebt hast, und, alle Dinge umkehrend, in die Tiefen der Wesenheit des Lebens hinabblicktest, sage uns also, welche Lehre hast du auf dem Wege geschöpft, den zu durchmessen den gewöhnlichen Sterblichen nur einmal gegeben ist und den du aus unendlicher Gnade des Herrn zweimal erkennen durftest?“

Ich legte den Zeigefinger auf die Nase und antwortete nach kurzer Besinnung Sankt Peter folgendermaßen:

„Heiliger Vater, alle Lehre, die ich schöpfte, beschränkt sich auf eine einzige Beobachtung.“

„Und was ist sie?“

„Daß die Gedichte der Expressionisten von hinten nach vorn gelesen ebenso keinen Sinn haben wie von vorn nach hinten.“

(Berechtigte Uebersetzung von Jenö Mohácsi.)

ERICH MAX ROEPNACK

DER ANTIFEMINIST

Ein Hahn, gelehrt, im Hühnerland
als Antifeminist bekannt,
wurd wegen seiner Interessen
gerupft, geschlachtet und gegessen.
Das Pech verfolgt ihn bis zum Tod,
ein Weib aß ihn zum Abendbrot.
Wie wird sich wohl im Frauenmagen
der Antifeminist betragen?

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Märzwoche

Die deutsche Reichsbank hat sich keiner bestimmten Währungs- und Kredittheorie verschrieben. Unter dem Regime von Dr. Schacht duftet es zwar etwas moderner auch aus den Teilen ihres Verwaltungsberichtes, die sich mit allgemeinwirtschaftlichen Problemen befassen. Aber der Präsident verdirbt es, wie in anderen Beziehungen, so auch in dieser mit niemandem. Alle kommen zu ihrem Rechte. Der Deckungstheoretiker erfährt zu seiner Beruhigung, daß Ende vorigen Jahres der gesamte Notenumlauf in Deutschland einschließlich der Rentenbankscheine mit 55 Prozent in Gold und Devisen gedeckt gewesen ist. Der verfeinerte Qualitätstheoretiker empfängt schriftlich die Bestätigung, was er bisher schon annehmen zu dürfen geglaubt hat, daß die Reichsbank bei ihrer Kreditpolitik die Bewertung der Mark an den ausländischen Plätzen und die Entwicklung des inländischen Preisniveaus fortlaufend mit der größten Sorgfalt beobachtet, um irgendwelche inflationistischen Folgen im Keime ersticken zu können und die Stabilität der Mark aufrecht zu erhalten. Und die Geschäftspraktiker können ebenfalls aufatmen: in der Reichsbank-Generalversammlung gab der Präsident lebhaft dem Wunsche Ausdruck, daß die Zentralbank der Wirtschaft bald besser zu Hilfe kommen könne, als dies augenblicklich möglich sei. Womit eine wesentliche Ermäßigung des Diskontsatzes im nächsten Jahre gemeint war.

Der Reichsbankbericht verdient jedoch nicht nur in volkswirtschaftlicher und währungspolitischer Hinsicht unter die Lupe genommen zu werden. Ueber den engen Kreis der Anteilseigner hinaus hat jeder Staatsbürger das Recht zu erfahren, mit welchen Kosten die Verwaltung eines heiligen Gutes der Nation: der Währung, verbunden war. Man hat aus dem Abschluß der Reichsbank für das Jahr 1924 den Schluß gezogen, daß sich die Reichsbank zu Lasten der Wirtschaft bereichert habe. In der Tat ist der Kontrast stark zwischen der Reichsbank auf der einen Seite, die, nach dem äußeren Bilanzbilde zu urteilen, im vergangenen Jahre ein ungeheures Fettpolster angesammelt hat, und beispielsweise den privaten Kreditbanken auf der anderen Seite, deren Gewinnrechnungen die Verlustseite zumeist nur notdürftig überdecken. In der Hauptsache beruht jedoch diese Annahme von der Mästung der

Reichsbank auf einem T r u g s c h l u ß. Das einzigartige Geschäftsergebnis des Zentralnoteninstituts ist nämlich in erster Linie darauf zurückzuführen, daß bei ihm die Umstellung seinerzeit, wie sich jetzt erweist, viel zu scharf erfolgt ist. (Die Gefahren der Verschleuderung der Vermögenswerte ans Ausland ist gebannt. Die im Dawesreport vorgesehene Neuemission von Reichsbankanteilen unterbleibt vernünftigerweise.) Als dekretiert wurde, daß die Reichsbankanteile im Verhältnis von 2 zu 1 im Nennwert herabzusetzen seien, da hat die Reichsbank nicht wie andere Unternehmungen eine Goldmarkeröffnungsbilanz aufgestellt. Hätte sie es schon damals getan, so wäre niemand auf die Idee gekommen, daß das Institut ungerechtfertigte laufende Gewinne erzielt habe. Denn es handelt sich im Grunde gar nicht um Gewinne, sondern um alte Havenstein'sche Substanz. Statt dessen hat man sich damals mit der bloßen Abschreibung der Reichsbankausweise begnügt, und nun verblüfft es natürlich alle Welt, wenn neben dem reduzierten Kapital von 90 Millionen mit einem Male vor Feststellung des Rohgewinns drei riesige Reserven scheinbar aus dem Ergebnis des vergangenen Jahres abgezweigt wurden, nämlich 25 Millionen als gesetzliche Reserve, nicht weniger als 80 Millionen für Pensionsrückstellungen und 17 Millionen als Delkrederefonds. Dies alles, obwohl noch vorher an wichtigen Aktiven augenscheinlich enorme innere Abschreibungen erfolgt waren. Grundstücke sind trotz ihrer Vermehrung nur mit 30 Millionen bewertet, gegen 68 Millionen vor dem Kriege. Die Forderung an das Reich im Nominalwert von 235,5 Millionen RM. steht nur mit 144 Millionen zu Buch, und die eigenen Wertpapiere, worunter sich der größere Teil der Dollarschatzanweisungen des Reichs befindet, sind nur mit 172 Millionen eingestellt, während auf der Gegenseite die Dollarschatzanweisungen, für deren Einlösung die Reichsbank bekanntlich in Gegenleistung für ihr Notenprivileg dem Reiche einzustehen hat, als Verbindlichkeiten bereits mit ihrem vollen Wert per 1. April 1926 mit 234 Millionen RM. figurieren.

Sind also schon diese Minderbewertungen und Rückstellungen nicht ein Ausdruck besonders hoher laufender Gewinne, sondern lediglich die Folge davon, daß durch das Bankgesetz der Nennwert des alten Kapitals halbiert wurde, obwohl dazu gar keine Notwendigkeit bestand, obwohl vielleicht eher eine Heraufsetzung ihres Nominals am Platze gewesen wäre, so geht darüber hinaus ein gut Teil auch derjenigen Einkünfte, die als Jahresgewinn hervortreten, ebenfalls auf Konto der einmaligen U m w e r t u n g. Von den 307 Millionen Bruttogewinn entfallen z. B. allein 65 Millionen auf den Gewinn an Edelmetallen, der hauptsächlich durch die Realisierung des Silberbestandes erzielt wurde. Was an Gewinnen übrig bleibt, ist allerdings immer noch phantastisch genug. Es reicht aus,

um 10 Millionen für im Bau begriffene Gebäude, 10 Millionen für Aufwendungen im bevorstehenden Neudruck der Banknoten und weitere 10 Millionen für den Delkrederefonds zurückzulegen. Danach erhalten nicht nur die Anteilseigner 10 Prozent auf ihr Nominalkapital, sondern es wird außerdem der 3½fache Betrag der diesjährigen Dividende einen Spezialvorrat für künftige Dividendenzahlungen zugeführt. Und schließlich geht auch das Reich nicht leer aus. Es erhält die hübsche Summe von 55,6 Millionen RM. und vermag damit seine Schuld bei der Rentenbank über Programm schnell zu tilgen.

Soweit die Einnahmen nicht Schein, sondern echt sind, und wirklich dem laufenden Geschäft und nicht einmaliger Realisierung von Substanz entstammen, so haben sie zum größten Teil ihre Begründung gerade in der Kreditknappheit und dem hohen Diskont. Sie werden also unter normalen Verhältnissen in dieser Höhe nicht wiederkehren. Trotzdem bleibt das privatwirtschaftliche Bild von der Arbeitsweise der Reichsbank überaus günstig. Auf einen Ersatz der schwindenden Diskontgewinne ist man bereits bedacht. Die Golddiskontbank soll wieder auferstehen, um den ruhenden Devisenbeständen der Reichsbank mittels Austeilung an deutsche Firmen eine günstigere Verzinsung zu verschaffen. Schacht hat seine besonderen Fähigkeiten als Geschäftsmann auch der neuen Position dienstbar gemacht. Verleugnen konnte er sie nie. Einmal knöpfte er der Rentenbank den Hauptteil ihrer Gewinne zugunsten des von ihm geleiteten Instituts ab — eine gesunde Idee, auf die ein anderer Präsident vielleicht nicht verfallen wäre! — ein anderes Mal bestand er auch dem Reiche gegenüber hartnäckig auf dem Schein der Reichsbank und gab es nicht zu, daß die Viertelmilliardenschuld des Reiches aus der Devisenstützungsaktion zu Zeiten des Ruhrkampfes einfach in Anrechnung auf Notenprivileg gestrichen wurde, wie es der Finanzminister wohl gerne gesehen hätte. Nicht immer kann man diese Einstellung des Reichsbankpräsidenten rückhaltslos billigen, und man möchte wünschen, daß der Leiter des Zentralnoteninstituts seinen Ehrgeiz weniger auf hohe Gewinne als auf niedrige Unkosten richtet. Der Unkostenstand der Reichsbank hat sich im Jahre 1924 gegenüber der Vorkriegszeit rund vervierfacht. Das Verhältnis ist freilich günstiger als bei den meisten Privatbanken, vor allem, wenn man in Rechnung zieht, daß die Reichsbank vermehrten Umsatz (doppelt so viel Girokonten als in 1913) zu bewältigen hatte, während bei den Privatbanken das Geschäft bekanntlich geringer war.

GLOSSEN

JUNG IST ALT, ALT IST JUNG!

Höchste Zeit ist es, daß das steinerne, unelastische Schema der Lebensalter zertrümmert wird. Wie ein uraltes, rostiges Fächerwerk sitzt dieses Schema noch in den Gehirnen, und unbarmherzig und gewaltsam wird jeder in das gemeinsame Fach 20, 30, 40, 50, 60 Jahre hineingepreßt. Und jedes dieser Fächer trägt eine uralte, abgegriffene Etiquette. Die Begriffe „alt" und „jung" sind Fossilien geworden, den wenigsten ist es klar, daß sich ein neues Alt und ein neues Jung gebildet hat. Und es ist überaus seltsam, daß gerade in unserer Zeit, in der „jung" wie nie zuvor zum Schlachtruf geworden ist, grausamer als je zuvor das alte, verhornte Schema auf die Menschen gepreßt wird. Aber vielleicht ist das nur eine Entzündungserscheinung, die der harte, abgestorbene Fremdkörper im Fleisch unserer Zeit verursacht.

Man vergesse nicht, daß „alt" und „jung" Maßstäbe, Definitionen, Zeugnisse für einen Menschen sind. Mit diesen Worten wird ein Mensch nach dem alten Schema vollkommen und erschöpfender umrissen, als durch irgendeine Aufzählung anderer Eigenschaften. Alt und jung sind Wert urteile der Gattung. Und da dieses Urteil an den tiefsten Kern, an Sein und Werden des Menschen rührt, ist es, wenn es falsch ist, zermalmender, furchtbarer als ein Justizmord. Und die meisten Urteile sind falsch, weil sie summarisch, weil sie nach ungültigen Gesetzen gefällt werden.

Wir begehen auf Grund des alten Schemas einen Fundamentalfehler: Wir machen die „Jungen" zu jung und die „Alten" zu alt. Beide bäumen sich dagegen auf. Wir imputieren den Jungen ein Jungsein, das es gar nicht mehr gibt, ein Jungsein vergangener Jahrhunderte, eine Unmündigkeit, Unerfahrenheit, eine Beschränkung der Geistesfähigkeiten, eine scholastisch-klösterliche Reinheit, einen Unernst, kurz, wir machen aus ihnen das uralte abgestorbene Schema des „Jünglings". Das ist Vergewaltigung, das ist Unterdrückung. Unsere Jungen sind nicht mehr jung nach dieser Art. Sie haben gezeigt, daß man mit 21 erfahren, ernst, weitsichtig, schöpferisch sein kann. Sie lehnen sich gegen das Schema auf. „Vatermord!" Und doch will es gerade durch diesen „Vatermord" scheinen, als ob sie sich selbst im Grunde noch durch das alte Schema sähen.

Noch brutaler ist die Vergewaltigung der „Alten". Auch hier hat der Begriff alt längst seinen deckenden Inhalt verloren. Auch die „Alten" werden in Eigenschaften hineingedrängt, die sie nicht haben. Auch hier wird unbarmherzig der Kastengeist der Lebensalter gebraucht. In welches Alter man hineinlebt, dessen dekretierte Eigenschaften hat man zu haben. Man wird gleichsam mit der Verachtung seiner Jahre überschüttet. Es ist geradezu ein Wunder, daß es als Gegenstück nicht einen „Sohnesmord" gibt. Aber vielleicht paßt dies nicht in das alte Schema, nach dem sich die „Alten" natürlich gleichfalls selten betrachten.

Tatsächlich sind alle Eigenschaften, die in den Begriffen alt und jung konzentriert sind, etwas auf der Skala der Jahre Hin- und Hergleitendes. Die geistigen und die körperlichen. Es gibt Jünglinge von so verbissenem Ernst, von so vertrockneter Berechnung, Habsucht, Schlauheit, Behutsamkeit, daß sie im Fache 60 Jahre des alten Schemas sehr wohl ihren Platz finden könnten. Und es gibt Sturmgesellen von 60 Jahren, die im Kreise strebsamer

Zwanzigjähriger wie die jüngsten wirken. Es gibt jämmerliche Zärtlinge und Schwächlinge von 25 Jahren und kraftvolle, unverwüstliche, ausdauernde Männer von 55. Der Krieg hat einen neuen Begriff der Leistungfähigkeit der 50 jährigen gebracht. Es gibt Junge, die jung, und Alte, die alt sind, aber eben auch Junge, die alt, und Alte, die jung sind. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß es eine Periodizität von alt und jung gibt, sodaß man z. B. mit 25 Jahren im Wellentale alt, mit 45 auf dem Wellenbuge jung und später wieder im Wellentale alt ist.

Wer will da allgemeine Gesetze aufstellen, wer den urindividuellen Ablauf des Lebens schematisieren? Aber wir dekretieren noch immer jedem Jahrzehnt sein „du darfst" und „du sollst nicht". Mit 40, 45 Jahren ist man jung a. D., mag das Durchschnittsalter des Menschen immer höher hinaufrücken, mag die individuelle Kraftreserve noch so groß sein. Diese Aechtung aus der Jugend, diese Aussetzung ins Alter ist eine der größten Tragödien der menschlichen Gesellschaft. Es ist eine Art Hexenprozeß, furchtbar besonders dadurch, weil, wie einstmals die zu Hexen gestempelten Weiber sich für Hexen hielten, auch die zu Alten gestempelten Menschen sich für alt halten und erst durch diesen Glauben wahrhaft alt werden.

Arnold Hahn.

FILM.

Dekameron-Nächte

Ein hübscher Titel, der Hübsches verspricht von Heiterkeit, tändelnder oder derber Erotik, von Kostümen, Menschen und Milieus einer Zeit, in der Spielerisches und Grausames, Grazie und Abenteuerlichkeit sich unterhaltsam verknüpften. Aber seltsam sind die Tastversuche des deutschen Films, emporzukraxeln. Dieser Versuch, Boccaccio zu verfilmen, tastet, wenn auch harmlos, daneben. Engländer, Amerikaner und Deutsche wollen sich zu einem internationalen Mosaik fügen, das sich aber nicht zur Einheit zusammenschließt. Man sieht da nichtssagende weibliche Gesichter neben Werner Krauß als Sultan mit prachtvollem bärtigen Bronzegesicht, aber übertriebenen Gesten, Goetzke als edel-schönen Kreuzritter mit Barrymore und Ayrton in traditionellen Liebhabertypen. Die guten Schauspieler dürfen sich nirgendwo ausspielen; die schwachen, die es sollen, können es nicht.

Man sieht zwei Novellen Boccaccios,

eine orientalische und eine venezianische, ineinanderverschlungen. Aber man sieht nichts von Grazie, nichts von Tempo, nichts von Einfällen. Nur Bildchen, saubere, hübsche Bildchen, welche die eigentlichen Geschichten temperamentlos illustrieren. Ein bißchen Historie und Biographie hätte dem Regisseur Wilcox nichts geschadet: wie er den Boccaccio, einen der gelehrtesten Gelehrten seiner Zeit, wie er den Marktplatz von Venedig sich vorstellt, da rümpft selbst der kleine Moritz seine Nase, und die Hühner lachen nicht nur, sondern laufen davon.

Kurt Pinthus.

TISCH MIT BÜCHERN

Romane

Der Epiker soll uns in andere Welten führen, nicht nur die eigene Welt deuten. Die fernen, fremden Landschaften reizen uns — nicht nur die Landschaften der Erde, sondern die der Seele. Es gibt ein Gebiet des Seelischen, das immer wieder epische Aufgabe wurde: die Dämmerzustände des Ich, das Krankhafte, das Belastetsein, der Fieberrausch der Besessenheit. Man wird ein ungewöhnliches Talent einsetzen müssen, um neben das epische Werk Dostojewskis eine denselben Quellen der Psychographie entstammende eigene Novellistik hinzustellen, die Bestand hat

Der Russe Nikolai Lesskow, dessen Gesammelte Werke, vier Prosabände, der Verlag C. H. Beck herausgibt, behauptet diesen besonderen Platz. Die Gestalten seiner meisterlichen Novellen haben dieselbe Beschaffenheit, die Wachheit des Blutes und der Sinne, die Leidenschaften der Karamasoffschen Kreaturen; aber Lesskow verknüpft sie in Geschichten, die am Rande des Märchenhaften erwuchsen, schaurigen Märchen übrigens, die wie ein Alpdruck lasten. Manchmal, wie in der unvergleichlichen Erzählung vom „Toupetkünstler“, umschleiert die brutale Analyse verworfener Psychen ein legendärer Ton; dann wieder weiß der Dichter in den „Geschichten aus alter Zeit“ die psychischen Gegenstände gleichsam im Goldrahmen der Historie einzufangen; er beschattet ihre Seltsamkeit und Abseitigkeit durch das Geschichtlich-Greifbare, so daß es weniger aufdringlich, aber um so wirksamer wird. Ganz groß aber ist seine Erzählerkunst, wenn ihm der Stoffkreis vertraut, in allen Valeurs seinem malerischen Vermögen zugänglich, wenn ihm die Landschaft als Behausung für das Seelische unmittelbar gegenwärtig ist: in den „Geschichten vom Lande“.

Hier entschleiert sich uns das Rätsel seiner Epik: Lesskow fürchtet sich vor der unmittelbaren Wirkung der Enthüllung seelischer Vorgänge; sie sind zu grausam, jenseits der Grenze des Ertragbaren, aufwühlend — aber doch so sehr dem Leben, der Wahrheit nahe, daß sie fesseln und uns nicht loslassen, uns überfallen, ohne Katarrhsis uns dem Tragischen ausliefern. So etwa, wenn er in der größten Erzählung „Das Tal der Tränen" schildert, wie zwölfjährige Mädchen einen Knaben anlocken und ihn im halbbewußten Dämmer zwischen Spiellust und Grausamkeit schlachten. Darum findet Lesskow den Ausweg: die Erzählung selbst in die Höhe eines Märchens zu heben. Er verquickt die Nacktheit der stofflichen Schilderung einer schottischen Ballade mit der Phantastik eines E. T. A. Hoffmannschen Geschehens — und läßt in diesen romantischen Welten die feinste, sicherste Psychologie, die Seelenkunde eines Wissenden arbeiten. Ich glaube, daß Lesskow in Deutschland berühmt werden wird. — — Die Mischung dieser Elemente ist so eigenartig und neu, daß man an seiner seltsamen Kunst nicht vorübergehen kann.

Ueblicher, bekannter ist die Psychographie der Selbstbeobachtung, für die Kurt Martens (für sein eigenes Buch, aber zugleich für einen Typus) die Bezeichnung „Schonungslose Lebensbeichte" geprägt hat. Rousseau nannte es schlichter „Memoires" — — aber heute ist es beliebter, das Selbstporträt seiner Psyche nicht in Tagebüchern, sondern in romanähnlichen Gebilden zu geben, nach dem großen Vorbild der „Christiania - Bohème" von Hans Jäger. Aber die schonungslose Autographie des „Herrn Fettwanst" (Kurt Wolff Verlag) hat nicht den heißen Atem des Gesetzten, sondern die Anschaulichkeit und realistische Schilderungskraft eines impressionierten Beobachters.

Der anonyme „Herr Fettwanst" ist

ein Jiddisch-Amerikaner, ein Mann des New Yorker Ghettos; wenn sein Buch phantastische Räume streift, die Dunkelheiten verrufener Kneipen, die Luft der Verbrecherviertel, die eisige Atmosphäre amerikanischer Schwurgerichtssäle, den Rhythmus des Lebens auf den Broadways — —wenn diese Biographie einen Teil dieser Neuen Welt einfängt, so nicht aus der inneren Getriebenheit des Autobiographen, sondern aus dem äußeren Zwang seines seltsamen Schicksals. Wir schauen das Wesen des amerikanischen Ghettojuden, das, eingegründet in den großen Rhythmus des New Yorker Lebens die eigenartigsten Auswüchse zeigt. Die Erzählerkunst des Herrn Fettwanst ist so stark, daß uns ein plastisches Bild, ein document humain von einem unbekannten Lebensraum wird.

Wenn der Deutsche der Epik, insbesondere dem biographischen Roman etwas Eigenes zu geben hat, wenn er ihm Blutströme aus den Urtiefen seines Wesens — wie in der Musik — zuzuführen hat, so wird seine „schonungslose Lebensbeichte“ hinter die Verborgenheiten seines in sich ruhenden tiefverschlossenen Wesens kommen müssen, das Dunkle beleuchten, das Kaumgreifbare benennen müssen. Ich sah einen Weg zu dieser Epik der seelischen Offenbarung bei Hans Carossa; ich bin betroffen von einem Buch, das sich ganz diesem Dienst weiht: Bewegungen der Seele, Unausgesprochenes zwischen sehr reinen, sehr seelenvollen Menschen zu deuten: „Die Chronik von Sankt Johann (ebenfalls bei Kurt Wolff) gibt sich anonym, aber nicht aus Furcht, Enthüllungen mit dem Namen zu decken (wie Herr Fettwanst), sondern aus Schamhaftigkeit. Sicherlich hat ein sehr junger, bestimmt ein sehr jugendnaher Mensch diese Chronik geschrieben. Lichte Menschen gehen in diesem Buch; leben ein körperfreudiges, naturinniges Leben in einer Vorgebirgslandschaft. Wie überraschend das Motiv: Jünglinge und Mädchen opferten ihr letztes Gut, um eine Siedlung im Herzen einer trächtigen Landschaft zu gründen. Zwischen Werken und Pflichtarbeit schreiten sie, Gestalten einer neuen, hellen Jugend, nähern sich einander, in keuschester Berühnur ihrer Seelen; leise, dem groben Blick nicht kenntlich, gehen Schwingungen zwischen ihnen, sich nähernde, sich abstoßende, neutralisierende, bindende Ströme, den Energien chemischer Affinität ähnlich. Diese Chronik, die Stimmungen, Erleben, Tat, Landschaft, schildert, bleibt stumm für den, der psychische Sensation allein als epischen Inhalt gelten läßt. Mag sein, daß die strengen Aesthetiker des Romans dies Buch „privat“ nennen möchten. Ich bekenne: um des privaten Charakters willen wirkt es auf mich; es ist privat, weil sein hohes Ethos wichtiger und wirkender ist als seine Formung — und über Ethos und ethische Inhalte ist ja rein-

ästhetisch nicht zu streiten; nur muß man den Mut haben, zu glauben, daß d i e s e s Ethos das werthaftere, daß dieses Buch darum das sinnvolle und gültige ist. Diese Chronik nährte sich vom Lebendigen, das aus der „Jugendbewegung“ gerecht wurde — als ihr stärkster, ihr einziger Niederschlag —, neben allen Talentlosigkeiten der freideutschen Jugendproduktion das einzig dichterische und g e k o n n t e Buch! Es meidet die Ekstase der Wandervogelromantik; vielmehr steht dieses Buch in seiner Erlebniskraft und seiner Beseeltheit ganz nahe von Hamsuns „Pan“. —

Otto Zarek

ANEKDOTE

Der Bauchredner

Im Jahre 1772 erregte ein Bauchredner zu St. Germain einiges Aufsehen — ein Gewürzkrämer mit Namen Saint-Gille. So befand er sich einmal im Speisesaal des dortigen Klosters, zusammen mit den Mönchen, und indes die frommen Männer üppig Mahlzeit hielten, ließ er seine innere Stimme zu ihnen reden: „Lieber solltet ihr fasten und beten!!“ Die zu Tode erschrockenen Brüder sprangen auf und flohen Hals über Kopf in ihre Zellen, wo sie wie besessen Psalmen und Litaneien herunterleierten und entsetzt der Ankunft des Jüngsten Gerichts harrten.

Jung ist alt und alt ist jung.

Ein junger Mann traf bei seiner Geliebten einen Nebenbuhler.

Da dies ein älterer Herr war, glaubte sich der Jüngling auf leichte Art über ihn lustig machen zu können, indem er ihn nach seinem Alter fragte.

„Ich werde es Euch nicht ganz genau sagen“, antwortete der andere, „aber glaubt mir: Ein Esel ist mit zwanzig Jahren älter als ein Mensch mit sechzig!“

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 12)

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Aprilwoche

An der Hand der Wahlziffern sieht man erst, wie groß der politische Grundfehler Stresemanns ist. In den zehn Millionen Stimmen, die sich um die armselige Figur des Herrn Jarres ansetzen, stecken gut zwei Millionen Wähler der Deutschen Volkspartei, die Herr Stresemann bloß aus politischer Instinktlosigkeit in die Bettgemeinschaft mit Wulle und Kunze getrieben hat. Denkende und verantwortungsbereite Politiker, wie Professor Kahl, zapplige, aber witterungssichere Impressionisten, wie Herr von Kardorff, sind durch die schielende Politik des Herrn Stresemann zur Wirkungslosigkeit verdammt worden. Der preußische Landtag ist drei Monate lang lahmgelegt worden, bloß weil Herr Stresemann sich's in den Kopf gesetzt, seinen Königsgedanken, die große Koalition, in die Luft zu sprengen. Rechnet man von den Stimmen der Stresemanngruppe die zurechnungsfähigen Leute der Deutschen Volkspartei ab und zählt man sie den Mittelparteien zu, wohin sie von Natur aus gehören, so bleiben die nationalistisch-monarchistisch-antieuropäischen Preußen eine flagrante Minorität, der eine kompakte, zu innerer und äußerer Politik fähige Republikanermehrheit fest gegenüber stände. Stresemann wendet dagegen ein, daß die Deutschnationalen dadurch in extremste Staatsverneinung getrieben würden. Wär's ein Nachteil? Die nach rückwärts gewendeten Propheten würden sich selbst, durch eine Politik der Impotenz und Deklamation ausdörren, die Machtgewohnten würden, von den Krippen ferngehalten, sich selber aushungern, sie würden an ihrer Isolierung zusammenschrumpfen . . . Die Präsidentenwahl hat Stresemanns persönliches Fiasko offenbart, schlimmer noch: sie hat ihn als den instinktlosen Strategen enthüllt. Nun, er wird, so oder so, sein schielendes Wesen büßen. Käme mit Ludendorffs und Wulles Hilfe Jarres ans Ziel, so würden die Deutschnationalen sehr bald den Kopf des Außenministers begehren, der sie wider ihren Willen in europäische Politik verstrickte. Siegt die Republik, wie anzunehmen ist, in Preußen, so steigt eine lange Aera der großen von Stresemann verratenen Koalition auf, und dann wird die einige Demokratie den gegen sich selbst Treulosen mit

Gottes und Litwins Hilfe endlich ins politische Jenseits befördern. Sogar gegen Hilferdings heimlichen Schutz.

Der neue Reichspräsident wird schwer geboren. Erst mutete man dem Volk der apathischen Politiker zu, an einem, wie wir alle wußten, ganz ergebnislosen Wahlgang teilzunehmen. Wie hoch waren die Kosten des 29. März? Rechnet man die zwei Stunden, die achtundzwanzig Millionen Deutsche nutzlos an diesem Wahlsonntag verschwendet haben, stellt man sich die Papierberge vor, die von den Parteien verbraucht wurden, bedenkt man die Versammlungsenergien der einzelnen Redner — bloß Otto Braun fand, daß ein Präsidentschaftskandidat keine einzige Programmrede zu halten brauche — wägt man schließlich die Arbeit der Zettelkleber, Versammlungsordner, Fahnenschwinger ab, von der physischen Arbeit der Leitartikler und Aufruf-Fabrikanten nicht zu reden, so übersieht man erst die komplette Sinnlosigkeit dieser Wahlqual. Dies alles muteten die Führer einem Volke zu, das politische Vorgänge seit jeher mit angeborener Stumpfheit verfolgt; offenbar wollten die Ober-Politiker die allgemeine Apathie der Deutschen noch um einige Grade steigern. Das Bitterste an der Torheit des 29. März ist, daß sie nicht folgenlos bleiben kann. Der Sozialdemokratie wird es nach ihrer Stimmen-Parade noch schwerer, praktische Politik zu treiben. Jetzt, da sie ihre fast acht Millionen Wähler gezählt haben, solle sie den fremden Zentrumsmann wählen? Der Bierverstand des führenden Otto Wels lehnt sich dagegen auf. Andererseits hat Herr Marx, um den bayerischen Katholiken zu gefallen, sich bis zu dem Torheitstag allzu schweigsam und allzu vorsichtig benommen. Kaum ein republikanisches Bekenntniswort floß über seine schmalen Lippen. Herr Hellpach wieder ist vom Berliner Tageblatt zu einer so welterschütternden Größe aufgeblasen worden, daß es schwer wird die von Rausch zu Katzenjammer schwankenden Zeitungsdemokraten zu politischer Räson zu bringen. Mit einem Wort: Der 29. März hat die Verständigung unter den Republikanern erschwert, nicht erleichtert. Dennoch darf man hoffen, daß, wenn erst die Wahlbesoffenheit einer gesunden Nüchternheit Platz gemacht hat, geschehen wird, was hier schon zu Lebzeiten Friedrich Eberts als notwendig und selbstverständlich empfohlen wurde: Die Wahl eines verläßlich republikanischen Katholiken!

Die Debatte über die Sicherheitsfrage erhellt in willkommener Weise die düstere europäische Lage. Wie unsicher ist es zum Glück um die Ordnung bestellt, die durch die Pariser Friedenbeschlüsse geschaffen worden ist, wenn das Bedürfnis nach Sicherung so groß wird! Bei einem glatten Geschäft zwischen bekannten Partnern fragt niemand nach Sicherheiten. Es mußte erst der gegenseitige Kredit in Europa durch die Kriegspropaganda so völlig zerstört worden sein, damit die Suche nach

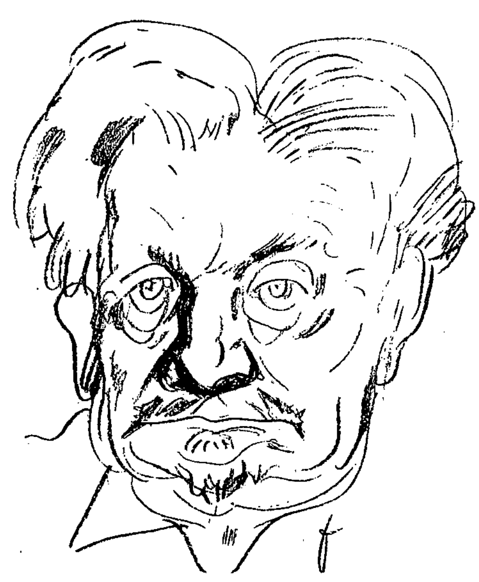
Garantien ihre Bedeutung bekam. Darin liegt aber auch die Schwäche aller Pläne, die in Deutschland und Frankreich, in England und der Tschechoslowakei ausgearbeitet werden. Man will etwas sichern, was man nicht erhalten kann, und für das, was man erhalten möchte, fehlt es noch an aller Sicherheit. Es ist charakteristisch für die Umwege, in denen Diplomatengehirne denken — soweit sie es überhaupt tun —, daß man nach der Quadratur des Kreises sucht, obwohl man erst einmal ein Dreieck konstruieren sollte. Es ist unmöglich, einen Frieden zu erhalten, den es nicht gibt. Die eigentliche Frage heißt, wie man unhaltbare Zustände friedlich verändern kann — nicht wie man unfriedliche Zustände unveränderlich haltbar macht. Es wäre eine dankbare Aufgabe der deutschen Regierung, diesen Gesichtspunkt in die Debatte zu bringen, den weder Frankreich noch England finden können, von dem allein aber die deutsche Zukunft überschaut werden kann.

In Berlin hat wieder einmal ein widerlicher Meineidsprozeß stattgefunden, der Veranlassung sein sollte, über das Institut des Eides und seinen Mißbrauch durch bequeme Richter etwas nachzudenken. Der Eid als Beweismittel ist ein geradezu barbarisches Ueberbleibsel aus einer Entwicklungsstufe des Rechts, die wir sonst längst überwunden haben. Er widerspricht aber auch all den mühsam errungenen philosophischen Erkenntnissen, als deren Quintessenz noch immer das Wissen zu gelten hat, daß wir nichts wissen. Immer mehr entwickelt sich deshalb der Zeugeneid wieder dahin, wo er hergekommen ist: zu einer mit der Wirklichkeit nicht weiter im Zusammenhang stehenden Eideshilfe. Wer die meisten Schwurzeugen aufbringt, hat recht. Es soll einmal eine Zeit gegeben haben, wo die Eideszuschiebung der betroffenen Partei unangenehm war. Jetzt drängt sich alles zum Schwur, und die Partei, die mit oder ohne religiöse Formel die Finger heben darf, hebt schon im voraus das Glas zum Siegestrunk. Das ist an sich schlimm genug, wenn es auch nur ein kleiner Teil der Rechtszerstörung ist, die unter freundlicher Mithilfe der Gerichte immer weiter um sich greift. Wird aber dann ein vom Richter leichtfertig zugelassener Eid hinterher noch vom Staatsanwalt auf seine Richtigkeit untersucht, dann ist es unheilvoll. Besonders beliebt ist das Gebiet der Liebe. Was alles an Aussagen über persönliche Beziehungen, was an Tatsachenbekundungen, die an der Grenze der Beurteilung liegen, beschworen werden darf, das ist ungeheuerlich. Nachdem es eine beinahe alltägliche Erscheinung geworden ist, daß Eid gegen Eid steht, könnte man wieder zu dem natürlichen Zustande zurückkehren, daß Behauptung nur gegen Behauptung steht. Für den verantwortungswilligen Richter, der das Recht der freien Beweiswürdigung hat, sollte dieses Recht die Pflicht bedeuten, sich sein Urteil selbst zu bilden und es nicht durch unnötige Schwörerei Gott zu überlassen — wobei dann Wahrheit und Recht zum Teufel gehen.

HEINRICH EDUARD JACOB

GEORG BRANDES IN BERLIN

Das alte, alte Gesicht über dem Ausschnitt des neuen, modischen Fracks: es ist, als habe man einen hundertjährigen Baum in eine weiße Papiermanschette gesteckt und auf ein Podium gestellt. Nun rauscht die Krone verwundert im künstlichen Licht der Bogenlampen. Das alte, alte Gesicht: wie ein Geistesgruß — Ihr kennt den Titel des Goetheschen Gedichts — sehen die blauen Augen aus Runzel und Borke hervor. Vierundachtzig Jahre: das sind, plastisch gedacht, hundert Jahre. Hundert durchlebte, durchkämpfte, vor allem aber durchdachte, vom immerwachen Propeller des Gehirns durcheilte und motorisch zerlegte Jahre — und welche Jahre! Ehrfurcht, es zu denken. Als Brandes geboren wurde, herrschte noch die Legende Napoléons. Von da bis heute: Ehrfurcht, es zu denken.



Georg Brandes

Wie spricht er? Alt. Oft geisterhaft. Gedanke, Bild und Rede tritt manchmal von den Lippen zurück nach innen, die Stimme wird leise und grammophonhaft leer — er redet für ein unsichtbares Auditorium, bis das sichtbare unruhig wird. Dann geht ein Schlag durch den Körper, das Echo einer geworfenen Kurbel, die alten breiten Schultern heben sich, und die sonore Stimme eines Fünfzigjährigen steht im Saal. Was spricht er? Ironie. Humanität. Skepsis. Neue Inhalte? Neue Thesen? Keineswegs. Wozu auch? Die Welt beherrscht die alten Inhalte noch nicht einmal, befolgt noch nicht einmal die alten Thesen. Es ist das Selbstverständliche, das Brandes sagt — manchmal zischend überblitzt vom Magnesium-Einfall des Humors. Seine Worte packen mit photographischer Schärfe die Situation, Europas ach so banale, so kulturlos banale Situation. Redet er Spannendes? Redet er spannend? Keineswegs. Aber atemlose Spannung liegt über

dem Saal. Denn nicht *wie* er spricht, nicht *was* er spricht, *daß er* spricht, ist Phänomen. Das Körperlose in diesem Körper, der löwenhaft zuckende Kampfgeist, der dort überm Pult liegt, das Unzerstörbare: l'esprit voltairien. Dies Das-Gute-Behaupten, dies Schlagen-nach-allen-Seiten, diese Wut zur Gerechtigkeit, dies Dämonium einer Sendung, die es um des Gesamtwohls willen mit allen verdirbt, ist das Phänomen... Er erzählt Anekdoten von Tolstoi, Romain Rolland, E. D. Morel, vom norwegischen, amerikanischen Nationalismus, von seinem Aufenthalt in Athen. Es mag nicht gar so wichtig sein, er wird wieder undeutlich, die Asche wächst um das Feuer — es macht nichts. Man denkt ein paar Augenblicke von ihm weg und denkt ihm wieder zu: welch ein Wagnis, dieses Leben!

Eine antisemitische Schmutzschrift hat behauptet, es gäbe „Weise von Zion" — einen geheimen Verein jüdischer Weltmagnaten, die, einander verbunden, mit der Erdkugel spielten. Nein, *diese* Weisen von Zion gibt es nicht. Wohl aber gab es, noch vor drei Jahren, drei *andere* Weise von Zion die, ohne Macht, ohne Geld (einer von ihnen hungerte sogar) im Besitze von nichts als Wissen, auf *ihre* Weise mit dem Phantom der Erdkugel geistig spielten: Max Nordau in Paris, Josef Popper in Wien und Georg Brandes in Kopenhagen.

Von ihnen lebt nur noch Brandes, der Däne.

---

* * *

RUDOLF STEINER

Es gibt Leute, deren Tod eine schwere Belastungsprobe auf die Echtheit ihres Lebens ist. Als Rudolf Steiner starb, mag es vielen seiner Jünger wie eine Unmöglichkeit vorgekommen sein. Denn wenn sie es auch den Freunden gegenüber ablehnten, an äußerliche Wunder zu glauben: im Grunde hätte es keinen von ihnen überrascht, wenn ihr Herr und Meister Krankheit und Tod überwunden hätte. Von allen seinen erstaunlichen Fähigkeiten war diese vielleicht die stärkste, immer noch mehr ahnen zu lassen, immer eine gewaltige trächtige Dunkelheit hinter sich zusammenzuballen, aus der kosmische Wunder geboren werden sollten. Niemand wußte etwas von dem eigentlichen Menschen Rudolf Steiner, es sei denn die treue Wächterin seiner Arbeitsstätte und Kameradin seines künstlerischen Schaffens, eine englische Bildhauerin, die das Geheimnis um ihn hüten half.

Es muß Fachleuten überlassen bleiben, sich mit all den Theorien und praktischen Versuchen auseinanderzusetzen, deren Anreger und Führer Rudolf Steiner in der Anthroposophischen Bewegung geworden ist. Ein Kreis seiner Freunde hat zu seinem 60. Geburtstag einen Ueberblick über sein Arbeitsfeld in Philosophie, Religion, Naturwissenschaften, Kunst, Pädagogik und Politik zu geben ver-

sucht. Tausende von Nummern umfaßt die Steiner-Literatur; einen schier endlosen Katalog seiner eigenen Schriften und besonders seiner Vorträge, die von seinen Jüngern ständig mitgeschrieben und hernach vervollständigt wurden. Wollte man allen Angriffen glauben, die im Laufe der Jahre von den Fachleuten aller Gebiete gegen diesen angeblichen Dilettanten aller Fächer geschleudert worden sind, dann bliebe doch ein großes Stück tatsächlicher Leistung, die ihren Platz in diesem Jahrhundert hat und behalten wird.

Die größte Leistung war wohl Steiners Selbstdisziplin. Sein ganzes Leben war bis in die Minuten seines Tageslaufes organisiert und unter das unerbittliche Gebot selbstgegebener Pflichten gestellt. Alle die Behauptungen, daß dieser Mann sich bereichert, daß er ein Wohlleben geführt habe, sind gemein gelogen. Inmitten eines Kreises zum Teil völlig ekstatischer, zu allen Opfern bereiter Anhänger hat er ganz einfach, ganz einsam und — so sehr das im Gegensatz zu seiner Persönlichkeitswirkung zu stehen scheint — ganz unpersönlich gelebt. Nie hat er die überschwengliche Verehrung, die er genoß, für sich selbst mißbraucht. Er baute nur unermüdlich an der Organisation all dessen, was ihm Geschick und Glaube, Phantasie und Forschung zusammentrugen. Der „Bewegung“ diente auch alles, was scheinbar zugunsten der Person zurecht gemacht war und auf Fernerstehende halb komisch, halb beängstigend wirken mußte: die kultische Zeremonie, mit der er sich umgab, in seiner eigentümlichen Tracht wie in den Regeln seines Tage- und Nachtwerkes, in seinem öffentlichen Auftreten und in dem Verkehr mit den Bevorzugten seiner Jünger.

Ein Leben ohne Urlaub, ohne Loslassen, aber auch ohne eine Spur der Leichtigkeit, nach der sich echter Glaube immer sehnt; ein Leben der Konzentration, zugleich der wirklich fanatischen Ausschließlichkeit gegen Menschen und Dinge, die sich nicht einbeziehen ließen: ein solches Leben tat in einer Zeit der Oberflächlichkeit, der Zerstreuung und Auflösung seine Wunderwirkung. Hätte nichts für die Anthroposophie gezeugt als das Gebäude des „Goetheanum“ auf den Vorbergen von Dornach, so könnte man nicht ohne Ernst vor ihrem Wirken stehen. Freilich ein seltsames Wirken ohne Wirklichkeit; denn selbst dieser Bau war ein phantastischer, aus Andacht und Angst gemischter Traum, und es schien gar nicht wunderbar, daß er genau in der Sekunde einer Jahreswende wie eine überirdische Fackel prasselnd, in der Glut der seltenen Hölzer duftend, im Schmelzen des Glases und der Metalle farbenfunkelnd unterging. Auch das gehört zur Lehre und ihre Herausforderung an den nüchternen Verstand, daß gerade die Anders-Gläubigen über sie toben und daß die Priester der anerkannten Religionen sie verfluchen. So fühlte die Gemeinde, die den Brandplatz umstand, in sich etwas von den Christenverfolgungen und zugleich von den vorgeschichtlichen Kämpfen der Menschen mit den Elementargeistern, gegen die und doch für die jener Tempel errichtet war, wie er Schönes und Häß-

liches, Kühnes und Spießbürgerliches seltsam mischte und in einem unmöglichen Namen möglich machte.

Schließlich aber haben auch andere Gemeinden unter schwersten Opfern ihre Kirchen gebaut; auch andere Gläubige haben in ihren Priestern die Verbindung zu höheren Welten gefunden und sind aus Zweifel und Zwiespältigkeit befreit worden. Daß Kranke gesund, Lebensmüde jenseitswach, Törichte weise und Schwache stark geworden sind, ist nichts, was die Anthroposophie für sich allein in Anspruch nehmen kann — so sicher sie es auch erreicht hat. Aber daß die Kraft der Seele mit solcher Intensität den Schwächen der Sinnlichkeit entgegengestellt wird; daß die Geschicklichkeit der Atomisierung durch die Kunst der Zusammenfügung überwunden wird; daß über das Wissen von der Sinnlosigkeit der Glaube an die Gesetze siegt, das alles ist ein Lebenswerk Steiners gerade für die Empfänglichsten der von der Technik Vertrockneten geworden. Dieser Kraft begegnet man nicht nur in den Schriften der Anthroposophie, sondern auch in ihren Taten. Wer unter Hunderten menschlicher Seltsamkeiten einmal einen ihrer lebendigen Zeugen getroffen hat, der läßt das Lachen, auch wenn er an Zweifel und Kritik festhalten muß.



Rudolf Steiner

Im Tanz der Eurhythmie hat sich am einsichtigsten Kunst mit Kenntnis, Glaube mit Gesetz verbunden, und dieser Zweig des ganzen von innen kommenden, aber nach außen gewandten Gewächses ist sicherlich der entwicklungsfähigste. Auch er krankt allerdings daran, daß sich die Befreiung von der Materie in eine neue, bizarre Materialisation überschlagen hat. Der Anthroposoph lebt in zwei wirklichen Welten — einer, wie wir alle sie wahrnehmen, und einer voll von übersinnlicher Wirklichkeit, von Gestalten, die nicht nur vorgestellt oder symbolisiert, sondern in krasser Genauigkeit verkörpert sind, bösen und guten ungeistigen Geistern. In die Kunst kommt so doch wieder schreckliche Konstruktion. Der Teufel der Technik ist wahrhaft durch den Beelzebub ausgetrieben. Den Weg zu Gott sperren die Götzen. Kein Wunder, daß die Bemühung um Wirkung in dieser Welt die anthroposophische Bewegung zu einem Betrieb gemacht hat.

Ein sorgfältig durchgeführtes System hielt die Fremden von der

eigentlichen Gemeinde fern. Es gibt Einweihungen verschiedenen Grades, und alle Kritik wird dadurch abgetan, daß nur der innerste Kreis die eigentliche Kenntnis besitze. Was der Laie von Steiner lesen und hören konnte, genügte aber für einen entscheidenden Eindruck. Diesem Manne fehlte die eigene Sprache. Unmöglich, daraus nicht auch auf andere Fehler zu schließen. Grauenhaft kalt, erschreckend wortarm, beängstigend in den Perioden, ungestaltet, ohne Prägnanz, ohne Glanz ist alles, was er geschrieben und gesprochen hat. So als hätte sich abermals die Tragik erfüllt, von der Dichter erzählen: daß der Seher der großen Gesichte stumm und der Sänger der schönen Gesänge blind ist.

Vielleicht findet Steiners Nachfolger, der schweizer Dichter Steffen, ein Seher mit der Gabe des Wortes, den eigentlichen Sinn, der mehr ist als Wirrwarr und Wunder.

EIN RICHTER

DIE FARCE DES NEUEN SCHWURGERICHTS

Ein Richter, den die von Emminger bewirkte Zertrümmerung des Schwurgerichtes nicht schlafen läßt, sendet dem „T.-B." diese deprimierenden Beobachtungen aus dem Verhandlungssaal und dem Beratungszimmer.

So geht es nicht weiter. Ein Jurist allein, der Schwurgerichtsvorsitzende, ist für den Richtspruch bei Kapitalverbrechen maßgebend geworden. Obwohl er moralisch die alleinige Verantwortung dafür trägt, kann er sein robustes Gewissen entlasten, denn äußerlich besteht sein Gerichtshof noch aus weiteren acht Richtern: sechs von ihnen, also ein Zweidrittel sind sogar Laien.

Mit unerhörter prozessualer Machtfülle ausgestattet, leitet der Vorsitzende die Verhandlung, klärt der Anklage gemäß den Tatbestand, bemüht sich, die für das Urteil notwendigen Feststellungen zu treffen, lehnt unbescheidene Fragen der Verteidigung ab. Selten wagt der beisitzende Referent, der das Urteil nachher schriftlich begründen muß, noch seltener ein Geschworener bescheidenste Fragen. Ich kenne mehrtägige Verhandlungen, in denen es überhaupt nicht vorkam. Um etwa während der Verhandlung notwendige Beschlüsse des Gerichtshofes leichter fassen zu können, ohne in längere Erörterungen mit dem Geschworenen einzutreten, schlug ein Berliner Schwurgerichtsvorsitzender vor, die richterlichen Beisitzer an die beiden Flügel zu setzen und die Geschworenen in die Mitte zu nehmen. Dies Mittel hat sich bewährt. Durch zustimmendes Kopfnicken der flankierenden Juristen kommt der von dem Vorsitzenden vorgeschlagene Gerichtsbeschluß zustande.

Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück: Der Landgerichtsdirektor leitet sie.

Sein erster Trumpf: er allein kennt die Akten genau, aus denen sich noch mancher für die Beurteilung notwendiger Zusammenhang

ergäbe — obwohl nach Ansicht erfahrener alter Strafrichter rein tatsächlich für die Urteilsbildung Aktenkenntnis nichts bedeutet und nach der Prozeßordnung allein das Ergebnis der Hauptverhandlung für das Urteil entscheidend sein soll. Die beiden richterlichen Beisitzer stimmen zu. Psychologisch erklärlich wegen der Einheitsfront der drei Juristen gegenüber den etwa zur Opposition neigenden Laien. Aber noch mehr: bei sämtlichen Berliner Schwurgerichten sind die Vorsitzenden gleichzeitig Stellvertreter ihrer Landgerichtspräsidenten für die Moabiter Strafabteilung. Sie erteilen die Dienstzeugnisse für die Kammermitglieder, die bei Ernennungen und Versetzungen maßgebend sind. Sie machen dem Präsidenten der Zivilgerichte ihre Vorschläge. Welcher Landgerichtsrat möchte nicht einmal Direktor oder Kammergerichtsrat werden? Niemand wird ihm die Strebsamkeit zur höheren Gehaltsklasse verargen. Niemand wird aber dem, der ständig dem Chef widerspricht und entgegengesetzte Ansichten verficht, ein gutes Zeugnis erteilen: hier ebensowenig wie in jedem anderen Beruf. Deshalb wird geschwiegen, um selbst bald Chef zu werden. „Der Richter ist unabhängig und nur dem Gesetz unterworfen." Das Gerichtsverfassungsgesetz und die Reichsverfassung vergessen die Dienstaufsichtsbehörde, die Personalakten mit den Dienstzeugnissen, die der Beratungsleiter ausstellt. Da war ganz abgesehen von dem alten umständlichen aber echten Schwurgericht selbst die Fünf-Männer-Strafkammer des Landgerichts besser. Der eine Grund des Zusammenhaltens der Richter bei der Neuordnung, der Corpsgeist gegenüber den Laienbeisitzern, fiel fort. Man opponierte dem vorsitzenden Direktor sogar sehr häufig. Bis zur Reform im Vorjahre residierten in Moabit als Beisitzer meist ältere Herren. Sie wurden nach Moabit versetzt, da hier weniger Arbeit als in der Zivilkammer war. Sie wußten in ihrer Abgeklärtheit, daß ein Verbrechen selten das Gefüge des Staates berührt, wie es der schneidige Vorsitzende vermeint. Sie konnten widersprechen, weil sie nicht mehr befördert wurden und taten es besonders gern, weil der forsche, meist jüngere Kollege gerade wegen dieses Schneids zum Direktor befördert war, während sie es nur zum Rat gebracht hatten.

Gegenüber den vom Schwurgerichtsvorsitzenden geleiteten Juristen sind die sechs Laien machtlos. Wer im Gerichtssaal zu Hause ist, weiß, wie man sie „herumkriegt": Meine Herren, wir kennen solche Leute vom Schlage des Angeklagten ganz genau. Wir haben sie täglich vor uns, auch dieser hat keine anderen Ausreden als die andern, üblichen Ausreden der Verbrecher. Unsere Stellung hat uns zu Sachverständigen gemacht, das ist ja selbstverständlich. Wenn wir in Ihrem Handwerksbetrieb etwas zu beurteilen hätten, würden wir uns auch nach Ihnen als Sachkundigen richten. Sehen Sie, die Juristerei ist eine schwere Kunst, ebenso schwer für uns, ein gutes Urteil zu fällen, wie für den Chirurgen, gut zu operieren. Sie, meine Herren, würden es sich doch auch

am eigenen Körper verbitten, wenn bei der Operation ein Laie als Assistent mitwirkt. Berücksichtigen Sie dies auch hier in der Kriminalistik. Vergessen Sie nicht, daß wir das Urteil revisionsfest für das Reichsgericht begründen müssen. Wir können Ihnen aus unserer langen Richtertätigkeit verraten, nicht wahr, meine Herren Kollegen: das Reichsgericht würde, müßte sogar jedes andere als das von uns vorgeschlagene Urteil aufheben.

Gerichtsbericht: „Die Beratung dauerte fünf Stunden." Zeichen dafür, inwieweit diese Bekehrung noch vervollkommnet werden mußte, um die nötige Anzahl der Geschworenen zur Verurteilung zu bewegen. Freisprüche hatte es während des neuen Schwurgerichts kaum gegeben!

Im alten Schwurgericht gab es solcher Art Bekehrung nicht. Die Rechtsbelehrung der Geschworenen war öffentlich. Bei ihrer Beratung war kein Richter zugegen, und der Schuldspruch bedurfte keiner Begründung. Das Reichsgericht hatte sich in der Revisionsinstanz in materieller Beziehung überhaupt nicht mit ihm zu befassen.

Sogar beim Amtsgericht hat der Einzelrichter schwerer an seiner Verantwortung zu tragen, als der Schwurgerichtsvorsitzende, das Urteil ruht allein auf den Schultern des Richters, er hat keine Statisten, die nach außen hin die schwere Bürde des Spruches mittragen. Er „berät" mit sich allein, bespricht die Sache aber mit seinem Gerichtsschreiber, der auch ein Mann aus dem Volke ist wie die Geschworenen, ohne sich Unkenntnis in criminalibus vorwerfen lassen zu müssen. Andererseits ist er ohne die Hemmungen des richterlichen Beisitzers, denn er erhält von dem Amtsrichter kein Dienstzeugnis. Gerade umgekehrt und doch kaum weniger brauchbar als im ganzen Schweizer Kanton, wo der gelehrte Gerichtsschreiber dem Volksrichter bei der Urteilsfindung hilft.

Was nützt der neue Strafgesetzentwurf — soweit er es überhaupt kann — bei der jetzigen Zusammensetzung der Gerichte?, er gibt dem Richter noch größere Freiheit im Strafmaß als bisher. In keinem Lande der Welt gibt es ein so schlechtes Gericht für Kapitalverbrechen wie das deutsche Schwurgericht seit 1924. Ein Gericht aus Nicht-Juristen ist ehrlicher, ein Gericht aus Laien ist besser. Emminger hat nicht mit offenem Visier gekämpft; jetzt, nach einem Jahr Prozeßreform, sehen wir, was er angerichtet hat. Die Gerechtigkeit fordert, daß dies wieder gutgemacht wird, ehe der Schaden für Deutschland eine Schande für Europa wird.

Der angemessenste, d. h. der wahrhaft philosophische Stil für die Geschichte ist der ironische.

Der Stil des Tacitus ist bitter ironisch. Schopenhauer

QUERULANTEN

Kürzlich wurde im Disziplinarprozeß der Steuerinspektor Lemke freigesprochen. Seine Vorgesetzten hatten ihn als „Rechtsfanatiker“ denunziert, der Unruhe in die Beamtenschaft bringe und deshalb ausgemerzt werden müsse. Lemke hatte einen Kampf geführt gegen das System der geheimen Personalakten und sich dabei auf die Weimarer Verfassung berufen.

Die Erfindung des Querulanten ist einer der Schliche der glücklich Besitzenden, sie ist ein Zaun, mit dem die Macht ihre Gemächlichkeit, ihr Behagen umfriedet. Sie ist ein psychologisch schlauer Schachzug der Willkür, um sich vor der Demaskierung zu schützen. Macchiavelli hätte seinem Fürstenbuche ein schönes, lehrreiches Kapitel über die Ausnützung des Querulantenbegriffes im Interesse der „Fürstenraison“ beifügen können, vielleicht unter dem Titel: „Zur Erhaltung von Macht und Willkür nützliche Nebel“, wobei er an die ebenso wichtigen Begriffe von Staatsreligion, Ehrfurcht, Majestät, Unfehlbarkeit, Tradition hätte anschließen können. Das Raffinierte an der Bildung des willkürschützenden Querulantenbegriffes ist der Umstand, daß es tatsächlich pathologische Querulanten gibt. Es gibt wirklich Menschen, die infolge einer falschen Schaltung ihres Gehirns sich ständig verfolgt und in irgendeinem vermeintlichen Rechte betrogen und vergewaltigt sehen. Ich kannte einen Mann, der alle Behörden des Landes mit einer Anklage gegen seinen Nachbarn belästigte. Er behauptete, daß ihm dieser böse Mann aus einem Glasröhrchen kalte Luft gegen den Leib blase. Er hatte einen großen Bogen mit Zeichnungen bedeckt, in denen er die einzelnen Situationen schilderte. Hier lag er im Bett und auf der Wand ragte die Röhre, die natürlich durch eine lange Leitung mit dem Nachbarhause verbunden war, und aus der Röhre strich die kalte Luft gegen seinen Kopf. Er spielte Violine, die Röhre tauchte unter seinem Kinn auf. Er saß am Klosett, die Röhre ragte in das Becken hinein. Und immer sah man den Nachbarn irgendwo mit aufgeplusterten Backen am anderen Ende. Der Mann führte einen erbitterten Kampf um sein „Recht“ und endete natürlich im Irrenhaus.

Mit wunderbarer Taschenspielerkunst verstehen es nun die Nutznießer der Willkür jeden ihnen schädlichen Kampf ums Recht unter den pathologischen Begriff Querulant zu eskamotieren. Sie machen den Kämpfer um das oder um sein Recht zu einem kranken, minderwertigen Menschen und nehmen ihm in den Augen der Menge dadurch sofort die Schlagkraft seiner Beweise und seiner Persönlichkeit. Dieses Krankmachen des Gegners scheint ein allgemeines macchiavellisches Prinzip der „Obrigkeit“ in weitem Sinne zu sein. Die Kirche hat die Ketzer niemals zu geistig vollwertigen Verbrechern gemacht. Entweder waren es von Dämonen besessene Leute, die auf dem Scheiterhaufen purgiert wurden,

oder waren es moralisch Kranke. Als Bayle die Behauptung aufstellte, daß Atheisten moralisch gesunde Menschen sein können, begann die Kirche zu donnern und der gute Bayle mußte als „Querulant“ schleunigst nach Holland flüchten. Nicht anders wurden und werden alle „subversiven Elemente“ von den weltlichen Machthabern hingestellt. Sie werden immer als moralisch Minderwertige, Kranke, behandelt, als Leute mit pathologischer Moral.

Es ist also nur ein gradueller Unterschied zwischen einem Vormund, der sein gesundes Mündel für verrückt erklären und ins Irrenhaus sperren läßt, um im Besitze der Güter zu bleiben, und zwischen einer „Obrigkeit“, die einen Rechtssucher als Querulanten brandmarkt, um in der Nutznießung eines Unrechts zu bleiben. Dabei brauchen wir nicht immer an die hohe Staatsgewalten zu denken. Ueberall, wo es Ueber- und Untergeordnete, Mächtigere und Schwächere gibt, wiederholt sich das Spiel. In hohen und niedrigen Aemtern, zwischen Grundbesitzern und kleinen Pächtern, fast in jedem Konflikt, in dem arm und reich nutzlos anrennt.

Der Querulantenpopanz hat die meisten Menschen zu Rechtsfeiglingen gemacht. Tausende und Tausende lassen ihr gutes Recht ihm Stich, weil sie Angst haben, als Querulanten gebrandmarkt zu werden. Es herrscht geradezu eine Scham, sein Recht bis in die letzten Konsequenzen und Möglichkeiten zu verfolgen. Ein jeder fühlt, daß eines Tages nicht über sein Recht, sondern über seinen Verstand das Urteil gesprochen werden könnte. Der Querulantenbegriff ist von den Mächtigen so geschickt in die Meinung der Menschen eingepflanzt worden, daß tatsächlich auch von der großen Menge der leidenschaftliche Rechtssucher als pathologisch angesehen wird. In dem oben angeführten Prozesse gebrauchte der Vertreter des Eisenbahnministeriums das Wort „Rechtsfanatiker“ im Sinne von „Psychopath“. Schöner konnte die bequeme Lehre von der staatserhaltenden Mischung von Recht und Unrecht nicht ausgedrückt werden.

Aus diesem Grunde ist es geradezu gefährlich, ein Unrecht zu bekämpfen, das man selbst erlitten. Denn so schlau ist die Querulantenschlinge gelegt, daß in der öffentlichen Philistermeinung jeder, dem anerkanntermaßen Unrecht geschehen ist, pathologisch ist. Das Unrecht ist gleichsam ein Schock, den seine Psyche erlitten hat. Es sitzt etwas in ihm, das so etwas wie eine fixe Idee ist. Er ist aus dem Gleichgewicht gehoben. Seine Handlungen folgen nicht mehr den ausgeglichenen Seelengesetzen. Er ist zumindest „verärgert“. Hüte dich, gegen Mißstände anzukämpfen, deren Opfer du selber geworden bist. Denn gerade deshalb gilt deine Stimme nichts. Für den Philister hat eben instinktmäßig jeder Mensch, dem Unrecht geschehen konnte, der der

Schwächere war, etwas Minderwertiges. Der Satz Popper-Lynkeus': „Mangel an Liebe zu anderen Menschen kennzeichnet die eine Art von Egoisten, Mangel an Zorn über Leiden oder Uebeltaten der Menschen eine andere“ ist darum noch zu schwach. Das Seltsamste ist, daß auch die Aerzte, die meistens die Richter über das Querulantentum sind, den Philisterkomplex des „Verärgertseins“ in ihre Rechnung setzen.

Dabei trieft der „Ehrenkodex“ der Menschheit geradezu von Aufforderungen, Unrecht nicht hinzunehmen. Wir wollen gar nicht erst die Satire ausspinnen, daß die Herren, die einen schiefen Blick mit der Waffe rächen, am meisten „Querulant!“ schreien. Es sind dieselben Herren, die den schönen Spruch: „Lieber tot als Sklav“ im Wappen führen. Aber auch der gute milde Kant hat es als höchste sittliche Forderung bezeichnet, erlittenes Unrecht bis ins Letzte zu bekämpfen. Und wenn man die sogenannten Wohltäter der Menschheit einen nach dem anderen aufmarschieren ließe, da würde es sich bald zeigen, daß wir es mit einer ganz minderwertigen Rotte von Querulanten zu tun haben: Von Prometheus über Jesus zu Luther, von Parazelsus (Wahlspruch: alterius non sit, qui solus esse pokot) über Galilei zu Bruno, Schopenhauer, Nietzsche. Die Franzosen der großen Revolution waren in den Augen ihrer feudalen Grundherren und ihres Königs nichts anderes als ein ganzes von der psychopathischen Epidemie des Querulantismus befallenes Volk.

Dr. WILHELM FLIESS

DIE LINKS-SEITIGEN

Im November 1922 gelang es nach siebenjährigen Bemühungen Howard Carter, der im Auftrag Lord Carnavons in Aegypten Ausgrabungen veranstaltete, ein neues Königsgrab im Gebirge von Theben aufzudecken. Es lag unmittelbar neben dem viel besuchten Grabe Rhamses VI. und ist doch niemals dort vermutet worden. Schon im Altertum geriet es in Vergessenheit, bald nachdem sein Insasse, König Tut-ench-Ammon, darin bestattet worden war. Dieser König hat nur sechs Jahre regiert, und die Geschichte weiß sonst nichts von ihm. Aber die Entdeckung seines Grabes hat in hohem Maß wieder die Aufmerksamkeit auf seinen Schwiegervater und Vorgänger gelenkt, auf Amenophis IV., jenen rätselhaften Mann, der 1400 Jahre vor Chr. einen neuen Kult, den Sonnenkult, in Aegypten eingeführt hat und der eine kurze Blüte der naturalistischen Kunst förderte, die ihresgleichen sucht.

Alle Starrheit der früheren Pharaonenkunst durfte weichen, alle überlieferten Formen wurden entthront. Die Künstler konnten Menschen und Dinge, selbst den König und seine Familie so

darstellen, wie sie von ihnen gesehen wurden. Und so atmen ihre Bildwerke eine Natürlichkeit, wie sie weder vorher, noch nachher in der ägyptischen Kunst erhört war.

Man hat diese Kunst Amarnakunst genannt, nach der neuen Residenzstadt, die Amenophis IV. in der Gegend des heutigen Dorfes Tell-el-Amarna bauen ließ und in die er im sechsten Jahr seiner Regierung aus der alten Königsstadt Theben übersiedelte. In Theben wurde Ammon verehrt, in Amarna das Sonnengestirn Aton, von dem Licht, Leben, Liebe, Wahrheit stammen.

Mit dem Ausbau dieser Sonnenlehre hat sich Amenophis IV. das ganze Leben lang beschäftigt. Und er war so vertieft in seinen Sonnengott und in die Kunst zu seiner Verherrlichung, daß die Staatsgeschäfte darüber zu kurz kamen. Hätte er nicht in Haremhab seinen Bismarck gehabt, so wäre schon unter ihm das Pharaonenreich in Trümmer gegangen.

Amenophis IV. war der Sohn der Königin Teje, der Gemahlin Amenophis III., unter dem sich das Pharaonenreich zu unerhörter Blüte erhoben hatte. Teje stammte nicht aus königlichem Geblüt. Sie war angesehener, aber einfacher Leute Kind, hat es bis zur Königin gebracht, die sie nicht nur dem Namen nach war, sondern sie hat an der Regierung des Pharao sehr aktiv teilgenommen und mächtigen Einfluß ausgeübt. Sie muß eine ganz ungewöhnliche Frau gewesen sein. Wie sie ausgesehen hat, wissen wir genau. 1905 wurde auf einem Schutthaufen ihr Köpfchen aufgefunden, aus Eibenholz geschnitzt, polychrom behandelt und mit Gold, Fayence und Glasfluß geschmückt. Durch Vermittlung des Aegyptologen Professor Borchardt hat es Dr. James Simon erworben und unserem Museum geschenkt. Mit diesem naturalistisch behandelten, 10 Zentimeter hohen Köpfchen fängt das Interesse an, das die Biologie an den historischen Geschehnissen jener fernen Zeiten nimmt. Teje war eine männliche Frau von großer Tatkraft und Entschlossenheit, begabt auch mit allen körperlichen Zeichen, die Frauen mit stark männlichem Einschlag überhaupt aufzuweisen haben. Ihre linke Körper- und Gesichtshälfte muß stärker betont gewesen sein als die rechte.

Wenn man das wunderbare Holzköpfchen zur Hand nimmt, so bemerkt man sofort, daß die linke Gesichtshälfte erheblich größer ist. Aber nicht nur größer, sondern auch bei weitem ausgebildeter und ausdrucksvoller. Das linke Auge und der linke Augenbrauenbogen sind kräftiger, und der Stirnhöhlenwulst ist links mächtig entwickelt. Der linke Jochbogen ist sehr hervortretend, die Nasenlippenfalte nur links ausgeprägt, die linke Mundpartie ist viel stärker als rechts. Aus der rechten Gesichtshälfte würde man niemals die Energie und Bedeutung vermuten können, welche die linke zu beredtem Ausdruck bringt. Und durch die Fülle des Haarschmuckes hindurch sieht man, daß auch die linke

Hälfte des Hinterkopfes größer und weiter ist, als die rechte. 1400 Jahre vor Christi Geburt enthüllen sich dieselben Gesetze, die heute noch die Mischung der Geschlechtscharaktere beherrschen: eine Frau, die männlicher ist, ist ebenso linksbetont wie der Mann, der starken weiblichen Einschlag hat. Und die Linksbetonung der Königin Teje ist kein Zufall.

Wenn solche Frauen Söhne haben, pflegen diese Söhne weiblicher gemischt zu sein. An Amenophis IV. ist von jeher sein weibliches Aussehen aufgefallen. Seine ganze Figur, wie sie die Porträtstatue des Louvre darstellt, hat soviel Weiches und Weibisches, daß neuere Forscher auf die Vermutung gekommen sind, den König sogar für eine Frau (oder für einen Eunuchen) zu halten. Weit gefehlt! Betrachtet man diese Figur genau — und das Gleiche zeigen auch verschiedene seiner in El-Amarna gefundenen Porträts — so fällt ohne weiteres im Gesicht und am Körper die stärkere Entwickelung der linken Hälfte auf. Amenophis IV. war Gynaekomast, d. h. er hatte Weiberbrüste. Aber die Brust der linken Seite ist viel stärker, als die rechte.

Meine Leser wissen, daß bevorzugte Menschen — hommes supérieurs — ob Mann, ob Weib, links betont sein müssen. Daß solche Männer gelegentlich eine weibliche Färbung haben, war bekannt, und auch den männlichen Einschlag der Künstlerin hat man oft bemerkt, aber stets als zufällige Einzeltatsachen gewertet. Daß es so sein muß, und daß die Linksbetonung eine notwendige Folge dieser besonderen Mischung (der Geschlechtscharakter) ist, kraft eines (Natur-)Gesetzes, das keine Ausnahme duldet: das ist neu und das wird in Zukunft auch der Geschichtsforscher von der Biologie zu lernen haben.

Unter dieses Naturgesetz fallen die Königin Teje, ebenso wie ihr Sohn, der Künstler und Philosoph Amenophis IV. und dessen sechs Töchter, von denen eine die Gattin Tut-ench-Ammons war.

Amenophis IV. ist knapp 30 Jahre alt geworden. Auf einem Relief, das ihn im Kreis seiner Familie zeigt, und das unter seinen Augen und mit seiner Billigung ganz naturalistisch vom Künstler dargestellt wurde, fällt schon die erschreckende Abmagerung auf, die Auszehrung, der er so frühzeitig erlag. Kein Zweifel, daß wir es mit einem Schwindsüchtigen zu tun haben. Und zu dieser Krankheit paßt auch sein körperliches Bild aus gesunden Tagen, das ihn geradezu zur Schwindsucht prädisponiert. Das spitze Kinn, die auffallend dicken Lippen, der lange, magere Hals, die langen Arme und die großen Füße, eine Zusammenstellung, wie wir sie heute noch als habitus phthisicus bezeichnen. Und immer bezeichnen werden. Wer diesen Habitus besitzt, der ist zur Tuberkulose veranlagt. Das lehrt die Pathologie und das beweisen die uralten Funde, die ein seltsames und erklärendes Licht auf die Geschichte jener Zeiten werfen, deren Vertreter Teje, Amenophis IV. und sein Schwiegersohn Tut-ench-Ammon sind.

Gaston Leleu! Wer mag das sein? Ein Künstler? Ein Beamter? Ein Gelehrter? Oder sonst ein tüchtiger Sterblicher? Ich weiß es nicht. Ich kenne ihn nicht und habe ihn auch nicht gekannt. Ich weiß nur, daß er längst tot ist und begraben. Das heißt, ob er heute wieder begraben und nicht verbrannt worden ist, darüber bin ich nicht genau unterrichtet. Fest steht nur, daß er begraben war. Und zwar hier auf dem kleinen Ehrenfriedhof in unserm niederrheinischen Städtchen. Als einziger Franzose, der bei uns in der Gefangenschaft im Krankenhaus gestorben war, schlummerte er da friedlich zwischen seinen in den hiesigen Krankenhäusern abgeschiedenen deutschen Kameraden am Ufer des Rheins. Unter einem schlichten hölzernen Kreuz, genau wie es die andern hatten. Das Kreuz war weiß gestrichen. Und darauf stand mit schwarzen Buchstaben, rührend unbeholfen, Vornamen und Nachnamen verwechelnd: „Hier ruht Leleu Gaston, gest. 3. März 1917".

Die kleine Gruft wurde ganz wie die deutschen Gräber gepflegt. Im Sommer mit Blumen, und am Allerseelentag wurde eine Kerze darauf angezündet. Im vergangenen Frühjahr hatten Landsleute von ihm, die hier standen, blaue Iris auf seinen Grabhügel gesetzt, die da herrlich gedieh. Ein paar Trauerweiden und Eschen weinten und rieselten ihr zartes Laub über diese Kriegergräber am Rhein. Und eine Reihe dunkler, vom Wind schon etwas ausgefranster Föhren stand würdig wie ein Greisenchor in einer alten Tragödie im Hintergrund.

Ich kam oft auf Abendspaziergängen, wenn das letzte Rot von der Sonne an den Friedhofbäumen hing, an seiner Ruhestätte vorbei. Und ab und zu ließ ich eine Rose oder eine andere Blume auf seine Gruft gleiten. Er war mir fast lieb geworden, dieser tote Franzose. Er beklagte sich nicht fortwährend, er verlangte keine Reparationen, er sprach nicht häßlich über unsere Politik, er hielt uns die Kriegsgreuel nicht mehr vor, und er drohte nicht mit stetig neuen Repressalien. Unser ganzes Städtchen teilte diese meine Zuneigung zu dem toten Gaston Leleu. Man hätte sicherlich seine letzte Stätte stets würdig gehalten. Und man war darum ganz betrübt, als vor kurzem folgendes geschah:

Eines Nachmittags fuhr ein mächtiges Automobil bei ihm vor. Man dachte zuerst, es wären womöglich Verwandte des armen Gaston und wunderte sich schon über diesen üppigen Aufzug für den stets so bescheiden gewesenen Leleu. Aber bald entpuppten sich die uniformierten Gestalten auf dem Auto ganz anders. Es waren ein Offizier, ein Feldwebel und zwei Soldaten, die beauftragt waren mit Hilfe unsers Totengräbers den guten stillen Leleu auszubuddeln. Der Offizier soll sich mit dem Feldwebel bei der Gelegenheit einen furchtbaren Rausch angetrunken haben, was ihnen beiden schließlich nicht zu verdenken war. Ob nun die Verwandt-

schaft unsers Gaston diese Ausgrabung des Toten angeordnet hatte, oder ob Frankreich höchstselber nicht mehr dulden mochte, daß dieser Krieger bei uns ruhen soll, und ob die Abneigung gegen alles Deutsche drüben auch bis unter die Erdoberfläche reicht, was man fast aus den abschätzigen Blicken, die der uniformierte Trauerzug über unseren bescheidenen Dorffriedhof gleiten ließ, hätte schließen können; jedenfalls der uns bisher so treue Leleu ist ausgehoben, weggeschafft und verschwunden. Samt Kreuz und blauen Schwertlilien. Nur ein niedriger Hügel, dünn schon von neuem Gras überwachsen, zeigt noch die Stelle an, wo er einst friedlich schlummerte.

Armer umhergefahrener und gejagter Gaston Leleu, wo du auch jetzt ruhen magst — und wär' es neben dem unbekannten Soldaten im Pantheon oder wär' es in der Kathedrale von Dijon, wo die Prachtgrabdenkmäler Philipp des Kühnen und anderer Herzöge von Burgund schlummern, oder in den hoheitsvollen Katakomben von Blois, wo die ersten Orléans verwelken, oder hätte man deine Asche auch in der erhabenen altrömischen Gräberstraße der Aliscamps bei Arles beigesetzt, du kannst nirgends schöner bestattet sein als du es hier bei uns warst an den Ufern des heiß umstrittenen Rheins. Hier warst du eine Seltenheit, eine Einzigkeit, d e r tote Franzose, dessen Gruft man pflegte und ehrte in der dunklen Hoffnung, daß uns doch einmal ein großes einiges Europa umspannen und hüben wie drüben aus unsern engen Grenzen heben würde. Dort in Frankreich, in dem von gallischem Blut gedüngten treuen Boden, um Poincaré zu zitieren, bist du einer von vielen, von Millionen, dessen man nur im allgemeinen, in Bausch und Bogen gedenkt und nicht wie bei uns, Barbaren, in einem eigenen besonderen Nachruf wie diesem hier.

Die Völker, die weder Handel noch Industrie haben, sind nicht gezwungen, Krieg zu führen, aber ein Geschäftsvolk muß Eroberungspolitik treiben. Die Zahl unserer Kriege wächst notwendigerweise mit unserer produktiven Tätigkeit. Sobald eine unserer Industrien ihre Erzeugnisse nicht absetzen kann, muß ein Krieg ihr neue Ausgänge öffnen. So haben wir in diesem Jahr einen Kohlenkrieg gehabt, einen Kupferkrieg, einen Baumwollkrieg. In Seeland Nummer 3 haben wir zwei Drittel der Einwohner getötet, um den Rest zu zwingen, uns Schirme und Hosenträger abzukaufen.

Anatole France

Den Cake Walk hatte er erfunden und den Chaplinism, die Schüttelreimseuche und das Wortspiel-Spiel, den Kalauer und den nachträglichen Mutterwitz, die umpointierte Pointe und die hochgezüchtete Anekdote, musical clowns, knockabouts und Humsti-Bumsti, das beseligende Schmunzeln, das glitzernde Kichern und die schallende Heiterkeit und das Lachen links.

Eine Welt hatte durch ihn erfahren, was Komik ist und Humor.

Er war der Meister.

Ein junger Fant, Sebastian mit Namen, der in seinem Elend nicht aus noch ein wußte, kletterte zaghaft und mißmutig den Berg hinauf zur Feste des großen Minstrel und bangte vor dem verzweifelten Entschluß, dem Meister persönlich gegenüberzutreten.

Vielerlei hatte man ihm erzählt von dem geheimnisvollen Alten, der so magische Macht ausübte über die Menschen; und alles war voller Widersprüche gewesen. Während die Einen nicht müde geworden waren, von seiner Trinkfestigkeit und von seinen lukullischen Neigungen zu berichten, hatten die Andern seine Enthaltsamkeit und mönchische Strenge gepriesen und als vegetarisches Aposteltum geschildert, was sich im Urteil der besonders Eingeweihten als feiste Jovialität spiegelte: so daß die wirrsten Vorstellungen durch Sebastians Schädel wogten, wenig danach angetan, seinen erbärmlichen Zustand zu festigen.

Bescheidentlich faßte er den schweren, an der Pforte baumelnden Klöppel und brachte kaum die Courage auf, Einlaß zu begehren.

Schelmische Glöckchen erklangen, ein Schlüsselbund rasselte, und unter atonalem Kreischen drehte sich die Tür in den Angeln.

Ein Tapergreis, der offenbar als Gärtner fungierte, ward sichtbar, eine spaßig geformte Gießkanne in der Hand, und ließ ein Paar Johannes-Trojan-Augen auf dem devoten Jüngling ruhen, welcher alsbald sein Anliegen hervorstotterte: von dem großen Minstrel in Audienz empfangen zu werden.

Mit einer artigen Geste forderte der zahnlückige Alte auf, ihm zu folgen, und geleitete Sebastian, dessen Herz im Lampenfieber hämmerte, über einen holperig gepflasterten Hof zum burgartigen Hauptgebäude und durch eine mittelalterlich anmutende Halle in die Werkstatt des Meisters, die Fausts Studierzimmer nachgebildet schien. Und verschwand.

Sebastian stand allein in dem gewölbten Raum und baggerte den hinuntergerutschten Mut eimerchenweise hoch: als er wahrnahm, daß er keineswegs allein war, sintemalen ein dürres Hutzelmännlein damit beschäftigt war, über einen im Hintergrund des Raumes befindlichen schön geschnitzten Tisch gebeugt, eine Schlacht mit Bleisoldaten kunstgerecht zu inszenieren.

Sebastian, um sich bemerklich zu machen, räusperte sich kindisch, geriet dadurch in einen realistischen Husten und bellte mit üppiger Lunge durch das Gemach, von Todesangst befallen und kärglich nach dem Meister schielend, der seine strategischen Gelüste fallen ließ und sich dem Gast zuwendete.

„Nun, Liebling," fragte das griesgrämige Männlein, und seine Stimme krächzte, „was führt dich zu mir? Ist dir mies vor dem Leben und vor dir selber?"

Sebastian war heilfroh, daß der große Minstrel die Antwort in die Frage hineingelegt hatte, und nickte einigermaßen tüchtig mit dem Kopf.

„Und da wähnst du, du alberner Knabe," fuhr das Männlein fort, ohne eine Spur von Stuhl zum Sitzen anzubieten, „ich könne dir helfen, deine seelischen Gebresten zu kurieren?"

Sebastian nickte abermals mit dem Kopfe.

„Und möchtest von mir lernen, wie man es anstellen muß, um Sonne im Herzen zu haben?"

Sebastian nickte zum drittenmal.

„Nun, Liebling, ich will es dir verraten. Zuvor aber sage mir ungescheut, was dich bedrückt und lebensunlustig gemacht hat, damit ich die Ursache weiß deines Jammers."

Sebastian tat einen gründlichen Schnaufer. Jetzt also war die Reihe an ihm, den Mund zu gebrauchen und die düster im Inwendigen brauenden Nebelwogen umzusetzen in zierliche Sprache.

„Großer Meister," hub er nach etlichem Sinnieren an, „ich verabscheue meinesgleichen."

„Was befugt dich dazu?"

„Ich verabscheue die Menschen, weil sie schlecht sind und ihr Leben anfüllen mit Schnickschnack."

„Und dünkst dich besser als sie?"

„Denen, die sich brüsten, Ebenbilder Gottes zu sein, ist die Fähigkeit abhanden gekommen, sich zu begeistern, und elendeste Blasiertheit hat ihre Seelen zerfressen. Schreien sie ‚fabelhaft!' oder ‚unerhört!', bleiben sie lau und apathisch. Der Wille zum Schwachsinn hat Besitz ergriffen von ihnen; sie wiehern über Operetten-Zoten und berauschen sich an mittelmäßigem Dreck, der ihnen per Radio geliefert wird. Und das Trostloseste ist die sogenannte Jugend, wie sie auf Hochschulen und anderen reaktionären Brutstätten herumwimmelt, — verbohrt und unduldsam und radaumäßig."

„Kindchen, du vergißt, daß Ihr einen kleinen Krieg hinter euch habt. Als er zu Ende war, sagte Max Pallenberg, von dem du ja wohl schon gehört haben wirst, er werde noch wochenlang an ihn denken. Das war ein Witz, und zwar ein guter, und aus dem Witz ist Ernst geworden, und zwar schlechter. Denn die paar Wochen, die man an den Krieg gedacht hat, sind rasch vor-

über gewesen, und deine Landsleute haben seine Schrecknisse vergessen, rüsten und hetzen zur Revanche und sehnen sich von neuem nach dem Feld der Ehre!"

„Und das sagt Ihr, Meister, der Ihr eben noch mit Bleisoldaten spieltet?"

„Ich wußte, daß du kamst, mein Sohn, und wollte deine Aufrichtigkeit auf die Probe stellen. Vermeinst du im Ernst, ich sei Militarist? Gestatte mal ein Momentchen!"

Und der große Minstrel schritt zu seinem Arbeitstisch, drückte auf ein Knöpfchen: da entrollte sich eine Leinwand; drückte auf ein zweites Knöpfchen: da lag der Raum in Dunkelheit; drückte auf ein drittes Knöpfchen: da belebte sich die weiße Fläche mit Bildern, die von einer magischen Laterne projiziert wurden, und der schaudernde Sebastian erblickte „Die Wirkung der Flammenwerfer", „Nach dem Trommelfeuer", „Ueberreste eines abgeschossenen Fliegers", „Gasvergiftete im Yserkanal", „Soldatenfriedhof bei Wilna", sämtlich nach Aufnahmen aus Ernst Friedrichs „Krieg dem Kriege!" (Verlag „Freie Jugend", Berlin C 2, Parochialstraße 29, 5 Mark, sofort bestellen und nach Durchsicht für Weiterverbreitung sorgen!).

„Jawohl, mein Sohn," sprach der Meister und stellte den früheren Zustand her, „wir haben einen kleinen Krieg hinter uns, und der hat allerhand durcheinander gebracht. Deine Zeitgenossen sind dermaßen aus dem Leim, daß sie sich auf der Straße wie läufige Hunde betrügen, hätte nicht der von mir gesegnete Freud die sogenannten Hemmungen ersonnen. Sogar der Exhibitionismus einschließlich der Kurzröckigkeit eurer Frauenzimmer ist auf die Ermordung des österreichischen Thronfolgers zurückzuführen."

„Wie, Meister? Ihr nehmt die Menschen in Schutz?"

„Weise sein, heißt: über der Sache stehen. Laß deine Landsleute getrost sich ausschweinigeln. Es liegt in der historischen Entwicklung unseres Erdklumpens, daß auch die stramm monarchisch gesinnte ‚Woche' hin und wieder Mädchenbeine publiziert, und daß weibliche Popos, statt verschwiegen, öffentlich zur Kenntnis gebracht werden. Ich wüßte andere Dinge, um deretwillen ich mich für meinesgleichen schämen würde. Die Deutschen, diese biederen Leutchen, nähren sich von Leitartikeln, schlucken leidenschaftlich gern Phrasen und lassen sich gleichzeitig von ihrem Leibblatt bestätigen, daß der politische Teil wertbeständig sei und ungeheuer viel Vitamine enthalte. In den Barbierstuben werden politische Schimmelpilze gezüchtet, am Stammtisch und im Eisenbahn-Abteil. Jeder hergelaufene Hammel schwätzt von Herriot oder von Mussolini, als handele sichs um Kohlenhändler oder Briefträger. Und alle plappern das Gewäsch der einen einzigen Zeitung nach, die sie just lesen, und die in Wirklichkeit gar keine so unpersönliche Zeitung ist, sondern das, was Geschöpfe von

Fleisch und Blut, die unter der Fuchtel eines Verlegers stehen, halt schreiben. Während des Krieges sind die fetten Ueberschriften aufgekommen, und sie haben sich erhalten. Was zwischen Japan und Amerika fettgedruckt vorgeht, interessiert den Zeitungsleser ebenso maßlos wie ein Grubenunglück. Es dringt nicht bis auf die Haut. Es ist Debattier-Stoff, nichts weiter. Durch die Katastrophen sind sie stumpf geworden, die ohnehin Stumpfen. Brüllen die andern hurrah, so brüllen sie mit, und die andern brüllen, weil eben gebrüllt wurde, und mit einemmal stellt sich dann heraus, daß die Juden dran schuld sind. Sei stolz, mein Junge, daß du dich des gedankenfaulen Packes schämst. Sei stolz, daß dir mies ist. Ich bin frei von derlei Anwandlungen; denn ich existiere längst nimmer, mein Sohn, und nur deinem goldigen Optimismus hast du zu verdanken, daß ich mit dir rede, obwohl ich kein Irdischer bin, sondern ein Symbol, ein über Ort und Zeit erhabenes Wesen, eine mythische Erscheinung, die sich — wie Hauffs Schatzhauser im Tannenwald den Sonntagskindern — Wochentagskindern zeigt, um ihnen Sonntagskindschaft zu verheißen. Darum, mein Sohn, vernimm meine prinzipiell gemeinten Ausführungen. Weißt du, was Humor ist? Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Trotz wem? Trotz Graefe, Wulle, Kunze, Fritsch! Trotz der Verleihung des ehrenmedizinischen Doktors an Ludenpulver! Trotz Völkerei und Ausschluß der Sektion Donauland! Trotz Stresemann und Tirpitz! Trotz James Klein und Siegfried Wagner! Trotz Günthers Rassenkunde und trotz Berliner Lokal-Anzeiger! Doch beileibe nicht von abends acht Uhr an, wo der „Lustige Abend" beginnt, sondern den geschlagenen Tag über. Denn nicht auf Reproduzieren von Humor kommt es an oder auf Anhörung reproduzierten Humors, nein: auf den Eigenbau dieser köstlichen Pflanze. Ei freilich, man soll Sonne im Herzen haben, aber nicht auf Kommando und die Stop-Uhr in der Hand, und weil welche dabei sitzen, die zugucken, wie man Sonne im Herzen hat. Humor haben ist gleichbedeutend mit „trotzdem lachen". Um jedoch ein Trotzdem-Lachender zu werden, hat man diverse Stufen emporzuklimmen, deren unterste das Nicht-ernstnehmen ist. Für Deutsche, die gewerbsmäßig alles ernst nehmen, traun fürbaß, eine verteufelt schwere, ernst zu nehmende Aufgabe! Die Deutschen schätzen das Nicht-ernst-Nehmende gering und schliddern auf tibetanische Reiseschilderungen hinein, denen Karl May incognito im Nacken sitzt, und auf okkulten Zauber und auf Belange und belangvolle Belanglosigkeiten und auf Fridericus-Rex-Mätzchen und auf Uniform und Ordensschmuck und auf Paul Warncke. Daß der „Tolle Bomberg" Zutritt gefunden hat ins Heim der Deutschen und — o Wunder! — den Hermann Löns verdrängt hat, wird mir im selben Maße unverständlich bleiben, wie es mich betrübt, daß der zu Lebzeiten von keinem Bourgeois „ernst" genommene Christian Morgenstern zur Philisterlektüre gesunken ist. Was nicht

ernst, ernsthaft, seriös ist, mein Sohn, das wird als viertklassig oder als „schnoddrig“ abgetan. Vor diesem „schnoddrig“ warne ich dich besonders. Die Botokuden unter deinen Landsleuten lieben das Wort, wenn irgend etwas zu libellenhaft ist für ihren Nilpferdverstand. Sie fühlen nicht das Lockere, das Parlando, das Delikate einer Skizze; ahnen nicht, daß man die „Schnoddrigkeit“ nur durch zähestes Training und konsequente Hingabe an unserer Frau Mutter Sprache erreicht; erkennen nicht, daß „Schnoddrigkeit“ mitunter die Imitation der Schnoddrigkeit ist, insoferne man unter „schnoddrig“ versteht, wie die Menschen tatsächlich daherreden, und nicht die effektive Schnoddrigkeit allein, wie sie in der guten, alten, verfluchten Zeit im Offiziers-Kasino geübt ward und vom Ladenschwung, der die (von der Schmiere bezogene) Imitation des schnoddrigen Typs imitierte.“

„Verehrter Meister,“ unterbrach Sebastian im Eifer, ein mehres zu erfahren, „darf ich Euch bitten, die Schnoddrigkeit nunmehr auf sich beruhen zu lassen?“

„Noch zwei Worte über dieses Thema,“ quäkte der Meister, ohne sich durch Sebastians Einwurf aus dem Konzept bringen zu lassen. „Setz dich in den D-Zug und fahre von Königsberg bis Köln und schau zum Fenster hinaus: Stadt um Stadt, Dorf um Dorf, Menschen, Menschen . . . und wieviele kennen den Dr. Owlglaß und seine putzigen Melancholismen oder Victor Auburtins Goldfischzucht oder Slings kapriziöse Schnurrpfeifereien oder Polgars idyllische Florettstöße oder Peter Schers Panoptikum oder Tucholskys Erkenntnisse an französischen Kaminen? Viertausend Menschen sind es insgesamt in deutschen Landen, die Sinn für Humor haben, keiner mehr und keiner weniger. Dir gegenüber sitzt ein braver Familienvater und liest Scherls Magazin. Erschütternd! Er nährt sich vom Zigarrenhandel, und seine Seele ist Asbest. Ueber einen Mikosch-Witz wird er schreien; fliegt ihm bei Sturmwind der Hut von der Glatze, beweist er dokumentarisch, daß er ein Stiesel ist; innerlich beengt und grau, und nur wenn einem anderen der Hut herunter gewedelt wird, entfaltet sich sein Seelchen zur Schadenfreude. Ja, ja, mein Junge, die Majorität ist kompakt wie Kuhpaps und neigt zu tierisch ernsten Scherzen, als da sind: Parade, Einheirat, Herren-Abend, Jubiläum, Antrittsvisite, Politik, Ehrenrat, Komment, sine sine und „Werde zu Hause zu rühmen wissen!“ oder „Gestatte mir ganz besonderen Fetzen übers Kreuz!“

„Meister, macht mich nicht vollends verwirrt, sondern sagt mir, wie ich mein Leben einzurichten habe, um Gott wohlgefällig zu sein!“

Der große Minstrel dachte keinen Augenblick nach. Die Antwort war fix und fertig:

„Vergiß nie, daß Sterne stehen über dir! Tummle dich mit Bewußtsein auf der Welt! Verlerne nicht, dich immer wieder aufs neue zu wundern! Nimm jeglichen Tag als Gnadengeschenk und rechne damit, er könne der letzte sein. Dann hast du den richtigen Standpunkt. Denn Humor ist Standpunkt."

Sebastian senkte das Haupt und bewegte die Worte des Meisters im dankbaren Herzen.

Der aber war lautlos hinweggeglitten.

Der Tapergreis, offenbar als Gärtner fungierend, wuchs vor Sebastian auf, eine von Karl Valentin gebastelte Gießkanne mit Rücktrittbremse und Wasserspülung in der Hand, ließ seine guten, alten, fröhlichen Augen zwinkernd auf dem Jüngling ruhen und forderte ihn mit artiger Geste auf, ihm zu folgen: durch die mittelalterlich anmutende Halle, über den holperig gepflasterten Hof zur Pforte.

Der Schlüsselbund rasselte, die Tür drehte sich kreischend in den rostigen Angeln, und Sebastian trat ins Freie.

Trat ins Freie und stapfte den Berg hinunter.

Es war ihm weder wohl noch wehe. Er fühlte sich in schönem Gleichgewicht.

LUCIUS SCHIERLING

WALTER MEHRINGS „TROLLATISCHE GESCHICHTEN"

Ernst Rowohlts Balzac-Kollektion — die handliche Schmiegsamkeit dieser kleinen, zum Bersten vollen Bändchen bezeichnet nach der sybaritischen Opulenz des „schönen Buches" die Wiederkehr des liebenswürdigen Buches — ist seit kurzem erweitert durch die zwei Bände der „Contes drôlatiques". Sie treten diesmal vor den Leser als „Trollatische Geschichten". Walter Mehring stellt sich als „Eynteutscher" vor.

Balzac und Mehring, wie mögen sie sich eigentlich gefunden haben, der Tourainer mit der feisten Gestalt des Silen und der naiven und unbeugsamen Seele des Herkules und der kleine, schmalschultrige Berliner, der um alle Geheimnisse des Großstadtpflasters weiß und dessen Verse so böse schrillen können wie Gassenjungenpfiffe? Mag die Literaturgeschichte die Frage ins Reservefach kommender Dissertationen legen, uns genügt es festzustellen, daß die Vereinigung unter glücklichen Zeichen erfolgte, daß der Himmel dazu lächelte und auch die Hölle auf ihre Kosten kommt.

Vor aller anderen Würdigung zunächst eines: hier wurde eine kolossale Arbeitsleistung vollbracht. Hier ist mehr als ein großartiger Anlauf, hier hat Einer von A bis Z durchgehalten, gearbeitet und wieder gearbeitet, bis er dem Andern als Gleicher gegenüber-

stand, bis er mit freier Maëstria das Band des Wortlautes abstreifend zum Sinn vorstoßen konnte.

Balzacs „Contes drôliques“ gehören zu den wenigen Dokumenten französischer Romantik von 1830, die heute noch leben. Hugo ist uns nicht viel mehr als ein lärmender Ausverkauf von Motiven und Stilen, Gautiers bunte Maskenwelt hat den aus Parfüm und Mottenpulver gemischten fatalen Duft einer alten Theatergarderobe, ganz zu schweigen von Lamartines rollenden Deklamationen, von Dumas' unbedenklichen Verkleidungsscherzen. Zwei, drei Jahrzehnte war Walter Scott europäische Mode. Man wandte den Blick zurück, durchschnüffelte die vergessensten Winkel der Geschichte nach „Stoffen“. Nichts ist geblieben von dieser geschriebenen Historienmalerei. Balzacs dreißig Geschichten aus der französischen Renaissance haben sich erhalten wie sehr edles Schnitz- oder Schmiedewerk in einem grämlichen Kramladen.

Denn Balzac versuchte nicht mit dialektischen Kniffen den Geist vergangener Tage zu rekonstruieren. Er kam auch nicht in die Versuchung, in Kostüme, nach alten Vorlagen geschneidert, die Pariser von 1830 zu stecken, so wie Scott seine Engländer Ludwig XI. oder Leicester taufte. Balzac hielt sich nicht an den trügerischen, unter den Fingern des Experimentators verdunstenden Geist, sondern an den immer wiederkehrenden Leib. So packte er das Säkulum der pompösen Beilager, der unerhörten Freß- und Sauforgien in seiner Körperfülle. Und da er selbst ein guter Sohn der üppigen Touraine war, so umschwebten seinen Schreibtisch nicht die magern Schatten des Historismus. Nein, der große Rabelais selbst wird wieder Fleisch und Bein, rotnasig, breitmäulig, mit bekleckerter, branntweinduftender Kutte pflanzt er sich neben dem Autor hin und erzählt bocksbärtig feixend die Schnurren vom Bruder Amador im Raubritternest, von der Grundsteinlegung des Schlosses Azay und, ernster werdend, den gräßlichen Hexenprozeß, denn er war nicht nur der Possenreißer, sondern auch der Freigeist des Jahrhunderts. Und wie er eine Pause macht und die dicke Nase schneuzt, tritt in weitem Reifrock, mit steifer spanischer Halskrause gar züchtig die Königin von Navarra ein, nimmt zur anderen Seite des Autors Platz und beginnt mit einem mißbilligenden Blick auf den Herrn Pfarrer von Meudon die Geschichten von glühenden Frauen, die furchtbar büßen um eine Stunde des Vergessens, von guten Eheweibern, die lieber ins ewige Dunkel sinken als ihren Leib Unholden preisgeben, und von kecken Mädchen, die eben noch ehrbar zum Ziel kommen. Sie erzählt diese traurigen und heiteren Geschichten wie eine Dame der großen Welt, wie eine Dame, die weiß, was sich schickt (aber auch, was eine Harke ist). Sie streichelt mit feinen, schmalen Fingern wehmütig den Glanz der starren Seidenrobe, ihr Blick ruht freundlich auf dem korpulenten Herrn am Schreibtisch, dessen Phantasie sie diese Stunde auf der alten Erde verdankt, und schnell

huscht der brokatene Schuh unter den steifen Rocksaum zurück, wenn sich die Pupille des Herrn Pfarrers allzu lästerlich weitet. Zwischen dem vagabundierenden Kleriker und der königlichen Prinzessin dieses Weltkind des neunzehnten Jahrhunderts, das die ersten Gaslaternen und Eisenbahnen und Daguerreotypien erlebt, das nun dasitzt, schreibend wie im Fieber, Tag und Nacht, bildend aus der Vision. So wurden die drei Zehent dieser Geschichten voll Lachen, Wollust und Qual: ein Besessener mußte sich von fremdem, eingesogenem Seelengut lösen.

Das nun in eine fremde Sprache zu gießen, es ist ein cyklopisches Unterfangen. Wer weiß, wie lange Walter Mehring getastet und versucht hat, schließlich muß er die Magie des Meisters erkannt haben. Und da folgt er ihm einfach. Er begnügt sich nicht mit billig archaisierendem Aufputz. Er beginnt wie Balzac mit einer Geisterbeschwörung. Er spricht die Beschwörungsformel in der vergessenen Sprache Fischarts und Murners, und er wiederholt sie immer dringlicher, immer klangvoller, bis schließlich die Geister der Citation folgen und in längst verstummten Zungen antworten. Nach fast vierzig Dezennien erprobt sich die alte Freundschaft zwischen Fischart und Rabelais neu. Endlich wird auch der fleißige Schüler völlig frei: er redet wie des Arno Holz berühmbter Schäffer Dafnis Sprachen, die nie gesprochen wurden, nie gesprochen werden. Er paraphrasiert in köstlicher Ungebundenheit, er findet für jede heitere und triste Nuance die eigene, die charakteristische Farbe, es entsteht zuweilen ein unglaublich charmantes Kauderwelsch, ein Abrakadabra zum Verlieben (das hoffentlich ein paar amtlich geeichte Germanisten zum Platzen bringt), und zum Schluß, als Krönung, fährt die linguistische Raserei selbst in den Verleger, wie denn Titelblatt vermeldet:

VERLEGT UNND IN TRUKK GEBEN DURCH
ERNNST ROWOHLT ZU BERLIN UND MÖMPELGARD
ANNO 1924.

(Viel Spaß an Ihrer neuen Filiale, Herr Rowohlt!)

*

Es sollte hier nicht Textkrittelei betrieben werden. Es sollte hier nur verwiesen werden auf eine Quelle unversiegbarer Lust. Die Ehrlichkeit gebietet einzugestehen, daß in mindestens einem Drittel der Geschichten das Schwein absolut guberniert. Was macht es? Ueber diesem Schwein blaut der Himmel Arkadiens. Und es bleibt immer wieder zu preisen die gigantische Arbeitsleistung des „Eynteutschers", der plötzlich mit einem verwegenen Sprung aus dem Ressort „Chanson" geflitzt — — mitten in die Weltliteratur hinein.

Die Vorstellung des Deutschen von der Schweiz als Kulturbezirk ähnelt durchaus der Vorstellung Caesars von Gallien: divisa in partes Ares — — wobei der dritte pars, der Tessin, als nicht viel mehr denn ein Appendix betrachtet und im übrigen der Akzent auf „divisa" gelegt wird. Dieses Ueberbewerten des Sprachlichen, welches trennend ist, gegenüber dem Landschaftlichen, das durchaus verwandten Charakters ist, ist um so seltsamer, als wir sonst gewohnt sind, das Wesensbild eines Volkes und seiner Dichtung aus dem Landschaftlichen als stärkstem primären Moment abzuleiten. So kam es, daß die Literatur der Westschweiz uns unbekannt blieb, weil sie, zur Warenhausmasse des großen Frankreich geschlagen, dort nur im bescheidenen Fensterchen der Hinterfront ausgestellt wurde. Die deutschsprachliche Dichtung aber, Keller und Meyer nicht nur, sondern ebenso Spitteler (seinen Protesten zu Trotz), wurde schlechthin für Deutschland reklamiert.

Nun ist nicht zu übersehen, daß die großen Prosaisten vor allem in der Tat im tiefsten inneren Konnex zur deutschen Prosa, sowohl dem Erlebnisgehalt wie dem Sprachgefühl nach, stehen. Gottfried Keller ist mit kleistischer Erzählerkunst zu vergleichen — aber sein Element in ihm hat Assenität mit der Novelle Maupassants, mit Flauberts monumentalem Stil oder gar mit Balzac. — Die Schweizer selbst, deren Talent für das Aesthetisch-Theoretische und Kunstkritische durch Wölfflin vollendet, durch die bedeutenden Namen Frey, Faesi, Korrodi aber schon bestätigt wird, pflegen immer wieder mit Sachkenntnis die Einheit ihres Kulturstrebens, die Verwandtschaft ihrer deutschen und welschen Literatur zu belegen.

Der Rhein-Verlag in Basel vermittelt nun einen Einblick in die wesentliche Produktion, die er selbst als „Die Neue Schweiz" ausgibt. Es ist zunächst wichtig, festzustellen, daß der Rhein-Verlag — der die Bedeutung des Verlages Rascher, welche diese in der Kriegszeit als Verleger international gerichteter Literatur (Latzko) hatte, jetzt auf sich vereinigt zu haben scheint — in der „Neuen Schweiz" wenig unpolitische Bücher ediert; aber Bücher, die mit einer überzeugenden Wärme der Gesinnung im tiefsten Kern schweizerisch sind. Das bleibt unpolemisch, ungesagt, ohne Formulierung; aber um so eindringlicher dem Erlebnis zugänglich; in der Sphäre des Dichterischen, in der reinen Gestaltung durchweht alle Bücher eine ganz spezifische schweizerische Gesinnung, und eint diese Dichter, die Welschschweizer Robert de Traz und Charles Ramuz, die Deutschen Hugo Marti, Paul Ilg usw. in einer uns unbekannten Kameraderie. Die Schweiz — das war schon für die Zeit des Ewald von Kleist und Ramler kein politischer, sondern ein eminent landschaftlicher Begriff, und ist für uns durch die Klassik

weit über das Geographische hinaus ins Ursprünglich-Naturhafte, in eine Idee von Natur gesteigert worden.

Diese Naturbeseeltheit als Grundgefühl der „Neuen Schweiz“ ist umso bedeutsamer, als doch gerade diese junge Generation in irgendein Verhältnis zum Problem der Nationen, in irgendeine Stellungnahme zum Kriege gedrängt, scheinbar einheitlich die nihilistische Negation allen diesen Problemen gegenüber als einzig innerlich berechtigte Entscheidung wählte, das „Los-von-der-Aktualität“ — — und, mit gleicher Vehemenz, ein Zurück zur Natur (die vom Schweizer als seltsame Einheit der Ideen Heimat und Ich erlebt wird).

Diesen Wesenszug der „Neuen Schweiz“ bestätigt am stärksten Robert de Traz, dessen Roman „Brautzeit“ mir nicht nur das wertvollste Buch dieser Reihe, sondern eines der an Schönheiten reichsten Bücher der Gegenwart zu sein scheint. Dieser Welschschweizer hat dem französischen Roman die Komposition der Formen abgelauscht; aber das ist auch alles. Er spannt eine novellistisch-zarte Begebenheit zu dramatischer Wucht, ohne die breit strömende Bildhaftigkeit seiner Schilderung einzuengen. Ich habe selten Prosa gelesen, die im Stofflichen so spannend ist, und doch aufblüht in der malerischen Fülle des Natur-nahen Erzählers. Es ereignet sich nur eine Liebe zwischen zwei einfachen Menschen im Neuchâteler Landschaftskreis, eine Liebe, die unter kaum erwachten Kindern, in der Romeosphäre zwischen Sinnenrausch und Keuschheit, zwischen Körperlichkeit und Idealität beginnt, und die so wundersam gemalt wird wie auf Hodlers „Frühling“; aber äußere Umstände dehnen diese Liebe zu einer endlosen Brautzeit — und diese Brautzeit ist es, welche die sich immer schamhaft verweigernde, aber sinnlich erfüllte Liebe allmählich lahm macht, zu zerbrechen droht und endlich in die müde Armut einer bürgerlichen Welt, in die Resignation einer sehr späten, frühlingsfernen Ehe münden läßt. Das Allmähliche dieses Absterbens, das langsame Entblättern und Entbluten einer Liebe ist meisterlich aufgespürt. Umgürtet, wie der Lac Léman mit der Farbenpracht bewachsener Höhen, ist diese Schilderung mit Landschaftlichkeit überschüttet von Natur, die, als Genre bald und bald al fresco gemalt, das Leben der Menschen umschließt. —

In innerer Beziehung zu dieser Erzählerkunst, aber freilich im weiten Abstand des Talents, will Hugo Marti („Ein Jahresring“) Menschliches vom Untergrund nordischer Landschaft abheben; Marti hat eine sichere und klare Sprache, wie es überhaupt der Vorteil der Schweizer, eine Prosa der Ausgeglichenheit zu kultivieren. Aber der Stoff belebt sich nur mühsam und schleppt.

Wenn von diesen beiden Autoren Anregungen ausgehen, so ist es nicht zu verkennen, daß die „Neue Schweiz“ auch jene Literatur sich zurechnet, die einem in der Schweiz immer wieder begegnet, und die eine für uns unfaßliche Resonanz beim Leser-

publikum (das ja aus dem „Hinterland“ mit rekrutiert wird) besitzt. Es ist dies die Literatur der gutmütigen Plauderei, wie ich sie nennen möchte, und Paul Gassers Roman „Zum steinernen Erggel“ vertritt sie im Rheinverlag ebenso behäbig schwyzerisch, wie Gertrud Niederer mit der Erzählung „Palmiro“. Es sind immer Schilderungen von Harmlosigkeiten, die umso harmloser wirken, wenn sie mit einem „beinahe kühnen“ Griff ins sogenannte Leben, etwa, wie bei Gasser, karnevalistische Liebelei umschreiben, oder, wie bei Niederer, Mädchenabenteuerchen andeuten. Daß solcher Dichtungsersatz nicht bis zu greifbarem Stil vordringt, ist selbstverständlich.

Ganz aus dem Rahmen dieser Reihe heraus fällt ein „Tollhausroman“ eines Anonymus, „Die Zerrütteten,“ der nirgends Roman oder ähnliches ist — sondern eine fein gearbeitete, von einem klugen Kopf abgefaßte Darstellung psychopathischer Zustände — — belanglos für die Literatur.

Was an der „Neuen Schweiz“ echt und lebenskräftig ist, die Wiedereroberung des Naturhaften, lebt in ihrer Lyrik, von der der Verlag Proben in kleinen Gedichtbändchen gibt. Leider vermisse ich hier (wie auch in anderen Editionen) den Lyriker, dessen sprachschöpferische Kraft und Musikalität mir (aus der Zeitschrift „Helvetia“ zum Erlebnis gebracht) unvergeßlich ist: Hans Roelli; der Melos seines Verses ist wunderbar und gibt ihm am meisten das Recht, als Erbe des Namens Karl Stamm in Deutschland bekannt zu werden. (Vielleicht interessiert sich ein deutscher Verlag für ihn?) Sicherlich hat Hermann Hiltbrunner („Winter und Wende“) eigene Musikalität; er strebt zum geschliffenen Vers und findet ihn in einer späten Lenauschen Linie, eklektisch, wenn er Philosophismen äußert, von weicher Anmut der Sprache, wenn er Naturbilder einfängt. — Aber die Natur-nähe, die den Schweizer zur Lyrik führen sollte, wird verdrängt, einem (wohl als „moralisch“ empfundenen) Hange zur Schwere und Tiefe zuliebe; aber Schwere schwingt nicht — wenn nicht Nietzsches Genius die Gedankenkatarakte aufwühlt. So erstickt Guido Loosers Lyrik „Nachglanz“ an allzugründlicher Nachdenklichkeit und erlaubt sich keine schöne Zeile. Ueber diese Beschwertheit kommt der Lyriker Hugo Marti („Der Kelch“) leichter hinaus, da er Stimmungen festzuhalten liebt. Aber auch er bleibt im Rahmen der Tradition, die ja immer blutarm sein muß, wenn nicht eine große Persönlichkeit sie umgießt.

Wenn ich an die „Neue Schweiz“, die nur diese Proben aus größerer Fülle mir zuwarf, glaube, so ist es um des Dichters de Traz willen — und um jener, von ihm in Gestaltung umgesetzten, Gesinnung willen, die wieder als Urquell allen dichterischen Erlebens: Natur — als sinnlich-bildhafte Natur sowohl wie als seelische Landschaft — erkennt.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Aprilwoche

Wer geglaubt hatte, daß die Aufwertungsvorlage lediglich nur altbekannte Wege wandeln würde, sieht sich angenehm enttäuscht. Es finden sich überraschenderweise einige originelle Ideen in dem Entwurf, den die Regierung jetzt endlich unterbreitet hat. Wenn man zum Beispiel die 10prozentige Zusatzaufwertung der Hypotheken im Grundbuch erst dort rangieren ließ, wo die zweite Hälfte des Grundstückswertes anfängt, und damit den Zwischenraum zwischen 15 Prozent alter Aufwertungsquote und 50 Prozent, wo die Zusatzquote beginnt, also volle 35 Prozent des Grundstückswertes frei läßt, um die Hypotheken, die seit Erlaß der Dritten Steuernotverordnung eingetragen wurden, zu schonen und um ferner künftigen Hypothekarkredit nicht zu verbauen, so ist das zwar eine einigermaßen knifflige, aber wahrscheinlich die denkbar beste Lösung des verwickelten Problems. Daneben aber finden sich Pfiffigkeiten in dem Entwurf, deren Uebernahme in einen Gesetzentwurf der deutschen Regierung man gern vermieden gesehen hätte. Ein ganz Schlauer ist auf die Idee verfallen, man möge für den Kurs der sogenannten Anleiheablösungsschuld durch Entfachung der Spielleidenschaft einen Stimulus schaffen, um so den unglücklichen Altbesitzern eine bessere Realisierung ihrer Titel zu ermöglichen. Die Tilgung der konvertierten Anleihe soll mit einem eigentümlichen Lotteriespiel verknüpft werden. Der Entwurf sieht vor, daß für die Auslosung jährlich bis zu 5 Prozent vom Kapital der Anleiheablösungsschuld, soweit sie auf Altbesitzer entfällt, aufgewendet wird. Ob dieser Prozentsatz voll erreicht werden wird, hängt davon ab, wieviel sich schließlich als Altbesitz bei der genaueren Prüfung herausstellen wird. Höchstens sollen nämlich für diese Tilgung und die feststehende 5prozentige Verzinsung der Ablösungsschuld zusammen 100 Mill. RM. im Jahre aufgewendet werden. Die Regierung rechnet damit, daß von den 77 Milliarden PM.-Anleihen des Reiches, die noch draußen schwimmen, etwa 15 bis 20 Milliarden alter, d. h. vor dem 1. Juli 1920 erworbener Besitz ist. Würde genau 20 Milliarden Anleihealtbesitz bestehen, dann ergäbe das bei der projektierten Konversion zu 5 Prozent einen Betrag von 1 Milliarde RM., der zu verzinsen und zu tilgen wäre. In diesem Falle würde die 5prozentige Tilgungsquote erreicht werden. Denn 5 Prozent Verzinsung und ebensoviel Tilgung zusammen machen auf eine Milliarde gerade die 100 Millionen aus, die die Regierung für diesen Zweck auszuwerfen gedenkt.

Eine Tilgung in solcher Höhe wäre auch durchaus angemessen und würde geeignet sein, dem Kurs der Titel der Anleihealtbesitzer eine erwünschte Stütze zu bieten. Aber das genügte den Autoren der Vorlage noch nicht. Sie wollten die Kursbildung künstlich anstacheln und haben zu diesem Zweck die kuriose Bestimmung dem Gesetzantrag einverleibt, daß von der jährlichen Auslösungssumme nur die eine Hälfte für die Tilgung zum Nennbetrage, die andere Hälfte aber für die Bildung von Prämien bis zum vierfachen der gelosten Beträge zu verwenden sind. Bleibt es genau bei der 5proz. Tilgungsquote, so würden davon 2,5 Prozent dazu dienen, um einem ganz beschränkten Kreis von Abgefundenen einen Lottogewinn zu verschaffen, wodurch diese Glücklichen neben dem Paribetrag der Ablösungsschuld noch einmal das Vierfache draufgezahlt bekämen, insgesamt also das Fünffache des Nennbetrages gleich 25 Prozent ihrer einstigen Papiermarkforderung erhielten. Es wären jedoch noch nicht 1 Prozent aller Gläubiger, die eine solche Zuwendung empfangen könnten (2,5 Prozent : 4). Die anderen, die nicht glückliche Gewinner sind, hätten infolge dieses Tilgungsmodus um so länger auf ihre endgültige Kapitalabfindung zu warten. Auf diese Weise soll aber die Mobilmachung des Spieltriebes, die Börsenkursbildung der Ablösungsschuld günstig beeinflußt werden. So sehr es zu begrüßen wäre, wenn auf anderen Gebieten unbürokratisch jede Gelegenheit zur Förderung der Interessen der enteigneten Anleihegläubiger ergriffen würde, so wenig ist diese Manipulation geeignet, den Geschädigten zu helfen. Die Idee stammt zwar von „sachverständiger" Seite, und es wäre in der Tat nicht ausgeschlossen, daß die entfachte Gewinnsucht dem Markte des Papieres zugute käme. Aber handelt es sich eigentlich um die Regelung der Staatsschulden des Deutschen Reichs und von Monaco? Konnte man sich im Jahre 1919 mit der Emission der Sparprämienanleihe als einem — mißlungenen — Versuch in höchster Not allenfalls abfinden, so gilt es jetzt bei der endgültigen Regelung der Anleiheverpflichtungen des Reichs endlich zu gesitteten Verhältnissen zurückzukehren. Die Anleihegebarung des Finanzministeriums hat in den letzten Jahren mehrfach Mittel nicht verschmäht, die früher indiskutabel erschienen wären. Die ganze Behandlung des Kriegsanleiherückkaufs und die beinahe systematisch anmutende Irreführung des Publikums durch temperamentvolle Aufwertungsdementis gehören unter diese Rubrik. Man hat im Inflationstaumel vergessen, daß staatliche Anleiheschulden eine sehr ernsthafte Sache sind. Soll der aleatorische Charakter des Reichsanleihemarktes verewigt werden?

Kaum hat als letzte die Deutsche Bank den Ring der Großbankbilanzen für 1924 geschlossen, da veröffentlicht die Reichsbank bereits die ersten Zwischenbilanzen für den zwei Monate später liegenden Termin. Die Fachkritik zerbricht sich den

Kopf, um den Sinn der Zahlenbewegungen zu ergründen. Ueber sehr beschränkt gültige Schlüsse kann sie dabei diesmal nicht hinauskommen. Haben die Banken schon in normalen Zeiten mehr als andere Unternehmungen das Mittel der Bilanzfrisur zu benutzen gewußt, so wenden sie es jetzt verstärkt an, wo es gilt, zur Anknüpfung neuer und Befestigung alter internationaler Verbindungen das Renommee zu wahren. Es kam ein besonderer Umstand hinzu, der gerade an den Bilanzterminen Ende Dezember und Ende Februar die willkürliche Bilanzverbesserung wie nie zuvor erleichtert hat. In dieser Zeit sind ausländische Kredite in großem Umfange nach Deutschland hereingeflossen. Sie haben natürlich auch auf den Bankkonten ihrer deutschen Empfänger Station gemacht. Wenn wirklich die Liquidität einer Bank nicht zum besten bestellt war, so war es ein leichtes, durch ein gutes Wort, das man dem Kunden gab, zu erreichen, daß der ausländische Kredit an den Bilanzstichtagen auch dann noch der Bank belassen wurde, wenn normalerweise die Entnahme schon vorher erfolgt wäre. Ob der Fabrikant seine Rohstoffe, die er mit dem ausländischen Kredit zu bezahlen gedachte, acht Tage früher oder acht Tage später einkaufte oder beglich, das fiel nicht so sehr ins Gewicht gegenüber dem Vorteil, sich die Bankverbindung warm zu halten. Und vermochte die Bank erst einmal einen großen Kredit am Stichtag in ihren Büchern zu halten, so war das weitere nur eine Kleinigkeit. Man brauchte nur einen Tag lang die Anlage der betreffenden Schuld zu vollen 100 Prozent in liquiden Mitteln ersten Ranges zu halten, also in erster Linie in Bargeld oder auf Reichsbankgirokonto oder als Guthaben bei in- und ausländischen Banken, in beschränktem Maße auch in Wechseln, und man hatte die bilanzmäßige Liquidität der übrigen Schulden mit einem Schlage auf einen höheren Prozentsatz emporgehoben als es dem wirklichen Sachverhalt entsprach. Da mehr als eine Milliarde Auslandskredite (kurzfristige Darlehn, Anleihen und Anleihevorschüsse) im Rollen waren, so sagt es auch wenig, daß die sechs Berliner Großbanken Ende Dezember 1925 3,3 Milliarden und Ende Februar 1925 3,5 Milliarden Kreditoren besaßen, solange man nicht genau weiß, wieviel davon Auslandskredite oder der Gegenwert davon gewesen sind, wobei es gar nicht darauf ankommt, ob dieser Anteil noch in Valuta oder nach Umwandlung bei der Reichsbank schon in Mark gehalten wurde.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

I.

Zur Drüsenmode.

Arnold Hahn schreibt, daß man beim Durchblättern von medizinischen Zeitschriften, „wenn man halben Auges ist", den Eindruck von Modejournalen erhält. Es ist eine bekannte Geschichte, daß Laien, wenn sie sich von ungefähr und noch dazu „halben Auges" mit wissenschaftlicher Fachliteratur beschäftigen, kein oder doch nur ein falsches Bild erhalten. Gewiß spielen in der Medizin die Drüsen mit innerer Sekretion jetzt mehr als früher eine große Rolle u. z. kommt dies daher, daß, wie Arnold Hahn richtig bemerkt, ihre Bedeutung erst in den letzten 30 Jahren erkannt wurde. Aber im Gegensatz zu Arnold Hahn möchte ich behaupten, daß man mit gleichem Recht, wie von einer Drüsenmode, von einer Herzmode sprechen kann. Obwohl das Herz schon seit langem von allen möglichen Gesichtspunkten aus durchforscht wurde, so sind die Arbeiten und Publikationen über dasselbe auch heute bestimmt nicht geringer an Zahl als diejenigen über die Drüsen, weil die wissenschaftliche Forschung bei allem schon heute Erkannten nicht halt machen kann und darf. Es liegt vielmehr in der Natur einer exakten Wissenschaft, daß beim Aufblitzen eines neuen Gesichtspunktes dieser möglichst im Auge behalten wird und daß man nun versucht, von ihm aus Licht in das bisher Unbekannte zu bringen und den Zusammenhang mit dem Bekannten zu finden. Und gerade dieses Hineinstürzen in die neue Materie, was Arnold Hahn Mode nennt, möchte ich für das Gesunde und für das Wichtigste halten. Es ist unmöglich, der Forschung Grenzen zu setzen. Wer kann denn sagen, ob nicht gerade hinter dem Punkt, vor dem wir willentlich halt machen, ein Wichtiges, bisher Unbekanntes liegt? Der Nichtfachmann mag wohl den Eindruck bekommen, daß viele der wissenschaftlichen Arbeiten und Publikationen zwecklos in die Welt gesetzt werden. Praktisch aber trägt schon der kleinste Gedanke, die kleinste wissenschaftliche Arbeit — sei es nur eine Statistik — ein Steinchen dazu bei, das Gebäude unseres Wissens zu vergrößern. Nur so war es möglich, daß dem Dunkel unserer Kenntnis ein für die leidende Menschheit so gnadenbringendes Mittel abgerungen wurde wie das Insulin, bisher die größte Entdeckung unseres Jahrhunderts. Nicht das sarkastische Lächeln fördert die Wissenschaft, sondern die Begeisterung und die ernste Arbeit.

Dr. med. Albert Zloczower.

II.

Die Ueberempfindlichkeit der Aerzte.

Mechthilde Lichnowsky hat ein herzerquickendes Buch: „Der Kampf mit dem Fachmann" geschrieben. Der Brief des Herrn Dr. med. Albert Zloczower sollte im Facsimile beigefügt werden. Man hört daraus geradezu den sonoren Brustton des Fachmannes röhren, man sieht Dr. Zloczower — einen Blick auf seine medizinische Bibliothek, den andern auf sein Doktordiplom. Typisch ist, daß er a priori annimmt, daß jeder, der nicht seiner Meinung ist, nicht mit Dr. med. zeichnet und nicht in wissenschaftlichen Journalen veröffentlicht, „Laie" ist. Er nimmt sich nicht die Mühe, zu prüfen, ehe er behauptet. So sei ihm denn verraten, daß ich doch einigermaßen vom Fache bin, mich lange Zeit mit physio-

logischen Problemen befaßt und eine nicht geringe Zahl wissenschaftlicher Arbeiten in den ersten medizinischen und biologischen Journalen veröffentlicht habe. Typisch ist weiter, daß Herr Dr. Zloczower es nicht der Mühe wert findet, den Artikel des „Laien“ richtig zu lesen. Hätte er das getan, so hätte er die Sätze gefunden: „Die Drüsenforschung in Ehren! Das Befeuernde, Entkalkende der Mode anerkannt!“ In diesen wenigen Worten werden die Selbstverständlichkeiten und Gemeinplätze, die Dr. Z.'s Brief bilden, allen „Fachleuten“ zur Beruhigung hingesetzt. Den Hauptsinn der Glosse, daß immer wieder versucht wird, Sein und Werden des Organismus aus einem einzigen Punkte zu erklären, hat Dr. Z. nicht erfaßt.

Psychologisch interessant ist der Brief deshalb, weil er ein Dokument der Ueberempfindlichkeit der Aerzte, als Herde betrachtet, ist (ich bin um Gottes Willen kein Feind der Aerzte!). In keinem Berufe ist der Korpsgeist so entwickelt, keiner zittert so um sein Dekorum, um seinen Nimbus, keiner will so esoterisch sein. Wehe dem „Laien“, der es wagt, esoterisch über Medizinisches zu schreiben, wehe selbst dem Arzte, der es in einer Tageszeitung tat. Ich hätte es voraussehen sollen, daß es die ärztliche Ueberempfindlichkeit als Verletzung der Würde auffassen wird, wenn ich die Medizin mit dem Allmenschlichen der Mode in Verbindung bringe und zu behaupten wage, daß sie wie alle Wissenschaft zwischen Wahrheit, Irrtum und Hoffnung pendelt. Aber wie sagt Bernard Shaw im „Arzt am Scheidewege“? „Die Aerzte! — das ist kein Beruf, das ist eine Konspiration.“ Doch das ist wieder so eine Ansicht eines dummen Laien.

Dr. Arnold Hahn.

SPOTTET IHRER SELBST UND WEISS NICHT WIE!

Die nationale Presse macht immer mehr das Witzblatt überflüssig. Ihre Witze sind witziger als alle anderen, weil sie von ernsten Leuten gemacht werden, die nicht wissen, daß sie einen Witz gemacht haben, und von ernsten Leuten gefressen werden, die auch nicht merken, daß hier ein Witz gemacht worden ist.

Ein Exempel: Das deutschnationale Parteiorgan „Nationalpost“ vom 28. März 1925 bringt eine lange Abhandlung unter dem Titel „Schwarz-Weiß-Rot oder Deutschlands Sieg über England unter Goethes Farben.“ Dieser Titel ist allerdings nicht von der „Nationalpost“ erfunden, sondern von Mynona, der damit eine seiner reizenden Zeitsatiren einleitet.

Nun war die „Nationalpost“ so witzig, den Witz ernst zu nehmen und zitiert 100 Zeilen lang Mynona, den neuen literarischen Vorkämpfer für die Flagge, der wir treu ergeben sein wollen.

Die Einleitung der „Nationalpost“ beginnt so: „Unter dem Gesichtswinkel dichterischer Geistigkeit läßt hier Mynona, der bekannte Literaturanonymus (in ihrer Unschuld wissen sie nicht, wie Mynona amtlich heißt! E. W.), eine Verteidigungs- und Angriffsschrift gegen den das alte seelenhafte Europa und Asien zerstörenden rechnungsklugen Angelsachsensinn erstehen (auch die Dialektik kann witzig sein! E. W.), Goethe gegen Newton angehen. Und nun kommt der Literaturanonymus:

> „Es ist im höchsten Grade sonderbar, daß Deutschland ganz buchstäblich Goethes Farben trägt, nämlich außer den Extremen aller Farben, Weiß und Schwarz, gerade Rot, die Farbe aller Farben im Sinne Goethes .... Deutschland wird hoffentlich mit Goethe so mitsiegen, daß Deutschlands Schulkinder sehr bald über die eng-

lischen Farben lachen lernen, die angeblich im L i c h t e stecken, während sie sich für jedes deutsche, d. h. goethische, also gesunde Auge, ganz offenbar aus Finsternis und Licht, aus S c h w a r z und W e i ß also, erzeugen und im Rot das liebste Kind dieser Eltern haben. . . . . Newton aber hat ausgespielt, wenn Deutschland auf preußische Manier und mit Goethes Augen Schwarz-Weiß sehen lernt. . . . . Laßt euch doch nicht von englisch vollendeter Rechenkunst betören, die auf Lug und Trug, auf Augentäuschung beruht, und führt eure Farben auch zum S i e g d e u t s c h e r G r ü n d l i c h k e i t, unter den Farben Generalfeldmarschall Goethes, dieses Ueber-Hindenburgs aller Farbenlehre. . . . Spiegelt sich hierin nicht sinnbildlich unser politischer Konflikt mit einem Volke, das das aufgeklärteste Licht heuchelt, indem es inwendig die buntgetigerte Tücke der ganzen Finsternis verbirgt, während der echtaufgeklärte Deutsche, Goethe, frei und offen außer W e i ß a u c h S c h w a r z bekennt und die I r i s d e s F r i e d e n s dazwischen farbig entbrennen läßt. . . . Und ist es nicht kerndeutsch und goethisch, daß Meister S c h w a r z das Pulver erfunden hat (Wer lacht da? E. W.)! England hat ausgespielt; auch in der Farbenlehre . . . Welches „Wunder vom Sinn im Zufall“, daß Deutschlands Fahnenfarben das wahre E m b l e m der Goetheschen Lehre bilden! . . . Im Zeichen Goethes, Schwarz-Weiß-Rot, soll Deutschland auch wissenschaftlich siegen!“

Soweit Mynona! Mehr kann man doch wirklich nicht verlangen! Es lebe der neue Siegfried! Gebt ihm einen Nationalposten bei der „Nationalpost“! Oder wie wär's mit Mynona (den bürgerlichen Namen bitte bei Adolf Bartels zu erfragen!) als Nationalblockkandidat für den nächsten Wahlgang?

Noch ist Zeit! Feste druff im Sinne Goethes!

Erich Weinert.

JARRES IN MÜNCHEN

Am Vormittag besichtigte er das Atelier des Münchener Genremalers Professor G r ü t z n e r und dessen prachtvolle Sammlung. Seinen Aeußerungen war zu entnehmen, daß er sich der Bedeutung der Kunst für ein Volk voll bewußt ist, und daß deren Pflege ihm am Herzen liegt.

(Aus dem „Lokal-Anzeiger“ vom 25. März 1925.)

FILM

Die Karawane

Wenn nicht zu diesem großen Film das Kulturhistorische, Kulturpolitische lockte, müßte man ihn für einen amerikanischen Abenteuerfilm schlecht komponiert und langweilig finden.

Man sieht den Aufbruch einer Karawane von Kulturpionieren um 1850 aus dem Osten der Vereinigten Staaten, die mit riesigen Planwagen durch die endlose Prärie, über seeartig-breite Flüsse, bedroht von wilden Indianern, von Hitze, Hunger und Feuer nach dem Westen streben, um sich dort anzusiedeln.

Die eingestreuten Intrigengeschehnisse sind, wie gesagt, belanglos und ohne Schwung, die Indianerszenen auffallend wirkungslos. Aber dieser zähe Kampf eines Häufleins Menschen, die unbekannte Distrikte unseres Planeten erobern, wird immer erschüttern; mühselige Vergangenheit, die sich in siebzig Jahren zu rasender Gegenwart wandelte, wird belehrend lebendig; und die Bilder der Planwagen-Karawane in der Prärie, beim Ueberschwimmen des Stroms, Büffel- und Menschenjagden erfreuen

das Auge, weil sie nicht nur schön, sondern neuartig sind.

„Die weiße Schwester“

Mit unheimlich gemischten Gefühlen sieht man diesen amerikanischen — von Henry King glänzend gemachten — Film. Eine langweilige Handlung ältester Tradition — und dennoch guckt man zwei Stunden gespannt hin; eine Rührseligkeit und Verlogenheit, die bereits in „Herzblättchens Zeitvertreib“ oder im „Milwaukee-Magazin“ nicht mehr möglich wäre — und dennoch schreit oder lacht man nicht dazwischen; eine Darstellerin von genau ausprobierter, alterprobter Technik — und dennoch seufzt und heult das Publikum, daß man schließlich durch dickste Luft und Salzsee dem überfüllten Kino entwatet.

Das edle Mädchen, welches, von ihrer bösen Stiefschwester aus dem Fürstenschloß verjagt, Nönnchen wird, weil sie glaubt, daß ihr militärischer Verlobter in Afrika gemordet sei und nun erlebt, daß er zurückkehrt, wegen ihres Gelübdes verloren und unerreichbar, — warum interessiert uns diese blöde Geschichte? Weil der Amerikaner die Sache gerade während eines Vesuv-Ausbruchs in Italien spielen läßt, weil er dem Film so viel Atmosphäre gibt von der Erregtheit dieser Landschaft und dieser Menschen; weil er so geschickt schneidet, klebt und kleine Sonderkatastrophen einfügt, daß wir nicht zur sentimentalen Ruhe kommen.

Dazu die raffinierte Technikerin Lilian Gish, wie immer, trotzdem sie mehr als ein Menschenalter sah, als kleines verlassenes Waisenmädchen. Sie ist die vollkommenste Vertreterin jenes amerikanischen Realismus, der nichts mit dem gedämpften innerlichen Realismus, wie ihn unser Brahm lehrte, gemein hat. Hier wird jeder Schmerz, jede Lust in äußerster Vollendung gegeben, die aber so vollendet ist, wie die Wirklichkeit niemals sein kann, die äußerste Kraßheit gibt, und doch immer noch ein klein wenig zu geklärt und edel ist, um allerletzte Steigerung zu geben — ein Realismus, der, wie es Lessing ausdrückte, im fruchtbarsten Moment abbricht. Lilian macht immer dieselben hilflosen kleinen Bewegungen der Hände zum Mund, dies Umsichselbstdrehen im wildesten Schmerz, dies Aufleuchten des kurzsichtigen Angesichts und dies Hinschmelzen in kindlicher Freude. Man weiß, daß die kullernden Tränen, der zuckende oder starre Schmerz, das tanzende Entzücken mit kaltem Herzen fabriziert sind . . . . aber hier ist Technik so geölt, so fleißig, so sauber, daß das Publikum nichts mehr von Technik merkt und stöhnt und schluchzt und lächelt. Eine Spielerin, selbst ungerührt, rührt im innersten Herzen das Publikum der Welt.

Kurt Pinthus.

TISCH MIT BÜCHERN

Katholische Poesie.

Es gibt „katholische Poesie“ — in Frankreich, wo Claudel und Francis Jammes aus „positiver Gläubigkeit“ schaffen, in Italien (Manzoni). In der deutschen Dichtung trat das katholische Element schon stofflich zurück — — von einer besonderen Prägung durch den katholischen Geist konnte nicht die Rede sein. Wenn etwa der „Franziskus“ des Adolf v. Hatzfeld Erlebnisinhalte eines strenggläubigen Katholiken einfließen ließ, wurde kein Typus geschaffen, der wie in Frankreich eine katholische Poesie geschaffen hätte. Nicht ohne Skepsis betrachtet man daher die Versuche des „Theatiner-Verlages (München). eine katholische Poesie einzuführen. Die „Hymnen an die Kirche“

von Gertrud Le Fort haben sicherlich an einer echten Inbrunst des Glaubens ihr Pathos entzündet; aber nur schwer ringt sich die Sprache dieser freien Rhythmen aus übernommener Hymnik zu eigener Prägung; es ist eine ernstgemeinte und sehr gewählt gesetzte poetische Aussprache über religiöse Empfindungen, die manchmal eine schöne Wendung erhascht, aber weit hinter ihrem „profanen" Vorbild, hinter Whitman, zurückbleibt. Dagegen enthüllt, gelegentlich ihrer Bemühung um Gestaltung religiösen Erlebens, Ruth Schaumann eine bedeutende lyrische Begabung. Hier wird das Religiöse unmittelbar Ausdruckskräftig, es findet zu eigener Melodie. Ruth Schaumann ist als Dichterin eine ernst zu nehmende Erscheinung; selten wurden Verse geschrieben wie ihr „Hüter, ist die Nacht bald hin", in denen eine Melodie von reichster Musikalität schwingt. Ihr Gedichtband — „Der Knospengrund" — beweist, daß das religiöse Erleben nur für die Poesie wesentlich ist, wenn es unmittelbar form-schaffend, wenn es produktiv wird. Ruth Schaumann bleibt jenseits des Dichterischen, wenn sie ihre Religiosität in Formen zwängen will, die eine andere Schau der Dinge voraussetzen, nämlich in die Form des Dramas, das sie, präraffaelitischen Vorbildern nacheifernd, ein „Spiel" nennt; aber dieses Spiel „Die Glasbergkinder" taumelt zwischen realistischem Dialog und pathetischen Religionsdisputationen, zwischen eingelegten Lyrismen und oratorienhaftem Psalmodieren. Dennoch fordert die lyrische Begabung Ruth Schaumanns Aufmerksamkeit. Den besten Ueberblick über das Wollen und Können des katholischen Dichterkreises bietet der „Theatiner-Almanach", in dem wesentliche katholische Autoren (wie der Philosoph Dietrich v. Hildenbrand) zu Wort kommen. Was katholische Poesie — als einer wesentlichen Erscheinung der Poesie überhaupt — bedeutet, beweist die Ausgabe der Dichtungen des Sankt Johannes vom Kreuz, die synoptisch den spanischen und deutschen Text bringt und uns den vergessenen Meister des katholischen Spanien verlebendigt, einen tiefgründigen, aber ganz aus dem Dichterischen schaffenden Lyriker, dessen formenstrenger Sprachlichkeit Novalis nahekommt. *Otto Zarek.*

DIE GELESENSTEN BÜCHER

In der ausgezeichneten New Yorker „Nation" Oswald Garrison Villards ist in der Nummer vom 25. Februar unter den redaktionellen „Paragraphs" der Woche eine Glosse zu lesen, die dem deutschen Leser aus mehrfachen Gründen nicht vorenthalten bleiben soll. Dort heißt es wörtlich:

„Listen der best-gehenden Bücher sind stets interessant, und es ist ein angenehmer Sport, aus ihnen tiefgründige Folgerungen abzuleiten. Das Berliner „Tagebuch" machte unlängst bei fünfzehn der besseren deutschen Buchhändler eine Umfrage über die bestgehenden fünf Bücher. Hauptmanns neue Novelle „Die Insel der Großen Mutter" führte in den Antworten; in 9 von den 15 Antworten figurierte Hauptmann. Wassermans „Faber", Ossendowskis „Götter, Menschen und Tiere" und zwei Bücher Romain Rollands „Annette und Sylvia" und „Mahatma" Gandhi" figurierten in je sechs Antworten. Eine neue Balzac-Ausgabe fand man fünfmal, Franz Werfels Novelle „Werdi" in vier der Antworten und unter den anderen acht angeführten Büchern war Shaws „Heilige Johanna", Henry Fords Selbstbiographie und Frank Harris' „Oscar Wilde" mehr als einmal erwähnt. Sollten diese Daten an-

deuten, daß die deutsche Seele über die Grenze blickt, — nach Indien, die Mongolei, nach Frankreich und Amerika? Möglich, daß ja, möglich, daß nein. Was wird wohl dadurch bewiesen, daß nach Angaben des „Publishers Weekly" im Jahre 1924 in den Vereinigten Staaten die bestgehenden Bücher Edna Ferber's „So big", Percy Mark's „The Plastic Age", Anna Douglas Sedgwick's „The little French Girl", Philipp Gibbs' „Heirs Apparent", James Oliver Curwood's „A Gentleman of Courage" und Zane Grey's „The Call of the Canyon" waren?"

Wir sehen, es gibt trotz einer geistigen Rückentwicklung in Deutschland ein Gebiet, auf dem es für das bessere Amerika noch als beneidenswert erscheint. Deutschland kann auf das Ergebnis der „Tagebuch"-Enquete stolz sein und die Liste der „Nation" möge dem deutschen Verlag eine Warnung sein.

•

Und noch ein Negativum, worauf Deutschland — trotz Hitler, Stresemann und Courths-Mahler — stolz sein darf: soeben erschien ein Sonderkatalog der großen Londoner Buchhandlung „Mudie's Select Library". Unter den 64 Seiten finden sich zwei Seiten ausschließlich mit Kreuzworträtsel-Literatur. Die eine Seite trägt die Ueberschrift: „Eine Liste von Kreuzworträtselbüchern", und 13 Bücher werden da aufgezählt, wobei „Mudie's" bemerkt, die Liste erhebe nicht den Anspruch, erschöpfend zu sein... Auf der anderen Seite sind Kreuzworträtselhilfsbücher, „Guide's" und Wörterbücher, die für die Kreuzworträtselei unentbehrlich seien, angepriesen.

UNVERGESSLICHE SZENEN

Drei Zeilen.

Die schöne Mary Vecera, die von dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich getötet wurde, stammte von einer Mutter, deren beseelte Schönheit von allen gerühmt wurde, die sie kannten. Ein Hauch dieses inneren Adels fällt auf den Grabstein, den die Mutter ihrer früh gestorbenen Tochter errichtet hat. Auf diesen Stein hat die Greisin meißeln lassen:

Wie ein Blatt vom Baume fällt,
Geht ein Leben aus der Welt.
Die Vöglein singen weiter.

Um dieser drei Zeilen willen ist diese Mutter verehrungswürdig.

Die Hoheit der Duse.

In einer Zeitung, die ich vergessen habe, finde ich ein Zitat aus einem Buch, das eine Freundin der Duse ihren letzten Jahren gewidmet hat. Da ist die letzte Begegnung geschildert, die D'Annuncio mit ihr hatte.

Es war auf der Bühne eines großen Theaters, während der Vorstellung, hinter den Kulissen.

D'Annuncio stand hinter der Duse und flüsterte ihr zu: „Selbst eine Seele wie du kann sich nicht ausmalen, wie sehr ich dich geliebt habe".

Die Duse, einen Moment lang von der Schamlosigkeit der rhetorischen Lüge des alten Technikers erschlagen, raffte sich auf und erwiderte mit gefaßtem Lächeln: „Selbst ein Schriftsteller wie du kann sich nicht ausmalen, wie sehr ich dich vergessen habe".

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 13)

Eine Ausstellung japanischer Farbenholzschnitte der Sammlung Straus-Negbaur, die wohl geeignet ist, einen geschlossenen Ueberblick über die zarte und doch monumentale Kunst der Graphik jenes Landes zu geben, findet zurzeit im Buch- und Kunst-Antiquariat Heinrich Tiedemann, Berlin W 8, Unter den Linden 12/13 statt.

Redaktion des „Tage Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Aprilwoche

Wahrhaftig, es wanderten Deputationen nach Hannover, um den achtzigjährigen Hindenburg zu bewegen, die Kandidatur für die Reichspräsidentenschaft anzunehmen! Das Komitee der Wichtigtuer, welches die Kandidatur Jarres erfunden hat, zögerte lange, den im Rheinland versackenden Oberbürgermeister wieder aufzurichten. Große Zeitungen empfahlen in vollem Ernst, den Greis, der in der Stille an der Leine lebt, auf den wichtigsten Platz im Reiche zu erheben. Eine Präsidentschaft Hindenburg, das weiß der letzte Legationssekretär in Paris, London, Washington, würde alle Kriegsgeister Frankreichs wachrufen, würde in England als Beweis unheilbaren deutschen Wahnsinns empfunden werden, in dem politischen Kinderland Amerika aber würde man glauben, ganz Deutschland bestehe doch nur aus viereckigen Feldwebelgesichtern mit drohenden Augenbrauen und erschütterndem Schnurrbart. Der Name Hindenburg — unnötig, dies Leuten zu sagen, die seit 1918 auch nur acht Tage außerhalb Deutschlands waren — bedeutet für die ganze Welt die provozierendste Erinnerung an die unseligste Zeit, da Deutschland in toller Verwegenheit sich vermaß, den Westen und den Osten, Europa und Amerika niederzuringen. Wie gottgeschlagen, wie unheilbar blind müssen Deutsche sein, die auch nur eine halbe Stunde eine Kandidatur Hindenburg ernsthaft erwogen! Da lob ich mir den guten ollen Ludendorff, der sogleich, als im Loebellschen Komitee der Wichtigmacher der Name Hindenburg auftauchte, laut und deutlich durch sein Münchener Sprachrohr rufen ließ: Nein, nein, nein! Ludendorff hat sein Votum auch begründet. Er hat mit der schönen Brutalität, die ein General dem andern schuldet, darauf hingewiesen, daß Hindenburg zu alt sei. Faktisch sind achtzig Jahre für das leitende Oberhaupt der deutschen Republik ein hübsches Alter (Ludendorff ließ in taktvoller Bescheidenheit darauf hinweisen, daß er selbst um zwanzig Jahre jünger sei). Bei seinem Protest hatte der Herr Generalquartiermeister noch das schöne Gefühl, er habe rücksichtsvoll die wichtigsten Einwände verschwiegen. Wir, die wir nie gemeinsam auf brüderlichen Photographien mit dem martialischen Marschall prangten, brauchen nicht so zart zu sein, wir können offen sagen: Deutschlands Reichspräsident darf keine

Attrappe sein! Wir brechen die allgehegte Hindenburg-Legende. Wir wagen offen zu sagen, was schon im Kriege alle Leutnants wußten: Hindenburg ist im Kriege hauptsächlich Ludendorffs wirksamstes Bekleidungsstück gewesen. Schon am 12. Januar 1915 schrieb der unglückliche Generalstabschef von Moltke an einen deutschen General: „Möge Se. Majestät den General Ludendorff nehmen. Er ist keine bequeme Persönlichkeit, aber darauf kommt es doch, weiß Gott, nicht an." Von Hindenburg war nicht die Rede. Man hätte Moltkes Wort heute wiederholen können. Wenn schon einen Kriegverlierer, wenn schon Hindenburg, dann gleich seinen Kern, dann Ludendorff. Aber Ludendorff ist im Laufe der Jahre noch „unbequemer" geworden, weil er inzwischen die hoffnungslose Desperadostrategie auch in ein politisches System gebracht hat. Der greise Marschall an der Leine aber ist den gewissenlosesten Wichtigmachern und Hofintriganten erwünscht, eben weil er achtzig Jahre ist, eben weil er politikfremd ist, eben weil er nicht einmal seinen Kopf, seinen Ludendorff, mehr bei sich hat. Eine Reichspräsidentenschaft Hindenburg wäre das politische Paradies für eine neue Kamarilla, einen neuen Hof geworden, das alte wilhelminische Versteckspiel könnte sich hinter der breiten Figur des ahnungslosen Greises neu erheben. In den sieben Jahren seit dem Zusammenbruch ist kein frivoleres Intrigenstück ausgedacht worden als dieser Versuch, Hindenburg als Präsidenten-Attrappe aufzustellen. Der alte Herr, der zum Glück noch einen natürlichen Instinkt für seine rein repräsentative Rolle besitzt, hat sich durch die Deputationen der gewissenlosesten Königsmacher nicht verwirren lassen. Wie aber, wenn der Greis so wenig Selbsteinschätzung gehabt hätte wie seine frivolen Entdecker? Daß die Jarressisten tagelang um Hindenburg warben, muß alle Denkenden, die Deutschlands Isolierung nicht verewigen wollen, zwingen, am 26. April auf ihrem Stimmzettel den Namen Wilhelm Marx anzustreichen.

Reichskanzler Luther zeichnet sich vor einigen seiner Kollegen durch eine frische Verantwortungsfreudigkeit aus, für die er sich die verfassungsmäßige Berechtigung aus dem Artikel 56 der Reichsverfassung ableitet, wo es heißt: „Der Reichskanzler bestimmt die Richtlinien der Politik und trägt dafür dem Reichstag gegenüber die Verantwortung." Aber er dürfte in seiner sonst so schätzenswerten Freudigkeit etwas weit gegangen sein, als er seinen Vorstoß gegen die Kandidatur Marx und für eine bürgerliche Einheitsfront machte. Der eigentliche Anstifter war der Domkapitular Leicht. Es war schlau von ihm, den Versuch nicht selber zu machen. Denn er konnte schlecht gegen das Zentrum vorgehen, während bei Luther die Kampfstellung gegen den Katholizismus sehr natürlich wirkt, mag sie nun wegen der Einheit oder,

wie bei seinem großen Namensbruder, wegen der Zwieh t erfolgen. Mag sein, daß der Kanzler wirklich Sorge hatt der Wahlkampf werde die Bevölkerung allzusehr erregen und di von der patentierten sachlichen Politik geglätteten Wogen wieder l ch-gehen lassen. Im Hintergrunde des Herzens saß sicherlich die Angst um den Sieg des Rechtsblockes, und dahinter noch die Furcht vor der Erschütterung der eigenen Stellung. Es ist klar, daß dem Kabinett Luther nicht viel Freude erwachsen kann, wenn die Teile der Bevölkerung den Wahlsieg erringen, die in gedämpfter oder ausgesprochener Opposition zu ihm stehen. Aber diese berechtigte Sorge rechtfertigt nicht, daß der Kanzler den Sinn der Volkswahl zu verfälschen sucht, ja sogar seine Skepsis gegen den Parlamentarismus vergißt und dies Grundrecht des Volkes zu zerstören sucht. Zwar das Volk selbst hätte es sich gefallen lassen; denn es richtet sich bei dieser Wahl noch ganz nach den Befehlen der Parteiführer. Aber diese selbst konnten sich auf nichts mehr einlassen. Die Präsidentenwahl steht unter dem Zeichen des Handelsgeschäfts. Weil bei einem Einheitskandidaten nichts zu verdienen ist, kann es auch keinen geben. Der Austausch der Machtpositionen in Preußen und im Reich war die einzige Bewegungsmöglichkeit für die festgefahrenen Parteien der Linken. Kein Wunder, daß sie sich in ihren Freiübungen nicht stören lassen wollten und Herrn Luther seinen ersten großen Mißerfolg bereiteten. Dadurch wird nur deutlicher, daß diese Wahlen auch noch für oder gegen die Rechtsregierung im Reiche entscheiden sollen. Siegt der Republikaner, so wird seine erste Aufgabe sein, eine Kabinettskrise zu lösen. Und der Sieg der Republik wäre erst vollständig, wenn ihm das gut und schnell gelingt.

Wenn nicht alles so schnell ginge, dann hätte man bei der Wiederwahl Otto Brauns zum Preußischen Ministerpräsidenten eine Stunde lachen können. Das politische Karussel hat sich nie komischer gedreht, als in den letzten Monaten im Preußischen Landtag. Die Rechte war nahe genug daran, es an der falschen Stelle zum Halten zu bringen. Der Präsidentschaftskandidat Marx hat hoffentlich für seine künftigen Krisen-Aufgaben aus dieser Kabinettsbildnerei, in der er keine glückliche Hand hatte, einiges gelernt. Wären die Wähler nicht zu Hilfe gekommen, so hätte die Rechte am Ende Gelegenheit gehabt, zu beweisen, daß die Landluft die besseren Nerven macht. Nun hat sie sich nur eine gründliche Blamage geholt. Könnte man gerade an die Landbevölkerung mit dem gedruckten oder geschriebenen Wort herankommen, dann wäre das Ende dieses Preußenspiels zugleich das Ende der ganzen deutschnationalen Herrlichkeit. So aber bleiben die Junker Selbstversorger, für sich und ihre Wähler, mit Deputaten und mit Lügen, und werden es bleiben, solange „nicht aufhört Sommer und Winter“. Ein Gutes

hat die Sache dennoch gehabt: die Volksparteiler sind aus dem Preußenkabinett verschwunden, und selbst der kritischste Unparteiliche wird nicht leugnen können, daß Becker gegen Bölitz, Höpker gegen Richter ein glänzender Tausch ist. Nieten sitzen in jedem Kabinett. In diesem sind es so wenig, daß man ihm ein langes Leben wünschen möchte.

Die Stumpfheit der Presse in Deutschland ist schlimmer als durch alle bekannten Fehler der Zeitungsorganisation entschuldigt werden kann. Ein böses Beispiel dafür gibt die Behandlung des Unglückes, durch das fast 80 Reichswehrsoldaten ums Leben gekommen sind. Nur im „Montag Morgen" und nirgend sonst ist darauf hingewiesen worden, wie unglaubwürdig der Bericht des Reichswehrministeriums das Unglück darstellt. Daß es drei Tage gedauert hat, bis er erfunden wurde, spricht nicht für seine Richtigkeit. Es ist ein abscheuliches Gefühl, daß man die Mitteilungen dieser Behörde nicht mehr anders hinnehmen kann, als mit dem Zweifel, ob sie auch nur ein Körnchen Wahrheit enthalten. Beim Lesen der Schilderung, wie die Soldaten auf der Fähre umgekommen seien, weil sie sich nicht entschließen konnten, Gepäck und Gewehr wegzuwerfen, mußte man an so viele Berichte denken, seit den unseligen Meldungen des Großen Hauptquartiers, in denen die Wahrheit fortgelassen worden ist. Wie war es doch beim Cüstriner Putsch? „Nationalkommunistische Haufen" wurden die Abteilungen der schwarzen Reichswehr genannt, die sich gegen die richtige Reichswehr empört hatten. Was nützen die Flaggen auf Halbmast, was nützt selbst eine heimliche Maßregelung der Verantwortlichen, wenn einem Volk, das Besseres gewohnt war, allmählich beigebracht wird, daß Offizierswort nicht mehr gilt? Es handelt sich nicht nur um die ertrunkenen Reichswehrsoldaten. Es handelt sich darum, daß der Reichswehr einmal die „höchsten Güter der Nation" wirklich anvertraut sein könnten, und daß dann niemand mehr zu ihr Vertrauen haben wird; denn auch die Wahrheit gehört zu diesen Gütern — und wie schmählich schlecht ist sie bei der Reichswehr aufgehoben!

Bei der Beerdigung der Veltheimer Opfer in Detmold schritt auch der ehemalige Fürst von Lippe hinter den Särgen her und legte auch einen Kranz am Sarge nieder. In welcher Eigenschaft? Nun, als „Landesherr", wie ausdrücklich betont wurde. Oh ,wieviel heimliche Könige gibt es nicht in Deutschland!

Die plötzliche Krise, in die das Kabinett Herriot hineingeriet, kennzeichnet am besten die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen heute noch gerade eine demokratische Regierung zu kämpfen hat. Die Methoden der nationalistisch - schwer-

industriellen Opposition sind überall die gleichen. Rücksichslose Exploitation der Unzufriedenheit, die sich aus wirtschaftlichen Kriegsfolgen ergibt, und Mobilisation der Straße. Es ließe sich ein Buch darüber schreiben, mit welcher Unbedenklichkeit und Gerissenheit gerade die patentierten Ordnungsparteien alle Geister der Unordnung aus der Retorte lassen, wenn sie sich einmal in der Opposition befinden. Aber auch diejenigen Elemente der französischen Linken, die immer mit einem gewissen Spott auf deutsche Linksregierungen herabsahen, wenn sie mit der Straße nicht fertig werden konnten, dürften jetzt Veranlassung nehmen, sich an die eigene Brust zu schlagen. Es ist recht einfach von Energielosigkeit oder gar bösem Willen zu reden, wenn die Macht fehlt oder stückweis entschwindet. Auf kommende Gefahren Herriots haben wir an dieser Stelle schon verwiesen, als die Siegeshymnen des Linkskartells noch nicht verrauscht waren. Wir haben schon im vorigen Mai den fatalen Fehler der Sozialisten unterstrichen, daß sie, entgegen dem einsichtsvolleren Paul-Boncour, der sehr gesinnungstüchtigen, aber auch sehr unpraktischen Abstinenzparole Léon Blums folgten. Die Nichtbeteiligung der Sozialisten an der Regierung mußte Herriot von vornherein zwingen, Anlehnung an die gemäßigte Rechte zu suchen, Konzessionen an die überall gleichen sogenannten gemäßigten Mittelgruppen zu machen. Das hat namentlich seine Außenpolitik in verhängnisvoller Weise beeindruckt und machte schließlich auch die anfangs gerade Linie seiner Innenpolitik zitterig. Herriot ein wackerer Charakter, aber nicht in allem urteilsklarer Kopf, in manchem auch ohne jene Beweglichkeit, die den schnellen Entschluß riskieren läßt, wurde durch die schwache Deckung seines linken Flügels in eine Diplomatenrolle gepreßt, die dem verschlagenen Briand Lebenselement, dem kreuzbraven Kommunalgewaltigen von Lyon aber gründlich wider die Natur ging. Aus seinen greifbaren Fehlern aber schlug die Rechte Kapital, so weit, daß der vor noch nicht einem Jahr unter dem Spott von Paris aus dem Elysée vertriebene M i l l e r a n d heute wie eine Rachegottheit in den Senat

Aus „L'Oeuvre"



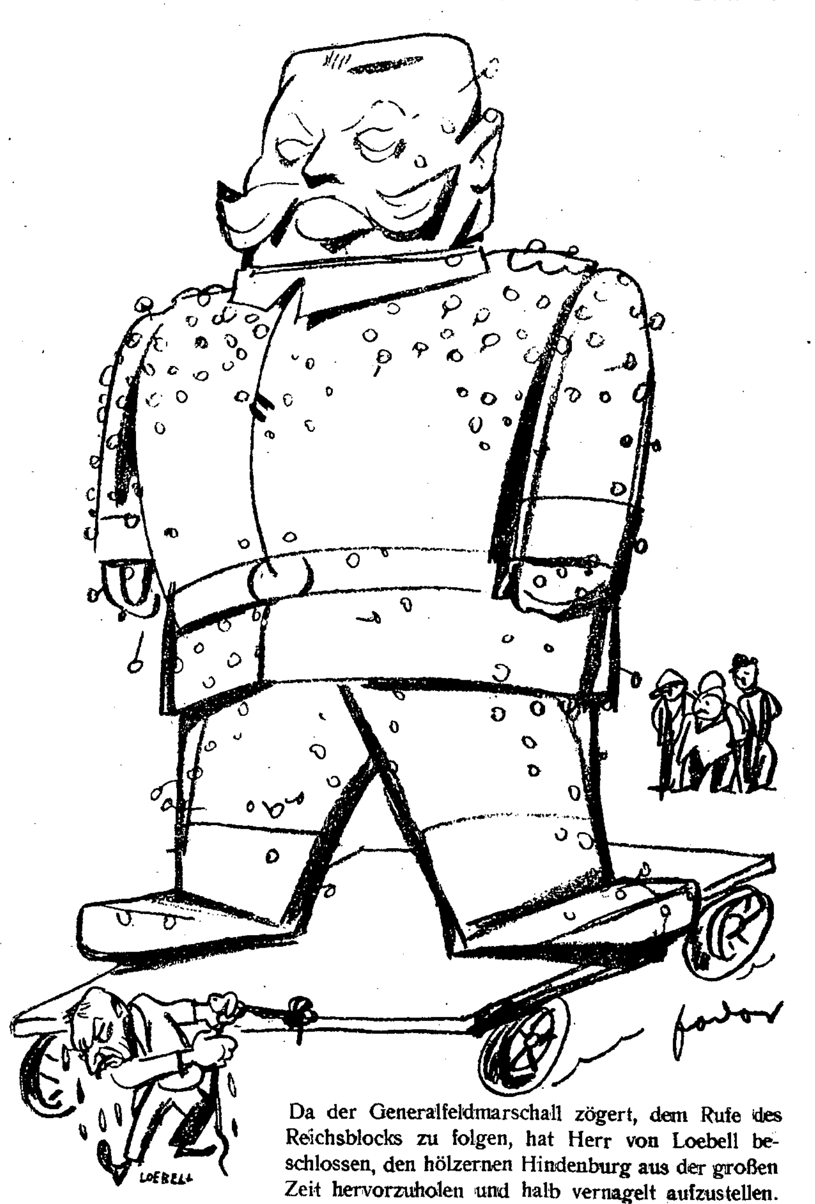
Millerand

einziehen kann. Es wäre müßig, in dieser Stunde, da alles noch im Fließen ist, den Ausgang prophezeien zu wollen. Aber ob die Krise vertagt wird, ob die Regierung sich kurz entschlossen in einen Wahlkampf stürzt, das Linkskartell, mit dessen Herrschaft eine neue Aera für Frankreich, für Europa zu beginnen schien, steht plötzlich vor einem großen Vielleicht.

In Berlin tagen vortreffliche Philologen über die Frage, ob das Gymnasium die richtige Schulform für die deutsche Jugend sei. Paritätisch, wie jetzt alles in Deutschland eingerichtet wird, haben vorher andere Philologen die Frage behandelt, ob das Realgymnasium die beste Schule sei; im Laufe der Wochen, die in den langen Schulferien des Jahres ja reichlich zur Verfügung stehen, werden dann noch die Oberrealschule, die Aufbauschule und andere mögliche Typen an die Reihe kommen. Jedesmal werden die Anhänger versichern, daß die Jugend nur bei ihnen die richtige Ausbildung erhalten könne. Sie werden sich über die Lehrpläne zanken und das Heil darin erblicken, ob dem griechischen oder dem französischen Unterricht zwei Stunden mehr oder weniger auf dem Stundenplan eingeräumt werden sollen. Inzwischen wächst unter ihren Augen und unter ihren Händen eine Generation heran, die wenigstens mit dem, was sie auf der Schule lernt und empfängt, nicht nur dem Staat, sondern der Nation einmal Schande machen wird. Denn indem die ehemaligen Oberlehrer aller Grade und Fächer den Kampf gegen die Republik führen, verderben sie die Jugend für ihre Aufgabe an der Gemeinschaft, für ihre Pflicht gegen das Volk, aber vor allem für ihren eigentlichen Beruf, jung zu sein im Sinne der Zukunft. Es hat wenig Zweck, sich über einzelne Schultypen zu streiten, solange die Schule als Typ überhaupt ein so fürchterliches, altmodisches, muffiges und vaterlandfeindliches Instrument der Jugendverführung und der Staatsverderbnis ist. Das mag klingen, als gingen hier große Worte über einen kleinen Tatbestand hinaus. Aber wer Kinder an höheren Schulen hat, wird aus eigener Erfahrung zustimmen müssen. Die Ausnahmen jedoch bestätigen die Regel gerade durch die furchtbare Tatsache, daß sie eben nur Ausnahmen sind.

. . . doch behielt die Republik noch Parteigänger und Schützer. Wenn sie an die Treue ihrer Beamten nicht glauben dürfte, konnte sie auf die Ergebenheit der Handarbeiter zählen, deren Elend sie nicht gelindert hatte, und die, um sie in den Tagen der Gefahr zu verteidigen, in Massen aus Steinbrüchen und Arbeitshäusern kamen und in langer Reihe, abgezehrt, schwarz, finster, vorüberzogen. Sie alle wären für die Republik gestorben; sie hatte sie hoffen lassen.

Anatole France



Da der Generalfeldmarschall zögert, dem Rufe des Reichsblocks zu folgen, hat Herr von Loebell beschlossen, den hölzernen Hindenburg aus der großen Zeit hervorzuholen und halb vernagelt aufzustellen.

1.

Ich komme wieder einmal heim aus den Verhandlungen des Staatsgerichtshofs gegen die Tschekaleute, angewidert, halb krank, aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht: erledigt. Ist etwas Besonderes geschehen? Gar nicht. Zwar: es hat Ordnungsrufe ohne Zahl gegeben; zwar: Wortentziehungen sind nicht eben selten erfolgt; zwar: Zeuge und Angeklagter haben sich gegenseitig „Lump, Lügner, Meineidiger" geschimpft; zwar: Zeugen und Angeklagte, am Ende ihrer Nervenkraft, haben Geschlechtskrankheiten, Weiberbekanntschaften, Betrunkenheiten mit allen (körperlich schmierigen) Folgen einander ins Gesicht geschrien — aber ist das etwas Besonderes? Das hören, das sehen wir seit vier Wochen alle Tage.

Ein Verteidiger beginnt zu reden. Vorsitzender: „Herr Rechtsanwalt, ich entziehe Ihnen das Wort." — „Ich erbitte das Wort zu einem Antrag." — „Sie können den Antrag später stellen. Ich entziehe Ihnen das Wort." — „Ich verlange Protokollierung dieser Verweigerung." — „Ich lehne diese Protokollierung ab." — „Nach § X der Strafprozeßordnung ..." — „Herr Rechtsanwalt, ich entziehe Ihnen das Wort!"

Auf der Anklagebank sitzen rund ein Dutzend Männer, seit über einem Jahre in Untersuchungshaft, durch die endlose Voruntersuchung zermürbt, seit vier Wochen auf der Marterbank dieses Prozesses, sie werden von Tag zu Tag blasser, gereizter, kränker. Immer wieder meldet sich einer: „Mir wird schlecht." — „Ich kann nicht mehr folgen". — „Ich habe Hunger. Ich muß erst was zu essen haben." Ist es ihnen zu glauben. Man sehe sie an. Doch, es ist ihnen zu glauben.

Dieser Gerichtshof ist — wie jeder Gerichtshof — dazu eingesetzt, die Wahrheit zu finden. Es geht bei den meisten Beteiligten um Strafen, die ihr ganzes Leben vernichten werden. Menschlichstes wird verhandelt? Ich höre immer: Nach § ... Wortentziehung ... Gerichtsbeschluß ... Protokollierung ...

Wer noch einen Beweis braucht, daß dieser Staatsgerichtshof nicht in der Lage ist, seine Aufgabe — sie besteht nicht in Verurteilung, sondern in Wahrheitsfindung — zu lösen, der höre diese Verhandlungen an. Hier vernimmt man — am Richtertisch — eine sinnlose, überreizte Schärfe des Tons, eine fast persönlich zu nennende Feindschaft wird sichtbar, eine überpäpstliche Unfehlbarkeitspose verhindert jede weichere Tönung —: all dies war bei dem Reichsgericht, das der Stamm war, aus dem auf höheren Befehl die Frucht Staatsgerichtshof reifte (nein, nicht reifte), — all dies, sage ich, war vor wenigen Jahren hier noch nicht möglich.

Solche Verhandlungen müssen das Ansehen des obersten deutschen Gerichtshofes in nie wieder gut zu machender Weise erschüttern.

Die Wahrheit finden? O nein. Zwischen Vorsitz und Verteidigung wird ein Beutestück hin und her gezerrt (der Reichsanwalt sitzt in seinem Winkel und schweigt), und es gehört keine Prophetengabe dazu zu sagen, wer in diesem Prozeß Sieger sein wird: der Vorsitz.

Und die Zerrupften zahlen die Zeche.

2.

Von einer Reihe von Angeklagten wird behauptet, in der Voruntersuchung seien Erpressungen an ihnen versucht oder verübt, Geständnisse seien belohnt, größere Belohnungen seien in Aussicht gestellt.

Margies, ein herzlich unsympathischer Typ, sehr wenig Mensch und sehr viel Tier, aber was tut das zur Sache? Er gibt an, daß er, als er auch beim zweiten Verhör während der polizeilichen Voruntersuchung die Aussage verweigert habe, nicht in seine frühere Zelle, sondern in eine Dunkelzelle zurückgeführt sei, in der er acht Wochen habe zubringen müssen. Während acht Wochen habe er keine frische Wäsche erhalten, der Zukauf von Lebensmitteln aus eigenem Gelde, der den anderen Gefangenen erlaubt gewesen sei, sei ihm trotz Erlaubnis des Untersuchungsrichters nicht gestattet worden, die Freistunde-Bewegung in frischer Luft — sei ihm verweigert.

Die Wahrheit dieser Angaben wird nicht bestritten. Der Kriminalbeamte, der seinerzeit die Vernehmungen vornahm, erklärt unter seinem Eid, er habe diese Strafmaßnahmen nicht veranlaßt. Dies ist ihm zu glauben, ist damit aber die Sache erledigt? Wer hat dies denn veranlaßt? Weiß man so wenig vom Innenbetrieb der Gefängnisse, daß es noch der ausdrücklichen Versicherung bedarf, ein Kriminaloberinspektor habe diese Maßnahmen nicht veranlaßt? Er wird sich hüten! Es ist ja auch gar nicht nötig, man weiß doch, wie rasch in einem Gefängnis das Ergebnis solcher Vernehmung durchsickert. Er hat nicht gestanden! Wir werden es dem Bruder schon zeigen!

Das Gegenstück: Poege. O welcher Glanz! Er hat den wahren Bekenntniseifer gezeigt, sogar dem Oberinspektor ist er mit seinen ewigen Vorführungswünschen, seinem Enthüllungsfieber ein wenig auf die Nerven gefallen. Aber immerhin hat ihm dieser Oberinspektor doch als Gegenleistung einige Versprechungen gemacht, über deren Tragweite natürlich die Aussagen des Verhörführers und des Beschuldigten ein wenig auseinandergehen.

Immerhin leugnet dieser Beamte nicht, daß er dem Poege, in Anbetracht seiner Verdienste um Rettung des Staates, eine weitgehende Strafermäßigung, vielleicht gar Strafaussetzung in Aussicht gestellt hat. Sogar von der Verhandlung dieses Prozesses in Stuttgart statt in Leipzig soll die Rede gewesen sein, damit Held Poege nicht den Blicken seiner Leipziger Genossen im Gerichtssaal ausgesetzt wird. Und natürlich hat Poege in keiner Dunkel-, in keiner Einzelzelle gelegen, man hat ihn in Gemeinschaftszelle gelegt, wo er andere Untersuchungsgefangene ausgehorcht und ihre Geständnisse brühwarm hinterbracht hat, man hat ihm diese „häufigen Spaziergänge in frischer Luft zum Polizeipräsidium gerne gegönnt", er hat gutes Essen und Zigaretten bekommen, mit späterer Anstellung im Polizeidienst hat man gewinkt, am Horizont erscheinen undeutlich die Umrisse eines Auslandspasses.

All dies lebt, all dies kommt täglich vor, und wir wundern uns nicht einmal darüber. Es ist eben so, wer soll es ändern? Der Untersuchungshäftling, der sich seiner Haut wehrt, im Dunkelarrest, der Untersuchungshäftling, der sein eigen Nest beschmutzt, beim Spazierengehen.

Wir zahlen Prämien für die schuftigste Gesinnung.

3.

In diesem Prozeß kann man melancholische Betrachtungen über „die Macht der Presse" anstellen. Ueber ihre Macht, die Wahrheit zu verbergen. Einige wenige Blümlein aus einem vollen Strauß.

Eines Tages erschienen in einer Reihe der größesten Tageszeitungen Berichte und Bilder, die die Abführung des Rechtsanwalts Samter aus dem Gerichtssaal durch Schupoleute zeigten. Auf diesen Bildern sah man einen Herrn in Robe mit von Schreien verzerrtem Gesicht und gekrallten Fingern, den rechts wie links je ein kerniger Schupomann gepackt hatte. Am anderen Tage erklärte der Vertreter der Verteidigung, daß Samter keineswegs abgeführt sei, sondern von selbst den Gerichtssaal verlassen habe. — Welche von all diesen Zeitungen hat eine Berichtigung gebracht?

Bei seiner Vernehmung hat der Angeklagte Skoblewsky erklärt: „Ich habe mich nie Hellmut, Gorew, Wolf genannt, sondern nur Skoblewsky." Eine Reihe von Blättern berichtet getreulich: „Ich habe mich nie Skoblewsky, Hellmut, Gorew, Wolf genannt," wodurch ein Skoblewsky zu einem geheimnisvollen Niemand umfrisiert wurde.

Als der Angeklagte Poege in der Hauptverhandlung einen

Teil seiner Geständnisse aus der Voruntersuchung mit der Begründung widerrief, er habe sie nur wegen der ihm von der Polizei in Aussicht gestellten Belohnungen gemacht, und diese Belohnungen des genaueren angab, dachte ich: „Nun, dies wird wie eine Bombe einschlagen.“ Ein Teil der Rechtspresse meldete lakonisch: „Der Angeklagte Poege widerruft seine Geständnisse.“ Punktum. Streusand.

Diese drei Beispiele zeigen die drei Wege der Macht: vollkommen Neues erfinden, Geschehenes verfälschen, Gehörtes unterdrücken. Alle drei Wege werden eifrig benutzt.

Dies wären Kleinigkeiten? Bitte schön, im Zuhörerraum des Staatsgerichtshofs haben rund hundert Personen Platz, die ausschließlich Rechtsblätter lesen — nun, wie viele Personen?

4.

Heute sind die Sachverständigen vernommen worden. Welche Aenderung! Welche Sanftmut! Milde wie ein Vater gestattete der Vorsitzende den Anwälten, ihrem Fragedrang Genüge zu tun, und, als es doch einmal bei einer Frage des Rechtsanwalts Samter zu einem Zusammenstoße zu kommen drohte, war alles im Handumdrehen in den verbindlichsten Formen erledigt. Wo sind die rauhen Töne von gestern? Des Winters scharfe Winde wehen nicht mehr, ist der Frühling im großen Sitzungssaale eingezogen? Ach, es ist, als ob in einer arg neurasthenischen Familie ein hoher Besuch angekommen ist, alles benimmt sich, niemand zankt sich mehr, morgen, o morgen werden wir wieder unter uns sein!

Das Publikum zerfällt in zwei Parteien. Die eine seufzt: der arme Vorsitzende hat es so schwer! Die andere: die unseligen Anwälte sind zu bedauern. Der unparteiische Beobachter schwankt zwischen einem einerseits, andererseits, zwischen sowohl, als auch, und ihm fällt bei näherem Zuhören auf, daß in diesem Prozeß die Verteidigung eine besondere Taktik anwendet.

Gewiß, da ist noch ein junger Anwalt, der mit unendlichem Eifer dicke Bücher wälzt, Reichsgerichtsentscheidung auf Reichsgerichtsentscheidung zitiert und immer wieder erleben muß, daß all dies für die Leitung der Verhandlungen gar keine Verbindlichkeit besitzt. Der Reichsjustizminister hat ihr ja eben erst bestätigt, daß sie völlig nach eigenem Ermessen zu entscheiden hat.

Doch andere Verteidiger haben längst eingesehen, daß auf dem formalen Wege nicht zum Ziel zu kommen ist. Es handelt sich ja nicht so sehr um die Straftaten der Angeklagten, die ziemlich klar zutage liegen, da alle nach ihren ersten Verbrechen zusammengeklappt sind und wissentlich oder unwissentlich Komödie gespielt haben, es handelt sich hier darum, wie diese einzelnen Taten zu einer allgemeinen Gefahr ausgerufen worden sind, wie dieser ganze

Prozeß inszeniert worden ist, seine Aufbauschung, seine einseitig parteipolitische Frisierung, um den ganzen Fragenkomplex: wie ist dieser Prozeß „gemacht" worden? (Und: wer hat ihn gemacht?)

Von Zeit zu Zeit gelingt der Verteidigung in dieser Hinsicht ein Vorstoß. Da taucht plötzlich eine seltsame Broschüre auf. Ist sie Poege von der Polizei zugesteckt worden und hat er aus ihr seine Aussagen abgeschrieben? Er behauptet es. Ist sie erst auf Grund der Aussagen von Poege verfaßt worden? Ein Polizeibeamter behauptet es. Wie aber sind dann die Aussagen Poeges in die Hände des Broschürenverfassers gekommen?

Das taucht auf aus dem Wust, entschwindet ferner, versinkt.

Da wird die Abschrift einer Krankengeschichte des Rausch aus dem Lazarus-Krankenhause vorgelesen. Und plötzlich stellt die Verteidigung fest, daß in dieser Abschrift an entscheidender Stelle Abschwächungen und Streichungen dem Urtext gegenüber vorgenommen sind. Der Kriminalinspektor Koppenhöfer hat eines Tages Rausch die Lichtbilder seiner Mörder vorgelegt, er hat ein mindestens dreiviertelstündiges Verhör mit ihm angestellt. Von diesem Tage an ist eine entschiedene Wendung zum Schlechten eingetreten, vier oder fünf Tage danach starb Rausch, selbst den Aerzten überraschend. Und gerade in dem Text der Krankengeschichte von diesem Tage finden sich redaktionelle Aenderungen. Seltsam. Sehr seltsam!

Es wäre von Interesse, einmal das Buch zu schreiben: Wie inszeniert man politische Prozesse, A. gegen rechts, B. gegen links. Es würde ein sehr phantastisches Buch abgeben, völlig romanhaft.

5.

Richten die Angeklagten ihre Blicke auf das ihnen gegenüber liegende Fenster, so lesen sie in einem Wappen die Inschrift „Fidelitas". Sie werden dies als eine wenig angebrachte Aufforderung zum Frohsinn ansehen. Und gibt es einmal wirklich Gelegenheit zum Lächeln, achtet niemand ihrer. Der Vorsitzende sagte: „Der Gedanke liegt allerdings nahe, daß der Getötete, als ihm die Bilder der Täter vorgelegt wurden, diesen Ausspruch aus Rache getan hat." Unbemerkt vorübergegangen.

Die Feder ist dem Denken, was der Stock dem Gehn: aber der leichteste Gang ist ohne Stock und das vollkommenste Denken geht ohne Feder vor sich. Erst wenn man anfängt, alt zu werden, bedient man sich gern des Stockes und gern der Feder.

Schopenhauer

ARNOLD ZWEIG

EINE UNIVERSITÄT IN JERUSALEM

Sie, die jetzt unter der wohlwollenden oder etwas zögernden Aufmerksamkeit der gesitteten Oeffentlichkeit ihre Einweihung durch Lord Balfour gefunden hat, dieser Beginn einer Forschungsanstalt in hebräischer Sprache auf der Grenzscheide von Orient und Okzident für Juden wie für Araber, wenn sie kommen wollen, dieser Neubau auf dem Berge Skopus im Angesichte Jerusalems, ist ein Sinnbild unserer Not, unserer Würde und unserer Art. Unserer, will sagen: jüdischer.

Unserer Not, da sie auch eine geistige ist, und weil sie darauf hinweist, daß wir uns nicht leisten dürfen zu warten. Andere Völker kolonisieren und schreiten dabei langsam vom Notwendigsten zum Notwendigen. Andere Völker legen Fundamente, sie haben Zeit. Sie sanieren ihr Land der Wahl oder Notwendigkeit, sie beackern es, sie siedeln Menschen an, sie helfen kleinen Städten ins Dasein. Dabei gibt es gemächliche Schulgründungen und vielleicht einen oder den anderen Kursus für Reifere. Bei den Juden, bei uns also, brennt die Not den Geistigen ebenso auf den Nägeln wie im Materiellen den Massen, die von den zärtlichen Maßnahmen östlicher Regierungen auf wirtschaftlichem Wege langsam aus dem Lande gequetscht werden.

In Zeiten, wie den unseren, wo eine massive Fettigkeit und Machtgier der Wänste alle Maßstäbe fälscht und alle Wagschalen lügen lehrt, weiß man nur noch in Worten von der Not der Geistigen. falls darunter eine geistige Not verstanden wird. Nicht im Breiten und Hellen lehren und lernen dürfen, nicht in eigener Sache dastehen und das Geistige gestalten dürfen, immer gleichsam unter der Hand die eigene Leistung der Menschheit darbringen müssen — darin liegt nicht Tragik, sondern Unglück, weil das Tragische unabstellbar, dies aber sehr wohl änderbar ist. Und erst nach diesen und ähnlichen Erlebnissen kommt Numerus clausus und das Scharren der Trampeltiere, der Kampf um Habilition und Ordinariat, die Intrigen der Kollegen und die Schlägereien mit Wiener, Budapester, Bukarester oder Berliner Edelingen.

Unsere Not ist, daß wir das Leiden der Geistigen nicht überhören dürfen, dem Leid des jüdischen Geistes Gehör geben müssen, während noch die wichtigsten Fundierungsarbeiten zur Sicherung des Aufbaus auf dem Lande und in den Städten zu beenden sind, und man vom Heroisums im Darben unserer Chaluzim (Arbeitspioniere) auf dem Lande und in den Städten den weitesten Gebrauch machen muß. Beklommenen Herzens, das möge man glauben.

Aber Chaïm Weizmann, der die Lage kennt, und der den intuitiven Blick für das Mögliche und Notwendige hat, weiß all das. Er weiß, wie man in den Siedlungen entbehrt und schweigt, und er weiß, daß wir dennoch nicht warten können, wie glücklichere Völker. Sinnbild unserer Not, daß wir alles auf einmal beginnen müssen. Sinnbild unserer Art, daß den drängenden Uebeln im Geistigen wie im Leiblichen zu begegnen ist.

Und unserer Würde: denn was auf diese Weise, auch auf diese, sich durchsetzt, ist unser Angewiesensein auf Produktivität im Geiste. Wir haben beständig Einfälle, Methoden, Ziele, innere Berufung; beständig drängen sich Werte geistiger Art in uns arbeitend ans Licht der Existenz und des fortzeugenden Forschertums. Lehren und Lernen, unsere älteste, nie gerissene Verbindungskette ins Vergangene des eigenen Volkstums, sind wie je auch der Drang des gegenwärtigen Judentums.

Darum glaubt niemandem, daß Nationalismus in dieser geistigen Gründung spiele, auch der „Frankfurter Zeitung" nicht, deren befremdliche Redaktion sich zum Mundstück eines jüdischen Klerikalismus macht, um diese gute Sache zu hemmen — wie jeder Klerikalismus jeder Stätte konkreten Forschens verdammt ist, erst zu hemmen, dann zu bestehlen und hernach zu imitieren. Jedem, der dieses heut verzeihlichen Irrtums ist, jedem auch, der wie im Querschnitt den Ernst und die Ehrlichkeit und die fast selbstquälerische geistige Sauberkeit des offiziellen Zionismus in Deutschland kennenlernen möchte, gebe man die Nummer 27/28 der „Jüdischen Rundschau" in die Hand, die Universitätsnummer, die ausgezeichnet und auf jeder Seite beherzigenswert ist. In ihr steht alles: das Konkrete und das Kritische, das Hoffende und das noch zu Leistende, steht der Anteil der Zionisten und die boykottierende Abwesenheit der reichen Juden bei diesem Werke:

einem Werke, dessen Grundlegung dieser von Krieg und Nachkrieg gepeinigten Generation auf immer zur Ehre gereichen wird.

Wir suchen den Frieden für die Juden und für die Völker, und zwar, indem wir den Frieden vorbereiten. Den Frieden durch die Erhellung der Geister zwischen Juden und Nichtjuden, vor allem aber auch den zwischen den Klassen der geistigen und der Muskelarbeit. Wir suchen der Entwürdigung und Verachtung zu entrinnen, die überall den Träger der Schwerarbeit ächtet und deklassiert, und dem Hochmut und der Hybris, die den Geistigen in einen luftleeren Raum drängt. Wir wollen eine Universität, die inmitten der schaffenden Jugend Palästinas steht, als höchste Stufe aber von gleicher Art und gleicher Gesinnung: schöpferische Arbeit ohne Ausbeutung und Proletarisierung — eine Universität, die nicht der Feind ist, sondern der Schlußstein erlebter Demokratie.

Wer vor dem Kriege Gelegenheit hatte, in englischer Gesellschaft zu verkehren, der konnte nach einem guten Diner und dem landesüblichen Verschwinden der Damen von den zurückbleibenden Männern (die nach gefülltem Magen bereitwilligst ihre Herzen zu entleeren pflegten) häufig die Bemerkung hören, daß ihr König Edward natürlich kein Engländer, hingegen auch kein echter Deutscher, sondern vielmehr jüdischer Abstammung wäre. Nach dieser Bemerkung pflegten die Mundwinkel sich emporzuziehen und die Stimmen sich zu senken, und es wurde einem zur näheren Erklärung des Mysteriums mitgeteilt, daß die koburgische Mutter des Prince Consorts Albert, des Vaters von Edward, einst Gefallen gefunden habe an einem Abkömmling jenes bekannten Volkes, an dessen Stammvater einst der Allmächtige selber die Verkündigung ergehen ließ: „Durch Deinen Samen sollen gesegnet werden alle Völker auf Erden." (1. Mos. 22, 18.)

Der Segen ist aber im Falle Edward nicht zu glänzend ausgefallen, denn dieser königliche Sproß aus dem Stamme Judah (falls die Legende wahr sein sollte) sah mit seinem schief auf dem Kopfe sitzenden Zylinder, seiner in den linken Mundwinkel gesteckten Zigarre, seinem den Hemdkragen im Wulste überragenden Specknacken aus, wie ein erfolgreicher Berliner Terrainspekulant aus der Vorkriegszeit. Keine Spur von Lassalle, Disraeli, Herzl und ihrer aus Jugend- und Mannesbildern bekannten Schönheit. Auch deutsche Prinzessinnen haben mitunter schlechten Geschmack und nehmen mit Liebhabern zweiter Güte vorlieb: oder haben gewisse adlige Juden zu guten Geschmack, um deutsche Prinzessinnen zu ihren Mätressen zu erheben?

Wie dem auch sein mag, König Edward hatte sicherlich eine Eigenschaft des Durchschnittsjuden: il avait le savoir faire. Sein Gegenpart Wilhelm aber, der ein aufrichtiger Christ war, hatte eine andere Eigenschaft: il avait le savoir défaire. Das war einer der vielen Unterschiede zwischen jenen beiden, die sonst, und vom höheren Standpunkte gesehen, einander so gleichwertig, resp. gleichunwertig waren.

Die soeben in England veröffentlichte Biographie von Sir Sidney Lee über King Edward VII. (Macmillan) gibt uns, wie sie drüben sagen, „ample food for thiking", gibt uns Nahrung für Gedanken über jene beiden Monarchen, die dem Weltkriege vorausgingen und an ihm sicherlich nicht unschuldig waren. Die wahren Schuldigen sind sie allerdings nicht gewesen: die wahren Schuldigen sind die Zeiten, die Ideen dieser Zeiten, die falschen Ideen unserer Zeiten. „Culpa temporum, non hominum." Und wenn nicht „temporum", so doch „Achivorum, et non regum".

Albert Edward war 60 Jahre lang Prinz von Wales und als Thronerbe in weitestem Kreise unbeliebt. Viele Engländer, und

nicht die schlechtesten unter ihnen, sahen in ihm nur eine nationale Verlegenheit oder, wie sie es noch stärker ausdrücken, „a national nuisance“ (einen nationalen Uebelstand). Ihnen gegenüber muß hervorgehoben werden, daß Edward eine sehr schwierige Position auszufüllen hatte, daß er von einem pedantischen Vater erzogen wurde, daß er dagegen rebellierte, und zwar so explosiv rebellierte, daß er als Mann niemals ein Buch lesen, niemals stillsitzen, niemals allein sein konnte. Er wollte immer etwas tun, immer sich nützlich machen, und ersuchte darum alle Staatsmänner, ihm irgendeine Rolle zuzuweisen. Aber man hat ihm diese niemals zugeteilt. Denn eine sehr kluge Frau hatte ihn durchschaut und seine Gefährlichkeit erkannt: seine eigene Mutter.

Frauen, die in allen anderen Künsten den Männern so wenig gleichzukommen verstehen, sind in einer Kunst ihnen mitunter gewachsen, oder gar überlegen: in jener, in der es auf Psychologie, d. h. auf die Erratung der Schwächen und Stärken anderer, ankommt — in der Staatskunst. Man denke an die große Katharina. Edwards Mutter war zwar keine Katharina, aber immerhin eine bedeutendere Persönlichkeit, als man noch heute auf dem Kontinent annimmt. Sie durchschaute den Schwätzer Gladstone, der sie, wie sie selber einst klagte, wie eine Volksversammlung zu adressieren pflegte, und schenkte Disraeli, der sie als Frau, Witwe und Mutter behandelte, ihr vollstes Vertrauen. Und dieses zu einer Zeit, da sämtliche Männer Englands, Carlyle eingeschlossen, und sämtliche Zeitungen des Inselreiches, die mächtige „Times“ an der Spitze, den armen Dizzy nur für einen orientalischen Hexenmeister oder einen vom Glück begünstigten Abenteurer ansahen. Die kluge Victoria hatte, trotz ihrer Mutterschaft, auch das richtige Maß ihres eigenen Sprößlings genommen: sie hatte erkannt, daß er von Regierungsgeschäften ferngehalten werden müsse, daß man ihm nie ein Geheimnis, nie ein Staatspapier anvertrauen könne, daß er nie über etwas befragt oder gar informiert werden dürfe. Die schalen Bemerkungen König Edwards, von denen die Biographie einige Proben wiedergibt, beweisen, daß sie mit ihrem Mißtrauen durchaus nicht so ganz unrecht hatte.

Edward hatte sie wohl lieb, aber er hatte auch Angst vor ihr. Ihren Hof hielt er für steifleinen und trocken wie Staub („dry-as-dust“) bis zum Uebelbefinden. Er selber liebte Scherz, Geschwätz, Gesellschaft, Zerstreuung. Bei seinen Freunden (und Freundinnen) war er sehr beliebt. Bei den Ausländern, Künstlern wie Diplomaten galt er als „charmeur“. Da er von der Politik ferngehalten wurde, suchte er begreiflicherweise bei ihnen eine Zuflucht. Er glänzte auf dem Turf und an der Tafel und schuf, trotz seiner grotesken Figur, jährlich eine neue Herrenweste. Aber dem Herzen, das unter der bunten Weste schlug, war damit nicht Genüge getan. Dieses Herz schrie auch nach politischer Betätigung.

Disraeli, der wie die Königin ihn durchschaute, zeigte ihm

die kalte Schulter. Gladstone, der liberale Romantiker, war schon eher zugänglich. Noch mehr Erfolg hätte der königliche Semit zweiter Garnitur bei Joseph Chamberlain und Sir Charles Dilke. Den meisten aber hatte er bei auswärtigen Diplomaten, deren Gesellschaft er schon deswegen frequentierte, weil er mitunter von ihnen ein Staatsgeheimnis ergattern konnte. Diese Fremden nahmen den liebenswürdigen, sprach- und weltgewandten Königssohn für voll, weil sie von seinem begrenzten Wissen und Können keine Ahnung hatten, weil ihnen von Hause her der Respekt vor Monarchen und deren Thronfolgern in den Knochen saß und weil sie sich nach ihren kontinentalen Begriffen gar nicht vorstellen konnten, daß ein Prince of Wales in Staatssachen so wenig zu sagen hätte. So schlängelte er sich allmählich in die europäische Politik hinein.

Die Biographie Sir Sidney Lees — mit einem Auge nach jener Gesellschaft geschrieben, die in England noch immer den Erfolg bestimmt — erzählt uns nichts von den verschiedenen Verlegenheiten, die Albert Edwards Tätigkeit in der internationalen Politik der Foreign Office verursacht haben mag. Daß aber die Sache mit „Edward the Peacemaker“ nicht ganz stimmt, ist allmählich auch in weiteren englischen Kreisen bekanntgeworden. Sein Gegensatz zu seinem Neffen mag nicht immer die kahle Politik des Inselreiches beeinflußt haben: er hat aber jedenfalls nichts dazu beigetragen, diese Politik in so ruhige Bahnen zu lenken, wie es sich für Edward „the Peacemaker“ geziemt hätte. Denn Edwards Antipathie gegen seinen Neffen und alles Deutsche in ihm und um ihn war sicherlich noch stärker, wie das der offiziellen englischen Regierungskreise. Nicht daß diese Abneigung ganz grundlos gewesen wäre! Die schlechten Manieren Wilhelms gingen ihm beständig auf die Nerven: er hielt ihn für einen Deutschen und demgemäß für einen Parvenu und sich, wenn nicht für einen Engländer, so doch für einen Gentleman. Der Parvenu hatte, wie manche Parvenus, eine Menge angelesener, angehörter und unverdauter Kenntnisse; er, der Gentleman, hatte nichts gelesen und keinerlei Kenntnisse, aber er war wenigstens ein Gentleman. Als Gentleman hatte er den Takt, der dem Parvenu gänzlich mangelte. Als Gentleman übte er die Selbstbeschränkung, deren der Parvenu entraten zu können glaubte. Als Gentleman war er faul, wie ein Londoner Clubman aus der guten alten Vorkriegszeit, während der Parvenu ein unverbesserlicher „Busybody“, ein blendendes Kultur-Chamäleon, ein regulärer Hans-Dampf in allen Gassen war. Aber ganz inwendig beneidete der Gentleman doch den Parvenu, weil dieser wirkliche Macht und er, der Gentleman, so ganz und gar keine hatte. Und zu dieser Macht war der Parvenu in jungen Jahren gelangt, während er, der Gentleman, es erst mit sechzig Jahren zu einem höchst zweifelhaften Einfluß gebracht hatte.

Die Unterhaltungen und Korrespondenzen der beiden

Monarchen, von denen Sir Sidney Lee einige Proben bringt, zwingen dem Leser ein gewisses Bedauern darüber ab, daß es Wilhelms Muter nicht gelang — so wie es der Edwards gelungen ist —, ihren Sohn mundtot zu machen und abseits der Politik zu halten. Im übrigen kommt auch der Mildgestimmte bei der Lektüre zu dem Schlusse: par nobile fratrum — dieser Onkel Bertie, the Peacemaker, und dieser Neffe Willy, the Warlord. Ob aber die Ausschaltung dieses fürstlichen Doppel-Alpdrucks Europa den Frieden statt des Krieges beschert hätte, wie unschuldige Republikaner von heute meinen, steht doch sehr zu bezweifeln. Auch Souveräne haben Anspruch auf Gerechtigkeit, und souverän gewordene Völker sind häufig ungerecht. In ihrem Elend von heute schreien diese neuen Souveräne nach Sündenböcken, ohne zu bedenken, daß zur Sünde eben ein Bock, also etwas Männliches gehört. Edward und Wilhelm der Kriegsanstiftung zu beschuldigen, heißt ihnen zu viel Ehre antun, heißt zu viel Männlichkeit in ihnen vermuten. Zum großen Bösen gehört bekanntlich auch Stärke, und von dieser Stärke hatte weder der Parvenu-Neffe noch der Gentleman-Onkel etwas in sich. Die europäische Lawine war längst sturzbereit, die europäische Pulvermine längst gelegt, und Abrutsch wie Explosion hätten die beiden feindlichen Verwandten auf den germanischen Thronen kaum verzögern und sicherlich nicht verhindern können.

Nur die sklavische Gesinnung der Vorkriegszeit hat je diese Monarchen zur Regierung zulassen oder ihnen gar byzantinische Ehren erweisen können. Diese sklavische Gesinnung, die auch noch die Biographie von Sir Sidney Lee durchzieht, war europäisches Gemeingut, oder besser gesagt: ein Gut der europäischen Gemeinheit. Nur ein einziger, abseits lebender, von dem beide Monarchen nichts wußten), hat sie nicht geteilt. In einem seiner Bücher erzählt dieser Einsiedler von zwei Königen, die mit Kronen und Purpurgürteln geschmückt und bunt wie Flamingovögel zu seinem Reiche in den Bergen pilgerten und einen Esel vor sich hertrieben. Und als der Einsiedler ihrer ansichtig wurde, da bemächtigte sich seiner ein großes Erstaunen, und seinem unbedachten Munde entschlüpften die Worte: „Seltsam! Seltsam! Wie reimt sich das zusammen? Zwei Könige sehe ich — und nur ein Esel?“

Also sprach Zarathustra — und der sprach wahrer als Sir Sidney Lee.

In gewissen Ländern scheint man der Meinung zu sein: drei Esel machen zusammen einen gescheiten Menschen aus. Das ist aber falsch. Mehrere Esel in concreto geben den Esel in abstracto, und das ist ein furchtbares Tier. Grillparzer

1525 — — FLORIAN GEYERS JAHR

„Die Läufte stellen sich uf den Kopf. Zu Ostern entstieg der Heiland dem Grabe. Zu Pfingsten schlägt man ihn wieder ans Kreuz."

Hellpach hat in einer seiner Wahlreden gesagt, das deutsche Volk sei allzu verliebt in seine Vergangenheit. Ein gutes Wort, aber, wie alle solche Worte, nur halbwahr, viertelwahr. Was man so Pflege der Tradition nennt, das bedeutet in Wirklichkeit nur die Freigabe einiger Prunkräume deutscher Geschichte zu Besichtigungszwecken. Das sind so Prunkräume wie alle des Genres, etwas fad, etwas verlogen. Wenn der Franzose sein Pantheon mit zuviel Gloire parfümiert, so stellt der Deutsche seine Ruhmeshalle mit Plüschmöbeln voll. In solchem Hausrat haben wir die repräsentativen Gestalten unserer tausendjährigen Geschichte kennengelernt, und man versteht danach die unwirsche Bemerkung des jungen Georg Büchner über die „Eckensteher der Weltgeschichte".

Aber daß es im weiten Haus der Geschichte versponnene Ecken und Winkel gibt, reizend zu träumen, hohe, feierliche Hallen und schauerliche Grüfte, freundliche Giebelstuben und fürchterliche Folterkammern, das macht der skabrösen Methodik der Herren Konservatoren Kummer. Deshalb halten sie uns alles bis auf ein paar sauber und langweilig gefegte Appartements verschlossen wie Blaubarts heimliches Gemach. In keinem Lande der Welt wäre es denkbar, ein Volk buchstäblich um seine Geschichte zu prellen. Was unsere stupide und so patriotische Steißtrommlerschaft aus dem Geist der Vergangenheit gemacht hat, das ist eine greuliche Vogelscheuche mit Kanonenstiefeln und teutonischem Umhängebart, im Bauch eine Walze mit der Wacht am Rhein.

Zu den schändlichsten Attentaten der Schule gegen den deutschen Geist gehört die völlige Konfiskation des großen Bauernkrieges von 1525. An diese mächtige und farbenreiche Epoche wird nicht so viel Zeit gesetzt wie an die aufgeplusterten Ruhmestaten des kleinsten aller Habitués der Siegesallee. Und so wird niemand daran denken, niemand in diesem jubiläumsseligen Volke! daß gerade um Ostern vor vierhundert Jahren in Oberdeutschland, am Rhein, im Thüringischen, im Salzburgischen der „gemeine Mann" aufstand wider seine weltlichen und geistlichen Peiniger. Daß am Ostersonntag, dem 16. April, Weinsberg gestürmt und des Helffensteiners gräfliche Gnaden durch die Spieße gejagt wurden. Daß sich gerade zwischen Ostern und Pfingsten eine Tragödie abspielte, ein bäuerlich' Trauerspiel, ohnegleichen unter allen deutschen Begebenheiten.

1525, das ist das Jahr der leidenschaftlichen Prediger evangelischer Freiheit, der plänevollen Schreiber und Ratsherren, der

verwegenen Soldaten, die sich an die Spitze armer, schlechtbewaffneter Haufen stellten, um das große Wagnis zu unternehmen, im Zeichen des Bundschuhs dem deutschen Volk die deutsche Erde zu erobern. 1525, das ist das Jahr Thomas Münzers und Wendel Hiplers. Und Florian Geyers vor allem. 1525, das ist das Jahr Florian Geyers, wie 1789 das Jahr Mirabeaus, wie 1848 das Jahr Robert Blums, wie 1918 das Jahr Karl Liebknechts.

Wer eine blasse Erinnerung nur bewahrt an Gerhart Hauptmanns so selten, selten aufgeführtes Werk, wer des alten Zimmermann Geschichte des Bauernkrieges kennt und liebt (was tut eigentlich der Verlag Dietz für dies lebensvollste und demokratischste unserer Geschichtsbücher?), dem ist für immer der Begriff 1525 zusammengeflossen mit der Gestalt des fränkischen Ritters, der seine adlige Sippe verließ, um mit den bäurischen Brüdern zu kämpfen und unterzugehen.

Die Fürsten sind schnell mit der Bewegung fertig geworden. Ihre überlegene Artillerie und Doktor Luthers Segen verschafften ihnen bald Uebergewicht. Es war kein Heldenstück, begeisterte, aber mangelhaft armierte Bauerntrupps ohne kriegerische Schulung auseinanderzufegen. Was noch blieb, hat eine servile Historiographie vollendet. Sie hat von Florian Geyer fast nicht mehr übriggelassen als den Namen. Sie hat den gütigen Karlstadt zum irren Fanatiker, den hinreißenden und mutigen Führer Thomas Münzer zu einem feigen Charlatan gestempelt. Sie hat ein Geschlecht von Winkelrieden, das die nackte Brust in einen Wald von Piken warf, in einen demagogisch verhetzten Pöbelhaufen, dem's ums Raufen und Brandschatzen zu tun war, umgefälscht. Ueber das Blutgericht der Sieger schweigt sie lieber ganz. Daß die großen und kleinen Potentaten unter ihren Landeskindern ärger wüteten als hundert Jahre später die Panduren, Wallonen, Franzosen und Schweden zusammengenommen, auch darüber macht sie nicht viel Worte. Das alles wird unterschlagen. Aus einer Volkserhebung von unerhörter Allgemeinheit, die unter ihren großen weiten Plänen die Zertrümmerung der elenden Kleinstaaterei, die Schaffung eines geschlossenen, zentralen Nationalstaates hatte, so wie es im gleichen Jahrhundert England und Frankreich wurden, hat sie einen sturen, sinnlosen Helotenaufruhr gemacht, dessen Niederwerfung Verdienst war. In Blut wurde die Bewegung erstickt. Clio, die geduldigste der Musen, ließ sich wie immer den Griffel führen.

Wer aber etwa in diesem Jahr zwischen Ostern und Pfingsten hinunterkommen sollte in die winklige gotische Welt um den Main, der möge nicht vergessen, daß hier einmal um das deutsche Schicksal gewürfelt wurde. Es ist ein schöner und lockender Gedanke, an einem späten Nachmittag, wenn die Sonnenstrahlen schon weicher und müder durch bunte Scheiben brechen, in einem

der alten Ratskellerchen dort den Römer zu heben und ein Trankopfer zu weihen dem Gedenken derer, die unter dem Bundschuh starben. Vielleicht hat hier vor vierhundert Jahren, in diesem selben kühlen, feuchten Gewölbe ein Mann im schwarzen Harnisch gesessen, das Glas erhoben, wie du, Spätgeborener, doch nicht in Erinnerung, sondern versunken in eine Zukunft, von der er erhoffte, was eingeritzt stand im Knauf seines Schwertes: Nulla crux, nulla corona . . .

KURT KERSTEN

DOSTOJEWSKIS FRAU

Im Frühling 1867 floh Dostojewski vor den Schikanen der unerbittlichen Gläubiger, die seine geschäftliche Unerfahrenheit erbarmungslos ausnutzten, und vor den nicht minder peinlichen Auseinandersetzungen mit der eigenen Familie ins Ausland, um erst nach vier Jahren zurückzukehren. Die epileptischen Anfälle hatten sich in dieser nervenzerrüttenden Zeit so häufig wiederholt, daß Dostojewski für seinen Verstand zu fürchten begann und seine Gesundheit, sein Leben nur durch die Flucht aus diesen unerträglichen Verhältnissen zu retten glaubte.

Auf dieser Reise begleitete den 46jährigen Mann die blutjunge, 19jährige Frau, Anna Grigorjewna, geb. Snitkin, die er vor wenigen Monaten geheiratet hatte: Stenographin, keine Intellektuelle, nie Revolutionärin. Zufällig hatte Dostojewski sie kennengelernt, als er eine Schreiberin suchte, um seine Novelle „Der Spieler" so rasch als möglich zum festgesetzten Termine abliefern zu können. Damals hatte Dostojewski bereits ein Leben grauenhaftester Leiden hinter sich: Sibirien, Maria Dmitrijewna, Schulden, literarische Mißerfolge, Enttäuschungen von Menschen, furchtbares Ringen um Werke. Und wie verstrickt ist dieser Mann in unlösbare Probleme, wie wüten Gegensätze im Wesen und Sinnen, in der Lebensführung und Lebensbetrachtung, wie leidet er unter sich, wie leidet er an andern! Und immer furchtbarer sucht ihn jenes physische Leiden auf: die Epilepsie.

In dieses Leben, in diese düstere Nacht tritt jenes blühende Geschöpf, um dessen Neigung Dostojewski gerungen hat wie um eine eigenste Schöpfung seiner Seele; man muß gestehen, daß diese Frau die Retterin Dostojewskis geworden ist. Sie hat ihn gewiß nicht aus seinem Widerspruch herausgerissen und die ganze Problematik des Schaffens nicht gelöst; auch sie vermochte alle widerspruchsvollen Elemente nicht aufzuheben, aber sie hat sein äußeres Leben vereinfacht, gesichert, sie hat ihm ein Gleichgewicht gegeben, das er allein nie gewonnen hätte; gewiß war eine Frau wie Anna selten, es ist erstaunlich, daß ein so junges Geschöpf so viel Gewalt

über sich selbst besitzt und so starke Einflüsse auswirken läßt, um einen so schwierigen, so einzigen Menschen wie Dostojewski kraft aller weiblichen Methoden eines passiven Widerstandes aufzurichten und allmählich zu sich selbst zu führen, zur Konzentration zu zwingen. Dies junge Geschöpf hat sich geopfert, weil es sich zu seiner Mission berufen fühlte, die es in *seinem* Sinne zum guten Ende geführt hat.

Anna Grigorjewna hat Fjodor Michailowitsch seiner Familie und ihren anmaßenden Uebergriffen entrissen, sie hat ihn allmählich — es war ein Kalvarienweg — von seinen Spielleidenschaften befreit, sie ist der Schild wider alle Angriffe geworden, die das brutale, rohe Leben, der stete aufreibende, zermürbende Kampf ums tägliche Brot machte. Daß eine Zwanzigjährige einem nicht mehr jungen Menschen, einem Menschen von der Art Dostojewskis, als guter Kamerad einen Rückhalt bot, ist ein unerhörter Fall, er zeugt von einer Kunst der Lebensführung, einer Begabung der Menschenleitung, für die den meisten Männern schon das bloße Verständnis fehlen wird.

Aber wo Frauen fördern, hemmen sie zugleich. Es kann nicht die Rede davon sein, daß Anna Grigorjewna Einfluß auf die Gedankenwelt Dostojewskis ausgeübt hat; ja man muß sogar noch eher annehmen, daß sie dank der Herstellung des äußeren Gleichgewichts, der Umfriedung des zivilen Lebens jene Entwicklung gefördert hat, die Dostojewskis mystische und panslawische Ideen immer bestimmter in Erscheinung treten ließ. Soweit sich erkennen läßt, ist Anna ideologisch niemals die Spendende, Treibende gewesen; möglich sogar, daß ihre Art Dostojewski für die tapferen Frauen der Revolution noch unempfindlicher machte.

Dostojewski fuhr mit der jungen Frau über Wilna und Berlin nach Dresden, dort weilten sie einige Monate, Dostojewski versuchte den lange geplanten Bjelinski-Aufsatz zu schreiben, von dem wir nicht wissen, ob er unter dem Nachlaß gefunden wurde. Von Dresden fuhr Dostojewski mehrere Tage nach Homburg vor der Höhe, um zu spielen; im Juli übersiedelte er gemeinsam mit Anna Grigorjewna nach Baden-Baden; seiner unheimlichen Spielerleidenschaft verfallen, führt er dort ein befremdendes Leben, das einen doppelt bedrückt, wenn man weiß, daß gerade in jenen Jahren die revolutionäre Bewegung, der Kampf für die Freiheit in Rußland sich wieder zu beleben beginnt, während Rußlands größter Dichter wie ein Besessener am Roulette sitzt und für das Leben des Zaren zittert, weil auf ihn ein Attentat verübt wurde. Man wird unser Verständnis für dies Leben nicht verhöhnen können, indem man uns hochmütig vorhält: Es war eben Dostojewski. So wenig wir heute noch ein Verständnis für Goethes Leben am Hof, in der Luft des Feudalismus haben, so weit sind wir von jenem Dostojewski entfernt, der sich in die Spielsäle stürzt.

Wir scheinen in eine Periode zu kommen, in der man sich unter großen Schwierigkeiten allmählich von Dostojewski loszulösen trachtet. Und viele unter uns fühlen sich nur noch mit ihm verbunden, um ihn zu bekämpfen. Manche, die sich nicht mit den Zersetzern der bürgerlichen Welt auseinanderzusetzen haben, fühlen heute schon die Befreiung von der „Karamasowisterei". Und wir wollen nicht nur von der Gottsucherei, vom Mystizismus los, wir wollen auch von der Beeinflussung der kapitalistischen Umwelt in jeder Beziehung los. Die Verquickung individualistischer und kollektivistischer Lebensformen wird immer unerträglicher. Russische Spielsäle haben heute nur den Zweck, Verbrecher wider den kollektivistischen Staat zu entlarven. . . .

Warum hat Dostojewski gespielt? Es ist wahr, daß ihn die Not dazu trieb, in seiner Familie waren Schmarotzer genug, die immer wieder mit Geldforderungen an ihn herantraten (merkwürdig nur, daß er ihrem Drängen stets nachgab!); es ist richtig, daß er die Schulden des verstorbenen Bruders Michael auf sich genommen hatte.

Aber man muß schon die ganze komplizierte Natur Dostojewskis, seine Zwiespältigkeit und Unrast nicht anerkennen wollen und wird Dostojewski sogar erniedrigen, wenn man seine Spielerleidenschaften nur aus der Not heraus erklären wollte. Dostojewski bekennt in einem Briefe an seinen Freund Maikow: „Am schlimmsten ist, daß ich einen schlechten und übertrieben leidenschaftlichen Charakter habe. In allen Dingen gehe ich bis an die äußersten Grenzen; mein Leben lang habe ich nie maßhalten können." Weshalb übersehen die Dostojewski-Byzantiner ein solches Geständnis? Weshalb verschweigen sie die Wollustgefühle Dostojewskis im Spielsaale? Weshalb wollen sie nicht hören, wenn man sie an Dostojewskis Altweiberaberglauben erinnert? (Die Wetterfahne kann Unglück verheißen, wenn früh das Männchen auf der Stange uns den Rücken zukehrt. Mit Talern spielte D. nicht, sie brachten Unglück.) Weshalb erscheint ihnen ein solcher Zug nicht der Beachtung wert, daß Dostojewski seine Frau nicht im Spielsaal dulden wollte, und ihr bittere Vorwürfe machte, als sich das junge Geschöpf ohne sein Vorwissen eines Tages an die Roulette setzte, um zu beweisen, daß sie gewinnen könnte, vielleicht sogar leichter, mehr als er. (Natürlich verlor sie.) Wer wird bestreiten, daß Dostojewski ein kümmerliches äußeres Leben geführt hat? Vor einigen Tagen geriet ich in jene Johannesstraße in Dresden; dort haben sie gewohnt. Und als ich die Straße sah, eine stille, leere, ärmliche Straße, wirkte ihr Anblick wie ein Faustschlag ins Gesicht: da standen zwischen modernen Bureauhäusern noch einige jener alten zweistöckigen, aschfahlen und grauschleimfarbenen Buden, schmucklos, grauenhaft nüchtern, Mietkasernen der 50er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Die Zimmer werden eng und niedrig

sein, die Stiegen steil, schmal, finster. Einige hundert Schritte weiter gerät man in einen grauenhaften Winkel, in freudlose, düstere, wagenbreite Gassen, mit gebrechlichen Hütten und Höhlen — wer denkt nicht an Raskolnikows Sonja? Und wer denkt nicht auch an die . . . Dichter unserer Zeit, von denen keiner ins Ausland flieht, um so elend zu leben wie der große Dostojewski?!

Man darf nicht außer acht lassen, daß Dostojewski im fünften Jahrzehnt seines Lebens stand und eine fruchtbare Krise, die letzte Krise seines Lebens durchkämpfte; er mußte sich endlich entscheiden, wie er seine Gedankenwelt weiter entwickeln sollte. Aeußerlich vollzieht sich dieser Prozeß als Konflikt mit der Familie, der Bund mit Anna Grigorjewna und die Flucht ins Ausland; hat man schon darauf hingewiesen, daß Dostojewski gerade in diesem Spielerjahr völlig unproduktiv war, und sich alle Kräfte nur in dieser hemmungslosen Leidenschaft auswirkten? Dieser Dostojewski, der immer wieder in den Spielsaal stürzte, dem kein Versprechen heilig ist, der für nichts in der Welt Interesse zu haben scheint, macht den Eindruck eines Menschen, der von einer Idee besessen ist. Man mag das „Tagebuch der Frau" lesen und wird dort nicht ein einziges Wort Dostojewskis über irgendeine Frage, ein Problem, einen Plan finden. Man stößt nur auf Tatsachen. Es liegt nicht allein an Anna Grigorjewna! Dieser Mann, dessen Tun so rätselhaft, so bedrückend und verwirrend erscheint, erweckt den Eindruck eines furchtbar einsamen, verschlossenen Menschen, aus dem zuweilen der Uebermut eines Knaben bricht, und der sich plötzlich wieder in entsetzlichen Krämpfen hilflos windet. Der Dostojewski, der nicht produktionsfähig war, der seiner Zeit entrückt lebte, mußte sein eigenes, völlig isoliertes Leben steigern, er brauchte Erregungszustände ungewöhnlichster Art; die Lava suchte einen Ausweg.

Jene These von Otto Kaus wird schon zu Recht bestehen: Dostojewskis besessener Hang zum Roulette war eine Flucht, eine Flucht vor sich selbst, eine Flucht vor der jungen Frau, vor der Ehe, die ihm nichts als Schwierigkeiten und widerliche Auseinandersetzungen aufgebürdet hatte. Die Leidenschaft zum Spiel war eine „Herausforderung des Schicksals". Merkwürdig nur, daß Dostojewski sich für die Lösung seiner Konflikte den Spielsaal erkor. Man wird die Widersprüche nicht lösen; es scheint schon eher, als stellte das ganze Schaffen Dostojewskis einen steten, verzweifelten Versuch dar, dem revolutionären Problem auszuweichen. Wird man vielleicht nun eher begreifen, weshalb man von dem „Kleinbürger" Dostojewski spricht? Mit der Gesellschaftsordnung seiner Zeit verkettet, von ihren Auswirkungen betroffen, in ihre Ideologie verstrickt. Der zwiespältige Dostojewski entlarvt sich nirgends so klar wie im Spielsaal.

Eigentlich wollte ich mich nicht hineinmischen, und das Ganze war mir gänzlich schnuppe, auch daß man dem gemütlichen „Grünen Wagen“, der immer so pünktlich um halb vier mit dem hier zur Tagesordnung gehörigen Einbrecher nach der Präfektur gondelt, die Pferdchen ausspannte, das machte mir noch einen Heidenspaß. Aber seit ich nun dreimal meinen Kaffee nicht einnehmen konnte, weil Professor Scelle durchaus seine Vorlesung halten wollte, und seit mich auf offener Straße einige junge Herren mit der Frage belästigten, wie ich mich zu der Amtsenthebung des Doyen verhalte, konnte ich nicht mehr in Frieden bleiben, weil ich die Rechtsfakultät zum bösen Nachbar habe.

Gewiß, die Schlachten in meiner und der Nebenstraße Soufflot brachten es nur auf lumpige 75 Verwundete, gewiß, die Hymne der von allen Enden anstürmenden Stoßtrupps der Camelots du Roi, obwohl jeden Nachmittag hundertstimmig gesungen:

Conspuez Herriot
Conspuez Herriot
Conspuez!

hatte nicht entfernt die Markigkeit der vom „Hakenkreuz am Stahlhelm“; auch sind diese lasch gekleideten, würdelos lachenden Jünglinge, die weder Schmisse noch Millimeterhaarschnitt, noch sonst Zeichen akademischer Bildung aufweisen, nicht geeignet, bildungslosen Plebejern Respekt einzuflößen.

Aber vor dem schönen Luxembourgpark, wo schon die ersten Beleuchtungsproben für den Frühling stattfinden und die jungen frischen Triebe von den Gärtnern psychoanalysiert werden, regimenterweise Schutzleute aufmarschiert zu sehen, ringsum das „Hoch“- und „Nieder“-Gebrüll zu hören, ach, wie ist man das alles müde, zumal wenn man gerade auf Ferien von völkischem Unterricht lebt, und besonders wenn man das ganze Theater jahrelang wirksamer, im Original genossen hat.

Und als ein Mann der Polizeigewalt und Ordnung mitten im Demonstrantengewimmel freundlich sagte: „Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, zu zirkulieren!“, da schnitt es mir ins altpreußische Herz ob solcher Dekadenz.

Noch sonderbarer benahm sich die Regierung! Die Regierung der französischen Republik hat sich — ich weiß es aus zuverlässiger Quelle — auf die Seite der Republik gestellt! Und einige der antirepublikanischen Manifestanten kamen ins Gefängnis, die Faculté des Droits ist geschlossen, der Doyen suspendiert.

Darauf antwortete heute in aller Frühe die große, in ganz Frankreich sehr mächtige Association générale des Etudiants mit dem Generalstreik. In sämtlichen Cafés des Quartier Latin hängt

der Befehl aus zugleich mit der Parole, sich politischer Kundgebungen zu enthalten.

*

Wie stehen die Studenten dazu?

Die Studentenschaft der Faculté des Droits, die sich zum großen Teil aus Söhnen einer reichen Bourgeoisie zusammensetzt, bei der es zum guten Ton gehört, studiert zu haben, ist fast durchweg konservativ orientiert; „Action française" und „Liberté" finden nachmittags bei den Demonstranten höchsten Absatz. Aber auch ein ansehnlicher Teil der andern Fakultäten protestiert diesmal „gegen das Eingreifen der Regierung in akademische Freiheit". Hingegen tritt die (von mir schon einmal zitierte) „Ecole Normale" fast einmütig für die Regierungsmaßnahmen ein.

Vor ein paar Tagen wurde dort eine sehr witzige Revue mit ungewöhnlich scharfer Parodierung der Professoren aufgeführt. Und anläßlich dieser Aufführung kam es su einer stürmischen Huldigung für zwei anwesende, ehemalige Ecole-Normaliens: Herriot und François Albert (obgleich der Zweitgenannte in einem Chanson unter einem Studentenspitznamen: Dondon fürchterlich veräppelt wurde).

Die Ecole Normale hält also so mutig zu Herriot, wie sie früher gegen Poincaré auftrat, in dessen Gegenwart einmal einige dieser Studenten einen Ehrenkranz für Jaurès niederlegten.

Die Situation ist trotzdem für die Regierung nicht einfach!

Der Schachzug der Opposition, den aus politischen Gründen provozierten Streit jetzt völlig unpolitisch zu gestalten, wird dem Streikaufruf der Association générale bedeutende Kraft sichern.

*

Und das alles, weil ein Professor seine Vorlesungen halten will. Allerdings: ein Professor, der der Linken angehört, und der von der Regierung, wozu sie offiziell das Recht hat, trotz Stimmenminderheit eingesetzt wurde. Professor Scelle, dessen wissenschaftliche Fähigkeiten von allen Parteien anerkannt werden, soll sich persönlich nicht unbedingter Sympathien erfreuen. Ob zu Recht oder Unrecht, weiß ich nicht. Aber er hat eine weitaus gefährlichere Eigenschaft, die in Frankreich eine Rolle spielt: sein Name fordert zu Wortwitzen heraus; es gibt so viele Wörter, die auf „celle" endigen.

Schon am ersten Tage tobte das Geschrei:

Au violon, Scelle (violoncelle) = violon ist eine Bezeichnung für Polizeiwache (eine Erinnerung an die mittelalterliche Halsgeige wahrscheinlich).

Und es gibt vermicelles, welches Nudeln sind.

Und so entstehen und amüsieren täglich neue Scherze die Demonstranten und steigern den Zulauf zu denjenigen Gruppen, denen es politischer, bitterer Ernst ist.

Adalbert Stifter, der in Norddeutschland so wenig Gekannte, gehört auch zu den großen Briefeschreibern der deutschen Literatur. Sein feiner anmutiger Sinn für Details gibt seinen privaten Bekenntnissen den Reiz einer zarten, von Geschwätzigkeit freien Intimität. Der folgende Brief, den wir wiedergeben (entnommen: Adalbert Stifters Sämtliche Werke, Briefwechsel I. Band. Herausgegeben, unter Benutzung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka, von Gustav Wilhelm. Prag 1916 bei J. G. Calve), stammt aus dem Jahre 1829. Der Zwanzigjährige richtete ihn an Franziska Greipl, nach seinem Geständnis die „erste tiefe Neigung seines Herzens". Seltsam wirkt auf uns heute dieses Geständnis eines jungen, in sich versponnenen Menschen aus versunkenen Vormärztagen. Es ist darum, wie um die frühen Werke eines Waldmüller oder Schwind, jener feine Duft von Nazarenertum, freundlicher Simplizität und letzten Reminiszenzen an Mozarts Jahrhundert. Wie weit sind wir von dieser Welt entfernt! Ein paar Melodien, ein paar Verse von Raimund, ein vergilbtes Blatt wie dieses, das dennoch in unverwelklicher Jugend von der Sehnsucht eines jungen Herzens zeugt, das ist alles, was geblieben.

*

Theuerste Freundinn!

Deine Zeilen habe ich am 20ten dieses Monathes erhalten. Ich habe schon mit einer unerwartlichen Ungeduld auf eine Antwort von dir geharrt, und du kannst dir denken, mit welcher Hast ich, da es Nacht war, und ich nach angezündetem Lichte deinen Brief auf dem Tische liegen fand, das Siegel auf riß, und deine Worte überflog. Aber schon bey Entfaltung des Blattes wollte mich Mißmuth beschleichen, als ich sah, daß der Inhalt desselben gar so kurz sey. Es ist so ein schönes Gefühl, das wir haben, wenn wir die Schriftzüge eines entfernten lieben Freundes erblicken, und durchwandern, und wenn wir aus jeder Zeile seinen Geist, sein Herz, sein Leben und Weben hervorblicken sehen: so scheint mir dieß eine Art geistigen Umganges und Genusses, die Worte vertretten die Stelle des abwesenden Lieblings, und jede Kleinigkeit hat Werth für den begierigen Leser. Ein so kurzer Brief kömmt mir vor, als ob zwey Freunde, die sich lange nicht gesehen haben, an einem Ort zusammenkämen, sich da einen guten Morgen wünschten, und wieder von dannen gingen. Hat man sich denn nicht unendlich viel für die Herzen so wichtige Kleinigkeiten zu sagen? Ist denn nicht das Schreiben selbst eine Unterredung mit dem Freunde? Mir wenigstens ist es fast ebenso süß an ferne Liebe zu schreiben, als von ihnen Briefe zu empfangen, und wenn ich dir ein ganzes Blatt klein angeschrieben habe, so ist mir immer noch, ich hätte dir noch eine Menge zu sagen. Sieh alles dieß drängte sich sogleich vor mein Gemüth, und ich konnte des unangenehmen Gefühles nicht Meister werden, so zwar, daß es mir sogar schien, als sey selbst die Form des Briefes obenhin und kalt. Mag seyn, daß der Anflug der trüben Stimmung bey Er-

blickung der Kürze des Schreibens auch dem Inhalte desselben eine dunklere Farbe lieh, mag auch seyn, daß ich zu viel erwartete, denn wie viel hat man nicht dem abwesenden Freunde in dem ersten Briefe zu sagen, wie viel wünscht er nicht zu erfahren, jede Regung der Seele nach seiner Abreise, jedes Wort, jede Kleinigkeit von seiner Geliebten möchte er erfahren — daher entschuldige ich dich gerne, und will mich bemühn zu glauben, mein unangenehmes Gefühl rühre daher, daß ich den Brief in einer andern Stimmung gelesen, als du ihn geschrieben hast.

Den Inhalt in Bezug auf den Punkt unseres Verhältnißes, muß ich durchaus billigen und ich achte tief die Offenheit deiner Gesinnungen. Ich habe mir die Antwort ungefähr so vorgestellt, wie sie wirklich erfolgt ist, nur über eins, und zwar über das Wichtigste hast du dich nicht ausgesprochen, nehmlich was du meinest, daß wir thun sollen. Oder soll ich das aus dem Zusammenhange deines Schreibens erst erschließen? Ich habe es versucht und bin auf 3 mögliche Fälle gestoßen, einen 4ten Ausweg giebt es nicht. Entweder das Verhältniß fortführen wie es jetzt besteht, oder es ganz aufheben, oder das Ganze deinen Eltern offenbaren, und ihrem Gutachten anheim stellen — dieß sind die 3 Wege, die es in unserer Lage zu gehen giebt. Was den ersten betrifft, so verwirfst du ihn geradezu, wie deine Worte sagen: „und immer unter lauter Heimlichkeiten fortleben — dieß kannst auch du selbst unmöglich gut heißen". Du hast Recht, auch ich liebe diesen Weg nicht, weil es mir scheinen will, er sey nicht der edelste. Was den zweyten betrifft, nehmlich, es deinen Eltern zu offenbaren, so wäre es der schönste und geradeste, und mein Herz neigt sich sehr zu ihm hin. Oft drängte es mich in den Ferien, deiner Mutter alles zu sagen, mir war als wäre ich dann von einer Sünde los, und könnte wieder von Herzen fröhlich seyn, allein immer widersetzte sich meine Liebe zu dir diesem Entschluße, denn er ist es, der uns auch auf ewig trennen kann. Wenn du aber meinst, liebe Fanni, daß es besser wäre, so schreibe mir darüber, und ich will deiner Mutter schreiben, will ihr alles offen gestehen, will sie bitten, sie möchte mir nur das einzige erlauben, daß ich an dich schreiben dürfe, und zwar so, daß sie alle Briefe lesen soll, nur nicht plötzlich und ganz soll sie uns trennen, das ertrüg' ich nicht, und giebt sie nur dieß zu, wahrhaftig, sie soll durch mein Benehmen einsehen lernen, daß sie nicht von uns jungen Herrn, (wie du dich ausdrükst) gleich verachtend denken dürfe, denn ich will und muß mir ihre vollste Hochachtung in diesem Punkte erringen. Willst du, so wagen wir den Wurf. — Aber auch das ist zu bedenken, daß dieses Mittel auch alles zerstören kann; denn denke, wenn sie von uns fodert, daß wir unser Verhältniß ganz auflösen sollen, was dann? Es dennoch fortführen? Das, Fanni, erlaubt dann unsere Ehre nicht mehr; denn was jetzt nur Verheimlichung ist, wäre dann Betrug,

und wahrlich Betrug verdienen deine so herrlichen Eltern nicht — von dir nicht weil du ihr Kind bist, von mir nicht, weil ich eurem Hause so unendlich viel zu verdanken habe, und weil sie mich lieben und Vertrauen zu mir haben. Es bliebe uns also nichts, als Trennung. Du selber scheinst an einen guten Ausgang zu zweifeln, denn du schreibst: „du weißt, wie meine Mutter von euch jungen Herren denkt, daher muß ich jede Hoffnung aufgeben, daß sie jemahls einwilligen werde.“ Aus diesem ergiebt sich, daß weder du den ersten Weg billigest, noch den zweyten zu gehen getrauest — was bleibt also übrig? — der dritte, Aufhebung des Verhältnißes. Aber, Fanni, nein! Das kannst du unmöglich in deinem Schreiben gemeint haben, ich kanns und darfs und wills in Ewigkeit nicht glauben, daß du das im Stande wärest zu thun, ohne vorher alle möglichen Wege versucht zu haben. Du weißt wie sehr ich dich liebe, ich weiß, daß auch du mich liebst, wie wäre es also möglich, daß nur eines von uns den Wunsch hegen könnte, die Liebe zu trennen. Was mich betrift, ich bin stolz auf meine Liebe, und sey sie auch thöricht, und hoffnungslos — sie ist meinem Herzen doch ein guter Geist, sie veredelt und erhebt mich — und ohne Scherz, liebe Fanni, seit ich weiß, daß du mich liebest, seit dem ist mir, als wäre ich ein besserer Mensch geworden: ich bin großmüthiger und sanfter, und so mancher tolle Einfall, zu dem mich sonst mein lebhaftes Temperament verführt hätte, unterbleibt jetzt, ich achte und liebe mich jetzt selber mehr, weil du mich liebst, und in mein Leben ist Ordnung und Zweck gekommen. Aber auch so nothwendig ist mir diese Liebe geworden, daß ich mich ohne derselben gar nicht denken kann. Ich zittere vor dem Gedanken, daß es einst anders werden könne. Oft, wenn ich mich jetzt in die Lage denke, daß du einem andern gehörest, ist es mir, als wäre meine bürgerliche Existenz jetzt aus, als sey es gleichgültig, bin ich etwas oder nicht, denn das Einzige, dessentwillen das Leben schön und wünschenswerth ist, dessentwillen ich hoch stehen, und in der Welt etwas gelten möchte, dieß Einzige ist ja dann für mich nicht mehr in der Welt, — was soll mir also Unabhängigkeit, Ehre, Reichthum, und all das, was der Thor anbethet, wenn es mir nicht als Mittel dient, das zu erlangen, was das einzige Gut des Herzens ist auf Erden: — Familienglück — ein Weib nach meinem Herzen, das Licht und Leben des Mannes. Oder soll ich ein Beyspiel mehr abgeben von so vielen 1000 unglücklichen Ehen, und ein Wesen wählen, die mich täglich daran mahnet, wie viel glücklicher ich mit dir gewesen wäre? Nein eher gar nicht. Was auf Erden soll mich denn freuen, wenn mich mein Weib nicht freut? Ein Mann, unglücklich in seinem Hause, ist in dem Herzen in den innersten Pfeilern seiner Zufriedenheit zerstöret, und kein sogenanntes Glück von außen, vermag den Wurm zu tödten, der an seiner Seele frißt.— Bist du für mich hin: nun dann liegt mir auch nichts mehr an der Welt. Mögen sie mir dann die glänzendste Stelle

geben, mir gleichviel — dann ist es für mich zu spät — doch wozu all dieses zu zergliedern — möge der Himmel dich bewahren und glücklich machen, dann will auch ich versuchen, die Liebe, die nun dein ist, überzutragen auf meine Arbeiten, und auf die Menschheit — ein wohlthätiges Leben, sagt man, giebt ja auch Zufriedenheit. Mancher, der diese Zeilen lesen würde, würde glauben, meine Liebe sey Schwärmerey, allein nur der, der gleichen Reichthum trägt in seiner Seele, wird mich verstehn, und wird wissen, daß das Geistige und Uebersinnliche einer unendlichen Stärke und Ausdehnung fähig ist, die der Schwache nur anstaunen oder verspotten, aber nie fühlen kann.

Schreibe mir recht bald, mein Leben, nicht so lange erst, als ich dich warten ließ. Ich glaube nehmlich, dein Bruder werde herab kommen, und deßwegen verschob ich das Schreiben, allein jetzt währt es mir schon zu lange. Schreibe mir viel recht viel, und recht bald. Grüße mir die Nanni. Lebe tausendmahl wohl. Ich küsse dich und bin

Dein dich innig liebender

Albert.

Meine Adresse: Stadt No. 2
Renngasse zum römischen Kaiser
2ter Hof 2ter Stock abzugeben
bey Madmoiselle Bruner.

Wien am 15/11 1829.

ERICH MAX RÖPNACK

ZUR RASSENFRAGE

Ein Pferdeapfel, hoch geehrt,
weil er von einem Rassepferd,
liegt einsam auf der Straße.

Ein junger Mann mit Namen Stier,
der handelte mit Altpapier
und trug sehr hoch die Nase.

Er sah es nicht und trat dabei
den Rasseapfel ganz entzwei
mit seinem linken Fuße.

Jetzt kommt er in sein Haus hinein,
und alles fängt laut an zu schreien:
Du stinkst! — Das war die Buße.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

I.

Einem Franzosenfresser

Ein Auslandsdeutscher, der lange in Frankreich gelebt hat, stellt uns dieses Schreiben an einen Freund zur Verfügung, der ihn „frankophil" genannt und sein Deutschtum verdächtigt hat. Ein persönlicher Brief gewiß, aber in Wahrheit an Millionen von Adressen gehend.

Es würde Dir peinlich sein, wenn Dir jemand Deinen Brief vorlesen würde. Doch weiß ich, daß Du ihn in der Erregung geschrieben hast und nehme das nicht tragisch. Dein Brief ist voll von Behauptungen, die ich niemals aufgestellt habe. Z. B. ist es mir nicht im Traum eingefallen, zu bestreiten, daß in französischen Schulbüchern der Revanchegedanke gezüchtet worden ist, ich habe es sogar damit entschuldigt, daß Frankreich zwei Provinzen verloren hatte. (Genau wie man Nachsicht mit Deutschland haben muß, wenn jetzt bei uns der Revanchegedanke gezüchtet wird, weil diesmal Deutschland geschlagen worden ist.) Ich habe nur bestritten, daß in allen französischen Büchern gehetzt würde, habe betont, daß das mit den Jahren immer besser geworden sei, und habe mir erlaubt, einzuwenden, daß ich selber während des Krieges kleinen französischen Mädchen Unterricht mit Geschichtsbüchern gegeben habe, die so reizend und psychologisch fein waren, wie mir keins von unseren trockenen Schulbüchern bekannt ist.

Ein Volk, wie das französische läßt sich nicht leicht auf Distanz beurteilen, erst recht nicht mit Leidenschaft. Aber Du bist es ja immer, der mir die Berechtigung zu einem objektiven Urteil abspricht, weil mich ein zwanzigjähriger Aufenthalt in Frankreich, das ich von oben bis unten bereist und studiert habe „frankophil" und „einseitig" gemacht hätte, während Du Dir Dein unbefangenes Urteil im Augustiner in München erhalten hast. Dieses Schicksal, einseitig geworden zu sein, teile ich fast mit allen Auslandsdeutschen. Ich bedauere, daß Du niemals einer ihrer Versammlungen beigewohnt hast. Ob es sich um die Gruppe Frankreich oder England oder Amerika handelt, immer dasselbe Lied „unsere Erfahrungen werden in den Wind geworfen". Mit einem Talent sondergleichen haben die „richtigen" Deutschen die Auslandsdeutschen, „denn die haben ja abgefärbt", von sich gestoßen. Es handelt sich ja nur um die Vorkämpfer des Deutschtums, um die, die ihr Deutschtum allen Stürmen zum Trotz erhalten haben. Denn das sonst die Deutschen ein allzu ausgeprägtes Nationalbewußtsein hätten, wirst Du doch wohl nicht behaupten wollen. Dafür verfügen sie aber über eine ganz besonders ausgeprägte „Nationale Empfindlichkeit".

Es gibt in Frankreich Schreier, die

ich verabscheue, weil sie Frankreich diskreditieren, weil oberflächliche Beobachter sie für den französischen Typ halten, weil er der lärmendste ist. Das eigentliche, stille, arbeitsame Frankreich ist ihnen unbekannt. Aber derselbe Typ blüht und gedeiht auch bei uns. Seit Jahren bringt der „Matin" Ausschnitte aus deren Zeitungen. Das gibt auf die Dauer eine hübsche Sammlung deutscher Borniertheit und Heuchelei und ist die wirksamste, raffinierteste und giftigste Hetze gegen die Deutschen, weil man dem „Matin" nicht einmal vorwerfen könnte, das sei nicht wahr. Ist das Deutschland? Glaubst Du, daß ein Franzose durch fleißiges Studium dieser Blätter „Deutschland" kennenlernt? So wenig wie Du Frankreich mit Deiner Scheußlichkeitssammlung.

Ich gehöre nicht zu den Leuten, die renommieren. Aber trotzdem muß ich Dich fragen: „Was hast Du denn bis jetzt für Deutschland getan?" Noch niemals hast Du mit Deiner eigenen Person einen Angriff auf Deutschland abwehren müssen. Was haben denn die Deutschen, die niemals im Ausland waren für eine Ahnung davon! Wenn Dich meine Ansichten schon „verletzen", dann hätte ich Dich einmal im Ausland sehen mögen, zu der Zeit, als noch die vernünftigsten Menschen glaubten, die deutschen Soldaten hätten den Kindern die Hände abgeschnitten. Als ich zum erstenmal nach dem Krieg wieder in Frankreich war, wurde ich persönlich sogar herzlich aufgenommen. Aber überall bekam ich nicht den „Haß", sondern die „Verachtung" vor Deutschland zu spüren. Und am schlimmsten für mich war, daß mir vieles zu wohl bekannt war, als daß ich es hätte leugnen können. Ich habe das meinige getan, um die deutsche Mentalität zu erklären und habe Deutschland mehr damit genützt, als die deutschen Mitarbeiter des „Matin".

II.

Akademische Justiz

Einen akademischen Bierulk veranstaltete vor kurzem der als Führer des Jungdeutschen Ordens bekannte Rektor der Göttinger Universität. Er hielt es für unvereinbar mit seiner „Ehre" und seinem „Gewissen als Rektor der Georgia-Augusta" den bekannten Maler Heinrich Vogeler-Worpswede in einem Raume, in dem er „die Polizeigewalt" habe, über russische Kunst sprechen zu lassen, denn „Vogeler ist Kommunist und der Kommunismus mit seiner Abschaffung des Eigentums ist das lasterhafteste Verbrechen, das ich kenne.... Ich habe die Verfassung, die die gegenwärtige parlamentarische Demokratie sichert, beschworen und muß sie gegen Vogeler, der ihr Feind ist, schützen. Ich

werde den Vortrag auf Grund des Republikschutzgesetzes verhindern."

Ist uns schon unverständlich, was in aller Welt ein Vortrag über russische Kunst mit dem Schutz der Republik zu tun hat, so ist uns noch unverständlicher, wie es dem Rektor, einem bekannten Rechtslehrer, passieren konnte, daß er ein Verbot erließ, das seine Kompetenzen bei weitem überschritt. Für den Vortrag war nämlich ein Saal gemietet, in dem der Rektor keinerlei Polizeigewalt besitzt, sondern der einem rein privaten studentischen Wohlfahrtsverein gehört, in dem der Rektor in seiner Eigenschaft als Rektor keinerlei Befugnisse hat. Die Veranstalter, zwei Studenten, betrachteten angesichts dieses rein privatrechtlichen Mietverhältnisses alle Maßnahmen und rechtlich unhaltbaren Verbote der akademischen Behörden lediglich als Imponderabilien und wehrten sich gegen die Weigerung des Vermieters, den Saal auf Grund dieses Verbots des Rektors zur Verfügung zu stellen, mit dem ihnen gesetzlich zustehenden Mittel einer einstweiligen Verfügung, die auf die Nichthergabe des Saals eine Haftstrafe setzte. Trotz dieses eindeutigen Gerichtsbeschlusses, trotz seiner rechtlich unhaltbaren Position stachelte der Rektor den Vermieter zu weiterer Renitenz auf, benachrichtigte ohne Berechtigung die Presse, der Vortrag fiele aus, beauftragte den Universitätsrichter, einen 70jährigen Geh. Justizrat, die Plakate zu entfernen, und forderte endlich die Polizei auf, Vogeler bei Betreten des Saales wegen Hausfriedensbruches (!) zu verhaften. Vergeblich! Die Studenten verstanden es, alle Schläge zu parieren. Der Vermieter zog es angesichts der ihm drohenden Haftstrafe vor, den Saal freizugeben. Die Presse brachte, noch rechtzeitig aufgeklärt, außer dem deutschnationalen Blatt, statt der vom Rektor gewünschten Nachricht Enthüllungen über diese sonderbaren Vorgänge. Die Polizei, statt Vogeler zu verhaften, gewährte Schutz gegen etwaige Störungen.

Damit wäre der Fall erledigt gewesen, hätte es der Rektor nicht für notwendig befunden, sein Ansehen durch exemplarische Bestrafung der Uebeltäter wieder herzustellen, und hätte sich nicht ein Rechtspflegeausschuß dazu hergegeben, die Delinquenten wegen „Uebertretung eines beschränkten Verbots und Verächtlichmachung akademischer Behörden" zu bestrafen. Das aber nötigt

die Oeffentlichkeit, zu der Affäre Stellung zu nehmen.

Es wäre wünschenswert, wenn die maßgebenden Instanzen hier eingreifen und sich nicht auch auf den Standpunkt stellen würden, daß „der Geist der Insubordination ein Auszurottender ist“. Z.

FILM

Mount-Everest-Film

Die Filmbranche behielt wieder mal, wie immer, unrecht. Da ward seit jeher behauptet, die Kulturfilme, Anschauungsfilme, pädagogischen Filme, Forschungsfilme seien zwar eine ideale Sache, aber ein faules Geschäft; — und jetzt sind gerade diese Filme erwiesenermaßen die rentabelsten Schlager der Spielzeit: Der Colin Roß-Weltreisefilm, Wege zur Kraft und Schönheit, der Südpolarfilm und jetzt der Mount Everest. Deshalb nicht nur den mutigen Abenteuerern und Verfertigern solcher Filme, sondern das Bravo auch dem Publikum, das immer besser ist als die, welche es schlechter machen wollen.

Diesmal sieht man den dritten, abermals mißglückten Versuch, den fast 9000 Meter in den Himmel gereckten höchsten Berg der Welt zu bezwingen, im Jahre 1924, als englische Forscher dort, wo Indien und Tibet sich verschwistern, den Aufstieg mit einer Eingeborenenkarawane unternahmen.

Dreierlei bewundern wir staunenden Auges. Erstens wie die Forscher durch die Berge, Steppen und Einöden des hinterindischen Landes klimmen: monotone Flächen, verschmutzte Dörfer mit niegewaschenen Bewohnern, aber herrlich zusammengesackten Gesichts, wunderlich burgartig aufgetürmte Klöster, unheimliche Bräuche und die unheimlichste, geheimniswissendste Priesterkaste der Welt.

Alsdann den zähen Aufmarsch durch die Eiswüste zum Gipfel, ähnlich dem Südpolarfilm; mit Schneefeldern, Gletschern, Spalten, Wänden, Zacken; mit immer weiter, von immer weniger Menschen vorgetriebenen Proviantlagern, Zelten, Steinhütten. Bis schließlich zwei Jünglinge die letzten dreihundert Meter zum Gipfel zwingen wollen. Und dabei verschollen sind.

Drittens, was man noch niemals im Film sah: Fernaufnahmen von unglaublicher Technik. Linsen, wie sie bisher nie benutzt wurden, zaubern die fernsten Bergspitzen heran, zeigen klümpchenklein die hoch droben Klimmenden, verfolgen entschwin-

dende Menschen, die nicht wiederkehrten, bis in die geheimsten Klüfte. Der geheimnisvolle Gipfel, den noch niemals eines Menschen Fuß, kaum eines Menschen Auge erreichte, ragt jetzt im bewegten Bild klar in eisiger Fremdheit dicht vor uns, von Wolken gepeitscht, wie er selbst all seine Bezwinger bisher niederpeitschte.

Abermals ein erschütterndes Menschheitsdokument, wie jede große Menschentat und Menschenschrift: bewußtseinklärend, bewußtseinerweiternd, bewußtseinvorwärtstreibend.

Der Mann, der diese Bilder photographierte und der vor der Vorführung sich selbst und einige Hochgebirgslamas zeigt, als welche keine Tiere, sondern betende, posaunenblasende und tanzende Priester sind: dieser Held heißt: Captain Noël.

Kurt Pinthus

TISCH MIT BÜCHERN

Neue Novellisten

Die jungen Dichter, die sich um eine neue Prosa bemühen, haben der letzten Generation des Expressionismus abgeschworen und sehen in der großen Epik des letzten Jahrhunderts ihr Vorbild. Das Fiasko der Novellisten, die nach „wesentlichem Ausdruck“ suchten, hat sie scheu gemacht und sie belehrt, daß Voraussetzung aller Dichtung Wesentlichkeit des Gehaltes ist. Es scheint sich also auch im deutschen Nachwuchs so etwas wie ein Wille zur Tradition fühlbar zu machen. Nicht zum Nachteil der Qualität — wie man sofort erkennt, nimmt man den Erstlingsband des jungen Erich Ebermeyer, „Doktor Angelo“ (im Ernst Oldenburg-Verlag) zur Hand. Der erste Eindruck ist frappant: Begabung — aber gezügelte Begabung, die schon des Ausdruckes mächtig ist. Hermann Bang ist die Sphäre, in dessen Kreis diese Novellen ge-

hören, nicht etwa nur, weil in diesen Novellen die Knabenliebe Thema ist und weil die stoffliche Verdichtung dieses Themas auch um das Verhältnis des fertigen, reifen, geistig überragenden Mannes zum erblühenden Jüngling kreist. Dieser typische „Michael"-Vorwurf wird nicht Anlaß psychologischer Analyse (wie bei Thomas Mann); er wird abgetastet nach seinem Stimmungsgehalt. Und die zeichnerische Mächtigkeit, Stimmungen zu erzeugen, nicht aber das oft behandelte, kaum neu gesehene Thema hebt dieses Buch und gibt ihm Bedeutung. Diese Novellen lieben die düsteren Töne, die schweren Traurigkeiten des Sterbens und des Verzichts. Ebermeyer weiß um das Leid, das bei ihm nicht Folge einer mißachteten Liebe, sondern Grundton der Liebe selbst ist. Die Mittel, deren er sich bedient, um stofflich das Leid in die Schicksale seiner sokratischen Gestalten zu legen, sind abgegriffen: ein Beschluß der Lehrerkonferenz ächtet den päderastischen Advokaten — der Erlebnisgehalt aber ist vertieft durch die Empfindsamkeit einer starken und tief berührten Natur. Dieses Buch, „den jungen und freien Menschen" gewidmet, ist von einer düsteren Schönheit, die ergreift.

Viel näher an Thomas Mann schließt sich Hermann von Boetticher an. Seine Novelle „Das Bild" (S. Fischer, Verlag) hat die Ausführlichkeit der zeitlichen und räumlichen Detaillierung, die peinliche Gewissenhaftigkeit bei der Vorbereitung seelischer Vorgänge. Boetticher verweilt mit epischer Gelassenheit, wenn es gilt, seelische Uebergänge zu zeigen, mit unsäglicher Feinheit. Ich gestehe, daß sich manche Weitschweifigkeit, die die Logik der realistischen Zeichnung fordert, bemerkbar macht. Um so erwärmender ist dann die Schilderungskraft des Seelischen, die Kultur einer gemessenen Sprache.

Gerhard Drabsch, ein junger starker Dichter des Verlages „Der Weiße Ritter", greift in der Erzählung „Manfred" weiter zurück, zur romantischen Sprache in der Legende Flauberts. Es bleibt eine merkwürdige Diskrepanz zwischen der Sprache des Dialoges, die dem erlebniserfüllten Pathos im „Sankt Julian" nahe kommt, und der Sprache der novellistischen Schilderung, die deutsch und herb, holzschnittartig, von Dürerscher Sachlichkeit ist. Das Büchlein ist gewichtig an Erlebnisgehalt, es entstammt verwandter Erde wie die „Chronik von Sankt Johan"; das Stoffliche bleibt freilich noch ungegliedert, willkürlich abgerissen und nicht zu Ende gestaltet. Aber diese Novelle ist doch so erfüllt von jugendlichem Wissen um Schönheit und um Natur, so tief berührt vom Wesentlichen, so gesättigt von der freien Luft natürlicher Menschen, daß dieses Büchlein ein lebendiges Dokument wird für das Keusche und Seelisch-Wache in der freideutschen Jugend, deren schöpferischen Naturen der Weiße Ritter-Verlag dienen will. —

Ein neuer Novellist ist auch Gerhard Pohl, der im „Tagebuch merkwürdiger Verführungen" (Elena Gottschalk, Verlag) die seelischen Wandlungen jugendlicher Menschen, in denen das erste Erleben auftauchte, deutet. Das Buch ist skizzenhaft; es liebt, von außen her die das Innnere bestimmenden Vorgänge an die Gestalten heranzubringen und dann, mit sicherem Blick, die seelischen Vorgänge zu zeichnen. Pohl hat noch den arabesken Ausdruck. Er sucht den Uebergang von expressionistischer Umschreibung zu neuer Sachlichkeit. Pohls Bemühen steht zwischen diesen Dokumenten neuer Jugend isoliert und besonders da, weil seine Menschen Kinder der Zeit sind: vom Intellekt belastet, suchen sie nach dem reinen Erleben — und im Erleben das neue,

gültige Dogma. Diese Mischung von Skepsis und Aktivität zeigt Pohls innere Beziehung zur Welt Otto Flakes, dem er den Band widmet.

Der Triumph des Dilettantismus.

Es ist rühmenswert, Lyrik zu drucken. Es ist nichts dagegen zu sagen, wenn ein Verlag einen Unbekannten zuerst im Luxusdruck einführt. Der Prachtband des Verlages Deutscher Bücher, der unter dem sinnvollen Titel „Korax" das lyrische Elaborat eines Josef Maria Frank in einer beispiellos anspruchsvollen Aufmachung einfaßt, dieser Nouveau-riche-Prachtband fordert den schärfsten Angriff heraus. Der Stammtischulk eines Gymnasiasten, dem manchmal ein Reim mühsam gelingt, glaubt von Morgenstern bis Ringelnatz alle Möglichkeiten der Satire sich angeeignet und dienstbar gemacht zu haben; in Wahrheit aber ist das exquisiteste Bütten mit Kalauern bekritzelt, die sich selten zur Höhe eines Provinzfeuilletons aufschwingen. Roda Roda hat, an diesem Skribifax gemessen, den Esprit Oscar Wildes, Rideamus den satirischen Rang Jonathan Swifts. Beispiele — für die Satire: „Man . . . trägt seidene Strümpfe und Rainer Maria Rilke auf dezenteste Weise vor" (S. 43). Für den Witz: „Im Französischen kann sich der „homo" von vorne und rückwärts lesen." (Da lach ich nur einmal — sagt Valentin). Für den Reim: „Busen" und „Carusen" (Plural von Caruso).

Dieses Elite-Buch verschlingt an Aufwand die Kosten für zahlreiche Gedichtbände, die zu drucken man — — kein Geld hat. Wenn es (im höheren Sinne) „unsittliche" Bücher gibt, so ist dieser „Korax" das unsittlichste: es spekuliert auf die völlige Verblödung und spreizt sich mit der Unverschämtheit größenwahnsinniger Dilettanten; man kann dieses Buch nicht übersehen, so fett und grellfarbig ist es — wie eine Litfaßsäule oder wie eine Bude im Lunapark. . .

Bescheidener in der Aufmachung, aber ebenso sinnlos ist die Ausgabe der Gedichte von Brunold Springer (im Ernst Oldenburg Verlag). Ich las fünf Bändchen dieses lyrischen Oeuvres. Am amüsantesten der „Roman in Sonetten" (ein neues Genre!), betitelt „Schwarze Liebe". Ich hoffte die „Schwarze Schmach" en detail und in Versen erleben zu können — und finde statt dessen Verse voll religiöser Inbrunst wie diesen: „Du hast in mir mein Jesustum entbunden" oder jenen unsterblichen Vers: „Du arme Heilige der Syphilis." — Die Absicht des Verlages, eine neue Friederike Kempner zu kreieren, ist verdienstvoll, aber — da Springers Unbegabtheit jede Komik fehlt — mißglückt.

Manche deutschen Verleger haben viel Geld; schade, daß dies gerade die Analphabeten der Aesthetik sind. Gäbe es eine Gerechtigkeit und ein Ehrengericht für Verleger, so müßten die Editoren dieser beiden Bücher verurteilt werden — — diese Verse auswendig zu lernen. — Da lob ich mir den Züricher Verleger Rascher: der druckt wenigstens in Gustav Billeter's Gedichtband „Deutung" Verse, deren Sinnlosigkeit nicht gerade aufreizend, sondern eher neckisch ist:

„Wie Vogel Greif sich durch die Lüfte trägt
Und Schah Abbas die vierzig Diebe fängt
Und der Kalife Unrecht niederschlägt,
So stieg empor, von Sehnsucht still umflügelt,
Des fernen Vaterlandes dämmernd Bild."

Kommentar überflüssig. Der Triumph des Dilettantismus — — im Verlagswesen!

Otto Zarek.

ANEKDOTE

Der neue Attaché

Henry Labouchère, einer der bekanntesten liberalen Parlamentarier der Gladstone-Zeit, war durch seinen leichten, schlagbereiten Witz berühmt und gefürchtet. In jungen Jahren war er Diplomat gewesen. Es gibt eine hübsche Geschichte darüber, warum er die hoffnungsvoll begonnene Karriere aufgeben mußte.

Man wollte ihn als Attaché nach Konstantinopel schicken. Als man ihm im Foreign Office seine Papiere aushändigte und dazu die üblichen Segenswünsche für sein weiteres Fortkommen hersagte, bat er sehr höflich um Vorauserstattung der Reisekosten. Sehr kühle Antwort: das sei gegen allen Brauch; man setze bei den jungen Herren des diplomatischen Dienstes voraus, daß sie soweit bemittelt seien, um solche Bagatellen einstweilen auszulegen. Labouchère empfahl sich mit unerschütterlicher Freundlichkeit.

Nach kurzer Zeit fragte Konstantinopel, wo der neue Attaché bleibe. Im Laufe der nächsten beiden Wochen wird diese Anfrage dringlicher wiederholt. Das Foreign Office wird nervös, läßt recherchieren. Aber keine Spur von dem jungen Diplomaten.

Da endlich, nach Wochen, langt in London eine Postkarte aus irgendeinem italienischen Nest an:

Hochgeehrte Herren!

Zu meinem größten Bedauern wird sich mein Amtsantritt in Konstantinopel noch etwas verzögern. Da ich gänzlich mittellos bin und man mir trotz meiner dringenden Vorstellungen einen Reisevorschuß verweigerte, bin ich leider genötigt, den Weg z u F u ß zurückzulegen. Mit der aufrichtigen Bitte, zu glauben, daß ich alles tue, um diese langwierige und strapaziöse Reise zu beschleunigen,

in Ehrerbietung

Ihr

H. L.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 14)

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Aprilwoche

Ein Vorschlag: Deutschlands republikanische Parteien berufen in dem kleinen Herrenhaussaal in Berlin eine auf geladene, wohlerzogene, verläßliche Gäste beschränkte Versammlung ein, an der Repräsentanten aller politischen Richtungen mit Ausnahme der Kommunisten teilnehmen.

Herr von Hindenburg hält in dieser kleinen gesitteten Versammlung das Hauptreferat, in welchem er sein Präsidentschaftsprogramm auseinandersetzt.

Drei oder vier Diskussionsredner sprechen mit beschränkter Redezeit.

Herr von Hindenburg erhält ein unbeschränktes Schlußwort.

Der Vorschlag bietet Herrn von Hindenburg eine ganze Reihe von einleuchtenden Vorteilen.

Erstens kann so bewiesen werden, daß der greise Marschall körperlich und geistig rüstig genug ist, eine etwa halbstündige Programmrede zu halten.

Zweitens kann hierdurch bewiesen werden, daß Herr von Hindenburg imstande ist, einer schwierigen politischen Diskussion zu folgen.

Drittens kann auf diese Weise, durch das Schlußwort des Kandidaten, bewiesen werden, daß er noch geistige Schlagfertigkeit genug besitzt, sich bei einer längeren Auseinandersetzung ein selbständiges Urteil zu bilden und es zu formulieren.

So könnten durch eine öffentliche Probe die Zweifler, die fürchten, daß der Herr Generalfeldmarschall den komplizierten Fragen der Außen-, Wirtschafts- und Kulturpolitik vollkommen fremd und hilflos gegenübersteht, durch das lebendige Erlebnis ad absurdum geführt werden.

Im Ganzen könnte auf diese Weise vor dem In- und Auslande festgestellt werden, daß Herr von Hindenburg den geistigen Erfordernissen seines hohen Amtes, das ihn mit den Gesandten und Botschaftern aller Staaten, mit den Führern aller Parteien, mit den Fachreferenten aller Ministerien zusammenbringt, durchaus gewachsen ist.

Ein solcher Nachweis würde in allen Kreisen des deutschen Volkes mit großer Beruhigung und Befriedigung aufgenommen werden.

Begegnete man in diesen Tagen einem Mitglied des etwas niedergeschlagenen Kabinetts Luther und machte man sich den boshaften Spaß, den Minister zu fragen, wen er denn am 26. April wählen werde, so entrang sich dem Munde des Betrübten zögernd, aber doch deutlich die Antwort: „Natürlich, Marx" . . . Die Kandidatur Hindenburg ist so ziemlich die bitterste, wenn auch noch nicht die offenbarste Niederlage Stresemanns und auch Luthers. Bethmann-Hollweg hat in den Schicksalstagen des Ende Juli 1914 Tränen in die Augen bekommen, als am Ende seines letzten Gesprächs mit dem englischen Botschafter unzweifelhaft wurde, daß England in den Krieg gehe. Herr Stresemann, seit Eberts Begräbnis, wo er in Tränen gebadet schien, merkwürdig weinerlich, ist in den letzten Tagen, wie übrigens alle verantwortlich und vorausschauend Denkenden, sehr düster gestimmt, illusionsarmer als in den Tagen des August 1914, in die man sich jetzt immer wieder zurückversetzt fühlt. Alle fühlen, wie dazumal, daß ein fürchterliches Unheil am Himmel heraufzieht, und wieder hat niemand von den regierenden Herren den Mut, sich der Katastrophe entgegenzustemmen. Stresemann lädt die Schuld des Schweigens auf sich, obwohl er weiß, daß die Herrschaft eines eigensinnigen Greises in einer Epoche, die höchste geistige Lebendigkeit und Geschmeidigkeit verlangt, Katastrophen zeitigen muß. Der Marschall, körperlich sehr rüstig, ihn plagt nur ein bißchen Rheumatismus, würde in diesen sieben Jahren, bis zu seinem 85. Lebensjahr, immer schwerer zu behandeln sein, es gibt ja nichts Starreres als die Unzugänglichkeit der Greise. Die Hoffnung, neben den Achtzigjährigen einen quicklebendigen Staatssekretär, quasi mit den Rechten und Pflichten des politischen Kurators zu setzen, besänftigt die Düsterkeit der Minister keineswegs. Was ist das auch für eine Perspektive! Herr von Hindenburg ist gar nicht der Mann, sich willig unter Vormundschaft stellen zu lassen. Der alte General ist seit zehn Jahren ein Leben in Einsamkeit gewöhnt, er hat keinen Umgang, sein Dasein ist ein Monologisieren, fern von Büchern, fern von Wirtschaft und Kunst, fremd dem Denken Europas und Amerikas, es ist ein anregungsloses Vergangenheitssinnieren in den Gartenanlagen von Hannover. Unmöglich, einem einsamkeitsgewohnten Greise plötzlich eine neue Konstitution zu geben; Hindenburg ist, als alter Soldat, in absolutistischen Denkformen alt geworden, man wird aus einem achtzigjährigen Alleingänger nicht plötzlich ein aufnehmendes, nachgiebig-verbindliches Wesen schaffen können. Mit seiner röhrenstiefligen Primitivität, vom Greisen-Starrsinn nur täglich gesteigert, wird Hindenburg in viele zarte

Blumenbeete treten, die der Außenminister behutsam angelegt hat. Kein Wunder, daß Stresemann melancholisch ist, er wie alle die Leute, die eine Ahnung von der Kunst der Politik haben, zittern vor Hindenburgs plumpem Schritt. Sie bangen vor dem entsetzlichen Gedanken, sieben Jahre lang die komplizierten Gespinste der äußeren Politik vor einem naiven Koloß ausbreiten zu müssen. Welcher Kraftaufwand wird nötig sein, das Leise dem Schwerhörigen beizubringen, wie viel Erziehungsarbeit wird an einen schwer zugänglichen Greis verwendet werden müssen, und wer kann sagen, wie man das Mißtrauen und die Schrulligkeit eines Achtzigjährigen besiegt? . . . Kein Wunder, daß niemandem die Angst vor einem Siege Hindenburgs tiefer in den Knochen sitzt als Stresemann. Kommt hinzu, daß selbst der pfiffigste der Ränkespinner, selbst Herr Stresemann, sich überlistet oder vielmehr übertölpelt fühlt. Der treudeutsche Alte im Bart, Herr v. Tirpitz, hat, ganz wie in den wilhelminischen Zeiten, den Schulter-an-Schulter-Kämpfer Stresemann nibelungentreu hineinzulegen gewußt. Während der Führer der Volkspartei das Unheil der starren Greisenherrschaft mit allen Kräften abzuwenden suchte, hat der frivolste Zyniker, den Deutschland in den Novembertagen 1918 übersehen hatte, die neue große Zeit Hindenburgs heraufgezettelt. Vielleicht wird für diese ruchlose Tat einst Rechenschaft gefordert werden. Alfred von Tirpitz wird, wenn Hindenburg gewählt würde, sich vor der Geschichte verantworten müssen, und er wird, trotz seiner siebzig Jahre, den Milderungsgrund geminderter Zurechnungsfähigkeit nicht anführen können.

Die kommunistische Parteileitung hat mit Emphase erklärt, daß sie auch für den zweiten Wahlgang die Kandidatur Thälmann aufrecht erhalte. Nun ist es natürlich schwierig, eine einmal feierlich und öffentlich begangene Dummheit nachträglich zu rektifizieren. Aber diesmal scheint doch die Gefahr für das Ganze größer zu sein als die, sich selbst zu desavouieren. Auch die radikale Katastrophenpolitik der Kommunisten findet einmal ihre Grenze, und diese Grenze wird diesmal gekennzeichnet durch das eigene Interesse. Die Kommunistische Partei — richtiger ihre jetzigen Führer, die durchaus nicht in allem mit der Partei zu identifizieren sind — rechnet ja damit, bei einer Zunahme der innerpolitischen Wirrnisse desto besser auf ihre Kosten zu kommen. Wenn schon jemand in dem Verlangen, möglichst viel Unfug zu stiften, die Kandidatur Hindenburg nach Möglichkeit fördert, so muß er sich auch über die letzten Konsequenzen klar werden. Hindenburg, das bedeutet nicht nur ein Kampfprogramm gegen jede Form der Arbeiterbewegung überhaupt, sondern auch einen völlig neuen außenpolitischen Kurs, vor allem eine neue Einstellung zur Ostpolitik. Das hat jener Kommunist durchaus begriffen, der in

einer Zuschrift an den „Montag Morgen“ die folgende beachtliche Einsicht an den Tag legt:

> „Hindenburg, das empfindet der Arbeiter aufs Deutlichste, das ist die Verkörperung des Kriegsgeistes, das ist die Fleischwerdung des Geistes, gegen den Karl Liebknecht einst Sturm lief. Hindenburg, das bedeutet eine neue scharfmacherische Ostpolitik, bedeutet die Gefährdung der bescheidenen Erfolge seit Rapallo, bedeutet die ewige Glorifizierung der masurischen Sümpfe als Trennungsstrich zwischen Deutschland und Rußland. Ja, es kann kommen, sollte er am 26. April etwa das Rennen machen, daß aus den Massen heraus die Frage uns in die Ohren gellt: Was habt ihr getan, um das zu verhindern?“

Wir fügen hinzu: Hindenburg, das bedeutet Rückkehr nach Brest-Litowsk, und wenn das auch praktisch nicht möglich ist, so doch in einer Reihe von Demonstrativakten, die das, was seit Rapallo immerhin erreicht wurde, zu verschütten geeignet sind. Das würde nicht nur die deutsche Wirtschaft, das würde auch Rußland bedenklich treffen. Die Sowjet-Diplomatie war bis vor kurzem durch Klugheit und Weitsicht ausgezeichnet. Hat sie etwas davon bewahrt, gibt sie den deutschen Genossen einen Wink, eine Politik der Bärentapsigkeit aufzugeben, deren Rechnung schließlich auch Moskau mit zu begleichen hat.

Vor einigen Tagen wurde in Berlin ein Drama des Dichters Victor Hahn aufgeführt, dem Herausgeber einer großen Abendzeitung. Damit wird die Aufmerksamkeit wieder auf ein Problem gelenkt, das manchmal die Oeffentlichkeit beschäftigt hat, nämlich die Art, wie der Kritiker heute seine völlige Unabhängigkeit zu wahren hat und wie diese seine Aufgabe heute viel diffiziler geworden ist als früher. Wir betonen besonders, in dem Fall des Dichters Victor Hahn nur den Ausgangspunkt dieser Betrachtung zu sehen und mehr nicht. Dennoch drängt sich die Frage auf: wie erhält sich die Kritik ihre Ellbogenfreiheit gegenüber einer Großmacht, wie sie ein moderner Zeitungsverleger darstellt? Gehen hier nicht Beziehungen hin und her, die manch einen, schon aus Geboten purer Höflichkeit nötigen, seine Meinung nicht so offen herauszusagen, wie er es sonst getan hätte? Und bedeutet nicht eine solche aus Gründen der Courtoisie durchaus erklärbare Dämpfung des Tones schon ein Unrecht gegenüber jenen Unbekannten, die ohne Konnektionen, ohne Grund zur Rücksichtnahme den Breitseiten der Kritik schutzlos preisgegeben dastehen? Daß solche Konflikte immerhin durch ein besonders hohes Maß von Takt auf den geringsten Grad von Gefährlichkeit zurückzuführen sind, beweist das folgende gänzlich unbekannte Beispiel. Der Verleger einer unserer angesehensten außerhalb Berlins erscheinenden Zeitungen hatte unter strengstem Inkognito ein Stück zur Aufführung gebracht. Das Geheimnis wurde so rigoros gewahrt, daß die Autorschaft des Herausgebers nicht

VICTOR HAHN
der Dichter der Renaissance

„Dies düstere Gemälde, farbig auf die Bühne gestellt und nun bewegt, hat allen Glanz jener Zeit und alle metallene Schöne jener unwiederbringlichen Charaktere."

Emil Ludwig, Verfasser von „Genie und Charakter"
im „8 Uhr-Abendblatt".



Zeichnung von Fodor

„Räumt's die Toten weg, i kann die Schlamperei net leiden"

Joh. Nestroy in „Judith und Holofernes"

einmal in der eigenen Redaktion bekannt wurde und der erste Kritiker des Blattes das Stück ziemlich grausam rezensierte, ohne eine Ahnung, wen er mit seinen Pfeilen durchlöcherte. Hätte der Verleger über weniger Takt und, sagen wir es ruhig, über weniger Generosität verfügt, augenblicklich wäre ein bitterböser Streitfall akut geworden. Es gibt indessen noch mancherlei andere Möglichkeiten, die die Objektivität des Kritikers gefährden. In der „Illustrirten Zeitung“ erscheint ein Roman von Felix Holländer. Der Verlag gibt auch das Buch heraus. Wie alle Romane der überaus trefflich redigierten Bilderzeitung wird auch dieser verfilmt. Die Zeitungen des großen Verlages rezensieren Buch und Film. Können diese Kritiker im Besitze ihrer naiven Unbefangenheit sein? So sauber und unabhängig die Herren, denen der Verlag das Richteramt anvertraut hat, immer denken mögen, die Situation, in der sie Herrn Holländers Werk beurteilen, muß sie innerlich irritieren. Wäre es nicht vornehmer und großzügiger, in solchen Fällen zu schreiben, wie es ehedem Uebung war: „Der Verfasser gehört unserem Verlage an, wir enthalten uns des Urteils“. Aehnlich schwierige Situationen entstehen, wenn ein großer Verlag sich eine Theaterabteilung angliedert. Jüngst ist in Berlin eine französische Komödie zur deutschen Uraufführung gekommen, die dem angesehensten und lebendigsten Zeitungs- und Buchverlag Deutschlands gehört. Verfügen hier noch die Kritiker, auch wenn gar nichts, wie wir überzeugt sind, rein gar nichts zu ihrer Beeinflussung unternommen wird, über die notwendige innere Freiheit? Die Frage stellen bedeutet eine pessimistische Antwort geben. Was nützt der bei allen Beteiligten angenommene Wille zur Integrität? Der Konzentrationsprozeß schafft bedenkliche Situationen. Vielleicht wäre es eine bescheidene Abschlagszahlung an das Gebot der Billigkeit, wenn sich große Verlage wie Mosse und Ullstein Verlagsabteilungen schüfen, in denen nicht nur Ludwig Wolff und Felix Holländer, sondern auch junge Dichter unterkämen? Das würde, wir bezweifeln im übrigen gar nicht die katonische Starrheit der Kritikercharäktere dieser Häuser, immerhin eine ganz leichte Influenz auf die Tonart der Herren gegenüber den jungen Talenten, die „noch gar nichts sind“, ausüben. Das hieße in der Tat einem an sich tristen Zustand eine lichte Seite abgewinnen. Das wäre wirklich weiße Magie.

In einer so hoch entwickelten Menschheit, wie die jetzige ist, bekommt von Natur Jeder den Zugang zu vielen Talenten mit; jeder hat angeborenes Talent, aber nur wenigen ist der Grad von Zähigkeit, Ausdauer, Energie angeboren und anerzogen, so daß er wirklich ein Talent wird, also wird, was er ist, das heißt: es in Werken und Handlungen entladet. Nietzsche

EIN PROTOKOLL

Wir veröffentlichen hier das Protokoll der Sitzung des preußischen Staatsministeriums vom 31. Dezember 1914. Minister des Innern war damals Herr von Loebell, der Vater der Präsidentschaftskandidatur Hindenburg. Er hat soeben den greisen Generalfeldmarschall in seiner Osterbotschaft nach berühmtem Muster sagen lassen: „Ich reiche jedem Deutschen die Hand". Schon einmal ist eine fürchterliche Schreckensepoche mit einem ähnlichen sanften Spruch eingeleitet worden, damals, im August 1914, als dieselben Souffleure den Kaiser sagen ließen: „Ich kenne keine Parteien mehr". Wie aufrichtig und für wie lange diese Proklamation gedacht war, das erfahren die deutschen Untertanen, die nun den treuen Diener Wilhelms II. zum Reichsoberhaupt wählen sollen, aus diesem Ministerratsprotokoll zum erstenmal. Die Gleichberechtigung war, wie alle Ministerreden dieses Protokolls beweisen, nur für die Kriegszeit geplant, man behielt sich die Revision für die Zeit nach dem Kriege vor, man wollte die Sozialdemokratie spalten (ein Unternehmen, das erst später Herrn Hilferding gelang). Nach dem Kriege wollte man, wie einer der Minister mit schöner Offenheit bekannte, sofort wieder „die Konsequenzen ziehn"... Dieses Protokoll zeigt den Weg, den v. Loebell und seine Puppe einschlagen wird, wenn der 26. April den großen Hindenburgsieg brächte. Die deutsche Nation würde wieder in zwei Teile zerfallen, ganz wie es in diesem Ministerrat der stellvertretende Kriegsminister v. Wandel ankündigte, in einen Teil, dessen Angehörige reserve-offiziersfähig wären, und in die Plebs, die nur im Kriege befördert werden konnten... Als Dokument dieses politischen Jesuitismus hat das vorliegende Ministerrats-Protokoll historischen Wert. Möge dieser Blick hinter die Kulissen der preußischen Oligarchie von all denen beherzigt werden, die in Gefahr sind, dem rührenden Biedermannston der Hindenburgschen Osterbotschaft aufzusitzen.

*

Berlin, den 31. Dezember 1914.

Sitzung des Königlichen Staatsministeriums.

Anwesend:

Der Vizepräsident des Staatsministeriums Dr. Delbrück,

die Staatsminister

Dr. Beseler,
Dr. von Breitenbach,
Dr. Sydow,
D. Dr. von Trott zu Solz,
Dr. Frhr. von Schorlemer,
Dr. Lentze,
von Löbell,
Kühn;

für den Staatsminister von Tirpitz: Admiral von Capelle;

für den Kriegsminister: Generalleutnant von Wandel;

als Kommissar des Reichskanzlers: der Unterstaatssekretär in der Reichskanzlei Wahnschaffe;

der Unterstaatssekretär Heinrichs.

St. M. 5612.

In der heutigen Sitzung des Staatsministeriums wurde folgendes verhandelt:

1. Zu Nr. 1 der Tagesordnung (Bestätigung der Wahl sozialdemokratischer Gemeindebeamter) teilte

der Herr Minister des Innern (v. Löbell) mit, daß die Frage der Bestätigung sozialdemokratischer Kommunalbeamten durch die Kommunalaufsichtsbehörden jetzt akut geworden sei. Es lägen bereits verschiedene Anträge auf Bestätigung städtischer und ländlicher Gemeindebeamten vor, so z. B. aus Brandenburg, Bielefeld und Potsdam. Auch in anderen Bundesstaaten würde die Frage bereits erörtert und es seien dieserhalb an ihn Anfragen aus Rudolstadt und Anhalt gerichtet. Auch im Königreich Sachsen werde die Angelegenheit bereits erörtert. Der jetzige Grundsatz, wonach die Bestätigung sozialdemokratischer Gesinnung mit den Pflichten eines Kommunalbeamten nicht vereinbar sei, habe in der Rechtsprechung des Oberverwaltungsgerichts seine Grundlage. Es frage sich, ob sich dieser Grundsatz während des Krieges, in dem zahlreiche Sozialdemokraten in den Reihen des Heeres ihr Leben für das deutsche Vaterland einsetzten und die sozialdemokratische Partei im Reichstage und Landtage die nötigen Mittel auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiete bewilligt habe, aufrecht erhalten lasse: Er glaube, daß unter den jetzigen Verhältnissen während des Krieges von der bisherigen Praxis abzugehen sei. Ob an einem solchen veränderten Standpunkte auch nach Beendigung des Krieges festgehalten werden könne, müsse von den dann eintretenden Ereignissen, in erster Linie von dem Verhalten der sozialdemokratischen Partei, abhängig gemacht werden. Jetzt sei es möglichst zu vermeiden, durch Nichtbestätigung von Sozialdemokraten Unruhen und Mißstimmungen zu veranlassen und die Einmütigkeit der Parteien zu stören. Vor der Bestätigung sei jedoch in jedem Einzelfalle eine sichere Gewähr dafür zu fordern, daß der Gewählte den Staatsdienereid zu leisten und die daraus sich ergebenden Pflichten zu erfüllen bereit sei. In dieser Hinsicht werde festzustellen sein, ob von dem Gewählten seiner ganzen Persönlichkeit nach zu erwarten sei, daß er, so lange er das betreffende Amt bekleide, sich jeder Bekämpfung der bestehenden Staatsordnung enthalten und auch in formeller Hinsicht die üblichen Ehrenbezeugungen für den Landesherrn nicht durch sein Verhalten stören würde. Sollte eine solche Ueberzeugung nicht gewonnen werden, so würde die Bestätigung abzulehnen sein. Es handele sich darum, wie man die Ueberzeugung gewinnen könne. Nach den von ihm mit Schreiben vom 18. Dezember mitgeteilten Berichten wolle der Oberpräsident zu Potsdam in Uebereinstimmung mit dem Regierungspräsidenten daselbst von den Gewählten eine in bindender Form abzugebende Gewährleistung dafür verlangen, daß sie die Aemter nicht in antimonarchistischem, klassenbekämpferischem Sinne ausüben würden, und wolle eine solche Erklärung nicht nur von Sozialdemokraten, sondern überhaupt von allen Gewählten verlangen. Er, der Minister, trage gegen diesen Vorschlag Bedenken, da bei der bestehenden Auffassung der Staatsregierung über die Bedeutung des Eides nicht wohl füglich noch eine zweite Erklärung gefordert werden könne, die inhaltlich dasselbe besage wie der Eid. Trotz der bekannten Stellung der Sozialdemokratie dem Eide gegenüber, halte er daher die Anregung des Oberpräsidenten für bedenklich. In der Regel müsse es als ausreichend angesehen werden, wenn die Bestätigungsbehörde sich einwandfrei die feste Ueberzeugung verschaffe, daß man von

dem Gewählten die feste Erwartung hegen könne, er werde seinen Eid halten. Wie sich die Bestätigungsbehörde diese Ueberzeugung verschaffe, ob durch eingehende Ermittlungen, persönliche Unterredung oder sonst, sei ihr zu überlassen. Schriftliche Verpflichtungserklärungen seien jedenfalls nur ganz ausnahmsweise zu erfordern. Sollte sich im Einzelfalle diese Ueberzeugung als trügerisch erweisen, so bleibe noch immer das Mittel, den Bestätigten im Disziplinarverfahren seines Amtes zu entsetzen. Er bitte daher das Staatsministerium, sich mit seinem Vorschlage einverstanden zu erklären.

Im übrigen stimme er in der Beurteilung der Sozialdemokratie mit den Berichtsausführungen des Regierungspräsidenten zu Potsdam überein. Ein Umschwung in der Auffassung der sozialdemokratischen Masse des Volkes sei zweifellos eingetreten, und auch die Führer sähen ein, daß sie sich diesen Einflüssen nicht entziehen können. Sie selbst ständen aber zweifelsohne noch in ihrer Mehrzahl auf einem radikalen Standpunkte, und die Partei als solche habe diesen Standpunkt auch noch nicht verlassen. Die große Masse der Sozialdemokraten würde auf wirtschaftlichem Gebiete auch später wohl verständigen Einwirkungen zugänglich sein und vielleicht auch von den politischen Zielen der Partei abgewendet werden können, namentlich wenn es gelänge, auch die Parteiführer zu spalten und zum Teil in ein gemäßigteres und nationales Fahrwasser zu lenken. Es sei indessen noch nicht zu übersehen, ob dieses Ziel erreicht werden könne. Die Staatsregierung müsse sich deswegen zurzeit noch abwartend und beobachtend verhalten. Sie müsse zwar alles vermeiden, was als kleinliche Schikane ausgelegt werden und provozierend wirken könne, dürfte aber keine Waffe aus der Hand geben, die später vielleicht wieder notwendig würde.

Einzelne bereits getroffene Maßnahmen seien in dieser Hinsicht nicht ohne Bedenken, so z. B. halte er den Vertrieb des Vorwärts in den Schützengräben für agitatorisch sehr wirksam, weil die Meinung verbreitet sei, daß die Staatsregierung die Tendenz nicht bekämpfe. Solange die Zensur bestünde, sei dieser Zustand zwar weniger bedenklich, indessen sei die Handhabung der Zensur durch die kommandierenden Generale auch nicht immer ganz zweifelsfrei. Schwierig sei auch die Frage, wie sich die Regierung bei Aufhebung der Zensur verhalten solle. Die sozialdemokratischen Blätter würden zwar wohl zunächst gegen Militär und Monarchie nicht vorgehen, im übrigen aber ihre alten Parteiforderungen aufrecht erhalten. Wenn dann hiergegen eingeschritten werde, so könnte dies die bedenklichsten Folgen haben.

In Kottbus forderten die sozialdemokratischen Konsumvereine in einem öffentlichen Flugblatte alle Eisenbahnbeamten und Postbeamten zum Eintritt auf und beriefen sich dabei auf die Genehmigung des Herrn Eisenbahnministers und des Reichspostamts. Dieser Eintritt der Beamten in die Konsumvereine erscheine ihm unerwünscht, weil es später schwer gelingen werde, sie wieder zum Ausscheiden zu veranlassen. Die Sozialdemokraten würden infolgedessen nach Beendigung des Krieges mit einer außerordentlich gestärkten wirtschaftlichen Organisation auf dem Kampfplatz erscheinen. Ebenso werde es bei den Gewerkschaften stehen, und dies müsse natürlich auch wichtige politische Konsequenzen nach sich ziehen. Er halte es deswegen für wünschenswert, wenn seitens der Herren Ressortchefs vor Erlaß derartiger weitgehender Anordnungen eine Besprechung im Staatsministerium angeregt würde. Die Staatsregierung sei der Sozialdemokratie während des Kriegszustandes auf allen Gebieten entgegengekommen, während die sozialdemokratische Partei nichts besonderes geleistet, sondern nur ihre Pflicht getan habe. Er würde es für erwünscht halten, wenn eine Spaltung der Partei erreicht werden könnte. Diese Frage müsse aber mit großer Vorsicht behandelt werden und jedenfalls dürften keine Rechte aus der Hand gegeben und keine Vorteile vorschußweise bewilligt werden. Er bitte das Staatsministerium, sich mit seinen Vorschlägen

wegen der Bestätigung sozialdemokratischer Gemeindebeamten einverstanden zu erklären.

Der Herr Kultusminister (Trott zu Solz) äußerte, daß die angeregte Frage auch sein Ressort berühre und in Schuldeputationen und Schulvorständen bereits praktisch geworden sei. In Schleswig-Holstein seien zwei Mitglieder des Schulvorstandes nicht bestätigt, infolge ihrer Wiederwahl sei dann die Angelegenheit ihm vorgetragen. Es habe sich um zwei einwandfreie Leute gehandelt, die an sich keine Sozialdemokraten, sondern nur Gewerkschaftler gewesen seien, deshalb habe er die Regierung ermächtigt, die Bestätigung auszusprechen. Ein zweiter Fall sei in einem Fabrikorte des Regierungsbezirks Düsseldorf vorgefallen, in welchem die Sozialdemokraten in der Stadtverordnetenversammlung die Majorität hätten. Der in die Schuldeputation Gewählte sei Sozialdemokrat, aber ein sehr zurückhaltender und durchaus anständiger Mann, deshalb habe er auch in diesem Falle die Regierung zur Bestätigung ermächtigt. Er meine, daß diese Bestätigungsfrage nicht generell zu regeln wäre, sondern nur von Fall zu Fall entschieden werden sollte. Er empfehle deshalb, die nachgeordneten Behörden jetzt nicht in der von dem Herrn Minister des Innern vorgeschlagenen Weise mit Anweisung zu versehen, sondern ihnen nur aufzugeben, bei der Wahl von Sozialdemokraten der Zentralinstanz zu berichten, damit diese prüfen könne, ob die Ermächtigung zur Bestätigung zu erteilen sei. Dadurch werde eine einheitliche Behandlung gewährleistet und er glaube auch nicht, daß dadurch eine zu starke Belastung der Zentralinstanzen eintreten werde. Den Vorschlag des Oberpräsidenten von Brandenburg, von allen Gewählten, den Sozialdemokraten zuliebe, vorherige Erklärungen zu verlangen, halte er für bedenklich. Eine solche Maßnahme würde namentlich in jetziger Zeit in allen loyalen Kreisen bitter empfunden werden. Dagegen könne er es sehr wohl im Einzelfalle für erwünscht halten, bindende Erklärungen zu verlangen, aber nicht allgemein. Bereits früher habe im Staatsministerium Einstimmigkeit darüber geherrscht, daß der gegenwärtigen Situation Rechnung zu tragen und gewisse Rücksichten zu nehmen seien. Es müßten Konflikte vermieden, aber keine Bindung für die Zukunft herbeigeführt werden. Dieses Ziel würde durch seine Vorschläge nach seiner Auffassung am besten erreicht werden.

Er wolle noch einen Fall, der mittelbar mit der hier erörterten Frage zusammenhänge, zur Sprache bringen. Das sei der Fall Arons, der in den neunziger Jahren hier gespielt habe. Dr. Arons habe als Privatdozent dadurch Anstoß erregt, daß er Sozialdemokrat sei. Es sei das Verlangen gestellt worden, ihn zu entlassen, da er jedoch als Privatdozent kein Beamter wäre, sei dies nicht möglich gewesen. Infolgedessen sei das Disziplinargesetz auf Privatdozenten ausdrücklich ausgedehnt und dann das Verfahren auf Dienstentlassung gegen Arons eingeleitet worden. Nachdem er seitens der Fakultät freigesprochen, habe das Staatsministerium auf Amtsentfernung erkannt. Jetzt habe die Fakultät den dringenden Wunsch, Arons zu rehabilitieren und wolle ein dahingehendes Immediatgesuch einreichen. Wenn das Gesuch eingegangen sei, werde dazu Stellung zu nehmen sein. Arons habe sich früher allerdings als Sozialdemokrat betätigt, gehöre aber der gemäßigten Richtung an und habe sich neuerdings seines Wissens von jeder Agitation ferngehalten. Er glaube daher, in jetziger Zeit das Gesuch befürworten zu müssen, zumal Arons Dozent der Physik sei und auf diesem Gebiete kaum sozialdemokratische Propaganda machen könne.

Er erwähne diesen Fall auch um zu zeigen, wie die Sozialdemokraten jetzt auf allen Gebieten vorzurücken versuchten und welch' große Vorsicht deshalb geboten sei. Er wiederhole deswegen seinen Wunsch, alle Bestätigungsfälle an die Zentralinstanz heranzuziehen.

Der Herr Finanzminister (Dr. Lentze) betonte, daß es sich um einen schwerwiegenden Entschluß handelte. Nach dem zweiten Teile der

Ausführungen des Herrn Ministers des Innern hätte er geglaubt, daß dieser etwas anderes vorschlagen würde, denn nach seinen Vorschlägen würden die Sozialdemokraten nunmehr als Ortsobrigkeiten bestätigt werden. Wenn dies geschehe, würden die Sozialdemokraten alsbald planmäßig überall die Einschiebung ihrer Parteigenossen in die Magistrate und Gemeindevorstände betreiben. Bisher hätten die Mehrheitsparteien in den Gemeindekollegien diesem Vorgehen Widerstand geleistet, weil sie wußten, daß die Regierung die Sozialdemokraten nicht bestätigen würde, jetzt warte man ab, was die Regierung machen werde. Auf den einzelnen Gewählten komme es nicht an, sondern auf die Partei. Der Einzelne werde stets von der Partei und ihrem Willen abhängig bleiben. Daraus würde später bei entsprechender Haltung der Partei eine Reihe von Disziplinarverfahren folgen, was höchst unerwünscht sei. Wenn jetzt nachgegeben werde, so sei später schwerlich noch wieder ein Wandel zu schaffen. Er könne nicht übersehen, ob und welche Aenderungen in dem Verhalten der Sozialdemokraten innerhalb der Gemeindeverwaltungen seit Ausbruch des Krieges vor sich gegangen seien. Gerade deswegen habe er vorgeschlagen, in den mit sozialdemokratischer Bevölkerung stark durchsetzten Bezirken in dieser Richtung Ermittlungen anzustellen. Wenn jetzt die Sozialdemokratie systematisch vorgehe, so müßten von der Partei als solcher Garantien wegen ihrer Stellung zur Verfassung und zum Throne gefordert werden. Er habe seinerseits die Ueberzeugung, daß sich nicht die Sozialdemokratie ändere, sondern dieses von der Regierung verlange. Bestärkt werde er in dieser Auffassung durch Aeußerungen des Landrats von Niederbarnim, welcher ihm mitgeteilt habe, daß jetzt die Sozialdemokraten noch unduldsamer aufträten als früher. Bevor Konzessionen gemacht würden, halte er feste Zusicherungen von Partei wegen für unerläßlich. In den Schuldeputationen seien die Sozialdemokraten wegen der geringen Zuständigkeit der Schuldeputationen weniger gefährlich, um so mehr aber in den Magistraten. Und ihr Eindringen in die Magistrate würde wohl bald dahin führen, daß z. B. in der Provinz Schleswig-Holstein auch die Bestätigung eines gewählten Sozialdemokraten durch den König in Frage komme.

Der Herr Landwirtschaftsminister (Freiherr von Schorlemer) trat den Ausführungen des Herrn Finanzministers im wesentlichen bei. Wenn in einzelnen Fällen Bestätigungen stattgefunden hätten, so könne man in anderen Fällen nicht abweichend entscheiden. Er glaube, daß das schöne Wort des Kaisers „Ich kenne keine Parteien mehr“ wohl von der Regierung, nicht aber von den Sozialdemokraten beobachtet werde. Anderseits wolle er zugeben, daß jetzt die Parteien untereinander Frieden hielten und dadurch die Stellung der Regierung gegenüber der Sozialdemokratie erschwert werde. Er halte es deshalb auch für bedenklich, jetzt direkt gegen die Sozialdemokratie Stellung zu nehmen. Deswegen sei der Vorschlag des Oberpräsidenten zu Potsdam erwägenswert, wonach — vielleicht auf Grund eines allgemeinen Formulars — von jedem gewählten Beamten vor der Eidesleistung eine Loyalitätserklärung zu fordern sei. Er müsse allerdings zugeben, daß eine solche Forderung mit der Stellung der Staatsregierung zu dem Eide nicht ganz vereinbar sein würde. Eine solche Erklärung habe an sich auch keine große Bedeutung; eine Reihe von Sozialdemokraten würde aber vielleicht Anstand nehmen sie abzugeben, und dann hätte man eine gute Handhabe, die Bestätigung zu versagen. Uebrigens halte er auch eine Fühlungnahme mit den Provinzialbehörden, wie sie der Herr Finanzminister vorgeschlagen habe, für zweckmäßig.

Der Herr Minister der öffentlichen Arbeiten (Dr. von Breitenbach) führte aus: Wenn der Herr Finanzminister glaube, daß gegenüber den politischen Konzessionen, die während des Krieges gemacht würden, später keine Remedur geschaffen werden könne, so müsse er dies für

sehr bedenklich halten. Er habe seinerseits bei den Konzessionen, die er hätte machen müssen, den stillschweigenden Vorbehalt gemacht, daß sie nur für die Zeit des Krieges oder doch nur solange Geltung haben sollten, als nicht von neuem unüberbrückbare Gegensätze hervorträten. Er sei mit dem Herrn Minister des Innern der Ansicht, daß es der Prüfung jedes Einzelfalles bedürfe und kein allgemeines Präjudiz geschaffen werden dürfe. Auch die Form der Feststellung könne von Fall zu Fall bestimmt werden. Werde die Regierung bei ihren Feststellungen getäuscht, so werde man die nötigen Konsequenzen ziehen müssen und das werde nach dem Kriege zu geschehen haben.

Was sein Ressort anlange, so habe er, wie bereits gesagt, aus den bekannten politischen Erwägungen Konzessionen machen müssen. So fordere er bei Neueinstellungen keine Erklärung mehr wegen der Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie und zu solchen Vereinigungen, die ein Streikrecht in Anspruch nähmen. Diese Einstellungen erfolgten indessen nur als vorübergehende. Die Teilnahme an den sozialdemokratischen Konsumvereinen den Arbeitern zu verbieten, habe er in heutiger Zeit unter den zugespitzten Lebensbedingungen nicht mehr für richtig gehalten. Diese Zugehörigkeit habe heute weniger eine politische als vielleicht mehr eine überwiegend wirtschaftliche Bedeutung. Bei der Erlaubnis gelte der Vorbehalt, daß er sie rückgängig machen werde, falls die Sozialdemokratie die Genossenschaften wieder zu Parteizwecken mißbrauchen würde. Es sei vorauszusehen, daß aus diesen Verhältnissen demnächst Schwierigkeiten erwachsen würden, deshalb könne man sich aber jetzt nicht völlig ablehnend verhalten. Eine Aufklärung nach der Richtung zu suchen, welche Stellung die Partei jetzt der Regierung gegenüber einnehme, halte er für unausführbar; er müsse einem solchen Versuch widerraten. Er pflege sich bei derartigen politischen Maßnahmen stets mit dem Herrn Minister des Innern ins Benehmen zu setzen. Wenn dies bei der Zulassung der Beamten zu den Konsumvereinen unterblieben sei, so bedauere er diese Unterlassung.

Der Herr Justizminister (Dr. Beseler) trat dem Herrn Minister des Innern darin bei, daß die Sozialdemokratie nur ihre Pflicht getan und deshalb keinen Anspruch auf Zugeständnisse habe. Die Sozialdemokratie habe diese ihre Pflicht aber mit voller Hingebung und großer Opferwilligkeit getan. Wir seien zwar siegreich, es ständen aber noch große und schwierige Aufgaben vor uns, deshalb müsse auch in der gesamten Bevölkerung der gute Wille aufrechterhalten werden. Werde die sozialdemokratische Partei zurückgestoßen, so könne dadurch großes Unglück entstehen. Es handele sich jetzt um die Erhaltung des Staates und deshalb müßten Konzessionen gemacht werden, selbst wenn später Enttäuschungen einträten. Er halte die Vorschläge des Herrn Ministers des Innern für einen vorsichtigen und gangbaren Weg, vielleicht sei aber der Vorschlag des Herrn Kultusministers, die ganze Sache in die Zentralinstanz zu ziehen, noch der bessere.

Der Herr Handelsminister (Dr. Sydow) glaubte in dem jetzigen Verhalten der sozialdemokratischen Partei doch eine wesentliche Aenderung gegen früher erblicken zu müssen, sowohl im Heere als im Reichstage. Bezeichnend sei vor allem doch die Loslösung von der Internationalität. Das Wort „vaterlandslos" lasse sich auf die Sozialdemokratie ohne weiteres nicht mehr anwenden. Anderseits verkenne er nicht, daß sich die Führer bei ihrer jetzigen Stellung vielfach durch taktische Erwägungen leiten ließen und der Wucht der Massen wichen. Wie es nach dem Kriege werden würde, wüßte die Regierung nicht, ebensowenig aber auch wohl die Parteileitung selbst. Diese sei wenig einheitlich, wie z. B. ihre Stellungnahme zu der militärischen Jugendausbildung zeige. Während man sich in Berlin völlig ablehnend verhalte, arbeiteten in Schleswig-Holstein die Sozialdemokraten mit dem Generalkommando Hand in Hand. Wegen des

Eintritts in die Konsumvereine habe er auf Anfragen aus Beamtenkreisen geantwortet, daß hiegegen zurzeit keine Bedenken beständen, er sich aber vorbehalte, den Wiederaustritt zu verlangen, falls sich Mißstände ergeben sollten. Er habe sich dazu aus denselben Gründen wie der Herr Eisenbahnminister entschlossen.

Von den gewählten sozialdemokratischen Gemeindebeamten eine schriftliche Erklärung zu fordern, wie es der Regierungspräsident in Potsdam wolle, scheine ihm nicht möglich, erst recht aber nicht eine allgemeine Erklärung von allen Beamten. Deshalb halte er auch seinerseits eine Prüfung von Fall zu Falle für erforderlich und die Heranziehung jedes Einzelfalls an die Zentralinstanz, wie der Herr Kultusminister vorgeschlagen habe, für erwünscht, sonst werde eine zu verschiedene Handhabung der Angelegenheit in den einzelnen Provinzen eintreten. Eine häufigere Remedur der Provinzialbehörden durch die Zentralinstanz würde das Ansehen der Staatsregierung aber schädigen.

Nach dem Kriege würden allerdings wohl mancherlei Disziplinarverfahren nicht zu vermeiden sein. Die daraus erwachsenden Kämpfe würden nicht erspart werden können, dann aber geringere Erschütterungen hervorrufen als jetzt, wo alle Veranlassung sei, jede Erschütterung fern zu halten. Er trete also den Vorschlägen des Herrn Ministers des Innern mit der durch die Vorschläge des Herrn Kultusministers bedingten Modifikation bei.

Der Herr stellvertretende Kriegsminister (Generalleutnant von Wandel) erklärte, daß die Heeresverwaltung seines Wissens an der vorliegenden Frage nicht direkt beteiligt sei, falls aber sozialdemokratische Kommunalbeamte bestätigt würden, würden die Sozialdemokraten sofort fordern, daß ihre Parteigenossen auch zu Offizieren und Unteroffizieren ernannt würden. Nach dem Kriege werde eine solche, jetzt wohl vorgekommene Beförderung nicht mehr möglich sein, deshalb würde die Bestätigung sozialdemokratischer Kommunalbeamten immer nur als eine besondere Ausnahme anzusehen sein.

Der Herr Vizepräsident (Dr. Delbrück) hob hervor, daß der Herr Minister des Innern mit Recht auf die großen Aufgaben hingewiesen habe, die jetzt der Regierung oblägen, nach dem Kriege würden aber noch schwierigere Aufgaben an sie herantreten. Alle Ressorts müßten jetzt Anordnungen treffen, die unter normalen Verhältnissen nicht ergehen würden und die später schwerlich aufrechterhalten werden könnten. Er verweise nur auf die zahllosen, von ihm getroffenen wirtschaftlichen Maßnahmen, die drastisch ausgedrückt wie eine Probe auf die Durchführbarkeit staatssozialistischer Forderungen erschienen. Jetzt sei es Aufgabe der Regierung, die glänzende Stimmung der Bevölkerung aufrechtzuerhalten und zu pflegen und unter diesem Gesichtspunkte werde man auch der Sozialdemokratie gegenüber von den bisherigen Gepflogenheiten abweichen müssen. Was später geschehen müsse, hinge in erster Linie nicht von der Regierung, als vielmehr von der Haltung der Sozialdemokratie ab. Auch darin stimme er mit dem Herrn Minister des Innern überein, daß innerhalb der sozialdemokratischen Partei ein starkes Streben nach einer demokratischen Gestaltung auf nationaler Grundlage bestehe. Diesem Teile der Partei müsse man das Leben so leicht wie möglich machen und versuchen, einen Keil in die Partei hineinzutreiben. Deshalb müsse er sich für die Vorschläge des Herrn Ministers des Innern aussprechen und glaube annehmen zu dürfen, daß diese Auffassung auch die der Mehrheit des Staatsministeriums sei. Man werde lediglich die Ableistung des Eides verlangen können und sich vorher die Ueberzeugung verschaffen müssen, daß der zu Bestätigende die Pflicht, die er durch die Eidesleistung übernehme, richtig erkenne und den Willen habe, sie zu er-

füllen. Die in dieser Richtung anzustellenden Ermittlungen würden in der Regel wohl durch persönliche Befragung zu erfolgen haben. Eine Erklärung von der sozialdemokratischen Partei als solcher zu fordern, wie es der Finanzminister wünsche, halte er für nicht möglich. Eine solche Erklärung könne die Partei nicht geben, weil sie die wildesten Kämpfe in der Partei hervorrufen, deren Ausgang auf des Messers Schneide stehen würde. Aber selbst wenn man annehmen wolle, daß die gewünschte Erklärung zu erreichen sei, so würde er das Vorgehen doch für bedenklich halten, weil dadurch die grundsätzliche Stellungnahme zu sehr in den Vordergrund gedrängt würde, und das sei zu vermeiden. Er sei deswegen für die Vorschläge des Herrn Ministers des Innern, wobei er die Heranziehung sämtlicher Bestätigungsfälle in die Zentralinstanz für erwägenswert halte.

Der Herr Minister des Innern (v. Loebell) machte geltend, daß zwar die große Masse der Sozialdemokraten gleich bei Beginn des Krieges eine loyale Haltung angenommen habe, daß aber die Parteileitung bewußt gegen den Krieg Stellung genommen und erst später eine Schwenkung vorgenommen habe. Nach dem Kriege werde man es mit der Parteileitung zu tun haben und diese habe eine Abweichung von ihrem bisherigen Standpunkt noch nicht dokumiert.

Eine Heranziehung aller Bestätigungsfälle an die Zentralinstanz halte er für bedenklich. Falls die Bestätigung angeordnet werde, erledige sich die Sache einfach. Bei der Verweigerung der Bestätigung sei die Kommunalaufsichtsbehörde indessen an die Zustimmung des Kreisausschusses oder Bezirksausschusses gebunden und dadurch könne die Regierung auch im Rechtsmittelverfahren in eine unbequeme Stellung kommen. Auch würde die Heranziehung aller Einzelfälle an die Zentralinstanz gerade mit Rücksicht auf die genannte Mitwirkung des Kreisausschusses und des Bezirksausschusses nicht recht in Einklang stehen mit den Bestimmungen über die Selbstverwaltung. Er halte es deswegen für unvermeidlich, daß den Behörden allgemeine Direktiven gegeben würden, dahin: daß nicht mehr generell nach den alten Bestimmungen zu verfahren sei, sondern daß in jedem Einzelfalle eine Prüfung in der von ihm bereits erwähnten Richtung stattzufinden habe, ob nämlich der zu Bestätigende den vorgeschriebenen Eid zu leisten bereit sei und nach seiner ganzen Persönlichkeit von ihm erwartet werden könne, daß er die dadurch von ihm übernommenen Pflichten erfüllen werde. Es würde den Behörden zu sagen sein, daß, wenn diese Prüfung zu einem befriedigenden Ergebnis geführt habe, kein Grund mehr vorliege, die Bestätigung zu versagen. Die Behörden könnten angewiesen werden, im allgemeinen nach diesen Grundsätzen zu handeln, in Zweifelsfällen aber an die Zentralinstanz zu berichten. Würde die Entscheidung in allen Fällen in die Zentralinstanz gelegt, so habe diese auch alle Fälle im Landtage zu vertreten, was unerwünscht sei.

Der Herr Kultusminister (Trott zu Solz) glaubte die Bedenken des Herrn Ministers des Innern gegen seinen Vorschlag nicht teilen zu können. So gut wie die Direktiven im allgemeinen gegeben werden könnten, könnten sie auch im Einzelfalle gegeben werden, ohne die Mitwirkung der Kreisausschüsse oder Bezirksausschüsse zu erschweren. Sein Vorschlag habe den großen Vorteil, daß die Regierung nicht generell Stellung zu nehmen brauche. Bei den Schulbehörden würde jetzt schon so verfahren.

Herr Staatsminister Kühn erklärte, daß für sein Ressort die hier besprochene Frage keine aktuelle Bedeutung habe, grundsätzlich müsse er aber bei aller Anerkennung der Bedenken des Herrn Finanzministers dem Herrn Ministers des Innern beitreten. Nach dem Kriege könne eine scharfe Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie oder mit gewissen Richtungen in dieser Partei wohl erforderlich werden, um so mehr sei aber jetzt alles zu vermeiden, was den Eindruck hervorrufen könnte, als ob sich die Regierung in Gegensatz setzen wollte zu den Worten des Kaisers. Ob die Provinzialbehörden mit einer allgemeinen

Direktive zu versehen seien oder alle Einzelfälle in die Zentralinstanz gezogen werden sollten, sei mehr eine Frage praktischer Erwägung. Ihm schienen jedoch die Ausführungen des Herrn Ministers des Innern über seine Vorschläge sehr beachtenswert.

Der Herr Finanzminister (Dr. H. Lentze) wies nochmals darauf hin, daß die sozialdemokratischen Mitglieder der Gemeindeverwaltungen sämtlich abhängig seien von der Parteileitung in Berlin. Sie ständen so sehr unter der Aufsicht der Genossen, daß sie keine selbständige Meinung äußern könnten. Uneinigkeit unter den Parteien sei jetzt natürlich zu vermeiden, aber die Harmonie würde auch durch das jetzt beabsichtigte Vorgehen gestört werden, weil die Sozialdemokraten in die Magistrate hineindrängen würden. Er halte es für äußerst gefährlich, wenn die Gemeindeverwaltungen mit Sozialdemokraten durchsetzt würden; daß dies aber eintreten werde, sei seine feste Ueberzeugung.

Der Herr Minister des Innern (v. Loebell) verkannte nicht die von dem Herrn Finanzminister betonten Gefahren, glaubte aber, daß man unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Bestätigung unter den von ihm geforderten Bedingungen nicht werde verweigern können. Er halte eine grundsätzliche Entscheidung über die Frage für erforderlich und auch mit Rücksicht auf die Anfragen anderer Bundesregierungen für erwünscht. Dem Vorschlage des Herrn Kultusministers werde wohl am zweckmäßigsten in der Weise Rechnung zu tragen sein, daß es den einzelnen Ressorts überlassen bleiben solle, ob sie die nachgeordneten Behörden mit den besprochenen allgemeinen Direktiven versehen oder jeden Einzelfall an sich heranziehen wollten.

Der Herr Kultusminister (Trott zu Solz) erwiderte hierauf, daß er gerade die Herausgabe allgemeiner Direktiven zu vermeiden wünsche, um die Regierung in dieser Richtung nicht festzulegen.

Der Herr Vizepräsident (v. Delbrück) betonte, daß man um die Herausgabe bestimmter Grundsätze nicht werde herumkommen können. Eine solche allgemeine Direktive würde für die Provinzialbehörden schon nötig sein, um danach im Einzelfalle die erforderlichen Ermittlungen anstellen zu können. Es müsse gesagt werden, daß der Grundsatz des Oberverwaltungsgerichts während der Dauer des Krieges nicht in vollem Umfange aufrechterhalten werden könne und daß in jedem Einzelfalle Ermittlungen in dem Sinne anzustellen seien, wie sie von dem Herrn Minister des Innern bezeichnet seien.

Die Mehrheit des Staatsministeriums war der Ansicht, daß es wünschenswert sei, die Entscheidung in die Zentralinstanz zu ziehen, es aber den einzelnen Ressort überlassen bleiben könne, die nachgeordneten Behörden mit allgemeinen Direktiven im Sinne der Vorschläge des Herrn Ministers des Innern zu versehen, nach denen sie selbständig zu entscheiden hätten.

2. pp.

gez. Delbrück. Beseler. von Breitenbach.

Sydow. von Trott zu Solz. Freih. von Schorlemer.

Lentze. von Loebell. Kühn.

Gelesen:

gez. von Capelle, gez. Heinrichs.

von Wandel.

Diejenigen, die einen Staat aus den Fugen heben, sind gewöhnlich die ersten, denen er auf den Kopf stürzt.

Montaigne.

I.

Franz Himmel war Kaufmann in Wien. Ein unglücklicher Mensch, Neurastheniker durch erbliche Belastung. Etlichemal im Irrenhaus.

Dann heiratete er — eine Frau, die er glühend liebte, doch offenbar auch quälte.

Sie strebte die Scheidung von Franz Himmel an. Um ihrem Gesuch größeren Nachdruck zu geben, beschuldigte sie den Ehegatten wiederholter Mordversuche. — Welche Tatsachen die Beschuldigung begründeten, ist nicht feststellbar, für den Fall auch so gut wie ohne Belang — wie man alsbald sehen wird.

II.

Franz Himmel wird zum viertenmal in die Anstalt gesteckt — das Landesirrenhaus Troppau.

Er hält sich da sehr ruhig; man verwendet ihn im Bureau.

III.

Sechs volle Jahre arbeitet Himmel im Bureau des Irrenhauses, ohne auch nur einmal aufzumucken. Wer will ihm verdenken, daß er endlich entlassen zu werden wünscht? Wenigstens auf Probe? Sollt er in der Freiheit nicht guttun: nun, so meint er, könne man ihn ja wieder einstecken?

IV.

Der Direktor will die famose Schreibkraft — den unheilbar Irren nicht freigeben.

Auf Himmels Drängen wird er dem Hofrat Professor Dr. Wagner von Jauregg zur Ueberprüfung vorgeführt, dem Chef der psychiatrischen Klinik in Wien.

Der Herr Hofrat ist ein vielbeschäftigter, ganz kolossal beschäftigter Gelehrter; er hat seiner eignen Aussage nach jährlich 4000 Fälle Himmel zu begutachten.

V.

Bruchstücke seines umfangreichen Gutachtens über Franz Himmel:

„. . . Neurasthenisches Irresein . . . angeborene, konstitutionelle, schon im frühen Lebensalter (Zeit der Pubertät) aufgetretene Neurasthenie . . . Der Vater des Patienten starb an progressiver Paralyse . . .

. . . Schon in der 1896 von Himmel selbst verfaßten Schilderung seines Krankheitszustandes beschreibt Himmel das Auftreten eines

solchen krankhaften Impulses: er habe, im Theater sitzend, den lebhaften Drang gefühlt, sein Opernglas in die Hofloge zu schleudern, wo der Kaiser und die Erzherzogin Valerie saßen, und habe sich nur durch Flucht aus dem Theater von diesem quälenden Zwange befreien können . . .

. . . Daß es sich da aber nicht etwa um bloße Zwangsvorstellungen handelte, wie man sie bei Neurasthenikern so häufig findet, bei denen eigentlich nur die Befürchtung vor der Ausführung einer solchen Schreckenstat, nicht aber der Antrieb hiezu das Bewußtsein beherrscht, darüber gaben die zwei Mordversuche, die Himmel im Jahre 1903 an seiner Frau anstellte, eine erschreckende Aufklärung.

Daß es sich dabei nicht um den Plan, gemeinsam zu sterben, sondern direkt um den Versuch, die Frau zu ermorden, gehandelt hat, geht aus dem Briefe, in dem die Frau diese Szene schildert, sowie aus Aeußerungen, die Himmel dem Gefertigten gegenüber getan hat, hervor . . .

. . . Es kommt als erschwerender Umstand noch hinzu, daß sich bei Himmel in den letzten Jahren Züge von moralischer Entartung gezeigt haben, die geeignet sind, seine Gemeingefährlichkeit noch zu steigern.

Bei der letzten Aufnahme Himmels in die Irrenanstalt kamen bedenkliche Dinge an den Tag. Er hatte einem Mädchen Heiratsanträge gemacht, ohne zu sagen, daß er bereits verheiratet sei. Die angebliche Absicht seiner Frau, sich von ihm scheiden zu lassen, kann nicht als genügende Entschuldigung für dieses Vorgehen dienen . . .

. . . Nicht genug damit, schwindelte er dem Bruder dieses Mädchens unter falschen Vorspiegelungen den Betrag von 2500 Kronen heraus; er flüchtete sich, als seine Verhaftung zu befürchten stand, rasch in die Irrenanstalt und sicherte sich, indem er sich hartnäckig weigerte, den Verbleib des erschwindelten Geldes zu verraten, den Gewinn seiner Freveltat . . .

. . . Der Gefertigte muß daher den Franz Himmel in aller Uebereinstimmung mit den Anschauungen, welche der Direktor der Landesirrenanstalt in Troppau in den Berichten vom 3. und 28. August 1905, 15. Oktober 1905 und 5. Dezember 1906 ausgesprochen hat, als einen unheilbaren, im hohen Grade gemeingefährlichen Geisteskranken erklären und seine dauernde Anhaltung in der Irrenanstalt befürworten.

VI.

So urteilt Hofrat Wagner von Jauregg am 6. Februar 1910. Er stützt sein Gutachten ausdrücklich auf

a) zwei Briefe der Ehegattin Himmels,

b) auf vier Berichte seines geschätzten Kollegen, des Troppauer Direktors,

c) auf eigene Beobachtungen.

VII.

Zu a): Himmels Gattin hat sicherlich besten Glaubens die volle Wahrheit ausgesagt; immerhin war die Frau Partei: sie wollte geschieden werden.

Zu b): Der Troppauer Direktor war ein Ehrenmann: doch gegen seine Entscheidung eben war ja an die höhere Wissenschaft des Herrn Hofrats appelliert worden — der Herr Hofrat sollte die Troppauer Entscheidung nachprüfen, überprüfen . . .

Zu c): Die eigne Beobachtung des Herrn Hofrats kann nicht sehr eingehend gewesen sein. Hat er doch jährlich 4000 Fälle Himmel zu begutachten. Ergibt bei täglich achtstündiger Arbeitszeit und 300 Arbeitstagen im Jahr: sechsunddreißig Minuten für den einzelnen Himmel.

VIII.

Das „Herausschwindeln" von 2500 Kronen? Himmels Erklärung und Beweisantrag nehmen dem Verbrechen die giftige Spitze: den Ertrag der „Freveltat" bekam und verbrauchte — wer? Frau Himmel, die Gattin.

IX.

Im Jahre 1912, nachdem Himmel acht Jahre im Bureau der Troppauer Anstalt unentgeltlich aber fleißig — gearbeitet hat, macht Himmels Halbbruder, Hauptmann Ender, kurzen Prozeß und verhilft dem Gefangenen zur Flucht.

X.

Seither, seit zwölf, dreizehn Jahren, lebt der gemeingefährliche, unheilbare Franz Himmel als Handlungsreisender in München, verdient ehrlich sein Brot und hat — ich kenne ihn seit langem — niemand ein Haar gekrümmt. Niemand ein Haar. Das Gericht hat die Vormundschaft über ihn längst aufgehoben.

XI.

Himmel verlangt nun vom Hofrat Wagner von Jauregg Entschädigung für all die erduldeten Qualen, den Verdienstentgang, geminderten Erwerb. Er klagt „im Armenrecht".

XII.

Der Herr Hofrat wendet ein: er habe das Gutachten als Amtsperson erstellt — er sei für also begangene Irrtümer als Privat-

mann nicht haftbar — halte übrigens sein Gutachten aufrecht. Wie, sagt er, wenn all die 4000 Himmel jährlich ihn verklagten? Der Herr Hofrat müßte überdies, da diese Himmel das Armenrecht genießen, 4000 Prozeßkosten tragen.

XIII.

Himmel, der arme Teufel, möchte entschädigt werden — sein Wunsch ist begreiflich.

Hofrat v. Wagner sagt: „Wo käme ich da hin . . .?" — Ebenfalls begreiflich.

Der Fall ist so verwickelt, so grauslich, so . . . menschlich und charakteristisch für diese — und wohl jede — Gesellschaftsordnung, daß man nur mit Achselzucken darüber weggehen kann und einigen lateinischen Sätzen:

Culpa est ex utraque parte. Est casus fortuitus, uterque peccavit negligentia. Talis casus et exempla irrident summum jus juristarum. Nun enim practicandum summum jus, sed aequitas. — „Da ist die Schuld nach beiden Seiten verteilt. Man weiß nicht, wer mehr gesündigt hat. Solche Beispiele spotten des Rechtes und Gesetzes. Hier ist nicht Recht zu üben sondern Billigkeit."

Wie Doktor Martinus Luther sagt.

Die Sache braucht dich, mein Lieber, auch gar nicht weiter aufzuregen, solange . . . du nicht selbst ins Irrenhaus gesteckt und sechs Jahre darin festgehalten wirst.

Was, wie man sieht, jeglichem von uns gar leicht passieren kann, falls er:

a) mal Lust verspürt, ein Opernglas in die Hofloge zu schleudern;
b) um ein Mädel wirbt, ohne sie in seine Familiendinge einzuweihen;
c) von Hofrat Wagner nach einer Beobachtung von 36 Minuten für unheilbar, gemeingefährlich erklärt wird.

ERICH MAX ROEPNACK

DES MEERES UND DER LIEBE WELLEN

Ich sitze an dem Fluß, dem schnellen
und zähl begeistert seine Wellen,
weil erstens mich dies Spiel erfreut,
und zweitens hab ich sehr viel Zeit.
So sitz ich an dem Fluß, dem schnellen
und zähl begeistert seine Wellen.
Sobald ich damit fertig bin,
dann gehe ich wo anders hin.
So kann man sich die Zeit vertreiben
mit Weitergehn und Sitzenbleiben.

Première im Berliner Staatstheater.

Der Nachbar, gearbeitet nach einer Vorlage von George Grosz, zeigt seiner Nachbarin die bedeutenden literarischen Männer des Parketts. Manche sehen genau so aus, wie ich mir sie vorgestellt habe; manche noch genauer.

Hinterm Vorhang harrt eine neu geschaffene Welt. Noch steht sie still. Punkt sieben wird sie zu kreisen beginnen. Wie schön, erregend, geheimnisvoll ist Theater, ehe es ist!

Ein Summen und Surren wie auf sommerlicher Wiese. Noch wiegen die Häupter, insbesondere die der Kritik, sich sanft im Winde; im Morgenwinde, obzwar es Abend ist. Dann wird es dunkel: die Natur verstummt, die Kunst hebt zu sprechen an.

Man stellt dar ein neues Drama von Ernst Barlach. Es heißt „die Sündflut" und erstreckt sich weithin, über elf Bilder.

Die Bühne zeigt einen Wolkenrahmen. Im Hintergrund ist die Sonne gemalt, ein schlichter Roh - Entwurf von Sonne, die Andeutung eines Kreises, der Strahlen aussendet. Doch genügt das als Stichwort für die Phantasie des Zuschauers. Wenn Tag sein soll, wird die Sonne beleuchtet; soll Abend werden und Nacht, wird ihr das Licht entzogen. O wunderlich verkehrte Welt, in der die Sonne beschienen sein muß, damit sie leuchte.

Es treten auf: Noah und seine Söhne, zwei Engel, Gott persönlich, einmal als „vornehmer Reisender", dann als „Bettler".

Die Engel tragen an den Schulterblättern Flügel, zusammengefaltet wie Schmetterlingsflügel. Aber wozu brauchen Himmlische Flügel, das heißt einen Apparat, der ihnen Fortbewegung in Lüften gestattet? Unterliegen sie denn dem Gesetz der Schwere? Müssen Ueberirdische sich den Geboten irdischer Mechanik fügen? Ach, auch unsere Wunder sind Kinder der Vernunft. Rübezahl zieht Stiefel an, um durch den Schnee zu waten, und dicke Pelzhandschuhe, damit ihn in den Fingern nicht friere, die Engel haben Flügel, um zu fliegen, Gott selbst, will er niedersitzen, braucht hierzu mindestens etwas Wolke. Unsere Märchen und Mythen kommen in keinem Punkt um das Kausalgesetz herum. Zum Beispiel: die Sündflut. Der Allmächtige müßte doch, sollte man glauben, nur „Aus!" sagen, ja, es nur denken, und alles Leben wäre vorbei. Doch nein. Er veranstaltet eine Noyade, er setzt zwischen seinen Willen und dessen Erfüllung ein Exekutivorgan: Wasser, er sorgt für eine biologisch-stichhaltige Begründung des Untergangs, zu dem er alles organische Sein verurteilt hat.

Wie war das übrigens mit den Fischen? Nahm Noah auch ein Fisch-Pärchen in seine geräumige, die Kontinuität des Lebens sichernde Jacht? Für Kiemen-Atmer konnte doch die Sündflut keine Schrecken haben.

Gott, im Barlach-Spiel, erscheint einmal als „vornehmer

Reisender“, ein andermal als Bettler auf Krücken. Zwei Engel stellen sich hinter den Ewigen und versichern, daß sie ihn auch in der Maskerade erkennen. Solcher Scharfsinn seiner Cherubim kann den Herrn nicht erheitern, denn er ist voll des Grams über die Schlechten, die wider ihn tun und denken. Welch ein Gott nach des Menschen Ebenbilde! Ein Gott, der lamentiert. Gerade, daß er sich nicht den Bart rauft, dieser enttäuschte, gekränkte, aus allen Himmeln gefallene Herr über alle Himmel. Da er den Irrtum des siebenten Tages („und Gott sahe, daß es gut war“) erkennt, da er beschließt, die erste, mißlungene, Fassung der Welt zu verwerfen, die krause Schrift des Lebens, die seine Hand geschrieben, mit nassem Schwamm zu löschen, scheint er allen Schmerz und alle Müdigkeit des Künstlers zu verspüren, der jetzt noch einmal von vorn anfangen muß.

Ein beklagenswerter Gott! Calan, der Kritiker von der Opposition, versucht ihn auf dem Boden theologischer Spitzfindigkeiten zu stellen. Noah, der Gott-Offiziöse, begnügt sich damit, zu loben und zu preisen. Bekenntnis ist seine Sache, nicht Erkenntnis. Alles Ueble, alles Widersinnige im moralischen Weltgefüge nimmt er als „von Gott gewollt“ gehorsam hin. Das heißt: seine Lippe redet so. Lobgesang seines Mundes überschreit den Wehruf seines Herzens. Doch damit ist Barlachs Gott zufrieden. Solche Rezensenten sind ihm wohlgefällig. Wenn er nur gelobt wird.

In dieser fromm - lästernden Dichtung, die für die Bühne so paßt wie das Auge unter die Faust, wechseln vielfach die Methoden, die Distanzen, die Winkel der Anschauung. Es ist, als ob verschiedene Stimmen in e i n e Feder diktierten. Zuweilen gibt die Absolutheit eines inneren Wissens, das zu tief ist, um Worte zu haben, den Ton an, zuweilen wird logisch begründet. Langen die dichterischen Mittel nicht hin, wird der Kredit des Pentateuchs in Anspruch genommen. Kommt die Argumentation an einen toten Punkt, so steckt sie sich hinter die Unverantwortlichkeit höherer Erleuchtung. Aus der sakralen Ruhe zeit- und ortloser Grundsätzlichkeit fällt das Geschehen in die Erregung eines kleinen, persönlich wie sachlich ganz bestimmten Konflikts, Symbole haben Blut und Nerven, Gott selbst tut, als ob es ihn nicht gäbe, redet, der Allmächtige, im Tonfall der Ohnmacht, und ein irdischnervöses, unbeherrschtes Mienenspiel verzerrt das Gesicht der Ewigkeit.

Alle Wege führen zu Gott: so versucht es diese beladene Dichtung mit allen Wegen. Und mit allen Arten der Bewegung. Bald wird gezogen, bald gestoßen, bald geht es durch tiefen Sand, bald durch die Lüfte, bald sind Menschenfäuste, bald Atem der Engel die wirkende Kraft.

Eine mühevolle Reise. Viel Gegend, durch die sie führt, liegt im Nebel. Doch gibt es, das Programm des Staatstheaters in

der Hand, kein Sich-Verirren. „Der Gottbegriff bei Barlach", sagt dort ein Mentor, „ist weder ein theologischer noch ein literarischer, er ist körperlich schlechthin." Ueber Barlachs Gott sind wir also im klaren: ein schlechthin körperlicher Begriff. Was ist's mit Barlachs Menschen? „Die Menschen in Barlachs Dramen scheinen in einer seltsamen Fremdartigkeit von uns abzurücken, ja von ihren eigenen Oberschichten sich loszulösen." Das klingt wie eine feine Umschreibung für: aus der Haut fahren.

Das Stück wirkt auf gemeine Hörer erdrückend. Schon während der ersten Bilder schienen manche von einer sonderbaren Not und Unruhe befallen, als wären sie dabei, sich von ihren eigenen Oberschichten loszulösen. Und in der großen Pause dann rückten ganze Trupps in einer seltsamen Fremdartigkeit ab.

Letzte Zweifel der Tapferen, die „die Sündflut" bis zur Neige geleert, behob andern Tags die Kritik. Der Irrende brauchte ja nur das Urteil der obersten Richter in deutschen Theaterdingen zu lesen, um ein Wissender zu werden. Da stand es schwarz auf weiß, klar und eindeutig, wie die Sache gewesen und was von ihr zu halten sei. So lautete der eine Spruch: „Es ist reiner Dilettantismus, maßlose Langweiligkeit, ein scheintiefes Mißdrama," und so der andere: „Ein großer, unvergeßlicher Abend. Barlachs Werk überwältigte."

Ich bin ganz der Meinung der beiden Herren.

D i e K u n s t m a c h t d e m D e n k e r d a s H e r z s c h w e r. — Wie stark das metaphysische Bedürfnis ist, und wie sich noch zuletzt die Natur den Abschied von ihm schwer macht, kann man daraus entnehmen, daß noch im Freigeiste, wenn er sich alles Metaphysischen entschlagen hat, die höchsten Wirkungen der Kunst leicht ein Miterklingen der lange verstummten, ja zerrissenen metaphysischen Saite hervorbringen, sei es zum Beispiel, daß er bei einer Stelle der neunten Symphonie Beethoven's sich über der Erde in einem Sternendome schweben fühlt, mit dem Traume der U n s t e r b l i c h k e i t im Herzen: alle Sterne scheinen um ihn zu flimmern und die Erde immer tiefer hinabzusinken. — Wird er sich dieses Zustandes bewußt, so fühlt er wohl einen tiefen Stich im Herzen und seufzt nach dem Menschen, welcher ihm die verlorene Geliebte, nenne man sie nun Religion oder Metaphysik, zurückführe. In solchen Augenblicken wird sein intellectualer Charakter auf die Probe gestellt.

Nietzsche

DER KRITIKER FELIX HOLLÄNDER

Es ist ein alter und menschlich tiefbegründeter Grundsatz des Rechtes, daß wegen Befangenheit jeder Richter abgelehnt werden kann. In dem winzigsten Prozeß, auch wenn es sich um zwanzig Mark handelt, kann jede Partei den Richter ablehnen, wenn nur die begründete Besorgnis besteht, daß seine Urteilskraft durch irgendeine menschliche oder sachliche Beziehung getrübt wird. In verschärftem Maße gilt natürlich dieser Grundsatz in der Strafprozeßordnung: jeder Angeklagte, und wenn er nur drei Tage Arrest zu befürchten hätte, hat das souveräne Recht auf die vollkommenste Objektivität seiner Richter. Bei einer Theaterpremiere geht es gewöhnlich um weit größere Werte, als in den Dutzendprozessen ziviler und strafrechtlicher Art. In den heutigen Nöten aller Bühnen ist die Situation noch verschärft; — aber auch in ruhigeren Zeiten entscheidet sich bei einer Berliner Erstaufführung die Karrière von Dichtern, Schauspielern, Regisseuren; es steht oft die wirtschaftliche Existenz von vielen Menschen am Spiel. Es ist also selbstverständlich, daß der Richter eines Theaterabends unter gleich schwerer Verantwortung handelt, wie sein Kollege im Talar.



Felix Holländer

* * *

Den Theaterkritiker Felix Holländer lehne ich aber wegen Befangenheit ab.

* * *

Holländer war etwa zwanzig Jahre lang der Dramaturg Max Reinhardts. Der Dramaturg? . . . Das Wort ist nichtssagend, gegen den Inhalt, den Holländer seinem Berufe gab. Er war Max Reinhardts Angestellter und sein Apostel; sein Regisseur und sein Verwaltungsdirektor; sein Pressechef und sein Lakai; er war in tausend Variationen Reinhardts junger Mann (dem das Schicksal zufällig nicht vergönnt hat, jemals jung zu sein). Er diente ihm

mit einem Fanatismus, der in der Theatergeschichte ohne Beispiel ist. Er war in jedem Fall und ohne Ueberlegung für Max Reinhardt. Er war auch in jedem Fall und ebenfalls ohne Ueberlegung . . . gegen Jeden, den Reinhardt oder er selbst oder irgendein Dritter als Konkurrenz empfinden konnte. Das war die selbstverständliche Einstellung des Söldners für seinen Feldherrn; die einzig-mögliche Weltanschauung des getreuen Faktotums. (Und schließlich für die Oeffentlichkeit ohne Gefahr).

Da wurde Holländer eines häßlichen Tages Nachfolger Reinhardts in der Direktion — und sein Groll wuchs gegen jeden Kollegen, der neben ihm bestehen konnte, (da er doch selbst in keinem Sinne des Wortes bestand). Vor seiner Zeit war das Deutsche Theater die führende künstlerische Bühne Berlins; unter seiner Direktion hat es aufgehört, mitzuzählen: ist es unter diesen Umständen nicht menschlich-begreifbar, daß er, der unterlag, die Sieger verwünscht hat? . . .

In dieser Stimmung begann er aber in einer großen Tageszeitung Kritiken über die Berliner Theater zu schreiben. Und darum wird es endlich zur Pflicht, einmal in der Oeffentlichkeit die Zusammenhänge aufzudecken. Ich möchte nicht mißverstanden werden: der Vorwurf der Kurzsichtigkeit ist im letzten, menschlichsten Grunde überhaupt kein Vorwurf. Felix Holländer kann natürlich nichts dafür, daß er die Dinge so sieht . . . wie er sie eben von jeher betrachtet. Aber . . . Für ihn gibt es seit zwanzig Jahren ein einziges Theater: eben das Deutsche Theater zu Berlin. Einen Bühnenleiter: Max Reinhardt. Einen Regisseur: Max Reinhardt. Diese subjektive Einstellung ist durchweg sympathisch solange sie sich in Privatgesprächen äußert.

* * *

In öffentlichen Feuilletons jedoch, die auch den Nichteingeweihten zugänglich sind, bekommt diese subjektive Einstellung etwas Peinliches, etwas Aufreizendes, etwas Unerträgliches. Felix Holländer, der Theaterkritiker, sieht wie einst der Dramaturg des Deutschen Theaters: in jedem „fremden" Bühnenleiter einen Konkurrenten. Einen, der mit allen Mitteln zu bekämpfen ist. Einen, dessen Erfolg unangenehm, dessen Durchfall dagegen köstlich ist. Er kriegt in seinen Kritiken also Krämpfe, wenn er etwas bejahen muß; er jubelt und frohlockt zwischen den Zeilen, wenn er etwas verneinen kann. (Und was kann er n i c h t verneinen? . . .)

Ins Juristisch-Objektive übersetzt: ein Rechtsanwalt, der viele Jahre lang Syndikus eines Industriekonzernes war, wird, zum Richter ernannt, in allen Prozessen der Konkurrenzunternehmungen mit Fug und Recht abgelehnt werden.

* * *

Felix Holländer fühlt selbst seine Befangenheit. Auch seine Zeitung hat Sinn für die Eigenart des Falles. Denn es ist zwischen ihnen ausgemacht, daß Holländer niemals über die Reinhardt-Bühnen schreibt. Dadurch wird aber die Ungerechtigkeit ins Groteske gesteigert. Jedes große Blatt hat bekanntlich zwei „erste" Theaterkritiker. Die beiden wechseln ab — und der Zufall entscheidet, zu welcher Première der mildere, freundlicher-gesinnte Rezensent kommt. Im „Acht-Uhr-Abendblatt" allein schreibt über alle Erstaufführungen der Reinhardt-Bühnen Kurt Pinthus, — der nicht nur jünger ist als Felix Holländer, sondern auch wohlwollender; theaterfreudiger; lebensbejahender; vom Standpunkt der Theaterkunst erwünschter und — lasset uns aufrichtig sein! — erwünschter auch vom Standpunkt des Theatergeschäftes. Und während er allen Ereignissen der Reinhardt-Bühnen seinen Kopf und sein Herz und alle seine Sinne entgegenbringt: müssen wir — die übrigen Theaterleiter — uns stets mit der Galle von Felix Holländer begnügen.

* * *

Bleibt die prinzipielle Frage: ob ein gewesener Theaterdirektor überhaupt Kritiken schreiben darf? ... Diese Frage ist unbedingt zu bejahen. (Nicht nur in meinem persönlichen Interesse.) Nur sind zwei Voraussetzungen selbstverständlich. Erstens muß der Betreffende ein g u t e r D i r e k t o r gewesen sein. Er muß die Autorität, die er als Bühnenleiter erwarb, in seinen Kritikerberuf mitbringen. Felix Holländer aber hat das künstlerisch hervorragendste, wirtschaftlich bestfundierte Theaterunternehmen Berlins in ganz kurzer Zeit zugrunde gerichtet.

Zweitens muß der Direktor im Ruhestande — schon weil er die mannigfaltigen Schwierigkeiten und alle Tücken des Metiers genau kennt — ein g ü t i g e r K r i t i k e r sein. (Die Anderen können mir auch sonst gestohlen werden.)

Im Falle Felix Holländers fehlen beide Voraussetzungen. Das mußte einmal mit dieser Offenheit und mit dieser Eindeutigkeit ausgesprochen werden; — (wenn ich auch seine sonstigen, gewiß starken Qualitäten nicht verkenne). Er aber darf mir diese Zeilen immer entgegenhalten. Auch wenn das Schicksal mit uns beiden den unwahrscheinlichsten Scherz vorhätte, daß nach dem nächsten Ruck im Kaleidoskop des Lebens er wieder Theaterdirektor wird ... und ich wieder Kritiker.

* * *

Inzwischen muß ich aus allen diesen Gründen den Theaterrezensenten Felix Holländer wegen Befangenheit ablehnen ...

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Aprilwoche

Falsche Bilanzen der Bank von Frankreich! triumphieren die Zeitungen. Der Spießer schlägt sich voll Stolz an die Brust: so etwas ist bei uns doch nicht passiert! Mochten wir in Deutschland noch so rasch und noch so tief auf der abschüssigen Bahn heruntersausen, stets war fein säuberlich Vorsorge getroffen, daß die Reichsbank mit den Deckungsvorschriften des Bankgesetzes nicht in Konflikt kam. Eine Ueberschreitung der Deckungsgesetze, das hätte Havenstein nie gewagt. War doch die unbefugte Notenausgabe im alten Bankgesetz mit harter Geldstrafe bedroht. Nein, wirklich, soweit ist es bei uns nicht gekommen. Da gab es kein Parlament, das sich dem Ansinnen der Regierung auf Erweiterung des Notenausgaberechts entgegengestemmt hätte. Prompt und ohne Widerspruch wurde jede einzelne Deckungserleichterung von der Volksvertretung gutgeheißen. Freilich war das deutsche Deckungsprinzip bequemer gestaltet, als die starre Kontingentierung, die in Frankreich gilt. Da brauchte man nicht weithin sichtbar das Umlaufslimit von 41 auf 46 Milliarden zu erweitern. Solche Offenheit war nicht notwendig. Es genügte, wenn im Gesetz vom 4. August 1914 festgestellt wurde, daß Schatzwechsel den kaufmännischen Wechseln gleich zu achten seien, und die frisch-fröhliche Inflation konnte beginnen, ohne daß sich die alte Reichsbankleitung solchen Peinlichkeiten ausgesetzt sah, wie die Bank von Frankreich sie jetzt erleben muß. Und als sich später selbst diese Bestimmung als hemmend erwies, da wurde großzügig, was materiell schon geschehen war, in aller Form sanktioniert: die Dritteldeckung wurde auf lange Frist einfach außer Kraft gesetzt.

Ist die Ueberschreitung des Notenausgaberechtes, die sich die Bank von Frankreich zuerst im Ausweis vom 2. April heimlich, dann im folgenden Ausweis vom 9. April offen zuschulden kommen ließ, wirklich eine solche Ungeheuerlichkeit? Ist sie im Ernst, wie manche glauben, der Anfang vom Ende? Uns interessiert nicht der juristische Teil der Angelegenheit. Es ist gewiß sehr schlimm, wenn strenge Schutzbestimmungen der Geldverfassung mißachtet werden. Aber in größerem Zusammenhang gesehen, ist die Kontingentüberschreitung beinahe ein günstiges

Symptom. Solange in einem Lande der Regierung die Geldverfälschung zu fiskalischen Zwecken leicht gemacht wird, solange besteht keine Hoffnung auf baldige Beendigung der Inflationsmisère. Wenn eine Regierung erst einmal dieses lebenserleichternde Gift in solchem Maße gekostet hat, wie es in Frankreich geschehen ist, dann gibt es so leicht kein Zurück mehr. Erst wenn der Wille des Landes sich aufbäumt und dem Mißbrauch des Notenausgaberechts durch rigorose Bestimmungen entgegentritt, erst wenn die nötigen Druckverhältnisse geschaffen sind, die der Regierung keinen anderen Ausweg mehr lassen als die Rückkehr zu solider Finanzgebarung, erst dann beginnt die Aussicht, daß Schluß gemacht wird mit der Währungsverschlechterung. Nachdem jetzt die Leitung des französischen Geldwesens einmal mit den bestehenden Gesetzen in heftigen Konflikt geraten ist, wird sie es schwerlich darauf ankommen lassen, sich noch ein zweites Mal gleichermaßen vor der ganzen Welt zu blamieren. Kräftige Anstrengungen zur Beseitigung der Ursachen des Währungsverfalls werden die Folge sein. Und wenn auch, wie es zu vermuten ist, das Notenausgaberecht diesmal noch nachträglich eine Kleinigkeit ausgedehnt werden sollte, so hat man wenigstens für die Zukunft die Gewähr, daß die Bank von Frankreich und der französische Staat, dem sie untertan ist, eine ähnliche Karambolage mit dem Gesetz nicht noch einmal riskiert. Freilich wird auch das französische Volk bis dahin noch umlernen müssen. Hat es aus der deutschen Geldentwertung so viel gelernt, daß die Notenpresse ein sehr gefährliches Instrument darstellt, dessen Gebrauch der Regierung sorgfältig rationiert werden muß, so sollte es darüber hinaus aus dem östlichen Beispiel erkennen, daß eine Sanierung der Staatsfinanzen nicht ohne schwere Steuerbelastung möglich ist. Die Widerstände, die Schwerindustrie und Hochfinanz einer Dauerstabilisierung entgegensetzen, sind immer noch immens. Die Exportindustrie vor allem, aber auch das inländische Großgewerbe hängt im Grunde noch mit seinem ganzen Herzen an der Geldentwertung. Der Staat ist durch die Weigerung des Zusatzkontingents von der Inflationskrankheit vielleicht kuriert. Nun gilt es — wie bei uns — den Staat im Staate zur Räson zu bringen.

Der Konzern Ostwerke-Schultheiß-Patzenhofer-Kahlbaum, dessen polypenartige Ausdehnung kürzlich im Tagebuch der Wirtschaft gekennzeichnet wurde, macht die Gepflogenheit anderer Brauerei- und Likörunternehmungen nicht mit, anläßlich der Generalversammlung den Aktionären und Gästen, die sich etwa sonst noch einfinden, ein opulentes Frühstück servieren zu lassen. Diese Zurückhaltung kann man nur billigen. Ist doch eine solche Art der „Ausschüttung" gänzlich unkapitalistisch, weil sie nach der Kopfzahl und nicht, wie es sich gehören würde, nach Kapitalbeträgen,

erfolgt. Dafür gibt es bei diesem Alkoholkonzern gewöhnlich etwas Interessantes zu hören. Opposition der Aktionäre natürlich ist nicht zu erwarten bei Unternehmungen, die sich solcher finanziellen Erfolge zu rühmen haben. Im Gegenteil, hier wird ein Hymnus angestimmt über die geschäftstüchtige Verwaltung, die selbst für 1923/24 eine Dividende von 10 v. H. verteilt, die mitteilt, daß der Mehrbedarf an Gerste, Malz und Hopfen in vollem Umfange und zu günstigen Preisen eingedeckt sei und die auch für das neue Jahr ein günstiges Ergebnis in Aussicht stellt. Der Clou des Tages ist ein geharnischter Protest gegen die geplante Biersteuererhöhung. Die Gründe, die angeführt wurden, sind zum Teil in langen Jahren der Inflation dem Ohr bereits vertraut geworden. Aber mit der Biersteuer hat es noch eine besondere Bewandtnis. An dem Mehraufkommen aus Zöllen und Verbrauchssteuern sind nämlich nach dem Londoner Dawes-Abkommen die reparationsgläubige Entente bis zur Gesamthöhe von 250 Millionen RM. mit einem Drittel beteiligt. Erhöht man jetzt die Biersteuer und die Tabaksteuer dazu, so wächst unzweifelhaft das Steueraufkommen über die kritische Höhe hinaus, und es ergibt sich die groteske Situation, daß eine Regierung mit Deutschnationalen sich als erfüllungsfreudiger erweist als je eine Regierung zuvor. Früher wurde es den Erfüllungspolitikern zum Vorwurf gemacht, daß sie übernommene Verpflichtungen einzuhalten bestrebt waren. Die Regierung Luther—von Schlieben kennt in dem edlen Eifer keine Grenzen. Sie will, wie es scheint, noch mehr zahlen als sie muß. Inzwischen hat freilich auch der Reichswirtschaftsrat sein Votum zu dieser Frage abgegeben und sich gegen die Erhöhung ausgesprochen. Es wird bereits damit gerechnet, daß die Vorlage entweder zurückgezogen oder vom Reichstag abgelehnt wird, zumal auch Bayern seinen ganzen Einfluß aufgeboten hat, um diese Bedrohung der Wurzeln seiner Kraft abzuwenden. In dieser Beziehung gehen die preußischen Brauereien mit den bayerischen ganz konform, obwohl man sich sonst, auch in Geschäften, nicht gut versteht. Der Versuch, die bayerisch-preußische „Kluft" wenigstens in der Bierbranche zu überbrücken, ist gescheitert. Der Interessengemeinschaftsvertrag zwischen der Schultheiß-Patzenhofer Brauerei in Berlin und der Pschorrbräu A.-G. in München ist nach 2½jähriger Dauer wieder gelöst worden. Man hat ihn durch unverbindliche Aktienbeteiligungen ersetzt. Nur die gegenseitigen Delegierten verbleiben im Aufsichtsrat.

GLOSSEN

ZU WAHR FÜR DIE DICHTUNG.

Balzac hatte einen Schulfreund, einen gewissen M. Denis Bouchard, der in Saumur wohnte und mit dem er auch in späterem Leben in Berührung geblieben war. Dieser Bouchard unterhielt mit dem Romanschriftsteller eine Korrespondenz, in der er ihm von Ereignissen und Menschen seiner Gegend zu berichten pflegte. Er hatte ihm schon oft von einem gewissen „Père Niveleau" erzählt, einem Manne, der ebenso fabelhaft reich, wie fabelhaft geizig war, und der in Saumur mit Frau und Tochter lebte, die er beide „kurz bis an die Grenze des Hungers hielt". Eines Juniabends des Jahres 1832 besuchte nun Balzac seinen Freund Bouchard, in der Absicht, die Bekanntschaft dieses Monster-Geizhalses zu machen. Am folgenden Tage kamen auch Niveleau und Tochter — die Frau war krank — zum Diner, und Balzac wurde von seinem Freunde ihnen als ein gewisser Kaufmann Morel vorgestellt. Der berühmte Geizhals und der große Verschwender (der Balzac ja stets blieb) machten auf einander den besten Eindruck.

„Als wir allein waren," so berichtete der Schulfreund weiter, „brach Balzac in hellen Enthusiasmus aus." „Aber der Mann übersteigt alle meine Erwartungen", rief er entzückt aus. „Eigentlich wollte ich schon morgen zurückkehren, aber nach Ueberlegung, bitte ich dich, deine Gastfreundschaft weiter mißbrauchen zu dürfen. Madame Nivelau kann heute oder morgen sterben. Ich habe die Empfindung, daß dabei etwas Außerordentliches passieren könnte."

M. de Balzac hatte sich auch nicht getäuscht. Madame Niveleau starb drei Tage darauf, und ihr Tod war die Ursache eines außergewöhnlichen Ereignisses.

Die arme Frau war sanft verschieden. Sie hatte ihr Bewußtsein bis zur letzten Minute bewahrt und hatte, in Gegenwart des Geistlichen, der ihr die Sterbebeichte abnahm, sowie des Gatten, der Tochter und der Verwandten, die ihr Bett umstanden, den bestimmten Wunsch ausgesprochen, in ihrer Geburtsstadt Nantes, neben ihrem Vater und ihrer Mutter, begraben zu werden.

Niveleau hatte große Mühe, seinen Zorn zu verbergen. Der letzte Wunsch der Verstorbenen erschien ihm wie eine Art Rache nach dem Tode! Der Transport der Leiche mit der Post würde ihm, wie er sich ausdrückte, „die Augen aus dem Kopfe kosten" Denn in jener Zeit reiste niemand mit einer Post, die eine Leiche transportierte: man mußte dazu einen besonderen Wagen mieten.

Während des ganzen Tages versuchte der Geizhals seine ökonomischen Prinzipien mit dem letzten Wunsche seiner Frau zu versöhnen. Dieser Wunsch nämlich war schon in der ganzen kleinen Stadt bekannt geworden und konnte ohne dauernde Schädigung seines Rufes nicht unberücksichtigt gelassen werden.

Als die Nacht kam, nahm er für sich die Ehre in Anspruch, allein bei der Toten wachen zu dürfen. Vergebens bat die Tochter, ihm Gesellschaft leisten zu dürfen. Er verlangte von ihr, daß sie zur Ruhe ginge. Mlle. Niveleau, die noch niemals die Befehle ihres Vaters kritisiert hatte, gehorchte unter Tränen.

Als sie am frühen Morgen das Totenzimmer betrat, war die Leiche fort. „Beunruhige dich nicht, Töchterchen!" sagte der Vater Niveleau mit einem fatalen Lächeln. „Ich habe die Gelegenheit benutzt: deine arme Mutter ist schon unterwegs!"

Das junge Mädchen fiel in Ohnmacht.

Ihr Vater hatte sich mit dem Angestellten eines Bestattungs-Instituts in Verbindung gesetzt. Die Leiche war von ihnen in einen Koffer gezwängt worden, der, regulär aufgegeben, schon mit anderm Gepäck und der gewöhnlichen Post abgegangen war.

Als die Leiche in Nantes, wo sie bestattet werden sollte, ankam, war schon die Starre eingetreten und sie konnte nicht mehr geradegestreckt werden. Man mußte für sie eine Art dreieckigen Sarg bestellen.

Aber Niveleau hatte für sie nur den Transportpreis eines gewöhnlichen Koffers bezahlt. . . .

Als Balzac die Geschichte hörte, verfiel er in ein Delirium der Begeisterung. „Der Kerl ist zu schön!" rief er aus. „Der Mann schlägt ja alle Natur!"

„Ich nehme an", erwiderte ich, „daß diese schreckliche Episode dir das beste Kapitel zu deinem Roman liefern wird."

Der große Romancier gab mir einen Schlag auf die Schulter, der mich in die Knie sinken ließ:

„Ausgeschlossen, daß ich das je verwerten kann!" erwiderte er. „Mein guter Freund: man würde es mir nicht glauben, denn die Sache ist nicht wahrscheinlich genug! . . . Und dann: das würde mir selber die Erinnerung an diesen Mordskerl trüben!"

Aus einem Aufsatz „Das Urbild von Balzacs Grandet" in der „Revue bleue"

DER KÖNIG DER TIERE

Wir lesen im „Cri de Paris":

„Der Präsident der französischen Republik, Doumergue, fragte eines Tages, man weiß nicht warum, den Ministerpräsidenten Herriot (in Anwesenheit eines Journalisten, auch noch), ob er der landläufigen Ansicht sei — daß der Löwe der König der Tiere ist! Aber Herriot verneinte mit einem Lächeln: „Nein, dieser Ansicht bin ich nicht. Für mich ist der König der Tiere der Enterich. Ja, der Enterich! Denken Sie nur, was der alles tun kann: er watschelt ein bißchen, er läuft ein bißchen, er fliegt ein bißchen, er schwimmt ein bißchen, er singt ein bißchen." Der Journalist, der anwesend war, gehörte zur bösen Opposition. „Ja," sagte er, aber halblaut, „der Enterich kann alles ein bißchen und nichts ordentlich, er ist der Ministerpräsident der Tiere."

DAS ÄRGERNIS

Sonntag nachmittag. Die Potsdamer Straße noch mäßig belebt. Die Berliner sind keine Frühaufsteher. Die Stunde der Bummler hat noch nicht begonnen. Jetzt, um vier Uhr, sieht man nur kreuzbraves Familienpublikum; die Leute flanieren so gravitätisch, so altertümlich ehrenfest, so beruhigend langweilig. Man beginnt wieder an den unverwüstlich guten Kern des vielgelästerten Berlin zu glauben. Es ist schon ein Groß-Leipzig und bildet seine Leute.

An der Potsdamer Brücke ein kleiner Auflauf. („Haben Sie gesehn?" — „Gucken Sie doch bloß mal!") Die Elektrische fährt noch langsamer als fahrplanmäßig, damit die auf der Plattform auch was zu sehen bekommen. Eine würdige alte Dame tanzt vor lauter Aufregung eine Kukirolienne.

Ja, was gibt es denn eigentlich zu gaffen? Was ist der Anlaß zu dem Rumoren? Warum verwandelt sich sonntagnachmittaglich dösende Faulheit der Straße plötzlich in einen exaltierten Taubenschlag?

Alle Aufmerksamkeit konzentriert sich auf einen ungewöhnlich hochgewachsenen Mann, der mit Frau und Kind so friedlich einherspaziert wie die andern.

Es ist ein Neger.

Die Frau an seiner Seite ist groß und blond, das Kindchen kaffeebraun. Es paddelt so unbefangen dahin, wie es Vierjährige tun, die sich noch nicht über ihre Rasse den Kopf zerbrechen.

Der Neger ist auffallend groß und wohlgebaut, breitschultrig, mit vorzüglicher Tournüre, die Beine lang und kerzengrade. Der modefarbene Anzug sitzt wirklich vorzüglich. Aber der Mann versteht auch seine Kleider zu tragen.

Ein blitzsauberer, appetitlicher Bursche. Das Haar wollig und steinkohleschwarz. Das Antlitz dunkelbraun leuchtend, wie mit einer feinen Glasur überzogen. Die Nase nicht breit und platt, sondern leicht geschwungen. Wulstig sind zwar die Lippen, aber es spielt ein sehr anziehendes Lächeln darum, sehr freundlich und ganz nebenher etwas von oben herab.

Dieses Lächeln verrät, äußerst dezent und sicherlich nicht so grob formuliert, wie es hier der unbeholfene Deuter unternimmt: „Ich verstehe schon, daß die Herrschaften sich wundern. Ja, sie wundern sich, weil hier ein schwarzhäutiger Mann mit einer blonden Frau und einem kaffeebraunen Kindchen spazieren geht. Sie glauben nicht an meinen Trauschein, und sie glauben auch nicht an meinen grauen Gabardine-Anzug. Wenn ich jetzt hier daherkäme, nur mit einem Schurz von Palmenblättern bekleidet, das Gesicht mit Ocker beschmiert, einen Ring von Stachelschweinborsten durch die Nase, das würde ihnen ganz plausibel erscheinen. Sie denken sich auch den Schwarzen gern als Frauenräuber, aber ich bin wirklich nicht so romantisch. Ich überlasse das Metier gern den verführerischen Weißgesichtern, die sich vom Heiratsschwindel nähren oder kleine Mädel in die Bredouille bringen und dann sitzen lassen. Ich liebe meine schöne blonde Frau und bin ein guter und etwas stolzer Familienvater."

Ob er sich das wirklich gedacht hat? Aber sein Lächeln schwebte so frei, so unberührt weit über den Dingen. So mag sein pechschwarzer lieber Gott lächeln, wenn er wohlgelaunt auf seine kraushaarigen Kindlein niederblickt....

Aber diese Leute da! Pfui, schämt ihr euch nicht, Berliner des sozusagen

zwanzigsten Jahrhunderts? Wie sie da in Gruppen stehen und zischeln und raunzen, wie die Arme agitiert in der Luft herumfliegen. Sie sind tief empört. Man sieht es ihnen an: Hier müßte die Polizei einschreiten! Wie kommt er dazu, eine blonde Frau zu haben? (Ist das überhaupt eine Ehe? Pfui Deibel!) Wie kann er sich erdreisten, diesen schönen hellen Frühjahrsanzug zu tragen? Eigentlich müßte man ihm die Klunkern vom Leibe reißen! Vielleicht wird das gar nicht bestraft! Denn der Neger ist ja die potenzierte Fremdstämmigkeit. Er ist der Ueber-Jude, sozusagen.

. . . vor fünfzehn Jahren etwa gab es in Hamburg einen Prozeß. Ein Duala-Neger, seit langem in Deutschland ansässig, wissenschaftlich gebildet, Assistent am Museum für Völkerkunde, kam in das Bureau einer Schiffahrtsgesellschaft. Man duzte ihn. Er verbat sich das sehr höflich. Die Beamten wurden daraufhin massiv. Er klagte: das Gericht wies ihn ab. Die Gesellschaft habe ihren Angestellten Anweisung gegeben, alle Neger zu duzen. Wo käme man denn sonst hin? Das Gericht fand die Logik zwingend. Damals spektakelte noch der Kolonialverein; es gab auch eine Zeitschrift „Das größere Deutschland".

Mir fällt diese vergessene Geschichte wieder ein, während der Neger durch den Engpaß der kleinen, dummen Gehässigkeiten schreitet. Wie giftig ihn diese Menschen im Sonntagsstaat anblicken! Es braucht nur einer das Signal zu geben und ihn anzurempeln, und sie werden über ihn herfallen und sich akkurat so benehmen, wie man sich eine berauschte Kaffernhorde vorstellt. Aber es bleibt bei bösen Augen und Getuschel, man ist zu vermiekert, zu zerknittert und seelisch verbeult, es fehlt der naturkräftige Instinkt, der Impetus zum offenen Lynchen, man teert, man hängt in Worten und Blicken, bis ein schmutziger Witz schließlich die Spannung in Gelächter auflöst.

Metropole Berlin? Rhythmus der Weltstadt, den naive Poeten schwingen hören, wirklich, wirklich?! Wer Ohren hat zu hören, hört im Gebraus der großen Stadt auf Schritt und Tritt das Geklapper von Kötzschenbroda. *Lucius Schierling*

TISCH MIT BÜCHERN

Lyrik.

Die Revolution der Dichtung, die der Expressionismus zu leisten glaubte, ist versackt; die frühen Anthologien (der „Kondor", der „Anbruch") sind literarhistorisches Gut geworden. Wenige Bände bleiben; in ihnen wenige Gedichte. Lebendige Dichter mußten sich rechtzeitig abwenden und vom revolutionären Pathos zur Intimität der erlebnishaften Lyrik finden. Lebendige Dichter mußten den Uebergang finden von der typischen (und darum verkrampften) Form eines korporativen Stiles zur höchst individuellen Form einer Persönlichkeits-Dichtung. Dem innerlichsten Dichter dieser Generation gelang dieser Uebergang am gewaltigsten; er wurde ihm zum Beginn zu einer großartigen dichterischen Tat: Albert Ehrenstein hat heute seine Lyrik gefunden, seine Welt, seine Sprache, und zur Vollkommenheit gestaltet. Ehrenstein weiht sein lyrisches Talent dem Dienst an der chinesischen Dichtung: Pe-Lo-Thien (als Buch im Verlag Rowohlt) und Po Chu-i (als Sonderheft der eingegangenen Zeitschrift „Vers und Prosa" bei Rowohlt) werden in den Rhythmus deutscher Sprachlichkeit umgegossen, im Melos Ehrensteinscher Lyrik lebendig gemacht. Wer die schöpferische Leistung des Dichters ermessen will, vergleiche seine Strophe mit der Uebersetzungsarbeit des Sinologen Pfitzmaier, dessen

philologische Arbeit ihm das Material lieferte. Ehrenstein folgt dem Geiste früh-chinesischer Dichtung in demutvoller Hingabe, wie Gustav Mahler: beide streben danach, die Einfachheit und Großartigkeit der Ideen in einer blühenden Melodie körperlich greifbar zu machen — im Melos des „Liedes von der Erde" wie im Melos Ehrensteinscher Sprache ist dies in seltener Vollendung geglückt.

Wir sind daran gewöhnt worden, Lyrik in sporadischen Ergüssen zu begegnen; in Gedichtsbändchen, die uns eines Dichters Entwicklung in neuen Stadien zeigen. Nicht im umfassenden Oeuvre, nicht im einmaligen Werk. Das Gedicht kann isolierte Schönheit haben, denken wir; Gedichte im Zyklus, Lyrik in der großen Bindung des Epos, Verse in monumentaler Häufung kennen wir (trotz Spittler, George, Rilke) kaum. Das letzte große lyrische Oeuvre — Werfels „Gerichtstag" — hat die Gefahr des Zuviel gewiesen: man muß Walt Whitman sein, um mit nie versiegender Energie monumentales Gedichtwerk schaffen zu können. Wenn Heinrich Lersch nun einen Monstreband „Mensch im Eisen" (Deutsche Verlagsanstalt) schaffen und durchgestalten kann, beweist diese Tat allein seine dichterische Kraft. Lersch ist ein „Sänger", ein in inneren Bewegungen lebender, von Ideen stets glühend besessener Mensch — ein Sänger, kein Dichter. Um diese Unterscheidung (der keine Wertung anhaftet) zu verdeutlichen: Lersch gestaltet nicht aus der plötzlichen Einstellung zu irgendeinem Erleben, sondern aus der dauernden; Hingerissenheit für das Schaffen des Volkes, Verbundenheit mit seinem Volk, hymnisch gesteigerte Freude am Sein des proletarischen Menschen, Bejahung der Urtriebe, Wissen um das Ewig-Revolutionäre des jungen und liebenden Proletariers und Demut vor der gotthaften schöpferischen Größe werkender Arbeit — das sind die Grundgefühle, die Ursprünge seines Gesanges. Nicht die „Stimmungen", die ja nichts sind als eine Erregtheit der Seele, werden zum Gedicht, sondern die großen Einsichten, Erfahrungen, Weltanschauungen. Wenn diese geistigen Inhalte dennoch mitreißend in Sprache Gestaltung finden, so beweist dies die strömende Kraft dieses Sängers. Lersch ist Hymniker; er hat ein sicheres Gefühl für die Sprachkraft pathetischen Ausdrucks („Schwingende Hämmer schlugen die Sehnsucht tot"); er vermag, aus sachlicher Schilderung, plötzlich überwältigend ein Wort hinzustellen, so daß

der zuerst lahme, episch müde, weitschweifige Vers leidenschaftlich emporgerissen wird, z. B. wenn er (als Coda des Werkes) im ekstatischen Ruf gipfelt: Marsch, marsch, marschiert, der Mensch ist unterwegs!" Lersch bleibt, dies ist unverkennbar, jedem höchstpersönlichen seelischen Inhalt (Goethe) verschlossen. Er ist nicht aus Whitmans Stamm: denn Whitman gab das Einmalige seines Erlebens als das Gültige. Er ist besessen von der überwertigen Idee Volk, er ist Schüler Dehmels. Lersch wird gehemmt, wenn er lyrisch werden will. Aber gewaltig, wenn er, ein Rhapsode des modernen, neuen, jungen Arbeitermenschen, singt:

„Es gehen unter Nationen, Städte, Einrichtungen. Nie geht Volk unter!
In irgendeinem Volke stehe ich von Neuem auf!"

Otto Zarek.

LASSALLE IM KAMPF

Der kürzlich erschienene fünfte Band des von Gustav Mayer herausgegebenen Werkes: „F e r d i n a n d L a s s a l l e. N a c h g e l a s s e n e B r i e f e u n d S c h r i f t e n" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin) bringt Lassalles Briefwechsel aus den Jahren seiner Arbeiteragitation 1862 bis 1864. Obwohl dieser Band im Gegensatz zu den früher veröffentlichten mehr Briefe a n Lassalle als v o n Lassalle publiziert, ist er zur genauen Kenntnis seines Wesens ebenso unentbehrlich wie die früheren. Hier lebt der große Tribun nicht nur in den eigenen Worten wieder auf, sondern auch in dem Widerhall oder Widerspruch, den seine Briefe, Bitten, Beschwörungen in den Seelen der Freunde erweckten. Zu seinen Korrespondenten gehörten: Georg Herwegh, Hans von Bülow, Ludwig Feuerbach, Lothar Bucher, Ludwig Büchner, August Böckh, Moses Heß, Ludwig Löwe. Schon die Aufzählung dieser Namen beweist, wie sehr Lassalle mit den führenden Kräften und Tendenzen seiner Zeit im Bunde stand. Mit vielen Briefen ist der Achtundvierziger Franz Ziegler vertreten, der Bürgermeister von Brandenburg, den die Reaktion durch einen üblen Tendenz-Prozeß um Amt und Brot gebracht hatte. Solange es keine Monographie dieses interessanten Demokraten gibt, — der den Junkern deshalb so unangenehm war, weil er sich auf die Methoden ihrer Bekämpfung verstand, — werden die hier veröffentlichten Briefe die wichtigste Quelle über die Täuschungen und Enttäuschungen dieses tapferen Steuerverweigerers bleiben. Ueber das Persönliche hinaus sind diese Briefe deshalb interessant, weil in ihnen so ziemlich alles steht, was sich vom Standpunkt des älteren, individualistischen Liberalismus aus gegen die sozialistische Auffassung sagen läßt. Franz Ziegler liebte Lassalle, aber er konnte ihm nicht folgen, als Lassalle die Konsequenzen seiner Erkenntnisse zog, die Gleichheit der Rechte als unzureichend erkannte und die Gleichheit der materiellen Bedingungen erstrebte. Er warf Lassalle vor, aus den Angelegenheiten der Menschheit eine Magenfrage gemacht zu haben. Die Grenze zwischen dem revolutionären Bourgeois und dem Sozialisten wird deutlich sichtbar. Lassalle aber wußte, daß das deutsche Bürgertum trotz gelegentlicher revolutionärer Gesten im Wesen unpolitisch war. Im Mai 1863 schrieb er an Wilhelm Rüstow, Garibaldis Generalstabschef: „Worauf ich allein sehe, ist der Arbeiterstand. Ich habe die tiefe Ueberzeugung, daß sich mit der deutschen Bourgeoisie gar nichts machen läßt." Aber die Arbeiter folgten in ihrer überwiegenden Mehrheit der Fortschrittspartei, und die zahlreichen Briefe, die Lassalle von seinen Vertrauensmännern erhielt, bewiesen, wie unendlich schwer es war, der neuen Bewegung Terrain zu erobern. Der

letzte Brief Lassalles an Hans von Bülow trägt das Datum 18. August 1864. Es klingt wie eine Vorahnung, wenn er hier schreibt: „Ich wäre nie zugrunde gegangen an dem, was auf meinem Wege liegt — aber ein Ziegel vom Dach, den kann man nicht parieren.“ Ein paar Wochen später tanzten die Myrmidonen auf dem Grab des Achill. *P. M.*

FILM

Ralphs galante Abenteuer

Dies ist ein harmloser, unaufregender amerikanischer Film, der dennoch aus mancherlei Gründen aufschlußreich und lehrreich ist.

Er ward von Monte Bell, in der Art Milles, mit leichter, lockerer Hand gedreht, gespickt mit herzerfreuenden spielerischen Einfällen zur Charakterisierung dessen, worauf es ankommt.

Es kommt nämlich darauf an, und hier blickt man erstaunt energischer hin, den Gegensatz zwischen dem luxuriösen, ausschweifenden Broadway New Yorks und den ärmlichen gehetzten Proletariern zu zeigen. Oder vielmehr: dieser Gegensatz kommt, da die Nachtseite New Yorks nur angedeutet ist, nicht klar heraus, aber das überkultivierte, überkandidelte Drohnenleben der Nichtstuer wird in hundert fanatisch ausgetüftelten Einzelheiten und Finessen mit einer ironischen Schärfe vorgeführt, wie man das bisher nirgends, besonders nicht im amerikanischen Film sah. Weil hier unverdientes Wohlleben nicht, wie meist im Film, lockend schmeichlerisch, sondern kritisch, analytisch, lächerlich gezeigt wird, kann auch der sozialkritisch gesinnte Beschauer mit Wohlgefallen diese entzückend erfundenen und tändelnd vorübergetriebenen Szenen mitanschauen.

Insonderheit wird das Liebesleben der upper ten, eine angeblich im ame-

rikanischen Film streng verpönte Angelegenheit, mit einer Schonungslosigkeit gezeigt, wie sie in Deutschland kaum in den Zeiten der Aufklärungsfilme möglich war.

Die Hauptrolle spielt Adolf Menjou, den wir bereits aus Lubitschs „Ehe im Kreise" kennen, ein gar nicht süßlicher Don Juan-Typ, mit spitzgedrehtem Schnurrbärtchen, verschleierten, verschmitzten Augen, das ganze Antlitz von zerflossener Melancholie überströmt, die sich manchmal heiter aufhellt. Bewundernswert, wie er fast ohne Geste, mit einem Minimum an Mimik wirkt.

Trotzdem Shaws „Pygmalion"-Motiv aufgewärmt wird, da dieser Don Juan das gepeinigte Proletariermädchen zur Dame erzieht, die er in die Gesellschaft einführt, aus der sie so vorteilhaft absticht, daß ihm nichts übrig bleibt, als sie zu ehelichen, . . . trotzdem wird mit energischer Bewußtheit, selbst auf Kosten der Publikumswirkung, alles Sentimental-Kitschige vermieden, wodurch dieser Amerikaner noch verwunderlicher und liebenswerter wird.

Kurt Pinthus

STERNHEIM-ANEKDOTEN

I

Carl Sternheim sitzt einem Wiener Journalisten. „Ist Ihnen nicht aufgefallen", fragt Sternheim mit jener anmutigen Bescheidenheit, die der Kern seiner scharmanten Persönlichkeit ist, „daß die Namen so vieler großer Dramatiker mit S anfangen?"

Der Wiener hustet etwas verlegen.

Sternheim wird deutlicher: „Sophokles .... Skakespeare ..."

Pause. Dann ergänzt der Wiener: „Sudermann".

II

Als das schöne Hotel Cumberland auf dem Kurfürstendamm noch bestand, geschah es eines Nachts, daß der Dichter C. V. in später Stunde an die Zimmertür einer schönen Ausländerin klopfte, die er erst einige Stunden vorher kennengelernt hatte. Die Dame sprang erschrocken aus dem Bett, schlüpfte in ihren Schlafrock und frug, warum der Herr sie heraustrommele.

„Ich muß Sie dringend sprechen, öffnen Sie."

Die Ahnungslose sperrte auf. Da stemmte der Herr sogleich seinen Absatz in den Türspalt und sagte aufgeregt: „Ich muß heute nacht zu Ihnen kommen".

Es gelang der Dame, die Tür wieder zu schließen und zu versperren. Sie rief dem Ausgesperrten empört zu: „Etwas Aehnliches ist mir noch nicht vorgekommen. Wie können Sie es wagen?... Einer solchen Frechheit sind nur Sie fähig!"

Auf dem Gang war es nur einige Sekunden still, dann murmelte der Abgewiesene entschuldigend: „Gnädige Frau, Sie kennen Sternheim nicht!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 15

DER KUNSTMARKT

Verantwortlich: Dr. Erich Römer

GUTE ZEIT FÜR KÄUFER, ABER WER KANN?

Stirbt er wirklich ab? Kein gutes Zeichen, daß man soviel von ihm spricht. Auch die Preise, die man da hört, sind oft nur „gesprochen". Und die Auktionen sind eine Art künstlerischer Injektionen, sie können der Gesundung des Marktes fast mehr schaden als nützen. Niemand hat Geld, außer den sagenhaften Leuten in Amerika, die mit großen Sachen überfüttert werden und sie beinahe so billig kriegen wie früher nie: sie bekommen auf dem Umwege über London den schönsten Islam-Teppich der Habsburger, ehemals von einem Perserschah an Peter den Großen geschenkt, von diesem an Leopold I., seitdem in Schönbrunn, jetzt für angeblich 100 000 Pfund unterwegs; sie bekommen ältesten englischen Kunstbesitz: aus der Lord-Spencer-Galerie in Althorp Tizians Venus und Adonis (Käufer ist Widener in Philadelphia, dessen Gartenschloß mit der unvergleichlichen Ansammlung von Meisterwerken allmählich schon bedrückend wirken muß) und Renoirs Danseuse von Durand-Ruel. Sie bekommen durch Duveen aus Althorp ein Franz-Hals-Porträt von 1626, einen frühen van Dyck, beste alte Engländer. Sie werden nächstens davon noch mehr bekommen: am 1. Mai versteigert Christie die Gemälde, die der vierte Earl of Darnley zusammenbrachte, ein Freund von Reynolds und Gainsborough. Darunter sind Namen und Werte höchsten Ranges, eine Tizian-Venus kaum schlechter als die aus Althorp Castle, noch ein paar Tizians, ein Bildnis von Memling, ein frühes oberitalienisches Bildnis von der Art, die die Amerikaner so lieben, daß sie dafür jetzt den kleinen Rembrandt im Tausch an das Berliner Museum gaben, dann die großen Engländer und van Dyck in einer stolzen Reihe. Für uns wird das alles zu teuer, wir müssen uns freuen, wenn wir unsere Dinge im Lande halten können, wenn der Fürst von Liechtenstein nicht schon wieder Unersetzliches verkauft. Ein Glück, wenn Friedländer von acht Grünewald-Zeichnungen wenigstens sechs aus der Schweiz zurückholt. Der Markt ist gestopft voll, die Preise sinken, die aufgehäuften Sachwerte aus der Inflationszeit, auch die angeblichen, sollen versilbert werden, gute Zeit für Käufer, aber wer kann? Das Beste ist billig, die Mittelware notiert beinahe normal, das Mindere ist teuer, geht auf der Auktion zurück, kommt auf die nächste, wird noch billiger, wir haben eben etwas viel Schund.

Auch etwas zu viel Schund-Auktionen. Wenn das freie Kunstgeschäft totenstill ist, kann Berlin nicht in einer Woche zehn Kunstauktionen haben. Einen Corinth noch einmal für

28 000 Mark zu verkaufen, wird kaum jemand mehr wagen, seit Cassirer auf der Zitzmann-Auktion die Preise auf 1400 bis 8000 M. begrenzte, um seinen Hausgott Liebermann daneben bis 16 000 M. steigen zu lassen. Ebenso gedrückt wurde Trübner, denn auch er ist der Liebling der Konkurrenz. Man wird sich hüten, noch einmal die „klassisch gewordenen“ Maler von heute auf einen so unsicheren Markt zu bringen. Neue Graphik, das Schoßkind des kleinen Mannes, stürzt — der kleine Mann hat am wenigsten Geld.

Alte Graphik ersten Ranges wird nächstens ausgeboten bei Boerner in Leipzig, 25. bis 27. April, Doubletten der Albertina (200 Rembrandts, 60 Schongauers, 100 Dürers, auch Doubletten aus dem Britischen Museum) — bei Hollstein u. Puppel in Berlin, 11. bis 13. Mai, ordentliche Blätter mit Schätzungspreisen von 5 bis 3000 M. — bei Gilhofer und Ranschburg in Luzern am 19. und 20. Mai von Schongauer bis Goya und sogar früheste deutsche Holzschnitte. Lepke auktioniert 21. bis 22. April neueres aus Lodzer Besitz, Hasenclever bis Slevogt, in den folgenden Tagen Graphik, und am 5. und 6. Mai nicht weniger als 300 alte Bilder, dabei viel Barockes, und vom 12. Mai ab den Besitz des Konsuls Minkowski aus Königsberg: mit Möbeln, Teppichen, Porzellanen, Silber, Bildern, Menzel-Zeichnungen, alles, was in ein ordentliches Bürgerhaus gehört. Daß der Berliner Kommerzienrat Jacques Mühsam zwar nicht seine Gläser, aber die Miniaturen und Porzellane zu Glückselig nach Wien zur Aktion gibt (27. bis 30. April), ist gewiß eine richtige Beurteilung des — Berliner Marktes. Bei Bangel in Frankfurt am 28./29. April alte Bilder und Möbel vom Direktor Großkopf in Köln. Ein paar andere Großkopfete aus Rheinland-Westfalen sollen die einzigen sein, die in Berlin noch „große Kunst kaufen“. Sie haben ja die Ruhr-Entschädigungen.

Dr. Erich Römer

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Aprilwoche

Daß die Wahl von Hindenburg überhaupt in den Bereich der Möglichkeit fällt, liegt nur an dem herrlichen Wahlrecht, mit dem die Republik sich aus übertriebener Prinzipientreue ihren Gegnern ausliefert. Das Listensystem hat die Herrschaft der Parteiführer zur Gefahr für den Parlamentarismus und die Demokratie gemacht. Wären für die Nominierung der Kandidaten andere Formen gefunden worden als die Abstimmung in den Fraktionen, so hätte sich die Lage nie bis zur Kandidatur Hindenburg verändern können. Denn die sogenannte Volkswahl hätte nicht durch diese Cliquenwirtschaft ersetzt werden können, wenn die Abgeordneten sich noch einem übersichtlichen, auf ihr persönliches politisches Verhalten reagierenden Wahlkreis verantwortlich fühlen müßten. Es war schlimm genug, daß Hindenburg kandidieren konnte. Viel schlimmer ist, daß diese Kandidatur ernst genommen werden muß. Das wäre undenkbar, wenn nicht in Deutschland Frauen das unbeschränkte Wahlrecht hätten. Was ist uns nicht alles von den Anhängern des Frauenstimmrechts als segensreiche Wirkung dieser Errungenschaft verheißen worden! Nicht zuletzt die sänftigende Wirkung des weiblichen Gemütes auf die Politik. In Wirklichkeit haben die Frauen mit ihrem Wahlrecht nichts anderes anzufangen gewußt, als sich in den Apparat der Methoden und Gedanken einzufügen, den die Männer ohne sie geschaffen hatten. Ihre einzige zusätzliche Leistung ist es, daß sie radikaler sind als die Männer. Wenn dieser Radikalismus noch Tiefe wäre! Alle großen Theoretiker waren radikal. Aber der Frauen-Radikalismus entspringt einer Mischung von Gefühlsduselei und Ahnungslosigkeit; er kann der europäischen Politik zum Verhängnis werden. Am schlimmsten sind die Großmütter. Ihr unbefriedigtes Bedürfnis nach Heldenverehrung, an der Unvollkommenheit des zugehörigen Ehegatten genährt, stürzt sich auf den Oeldruck von Hindenburg, der während des Krieges über Deutschland verbreitet worden ist und immer noch frische Farben hat. Es hat keinen Zweck, darum herum zu reden: Hindenburgs Sieg wäre der Sieg der alten Weiber! Es gehört nur

zum Bilde, daß die kleinen Kinder den Großmüttern die Zutreiberdienste leisten. Nie ist so lächerlich die Wahlpropaganda von Wahlunmündigen gemacht worden. Doch wir hätten uns des scheußlichen Schauspiels nicht umsonst geschämt, wenn wenigstens die wirkliche Kriegsgeneration, deren Felddienstfähigkeit nicht schon durch zweistündiges Stehen erwiesen war wie die des Generalfeldmarschalls von Hindenburg, sich der Ungeheuerlichkeit bewußt würde, daß sie ihr Schicksal solange grünen Jungen und alten Frauen überläßt, bis die rüstigen Männer wieder den Heldentod sterben dürfen.

Im dummen Lärm der Eintagspolitiker bleibt fast unbeachtet, was jetzt in Oesterreich vorgeht. Das Zwerg-Oesterreich, wie es in St. Germain zugeschnitten wurde, kann nicht bestehen, das wird jetzt, da die Völkerbundkredite aufgezehrt sind, ganz evident. Wien verdorrt. Arbeitslosenkrawalle, Brotpreiskämpfe, Theaterkrach. Ueberfüllte Leihhäuser. Still verhungerndes Bürgertum. Daneben krampfhafte Industrialisierungsversuche — unlängst sagte ein tragischer Witzbold: „In Oesterreich elektrifiziert man nicht, um die Werke zu benützen, sondern um sie zu errichten" — Exportanstrengungen mit Erzeugnissen einer Produktion, die nicht in Oesterreich hergestellt werden kann — im Taumel der ersten Kredite schien diese junge Blüte nicht bloß Illusion. Aber nun enthüllt sich die kahle Wirklichkeit. Ein zwerghaftes Wirtschaftsgebiet wie dieses aus Alpenland und Händler-Großstadt zusammengeschnittene Oesterreich ist nicht existenzfähig. Die Weisen von St. Germain haben Böhmen von Oesterreich, Oesterreich von Ungarn abgeschnitten, die Versuche, das Zerrissene als Donauföderation zusammenzuflicken, scheiterten an dem allgemeinen Widerwillen der Beteiligten. Abermals sendete Oesterreich seine Anleihe-Schnorrer aus. Der Völkerbund, des unheilbaren Patienten schon müde, stellt sich taub. England, von den österreichischen Agenten überlaufen, ist für einen so armen Kreditsucher schwerhörig. Frankreich hat seine eigenen Sorgen. Die österreichische Verzweiflung sitzt jetzt in den Fabrikkontors. Die entschlossensten Anhänger des Anschlusses an Deutschland sitzen jetzt in den Direktionskanzleien der Banken, die nicht mehr weiterkönnen. Die Dummköpfe, welche die Anschlußbewegung für bloße nationale Deklamation hielten, stehn erstaunt vor einer elementaren Strömung, die alle Klassen des verschnittenen Reiches umfaßt. Unversehens wird dieses heimliche Feuer ausbrechen und Flammen schlagen. Sind wir in Deutschland gerüstet? Wissen wir auch nur, wie groß der Verzweiflungsernst Oesterreichs ist? Unglücklicherweise ist dieses vor Schicksalsentschlüssen stehende Oesterreich in Berlin bloß durch einen ausgezeichneten Zoll-Fachmann vertreten, durch Herrn Riedl, der viele statistische Tabellen im Kopf hat, aber keinen staatsmännischen Funken. Aufgabe des österreichischen

Gesandten wäre es zurzeit, alle deutschen Instanzen, offizielle und unoffizielle Ministerien, Parteien, Zeitungen auf den kommenden, hoffentlich erlösenden Krach in Oesterreich vorzubereiten. Stünden jetzt schöpferische Männer in Berlin und in Wien am Ruder, dann könnte jetzt ein großer Ruck gewagt werden, der Oesterreich rasch näher an Deutschland reißt. Der Widerstand gegen den Anschluß ist in ganz Europa wesentlich schwächer geworden. England war nie dagegen, Frankreich hat in Painlevé einen Staatsmann, der den sinnlosen Frevel von St. Germain selbst erkannt hat, Mussolini wünscht eine Grenze an Deutschland und Sicherung vor jugoslawischen Ueberraschungen. Der Stern des Herrn Benesch aber ist im Sinken, besonders seit Caillaux erklärt hat, Frankreich könne sein Geld nicht mehr an östliche Rüstungen verschwenden. So schafft jeder Tag günstigere Voraussetzungen für das geschichtlich Notwendige. Früher als die einfältigen Anbeter vorübergehender Wirklichkeiten glauben, wird Groß-Deutschland erstehen. Die Flamme wird in Wien ausschlagen! Sind wir wenigstens bereit? . . .



Dr. Riedl

Wenn auch die Aerzte sich über die Ursache des Todes von Dr. Höfle nicht klar werden können: die Oeffentlichkeit ist sich klar darüber, daß dieser Mann zu Tode verhaftet worden ist, um die Mißerfolge der Staatsanwaltschaft zu verbergen. Man braucht über Schuld oder Unschuld des angeklagten Ministers gar kein Urteil zu haben; es genügt sich zu erinnern, wie andere Angeklagte in der Untersuchungshaft behandelt worden sind, deren Verbrechen selbst dann noch größer waren, als die dem Dr. Höfle zur Last gelegten, wenn alle Behauptungen der von der Staatsanwaltschaft informierten Rechtspresse zutreffend wären. Wie war es zum Beispiel mit dem Hochverräter Herrn Pöhner, dessen Amtsmißbrauch alle Bezichtigungen aus dem Barmat-Skandal übertroffen hat? Niemand, der jetzt über den Fall Höfle ein Wort sagt oder schreibt, kann sich von der Schuld freisprechen, aus Unkenntnis und Unlust zu lange zu dieser Einzelheit des Gesamtfalles Berliner Staatsanwaltschaft geschwiegen zu haben. Aber am schwersten trifft dieser Vorwurf die Freunde des Verstorbenen, die einem Martyrium zugesehen haben, ohne die äußersten Schritte zu tun, um es zu beendigen. Der Tragik des Falles nachzutrauern, wie es jetzt die Presse plötzlich kann, hat wenig Zweck. Viel wichtiger ist

die hier immer wieder erhobene Frage: wie schützen sich die Bürger des Rechtsstaates gegen die Justiz? Wer rettet das Recht vor den politischen Staatsanwälten? Verordnungen, Ermahnungen des Ministers, selbst disziplinarische Maßnahmen, von denen man noch nichts hört, würden wenig helfen. Eindrucksvoll sowohl für die Opfer wie für die Attentäter wäre nur eine Genugtuung, die als Schauspiel die kitschig übertriebenen Methoden der Staatsanwaltschaft in dieser ganzen „Korruptions - Affäre" überträfe. Alle, die an der grausam verlängerten Haft Dr. Höfles mitschuldig sind, müßten unter dem gleichen Aufgebot, mit dem sie die Verhaftungen vorgenommen haben, eine Sühneparade abhalten: Flieger in der Luft, Autos ringsum, und eine Entschuldigungsrede durch den Lautsprecher. Der zuständige Herr Staatsanwalt übernehme das Kommando! Er versteht sich ja darauf.


Dr. Höfle

Der Rechtsblock, der sich Reichsblock nennt, läßt Herrn von Hindenburg vieles sprechen, um seine militärisch-kriegerische Vergangenheit vergessen zu machen. Aber er ist inkonsequent. Der Aufmarsch der Jugendverbände, den Hindenburg in Uniform besichtigte, war ein böses Gegenbeispiel. Ein noch böseres war die Gesellschaft, die sich in der Stadthalle zu Hannover zusammengefunden hatte, um die Rede ihres Kandidaten zu kontrollieren. Das böseste aber war Herr Cuno, ehemaliger Reichskanzler, der dem Ehrennamen Reichsverderber mit knapper Not entkommen ist. Ein besseres Symbol für alles, was die Kandidatur Hindenburg bedeutet, hätten die Wahlmacher sich nicht an den Tisch setzen können. Der Kanzler des Ruhrkampfes, der Kanzler der Rachekriegspläne, der Verantwortliche für das Reichswehrunheil, dessentwegen die Kölner Zone nicht geräumt worden ist — fürwahr, er ist der rechte Nebenmann für den „Retter Deutschlands", den der Rechtsblock entdeckt hat. Schon die Rettung, die Deutschland Hindenburg verdankt, ist recht relativ; aber was wir Cuno verdanken, steht absolut fest — ganz Deutschland außer der Ruhrindustrie wird noch jahrelang daran zu tragen haben. Nur diesmal sind wir Herrn Cuno wirklich dankbar. Er, der Unglücksrabe, ist so rechtzeitig nach Hannover gekommen, daß es noch möglich ist, sich gegen das Unglück zu wehren.

Der Reichsinnenminister Schiele bleibt seiner Aufgabe, das deutsche Volk in zwei Teile zu spalten, auch auf Nebengebieten treu. Er hat die Einführung der Einheitskurzschrift, durch die sein sozialdemokratischer Staatssekretär Schulz unsterblich zu werden hoffte, aus diesem und anderem Grunde aufgehalten. Merkwürdigerweise hat er aber nicht gleichzeitig das stenographische Glaubensbekenntnis zum Gegenstand der Wahlpropaganda gemacht. Oder bleibt das bis zum letzten Tage vorbehalten? Man muß wünschen, daß der Gewissenskampf zwischen Stolze-Schrey und Gabelsberger bei dieser Gelegenheit auch ausgefochten wird. Es ist dann wenigstens ein Aufwaschen. Daß die Gegensätze aufeinanderstoßen, braucht man nicht zu bedauern. Die verspäteten sentimentalen Regungen des Herrn Leicht von der bayerischen Volkspartei, der sich zwischen Marx und Hindenburg nicht entscheiden kann, darf man ziemlich leicht nehmen. Auseinanderfall und Zusammenprall entsprechen einer wirklichen Kräftelage. Wenn die Wahlen schon nicht Ausdruck eines politischen Willens sind, mögen sie wenigstens dazu dienen, daß die politischen Triebe sich ausleben. Schwarz-weiß-rot gegen schwarz-rot-gold, dahinter die Scharen der Soldaten- und Frontkämpferbünde mit den zugehörigen Feldzeichen; Monarchie gegen Republik, dahinter die Kinderhorte, Pensionate und Kegelklubs; evangelisch gegen katholisch — und wer weiß, was dahinter steht? In Deutschland wird alles zum Dogma. Die Kämpfe der Stenographenschulen sind eine tragikomische Wiederholung der Reformation. Es ist nicht nur ein Witz des Zufalls, daß die Volksgemeinschaft der Kurzschriftler nicht zustande gekommen ist. Der Vorfall wird zum Sinnbild. Nichts von Einheit! Auf in den Kampf! Es lebe das Vereinsabzeichen!

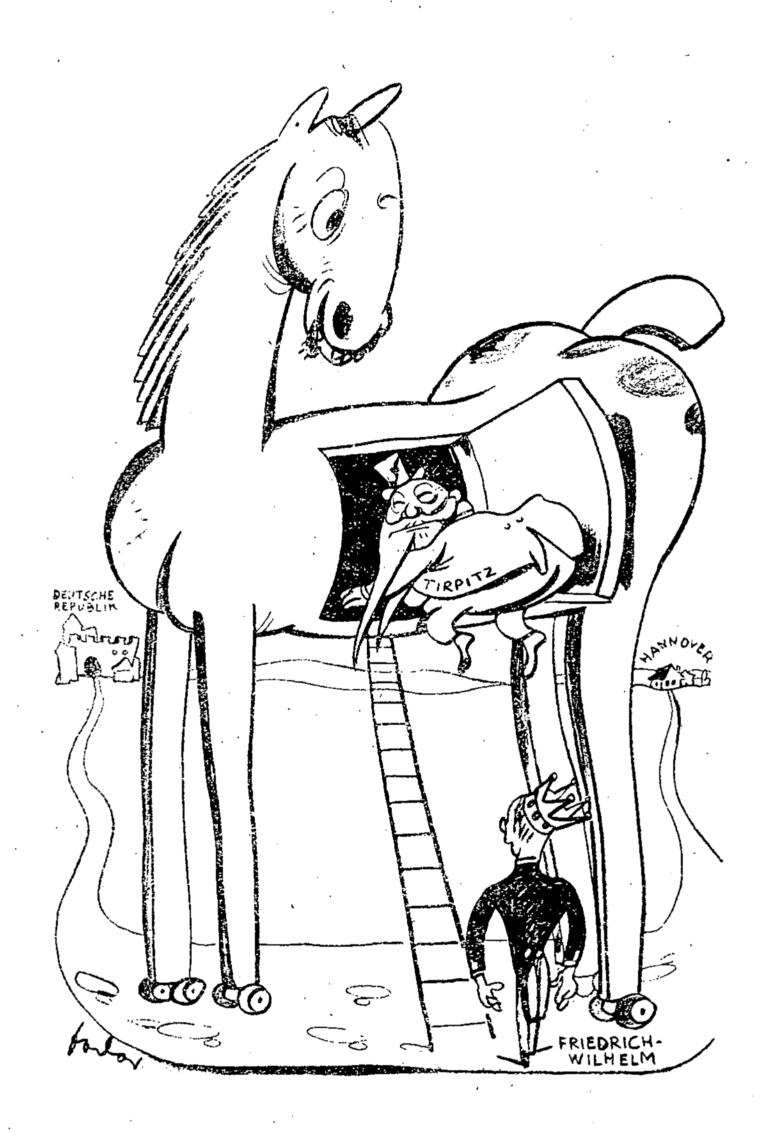
So unwahrscheinlich es klingen mag: es dämmert in Bayern. Die Kampagne um die Präsidentschaft hat es, was man in andern intellektuell stärker bedrückten Landstrichen die Geister nennt, mächtig aufgewühlt. Die Zumutung der Emminger auf jeden Fall für Hindenburg zu votieren, brachte das Faß zum Ueberlaufen. Es schäumt und gärt, der Reifen droht zu platzen. So zeigt sich in ergötzlicher Weise, daß die gleichen Leute, die seit sechs Jahren unter der Schutzmarke „Stammeseigenart" Politik machen, gerade mit den Eigenarten ihrer bajuvarischen Stammesgenossen am allerwenigsten vertraut sind, sonst hätten sie nicht diese unsinnige Parole riskiert. Lasset uns mit einem Humpen freundschaftlich nach München winken. Bavariens Rassegenius erhebt sich leuchtend gegen seine preußelnde, alldeutschelnde Unglücksführerschaft.

Aus einer Mitteilung des „Buchhändler-Börsenblattes" erfahren wir, daß im vergangenen Jahr in Deutschland 34000 neue

Bücher erschienen sind. Rechnet eine Auflage mit je 1000, so ergibt sich die runde, allzu runde Summe von 34 Millionen. (Neuauflagen älterer Bücher sind hier noch gar nicht mitgezählt. Wir ahnen die Emsigkeit der Produktion, aber wo, wo bleibt eigentlich der Konsum? Es ist schon so, daß jeder Deutsche mindestens einmal in seinem Leben ein Buch geschrieben haben muß. So wie die phönizischen Frauen einmal in ihrem Leben im Tempel der Göttin ein Liebesopfer darbringen mußten, so bringt jeder Deutsche einmal im Leben das Intelligenzopfer in Form eines Buches. Weder Alter, noch Geschlecht, noch Stand, noch Parteizugehörigkeit, noch Konfession schützt davor. Einmal wird publiziert. Keine Sorte von Literatur ist vor dilettantischem Mißbrauch geschützt. Während die modernsten Geister unter den Kopisten bereits anfangen, den Expressionismus zu überwinden, gibt es noch andere, die mit in die Vergangenheit gekehrtem Blick Gellerts Fabeln oder Ramlers Oden nachempfinden. Es ist ein ungeheurer bunter Markt der Eitelkeiten und Unzulänglichkeiten. Helfferich, der später ganz andere Stoffe bearbeitete, begann seine literarische Tätigkeit mit einem Hutten-Drama, und von Herrn Hugenberg, der inzwischen klug genug geworden ist, Literatur lieber unter die Leute zu bringen als sie selbst herzustellen, erzählt man sich, er habe vor zwanzig Jahren und mehr einen Band lyrischer Gedichte an „die Oeffentlichkeit gelangen" lassen, wie ahnungslose Grünhörner unter den Poeten die Tatsache eines gedruckten, wirklich gedruckten Buches allzu übertrieben nennen. Was mag nun erst bei den Lektoren der großen Film-Gesellschaften an Vorschlägen, Szenarien und fertigen Manuskripten herumliegen, was schließlich auch eine Abart der Büchermacherei ist, aber nicht gezählt werden kann? 34 000 Bücher! Man kann fürwahr den deutschen Verlegern Unternehmungslust und Hoffnungsfreudigkeit nicht absprechen. Unerfahrene nennen sie noch immer hartherzig und schwunglos. Angesichts einer so horrenden Zahl zerfällt der Vorwurf in ein Nichts. Eher gleichen sie lässigen Schleusenwärtern, die die Sperre immer geöffnet halten und eine papierne Sintflut über uns hereinbrechen lassen. Es wird Zeit, wieder an das strenge Wort Hebbels zu erinnern, daß Doubletten in der Kunst ohne Wert sind.

Dem kindlichen Geist des Intellektualmenschen ist die Erde ein Grundstück, die Wiese ein Futterplatz, der Wald eine Forstwirtschaft, das Wasser eine Verkehrsbahn, der Stein ein Brennmaterial, das Tier ein Wild, Vieh, Raubzeug oder Ungeziefer, die Sonne eine Kraftquelle und ein Beleuchtungsmittel, der Mensch ein Konkurrent, Abnehmer, Vorgesetzter, Angestellter oder Steuerzahler, die Gottheit eine Behörde.

Walther Rathenau


DEUTSCHE
REPUBLIK
TIRPITZ
HANNOVER
FRIEDRICH-
WILHELM

* * *

DIE STELLUNG DES REICHSPRÄSIDENTEN NACH DER VERFASSUNG

Von einem hohen Reichsbeamten erhalten wir die folgende Untersuchung:

Der Reichspräsident ist das Staatsoberhaupt Deutschlands und als solcher keineswegs eine lediglich repräsentative Stelle. Im Gegenteil, die Verfassung hat dem Reichspräsidenten bewußt viel weitergehende Rechte gegeben, als sie dem Kaiser früher zustanden. Der Reichspräsident ist der von der Verfassung gewollte Gegenspieler des Parlaments und der Reichsregierung, denen er als selbständiger Faktor gegenübersteht. Daher kann und darf auf dieser Stelle nur ein Mann stehen, der selbst ein überzeugter Anhänger der republikanischen Staatsform und des parlamentarischen Systems ist, weil er sonst naturgemäß als Saboteur der parlamentarischen Tätigkeit wirken würde, um so deren Unzweckmäßigkeit zu beweisen.

Nach Artikel 45 der Reichsverfassung vertritt der Reichspräsident das Reich in völkerrechtlicher Hinsicht und hat in dieser Hinsicht dieselbe Stellung, wie sie ehedem der Kaiser gehabt hat. Zur Kriegserklärung und zum Abschluß von Friedenserklärungen bedarf der Reichspräsident allerdings der Zustimmung des Reichstages, ebenso zum Abschluß von Bündnissen und Verträgen mit fremden Staaten. Aber der Reichspräsident ist es, der diese Verträge im Namen des Reiches schließt. Niemand vermag ihn zu zwingen, einen von ihm für unzweckmäßig oder schädlich erachteten Vertrag zu zeichnen. Darin liegt eine ungeheure Macht. Zu welchem Ziel und zu welchem Zweck soll die Reichsregierung Handelsvertragsverhandlungen mit einem fremden Staat fortführen, wenn der Reichspräsident sie wissen läßt, er werde den Vertrag nur dann zeichnen, wenn die fremde Macht bestimmt formulierte Bedingungen eingehen würde? Aber auch unmittelbar kann der Reichspräsident die gesamte deutsche auswärtige Politik und die Stellung unseres Volkes im Völkerleben beeinflussen. Der Reichspräsident beglaubigt und empfängt die Gesandten, er kann selbständig, ohne daß er der Mitwirkung anderer Faktoren bedürfte, die diplomatischen Beziehungen zu fremden Staaten abbrechen und Neutralitätserklärungen abgeben. Damit kann aber der Reichspräsident selbst, wenn auch nicht rechtlich, so doch tatsächlich, all' die Vorbedingungen schaffen, die dann in ihrer Folgewirkung einen Kreis mit fremden Mächten zwangsläufig herbeiführen.

Aber auch in der inneren Verwaltung übt der Reichspräsident eine starke Macht dadurch aus, daß er es ist, der alle Reichsbeamten ernennt und entläßt. Er kann die „Säuberung" der gesamten Verwaltung von allen republikanischen Beamten durch-

führen. Niemand kann den Reichspräsidenten zwingen, wenn er es grundsätzlich ablehnen sollte, sozialdemokratische oder demokratische Beamte zu ernennen. Man sage doch etwa nicht, daß der Vorschlag der zu ernennenden Beamten von dem einzelnen Reichsminister ausgeht. Die Reichsminister haben sich nach der Geschäftsordnung der Reichsregierung vor jeglicher Besprechung, die sich auf die Ernennung eines Beamten vom Ministerialdirektor aufwärts bezieht, zunächst des Einverständnisses des Reichspräsidenten zu vergewissern. Wenn dieser Bedenken erhebt, ist von jeder weiteren Erörterung Abstand zu nehmen. Die unter vier Augen stattfindenden Besprechungen sind jeglicher Nachprüfung entzogen.

Nach Artikel 47 führt der Reichspräsident den Oberbefehl über die gesamte Wehrmacht des Reiches, innerhalb deren er die Offiziere ernennt und entläßt. Soweit Republikaner in ihr noch vorhanden sein sollten, würden sie wohl Intrigen der Leute zum Opfer fallen, die einen Reichspräsidenten Hindenburg beraten würden.

Aber auch in der Gesetzgebung hat der Reichspräsident große Rechte. Er fertigt die Gesetze aus und kann sich hierzu einen Monat Zeit lassen. Schon damit kann der Reichspräsident in unseren wirtschaftlich noch nicht befestigten Verhältnissen eine ungeheure Macht ausüben. Am letzten Tage dieser Frist aber kann er das Gesetz zum Volksentscheid verweisen, und so den Erlaß jeden einzelnen Gesetzes zum Anlaß nehmen, eine Volksentscheidung gegen den Reichstag herbeizuführen.

Nach völlig freiem Ermessen ernennt der Reichspräsident den Reichskanzler und auf dessen Vorschlag die übrigen Reichsminister. Sie bedürfen allerdings für ihre Stellung das Vertrauen der Volksvertretung. Aber wenn der Reichspräsident gemeinschaftlich mit dem von ihm ernannten Reichskanzler den Reichstag auflöst, bevor dieser zum Mißtrauensvotum kommt? Dann können beide zunächst 90 Tage mit dem berühmten Artikel 48 die Geschäfte der Reichsregierung führen. Die Ausübung der Rechte dieser Bestimmung zeigt übrigens am klarsten die ungeheure Machtfülle, die unsere Verfassung dem Reichspräsidenten gegeben hat. Wenn im deutschen Reiche die öffentliche Sicherheit und Ordnung erheblich gestört oder auch nur gefährdet wird, kann der Reichspräsident die zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Maßnahmen treffen. Mit dieser Vorschrift kann man fast alles machen. Es sei hier nur an die Sachsen-Exekution erinnert. Wer bürgt, daß nicht ähnliche Maßnahmen eines Tages gegen Preußen ergriffen werden? Gewiß Preußen ist nicht Sachsen. Aber wenn sich da einige Leute zusammentun, und planmäßig den Reichspräsidenten und die Reichsregierung mit Hunderten von Beschwerden über die gefährdete Ruhe und Sicherheit in Severings Landen überschütten. Wird dann nicht eines Tages gesagt werden

können: Nur aus Preußen bekommt die Reichsregierung Beschwerden. In ihrer Gesamtheit ergeben sie klar und deutlich, daß ein großer Teil der Bevölkerung in Preußen sich als rechtlos vorkommt. Ruhe und Ordnung ist in diesem Lande gestört. Seit über fünf Monaten hat dieses Land keine vom Vertrauen der Volksvertretung getragene Regierung. Die Wiederherstellung der gestörten Ordnung und Sicherheit erfordern die Einsetzung einer ordnungsmäßigen Regierung, auch zur Sicherstellung einer sachlichen Verwaltung des Landes. Nach Absetzung der preußischen Staatsregierung wird daher ein Reichskommissar für Preußen eingesetzt. Die entscheidende Anordnung des Reichspräsidenten ist der Nachprüfung durch die ordentlichen Gerichte entzogen.

Als Gegengewicht gegenüber diesen ungeheuren Machtmitteln des Reichspräsidenten ist allerdings in der Verfassung vorgesehen, daß er durch Volksentscheid von seinem Posten abgerufen werden kann. Möge eine ruhige Entwicklung unserem Volke beschert sein, daß solche Maßnahme gegenüber einem Reichspräsidenten niemals notwendig werden wird.

LICHTSTRAHLEN AUS HINDENBURGS REDE.

Der deutsche Gedanke fand nie klareren Ausdruck, die Forderungen der Zeit wurden nie prägnanter gestellt.

„Kreuzzeitung“ vom 21. April.

Meine Herren, diese Stunde geselligen Zusammenseins hat für das deutsche Volk, für Sie als politische Führer und auch für mich vielleicht eine tiefe Bedeutung.

Deutschland hat in schweren Stunden bewiesen, was es durch Einigkeit zu erreichen vermag.

Es ist leider auch vieles von dem Einigkeitswillen bei uns verlorengegangen.

Der Reichsblock hat geglaubt, dem Gedanken überparteilicher Einigkeit dadurch am besten dienen zu können, daß er mir für den zweiten Wahlgang die Kandidatur antrug.

Erleichtert wurde mir die schwere Entscheidung nicht zuletzt dadurch, daß Herr Dr. Jarres mich auch um dieses Opfer bat.

Nichts kann diesem friedlichen Ziel mehr schaden als das verlogene Geschrei von einer drohenden militaristischen Reaktion, die sich in meiner Kandidatur angeblich ausprägen soll.

Nachdem ich einmal die Kandidatur übernommen habe, ist es mein Wille, mich während des Wahlkampfes an der politischen Arbeit des Reichsblocks in der mir angemessen erscheinenden Weise zu beteiligen....

Jeder Arbeit muß ihr gerechter Lohn werden.

Erwarten Sie also, meine sehr verehrten Herren, nicht von mir das Programm...

Ansehen in der Welt wird nur der gewinnen, der sich selbst und sein Werk achtet... Vertrauen wird nur gewinnen, der sich selbst vertraut.

UPTON SINCLAIR

JACK LONDON

> Jack London erscheint, endlich, auch in einer deutschen Gesamtausgabe, die Erich Magnus für den Gyldendalschen Verlag besorgt hat. Die „Südseegeschichten", die Erlebnisse des Tramps „Abenteurer des Schienenstrangs", die Goldgräbererlebnisse „in den Wäldern des Nordens" sind bisher herausgekommen. Der autobiographische Roman: „König Alkohol" kommt dieser Tage.

Jack London ist der erste Schriftsteller des modernen Amerika, der dem Proletariat entstammte und das Klassenbewußtsein mit in seinen Beruf hinübernahm; der König unserer Romanciers, der hellste Stern, der je an unserem Himmel geleuchtet hat. Er brachte uns das köstlichste Geschenk des Genies und es ist schmerzlich zu bedenken, was Amerika ihm angetan hat.

Jack London wurde im Jahre 1876 in San Francisco geboren, war um zwei Jahre älter als ich. Wir tauschten unsere ersten Bücher aus und begannen bereits damals eine Debatte, die bis ans Ende seines Lebens währte. In seinem letzten Brief forderte er mich auf, ihn zu besuchen und den Streit mündlich fortzuführen. Ich versprach es, sobald ich eine eben begonnene Arbeit erledigt hätte. Kurze Zeit darauf starb er.

Unsere Debatte drehte sich um die uralte Frage: Selbstzucht oder Zuchtlosigkeit, oder, wie Jack sagen würde: Askese, oder Leben aus dem Vollen. Auf welche der beiden Arten vermag der Mensch sein Leben mehr zu genießen? Indem er seinem Charakter vertraut und diesem die Zügel läßt, leidenschaftlich lebt, oder indem er der eigenen Natur, ja aller Natur mißtraut, kleinliche Vorsicht walten läßt, seine Impulse eindämmt und sich derart von den fröhlichen Gefährten absondert und deren Hohn aussetzt? Ich sehe Jack vor mir, wie ich ihn bei unserem ersten Zusammentreffen in New York, 1904 oder 1905 sah. Damals sonnte er sich in dem neuerworbenen Ruhm, und wir jungen Sozialisten organisierten ihm zu Ehren eine große Versammlung im Grand Central Palace. Jack langte verspätet aus Florida an; wir hatten bereits alle Hoffnung aufgegeben, da erschien er, strahlend, lebensvoll trotz seiner Halsentzündung, schritt von wehenden roten Taschentüchern empfangen, den Perron entlang und las nachher mit gelassenem Trotz der Stadt New York einen Essay „Revolution" vor. Selbstverständlich gefiel die Arbeit New York nicht; auf mich jedoch machte sie einen derartigen Eindruck, daß ich bereit war, meinem Helden mit der scheuen Bewunderung des Sklaven ergeben zu sein. Wir verbrachten den ganzen folgenden Tag zusammen, sprachen über die Dinge, die uns beiden am Herzen lagen. Und den ganzen Tag rauchte mein Held und trank jene roten, braunen, grünen und goldenen Liköre, die mir so unsympathisch sind und deren bloßer Anblick genügt, um mein

Gesicht zu verziehen. Jack bemerkte dies sofort; er war der Mann mit rotem Blut in den Adern und ich der armselige Waschlappen; er mußte seinen Uebermut an mir auslassen. Und er überschüttete mich mit Schauermären von unglaublichen Orgien, von Alkohol, Opium und Haschisch!

Wir sahen einander acht Jahre lang nicht mehr. Und als wir nun zusammentrafen, wurde die Debatte ernster, denn Jack hatte meinen Roman „Der Liebe Pilgerfahrt" gelesen und wütete über die ihm am verdammenswertesten scheinende Askese, die in geschlechtlichen Dingen. Er nannte meinen armen Helden einen widerlichen Kerl, der seine junge Frau durch seinen mönchischen Aberglauben zur Verzweiflung treibt. Ich weiß nicht mehr, auf welche Art ich den armen Thyrsis verteidigte; vielleicht war mir damals der eigenartige sexulle Idealismus, der in diesem Buch zum Ausdruck kommt, selbst nicht ganz klar, das Gefühl, das einen Mann veranlaßt, sich der ihm von der Natur und der Gesellschaft geschenkten Vorzüge zu schämen, sich aus Ritterlichkeit der Frau zu Füßen zu werfen und sie, ein Bild der Vollkommenheit, auf ein Piedestal zu heben. Bisweilen freilich weigert sie sich, auf dem Piedestal zu bleiben, und dann ergibt sich für den phantasielosen Asketen eine peinlich lächerliche Situation.

Jack wurde die Debatte dadurch erschwert, daß er vollkommen heiser war. Er behandelte dieses Leiden mit Alkohol; da er selbst kühn und aufrichtig seine Reisen im Königreich Alkoholia berichtet hat, brauche auch ich diese Seite seines Lebens nicht zu verschweigen. Doch war er ein Mensch von wundervoller Begabung und von dem Willen eines Giganten. Er focht in der eigenen Seele furchtbare Kämpfe aus; bei einer mehrmonatlichen Reise um Cap Horn brachte er es über sich, keinen Tropfen Alkohol zu trinken. Damals schrieb er „John Barleycorn", eines der wundervollsten und spannendsten Bücher, das je geschrieben wurde.

Als ich „John Barleycorn" gelesen hatte, schrieb ich an Jack, daß er mir eine neue Seite des Alkoholproblems enthüllt habe, nämlich das Unrecht, das den Nichttrinkern angetan wird, die durch ihre Abstinenz der Gesellschaft ihrer Mitmenschen beraubt werden. Das gemeinsame Trinken gibt dem Verkehr der Leute untereinander eine ganz besondere Färbung. Ich zum Beispiel fühlte, daß diese Uneinigkeit zwischen uns meine Freundschaft mit Jack London begrenzte. Er schrieb zurück, ich sei in einem Irrtum befangen; er nehme mir vor allem meine Haltung auf dem Gebiete des Sexuellen übel. Uebrigens möchte ich noch erwähnen, daß Jack, wenige Tage vor seinem Tode, für ein „trockenes" Kalifornien stimmte. Er erklärte, daß er zwar das Trinken liebe, doch bereit sei, diesem Vergnügen der jüngeren Generation zuliebe zu entsagen. Und mehr kann selbst der eingefleischteste Asket nicht von einem Menschen verlangen.

Wohin ihn seine Ansichten über das Ausleben auf sexuellem Gebiet geführt haben, wissen jene, denen Jack von dem Buch sprach, das er über seine Erlebnisse mit Frauen schreiben wollte. Es sollte von ebenso unbarmherziger Ehrlichkeit sein, wie „John Barleycorn", sollte seiner ganzen Verachtung für die Frau als parasitäres, eitles, genußsüchtiges Wesen Ausdruck verleihen. Er wollte das Buch unter dem äußerst durchsichtigen Pseudonym „Jack Liverpool" veröffentlichen. Es hätte den Müttern der sogenannten besseren Klassen auf angenehme Art die Augen geöffnet. Als Jack noch ein Schuljunge in Oakland war, machten er und seine Proletarierkameraden die seltsame Entdeckung, daß die verwöhnten, goldhaarigen Lieblinge des Luxus, die von hundert Augen bewacht wurden, nur allzu gerne in den Büschen des Sees mit den kräftigen Faunen einer verachteten Klasse Nymphe spielten. Wer diesen Erzählungen Jack Londons gelauscht hat, begreift auch die Bitterkeit in seinem Essay: „Was das Leben für mich bedeutet". Hier berichtet er von dem Ekel, der ihm ankam, als er, der Austernpirat und Proletarier, in die Salons der Gesellschaft eindrang:

„Wurden sie nicht von der eigenen Fäulnis, dem eigenen unreinen Dasein am Leben erhalten, so waren sie nichts weiter, als unbegrabene Tote . . . Ich gebe zu, daß die Frauen prächtig gekleidet waren, doch entdeckte ich zu meinem größten Staunen, daß sie, dieser Kleider beraubt, aus genau dem gleichen Lehm geformt waren, wie die Frauen, die ich in Kellergeschossen gekannt hatte . . . Freilich plapperten diese herrlich gekleideten schönen Frauen von süßen kleinen Idealen und einer lieben kleinen Moral, doch war das Leitmotiv ihres Lebens der Materialismus. Sie verstanden es, auf so sentimentale Art egoistisch zu sein! Sie nahmen an mehr als einer lieben kleinen wohltätigen Handlung teil, und sprachen gerne darüber, während die Speisen, die sie indessen aßen, und die Kleider, die sie trugen, mit Geld bezahlt waren, an dem blutige Kinderarbeit, Ausbeutung und Prostitution klebten . . ."

Jack London träumte von einer anderen Liebe, der einer starken, freien stolzen Frau, der Gefährtin eines starken, freien, stolzen Mannes. Diesen Traum gab er in seinem dritten Roman: „Eine Tochter des Schnees" wieder. Das Buch ist primitiv und knabenhaft, doch verheißt es bereits Jacks künftige Größe. Später behandelte er noch mehrmals den Traum der vollkommenen Liebe und Kameradschaft, auch dann noch, als er nicht mehr daran glaubte.

Daß er auf unehrliche Art über geschlechtliche Dinge schreiben mußte, war die Hauptursache für die Verachtung der eigenen Arbeit, die Jack London selbst so häufig und leidenschaftlich aussprach. „Ich hasse das Zeug, wenn ich es beendet habe. Schreibe es nur, weil ich Geld brauche und es so auf leichte Art verdienen kann. Könnte ich nach eigenem Belieben handeln, ich würde nur die Feder in die Hand nehmen, um einen sozialistischen Essay zu

schreiben, oder der bourgeoisen Welt mitzuteilen, wie sehr ich sie verachte." Ich behauptete, das Schreiben seiner besten Erzählungen, wie „Der Meerwolf" und „Der Ruf der Wildnis" müßten ihm während der Arbeit Freude gemacht haben, doch wollte er dies nicht zugeben. Er war ein Tatenmensch, liebte es, ein Boot zu segeln, eine Ranch zu leiten, für den Sozialismus zu kämpfen.

Seine wahre Stellung der Frau gegenüber findet in „Martin Eden", einem autobiographischen Roman, ihren Ausdruck. Der Held spricht über das Leben sein Urteil, indem er sich eines Nachts aus der Luke eines Ozeandampfers ins Meer stürzt. Der Held dieses Romanes ist ein Proletarierjunge, der verzweifelte Anstrengungen macht, sich aus Armut und Elend zu befreien. Das Mädchen der höheren kultivierten Welt jedoch, das er idealisiert und anbetet, läßt ihn feige im Stich. Dies ist ein Unrecht, das die verständnislose Frau einem Manne antun kann, ein zweites ist: seine Schwächen allzugut zu verstehen. Jacks Freunde erzählten mir, wie er von Klondyke zurückkehrte, noch erfüllt von dem Traum der primitiven Frau, der wahren Gefährtin des starken Mannes. Ein kluges junges Mädchen erkannte die ihr gebotene Möglichkeit und spielte nun in den Salons „primitive" Frau, indem sie über Tische und Stühle sprang und auch sonst überschüssige Kraft und Energie bewies. Als sie jedoch ihr Ziel erreicht hatte, gab sie das Springen auf und wurde ehrbar. Das Ergebnis war eine Scheidung.

„Martin Eden" ist zweifellos eines der bedeutsamsten Werke Jack Londons. Er legte in dieses Buch seine ganze Seele, und die Tatsache, daß es wenig gelesen wurde, mag ihm als üble Bedeutung geschienen haben, denn sie lehrte ihn, daß ein amerikanischer Schriftsteller, der mit seiner Arbeit etwas, — in seinem Falle viel — verdienen will, auf sexuellem Gebiet kein wahres, ungeschminktes Wort sagen dürfe. Er muß entweder in endloser Wiederholung den Traum der primitiven und vollkommenen Gefährtin bringen, was intellektuell veranlagte Menschen, die nicht nur einen Körper haben, als unecht anmutet, oder aber, er muß die prunkvollen verheerenden Leidenschaften der Reichen schildern, dem Publikum jenes vergiftete Parfüm schenken, das jetzt modern ist. Der Roman „Die kleine Dame des großen Hauses" beweist, daß Jack zu dieser Erkenntnis gelangte, und dieses Buch ist für mich ein verhängnisvolles Zeichen in seinem Leben. Ein Mensch kann wahrlich nicht einen sechsunddreißigtausend-Dollar-Kontrakt mit den Hearst-Magazinen unterschreiben, und dennoch seine Seele bewahren.

Aber so oft ich mir voller Trauer sagte, daß Amerika Jack London getötet habe, wie es ja auch Mark Twain tötete, geschah irgend etwas, das mir bewies, ich hätte allzufrüh die Hoffnung aufgegeben. Jacks Geist arbeitete ununterbrochen, seine Liebe für die Wahrheit war eine Leidenschaft, sein Haß gegen jegliche Ungerechtigkeit brannte wie ein unterirdisches Feuer. Er war ein

trauriger, ein leidender Mensch; niemand wußte, welche neue Vision er in der Glut seines Genies zu schmieden vermöchte. Wenn ich ihn in diesen Zeilen streng beurteile, so geschieht dies deshalb, weil auch ich an die unbeugsame Wahrheit glaube, die er verkündete, doch vermag ich trotzdem seine Größe als Mensch und als Schriftsteller voll anzuerkennen.

Viele seiner Freunde gaben ihn auf. Er reiste nach Hawai, die „vornehme Welt" feierte ihn, und er ließ sich sogar herab, ihr bei ihrer „süßen kleinen Wohltätigkeit" für die von ihr ausgebeuteten Rassen zu helfen. Dann begab er sich nach Mexiko, verfiel dem Zauber von Petroleum-Ingenieuren, und schrieb Artikel für „Colliers Weekly", bei deren Lektüre die Radikalen vor Wut schäumten. Jack blieb bis an seinen Tod ein Knabe, machte unentwegt neue Entdeckungen, gab sich immer wieder einer neuen Begeisterung hin. Führte ihn ein Marineoffizier auf einem Kriegsschiff umher, so fand er, dies sei eine wundervolle, herrliche Maschine; in stillen Nachtstunden jedoch gedachte er der bleichen, erschöpften Gesichter der Heizer, mit denen er, der Gast des Offiziers, keine Bekanntschaft gemacht hatte. Er selbst hatte an der Stelle der Heizer gestanden, ihre Gefühle hatten sich in seine Seele eingebrannt. Er konnte bisweilen auch den Gutsbesitzer posieren, über die Dummheit der „Knechte" toben, bemerkte jedoch ein Freund in solchem Augenblick: „Nanu, und der Klassenkampf?" so lautete die Antwort: „Selbstverständlich weiß ich, wie ihnen zumute ist. An ihrer Stelle würde ich nicht einen Finger mehr rühren, als unbedingt notwendig." Es ist eine quälende Sache, Phantasie zu haben, und gleichzeitig die verschiedenen Seiten des Lebens zu sehen!

Jacks Seele war voller Mitleid; er weinte über das East End von London, wie Jesus über Jerusalem. Jahrelang verfolgte ihn die Erinnerung an die verkümmerte und erniedrigte Bevölkerung; sein Buch „Das Volk des Abgrunds", das er über dieses Thema schrieb, wird von künftigen Generationen mit Entsetzen und Unglauben gelesen und als eines der mächtigsten Schöpfungen der Feder anerkannt werden. Seine lebendigen, tiefgefühlten sozialistischen Essays machen aus ihm eine der revolutionären Gestalten unserer Zeit. Ich weiß, daß in ihm das heilige Feuer bis an sein Ende glühte, denn als ich ihn bat, für meinen Sammelband „Der Schrei nach Gerechtigkeit" ein Vorwort zu schreiben, sandte er mir folgende Worte:

„Das Mittel ist ein so einfaches: gegenseitiges Dienen. Von den Männern und Frauen wird kein einziger unedler Gedanke, keine einzige unedle Tat verlangt, soll die Welt gut werden. Die Forderung lautet: edle Gedanken, edle Handlungen, gegenseitiges Dienen. Und dies ist vollkommen vernunftgemäß, denn jener, der allen dient, dient am besten sich selbst."

Das hat ihn das Leben gelehrt, doch fiel es ihm schwer, diese

Lektion zu erlernen, denn er hatte eine herrische, begehrliche Natur, die sich niemals völlig zähmen ließ. In ihm rangen unentwegt Sozialismus und Individualismus. In das mir geschenkte Exemplar des „Martin Eden“ schrieb er: „In diesem Buch wollte ich (in der Person des Helden) den Individualismus angreifen. Doch muß ich meine Sache schlecht gemacht haben, da dies bisher von keinem einzigen Kritiker entdeckt wurde.“ Ich antwortete ihm, daß die Verwirrung der Kritiker verständlich sei, hatte er doch für seinen harten Individualisten soviel Sympathie bewiesen, daß es niemanden einfallen konnte, einen Tadel, oder eine Warnung herauszulesen.

Das gleiche gilt fast für alle seine Werke. Besonders aber tritt es im „Der Meerwolf“ und „Die Meuterei auf der Elsinore“ zutage. Wenn ich hier mit unerbittlicher Offenherzigkeit die persönliche Tragödie von Jacks Leben berührte, so geschah es, weil spätere Leser nicht in den Irrtum verfallen dürfen, den Jack bei „Martin Eden“ beklagte. Sein Leben ist keineswegs die Verherrlichung des rotblütigen Uebermenschen, der, um seine wilden Begierden zu befriedigen, alles unter die Füße tritt; es demonstriert vielmehr, daß dieser die Welt erobernde Uebermensch mit vierzig Jahren Laudanum trinkt, weil sich auf seinen Lippen Lust, Reichtum und Ruhm in Asche verwandelt haben. Jacks Freunde behaupten, er habe sich getötet, weil er gleichzeitig in zwei Frauen verliebt war, doch kann ich persönlich nicht glauben, daß ein reifer, geistig hochstehender Mensch aus diesem Grund Selbstmord begeht, wenn nicht Jahre der geistigen Zuchtlosigkeit seine ethischen Kräfte geschwächt haben.

Das Ende „Martin Edens“ verfolgte Jack London sein Leben lang, und wurde zu seinem eigenen Ende. Welche Schande, welche Tragödie ist es für unsere Literatur, daß das kapitalistische Amerika, die Philosophie der individuellen Habgier und Selbstsucht, die Seele dieses Mannes, dieses mit unerreichbaren Gaben begnadeten Menschen raubte.

Ich möchte noch in wenigen Worten berichten, was ich persönlich Jack verdanke. Als er den Höhepunkt des Ruhmes erreicht hatte, und ich ein völlig unbekannter Schriftsteller war, sandte ich ihm das Manuskript des Romanes „Der Sumpf“ und schrieb, ich könne dafür keinen Verleger finden, und versuchte daher, das Geld für die Druckkosten aufzubringen. In der Literatenwelt herrscht großer Neid, und jene, die in hartem Ringen den Lorbeer errungen haben, sind meist nicht geneigt, Rivalen großzuziehen. Aber Jack gehörte nicht zu ihnen; er schrieb über mein Buch, nannte es „Onkel Toms Hütte der Lohnsklaverei“ und den „Trompetenstoß der sozialistischen Bewegung.“ Jacks Anstoß war die Ursache, weshalb „Der Sumpf“ überall gelesen wurde, und ich bin nur einer der vielen Schriftsteller, die von seiner großmütigen und freudigen Hilfe berichten können.

Einzig berechtigte Uebersetzung von Hermynia zur Mühlen.

In einem Wiener Museum steht, neben vielen anderen Büsten aus dem achtzehnten Jahrhundert, die Büste Casanovas. Er war kein Jüngling mehr, als er vom Künstler modelliert wurde. Doch sein Antlitz strahlt und sprüht in der Kraft und herrlichen Torheit, die allein der Jugend zu eigen ist. Manchmal gehe ich in dieses Museum, nur, um Casanovas Büste zu sehen. Besonders, wenn ich aus Venedig komme, trage ich Verlangen nach dem Anblick Casanovas. Das ist der Mann, dem eine lebenslange Zwanzigjährigkeit gegeben war; der niemals reif geworden ist, niemals „vernünftig", der keine Leistung aufzuweisen vermag und der trotzdem Unsterblichkeit erwarb. Er hat gelebt. Andere können Werke schaffen, Reiche gründen, ungeheuer wertvolle Arbeit verrichten. Fragt man sie nach ihrem Leben, so lächeln sie müde und schmerzlich. Er aber hat die Kunst des Daseins verstanden, wie kein anderer. Es ist schön, in sein Antlitz zu schauen, daraus die Lebensfreude und die Willenskraft so heftig glühen, daß es scheint, als sei der Stein, der Casanovas Züge trägt, lebendig.

So oft ich jedoch in Venedig bin, begegnet es mir, daß mich die Erinnerung an ihn und sein Dasein wie ein Traum umfängt. Ueber die marmornen Fliesen des Markusplatzes sehe ich ihn hinwandeln, ein hochgewachsener, kraftvoller junger Mensch, federnd in allen Bewegungen, beinahe tanzend, als ob der Sturm seines Blutes ihn aufheben und in die Luft entführen wollte. In dem mageren, brünetten Antlitz steht mit wilder Schrift ein unbändiger Wille geschrieben und eine Gier, die in all ihrer Zügellosigkeit tapfer ist. Die Augen aber lodern gleich dunklen Flammen aus diesem Angesicht hervor, es ist ein Aufschrei in dem Blick dieser Augen, ein Aufschrei, vor dem die bürgerlichen Männer sich entsetzen, und von dem die Frauen, in ihrem Innersten getroffen, hingerissen werden. Er wandelt über den Markusplatz mit solchen Schritten, wie ein großer Herr, der durch einen festlichen Saal geht. Oder ich sehe ihn an der Riva verlarvt in eine Gondel springen. Der seidene Mantel bauscht sich in schweren Fahnenfalten um die breitschultrige Gestalt. Und der Gondoliere nimmt ihn auf, stumm, ohne ein Wort zu fragen, ohne ein Wort zu hören, stößt ab und rudert ihn hinüber, gegen die Giudecca zu, mit der verschlossenen Miene eines Dieners, der gewohnt ist, um wichtige Geheimnisse zu wissen. Oder ich gehe des Abends durch die schmalen Gassen, über die vielen kleinen Brücken, und auf einem Platze, der so eng und so dämmerig ist wie ein Zimmer, stehen ein paar alte Häuser, die verrucht und fluchwürdig aussehen, wie alte Leute, die dem Laster dienstbar sind. Dann ist mir, als müsse er dort oben sein, hinter einem der Fenster, aus denen Kerzenlicht schimmert. Der Abendwind rührt leise an die weißen Spitzenvorhänge. Man hört die Stimme eines Mannes,

das Auflachen von Weibern, und ich glaube, er sitzt jetzt drüben bei der Mahlzeit, die er mit all seiner Sorgfalt und erfinderischer Großartigkeit komponiert hat, und die er nun genießt, voll und hingegeben genießt, wie nur er allein jede schöne Stunde des Lebens in sich einschlürfen konnte, unbekümmert darum, ob die nächste bitteres Elend bringen werde, Reichtümer oder Enttäuschungen, heiße Küsse oder einen Degenstich. In manchen Nächten aber, wenn der Mond über der Markuskuppel und über dem Dogenpalast steht, blicke ich zu den Bleidächern auf, und meine ihn auf dem höchsten First reiten zu sehen, dreierlei Gewänder übereinander gezogen, aufgeregt und gereizt wie ein gehetztes Tier, entschlossen und unerschrocken wie ein Held, und schimpfend wie ein Fischweib. Denn er ist über den schmählichen Abbate erzürnt, den er mit auf die Flucht genommen hat. Er besprüht den Verzagten mit Scheltworten, läßt den mutlos Gewordenen schließlich auch zurück. Aber er selbst entkommt und ist frei. Er, Giacomo Casanova.

So füllt seine unsterbliche Lebendigkeit mir die wundervolle Stadt mit unzähligen wunderbaren Visionen. Hier ist er dem Geschlinge dunkler Gassen mitverschlungen, als sei er der Geist des Ortes allhier, als sei in ihm der Sinn und Inhalt des alten Venedig begriffen. Durch dieses Geäder der Lagunen dringt unaufhörlich die Erinnerung an ihn, wie das Blut durch die Adern strömt. Und wenn man im Gedanken dicht an seine Gestalt herantritt, seinen herrlich großen Herzschlag vernimmt, dann ist es, als höre man das Herz Venedigs pochen, jenes rätselhafte wilde, adelige Abenteurerherz des alten Venedig, das längst zu schlagen aufgehört hat, wie das seinige längst schon stille steht.

Diese Flucht aus den Bleidächern ist tausendmal in allen Sprachen dieser Erde erzählt und nacherzählt worden, sie ist in ihrer Wirklichkeit phantastischer als die Phantasieflucht des Grafen Monte Christo; sie wird berühmter bleiben als die Flucht Peter Krapotkins aus dem russischen Gefängnisse, berühmter als die Flucht Henri Rocheforts aus Neukaledonien. Wie oft habe ich die Erzählung dieser Flucht gelesen, und trotzdem muß ich jedesmal aufs neue meine Angst, sie könnte mißlingen, unterdrücken, muß mir jedesmal mitten im Lesen selber zureden, daß ja doch alles geglückt sei; so sehr raubt mir der hochgespannte Schwung dieses Abenteuers die Fassung. Aber wie oft habe ich dann mitten in der Lektüre dennoch innegehalten und fühlte mich über jede Beschwichtigungen hinweg erbeben bei dem Gedanken: wenn nun ein einziger, ein törichter Zufall damals jenes kühne Unternehmen vereitelt hätte . . . dann wäre die mächtigste Natur, die je in einem Menschen erwacht ist, gebrochen und erstickt worden, dann wäre der Mann, der wie kein anderer den Lebensinhalt seines Jahrhunderts in sich verkörperte, der uns wie kein anderer in irgendeinem Zeitalter die Macht des Daseinswillens, die Gewalt der

Lebensfreude darstellt, elend in einer elenden Bleikammer zugrunde gegangen. Tausend Mädchen wären ungeküßt geblieben, tausend Freuden blieben ungenossen; dieses Wunder von einem Menschen hätte sich nicht entfaltet, und wir hätten nichts von ihm gewußt. Aber das Schicksal ist nicht immer blind, nicht immer einsichtslos. Und in jener Stunde, in der Giacomo Casanova über die Bleidächer kroch, mußten alle kleinen, alle törichten Zufälle den Atem anhalten und durften sich nicht rühren. Es war zu wichtig, daß dieser Mann, der da aus einem erbärmlichen Gefängnis ausbrach, sich ins Leben, in die Unsterblichkeit rette. Es galt einen Repräsentanten der Menschheit, einen Einzigen, Unersetzlichen zu bewahren, und es scheint, das Schicksal ist in solchen Stunden vernünftig, es scheint, das Schicksal fügt sich in solchen Dingen einer Art von höherem Gesetz und wirklicher Gerechtigkeit.

Sinnvoll scheint das Gelingen dieser Flucht. Als sei es im Plan dieses Lebens vorgesehen. Wie ein kühner Schwungbogen wölbt sich diese Flucht im großen Bau von Casanovas Existenz und seine ganze Fassade tritt nun erst wirkungsreich hervor. Was wäre sein Dasein ohne den fabelhaften Aufstieg seines Selbstgefühls nach solchem Erfolg? Dann auch: was wäre er uns ohne dieses Entweichen? Zwischen dem mächtigen Hinrauschen seines langen, tiefen Weltgenießens und seiner frühen Jugend, zwischen seinem Wunsche nach Ruhm und Daseinsfreude und seinem Anspruch darauf ist diese Gefangenschaft gesetzt. Wir müssen ihn erst sehen, wie er mit dem Tod um das herrliche Leben kämpft, mit welcher Bravour er ringt, müssen erst sehen, daß er mit demselben glänzenden Elan, mit dem er die Genüsse der Welt an sich reißt, auch dem furchtbarsten Unglück, der finstersten Gefahr fröhlich sich entgegenwirft, erst dann wird er uns der erlauchte Meister des Lebens.

Immer ist er's den Menschen nicht gewesen. Generationen, die erzogen waren, einen Mann völlig an der konventionellen Moral zu messen, haben ihn als ein Ungeheuer von Lasterhaftigkeit, als einen Verworfenen, als ein zweifelhaftes Subjekt, als eine Art von unsterblicher Menschheitsschande betrachtet. Sie hatten nicht den Humor, der sich an Allzumenschlichem Erfrischung holt, und sie vermochten es nicht, an der Unvergleichlichkeit eines solchen Prachtexemplars in Entzücken zu geraten. Erst langsam bekennt sich diese Zeit zu ihm, und hat er in einem Jahrhundert ungezählte Neugierige gefunden, so findet er jetzt langsam, da und dort, ein paar Verstehende, die ihn bewundern und ihn lieben. Niemals vorher und niemals nachher ist ein Mensch gewesen, der, gleich ihm, mit solcher Leidenschaft, mit solchem Freimut und mit solcher Kraft des Persönlichen es ausgesprochen hätte: Das Leben gehört mir!

Er ist niedriger Herkunft, in einer Zeit, in der die Herkunft alles bedeutet und in welcher der Mensch wirklich erst beim Baron

anfängt. Er aber fühlt sich zu allen edlen Genüssen der Welt geboren und wandelt durchs Leben mit den Schritten eines Grandseigneurs, der durch einen Festsaal geht. Er bricht in diese Gesellschaft ein, die sich mit undurchdringlichen Schranken umgeben hat, mit Schranken, welche erst die französische Revolution niederreißen konnte. Casanova aber dringt schon vorher durch diese Schranke. Er nimmt sich, was nach seiner Meinung ihm gehört. Einem deutschen Bürgermeister, der ihn vorladen läßt und ihn inquirieren will, mit welchem Recht er sich „Chevalier de Seingalt" nennt, antwortet er von oben herab: Weil der Name mir gehört. Ich habe ihn aus den Buchstaben des Alphabetes zusammengefügt, er ist mein Werk, dieser Name, also mein Eigentum! Casanovas ganze Weltanschauung, seine urwüchsige Genialität des Denkens ist in dieser Antwort, und seine unwiderstehliche Heftigkeit des Zugreifens ist in ihr. Wie jeder die Buchstaben des Alphabets hernehmen und sie nach Belieben zusammenfügen darf, so darf nach ihm auch jeder das ganze Alphabet des Daseins hernehmen, darf es zusammenfügen nach Talent und Belieben, und darf die Niederschrift seines Lebens daraus machen. Der Sohn einer kleinen, umherziehenden Schauspielerin speist mit Kardinälen, zecht mit Prinzen, amüsiert sich mit Herzoginnen, duelliert sich mit dem Marschall von Polen. Und liebt. Es ist wahr, er führt ein Liebesleben, das man zuchtlos nennen könnte. Aber mit welch naiver Freiheit gibt er sich ihm hin, mit welchem Jauchzen, mit welch tiefer und bis ins späte Greisenalter festbleibenden Ueberzeugung! Und wie gütig ist er zu all den Frauen, die sein Arm umfängt, wie gefühlvoll, wie zart, wie mitleidig. Wie ergreift es ihn jedesmal, wenn er die Worte hört: „Ich liebe Dich," wie erschüttert ihn jedesmal der Abschied, und wie erzählt er alle seine Liebschaften jedesmal mit dem gleichen, treuherzigen Ton, mit dem man etwa seine einzige und ewige Liebe erzählen würde. Wie anhänglich bleiben ihm alle Frauen und Mädchen, werden seine Freundinnen, helfen ihm, wenn er in Not gerät, und erinnern sich dabei, wie fürstlich er ihnen geholfen hatte, als er im Glück war. Nichts gleicht der Harmlosigkeit, mit der er gelegentlich seine Prahlereien losläßt; es wäre denn die Offenherzigkeit, mit der er alles Schlimme eingesteht, was er je verbrochen. Nichts gleicht der ungeheuren Kraft und Gesundheit seines Körpers; nur die Kraft und die Frische seines Geistes, die noch andauern, wenn Alter und Mangel diesen Körper endlich verwüstet haben. Diese Frische des Geistes befähigt ihn, sein siebzigjähriges Leben aufzuschreiben und sich nur zweimal zu irren. (Man hat seit Bernoulli Casanovas Memoiren wieder daraufhin nachgeprüft.) Ein strotzender Mensch, wie es keinen andern gibt. Und der einzige vielleicht, der so herrlich entschlossen war: nichts zu tun.

Die neue Ausgabe, die jetzt im Verlag Ernst Rowohlt erscheint,

erleichtert das Beisammensein mit Casanova. Man kann die kleinen reizenden Bändchen leicht in der Tasche tragen, kann sie auf Spaziergängen, auf Reisen, überall, mitnehmen. Wenn man sich ermüdet fühlt, wird man durch Casanova erfrischt. Wenn schwere, ernste Lektüre den Abgearbeiteten zu sehr anstrengt, dann wird man durch das Fluidum, das diesen Erinnerungen ausströmt, wieder gestärkt. Das mag der leitende Gedanke gewesen sein, der diese Ausgabe in Taschenformat veranlaßt hat. Die ganze Fülle der Welt schließt Casanova in leuchtenden Farben auf, und man wird wieder heiter, wieder getröstet und wieder ergötzt, wenn man ihm zuschaut, wie er auf allen Kampfplätzen des Lebens mit dem Leben gerungen und es immer bemeistert hat.

HELEN GRUND
(Paris)

BEI PAUL POIRET

11 Uhr vormittags. Der Portier, hoch wie ein Grenadier öffnet die weite Flügeltür mit dem sanften Lächeln eines Dienenden. Die geweißten Wände der runden Halle sind sehr neu, ebenso wie die grellgemusterten Stoffe hinter den Scheiben der eingelassenen Vitrinen. Die Decke über uns trägt in Schrift und Bild, golden und blau die Zeichen des Tierkreises. Wir gleiten auf milden Stufen nach oben. Hier sitzen geschäftige Mädchen an Schreibmaschinen, umgeben von Geschäftsbüchern und Papieren. Sie ordnen und tippen, businesslike und schnell. „Madame wünscht eine Verkäuferin?“ Niedrige Gatter aus durchbrochenen Silberrosen führen in das weite Rechteck des Schauraums.

Hier bei uns sitzen schon allerlei Gestalten um den leeren Teppich. Eine geschwätzige Frau, sehr „angezogen“, pudert nichts als ihr prangendes Doppelkinn, während sie ihrer Freundin schmeichelhafte Vorwürfe macht: „Sie, die so viele Millionen haben—“. Liebenswürdig bemüht sich die Empfangsdame. Eine vornehme Engländerin schaut durch ihr Lorgnon die Wände hinauf. Sie sind roh verputzt und versilbert, aus ihren oberen Krusten bricht Licht. Grüngläserne Kronleuchter tragen schlanke Kerzen, — nur wenig schlanker als die vollkommenen Beine der zarten Frau gegenüber. Einem geschäftigen Ehepaar, das unverkennbar provinzial aussieht, hat man einen ganzen Armvoll Kleider herbeigeschleppt. Sie werden auf den Boden gebreitet, befühlt, gewendet, verhandelt. Immer mehr Plätze füllen sich, mit Frauen, lebhaften und gehaltenen, mit eiligen Herren, die nach der Uhr sehen.

In dieser ganz auf Effekt und Business eingestellten Aufmachung spürt man überrascht die moderne Bindung von New York und Paris, — den Einfluß von Film und Dollar auf den französischen Geist. Paul Poiret, der Meister, ist plötzlich im

Raum. Plaudernd geht er von Gruppe zu Gruppe. Ein graugrüner Kittel hängt lose um seine imposante Gestalt, gibt der Situation eine Andeutung von Intimität, seinem Auftreten die Liebenswürdigkeit eines Hausherrn, der seine Gäste begrüßt. Seine blauen Augen erfassen schnell, schauen freundlich. Er hat in Paris als der Erste darauf verzichtet, seinen Räumen eine historische Stilart zu geben. „Es ist ein Irrtum, das moderne Kleid anders als in modernen Räumen zu zeigen. Unsere Epoche schwebt nicht im Vagen, sie hat sich realisiert, — bedienen wir uns." „Oh nein," protestiert er, „kein anderer als ich hat diese Dekorationen entworfen, — für alles was Sie sehen werden, bin ich verantwortlich."

Die Vorführung hat begonnen. Straßencomplets werden durch das Rechteck gezickzackt. Der Typ der Mannequine ist nicht weniger variiert, als die Formen der Modelle. Es gibt die kecke und die weiche Blondine, die gestelzte Schwarze mit der hellen Haut und die trotzige Negerdunkle, für die Braunen den Engel und den Gamin. Sie schreiten bis nah und wenden kurz, sie lüften die Arme und lassen sie sinken, schlingen die Schals, öffnen die Knöpfe. Dem klassischen Tailleur aus beigefarbenem Kasha hängt ein knappes Cape von den Schultern. Es ist mit einer Rostfarbe abgesetzt, die in der gedrungenen Raupe des Hutgrates wiederkehrt. Zu den gerollten Strohlocken des anderen gibt es eine halblange Jacke mit Kragen und Taschenteilen aus flaumigen Federn. Einzelne Röckchen sind noch ganz schlicht, aber die meisten fallen in Falten, springen aus in Glocken. Manche sind durchsetzt von Plissées, vorn hauptsächlich grad vor dem schreitenden Knie. Schlanke Linien lassen dem Oberkörper die Schlichtheit, die noch betont wird durch eine untere Weite, die nicht in die Breite strebt. Die Röcke sind nicht mehr gar so kurz, Gürtel heben die Mitte ein wenig höher hinauf, schmal sind sie und begrenzen oft nur die Strecke unter der die Weite entspringt. Dunkelblau gibt es viel, von rotledernen Zacken durchsetzt, von Tütenblau umrahmt, von weißen Streifen breiter und schmaler durchzogen. Erhaben gestickte Röschen in Frühlingsfarben bilden dichtgedrängt Kragen und schmale Hüftteile und die Füllungen der weitgeschlitzten Aermel. Kasha und Wildleder vereint sich im sanften Braun, doppelte Schienen von Silberplättchen laufen die Nähte entlang. Aus fleckigem Stoff ist das ungleich gestreifte Cape mit den langen Fransen um sein Dreieck. In sich geflochtene Muster, geben ein Flimmern, schimmern wie Dünensand. Hoch am Hals schließt ein riesiger Knopf den schmalaufrechten Kragen, ein zweiter hält die Jacke tief um die Hüften. Dazwischen öffnet sie sich über einem Chemisette aus gefaltetem Musseline, das von gestickten Bändern durchquert ist.

Aber es ist nicht die Fülle der phantasievollen Einzelheiten, die Meisterschaft von Maß und Form, sondern die Ueber-

zeugungskraft dieser Schöpfungen, ihr einheitlicher Gedanke mit seiner Suggestion von dem „Heute“, von der Vielfalt der Dispositionen und Verdrehungen, Tugenden und Unarten, von Landschaften unter einem wechselnden Himmel in einer durch Autos und Flugzeuge beschleunigten Welt. Etwas verzweifelt und sehr mondän ist die junge Frau in dem rostroten Kleid, dessen Jacke in all ihren Nähten von enggewellten Rüschen durchzittert ist. Schweigsam und blutarm das junge Mädchen in dem schimmernden Gobelin, das priesterlich schlankglockig hinabfällt. Amerikanischer Vorstellung von „Montmartre“ schmeichelt das Tuch um die Hüften, dessen schwarzweiße Streifen sich in dem Apachenschal wiederholen. Ein törichtes Staunen liegt in dem Ensemble von Schürzenteilen und weißgepunktetem Foulard, dessen plissierter Rock ein tütiger Volant begrenzt. Prüde Jugend drückt sich in dem Delftmuster aus, lachende Freude in dem hellgelben Schottisch mit den dünnwehenden Fransen, und dem doppelseitigen Jäckchen. Fast heilig teilt ein silbernes Kreuz eine mattrote Front in Länge und Breite, — jeder Winkel trägt sein gesticktes Schild. Lilienornamente beginnen verstreut, steigen gedrängter auf. Alternder Koketterie gehört dieses kostbare Cape von Straußenbüscheln umschmeichelt, das aus dem Weiß hinabfällt ins Silber, und tiefer ins Schwarz. Verliebtes Glück rieselt in den silbernen Schalkaskaden, die einem glühenden Weiß entfließen. Schichten aus vielfarbigem Tüll von großen Tafftschleifen umbunden, umflattern die Wählerische, die noch Zeit hat. Ganz „Schäferin“ und sehr verkleidet scheint die Dame im riesigen pastellblauen Hut, der die nackten Schultern beschattet und die spitzzulaufende Taille über dem geschweiften Rock. Die Erregung einer ersten Ballnacht duftet aus den weitoffenen Magnolienblüten, die zarten Tüll an Schulter und Hüfte heften. Steil und gerafft faßt ein roter plissierter Chiffon hoch bis zum Hals. Ketten aus goldenen Kugeln schließen es ab, glitzern über den nackten Rücken, umspannen den Ansatz der Schulter, ziehen sich hinunter und greifen in den klirrenden Gürtel der Hüften.

„Was ist der Name von diesem Kleid“, ruft die Dame mit den schmalen Füßchen. Ihr amerikanischer Akzent ist noch akuter durch ihr Entzücken.

„Cléopatre, Mademoiselle“, antwortet man ihr.

Sie macht ein energisches Kreuz neben den Namen in ihrem Katalog, sie wird Cléopatre erwerben.

Die Schau ist zu Ende, die Mannequins sind von der Szene abgetreten, die Vendeusen sind an der Arbeit.

Draußen fällt ein funkelnder Sonnenregen auf die Köpfe der blaublusigen Arbeiter, die trotz Trams und Autos das Straßenpflaster reparieren.

Ueber der Weite des Rond Point spannt sich ein schillernder Regenbogen.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Aprilwoche

Die Bankbilanzen für 1924 haben mit ihren demonstrativen Unterbilanzzahlen die beabsichtigte Wirkung getan. Von der Verminderung der Spanne zwischen Haben- und Sollzinsen wird heute kaum mehr gesprochen, wiewohl es sich um eines der ernstesten Probleme der deutschen Wirtschaftspolitik handelt. Alle Welt nahm die Unkostennachweisungen der Banken für das vergangene Jahr gläubig hin. Auch die Kreditnehmer glaubten nunmehr den Zinsforderungen mehr Verständnis entgegenbringen zu müssen. Die Zahlen waren wahrhaft erschreckend. Volle 85 v. H. des ausgewiesenen Rohgewinns sind im Großbankdurchschnitt durch Unkosten und Steuern aufgezehrt worden gegen nur 42 v. H. im Jahre 1913. Beinahe 60 v. H. des Eigenkapitals der Banken haben in einem einzigen Jahre die Unkosten und Steuern ausgemacht, gegen nur 7,5 v. H. im letzten Vorkriegsjahr. Man kann die Bedrohlichkeit dieser Ergebnisse voll anerkennen und wird dennoch die Frage nicht unterdrücken dürfen, woraus sich die ausgewiesenen Unkosten im einzelnen zusammensetzten. Hierüber kam es in der Generalversammlung der Deutschen Bank zu einer interessanten Kontroverse zwischen Oskar Wassermann und dem Vorsitzenden des Bankbeamtenvereins. Die Aufklärung, die Herr Wassermann bereitwillig gab, blieben leider auf halbem Wege stehen. Er teilte mit, daß von den 88 Millionen Handlungsunkosten, die die Deutsche Bank im Jahre 1924 ausgewiesen hatte, 69 Millionen auf persönliche Ausgaben entfallen. Wieviel von diesen persönlichen Unkosten die Gehälter der Angestellten und Beamten ausmachen, und wieviel die Bezüge des Direktoriums und die Vorvergütungen für den Aufsichtsrat, das wurde leider nicht bekanntgegeben. Die Oeffentlichkeit sollte es künftig rundweg ablehnen, aus den Unkostennachweisungen irgendwelche den Banken genehme Schlüsse zu ziehen, solange die Bankleitungen es nicht für nötig halten, eine genaue Zergliederung des Unkostenkontos vorzunehmen. Denn soweit die Unkosten durch übermäßige Aufwendungen für die Verwaltung entstanden sind, wird man sie den Banken bei ihrer Zinspolitik schwerlich zugute halten können. Warum aber vermischen die Banken so heterogene Posten in der Gewinn- und Verlustrechnung? Warum schwächen sie damit die Beweiskraft der Zahlen ab? Haben sie die genaue Darlegung der Zahlen irgendwie zu scheuen?

Dieselbe Generalversammlung der Deutschen Bank hatte auch über die Fusion mit der Essener Kreditanstalt und der Siegener Bank zu beschließen. Sang- und klanglos wurden beide unter ein paar höflichen Worten zu Grabe getragen. Was die Fusion gerade mit der Essener Kreditanstalt für die Deutsche Bank bedeutet, das haben wir früher schon dargelegt. Die Deutsche Bank, die sich immer mehr zum eigentlichen Mammut unter den deutschen Großbanken auswächst, zeigt sich in letzter Zeit sehr fusionsfreudig. Erst die Württembergische Vereinsbank, dann das Essener Institut und schließlich die Siegener und die Osnabrücker Bank. Das bedeutet ein starkes Stück vorwärts in der Konzentration des deutschen Bankwesens, die von der Deutschen Bank her, wie es scheint, einen neuen Antrieb erfahren soll. Denn die Liste der fusionsreifen Institute ist noch nicht abgeschlossen! Wie weit die Zentralisation des Kreditgeschäftes an ganz wenigen Stellen bereits fortgeschritten ist, darüber gibt die folgende Zusammenstellung einen Anhalt, die wir auf Grund der Sammelpublikation der Zweimonatsbilanzen errechnet haben. Sie umfaßt 80 Kreditbanken und somit beinahe alle Institute von Belang mit Ausnahme der Berliner Handelsgesellschaft. Wir haben auch deren Kapital und Kreditoren nach dem Stande vom Ende vorigen Jahres den Sammelzahlen der Zwischenbilanzen hinzugerechnet und damit ein einigermaßen zuverlässiges Bild von der Kapitalkraft sämtlicher deutschen Privatbanken gewonnen. Davon wurden die Kapitalien der Großbanken und der ihnen nahestehenden Institute in Abzug gebracht, und zwar der A. Schaaffhausensche Bankverein in Köln, die Rheinische Kreditbank in Mannheim, die Norddeutsche Bank in Hamburg, die Osnabrücker Bank, die Siegener Bank, die Essener Kreditanstalt, die Süddeutsche Diskontogesellschaft und die Bergisch-Märkische Industriegesellschaft. Auch der Barmer Bankverein, der weitgehend eine Abteilung des Stinneskonzerns geworden ist, kann nicht gut mitgerechnet werden. Nur was übrigbleibt, hat den Anspruch auf die Bezeichnung als selbständiges von den Großkonzernen unabhängiges Institut.

	Kapital und Reserven	Kreditoren
80 Privatbanken zusammen	925 Mill. RM.	4573 Mill. RM.
Davon entfallen auf Großbanken und Anhang . .	775 Mill. RM.	4098 Mill. RM.
und auf selbständige Kreditbanken nur	150 Mill. RM.	475 Mill. RM.

Soweit ist die Zusammenfassung des Kreditwesens bereits gediehen. Der Rest an selbständigen Instituten ist überaus gering. Die Leitung des ganzen Kreditstromes steht somit letzten Endes auf wenigen Augen. Man kann die Leiter der Spitzenbanken um ihre Verantwortung nicht beneiden. Was in Deutschland produziert wird und wieviel, welche Unternehmungen untergehen müssen und

welche neu erstehen dürfen, das alles hängt zu einem großen Teil von ihrer Entschließung ab. Sie selbst freilich fühlen sich, scheint's, ganz wohl dabei und achten in erster Linie darauf, daß ihre Banken gute Geschäfte machen.

Das Etatsjahr 1924 ist nunmehr abgeschlossen. Im Haushaltsplan des Reichs waren 5243 Millionen Einnahmen aus Steuern, Zöllen und Abgaben erwartet worden, tatsächlich aufgekommen sind vom 1. April 1924 bis 31. März 1925 7311 Millionen. Man gönne sich die Muße, über die Bedeutung dieser beiden Zahlen nachzudenken, über die gigantische Steuerleistung des ausgepowerten Landes, die sich darin offenbart, über das Elend und Würgen, das diese Steuerüberlastung zu Folge gehabt hat, über die Verschwendung und Abgebrühtheit der fiskalischen Wirtschaft, die diesen außerplanmäßigen Ueberschuß, zu dem noch Münzgewinne und sonstiges hinzutraten, zu einem großen Teile aufgebraucht hat. Gleichzeitig mit der Nachweisung der tatsächlichen Gestaltung der Steuereinnahmen im Vergleich zum Haushaltsvoranschlag, liegt nämlich die Uebersicht über die Geldbewegung bei der Reichshauptkasse im März 1925 vor, aus der sich ergibt, daß das Reich noch einen Ueberschuß von 660 Millionen baren Geldes behalten hat. Das ist wenig und viel. Es ist wenig, wenn man den Restbetrag in Vergleich stellt mit dem tatsächlich im vergangenen Jahre erzielten Ueberschuß, von dem der größte Teil für Mehrüberweisungen an Länder und Kommunen, für Anleiherückkäufe und für Ruhrentschädigungen verbraucht worden ist. Es ist viel, wenn man sich vor Augen hält, daß der größere Teil dieser Summe überflüssigerweise aus der privaten Wirtschaft herausgepreßt worden ist, wodurch ihr Kreditbedürfnis ins unerträgliche gesteigert wurde. Diese Gelder, zu denen sich große Ueberschüsse von Ländern und Kommunen gesellen, werden nunmehr zum Teil gegen Zinsen denselben Wirtschaftssubjekten als kurzfristiger Kredit wieder zur Verfügung gestellt, denen sie zuviel entzogen worden sind. Der Ueberfluß an öffentlichen Mitteln, der ja nicht ewig dauern darf und kann, hat unsere ganze Kreditwirtschaft umgekrempelt. Mehr als 600 Millionen hat die Reichsbank heute an eigenen Wechseln bei öffentlichen Stellen rediskontiert! Unerhörte Zuckungen müssen sich ergeben, wenn über kurz oder lang diese Mittel dem Geldmarkt entzogen werden, sobald die Ueberschüsse einmal verebben.

GLOSSEN

ES GIBT KEINE DIREKTOREN MEHR.

In Prag entdeckte ich bei der Inszenierung des Bronnen'schen „Vatermordes" ein fünfzehnjähriges Mädel, ein Naturtalent. Sie gab den Knaben, den in Berlin die Bergner spielte. (Damals war die Bergner noch nicht die Sarah Bernhardt). Vor ein paar Tagen klopfte meine Prager Entdeckung an meiner Berliner Tür, ich öffne, sie tritt mit ihrem Onkel ein und der Onkel beginnt mich zu belagern:

„Was soll ich mit dem Mädel tun? Sie haben gesagt, sie ist ein Talent. Ich hab sie nach Berlin genommen. Sie hat alles. Sie soll nur spielen, sie will spielen, ich will, daß sie spielt. Ich gab sie ins Deutsche Theater. Sie trat einigemal auf, ohne Regisseur, ohne Kontrolle, ohne Kritik. So kommt sie nicht weiter. Ich brauche keine große Gage für sie. Ich brauche nur einen Erzieher für das Mädel, einen, der mit ein bißchen Fürsorge daran denkt, wie entwickle ich das Talent? Einen, der das Kind vorwärts führt. Denken Sie nach, wohin soll ich sie geben?"

Ich dachte nach.

Dann sagte ich zu dem Talent: „Sie haben sich eine schlechte Epoche ausgesucht. Es gibt keine Führer beim Theater mehr, es gibt keine Direktoren mehr, die ein Talent wachsen lassen. Es gibt nur mehr für sich selbst besorgte Regisseure und Kenner des Hypothekenmarktes und des Karten-Massenverkaufs. Der schlichte Typus des Direktors, der ein Talent mit 120 Mark monatlich engagiert, aber für fünf Jahre, weil er weiß oder ahnt oder glaubt, das Mädel werde schon im zweiten Jahr oder im dritten eine Beliebtheit haben, die seine 2000 Mark monatlich wert ist, dieser rühmenswerte alte Ausbeuter lebt nicht mehr. Es gibt keine Talente-Liebhaber, Talente-Züchter, Talente-Führer mehr unter den Direktoren. Was sich heute Herr Direktor nennen läßt, das lebt bloß im hurtigsten Heute, hat keine Erinnerung an gestern und keine Sorge und Fürsorge für morgen. Alles ist im heutigen Theaterbetriebe planlose Improvisasation. Ich weiß in Berlin nicht einen einzigen Direktor, dem ich eine Siebzehnjährige, die von Talent strotzt, zur Aufzucht übergeben möchte. Jeßner? Vielleicht? Aber er hat zu wenig Zeit. Er ist ein Intendant, er kann nicht diese Liebe zum Detail

aufbringen. Reinhardt hätte den Blick und die Verliebtheit, aber er ist von innerer Unruhe zwischen Wien, Berlin, Salzburg und New York umhergetrieben. Ein Gärtner muß seßhaft sein. Barnowsky . . .“

Da lächelte selbst mein naiver Onkel.

„Um den guten alten Theaterdirektor webte eine Idylle. Meinetwegen eine Idylle mit unsittlichem Divan. Aber es gab wenigstens ein höchst persönliches Verhältnis zwischen dem Direktor, der ein Talent groß werden ließ und dem jungen Menschen, der seine ganze Gläubigkeit, sein Talent und seinen Werdegang diesem Führer anvertraut hatte. Der alte Rafael Löwenfeld im Schillertheater war noch ein solcher stiller Pfleger und Züchter. Der Typus ist ausgestorben. Der Direktor von heute ist egozentrisch auf sich bedacht. Drum bleibt es kahl und leer rings um ihn. Es gibt keine Direktoren mehr. . . Nehmen Sie, lieber Freund, das hübsche Mädel, führen Sie es in einem Sportklub ein, beim Hockey wird sie sich verloben.“

Geknickt verließen mich beide, Onkel und Nichte. Morgen werden sie zu Herrn Saltenburg gehn. . . . .

IDEENBEKLEIDUNG

„Nun muß man wissen, daß es mir nie genügt hat, einen Mann oder eine Frau darzustellen nur wegen ihrer besonderen Eigenschaften, nur aus Freude am Darstellen; eine Geschichte, sei sie froh oder traurig, zu erzählen, nur aus Freude am Erzählen, eine Landschaft zu beschreiben, nur aus Freude am Beschreiben. Es gibt gewisse Autoren (und nicht wenige), die hieran Freude finden und nichts anderes suchen. Es sind dies Autoren von rein erzählerischem Charakter. Und dann gibt es wieder andere, die, abgesehen von dieser Freude an der Darstellung, ein tiefes, innerliches, geistiges Bedürfnis empfinden, das ihnen verbietet, Gestalten, Ereignisse, Landschaften zu schildern, die nicht sozusagen von einem besonderen Sinn des Lebens erfüllt sind und dadurch einen universellen Wert erworben haben. Das sind Autoren von mehr philosophischem Charakter. Ich habe das Unglück, zu den letzteren zu gehören.“ (Pirandello: Wie und wann ich „Sechs Personen . . .“ geschrieben habe.)

Ich möchte dieses Autorenschema Pirandellos noch erweitern. Es gibt überdies noch Autoren rein schreibenden Charakters und Autoren rein denkerischen Charakters. Den ersten ist es nicht um die Freude des „Beschreibens“, sondern um die Freude des Schreibens zu tun. Ihr Material ist nicht Begebenheit oder Landschaft, ihr Material ist der Stil, das Wort, die Sprache, der Ton. Und die zweiten sind reine Ideenformer, die „Darstellung“ ist ihnen nicht Freude, sondern Qual. Die ersten sind die Schaufensterarrangeure des Schrifttums, die um eine leblose Wachspuppe, um ein dürres Gestänge die leichten und schweren Stoffe des Wortgewebes meisterhaft drapieren. Sie haben das letzte Raffinement der Nuancierung, des Farbenzusammenklanges, des Faltenwurfes, der Koketterie, der Andeutung, einen unendlich entwickelten Modesinn. Der lyrische Schaufensterarrangeur weiß das Thema „Ein Hund hat gebellt“ so in weiche, lockere, bauschige Wortstoffe einzuhüllen — „ein Hauch von einem Stoff“ sagen die Konfektionäre —, daß dem abgebrühtesten Börsenhelden und Politiker das Schmalz vom Herzen fließt, wenn er es als Feuilleton unterm Strich liest. Und der satirische Stiliot legt um dasselbe Thema soviel Rüschen und Fältchen von Wortwitz, Stilwitz, Bissigkeit und Malice, daß die Leser aus dem Gekitzeltwerden gar nicht herauskommen. Und ein dritter wird dir im Handumdrehen dem gebellt habenden Hunde einen

schweren sternbesäten kosmischen Plüschstoff wie einen Krönungsmantel umhängen. Aber bei allen handelt es sich um einen Hund, der gebellt hat.

Die zweiten, die denkerischen Autoren, haben den pirandellesken Drang zur ideellen Universalität. Ja, gewiß, es gibt unter ihnen ganz Große, die wie Goethe in den Hafen eines Stils eingelaufen sind und deren Denken von der „Darstellung" so natürlich und mühelos, fast unbewußt begleitet wird wie vom Atmen. Aber nicht alle ganz Großen und nicht alle Kleineren finden in diesen Hafen des Stils. Im Gegenteil, die neue Idee ist fast immer unzufrieden mit dem Stil, den sie vorfindet, sie hat fast immer um ihren Stil zu kämpfen und wie Lessing müssen diese — wie Pirandello sagt — unglücklichen Autoren, erst mühselig ihre Gedanken durch „Röhrenwerke" pumpen. Ja, noch mehr! Bei vielen von ihnen entwickelt sich geradezu ein Hochmut des Ideengebärers, der sie zur Verachtung, zum Hasse der Form treibt. Heiberg sagt in tiefster Verachtung:

> Der Gedanke, der halbe,
> Dick beschmiert
> Mit des Ausdrucks Salbe.

Und bei Verlaine bricht geradezu der Haß gegen den gebauschten Stoff elementar hervor: „Prends l'éloquence et tords lui le cou."

Wäre es da nicht an der Zeit, auch bei der Schriftstellerei die moderne Arbeitsteilung einzuführen? Der primitive Mensch nähte seine Fellkleidung selbst. Niemand fällt es heute ein, seinen Frack selbst zu modellieren. Es gibt den Beruf der Schneider. Warum sollten wir nicht auch Ideenbekleidungsanstalten schaffen? Beiden Teilen wäre geholfen. Die Stilkünstler könnten ihre Bekleidungskünste von der Wachspuppe auf lebende Ideen von Fleisch und Blut übertragen; wie prächtig würden erst die Wortgewänder fallen! Und die Ideenkünstler wären der Sorge, dem Kampfe, dem verhaßten Zwange enthoben, ihre nackten Kinder selber zu kleiden. Sie könnten sich ganz dem Gebärgeschäfte überlassen. So wäre erreicht, daß die leere Form, so künstlerisch sie ist, nicht in sich zusammensinkt — kaum gelesen, kaum ein Weilchen in der Zeit gestanden — und es wäre erreicht, daß das große Werk nicht unscheinbar, plump, nachlässig, ohne Wirkung gekleidet geht, jahrhunderte-, vielleicht gar eine Ewigkeit lang verkannt dahinvegetiert und verachtet wird. Beide Teile würden das Optimum ihrer Wirkung erreichen. Darum schlage ich vor, daß unsere Formkünstler raschest Maßarbeit annehmen, daß sie Ideenbekleidungsanstalten eröffnen, je nach Begabung: eine Expressionei oder eine Lyrei oder eine Kosmei oder eine Kaustei, und daß sich die Ideenkünstler nicht scheuen, ihren Ideen dort Gewänder anfertigen

zu lassen, je nachdem, ob sie sie expressionistisch, lyrisch, kosmisch, oder kaustisch bekleidet wissen wollen. Bei jedem Werke wäre das Atelier anzugeben, das die Kostüme geliefert hat. Und auch hier käme es wohl nur zu oft vor, daß man wie bei Frauen die Robe schöner fände als die Trägerin.

Arnold Hahn.

BERNARD SHAW UEBT BALLETT

Shaw erzählt, ihn habe einmal in früher Morgenstunde auf der Straße Lust angewandelt, die Figuren von Balletteusen auszuprobieren, die er am Abend vorher auf einer Varietébühne gesehen hatte. Und so legte er Hut und Mantel aufs Pflaster und begann munter zu pirouettieren.

Nach kurzer Zeit erschien ein Policeman und verwehrte ihm dieses.

Der Dichter aber gab in beredten Worten und lebhafter, von kleinen Proben unterbrochener Gestikulation eine so farbenfreudige Schilderung des Balletts, daß der Policemann gleichfalls Neigung verspürte, einen Handstand zu versuchen. Da ihn sein Helm dabei störte, nahm der gutherzige Dichter solange diese amtliche Kopfbedeckung untern Arm.

So überraschte ein Polizei-Inspektor seinen Untergebenen. Er war nicht wenig erstaunt, aber Shaw intervenierte und wiederholte seine Schilderung der Freuden eines Handstandes, und auch diesmal wieder so eindringlich, daß auch die gestrenge Obrigkeit die Lust anwandelte, die Freuden eines Handstandes auszukosten.

So übten sie denn zu Dreien. Und Shaw versichert, daß der Milchmann, der Brotmann und noch andere Gestalten des erwachenden London hinzukamen und mittaten und daß es sicherlich zu einer neuen Tanz-Epidemie gekommen wäre, wenn nicht der Brotmann schließlich den Fuß verstaucht hätte.

Shaw hat diese Geschichte selbst erzählt. Man braucht sie nicht unbedingt zu glauben. Aber es gibt ein hübsches Wort Byrons über Sheridan: „Er war so scharmant, daß er, einen Gerichtsvollzieher verführen konnte . . .“

TISCH MIT BÜCHERN

Episches

Regina Ullmann gehört zu jenen, die nur theoretisch berühmt sind. Es gibt Persönlichkeiten — wie Rowohlt — die sich leidenschaftlich für diese große Schweizerin einsetzen. Ein kleiner Band Erzählungen, „Die Barockkirche“ (bei Grethlein in Leipzig), wird, so hoffe ich, endlich die weitesten Leserkreise erobern. Die Ullmann ist einzigartig: ein schöpferischer Atem weht um jedes ihrer Worte, es erscheint eigen und bisher nie gekannt, auf seltsamer Erde gewachsen. Dabei so zart und echt, nie gekünstelt. In ihrer Sprache dichtet ein neuer Geist, eine stille und gottnahe Betrachtung der Dinge und der Welt. Die Geschichten sind aufwühlend — aber durch die Einfachheit, ja Einfalt ihres Inhaltes. Knorrig und bildgesättigt ihr Ausdruck: sie umschnüffelt einen Gegenstand, um dann wie raubtierartig das Seltsame zu packen — in einem unvergleichlichen Sprachgriff. Die Geschichte vom alten Wirtshausschild ist eine der köstlichsten Erzählungen der deutschen Sprache — ich wage das Wort: meisterlich dafür!

Ihr Landsmann Albert Steffen hatte einst verspochen, in eignem Ausdruck große Prosa zu gestalten. Aber sein Weg führt aus jeder Entwicklung hinaus, dahin, wo die Maßstäbe sinnlos und die Wertungen falsch werden. Sein Büchlein „Pilgerfahrt zum Lebensbaum“ (Grethlein) ist jenseits aller Kritik — denn es ist eine halbphilo-

sophische Betrachtung im Geiste Rudolf Steiners. Dies Buch kritisch betrachten, heißt: über Steiner debattieren. Eine immanente Kritik würde nur feststellen, daß Steffens Stil gewollt volkstümlich und blutarm, beinahe vulgär geworden ist. Dabei kann nicht geleugnet werden, daß schöne und reife Dinge am Wege dieser „Pilgerfahrt" gesagt werden. Unverkennbar ist in der neuen (d. h. uns wenig bekannten) französischen Literatur der Einfluß Freuds und der Russen zu spüren. Die monomanische Selbstanalyse der „Mitternächtlichen Beichte", dieser Romanmonolog des Georges Duhamel (im Newa-Verlag) wäre ohne dieses Eindringen russischer Elemente kaum denkbar. Auch „Novembre" war von substilster Psychologie; aber der Zwang zur Offenbarung von Leidenschaften und Empfindungen war dem großen umspannenden Erlebnis dienstbar. Duhamels analytische Schärfe ist nicht vom Wunder des eigenen Erlebens überstrahlt, sondern auf gliedernde Erkenntnis komplexer Empfindungen, auf genauester Beobachtung aller Lebensvorgänge und ihrer psychischen Resonanz gedrillt. Freudianisch ist das Motiv: der kleine Angestellte wird von der Zwangsvorstellung befallen, das seltsam verbildete Ohr seines hohen Chefs zu betasten, und verliert dadurch die Stellung. Ein Georg Kaiser-motiv, nicht konstruiert, sondern psychoanalytisch vorbereitet, ähnlich wie in Leonhard Franks „Ursache". Diese überhitzte Autopsychographie wird aber so lebendig, so novellistisch durchgeführt, daß eine Handlung, ganz in das Innere dieses absonderlichen Monologisten gelegt, spannend und dramatisch hervorwächst. Im einzelnen werden Züge einer gewissen

philosophisch vertieften Satire, wird ein Courteline-Humor wie in Duhamels (noch ungespielter) Komödie „Athletenbund“ erkennbar.

Francis Carco liebt nicht die Analyse, sondern das Abenteuer in seiner ungestörten Ganzheit; das Abenteuer als eine wesentliche Aeußerung des Lebens, das dadurch allein eben sinnvoll ist, daß es nicht nach vorn oder nach hinten mit dem Einzelschicksal verknüpft ist. Das Abenteuer als Episode, nicht als Roman; seine kleinen Erzählungen „An Straßenecken“ (Verlag Die Schmiede) zeigen seinen Blick für diese kurzen Kaleidoskopausschnitte aus dem Leben. Freilich wiederholt sich Carco im Stofflichen, da nur Apachengestalten oder Montmartre-Figuren, da nur die mitternächtlichen Flaneure und Outsider der Gesellschaft ihn reizen. Er ist Spezialist für Kaschemmentypen; aber, bei allem Gefühl für die wirbelnde Buntheit dieser Bouillonkeller und für die Physiognomien seiner „Helden,“ ermüdet allmählich der Mangel an Variation und seine Verliebtheit in den Kaschemmen-jargon. Diese Skizzen müssen nebenbei entstanden sein, kleine Achtuhrblattfeuilletons, hübsche Zillebilder, aber keine Félicien Rops-studien des erotisierten, von Verbrecherluft eingehüllten nächtlichen Paris.

Indessen: Carco ist ein Stilist, der in das Abenteuer als künstlerischen Vorwurf verliebt ist. Hans Hyan kennt nur das Abenteuer als „Fall“, dessen kriminalistische Seite sensationell dargestellt werden kann. Sein Buch „Auf Tod und Leben“ (Singer-Verlag) bringt Darstellungen, die den Vorzug haben, „nach dem Leben zu sein,“ keinen anderen Vorzug. — Da ziehe ich Roda Roda vor, der das „Humoristische Abenteuer“ an allen Ecken und Enden findet. Aber Roda Roda kann auch schlicht sein, ein feiner, stiller Erzähler. Seine zahlreichen Geschichten, die in knappen Bildern seine ungarische Heimat skizzieren, faßt er in dem Band „Milan reitet in die Nacht“ (Verlag Leipziger Graphische Werke) zusammen — anspruchsloser als Carco, weniger literarisch vielleicht, aber liebenswürdiger, heller, kurzum: feuilletonistischer.

Lyrik.

Was ist, seien wir ehrlich, die klügste Strophe einer Gedankenlyrik, was ist das kühnste Pathos glühender Bekennerlyrik gegen eine farbentrunkene Zeile, gegen eine quellende lyrische Melodie! Adolf von Hatzfeld findet in seinen „Gedichten“ (Pontos-Verlag, Freiburg) ein blühendes Melos, er dichtet leuchtende Sprache. Was Georg Heym, was Trakl für die junge Lyrik eroberten: ein neues inniges Verhältnis zu Natur und Welt, das ist in Hatzfelds Dichtertum geborgen. Für ihn spricht, wie schwer und selten das dichterische Wort sich ihm entringt; selbst dieses schmale Bändchen enthält Gedichte, die uns lange vertraut (die „Jagd“). Hatzfelds Form schließt sich in den neueren Gedichten („Sonnenuntergang“); er sollte, da er hier beweist, wie glücklich ihm die durchgestaltete Form gelingen kann, die episch breiten, amorphen Strophen meiden und sich ganz um die sprachkräftige, meloserfüllte Tektonik bemühen, die in einem Vers wie diesem ausschwingt:

„Am Horizonte duckt sich das Gewitter
wie ein berauschter Leopard.
Bald wird von seinem Sprung die Erde zittern
in einer wundervollen Feuerfahrt.“

Arnold Ulitz, den wir als Epiker lieben, schien dem Erlebniskreis der naturnahen Lyrik eines Trakl nahezustehen, wenngleich man erwarten durfte, daß seine auf Plasti-

zität gerichtete Anschauung zu dinglicherem Ausdruck streben würde. Ich gestehe, daß sein Gedichtband „Der Lotse" (Albert Langen Verlag) mich enttäuscht. Ulitz ist Dichter, und das Erlebnis überträgt sich immer; aber er gestaltet das Gedicht zu sehr aus dem Geistigen (wie im „Gebet") oder zu sehr aus novellistischem Anlaß (wie in dem sprachschönen „Schlaflied" oder „Aussatz"). Verstreut aber sind dann Verse von reinstem lyrischen Klang, Gebilde von zartestem Gewebe, die den Lyriker zeigen, wie in dem liedhaften Gedicht „Weisheit":

„Glück ist nur ein Flügeln
Des Lichts im April;
Ein Tor, wer es zügeln
Und festhalten will.

Ich Kluger weiß es.
Was ist damit vollbracht?
Brennt doch mein heißes
Weinen durch die Nacht."

Otto Zarek.

Fechenbachs Zuchthausbuch

Felix Fechenbach hat seine Erinnerungen an die Strafanstalt Ebrach herausgegeben. (Im Haus der Freudlosen. Bilder aus dem Zuchthaus. I. H. W. Dietz Nachfolger, Berlin). Es ist ein schmales, vom Verlag vorzüglich ausgestattetes Bändchen. Was den Freunden Fechenbachs nicht unerwartet kommt, wird desto mehr die Gegner überraschen: dieser „Novemberverbrecher" ist kein pathetisch rollender Klassenkämpfer, sondern ein Sozialist aus Humanität, ein milder und vielleicht etwas knabenhafter Mensch. So wird aus den Erinnerungen an seine Kerkerzeit keine Streitschrift, sondern ein Bündel leicht lyrisch getönter Skizzen. Kein Verbissener, ein Wehmütiger lebte 28 Monate in dieser kleinen eingegitterten Welt des Elends, in der für jeden Schmerzensruf Arrest droht. Wahrscheinlich hat er ebenso richtig wie taktvoll gehandelt, indem er sich

nicht als Held eines „Falles“ präsentierte, sondern sich ganz einfach als Mensch zeigte, als leidender, als mitempfindender Mensch. Wie mag eine Abrechnung mit dem Richter Haß gereizt haben! Er unterdrückt die so naheliegende Versuchung. Herr Haß, dessen Konturen uns ja auch sonst geläufig sind, verschwindet schon im einleitenden Kapitel. Dafür sind desto sicherer und lebensvoller die Gefängnisgesichter festgehalten: Mitgefangene, Wärter und schließlich, eine vorzüglich gelungene Studie, der Herr Direktor.

—y.

BALZAC-BLITZE

Eines Morgens, so erzählt Gautier, kommt ein Brief von Balzac, ich möge ihn sofort aufsuchen.

„Endlich!“ schreit er mir entgegen. „Sie Faulpelz, Sie Schnecke, so beeilen Sie sich doch bitte. Sie hätten schon vor einer Stunde hier sein können. Ich muß morgen in Harel ein großes, fünfaktiges Drama vorlesen.“

„Und Sie möchten mein Urteil hören“, sagte ich und setzte mich in einen Sessel, wie jemand, der auf eine lange Vorlesung gefaßt ist.

Aus meiner Haltung erriet Balzac meinen Gedanken und sagte kurz und bündig:

„Das Drama ist noch gar nicht geschrieben.“

„Oho . . . da müssen Sie doch die Vorlesung um sechs Wochen verschieben.“

„Woher denn . . . ich werde das Dramorama auch so schmeißen, um das Geld zu bekommen, das ich schon ganz dringend nötig habe.“

„Das ist doch ganz unmöglich . . . die Zeit reicht doch nicht einmal zum Abschreiben.“

„Ich habe mir das so gedacht: Sie schreiben einen Akt, Ourliac einen andern, Laurent-Jan den dritten, de Belloy den vierten und ich den fünften. Und ich werde zu Mittag lesen wie vereinbart. Ein Akt hat nur vier bis fünfhundert Zeilen und die kann man in einem Tag und einer Nacht bequem verfassen.“

„Also erzählen Sie mir den Inhalt, erklären Sie mir mit ein paar Sätzen die Charaktere und ich wills versuchen. . . .“

„Ach, wenn ich Ihnen erst noch den Inhalt erzählen soll, werden wir ja nie zu einem Ende kommen!“

Dieses Drama war der Vautrin.

*

Balzac empfahl seinen Freunden keusch zu leben, um besser arbeiten zu können.

Eines Tages sagte er zu Dumas dem Jüngeren unter den Arkaden des Palais Royal: „Ich habe den Verlust an Denkkraft in einer Liebesnacht gewogen, hören Sie gut zu, junger Freund . . . er beträgt einen halben Band! Es gibt keine Frau auf der Welt, die zwei Bücher im Jahre wert wäre.“

Und zu Gautier: „Ich gestatte Ihnen die Liebe nur per Brief. Das formt nämlich den Stil.“

*

Freundschaft ist das Geheimnis der Ehe.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 16)

DER KUNSTMARKT

AUKTIONEN — UND KEIN MARKT

Letzte Woche (20. bis 25. April)

In Berlin von Dienstag ab Gemälde und Graphik bei Lepke. Wenig Leute, wenig Stimmung, mäßige Preise. Bilder fast nur Mittelware: der Heiratskontrakt von I. P. Hasenclever 2700 M., Buchenwald im Frühling von dem älteren Bennewitz von Loefen 2200 M., eine Schafherde von Albert Brendel, aus der Weimarer Zeit, 3000 M., Ungarische Bauernmädchen von Franz Paczka 800 M. Dazu kommen bei Lepke 10 v. H. (warum nehmen andere Auktionsfirmen, besonders kleinere, eigentlich 12 und 15 v. H.?). Ein großer Ernst Körner, 1875, Beirut am Libanon, 620 M. Das ist im Glaspalast teurer. Aber auch ein Slevogt von 1898, ein Vogel im Grünen, zwar auf, aber nicht von Pappe, war für 400 M. nicht teuer, und ein Aquarell von Louis Eysen, ein italienischer Hügelabhang, für 75 M. sogar billig. Wer den „Studienkopf eines braunbärtigen Mannes" mit 170 M. bezahlte, durfte nicht glauben, dafür einen „Theodore Gericault" zu bekommen, wie im Katalog stand. „Gehen" tut auf solcherlei Auktionen immer nur der übliche Ausstellungschinken: ein riesiger Willy Hamacher, Ruinen am Meer, beinahe drei Meter breit, 800 M., ein nicht übles Aquarell von Passini aus der Sammlung Kopetzky, 1450 M. Die zum Teil schöne alte Graphik, die aus dem Besitz eines Berliner Kunsthändlers versteigert wird, stammt mit einigen Schongauers, Dürers, Rembrandts aus Museums-Doubletten und guten Sammlungen.

In München bei Helbing von Dienstag an Antiquitäten, auch ostasiatische, alte Bilder und Skulpturen aus süddeutschen Museen, aus dem Nachlaß des Maltechnik-Professors Ernst Berger usw.

In Hamburg ab Freitag in der Bücherstube Hans Götz neue Graphik und Einbände, viel „Vorzugsdrucke".

Nächste Woche (27. April bis 2. Mai)

In Berlin von Montag ab bei Karl Ernst Henrici Bildnis-Miniaturen, dabei gute Franzosen und Engländer; große Bildnisse 18. und 19. Jahrhundert, darunter eine Reihe Graffs, zum Teil gute Bekannte; von Pesne Friedrichs des Großen Hofjuwelier Jordan, in der Hand eine Dose eigner Mache, ein Selbstbildnis von Chodowiecki; dann Kleinkunst und die reizende Graphik, die unter der Marke „Dekorative Kunstblätter" geht. Es sind gute Namen dabei, wenn auch nicht alles ihre Hauptblätter, die übrigens jetzt in Paris keineswegs sehr billig sind. Aus der Boulland, die neulich dort versteigert wurde, kamen Debucourt, L'Escalade und Heur et Malheur 20 000 Frcs; Gautier-Dagoty, Gräfin Du Barry 20 000 Frcs.; Janinet, Marie Antoinette 14 000 Frcs.; Bonnet, La jeune Fille à la rose 6800 Frcs.; Demarteau, Mädchenköpfe 4700 Frcs. bis

6200 Frcs.; Reynolds, The Sisters Waldgrave 6500 Frcs. Die Venus Janinets wird bei Henrici auf 500 M. taxiert, Bonnets Provoking Fidelity und The Pretty Noesgay Garle, nach Greuze, auf 2000 M. Dazu kommen gute Engländer Morlands St. James's Park und Tea Garden, 1790/93 (Taxe 6000 M.), Wheatleys The family dinner at the cottage door und Tenderness persuading reluctance at the school door. (3000 M.). Man kann aber schon etwas für 10 und 20 M. haben.

Bei Hecht von Dienstag ab Antiquitäten, nicht nur wohlbekannte Händlerware, aber etwas sehr vielerlei, Südseewaffen und Goldemailledosen, Renaissance-Silber, Möbel, auch Bilder: Frau Franz von Stuck, 1903 von ihm höchselbst gemalt, neben einer nicht weniger zuckrigen „Desdemona" von Gabriel Max abgebildet, wogegen das Hosemann-Aquarell, offenbar echt, den schönen Titel trägt „Sieh' Vater nur die Pracht, die hat der liebe Gott gemacht" . . .

Bei Graupe am Sonnabend die Exlibris-Sammlung Carl G. F. Langenscheidt, ausgesucht gute Sachen, und eine Siegelsammlung, schon an sich eine Seltenheit im Auktionssaal.

In W i e n bei Glückselig ab Montag die Sammlung Mühsam, musterhaft katalogisiert, sehr Gutes bei den Miniaturen, viel Alt-Wien.

In P a r i s bei Drouot ab Mittwoch der Nachlaß des Graphikers Th. A. Steinlen. dabei die Entwürfe zu seinen vielen Zeitkarikaturen für den Figaro.

In L o n d o n am Freitag bei Christie die alten Meister aus dem Besitz des Earl of Darnley, Cobham Hall, Kent. Dinge von einer Güte, wie sie nur ganz selten zum Ausgebot kommen. Daß man sie in den Auktionssaal bringt, statt freihändig auf den großen Markt, ist ein Beweis mehr dafür, daß der Markt eben überall flau ist, der Umsatz stockt. Und je mehr Auktionen, desto mehr klagen die Händler — worüber man sich trösten könnte, wenn die Kunst dabei billiger würde. Wenn der kommende Auktionssegen wenigstens dazu verhilft, hätten alle etwas davon und schließlich vielleicht sogar die Kunst.

Dr. Erich Römer.

R e d a k t i o n des „T a g e - B u c h": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von O t t o S t o l l b e r g & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — A n z e i g e n a n n a h m e: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

F ü r u n v e r l a n g t e i n g e s a n d t e M a n u s k r i p t e übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

B e z u g s p r e i s durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

I n s e r a t e n p r e i s e: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Maiwoche

Im vorigen „Tage-Buch“ war Hindenburgs Sieg vorausschauend als der Sieg der alten Weiber angekündigt. Damals hatten Deutschlands Blaustrümpfe noch nicht ihr rührendes Manifest für den Retter ihrer Gartenlaube erlassen. Erst zwei Tage vor der Wahl marschierte der Chor dieser holden Kämpferinnen in Reih' und Glied auf, an der Spitze Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, die zeitlebens mehr die Gattin eines antisemitischen Flachkopfes als die Schwester ihres Bruders gewesen ist — er pflegte sie „Lama“ zu nennen —, und hinter ihr alle tintenklecksenden Damen Deutschlands, von Isolde Kurz und Helene Böhlau bis hinab zu Mariechen Diers und Ida Boy-Ed. Als ich dieses Rettungscorps sah, wußte ich, daß Hindenburg gewählt wird, denn hier traten die ältesten Pächterinnen der deutschen Sentimentalität für den ebenso greisen Herrn in Hannover, und damit hatte sich die gute alte Volksseele offenbart. Hindenburgs Sieg vollzog sich in der Gartenlaube! ... Wer daran zweifelt, daß der Fluch des Frauenwahlrechts an der letzten politischen Dummheit schuld ist, den können vielleicht Ziffern belehren. In zwei deutschen Städten ist am 26. April nach Geschlechtern getrennt abgestimmt worden, in Spandau bei Berlin und in Regensburg in Bayern. In Spandau wählten am 26. April von je 100 Wählern 36,7 Männer und 40,1 Frauen Hindenburg. Dieses Plus für Hindenburg, gerade ein Zehntel, das von den Frauen stammt, ist ungefähr das Zehntel, mit dem Hindenburg siegte. Dem Beispiel aus Norddeutschland entspricht ganz genau das Exempel aus Bayern. Auch in Regensburg hat Hindenburg wesentlich mehr Frauen- als Männerstimmen erhalten. Es stimmten dort 56,5 v. H. Männer und 64,5 v. H. Frauen für den Retter. Wieder, wie in Spandau, eine Differenz von ungefähr einem Zehntel der Stimmen, und mit diesem Zehntel, das von den Frauen stammt, hat Hindenburg gesiegt. Immer wieder ist im „Tage-Buch“ auf den tragischen Grundfehler der deutschen Situation hingewiesen worden, das unser Schicksal bei unreifen Windjackenjünglingen und sentimentalen Unpolitikerinnen liegt. Auch dieses letzte Nationalunglück ist, genau besehen, dem Knaben- und dem Frauenwahlrecht zu danken. Die wehrfähigen Männer Deutschlands hätten Hindenburg still in Hannover gelassen.

Niemand ist so vergeßlich wie der Politiker in Deutschland. Liegt aber gar das Bedürfnis vor, einen schweren Fehler aus dem Bewußtsein zu verdrängen, dann verliert der Politiker die Erinnerung an Vorgänge, die erst vor sechs Wochen gespielt haben. Im „Tage-Buch" ist schon für den ersten Gang zur Präsidentenwahl die Aufstellung eines gemeinsamen republikanischen Kandidaten empfohlen worden. Politiker, Historiker, Juristen haben dringend abgeraten, in drei getrennten republikanischen Lagern zur ersten Wahl anzutreten, eben weil dann ein zweiter Wahlgang nötig und damit der Sieg des Rechtsblock-Kandidaten wahrscheinlich wird. Am 14. März hat Leopold Schwarzschild hier für den zweiten Wahlgang prophezeit: „Was den Ausschlag gibt, werden ja jene Bürgerlichen sein, die nicht genau wissen, in welches Lager sie gehören — und man darf annehmen, daß das Millionen sind. Sie werden aller Wahrscheinlichkeit nach von vornherein in das Lager abschwenken, aus dem ihnen die größte Willenskraft, die größere Fähigkeit, um gemeinsamer Ziele willen auf Sonderwünsche zu verzichten, aus dem ihnen, mit einem Wort, die größere politische Begabung entgegentritt. Und das wird nun, dank der Dissidenz der Sozialdemokraten, das Lager der Rechtsparteien sein." Dieser Ruf zur rechtzeitigen Einigung der Republikaner ist, dank der glorreichen Führung der Herren Wels und Landsberg überhört worden. Die Wahl am 29. März hatte 49,4 aller Stimmen für die republikanischen Kandidaten ergeben, Jarres, Ludendorff und Held zusammen hatten bloß 43,5 der deutschen Wählerschaft erreicht. Zählt man zu dieser von den Republikanern fast erreichten Hälfte die halbe Million, die Marx noch im zweiten Wahlgang erzwang, so hat man eine deutliche Mehrheit für Marx, nicht bloß die notwendige größte Stimmenzahl. Die Sozialdemokraten haben im März zur Rechtfertigung ihrer Sonderkandidatur erzählt, ihre Leute würden im zweiten Wahlgang viel bereitwilliger, Mann für Mann, für Marx stimmen. Aber diese Rechnung hat am 26. April nicht immer gestimmt. In ihrer ältesten Provinz, in Sachsen, hat die Disziplin der Arbeiter für die Republik versagt. Der Wahlkreis Leipzig, der am 29. März 326 476 republikanische Stimmen zählte, hat am 26. April nur mehr 276 638 Stimmen für Marx aufgebracht. Noch beschämender ist das Ergebnis in dem Industriekreis Chemnitz-Zwickau, wo am 29. März 471 726 republikanische Stimmen abgegeben wurden, am 26. April aber nur mehr 284 597 Stimmen gezählt werden konnten. Es zeigte sich also gerade das Gegenteil von dem, was die Parteipsychologen ankündigten: 250 000 Genossen, die sich für Otto Braun engagiert hatten, waren in Sachsen für Marx nicht auf die Beine zu bringen. Gilt dieses Gesetz nur für Sachsen? Das Problem ist zu wichtig, als daß es totgeschwiegen werden könnte, es betrifft die Wahlbündnisfähigkeit der Sozialdemokratischen Partei. Hier ist politische Er-

ziehungsarbeit im Innern der Partei dringend nötig. Wäre diese Genossen-Pädagogik früher geleistet worden, dann hätte Marx schon zum ersten Wahlgang als republikanischer Kandidat aufgestellt werden können und es wäre vermutlich gar nie zur Restaurierung Hindenburgs gekommen.

Zum Siege Hindenburgs hat e i n Mann Hervorragendes beigetragen, der Reichsgerichtsrat N i e d n e r , und sein Licht soll nicht unter den Scheffel gestellt werden. Er hat das Bedürfnis gehabt, das fürchterliche Urteil im Leipziger Tscheka-Prozeß zwei Tage vor der Präsidentenwahl zu verkünden, und der Blutgeruch, der von diesem Schreckensurteil ausgeht, ist den sächsischen Arbeitern zu Kopfe gestiegen. Ganz unkommunistischen Zuhörern erscheinen die von Herrn Niedner ausgesprochenen Todesurteile unbegreiflich, nicht bloß im Hinblick auf die milden Strafen, die der viel realeren O-C-Tscheka zuteil wurden, sondern vor allem im Hinblick auf die dürftigen Indizien, die gegen Skoblewski vorlagen, und in Würdigung dieses, wenn nicht geistes-, so doch seelenkranken Neumann, der, als Zeuge gewürdigt, als Angeklagter verdammt wurde. Da es sich um ein Urteil des höchsten deutschen Gerichtes handelt, bleibt nur übrig, an die Gnade des neuen Präsidenten zu appellieren. Und so war das Urteil des Herrn Niedner auch in diesem Sinn Arbeit für Hindenburg.

Papierberge wurden am 26. April über Deutschland geschüttet. Wir wateten in Aufrufen, Flugblättern, Handzetteln. Millionen sind für die Agitation hinausgeworfen worden. Glaubt irgendeiner von den Wahlmachern, daß diese plötzliche Verheerung irgend etwas am Resultat geändert hat? Ein nüchternes Vergleichen der Wahlkreise, die für Hindenburg, und jener, die für Marx stimmten, ergibt eine ganz einfache Lehre: D e r V o l k s b l o c k h a t ü b e r a l l d o r t v e r l o r e n , w o e s k e i n e l e b e n d i g e , v i e l g e l e s e n e r e p u b l i k a n i s c h e P r e s s e g i b t. Beispiele: Dresden, ganz ohne klar republikanische Zeitung, ergab 50 v. H. aller Stimmen für Hindenburg. Magdeburg, seit dem sanften Uebergang der „Magdeburger Zeitung“ ohne republikanisches Blatt, hatte eine 52prozentige Stimmenzahl für Hindenburg. Thüringen, vollkommen einer nationalistischen Presse preisgegeben, brachte 55,2 v. H. für Hindenburg auf. Chemnitz-Zwickau, dem Walten des „Chemnitzer Tageblattes“ preisgegeben, ein Industriebezirk, ergab 53,5 v. H. für den Retter; von Mecklenburg (59,5 v. H.) und Schleswig-Holstein (59,7 v. H.) nicht zu reden, wo es fast keine republikanischen Zeitungen gibt. Am schlimmsten, nämlich ganz verwirrend, haben die lauen, geschlechtslosen Provinzblätter gewirkt. Es hat unzählige Zeitungen gegeben, die den Kampf für die Republik auf die Weise führen wollten, daß sie nicht eine Zeile gegen Hindenburg zu

bringen wagten. So schickt ein Leser aus Paderborn uns die Nummern des dortigen Zentrumsblattes, das gut marxistisch gesinnt ist. Aber die Besitzer der Zeitung hatten den Redakteuren aufs strengste verboten, auch nur eine Zeile gegen Hindenburg zu veröffentlichen. Hier liegt der Hase im Pfeffer. Die Frage der republikanischen Provinzpresse — das ist die eigentliche Zukunftsfrage der Republik. Mögen die Führer des Volksblocks dieses wichtigste Problem im Auge behalten. Mit den Millionen, die in den Wahltagen verpulvert wurden, könnte der Grundstock zu einer großzügigen Organisierung der republikanischen Provinzpresse gelegt werden. Nie hätte Hindenburg ohne Hugenberg siegen können! . . .

Seltsamer Gang der Geschichte! Hindenburg, der in seiner Eigenschaft als Soldat es bis zum Chef der Obersten Heeresleitung gebracht hatte, bringt es als Zivilist und Bürger wiederum zum Oberbefehlshaber des Reichsheeres. Diesmal verdankt er zwar nach der Meinung seiner Wähler den bürgerlichen Posten des Reichspräsidenten seinen militärischen Tugenden; aber seinen militärischen Posten als Oberbefehlshaber soll er nach dem Sinne der Verfassung gerade seinen bürgerlichen Tugenden verdanken. Ein kleines Beispiel dafür, daß die Welt in Deutschland Kopf steht. Das ist aber auch das einzige, was die Wahl Hindenburgs mit dem Kopfe zu tun hat. Wie wird nun der neue Reichspräsident sein Amt als Oberbefehlshaber führen? Wird er imstande sein, den Unterschied zu machen, den die Verhältnisse gemacht haben, und sich gerade in diesem militärischen Teil seiner Aufgabe am stärksten als Zivilist fühlen — wie das die Absicht der republikanischen Einrichtung ist, durch die auch die militärischen Kräfte des Staates unter zivile Leitung gestellt werden sollen? Die Befürchtung ist berechtigt, daß sich auch in diesem Punkte dem Träger der höchsten Würde, die von der Republik verliehen werden kann, Gegenwart und Vergangenheit vermischen werden, so wie seine Marschallsuniform des alten Heeres den Soldatenröcken der neuen Reichswehr allzu ähnlich ist. Nirgend so wie in dem Verhältnis des Reichspräsidenten zur Reichswehr drohen Hindenburgs Hintergründe wirksam zu werden, jene Kreise, die zu der verfassungstreuen Reichswehr und ihren loyalen Führern im schroffen Gegensatz stehen. Reichswehrminister Geßler freilich kann bleiben. Nachdem er zu seinen vielen Eigenschaften auch noch die eines vorübergehenden Kandidaten des Reichsblocks hinzugefügt hat, wird er allen Anforderungen genügen. Aber wie ist es mit dem General von Seeckt, der nicht nur gesagt, sondern bewiesen hat, daß er nötigenfalls auch gegen Rechts schießen lassen werde? Die Machtfülle des Reichspräsidenten, der die Reichswehr auf Grund des Artikels 48 der Verfassung zur Exekution gegen die Länder des Reiches ansetzen kann, ist unter Umständen überwältigend. Das

Immediat-Verhältnis der Reichswehr zum Reichspräsidenten kann in diesem Zusammenhang zu einer schweren innerpolitischen Gefahr werden. Die Preußen sollen machen, daß sie mit ihrer Krise fertig werden. Schon taucht Herrn Heinzes Name wieder auf; er hat sich als Reichskommissar einer Reichsexekution bereits in Sachsen „bewährt“ und ist zurzeit stellungslos.

Was wird mit Herrn Dr. Jarres? Oberbürgermeister im Amt ist immerhin erheblich mehr als Staatsminister außer Diensten. Die Blätter der Rechten haben eine verdächtige Formulierung gefunden; sie schreiben über Jarres alle im Sinne des Zitates: „denn er war unser“. Sollte die Vergangenheitsform hier etwas zu bedeuten haben? Im ersten Wahlgang war Herr Jarres der beste Deutsche. Logischerweise war er im zweiten Wahlgang der zweitbeste Deutsche. Darf sich die Republik einen solchen Mann entgehen lassen? Es gibt zwar nur einen Reichspräsidenten, aber Präsidenten gibt es im Vaterland der Vorgesetzten, in der Heimat der Titel und Orden eine ganze Masse. Man könnte irgendein Reichsamt freimachen. Schließlich gibt es Posten als Staatspräsident. Aber die Länder in ihrem partikularistischen Größenwahn werden nicht damit zufrieden sein, ein Staatsoberhaupt zu haben, das zum Reichsoberhaupt nicht ausgereicht hat. Vielleicht ließe sich das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Irgendwann wird die rechteste Rechte den Schein vorweisen, auf Grund dessen sie zur Wahlhilfe requiriert worden ist. Auf diesem Schein steht „Stresemann“. Man könnte am Ende unter gegenseitigen Dankesbeteuerungen miteinander tauschen. Schon oft ist der Tausch das beste Hilfsmittel einer reibungslosen Liquidation gewesen. Die Leitung der auswärtigen Politik ist für den zweitbesten Kerndeutschen gerade gut genug. Welches Programm wäre schlagender und überzeugender als das von Dr. Jarres? Es stammt aus seinem letzten Telegramm an den Reichsblock und heißt kurz und bündig: „Es kann mir nicht zugemutet werden, den Dingen weiter passiv zuzusehen.“

Für die Auswüchse der Wahlpropaganda paßt ein altes Wort aus einem Ehekonflikt: „Ueber Geschmack läßt sich nicht streiten; Du hast eben keinen!“ Die Zänkereien über die Auslandskredite auf der linken Seite und der Empfang der ausländischen Journalisten in Hannover auf der rechten; die Friedensschalmeien der Kriegshetzer rechts und die Kriegsdrohungen der Pazifisten links — schön war's nicht. Aber den Höhepunkt der Geschmacklosigkeit erklomm doch der Außenminister Stresemann mit seinem Bulletin über die außenpolitischen Gefahren der Kandidatur Hindenburg. Die Kunst des Einerseits-Andererseits war bewundernswert. Diese Verlautbarung war für jeden Wahlausfall

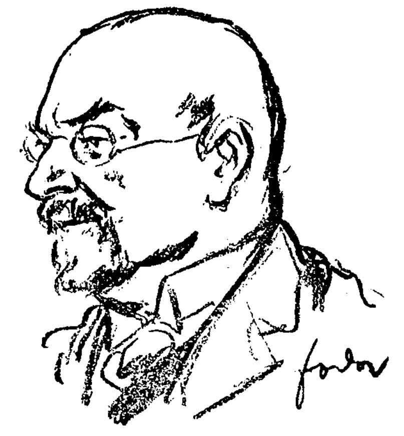
geeignet; in ihrem Wortlaut konnte man nach Belieben herummanschen, um die Hände hinterher in Unschuld zu waschen. Aber das Sowohl-als-auch des Herrn Stresemann, was wir so oft zu bewundern Gelegenheit hatten, war diesmal kläglich. Daß ein deutscher Außenminister die Oeffentlichkeit darauf aufmerksam macht, die Kundgebungen des Volksblocks zur großdeutschen Frage hätten ebenfalls im Ausland zu Bedenken Anlaß gegeben, ist ein starkes Stück. Zwischen dem großdeutschen Programm der deutschen Republik und den kleindeutschen Gefahren, die hinter Hindenburg auftauchen, ist ein gewaltiger Unterschied. Seitdem am 2. September 1919 Herr Clemenceau als Präsident der Friedenskonferenz von der deutschen Regierung verlangte, daß sie den Artikel 61 Absatz 2 der Reichsverfassung außer Kraft setze, durch den dem Vertreter Deutschösterreichs eine beratende Stimme im Reichsrat verliehen wurde, ist es erst recht eine selbstverständliche nationale Aufgabe geworden, an dem Anschlußgedanken festzuhalten. Die Friedensverträge selbst haben ja für seine Verwirklichung auf dem Umwege über den Völkerbund die völkerrechtliche Möglichkeit offengelassen. Der Wunsch, eine solche Chance der Völkerbundspolitik auszunutzen, ist wohl nicht mit den Gefahren einer Sabotage von Völkerbund und Frieden zu vergleichen, wie sie die Wahlmacher Hindenburgs oft genug angedroht haben. Herr Stresemann hat sich in der Osternummer der Neuen Freien Presse ganz anders ausgesprochen. Wir wären froh, wenn er den Zwiespalt seiner Aeußerungen durch eine neue Erklärung überbrücken würde. Er könnte zum Beispiel, ohne irgendeine zartfühlende Seele des Auslandes zu verletzen, einmal darauf aufmerksam machen, daß Deutschland auch deshalb in den Völkerbund eintreten muß, um Anschlußpolitik zu treiben.

Kurz nach der Präsidentenwahl von 1849 ging ein Spottvers in Paris um, den Moritz Hartmann in der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" wie folgt übersetzt:

Wollt ihr den Ruin,
wählt Lamartine.
Wollt ihr das reiche Bürgerpack,
wählt Cavaignac.
Wollt ihr euch leeren lassen die Taschen,
wählt Rastaril mit Kampferflaschen.
Wollt ihr die Armen lassen leben,
müßt ihr Nebru die Stimme geben.
Doch wollt ihr eine bloße Standarte,
wählt Louis Napoleon Bonaparte.
Sie haben die bloße Standarte gewählt —
o Volk, wie tief bist du gesunken!
Du hast gesprochen — doch wie Proudhon erzählt,
du warst, als du sprachest, betrunken.

KONRAD HÄNISCH

In Wiesbaden ist, noch nicht fünfzig Jahre alt, Konrad Hänisch gestorben. Er war, zuletzt Regierungspräsident, in verhältnismäßig jungen Jahren weißhaarig und milde geworden. Als junger Kerl war Konrad Hänisch an Parvus und der Luxemburg Seite einer der Wildesten am linken Flügel der Partei. Der Krieg brachte sein unterirdisches Deutschtum ans Licht, der Antirevisionist begann sich zu revidieren. Aus dem Wildesten wurde der Mildeste. Er, der aus dem schwärzesten, nicht aufzuhellenden Teil Deutschlands, aus Pommern stammte, geriet freilich nie in Gefahr, sich den Patentpreußen anzuschließen, denn er hatte sie von Kind auf in der Nähe gesehen, zu Hause in Greifswald, bei dem Onkel, dem stockkonservativen Grafen von Schwerin-Löwitz, der später als Präsident des preußischen Landtags dem Neffen Konrad das Wort zu erteilen hatte.



Konrad Hänisch

Als die wehrfähige Nation 1914 auf den Beinen stand, da begriff Hänisch, daß es ein Unsinn sei, wenn die stärkste Partei im Staat sich staatsfeindlich fühle. Das alte Hohnlied vom Staat, der in Gefahr ist, war historisch geworden. Der Staat, so sagte Hänisch sich und seinen Genossen, der Staat, das sind ja wir selber. So wurde er einer der ersten, die nach dem Kriege zupacken wollten und konnten. Er wurde preußischer Kultus- und Unterrichtsminister, aber nur ein halber. Zur anderen Hälfte war der lustige Zwischenrufer Adolf Hoffmann bestellt. Der gute Hoffmann war, kaum in das Ministerium eingezogen, fest entschlossen, den lieben Gott sofort abzuschaffen, Hänisch saß ein Stockwerk höher und versuchte lieber langsam das gar nicht leichte Spiel auf der ministeriellen Klaviatur zu erlernen. Hoffmanns radikale Herrlichkeit hat in dem Hause Unter den Linden nicht die kleinste Spur zurückgelassen, sogar der liebe Gott lebt noch in allen Schulbüchern. Aber Hänischs leise waltende Hand hat immerhin in einigen Ressorts den Staub fortgewischt. Allmählich fand Hänisch auch besonnene, dauernde, listige Helfer. Er hat den Herrn des Ministeriums, den konzilianten Herrn Becker, für alle Zeiten eingepflanzt. Große Dinge sind freilich nicht geschehen. Schulreformen, zu denen Hänisch freudig gewillt war, sind nicht zustande

gekommen, teils weil die Eltern und Elternräte versagten, teils weil die herangezogenen Schulreformer Schwarmgeister und papierne Rhetoren waren. Hänisch, wie alle Sozialisten, die zur Macht kamen, in der entscheidenden Stunde ohne frische tatfähige Helfer, mußte sich damit begnügen, dem Ansturm der rasend gewordenen nationalistischen Schulmeister zu widerstehen. Vielleicht war seine milde, auch den Gegner erfassende Natur aus etwas zu weichem Stoff gemacht, als daß er das neue „Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung" nicht nur dem Namen nach, sondern auch im Innern umzubauen vermocht hätte.

War Hänisch weich, so war er doch auch zähe, wie sich's für ein pommersches Kind gehört. Nie ist dieser tolerante Zuhörer innerlich schwankend geworden. Von den Trivial-Sozialdemokraten unterschied ihn eine zuweilen rührende Neigung zu dichterischen Menschen. Hänisch hat dafür gesorgt, daß der schlesische Lehrer Hermann Stehr vom preußischen Staate richtig eingereiht wurde, Hänisch hat, als Erster, das staatliche Dankbarkeitsverhältnis zu Gerhart Hauptmann hergestellt. Aber sein grundgütiges Wesen hat ihn zuweilen kritikunfähig gemacht. Je weißer sein Haupt wurde, desto milder wurde Hänisch. Er ist im „Tagebuch" zuweilen freundschaftlich verspottet worden, ihn traf gerade dieser leise Spott aus nächster Nähe, dennoch wurde er nicht bitter, nach jedem Angriff drückte er die Hand des „Feindes" um so kräftiger.

Hänisch, der Pommer, wirkte zuletzt in Wiesbaden. Er fühlte sich auch in Westdeutschland zu Hause, weil er den Deutschen in allen Spielarten geliebt hat. Er war einer der ersten Anschlußpropheten, weil er Oesterreich liebte, er war in den schlesischen Bergen zu Hause, ihn zog es zu den leicht romanisierten Rheinländern, er verstand die beseelte Wortkargheit des Friesen. In der breiten Brust dieses fünfzigjährigen Jungen fand Groß-Deutschland Platz. Er war glücklich in dem ewigen Durcheinander seiner unaufgeräumten Seele. Ja, dieser arme Konrad war ein reicherer Mann als er selbst wußte.

Die Geschichte hat Verzeihung für alle Irrtümer, für alle Ueberzeugungen, sie hat keine für Ueberzeugungslosigkeit.

■

Gegen das Interesse hilft kein Disputieren.

Ferdinand Lassalle.

Während man sich in Deutschland über alle möglichen Fragen entzweit, fangen einige Tatsachen an, sich als fraglos herauszustellen.

Die starre Haltung der Obersten Heeresleitung gegenüber der Juli-Resolution und in der Kriegszielfrage überhaupt hat es verhindert, daß rechtzeitig Friedensverhandlungen angebahnt werden konnten. Hindenburg hat mit seinem Namen und seiner politischen Einsicht das Verhalten der Obersten Heeresleitung gedeckt. Er hat also — wenn auch nicht allein — Deutschland um die Friedensmöglichkeit vor der völligen Niederlage gebracht. Die Veröffentlichungen des Untersuchungs-Ausschusses der Nationalversammlung und des Reichstages enthalten dafür das dokumentarische Belegmaterial.

Dann kam die militärische Katastrophe — von der Heeresleitung ausdrücklich als solche anerkannt; denn die militärische Führung war es, die auf rascheste Einleitung der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen drängte. Der letzte Trumpf, der Schein eines Restes von Stärke mußte drangegeben werden. Mit Zustimmung der Obersten Heeresleitung, für die Hindenburg damals bereits ohne Ludendorff zeichnete, wurde der durch das Drängen der Militärs unaufschiebbar gewordene Waffenstillstand unterschrieben. Wenn auch Zivilnamen darunter stehen — er war das Ende des Werkes der Obersten Heeresleitung, aus dem er hervorging. Das alles steht unwiderleglich in dem Weißbuche über die Vorgeschichte des Waffenstillstandes.

Damit war die Niederlage besiegelt. Der Generalstab des Feldheeres hat nicht nur seit Villers-Cotterets die Schlachten des Jahres 1918, er hat den Feldzug dieses Jahres und damit den Krieg verloren. Chef dieses Generalstabes war unangezweifelt Hindenburg. Er selbst hat es im Gegensatz zu seinen Freunden, die den Krieg lieber in Unehren, unanständig und hintenherum verloren haben wollen — sie nennen es Dolchstoß —, sehr gut begriffen, daß Deutschland in Ehren, anständig und an der Front besiegt worden ist. Er hatte im wesentlichen die Pflicht des geschlagenen Feldherrn daraus entnommen, zu schweigen.

In diesem Schweigen ergab sich klarer als vorher in dem Geschrei der Lobhudler und Anbeter die menschliche Gestalt Hindenburgs: von knorrigem, alten Adel, schwerfällig im Aeußeren und Inneren; ganz getragen von dem Vorrecht seiner Kaste, Offizier zu sein, dem Vaterland zu dienen und es zugleich zu bedeuten. Nach einer tadellosen Soldatenlaufbahn wurde Hindenburg schon 1911 zur Ruhe gesetzt, dann 1914, wie die Kameraden es nennen, wieder ausgegraben. Aber doch spätestens 1917 war er so weit, daß er nach übereinstimmendem Urteil seiner Aufgabe nur noch repräsentativ, nicht mehr tatsächlich gewachsen war.

So raste das Unglück Deutschlands an einem alten unbeweglichen Manne vorüber, der ihm nicht einmal mehr ausweichen konnte. Der Teilnehmer an drei Kriegen hatte nur noch das Abwehrmittel, die Stellung zu halten. Er hielt sie, völlig unpolitisch, fern allen taktischen Künsten, gerade und einfach, Feldherr und Landsturmmann in einem, und in allem nur Soldat. Politik hatte er nie betrieben; dafür hielt sich ja sein Kaiser Minister und Abgeordnete. Könnte man überhaupt seine politische Ansicht bezeichnen, so müßte man sie primitiv-monarchisch nennen, entsprechend dem Wesen seiner Kaste, die sich leiten lassen muß, wenn sie leiten will, und für die das als Leistung gilt. Als es keinen Kaiser mehr gab, hielt Hindenburg seinem obersten Kriegsherrn die Treue, vielleicht auch dem König von Preußen oder dem Markgrafen von Brandenburg — eine menschliche Treue, die nur politisch wirkte, weil sie äußerlich parteipolitischen Schlagworten entsprach.

Man muß es offen sagen: diesen kaisertreuen, kriegerischen, greisen Uradligen, diesen unpolitischen, unvorsichtigen, geschlagenen Feldherrn haben sich mehr als 14½ Millionen Deutsche von der Republik zum Präsidenten gewünscht. Gewiß, er hat die Tatsachen seines Lebens durch einige Erklärungen seines Wahlaufrufes verwischen sollen. Denn Millionen Stimmen hätte er nicht erhalten, wenn er sich nicht trotz Kaisertreue auf den Boden der Verfassung gestellt und die Heiligkeit des Rechtes betont hätte; wenn er nicht trotz Kriegertum den Krieg abgelehnt und die friedliche ruhige Arbeit gefordert hätte; wenn er nicht trotz Uradel das Ansehen der Person, der Herkunft und des Berufsstandes verworfen und den sozialen Frieden verheißen hätte; wenn er nicht aus der Not seines Alters die Tugend seines steifen Glaubens an die Ordnung statt an den plötzlichen Umschwung der Dinge durch Krieg und Aufstand gemacht hätte.

Aber Millionen wären auch ohne all diese Zusicherungen aus dem Wortschatz demokratischer Realpolitiker bereit gewesen, Hindenburg zu wählen. Denn Republikaner sind noch sehnsüchtiger nach Heldenverehrung als andere. Den Helden Hindenburg haben weder die deutschnationalen Wahlpropagandisten gemacht noch die Schmocks aus dem Kriegspresse-Quartier; auch seine körperliche Größe oder geistige Bescheidenheit sind daran ziemlich unbeteiligt. Die Schlacht bei Tannenberg ist nur der Anlaß; geschaffen ist der Held aus der Sehnsucht und Eigenliebe eines halben Volkes, das sich selbst verloren hatte und nun, um sich wieder zu finden, seine erkannten Tugenden und unerkannten Fehler auf eine bereite und breite Gestalt häufte, getäuscht und doch unenttäuschbar, wie der Liebende, der phantasiert, weil er blind gemacht ist.

Außerdem gefällt einem Volk, das mit Wollust unselbständig ist, keiner stärker, als wer nicht ihm vorangeht, sondern selbst

nur einem Kaiser folgt und an Gott glaubt. Es vergrößerte Hindenburgs Ruhm, daß der Zufall ihm die Zügel führte, als er ins Feld ritt. Hindenburg ist von all denen gewählt worden, die endlich einmal wieder das Gefühl haben wollten, daß es „da oben im Staat“ von alleine geht; die regiert sein wollten, statt mitzuregieren. Seine Wähler sind es, denen es nicht paßt, Wähler sein zu müssen. Sie brauchen den treuen Ekkehard, wie die kleinen Kinder ihren Schutzengel. Devise: „Er hat so manche Nacht für uns die Wacht gehalten . . .“ Daß Nachtwachen nicht mehr seine Sache ist, schadet nichts. Polizeistaat mit Nachtwächter-Romantik: das ist die bisher noch unentdeckte Spielart, zu der die Anti-Republikaner die Republik züchten möchten.

Geht es schon dabei nicht ganz ohne Wunderwesen ab, so erst recht nicht in folgendem: Hindenburg ist die Flucht vor der Gegenwart in die Vergangenheit; und zwar gleich in einer Form, da er ja eigentlich noch zum Zeitalter Wilhelms I. gehört. Seine Wahl ist der Ausdruck des rührenden Glaubens, daß die Geschichte seit 1918 eigentlich nicht wahr ist, und daß sich der Irrtum noch herausstellen muß, mag er nun beim lieben Gott oder sonstwo liegen. Als Deutscher hat man das Seine dafür zu tun, alles ungeschehen zu machen. Daß der Vogel Strauß seinen Kopf in den Sand steckt, um ungesehen zu bleiben, soll Jägerlatein sein. Daß die Deutschen einen alten General wählen, um „im Felde unbesiegt“ zu sein, ist leider nicht nur Zeitungsdeutsch. Sicher träumen heute nur dumme Jungen von Revanche an Frankreich. Aber daß trotzdem die Wahl Hindenburgs ein Racheakt war, sieht man aus mehr als einem Zeichen. Dies Gefühl der Vergeltung ist zwar völkisch auch im guten Sinne. Aber da ihm keine Taten folgen können, wird es krank.

Krankheit ist der eigentliche Kern dieser ganzen Wahl: vergeblicher Kampf eines Kranken mit den Ansprüchen der Wirklichkeit, Verdrängung des aus dem Erlebnis der Niederlage entstandenen Minderwertigkeitsgefühls, Ueberkompensation durch ein Heldengehabe, für das Hindenburg nur Symbol ist. Nervöse Schwäche vor den Aufgaben der Gegenwart, der man durch die Flucht in die Erinnerungen einer gewissermaßen kindlichen Vergangenheit ausbiegt. Ein großer Teil des deutschen Volkes will einstweilen politisch gar nicht mündig werden. Er konstruiert sich jene kindliche Situation immer wieder, die ihm erlaubt, andere für sich handeln zu lassen, unreif und jungenhaft zu sein. Zugleich aber spiegelt er sich selbst in dem Bild seines Helden und schafft sich so jene traumähnliche Möglichkeit, an sich selbst zu glauben, groß, stark und gut zu sein, wieder nach oben zu kommen, den Lebenskampf zu gewinnen, was in der Wirklichkeit nicht gelingt.

Hindenburgs Wahl ist die Folge all der Verletzungen aus der Kriegs- und Nachkriegszeit, denen Deutschland preisgegeben war; gerade weil er den Krieg verloren hat, ist er der geeignete Träger

für die Wahnidee vom „eigentlichen Sieg“. Denn wenn nicht anerkannt wird, daß er besiegt ist, dann ist vielleicht die ganze Niederlage nicht wahr. Eine Präsidentenwahl als Hilfsreaktion eines halben Volkes auf eine schwere traumatische Neurose! Diesen seelischen Tatbestand haben alle die nicht genug beachtet, die mit der Wahl Hindenburgs nicht gerechnet haben. In den Wahlartikeln und Wahlaufrufen des Rechtsblockes wird der Psychiater zahllose Beispiele für die typische Haltung des Neurotikers finden; die Wahl Hindenburgs ist ein Beitrag zur Psychopathologie der Politik.

Den Beteiligten sind solche Zustände unbewußt. Sie ins Bewußtsein zu heben, ist die Aufgabe des Arztes. Diese Heilmethode wird ganz von selber die Zeit anwenden. Denn ebenso, wie sich manche Volkskreise mit Hilfe Hindenburgs auf ihre guten Kräfte besinnen könnten, wie auf dem Umwege über ihn konservative Fähigkeiten für die Aufgaben des neuen Staates gewonnen werden könnten — das sind freilich nur Hoffnungen —, so könnte die Nutzanwendung der von Deutschland selbst erfundenen psychotischen Konstruktion auf seine innere und äußere politische Lage jene Analyse vorbereiten, aus der erst die Selbsterkenntnis und dann das Verständnis für eine gesunde nationale Lebenstechnik entstehen würden.

Zunächst freilich wird es gelten, mit einer Fülle unmittelbar drohender Gefahren fertig zu werden. Wenn auf dem Umweg über diese Präsidentenwahl die Arbeiterschaft wieder gegen den Staat gehetzt wird, — wenn das Ausland die deutschen Träume mißversteht und als Wirklichkeiten nimmt, — wenn Kurpfuscher die Hysterie eines durch jahrelange Psychosen geschwächten Volkes weiter erpresserisch mißbrauchen: dann ist es zur Selbstbesinnung bald zu spät, und statt die Stufen der Genesung beschreibt die Krankengeschichte den unaufhaltsamen Verfall.

Wenn nicht eine totale Umwandlung unserer Presse eintritt, wenn diese Zeitungspest noch fünfzig Jahre so fortwütet, so muß dann unser Volksgeist verderbt und zugrunde gerichtet sein bis in seine Tiefen! Denn ihr begreift: wenn Tausende von Zeitungsschreibern, dieser heutigen Lehrer des Volkes, mit hunderttausend Stimmen täglich ihre stupide Unwissenheit, ihre Gewissenlosigkeit, ihren Eunuchenhaß gegen alles Wahre und Große in Politik, Kunst und Wissenschaft dem Volke einhauchen, dem Volke, das gläubig und vertrauend nach diesem Gifte greift, weil es geistige Stärkung aus demselben zu schöpfen glaubt, nun, so muß dieser Volksgeist zugrunde gehen und wäre er noch dreimal so herrlich! Nicht das begabteste Volk der Welt, nicht die Griechen, hätten eine solche Presse überdauert! . . .

Ferdinand Lassalle.

Entgegnung auf Heinrich Simon „Steine des Anstoßes in Werfels Verdi-Roman“, „Tage-Buch“ vom 28. März 1925.

Die Lehrer gehen uns im Leben nicht aus. Und je älter man wird, desto unnachsichtiger werden sie. Einer von diesen Lehrern — oder muß ich sagen ein Herr Professor — hat die unglückliche Idee gehabt, meinen Roman „Verdi“ zu lesen. Der Gewinn dieser Lektüre sind zwei gehäufte Hände voll Druckfehlern, Schnitzern, Verstößen. Ich sehe es vollkommen ein, daß ein strenges Lehrerherz sich Luft machen muß. Wenn die Post mir ein mit roter Tinte durch und durch bestraftes Exemplar meines Buches gebracht hätte, wäre ich nicht erstaunt gewesen. Mein Lehrer hat aber eine andere pädagogische Methode gewählt. Er stellt mich vor der versammelten Klasse bloß, die Mitschüler freuen sich, und das „Tage-Buch“ „verlautbart“ der ganzen Anstalt den Tadelzettel mit der schlechten Sitten- und Fleißzensur: Leichtfertig!

Ich bin nicht umsonst acht Jahre lang Gymnasiast gewesen. Zerknirscht und bußfertig nahm ich Tadel und Sündenverzeichnis entgegen. Ein Schüler hat immer ein schlechtes Gewissen. Zwar hatte ich monatelang zehn bis fünfzehn Korrekturen meines „Verdi“ gelesen, aber mich beschäftigte allzusehr der reine Text, als daß ich des graphischen und orthographischen Teils ganz sicher hätte sein können. Außerdem haben Korrektoren und gebildete Setzer die imprimierten Bogen noch verbessert, indem sie bei Ghibellinen das h kassierten und es nicht für möglich hielten, daß in irgendeiner Sprache „Dramma“ mit zwei m geschrieben werden könne. — Mein Manuskript steht übrigens jedem Lehrer und Professor zur Verfügung, der meine Kenntnisse in der Orthographie zensurieren will. — Ich war mir also sehr schmerzlich bewußt, daß im „Verdi“ mancher Fehler stehengeblieben ist, gleichgültig, ob mich die Schuld trifft oder nicht.

Ich ging nun Punkt für Punkt das Sündenverzeichnis im „Tage-Buch“ durch. Und siehe! Es erfolgte ein schwerer Zusammenbruch meines festen Autoritäts- und Lehrerglaubens. So hart es mir wird, ich muß vergessen, daß ich ein Schüler bin. Es bleibt mir nichts anderes übrig, als meinen Lehrer beim Ohr zu nehmen, vom Katheder herunterzuführen und in die Bank zu schicken.

Denn Heinrich Simon! Das Vorrecht eines S c h ü l e r s ist es, Fehler zu machen, ein L e h r e r darf sich nicht irren, sonst wird er lächerlich. Ich will Ihnen nun ein paar Stellen vorhalten, wo Ihnen Ihre Unkenntnis den Streich gespielt, den Sie mir versetzen.

Erstens: Seite 339: „V a p e n s i e r o, s u l l ' a l i d o r a t e“. Statt auf ihr Italienisch zu vertrauen, hätten Sie in eine Biblio-

thek gehen müssen, wie es sich für einen strengen Philologen schickt. Dort hätten Sie gewiß die Erstausgabe von Verdis „Nabucco“ (im gemeinschaftlichen Verlag von Diabelli, Wien, und Ricordi, Mailand) vorgefunden, die auch ich besitze. Sie hätten sich leicht davon überzeugen können, daß der berühmteste Freiheitshymnus des Risorgimento so lautet, wie ich ihn zitiere und wie er von allen Biographen, von Pougin bis Bragagnolo zitiert wird.

Zweitens: Seite 223 „Particello“.

Ich würde, Herr Professor, an Ihrer Stelle das Wörterbuch oder Ihren musikalischen Gewährsmann gründlich durchfallen lassen. Jeder Notenkopist kann ihnen sagen, daß Particello weder ein Teilchen (Partikel) bedeutet, noch auch Partitur bedeuten soll, sondern eine Partiturskizze vorstellt, in der die einzelnen Instrumentalstimmen noch nicht alle getrennt geführt sind.

Drittens: Seite 233 „Cartellone“.

Sie besitzen aber einen Judas von Wörterbuch. Cartellone, das ist weder ein überflüssiger Bildungsausdruck noch auch ein großes Plakat. Es ist der unübersetzbare Terminus technicus fürs Repertoire-Programm einer Stagione. Ich schildere das italienische Theaterleben. Wenn ich eine napoleonische Kavallerieschlacht schildern würde, müßte ich ebenso die gemäßen Fachausdrücke gebrauchen, auch auf die Gefahr hin, daß Sie wieder Ihr Wörterbuch zu Rate ziehn.

Viertens: Seite 43 „Quadratur der Arie.“

Sie sagen: „Musiker, die ich befragte, stehen dieser Quadratur ebenso verständnislos gegenüber wie der Quadratur des Kreises“. Zurück mit ihnen ins Konservatorium! Sonst wüßten sie, daß diese Quadratur ein berühmtes Hauptargument der Aesthetik gegen die italienische Musik im vorigen Jahrhundert war. Sie wüßten, daß Quadratur der Arie ein Begriff ist, mit dem Richard Wagner in seinen Schriften immer wieder polemisiert. Wer aber mein Buch nicht nur korrigiert, sondern auch gelesen hat, weiß es ohne alle Wissenschaft.

Fünftens: Seite 59 „Symphonien in Echo“, „Andrea Vigliarte“.

Muß ein armer Schüler den Professor die Quellenforschung lehren? Es gibt auch andere Kompendien als Riemann. Bei Fétis oder Ambros hätten Sie entdeckt, daß der italienisierte Willaert so heißt, wie ich ihn nenne, und daß es nicht meine Schuld ist, daß obgenannte Symphonien von einem großen deutschen Gelehrten also betitelt werden.

Sechstens: Seite 298 „seellos“.

Zeitgenossenschaft gibt Ihnen das Recht, mir Ihr richtiges Sprachgefühl vorzuhalten. Ich ergreife entsetzt die Flucht zu den Klassikern. Nehmen Sie Hölderlins Gedichte zur Hand, Herr Professor! Ich zitiere aus dem Gedächtnis:

„Nicht gut ist es seellos . . . . zu sein“.

Seellos! Nicht seelenlos, niemals seelenlos, auch in der nächsten und übernächsten Auflage nicht!

Siebentens: Seite 496 „Bacht".

Jede süddeutsche und österreichische Bäuerin kennt das Wort. Bacht nennt man den Inhalt der Backröhre, Brot oder Gebäck während es gar wird. Duft und Wärme des frischen Backwerks steigt von diesem Wort auf; darum auch gebrauche ich die wenig gebräuchliche Bildung. Das rührt aber schon ans Geheimnis der poetischen Sprache, das ich einem deutschen Professor nicht zu verraten wage.

* * *

Diese Reihe der groben Fehler meines Lehrers könnte ich beliebig fortsetzen. Für uns Schüler haben einst fünf in einer schriftlichen Arbeit genügt, um durchzufallen. Ich aber will nur aus dem kleinen Unfall eines Schulmeisters die Lehre ziehn:

„Unselig sind, die am Worte hängen. Ihnen ist der Sinn nicht gegeben"

und

„Die Ordnungssucht der Pedanten ist nichts als eine exakte Art von Verwirrung".

PROFESSOR HEINRICH SIMON

ANTWORT

Werfel pocht auf sein Schülerrecht, beliebig viele Fehler zu machen und dazu noch — unartig zu sein. Es sei ihm also feierlich bestätigt: er darf so liederlich Korrektur lesen, so schlechtes Deutsch, so falsches Italienisch schreiben, wie er will, seinen Ambros und anderes falsch zitieren und sich mit unverstandenen Fremdwörtern und unbekannten, auch dem gebildeten Leser nicht verständlichen Ausdrücken zieren. Es fehlt an Raum und lohnt auch nicht, auf die sehr anfechtbare Antikritik einzugehen, in der Werfel nach beliebter Methode einige wenige Punkte seiner Stellung zu behaupten versucht, die meisten und gröbsten Fehler aber in der Versenkung verschwinden läßt, um dann so zu tun, als sei ihm groß Unrecht widerfahren. Er stempelt den unbequemen Kritiker als Pedanten ab, der, unfähig ein Kunstwerk zu würdigen, es zu einer öden Schnitzerjagd mißbraucht, und übersieht dabei geflissentlich, daß ich den Wert seines Buches ausdrücklich anerkannt und den Wunsch hinzugefügt habe, es künftig von den „kleinen Flecken, die es entstellen" gereinigt zu sehen.

Unser Patient gibt also wenig Hoffnung. Nicht etwa, weil er sich selbst aufgäbe, „seinen Lebenstrieb sabotierte", wie er im Vollbesitz des „Geheimnisses der poetischen Sprache" einmal so schön sagt. Im Gegenteil, er hält sich für völlig gesund, schiebt die bittere Medizin spöttisch beiseite und wirft dem Arzte einige Grobheiten an den Kopf. Ob er die verachteten Pillen nicht doch mit

einigem Nutzen geschluckt hat, wird die nächste Auflage des „Verdi“ zeigen. Zu der Einsicht, daß meine positive Kritik am Ende sogar ein wenig den Dank des Autors verdient hätte, reicht es bei ihm offenbar nicht. Ich habe ihn überschätzt — es tut mir leid — es soll nicht wieder vorkommen!

EIN DRAMATISCHER ANFÄNGER

WIE WERDE ICH AUFGEFÜHRT?

Liebe Braut! Leider kann ich Dir noch immer nicht den Aufführungstag meines Erstlingswerkes melden. Das einzige, das bislang fest steht, ist dies, daß es angenommen ist. Aber diese Freudenpost hatte ich Dir ja bereits vor zwei Monaten zu verkünden. Der Tag der Uraufführung ist heute noch ebenso unsicher wie damals. Vor kurzem entschloß ich mich, des langen Wartens müde, zu einer Drohung. Ich begann meinen Feldzug mit einer Notlüge. Das Nationaltheater in Weimar, so stammelte ich, habe Interesse für mein Stück und wolle es zur Uraufführung erwerben, Nachträglich muß ich als wahrheitsgetreuer Stratege zugestehen, daß dieser erste Ausfall von mir ein glatter Schlag ins Wasser war. „Schön! Dann überlassen Sie Weimar Ihre Tragödie. Es wird uns sehr beachtenswert sein, was die Provinz zu Ihrem Werk sagt. Wenn es dort ein großer Erfolg wird . . . .“ „Aber Berlin braucht doch nicht erst die Entscheidung der Provinz abzuwarten. Das ist doch früher nie der Fall gewesen. Berlin ging doch wie im meisten auch in den Bühnendingen dem ganzen Reich voran“, erkühnte ich mich zu deklamieren. Man beachtete mich und meine Ergüsse gar nicht, sondern sah an mir mit jenem abschätzigen Blick vorüber, den man hier an einem Dichter entlang zu schleudern beliebt, der noch nicht akkrediert ist oder, genauer ausgedrückt, von dem man sich noch nicht totsicher große Einnahmen versprechen kann. Da ich einsehen mußte, daß meine vorgetäuschte Drohung ziemlich wirkungslos verpufft war, sann ich auf neue Mittel und Wege, mein Stück durchzudrücken. Der mir wohlgesinnte Dramaturg, der mich und mein Werk angebracht hat — weißt du, der, der immer die Postkarten an Dich mitunterschreibt — riet mir, ich möchte mich doch gewandt an einen berühmten Spauspieler oder an eine anerkannte Darstellerin herandrängeln, um mit ihrer Unterstützung Dampf hinter die Sache zu bringen. Ich habe dann auch manche Stunden im Kaffeehaus, wo B. und W., zwei sehr beliebte Schauspieler, verkehren, verbracht und sie für mein Stück zu gewinnen versucht. Auch bin ich oft und lange genug um die hier über alles Maß gefeierte Bergner herumscharwenzelt und habe sie — fürchte übrigens nichts für mein Herz, sie ist spröde wie Johanna von Domrémy! — in Artigkeiten und Lobsprüchen ersäuft, wobei ich sie ständig auf die Bomben-

rolle in meinem Stück und auf den riesigen Erfolg, den sie damit erzielen würde, aufmerksam gemacht habe. Doch auch auf diese Weise, die mich manchen schönen Tag gekostet hat, bin ich nicht weiter gekommen. Ich habe einzig dabei die Erfahrung gewonnen, daß Mimen männlichen wie weiblichen Geschlechts — nirgends ähneln sich die Geschlechter nebenbei bemerkt mehr als in diesem Beruf — so biegsam wie Weiden sind und von jedem Windchen, jedem Wörtchen, das man ihnen zuträgt, beeinflußt werden. Es braucht nur einer nach Dir zu kommen, der auf sie losredet, die Rolle, die Du ihnen soeben eingeschwätzt hättest, sei faul und unsicher und werde ihnen nur Schaden bringen, und sofort werfen sie Dir mehr oder weniger liebenswürdig Deine Brocken wieder vor die Füße. Da sie selbst meist nicht das geringste künstlerische Urteil haben, so hält es bei solcher Unsicherheit natürlich sehr leicht, ihnen etwas madig zu machen und auszureden, zudem sie, auf dem schwankenden Boden der Volksgunst lebend, recht mißtrauisch und argwöhnisch geworden sind, wie denn auch der Aberglaube nirgends mehr als unter ihresgleichen verbreitet ist. Kommt hinzu, daß bei uns die wenigsten Schauspieler überhaupt viel zu sagen haben. Selbst der Einfluß der prominentesten Herren oder Damen bei ihren Talentpächtern ist in der Regel nicht sehr stark. Diese ihre Direktoren, die den Vorschlag eines Mimen oder einer Schauspielerin von vornherein mit einem anzweifelnden Lächeln quittieren, suchen die Stücke und ihren Leuten die Rollen aus und wissen ihnen allmählich schon Lust und Laune dafür einzuflößen.

Nachdem ich mich auf diesem zweiten Wege meinem heißersehnten Ziel, mein Stück endlich zur Aufführung zu bringen, ebensowenig genähert hatte, beschloß ich, nunmehr doch die dritte Möglichkeit zu erschöpfen. Auf diese brachte mich der Intendant selber, als ich ihn mühsam wieder einmal nach einer Premiere, die natürlich unbedingt noch vor der meinigen eingeschoben werden mußte, zu packen kriegte. „Machen Sie sich doch an die Kritik heran!" unterbrach er ziemlich brüsk meine Jeremiaden. (Ach! Die Manieren, liebes Kind, haben sich auch beim Theater in Deutschlands republikanischer Zeit nicht verbessert.) „Haben Sie denn Kerr oder Jhering schon Ihr Stück zugeschickt? Wenn wir eines dieser beiden sicher wären — denn zu zweien gehen ja die beiden Brüder schon aus Eigensinn nie konform! —, so könnte man das Experiment mit Ihnen eventuell leichter riskieren." Natürlich hatte ich bereits geschickt. An alle beide. Die zwei einzigen in Leder gebundenen Bücher meines Dramas. Das erste Buch besitzt Du ja. Allerdings, ein Wort des Dankes oder auch nur der Empfangsbestätigung seitens der beiden Kritiker war bisher nicht erfolgt. Als ich unglücklicherweise meine Verwunderung darüber an jenem Abend mit dem Intendanten zum Ausdruck brachte, fuhr er mir sofort übers Maul. Ob ich größenwahnsinnig wäre? Die Herren

hätten doch wohl anderes zu tun als sich über jedes x-beliebige Buchdrama, das ihnen da unerbeten — das Wort unterstrich er bildlich dreimal mit Rotstift — zugesandt würde, mit einer anerkennenden Hymne auszuquatschen. „Verstimmen Sie mir und sich nicht nur noch diese beiden wichtigsten Herren durch Ihre Anmaßung", herrschte der Herr Intendant mich zum Schluß an. Mich, der ich nur zu äußern gewagt hatte, ob man nicht für das Geschenk eines kostbaren, in echtes, nicht in Spaltpilz-Leder gebundenen Buches ein kurzes Dankwort finden könnte.

Kerr und Jhering! Du ahnst nicht, mein teures Mädchen in unserm stillen Brunsbüttel, welch eine Bedeutung diese beiden Namen für diejenigen Jünglinge haben, die gleich mir verurteilt und entschlossen sind, durch das Dornengestrüpp des heutigen Theaterbetriebs zur Prinzessin Poesie vorzudringen, und ob sie auch zwischen den Stacheln hängen bleiben sollten. Wie Minos und Rhadamanthys als Prüfer über die Schatten richteten, die am Totenstrom landeten, so walten diese Allmächtigen über die junge Dramatikerbrut, die um den Lorbeer auf der Bühne ringt. Gleich unumschränkt und selbstherrlich. Man erzählt sich, daß vor Jherings Kritik das ganze Staatstheater bis zur Souffleuse und zum letzten Kulissenschieber erzittern soll, und daß er wie weiland Wilhelm der Zwote, der Schwungvolle, die ganze Richtung bestimmt, in der sich dies Theater zu bewegen hat. Ueber Kerr nur dieses zu Dir gesagt: „Eine gute Zeile von ihm über Sie im B. T. (sprich „Berliner Tageblatt"!), eine einzige nur!" flüsterte mir der Intendant am bewußten Abend noch als Ergänzung meiner Verhaltungsmaßregeln zu: „Und Sie sind ein gemachter, ein unsterblicher Mann." Und sein Kollege, der kleine Herr Direktor A., äußerte am gleichen Abend: „Wie schade! Ich mußte das entzückende englische Lustspiel nach dem zweiten Abend absetzen, weil Kerr es langweilig gefunden hat."

Du kannst Dir denken, meine Kleine, in welchen Cäsarenwahnsinn diese beiden Herren bei dieser außerordentlichen Bedeutung, die man ihnen hier beimißt, allmählich geraten müssen Denn auch der Bescheidenste müßte bei dieser ewigen Aufpumpung seiner seelischen Pneumatik schließlich so gebläht werden, bis er platzt. Gleichwohl habe ich mich aus Liebe zu meinem Werk an sie beide herangepürscht, was etwas verwickelt und bedenklich ist, da sie beide als Rivalen natürlich einander so spinnefeind sind wie Marius und Sulla. (Lies es bei Grabbe, Kind!) Es soll allerdings äußerst schwerhalten, sie zu einem lobenden Hinweis auf ein neues, noch nicht aufgeführtes Stück zu bewegen. Denn sie besprechen im allgemeinen nur das, was sie von Berufs wegen für ihre Zeitung zu rezensieren haben. Sie sind also keine Entdecker, sondern, es einmal hart auszudrücken! bloß kritische Registriermaschinen. Ueberhaupt wird es mir immer klarer, daß ihnen wie den meisten ihres Standes an der Kunst selber weit weniger als

an ihrer Machtstellung gelegen ist. Für sie und die Mehrheit ist die Theaterkritik nur ein Mittel, um ihre Kunstpolitik zu treiben und ihre Interessen oder wie man neuerdings schreibt „Belange" zu wahren und durchzusetzen. Das kann bei einigen wie bei Kerr zuweilen bis zur Führung einer bestimmten engen Hauspolitik gehen, als welche die viel verlästerte des habsburgischen Hauses — es ruhe in Madeira! — noch übertrifft.

Du fühlst vielleicht dunkel, mein gutes Mädchen, daß hierdurch das Verständnis für wahre Kunst, sofern es überhaupt vorhanden war, bei den Rezensenten immer mehr verkümmern und ersticken muß. Und das ist die große Entdeckung, die ich vor kurzem gemacht habe, eine Entdeckung, die leider weniger Aufsehen erregen wird als die Amerikas oder die Erfindung des Rotorschiffes. Aber eine Entdeckung, die mich nicht weniger bis ins Innerste erschüttert und aufgewühlt hat als meinen seligen Vorgänger Kleist die Berührung mit der Kantischen Philosophie oder dem Physiker Torricelli — Du brauchst ihn nicht zu kennen, Kleine! — die Auffindung eines luftleeren Raums. Ich habe nämlich entdeckt, daß die Leute, die professionell über Kunst schreiben und urteilen, im Grunde gar keine Beziehungen zu ihr haben. Es verhält sich mit ihnen so, als wenn ein Unmusikalischer ständig über Musik reden wollte. Er kann Dir das gescheiteste Zeug davon vorschnacken. Aber er hat von dem Fundament des Ganzen, von dem Melos nicht eine Ahnung. Er kann Dir das Ganze zergliedern und die Teile unter seine Lupe nehmen und die Schwächen herausschnüffeln. Aber es schwingt nicht mit ihm. Es durchzittert ihn nicht. Und von dem wahren Wesen einer Dichtung verspüren sie nichts, weil sie nichts davon in sich haben.

Ach, daß ich es Dir begreiflich machen könnte, meine Liebe, welch ein Empfinden mich peinigte, als ich dies einsehen mußte! Ich stand plötzlich vor einem luftleeren Abgrund, in den ich mich und mein Stück versinken sah. Ich mußte mir sagen, daß die Herren, die kraft ihres Gewerbes über mein Werk zu richten und zu schreiben haben, es gar nicht verstehen könnten. Sie würden bestenfalls Worte darum machen und daran vorbei reden. Den Kern meines Stückes, seine innerste Dichtung, seinen Zauber, seine Eigenart, seinen Hauch, seinen Puls, seinen Duft werden sie gar nicht riechen noch aufnehmen können, weil dies alles ihnen verschlossen ist, weil sie kein Organ dafür haben und weil sie nicht Geist von meinem Geist, noch Blut von meinem Blute sind.

Du magst Dir ausmalen, Du, die Du mir neben meinem Werk das Teuerste auf Erden bist, welch eine Verzweiflung diese Erkenntnis in mir angerichtet hat. Umgeben von einer kaltherzigen Klugheit, von einem vernünftelnden Egoismus, der roh seine Zwecke oder das Programm verfolgt, das er sich oder das andere ihm gestellt haben, komme ich mir in meinem Verzweiflungskampf

um die Aufführung meines Stückes fast schon wie ein verlorener Posten vor. Denn selbst wenn ich durchhalte, wenn ich Ellenbogenboxer und Bittsteller und Schmeichler und Speichellecker genug bin, die Einstudierung und Bühnengeburt meiner Dichtung durchzudrücken, welch ein Ziel winkt mir damit? Höchstens dies: Von einer berufsmäßigen Verständnislosigkeit besprochen und bestenfalls von ein paar Seelen außer der Deinen begriffen und was man so nennt geliebt zu werden!

Du siehst, mein Liebling, bei dem Trotz, in den ich mich täglich mehr hineinrede, mag es noch gute Weile haben, bis mein Drama das Rampenlicht erblickt. In der essigsauren Stimmung, in der ich mich befinde und wie ein Rollmops herumsiele, wächst auch weder die Lust noch die Geschicklichkeit, mich bei Herrn Kerr oder Herrn Jhering als den beiden für mich ausschlaggebenden Faktoren einzuschustern. Ich wüßte nur ein Mittel, meine Laune sofort zu verbessern und uns, das heißt Dir wie mir, den langen Brautstand zu versüßen, der Dir sonst wie Katharina Fröhlich, Grillparzers ewiger Braut, zu drohen beginnt. Laß uns nicht so sauertöpfisch und nicht so zimperlich sein wie diese beiden dummen Liebesleute! Nein! Laß uns zusammen den Trost genießen, den die weise und gütige Natur uns bereitet hat! Komm unter irgendeinem Vorwand hierher nach Berlin, wo wir gemeinsam in süßer Muße den Tag der Uraufführung meines Werkes erwarten wollen! Das eine hat Berlin vor Brunsbüttel voraus, daß man sich hier weniger um seinen Nachbarn bekümmert und ihm eher seine Freuden gönnt als in unserm Nest. Verheimliche Deinen Eltern diesen Brief und tu nach seinen Worten! Ich fordere dies als ein Opfer Deiner Liebe zu mir. Gemeinsam mit Dir will ich weiter diese Qual des Wartens, diese Erniedrigung des Schmeichelns ertragen. Versagst Du Dich aber mir in diesen Wochen meiner Leidenszeit, die sich leichthin noch zu Monaten ausdehnen können, so garantiert Dir für nichts mehr

Dein aufs äußerste getriebener, Dich noch mit ganzer Siedeglut seines Herzens liebender Dichter.

Wenn man einen natürlichen Stil antrifft, ist man ganz erstaunt und entzückt; denn man erwartete einen Autor und findet einen Menschen.

Pascal

WALTER MEHRING

LE HAVRE

(Dem Leuchtturmwächter von St. Adresse gewidmet)

Manchmal muß ich wissen, daß es das alles noch gibt,
— Und die Gotik wird mir zum Kotzen —
Daß an der Mole die Brandung zerstiebt,
Und die Fische nach Leuchttürmen glotzen,
Daß hinter den großen boulevards —, die großen Wasser sich balgen,
Wo ein Wrack ohne Menschen spazieren fährt, — bemannt von Krabben und Algen.
Und daß an dem Southamptonquai — ein Australier festgemacht,
Wo man den Tatendurst löschen kann — und die seelische Ueberfracht.
Und wenn die Welt voll Freuden wär
Und voller Nachtlokale,
Manchmal peile ich kreuz und quer
Nach einem Sturmsignale.
Von meilenweit ruft im Radio
Ein blue boy, Matrose, Matelot:
Le Havre am Aermelkanale.

•

Man kann Präsident, ein guter Deutscher oder mit Orden behangen sein,
Und als Pastor die Allmacht vertreten,
Man bleibt im Grunde doch das Schwein
Mit Sentimentalitäten.
Man träumt von einer Nixe nachts — mit mächtig dicken Waden,
Die stammt von einer Perlmutter ab — und hat an der Pier einen Laden.
Die versteht einen jeden, und käme der Papst, — vom Sognefjord ein Troll:
Här talas Skandinaviskt — Se habla espanol.
Und wenn die Welt voll Grenzen wär,
Ich habe kein Nationale,
Mein Paß ist ein echter Papuaspeer,
Mein Vater war Kannibale.
Ich heiße Chingachgok oder so,
Bin blue boy, Matrose, Matelot.
Aus Le Havre am Aermelkanale.

Man darf nicht glauben, daß man es nur bis zum Oberregierungsrat
bringen kann,
Wenn Gott will, ist man Qualle
Und siedelt sich an der Falaise an
Im dritten Stock der Koralle,
Dann schwimmt man als treues Mitglied bei — dem Verein zur
großen Atlantik
Wie Seesternarme wächst einem nach — ein Stück verlorner
Romantik.
Man muß zur Abwechslung auch einmal — als Molluske auferstehn
Und den tausendsten Wiedergeburtstag nicht — schon wieder als
Mensch begehn.
Und wenn die Welt voll Wasser wär,
Und ich eine Muschelschale
Dann reiste ich durch das Rote Meer
Wie Jona im Wale.
Dann kauft mich als Andenken irgendwo
Ein blue boy, Matrose, Matelot
Aus Le Havre am Aermelkanale.

*

Manchmal muß ich mir die Dinge durchs Bullauge besehn,
Wo die Ferne von Dampfern tutet,
Wo die Schiffahrtslinien nach Afrika gehn,
Und ein Krebs vor der Ebbe sich sputet.
Und manchmal lande ich bei mir selbst — wie an gänzlich fremden
Atlanten,
Und strolche am Strande meines Ich's — voll Heimweh zum
Unbekannten,
Und manchmal sitze ich neben mir, — dann bin ich Robinson,
Der Himmel ist eine Kneipe, — da harft ein Orchestrion:
Und wenn die Welt voll Teufeln wär,
Das Meer ist die Kathedrale,
Wir beten die salzige Andacht her
Bei einem Orkanchorale,
Wir schlafen bei Notre Dame des Flots
Blue boy, Matrose, Matelot
Aus Le Havre am Aermelkanale.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Maiwoche

Versucht man, nüchtern über die Konsequenzen Klarheit zu gewinnen, die die Wahlentscheidung mutmaßlich für die Gestaltung der Auslandskredite haben wird, so darf man vor allem nicht, wie es zumeist geschieht, die verschiedenen Kreditarten in einen Topf werfen. Was zunächst die bereits gewährten Darlehn des Auslandes anbetrifft, die ohne Dawes-Anleihe auf insgesamt etwa zwei Milliarden Goldmark zu veranschlagen sind, so bleibt die innerpolitische Wendung im wesentlichen ohne Folgen. Denn der weitaus größte Teil dieser Kredite ist langfristig gegeben, kann also vor Fälligkeit überhaupt nicht abgerufen werden. Ein weiterer Teil der bisherigen Kredite diente dem normalen Warenumschlag. Auch hier hegen wir keine ernstlichen Befürchtungen, weil der Gegenwert der Kredite regelmäßig reproduziert wird. Es bleiben die offenen Kredite, die auf kürzeste Fälligkeit den deutschen Banken anvertraut sind. Wiewohl ihr Anteil nicht sehr hoch eingeschätzt zu werden braucht, so würde doch eine unvermittelte Abrufung von nur 50 oder 100 Millionen bereits am deutschen Geldmarkt große Verwirrung stiften. Schon geringe Verknappung des Geldangebotes genügt bei der jetzigen höchst unsicheren Lage des Geldmarktes, um alles über den Haufen zu werfen. Setzt man aber selbst den günstigen Fall, daß das Ausland auch bezüglich dieser kurzfristigen Gelder eine abwartende Haltung einnimmt und die Dispositionen nicht ändert, so bleiben die Folgen des Wahlausgangs schlimm genug. Sie betreffen in erster Linie die zukünftigen Anleihekredite, deren Gewährung entweder bevorstand oder erst noch nachgesucht werden sollte. Man täuscht sich gründlich, wenn man annimmt, daß schon eine wohlwollende Neutralität der amerikanischen Bankiers gegenüber dem Hindenburg-Deutschland ausreichen würde, um den weiteren Zufluß ausländischer Anleihen nicht zu gefährden. Denn die Situation ist leider nicht mehr die, daß große Mengen ausländischen Kapitals auf der Lauer liegen und sehnsüchtig warten, bis sie sich endlich nach Deutschland ergießen können. Lange vor dem Präsidentschaftsintermezzo war der Zustrom ausländischen Kapitals völlig versiegt. Der letzte größere Kredit, der bekannt wurde, ist der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft zugute gekommen. Die Rhein-Elbe Union hat

es nur noch bis zu einem einjährigen Anleihevorschuß gebracht, und die Verhandlungen des Anilintrustes haben bisher überhaupt kein Ergebnis gehabt. Die geplante große Einheitsanleihe der deutschen Kommunen gilt als beinahe gescheitert. Nun braucht zwar eine kleine Pause in der Anleihegewährung nicht unbedingt schädlich zu sein. Es ist vielleicht ganz gut, daß manche Kreditreflektanten etwas zur Besinnung kommen. Die Befürchtung allerdings hat sich als übertrieben erwiesen, daß die großen Devisensummen aus Auslandskrediten, die zur Reichsbank getragen und von ihr in deutsches Geld umgewandelt wurden, eine inflatorische Wirkung zeitigen und den Wert der deutschen Währung ungünstig beeinflussen könnten. Die Reichsmark ist völlig intakt, doch muß selbstredend aus anderen allgemeinwirtschaftlichen Gründen bei der Aufnahme von Auslandskrediten soweit als möglich Maß gehalten werden. Das alles ist anzuerkennen, kann aber nicht darüber hinwegtrösten, daß nunmehr ein großer Kreditbegehr vorerst unbefriedigt bleiben muß. Daß der Kreditbegehr noch groß ist, geht unzweifelhaft aus der Intensität der Nachfrage und aus der Zinsdifferenz hervor, die nach wie vor zwischen In- und Ausland besteht. Und daß die deutschen Kreditnehmer in nächster Zeit vergeblich in Wallstreet anklopfen werden, scheint ebenfalls gewiß, wenn man sich vergegenwärtigt, daß eine Abneigung gegen die Gewährung weiterer Anleihen an Deutschland aus rein finanziellen Gründen schon bestand, ehe die Erschütterung des politischen Vertrauens eintrat. Es hat sich herausgestellt, daß die amerikanischen Uebernahmesyndikate die Aufnahmewilligkeit des Landes erheblich überschätzt hatten. Sie sind darum vielfach auf ihren Anleihen sitzen geblieben. In manchen Fällen, wie z. B. bei den Schuldverschreibungen von Krupp, sind sie dann wenig pfleglich mit dem deutschen Kredit umgesprungen und haben ihre Bestände um jeden Preis losgeschlagen. Die Kurseinbuße, die sich daraus für die Erst-Zeichner ergab, blieb nicht ohne nachteilige Wirkung auf die Stimmung des Marktes gegenüber *anderen* deutschen Werten. Es hätte also schon eines besonderen Vertrauen*zuwachses* bedurft, um für neue Anleihen den Weg zu ebnen. Statt dessen ist nun eine Vertrauensminderung eingetreten.

Eine seltsame Epidemie geht durch das Land. Die sogenannten Umstellungsbetriebe, die sich noch vor Jahresfrist ihrer organisatorischen Leistungen und Erfolge rühmten, sind plötzlich allesamt krank geworden. Die Deutschen Werke A.-G. haben den Reigen eröffnet. Es folgte die große private Waffenfabrik, die nach ihrer Ueberleitung auf die Friedenswirtschaft Berlin-Karlsruher Industriewerke firmierte. Bei der Goldbilanzierung war die Verwaltung noch ganz optimistisch eingestellt. Das Papiermarkkapital wurde nicht

herabgesetzt, sondern in voller Höhe in Gold beibehalten. Jetzt heißt es mit einemmal, daß sich die Umstellung auf Friedensfabrikate über Erwarten schwierig gestalte, daß die Rentabilität noch nicht gesichert, die Geldlage angespannt sei, und eine Dividende kommt nicht zur Verteilung. Neuerdings gesellt sich zu diesen beiden noch die ehemalige Kanonenfabrik, die von allen größten industriellen Unternehmungen Deutschlands noch heute an der Spitze marschiert. Die Fried. Krupp A.-G. glaubt plötzlich erkannt zu haben, daß sie bei der Umstellung auf halbem Wege stehengeblieben ist. Auch sie will einzelne Fabrikationszweige aufgeben, andere aussichtsvollere freilich erweitern. Ob das Zusammentreffen dieser drei mehr oder minder verblümten Fiaskoansagen nur ein Zufall ist, ob z. B. bei der Fried. Krupp A.-G. in Essen die Rückkehr des früheren Generaldirektors Wiedfeld von seinem Botschafterposten in Washington die Reform an Haupt und Gliedern ausgelöst hat, oder ob die merkwürdige Uebereinstimmung mehr zu bedeuten hat, das lassen wir dahingestellt. Was die Krupp A.-G. anbelangt, so bleibt sie ihrer sozialpolitischen Tradition treu. Der Abbau fängt hier nicht unten, sondern oben, ganz an der Spitze an. Von neun Direktoren haben sechs den Zylinder bekommen. Und auch an Abteilungsdirektoren und technischen Leitern soll kräftig eingespart werden. Den verbliebenen Arbeiterstamm hingegen hofft man großenteils zu erhalten. Dieses Vorgehen unterscheidet sich vorteilhaft von dem fast aller anderen Betriebe, mag es sich um Behörden, öffentliche Unternehmungen, Banken, Handelsgeschäfte oder Fabriken handeln. Fast ausnahmslos wurde nur unten abgebaut, während der Wasserkopf der Leitung der Amputation entging. Krupp schreitet stets seine eigenen Wege. Das Beispiel, das er diesmal gibt, empfehlen wir zur allgemeinen Nachahmung.

Man muß es der Industrie lassen: sie versteht es, ihre Interessen zu wahren. Nun haben Reichswirtschaftsrat und Reichsrat gesprochen, und auch in diesen Gremien hat niemand es gewagt, ein Wörtchen über die Aufwertung der Industrieobligationen zu sprechen. Das „Noli me tangere“ des Reichsverbandes scheint allen die Zunge gelähmt zu haben. Wie wäre es sonst faßbar, daß gerade die zahlungskräftigsten Schuldner, die es in Deutschland gibt, freigelassen werden von der Verpflichtung zu höherer Aufwertung, die allen anderen aufgebürdet werden soll. Die fadenscheinigen Gründe, die man für diese Sonderbehandlung vorgebracht hat, sind längst entkräftet. Da ist es zunächst die berühmte Dawes-Reparationsobligation in Höhe von 5 Milliarden, die angeblich an die Stelle der früheren privaten Industrieobligationen getreten sein und es nicht erlauben soll, daß an der nur 15proz. Aufwertung der Industrieobligationen gerüttelt wird. Hat man etwa immer noch nicht erkannt, daß es sich hier um einen sprachlichen

Trick handelt? Jedermann weiß, daß die Reparationsobligation, die das Gewerbe aller Schattierungen zu tragen hat, nichts anderes ist, als eine Steuer, die nur der Einfachheit halber in die Form von Schuldverschreibungen gekleidet wurde. In der Bilanz denkt kein Mensch daran, diese Obligationen kapitalisiert wie eine echte Schuld auszuweisen. Aber gegenüber den armseligen Geschöpfen, die früher einmal so töricht waren, ihre Ersparnisse in Industrieobligationen anzulegen, macht es sich natürlich wunderschön, wenn man das bedauernde Achselzucken verbinden kann mit der Vorweisung einer neuen „Schuld kraft höherer Gewalt". Die ganze Sache bekommt dadurch einen wohltuend vaterländischen Anstrich. In Wirklichkeit ist diese Argumentation blanker Unsinn. Erstens deckt sich ja die Dawes-Obligation in keiner Weise mit den früheren Obligationsschulden. Nur ein beschränkter Kreis von Unternehmungen hatte Obligationen ausgegeben. Für die Dawes-Obligation müssen aber alle gewerblichen Unternehmungen einstehen, auch diejenigen, die niemals früher Obligationen-Schuldner gewesen sind. Sie, die sich in der überwiegenden Mehrzahl befinden, erhalten kein Aequivalent für die Uebernahme der Dawesbürde, die anderen, die wenigen, ein um so größeres. Zweitens aber wäre die Beweisführung der Fürsprecher der industriellen Interessen auch dann ganz abwegig, wenn wirklich an Stelle jeder früheren privaten Obligationenschuld in genau derselben Höhe eine Reparationsschuldverschreibung getreten wäre. Seit wann ist es erlaubt, festverzinsliche Verpflichtungen einfach zu streichen, wenn eine neue Steuer die Abdeckung unbequem macht. Zahlungsunfähigkeit liegt nicht vor, denn die Aktionärdividenden fließen ganz üppig. Während andere Steuern auf Kosten derjenigen Beteiligten gehen, die das Risiko tragen, weil ihnen auch alle Chancen zugute kommen, will man hier eine einzigartige Ausnahme konstruieren. Eine Steuerverpflichtung wird kurzerhand gegen eine frühere private Schuld „aufgerechnet", ohne daß die Haupt beteiligten diese Steuerverpflichtung irgendwie zu spüren bekommen. Im Gegenteil, da die Kompensation keine exakte sein kann, weil die Daweslast vielfach kleiner ist als die private Schuld, die zu 85 v. H. gestrichen werden soll, deshalb empfangen die Anteilseigner noch einen Substanzzuwachs, gewiß eine angenehme Form der Reparationsabtragung. Wir sind gespannt, wie lange die Interessenten noch imstande sein werden, durch suggestive Anwendung von Wortspielen die weiten Kreise derer hinters Licht zu führen, die die Betrogenen sind bei dem Geschäft. Wird es gelingen, auch den Reichstag einzuseifen, der jetzo in der Aufwertungsfrage das letzte Wort zu sprechen hat?

GLOSSEN

DER RETTER

Der Wahlkampf ist zu Ende. Roß und Reisige legen sich erschöpft zur Ruh. Des Krieges Stürme schweigen. Nach rauhen Schlachten besinnt man sich der fast verlernten Künste des Friedens. Man wird wieder manierlich. Die Maskenfreiheit ist zu Ende. Thersites flötet wie der verliebte Achill.

Lange wird dieser idyllische Zustand nicht dauern. Denn bald wird sich einer melden, für den zwar die ganze Kirchweih veranstaltet war, der aber dabei die geringste Rolle spielte, nämlich Seine Herrlichkeit der Wähler, und der wird sagen: „Das war ja alles recht nett arrangiert und meinem Niveau sinngemäß angepaßt, aber was nun?“ Der eine wird sich beklagen, daß er nicht aufgewertet wurde, der andere, daß es nicht schon wieder ein bißchen Weltkrieg gibt, und alle zusammen, daß eigentlich alles aussieht wie vorher. Denn das Volk in seiner abgründigen Rückständigkeit will nicht begreifen, daß das „Before“ und „After“ in der Politik die gleiche Rolle spielt wie auf Hogarths galligen Blättern.

Da ist z. B. das Plakat: Der Retter. Das bekannteste und zugkräftigste Wahlplakat, ohne Zweifel. Es zeigt den alten Herrn mit festen gerundeten Zügen, den Blick geradeaus gerichtet, als wollte er sagen: Folgt mir nur, ich werde es schon machen!

In der Tat sehr effektvoll. Besonders bei einem Volk, das ohnehin durchdrungen ist, daß zivile Fragen sich am besten militärisch fingern lassen.

Aber man soll vorsichtig sein mit solchen Verheißungen. Ein lebender Mensch ist nun einmal keine bunte und propagandistisch stilisierte Affiche. Wenn der neue Reichspräsident sich erst öffentlich zeigt, dann werden die Leute einen wortkargen und verwitterten alten Herrn sehen, nicht in Feldgrau, sondern im friedlichen Cut, gekrönt mit dem so wenig bellikosen Zylinder. Das wird eine erste, aber nachhaltige Enttäuschung sein.

Ueberhaupt das mit dem „Retter!“ Lieber Reichsblock, weißt Du, was es bedeutet, einen einzigen Menschen nur zu retten? Und nun gar ein Volk von vielen, vielen Millionen. Jede Schwester vom Blauen Kreuz wird Dir eine niederschmetternde Antwort geben. Das erfordert viel Geduld, Liebe, Psychologie und eine sehr, sehr feine Hand.

Und die meisten wollen gar nicht gerettet werden. Sie fürchten die Rettung mehr als irdisches und himmlisches Gericht. Sie finden die selbstgeheizte Hölle äußerst komfortabel. Welche Mühe macht es schon, ein Mädel zu retten, das nun mal partout von Stufe zu Stufe will! Solltest Du es nicht wissen, teurer Reichsblock, frage bei Hans Müller an, der die „Flamme“ geschrieben hat. Schon bei Hans Müller endet es trübe. Was soll nun erst werden, wenn man die ganze Deutsche Republik feierlich zum Magdalenenheim erklärt?

Aber, mon dieu, warum sollen wir uns nicht auch einmal ein bißchen retten lassen? Man hat uns seit zehn Jahren so vielartig behandelt, daß man es auch einmal mit einer ganz neuen Therapie versuchen kann. Man hat uns abwechselnd mit Krieg und Umsturz, Revolution und Konterrevolution, Demokratie und Diktatur, Abbau und Aufbau, Inflation und Stabilisierung, mit Ludendorff und Marmelade, mit Cuno, Böters, Ruhrkrieg, Hoffmannstropfen und Rattengift behandelt. Spengler hat unsere Senilität nachgewiesen, Stei-

nach uns mit frischen Drüsen wieder aufgepulvert (am Temperament der politischen Journale merkt man, daß es Affendrüsen sind). So taumelten wir zwischen den Extremen. Wenn wir den Kopf noch unter der kalten Douche hatten, kam schon ein anderer Badewärter mit dem neuen, heißen Fußbad. Warum also nach so viel aufregendem Wechsel nicht ein wenig Diätetik der Seele, ein bißchen Rettung. Vielleicht ertüchtigt uns Salvation army definitiv.

Gelegentlich werden wir uns mit allem Respekt erkundigen, wie weit die Sache schon gediehen. Oder in den Spiegel schauen, ob wir schon lieblich und rosig glänzen wie die kleinen Badeengel. Dennoch ist zu befürchten bei der gebrestenvollen, tiefinnerlich dem Heilsamen abgeneigten menschlichen Natur, ehe die Bemühungen noch recht losgegangen sein werden, wird es schon rundum heißen: Rette sich, wer kann!

Lucius Schierling.

STRASSBURG

Wie der Rhein bei Kehl dazu da ist, unter der bekannten Rheinbrücke hindurchzufließen, so sind die Reisenden, die von Mitteleuropa kommen, dazu da, durch die Paß- und Zollbaracke gezwängt zu werden. Diese bretternen Schikanierbuden mit ihren Schaltern, Sperren, Revidiertischen, Verschlägen und Amtsecken, zu denen der Zutritt strengest verboten ist, sind ohne Zweifel das, was die europäischen Völker heute als ihr gemeinsames Gut überall etabliert haben. Sie sind die Monumente, die man sich als Resultat der weltgeschichtlichen Entwicklung für das erste Viertel dieses Jahrhunderts gesetzt hat.

Wenn ein Franzose vor dem Krieg nach Straßburg kam, bedauerte er auf das lebhafteste die Unterdrückung des französischen Elementes. Wenn ein Deutscher heute nach Straßburg kommt, bedauert er auf das lebhafteste die Unterdrückung des deutschen Elementes. Diese Stadt scheint also hervorragend geeignet, jeglichem Chauvinismus, falls er unglücklicherweise einmal einschlafen sollte, neue und ewige Belebung zu verleihen.

Vorläufig sieht Straßburg noch wie eine deutsche Stadt aus, die lediglich durch Verwendung von viel Oelfarbe und auffälliger französischer Schilder in den Bereich ihres zweiten Vaterlandes hineingegliedert worden ist. Alle Straßen tragen zwei Schilder, wobei die Franzosen sich die Uebersetzung ziemlich leicht gemacht haben. Alle die mittelalterlich duftenden Bezeichnungen für Straße und Gasse sind schlechthin „rue“ geworden, das Münster heißt cathédrale, Niklas und Nikolaus wird in der Uebersetzung nicht mehr unterschieden. Die Firmen haben sich ebenfalls selbst übersetzt. Eduard Schwälble ist Edouard Schwälblé geworden, die Brüder Messerschmidt nennen sich Messerschmidt frères. — Das Wort Deutsch wird augenblicklich — wie anscheinend in ganz Europa — ängstlich vermieden. Buchhandlungen, die die schönsten und besten deutschen Bücher im Schaufenster liegen haben, kündigen sie als „ausländische“ Literatur an. Aber man darf diesen Leuten, die den Anprall und den Zorn zweier großer Staaten auszuhalten hatten und auszuhalten haben, keinen Vorwurf machen, daß sie ihrer Existenz und ihrer Heimat zuliebe solche Konzessionen gemacht haben. Die Franzosen verlangen, daß alles französiert werde, und sie gehen systematisch und auch streng vor.

Die offizielle Umgangssprache ist Französisch. Aber man kann hinkommen, wohin man will, in die Post, in das Restaurant, in das Hotel, auf den Bahnhof, — nach den ersten kaum sehr geschickten Bemühungen in französischer Sprache, setzt sich die Unterhaltung in einem, allerdings nur wenig besseren Deutsch fort. Große

Dichter werden im nächsten Menschenalter kaum in Straßburg geboren werden. Denn Sprachgefühl kann sich hier nicht entwickeln. Man lebt in einer großen Unsicherheit und Unbehaglichkeit, was das Wort anlangt. Jeder streckt gegen jeden erst einen vorsichtigen französischen Fühler vor, und wofern sich herausstellt, daß auf deutscher Basis leichter zu verhandeln ist, geht man stillschweigend, aber leicht beklommen, zu dem über, was der Franzose aus praktischen Gründen und in jedem Fall „elsässer Dialekt" nennt.

Außer von den wirklichen Franzosen, die jetzt in Straßburg sind, wird auf der Straße laut und prononciert Französisch nur von vornehm und international gesinnten Ladenfräuleins und souveränen Primanern gesprochen. Die Schüler der unteren Klassen balgen und zanken sich vorläufig noch auf Deutsch. Die in deutscher Sprache erscheinenden Zeitungen gebärden sich, als ob sie Deutsch nur noch stammeln könnten, und eine hohe medizinische Fakultät der Universität Straßburg, die sich verschieden deutschklingender Namen in ihren Reihen nicht erwehren kann, strebt den Schaden dadurch wettzumachen, daß sie in der Uebersetzung ihrer Sprechstundenplakate die Worte „professeur" und „docteur" mit „Professer" und „Dokter" weltfremd verdeutscht.

Das Niveau der Läden scheint sehr gesunken — man sieht nur schauderhaft provinziellen Warenhausdreck —, selbst die guten alten Postkarten gibt es nicht mehr. Daß nun — vor allem unter dem Einfluß des schlechten Frankenkurses — von manchen Leuten auf Frankreich geschimpft wird, ist aus vielerlei Gründen nicht etwa für politische Zwecke auszuschlachten. Einmal schimpft man immer über das, was ist, zugunsten von dem, was nicht ist. Andererseits wird die politische und patriotische Einstellung jedes Menschen lediglich von seinem persönlichen Wohl und Wehe bestimmt, was ideal veranlagte Naturen auch dagegen einwenden mögen. Die Mehrzahl der Einwohner ist übrigens, wie man wiederholt von Deutschgeborenen versichert bekommt, für Frankreich eingenommen.

Vieles hat sich nicht verändert. Zunächst die üppigen Läden mit den Gänseleberpasteten. Aber auch der Glanz der Altstadt hat unter dem Wehen der Trikolore nicht gelitten. Noch immer führen die engen Gassen ans Licht der Flüsse und Gräben, in denen sich die Giebel vieler Jahrhunderte freundlich und friedlich spiegeln, und auf denen in schwimmenden Waschanstalten die alten Frauen wirken und plätschern.

Vom Münster hatte man in den letzten Jahren allerlei gehört: es sei so baufällig geworden, daß es kaum noch zu retten sei; man habe die deutsche Bauhütte zurückrufen müssen, aber die Franzosen hätten weder Interesse noch Geld. Tatsache ist, daß der ganze Westbau bis hinauf zur Spitze des Turmes schon vor dem Kriege stark gefährdet war, daß die von den Deutschen begonnenen Restaurierungen an der Fassade mittlerweile beendet wurden, daß dort die Gewölbe augenblicklich noch wie die Fenster von ungeheuren Balken gestützt werden, und daß ununterbrochen gearbeitet wird. Die Restaurierungen, die sich bis auf die schwierigsten Steinmetzarbeiten erstrecken mußten, sind so ausgefallen, wie Restaurierungen immer ausfallen: im günstigsten Fall geschmackvoll. Große Blöcke müssen neu eingesetzt werden, unheimliche Risse im Unterbau verklebt werden. Daß dabei manches von einem Jahrhundert verdorben und verweichlicht wurde, das unfähig zur geringsten handwerklichen Arbeit ist, wird nicht als Vorwurf von einem Land erhoben werden können, daß vor dem Kriege schon Naumburg mit einem vierten Turm beglückte, und das Meißen verstümmelte.

Ungeheuer liegt das Münster da, das zum Symbol für Sieg und Niederlage geworden ist. Was ist „typisch" deutsch an Straßburg? was ist „typisch" französisch an Notre Dame? In den Simsen und Winkeln, an den Rippen und Bögen, an den Türmen und Galerien wimmelt es von Königen und Rittern, Engeln und Marien, Gottheiten und Teufeln, Aposteln und Propheten, klugen und törichten Jungfrauen. Hunderttausende, von denen jetzt in den deutschen und den französischen Kirchen die Epitaphe reden, haben zu Füßen dieser ewig lächelnden Statuen ihren Haß genährt. Heute laufen nicht weniger uniformierte Menschen über den Münsterplatz als zu Zeiten des kaiserlichen Statthalters. Solange man auf die rohen Schlagworte des Alltags und der Kopflosigkeit mehr achtet als auf die menschlichen Gesten dieses steinernen Wunderwerkes, in dessen Vielfältigkeit alles, was wir sind und wollen, begriffen ist, — so lange wird keins der beiden Völker seiner würdig sein. Aber man wird ihre Größe und Weisheit erkannt haben, sobald es unwichtig geworden ist, wem eine solche Stätte „gehört".

Hans Rothe

TISCH MIT BÜCHERN

Der Epiker Raymond Radiguet

Ich nenne den Namen R a y m o n d R a d i g u e t mit Ehrfurcht. Der Dichter starb, ein Jüngling von 21 Jahren, vielleicht ein Opfer der Leidenschaften, die sein Werk zu enthüllen und zu deuten vermocht, vielleicht von jenem Ekel verzehrt, den die Gestalt seines „diable au corps" befällt, wenn er der Normalität, dem wohlgegründeten Leben, dem typischen, von Bürgermoral und Patriotismus angefüllten, nach Männlichkeit und Manneswürde riechenden „Jacques" begegnet. Radiguet ist Jüngling. Er ist der einzige Jüngling, dem — in der Literatur der Welt — der Roman zwangsläufige Form wurde. Dem der Roman gelungen ist. Denn er springt nicht in ekstastischem Rausch über die Weltdinge hinweg, in ein phantastisches oder idealistisches Reich; er packt die Umwelt mit hartem Griff, mit spöttischem, sehr überlegenem Lachen, mit einer Tatze, die Wunden schlägt. Sein „Bal du Comte d'Orgel", in der deutschen Ausgabe (von Hans Jacob) „D a s F e s t" (Schmiede-Verlag) genannt, weiß eine vielfältige komplexe Handlung aus dem Psychologischen zu entwickeln. Ein Wissender, dem sich alle Rätsel lösten (auf seine Art freilich, auf eine jugendliche Art — und dies ist der besondere Reiz), ein wahrhafter Kenner des Lebens und der psychischen Gesetze spielt mit den Fratzen, Figuren, Gestalten, die er im Kreise der Grafen d'Orgel trifft. Er wirft sie uns zu, mit lässig fragender Gebärde. „Sind die Bewegungen eines Herzens, wie das der Gräfin d'Orgel, veraltet?" So beginnt der Roman — vorbereitend darauf, daß ein Ueberlegener, ein Kluger diese Welt zu deuten bereit ist. Der so bewußte Jüngling setzt lapidare Sätze hin, als wären sie bronzene Weisheiten, uralt, unumstößlich: „Eine reiche Natur handelt nicht und sucht nicht sich zu verbergen". Diese orgiastische Form von Subjektivität ist berauschend; sie illuminiert den Stil, sie entzückt, sie überwältigt dort am meisten, wo ein ruhig wägender Verstand sehr wohl das Gegenteil behaupten oder gar an das Gegenteil einer solchen These glauben könnte. François de Sèrgeuse ist stolz. „War er es aus Pietät gegen seine Ahnen oder aus Hochmut?" So denkt Radiguet, das Problematische in die Einfachheit der Dinge einhämmernd; aber, indem er die Antwort umgeht, läßt er ihr den Stachel; noch mehr, er hebt die Frage zu einer akuten psychischen Bedeutung: „— — oder

aus Hochmut? Das hätte er gern gewußt." Es gibt keine Seite in diesem Buch, die nicht überraschend wäre. Es ist nicht nur stilistische Fähigkeit, die ihm diese kühne und überlegene Rhetorik der Frage erlaubt. Es ist eine seltene Wachheit für die möglichen Akte der Seele, die ihm wahre Erkenntnis verleiht, so daß er immer in der Lage ist, von allen möglichen Akten und Reaktionen den verblüffendsten zu nennen.

Stärker in der Komposition ist „Der Teufel im Leib" (Schmiede-Verlag). Dieser Ich-Roman, der die Liebe eines Sechzehnjährigen zu einer Frau beschreibt, ist in der Ausstrahlung an Sprache und Farbigkeit unübertrefflich. Man glaubt, der Dichter erwache mit dem knabenhaften Helden der Erzählung gemeinsam, gleichzeitig zum Leben und zur Erkenntnis des Lebens — zum Frühling und zur Ueberwindung des Frühlings. Dies Buch zittert vor jugendlichem Erregtsein. Die Landschaft duckt sich vor Radiguets zeichnerischer Kraft; sein Stil herrscht über die Impressionen der Marnelandschaft — wie er über die Emotionen der Psyche Herr wird. Der Knabe Radiguet darf schreiben: „Der Duft des Provisorischen erregte seine Sinne." Oder er zeichnet, wie in das Erwachen der Männlichkeit sein knabenhaftes Gefühl wieder eindringt, dämmend, jugendliche Begriffe von Reinheit erneuend: „Ich schätzte den keuschen, freien Schlaf, das Wohlbehagen, sich in einem Bett mit frischem Bezug allein zu fühlen."

Wer in Deutschland hat die Beichten der Pubertät zu solcher Höhe gebracht? Wer von den „Jungen" hat sich demutvoll gezwungen, die Erlebnisse erst tief zu begreifen und ihr Geheimnis abzuleuchten, ehe er die Feder nimmt? Ich habe Ehrfurcht vor dem Frühverstorbenen: denn vor ihm lag der Weg zum großen Epiker; was bleibt, diese

beiden Werke, ist reife und gewichtige Kunst.

Politische Dichtung

Die Nebenwirkung j e d e r Dichtung ist eine politische: sie stellt den Menschen vor letzte Entscheidungen, sie gibt ihm Wachheit für die ethischen Werte, sie kann umformend sein Wesen packen. Kann eine spezifische „politische" Dichtung diese allgemeine Wirkung verstärken? Für den primitiven Leser, der über die Erfassung des Gegenständlichen kaum hinausdringt, sicherlich; er wird in Barbusse einen stärkeren ethischen Gehalt vermuten als im Dostojewsky, er wird auf Tollers „Hinkemann" unmittelbarer reagieren als auf einen Romain Rolland. Für diese p r i m i t i v e n Leser, denen Dichtung ein fremder Erdteil, denen nur das Grobgreifbare zugänglich ist, ist die „M a l i k - B ü c h e r e i" des Malikverlages berechnet. Sie vereint die linksradikale Dichtung aller Länder — oder besser: die literarischen Versuche von Linksradikalen. Die Bücherei ist für den politisch, d. h. linksradikal Erzogenen berechnet. Einen objektiven, einen dichterischen Wert soll diese „Dichtung" nicht besitzen; sie soll politisch wirken. Mit den Mitteln der Dichtung macht hier selbst U p t o n S i n c l a i r Ueberzeugungspolitik: aber dieses formlose dramen-ähnliche Gebilde „D i e H ö l l e" strebt gar nicht danach, etwa das Erlebnis der politischen Vernunft in Dichtung umzusetzen. Aufgeführt würde dieses Stück, das sich ein „Drama mit Kino-Einlagen" nennt, die Wirkung einer Agitationsrede oder eines Demonstrationszuges haben — — und man ist nur froh, daß man wenigstens auf sympathische politische Thesen stößt. Im Niveau unterscheidet es sich nicht vom Hitler-Dichter R. v. Gorsleben oder Eckart. Wenn politischer Wille durch epischen Ausdruck wirken will, pflegt er in der Satire eine seltsame Mischform zu schaffen. Aber A l e x a n d e r G u i d o n y s Eselroman „D i z z y" bleibt unklar im utopischen Bilde und darum verschwommen im Symbol, das satirischen Charakter haben könnte. Man muß primitiv sein durch zeichnerische Größe (so ist etwa Zille primitiv), nicht aber durch Mangel an Einfall und Nichtbeherrschung der Form. Guidony aber ist ein Feuilletonist, dem zum Satiriker die Form, zum Utopisten die Phantasie fehlt.

Auch der anderen Möglichkeit einer politischen Dichtung wird von der Malik-Bücherei ein Band geweiht: dem Versuch eines neuen „proletarischen Stiles", wie er sich selbst nennt. Und diesen Versuch — auch wenn er mit noch untauglichen Mitteln begangen wurde — nehme ich ernst. W l a d i m i r M a j a k o w s k y ist ein Dichter, der die vulkanische Kraft der Sprache verspürte und meistern will. „150 M i l l i o n e n" heißt sein Band, der in einem neuen Pathos ein Bild der neuen, tosenden Welt gestalten will. Die Welt der Fabriken, der Broadways, des elektrischen Zeitalters. Majakowsky zerbricht die große Form Walt Whitmans; er wirft Worttrümmer um sich — aber in gewaltigen Kaskaden. Es ist viel von der Niggerpoesie des westlichen Amerika (die uns Claire Goll in der amerikanischen Anthologie des S. Fischer-Verlages übermittelte) in ihn eingegangen. Er ist ein Bruder Johannes R. Bechers (der ihn verdeutschte und ihn vielleicht zu sehr dem eigenen Ausdruck angeglichen hat). Diese Dichtung, schwer schleppend im Beginn, wo sie Zustandsmalerei in explosiven Wortgebilden geben will, erhebt sich zu pathetischer Wucht, wenn sie — im „Requiem", am Ende der Dichtung — bekennerisch wird. Der Anruf des „unbekannten roten Soldaten", gesprochen an die Millionen des Volkes, ist in seiner

knappen, aber weiten Gebärde eindringlich.

Soll aber letzten Endes diese Bücherei Proselyten machen oder Schwankende der kommunistischen Gesinnung stützen, so ist die Art „Erzählung“ sicherlich die politisch vorteilhafteste, die ganz auf das Dichterische verzichtet und nur — wie ein Gerichtssaalbericht — „Fälle“ darstellt. Darum bleibt Oscar Ameringers „Unterm Sternenbanner“ am interessantesten: weil er Reportage gibt, aber dabei seinen Stoff gut wählt.

Wertvoll, großartig aber in dieser Sammlung ist das Büchlein des Eugen Leviné: „Stimmen der Völker zum Krieg“. Leviné hat das Erscheinen des Buches, das ein Dokument reinster Gesinnung ist, nicht mehr erlebt. Er starb, ein Opfer der Kontrerevolution, und hinterließ als Vermächtnis diese Dokumente weltverbrüdernder Liebe. Aus den Liedern namenloser russischer Volksgenossen wähle ich hier das Lied der Don-Kosaken, das eine sehr antimilitaristische, eine großartig seelenvolle Gesinnung dokumentiert:

„Wie ist unser liebes Land gepflügt?
Nicht mit Eggen, nicht mit Pflügen,
Gepflügt ist unser Land mit Pferdehufen
Und gesät mit Kosakenköpfen.....
Wie ist unser Väterchen, unser lieber, stiller Don geschmücket?
Geschmücket ist unser stiller Don mit jungen Witwen,
Und es blüht unser Väterchen, der stille, liebe Don von Waisen.
Wovon schwillt in unserem lieben, stillen Don die Woge voll?
Sie ist schwellend voll von Vater- und von Muttertränen.

Otto Zarek

POLITIK UND VERNUNFT

In Franz Werfels neuem Stück: Juarez und Maximilian läßt der Dichter zwei Personen sich gegenübertreten, von denen der eine den Willen zur Güte hat, der andere aber, der Republikaner, das Richtige tut. Der Wille zur Güte, so muß der Kaiser Maximilian am Ende erkennen, ist noch keineswegs das Gute selbst. Juarez aber, der kalte Politiker, der sich nie vom Sturm seiner Gefühle übermannen ließ, er, der als „traumlose Vernunft“ einmal höchst präzise charakterisiert wird, tut das Richtige, das Vernünftige, — und damit auch in den Folgen das Gute. Die Bilanz entscheidet für den Unsentimentalen.

Ich habe bei diesem Juarez stets an einen lebenden Philosophen denken müssen, der auch wegen seiner Kälte geschmäht worden ist, der auch den ruhigen Weg der Vernunft mit unerbittlicher Folgerichtigkeit gegangen ist und der ebenfalls von der philosophischen Vernunft zur Politik fortgeschritten ist. Ich meine den Göttinger Denker Leonard Nelson, den Erneuerer der Friesschen Lehre innerhalb des Kantischen Systems. Nelson stellt in seiner gewissenhaften „Kritik der praktischen Vernunft“ fest, daß Gerechtigkeit das einzige Prinzip aller Pflichten sei.

Nach dem Kriege, dieser Orgie des Menschentötens, standen wir zumeist auf dem Standpunkt: Oberstes Gesetz ist die absolute Unverletzlichkeit des Menschenlebens. Damit war also der Gerechtigkeit ihr alleiniges Herrschaftsrecht im Reich der sittlichen Vernunft bestritten. Dann aber kam bei uns allen langsam die Erkenntnis, daß die absolute Gewaltlosigkeit, zum Prinzip erhoben, die Bosheit und Tücke der Friedensgegner nur bestärkt. Das Fallenlassen des Prinzips der absoluten Gewaltlosigkeit brachte aber auch das Prinzip der absoluten Unverletzlichkeit des Menschenlebens ins Wanken. Denn

bei der Wahl zwischen zwei Menschenleben mußten wir uns wohl oder übel dafür entscheiden, daß, unter Umständen das eine, wertlosere Leben, geopfert werden muß. Und siehe da, wenn wir das Prinzip der Unverletzlichkeit des Menschenlebens so theoretisch durchbrachen, so wandten wir an: Das Prinzip der Gerechtigkeit. Denn die Gerechtigkeit verlangt die Bevorzugung des Wertvollen gegenüber dem Wertlosen.

Nun hat Nelson ein neues Werk erscheinen lassen: „System der philosophischen Rechtslehre und Politik." (Neuer Geist Verlag.) Dies Buch, an 600 Seiten stark, begründet einige Wahrheiten der Politik, die noch heute umstritten, im Laufe der Zeit sich genau so werden durchsetzen müssen, wie in der pazifistischen Ideologie schon der Gedanke der Gerechtigkeit sich durchgesetzt hat. Nelsons „Politik" ist die Lehre von der Gründung des Staates auf Vernunft.

Zwei Gedanken aus diesem gedankenreichsten und — wortreichsten aller philosophischen Bücher der Gegenwart sind heute noch besonders umstritten. Die Regierungsgewalt darf weder durch Teilung noch durch Kontrolle beschränkt werden. Und: Die Demokratie ist nicht die Arena, auf der die tüchtigsten Politiker erwachsen. Ablehnung der Demokratie und Anerkennung der unbeschränkten Regierungsgewalt bedeutet nun aber bei einem Pazifisten und Sozialisten wie Nelson keineswegs eine Verherrlichung der Diktatur der Militaristen und des Dreiklassenwahlrechts, sondern es bedeutet nichts als die „Diktatur der Vernunft", mit Heinrich Mann zu reden, und die Forderung einer Erziehung von Führern, die nicht durch den Machtspruch der Mehrheit als solche anerkannt werden, sondern durch Philosophie und Charakterbildung die rechten Zwecke mit den geeigneten Mitteln im politischen Leben zu erreichen imstande sind. Führer ist der, der die Gerechtigkeit in der Gesellschaft zu verwirklichen imstande ist.

Karl Otten

ANEKDOTEN

Eine Idee

Ein junger Schauspieler begegnete Feydeau auf den Boulevards.

„Cher Maître!" rief er. „geben Sie mir einen Rat!"

„Ich höre!"

„Stellen Sie sich vor, seit acht Tagen habe ich eine Idee im Kopf . ."

„Nicht möglich!"

„Doch!"

„Wie muß die sich da so alleine langweilen!" sagte Feydeau und entschritt.

*

Die Depesche

Der Dichter André Lebey wurde einst um Mitternacht aus dem Schlaf gebimmelt. Dringendes Telegramm. Aus Algerien, von seinem Freunde Pierre Louys.

In großer Besorgnis riß er es auf. Und las die erschütternden Worte:

„André Gide in Tizi-Uzu vollkommen unbekannt."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 17)

DER KUNSTMARKT

STEIGENDES ANGEBOT — SINKENDE PREISE

Vorige Woche (20. bis 25. April)

Bilder und Graphik in Berlin bei Lepke, in Hamburg bei Hans Götz billig. Rückkehr zum Friedenspreis, oft wird er unterschritten, besonders bei minderen Sachen. Ein kleiner Oberländer, Der Traum des Urweltforschers, 650 M., ein tanzender Akt von Albert von Keller 470 M., ein Waldinneres von Theodor Hagen 550 M., ein Blumenstilleben von Hans Meid, signiert 1910, nur 290 M. Graphik von Meid konnte man bei Götz noch billiger haben: auch Liebermann und Slevogt-Preise fallen, sie haben gar zu viel verlegen lassen. Liebermanns lithographiertes Selbstbildnis, 29. 4. 1921, 16 M., und für 32 M. zusammen eine Radierung, eine Lithographie und eine Kohlenzeichnung von ihm. Corinths Bleistiftzeichnung einer „Schwester" 130 M., von Barlach die sitzende Frau mit Affen, Bleistift, 95 M. Kubin-Zeichnungen 35—38 M., bisher viel teurer. Picassos radierte Absinth-Trinker 225 M.

Alte Graphik noch billiger. Menzel, Fasching von 1852, 20 M. Rembrandt, zwei männliche Akte, erster Zustand von Bartsch 194, aus der berühmten Rembrandt-Sammlung Mariette, nur leicht durch einen unterlegten Riß beschädigt, 100 M. Selbstbildnis mit Federbarett, Bartsch 20, guter Abdruck, 150 M. Der barmherzige Samariter, vierter Zustand von Bartsch 90, für 300 M. keineswegs teuer. Dürer, Maria an der Mauer, Kupferstich Bartsch 40 in silbergrauem Ton, guter Druck, 500 M.; Tod und Soldat, Doublette des Britischen Museums, ein immerhin seltener Holzschnitt Dürers, 140 M. Geringere Dürer-Drucke konnte man von 10 M. aufwärts haben. Schongauer Christus am Oelberg, Abdruck von der Silberplatte Passavant 109, Doublette des Germanischen Museums, 40 M.

Diese Woche (27. April bis 2. Mai)

Hindenburgs Sieg scheint den flauen Markt noch mehr zu verflauen. Am Montag bei Henrici viel Sehleute, wenig Gebote. Für die besten Miniaturen überhaupt keine. Unter den Oelbildern: Chodowieckis Selbstbildnis in Anlehnung an Graff 4600 M. Vanloo, Bildnis Ludwig XIV. von Frankreich, aus dem Besitz der vielverkaufenden großherzoglichen Familie von Weimar, 4100 M. Graff, Bildnis von Lippert, 1900 M. Chodowieckis Bildnisminiatur der Königin Sophie Dorothea, Mutter Friedrichs des Großen, 900 M. Das klingt ja noch ganz ordentlich, war aber auch fast das einzige, was bei absoluter Geschäftsstille wegging. Man kann sagen, das ist die Folge der wirtschaftlichen Beklemmung nach dieser Wahl. Aber im Auslande ist es nicht anders.

In London am Montag bei Christie alte Bilder, besonders Holländer und Engländer, auch einiges Deutsche; bei Sotheby moderne Graphik, Engländer, viel Whistler und Zorn. Mittwoch und Donnerstag bei Sotheby Graphik über französische Revolution und Napoleon, Sammlung des Earl of Crawford and Balcarres, vom Sohn in die Auktion gegeben — alle brauchen Geld: für 1000 M. bekommt man das schönste Kupferstichkabinett zusammen.

Nächste Woche (4. bis 9. Mai)

In Berlin bei Lepke Dienstag und Mittwoch alte Bilder, darunter mehreres aus einer mitteldeutschen Residenz, sehr mittel auch in der Qualität, über 300 Stück, wo soll das alles hin?

In Frankfurt bei Bangel Dienstag und Mittwoch alte Bilder, Sammlung Großkopf, beinahe 200 Stück, viel Holländer mit viel Gutachten; dann altes Mobiliar, ostasiatisches Kunstgewerbe.

In Wien bei Glückselig und Wawra Mittwoch und Donnerstag Nachlaß des Wiener Sammlers Gottfried Eißler (außer einigen besonders schönen Alt's, die er der Wiener Staatsgalerie vermachte). Hauptsächlich Miniaturen, köstlichste, Füger, Daffinger, Kriehuber; nicht weniger schöne altösterreichische Bildnisse, Porzellane, Silber; auch abseitig viel Erlesenes, sogar eine Dürer-Zeichnung, einst in der Londoner Sammlung Mitchell.

In Berlin bei Perl Freitag und Sonnabend Nachlaß des Bibliophilen Henning, eine Chodowiecki-Sammlung.

Und so fortan, die größten Dinge kommen noch im Mai: Graphik bei Beerner in Leipzig, bei Gilhofer und Ranschburg in Luzern; die Sammlung Minkowski bei Lepke, 160 Renoirs bei Drouot. Auktionen und ihr Publikum in Ehren — vorteilhafter kauft man jetzt bei guten Händlern: sie freuen sich ja so, einen zu sehen, haben zurzeit die schönsten Sachen, und mehr als die auf den Auktionen nach unten regulierten Preise verlangen sie nirgends, eher weniger. Für das Ueberangebot Käufer gesucht. Wenn das so weiter geht, treibt unser Kunstmarkt langsam einer Katastrophe zu.

Dr. Erich Römer.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co., Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Maiwoche

Hindenburg kommt nach Berlin, um sein Amt anzutreten. Im Artikel 43 der Reichsverfassung heißt es: „Das Amt des Reichspräsidenten dauert sieben Jahre". Wie oft ist jedem politisch bewegten Wähler gegenüber jedem möglichen Wahlausfall während dieser Wochen der Gedanke gekommen: Sieben Jahre sind zu lang! Wie ungeheuer schnell ändern sich die Verhältnisse — von Ebert zu Hindenburg und wieder zurück. Sieben Jahre — das ist zu lang für eine so unruhige und schwierige Zeit wie jetzt. Aber — wie es Artikel 1 der Reichsverfassung sagt: „Das Deutsche Reich ist eine Republik. Die Staatsgewalt geht vom Volke aus." Das Volk kann sich selbst korrigieren. Wie wandelbar ist Volksgunst. Schon nach vier Jahren kann ein neuer Reichstag gewählt werden, wenn nicht eine vorzeitige Auflösung noch eher die Gelegenheit zur Besinnnung gibt. Im Artikel 43 der Reichsverfassung heißt es weiter: „Vor Ablauf der Frist kann der Reichspräsident auf Antrag des Reichstages durch Volksabstimmung abgesetzt werden. Der Beschluß des Reichstages erfordert Zweidrittel-Mehrheit." Keine leichte Möglichkeit — mit Recht. Aber eine äußerste: auch der Reichspräsident ist nicht unabhängig von dem Willen des Volkes, das er repräsentiert. Sein Amt dauert sieben Jahre. Aber die Staatsgewalt geht vom Volke aus. Auch vor Ablauf der Frist. . . .

Der unermüdliche Kämpe Stresemann ist auf den Schultern eines Redakteurs der „Kölnischen Zeitung" in die Arena geritten, um sich wieder einmal öffentlich gegen allerlei Vorwürfe zu verteidigen, die ihm gemacht werden. Die „Rheinische Zeitung" hatte Stresemann der politischen Charakterlosigkeit geziehen und war dafür unter öffentliche Anklage gestellt worden. Ihr Verteidiger Landsberg hatte sich bereit erklärt, den Wahrheitsbeweis zu erbringen. Er wollte sich dabei stützen auf Stresemanns Rolle bei der Gründung der Demokratischen Partei, beim Wechsel von der großen Koalition zum Bürgerblock, während des Ausnahmezustandes und der Diktaturgelüste des „Stahlhelm", bei dem Versuch rheinischer Industrieller, zu Wirtschaftsverhandlungen mit der französischen Regierung zu kommen, bei der Entsendung des Grafen Keßler als Beobachter nach Genf und endlich bei den zeremoniellen Anlässen des deutschen Beileids zum Untergange des französischen Luftschiffes Dixmuiden und des Flaggenzeigens auf der Deutschen Bot-

schaft in Washington zu Ehren des verstorbenen Expräsidenten Wilson. Das Gericht hat ein salomonisches Urteil gefällt, was man schon daraus sieht, daß sowohl die angeklagte Zeitung wie der Staatsanwalt Berufung eingelegt haben. Nun kommt also alles vor die zweite Instanz. Stresemann aber teilt schon jetzt der Oeffentlichkeit mit, was er dann als Nebenkläger vorbringen will. Eine lange Liste! Nichts ist richtig und alles falsch, und zum Teil ist Stresemann gar nicht dabei gewesen. Der normale Staatsbürger findet sich nicht mehr zurecht. Aber die Richter müssen sich ja ein Urteil bilden. Werden sie den Wahrheitsbeweis zulassen? Hier handelt es sich doch wohl um ein Werturteil und nicht um eine feststellbare Tatsache. Aber selbst wenn es anders wäre, so ist es doch ein des Beweises nicht bedürftiges Axiom, daß die Politik den Charakter verdirbt. Keinem Menschen würde einfallen, das als Beleidigung aufzufassen; im Gegenteil, die meisten Politiker sind stolz darauf. Wenn man nun lange genug Politik treibt — sollte da nicht der Charakter so sehr verdorben werden können, daß er einfach draufgeht? Wer also lang genug aushält, wird eben charakterlos. Möglicherweise hat sich Stresemann in eine arge Falle locken lassen. Entweder es gelingt ihm, zu beweisen, daß er Charakter hat — wer wird ihn dann noch als Politiker ernst nehmen? Oder es gelingt ihm nicht — was dann, da er selbst Charakterlosigkeit für beleidigend hält? Die Stresemann-Kenner können natürlich ein Lächeln nicht verbeißen, wenn sie in der „Kölnischen Zeitung" lesen, wie der mit allen Wassern gewaschene, mit allen Salben geschmierte, immerdar nationalliberale Kautschukkünstler sich vor sehr ahnungslosen Mitbürgern hinspreizt, um seine moralische Gediegenheit zu beweisen. Ueber die einzelnen Punkte dieses drolligen Wahrheitsbeweises plaudern wir vielleicht zu gelegener Zeit, dann werden wir vielleicht auch einige heute im Ausland weilende Stresemann-Kenner als Sachverständige nennen. Das Konto Gustav S., nicht zu verwechseln mit dem Konto S. Gustav, wird im richtigen Moment aufgeschlagen und geprüft werden.

Der Geheimerlaß des Geheimrats Krohne vom Wohlfahrtsministerium an die ärztlichen Sachverständigen zeigt mit erschreckender Deutlichkeit, daß das Parlament nur ein Scheinbestimmungsrecht im Staate besitzt, daß ihm nur die oberflächliche und nebensächliche Arbeit zugeteilt ist. Während die Abgeordneten über Gesetzesparagraphen beraten, die nur leere Hülsen sind, über Feldrainregelungen debattieren, setzt ein Geheimrat, von niemand kontrolliert, aus eigener Machtvollkommenheit mit einem einzigen Federstrich Tausende von Leben unglücklicher, eingekerkerter Staatsbürger auf die Schneide des Todes. Ein Alba hat es nicht anders getan. Dieser Geheimerlaß ist folgenschwerer als ein Staatsgrundgesetz — und ein Geheimrat konnte ihn verfügen

und ruhig schlafen. Es ist ein neuer Beweis dafür, daß wir unaufhaltsam einer Richterherrschaft verfallen, daß der ganze Staat zum Objekte — nicht der Rechtsprechung, sondern der Rechtsprechenden wird. Es handelt sich durchaus um ein persönliches Regiment. Es liegt nur in der Linie dieser Herrschaft, daß sich die ärztlichen Sachverständigen sofort unter die unmenschlichen Bestimmungen dieses Erlasses geduckt haben. Sie sollen „Gehilfen des Richters" sein. Sie werden Gehilfen des Richters. Mit anderen Worten: Nicht die Pflege, die Heilung des Kranken ist ihre Aufgabe, ihre Sachverständigkeit hat sich nicht nach dem Krankheitsinteresse des Gefangenen zu orientieren. Sie sind Abmeßapparate mit zwei dürren Zeigern, an denen der Richter abliest, ob der Gefangene am nächsten Tage fliehen, ob er sterben kann. Ja, wenn sie noch exakte Apparate wären! Aber welcher Arzt will sich vermessen, die Grenzen dieser fürcherlichen Fragen abzustecken? Selten ist der Sinn der ärztlichen Wissenschaft so entwürdigt worden, wie durch diese Fragestellung. Daß sich Aerzte fanden, die dieses Gehilfentum auf sich nahmen, kann einzig durch den Zwang materieller Not erklärt werden. Es ist eine der grausamsten Arten des Kampfes ums Dasein. Es ist zu hoffen, daß der Fall Höfle Gewissen wachrüttelt. Aber man stelle sich den Kampf gegen die herrschende Richterdynastie nicht zu leicht vor! Wir sind noch weit von dem Ideale entfernt, daß ein ärztlicher Sachverständiger in anderem, besserem Sinne ein Abmeßapparat wird.

In München ist nicht nur das Deutsche Museum eingeweiht, sondern auch eine Deutsche Akademie errichtet worden. Der Gedanke, so etwas zu schaffen, was der Académie française ähnlich sein könnte, lag in der Luft. Daß er gerade in der bayerischen Luft gelegen hat — wer hätte das gedacht? Nun ist's geschehen: er ist in München verwirklicht worden, und damit ist die ganze Sache tot geboren. Glaubt wirklich jemand, daß München den deutschen Geist in die Ferne funken könnte? Genügt das Deutsche Museum, um dieser Stadt der Hitlerei den Anspruch zu geben, eine deutsche Akademie zu beherbergen? Es wird ihr gehen wie der „Walhalla" bei Regensburg, auch einer bayerischen Erfindung. Da stehen die toten Geistesgrößen in Marmor herum, ein echt bayerischer Wind pustet durch die Halle, und wenn die Helden verschiedener Art nicht sonst in Deutschland durch ihre Taten fortlebten: hier wären sie wirklich kaltgestellt. In der Münchener Akademie sitzen viele Leute, die es nicht nötig haben, erst Senator zu werden, um für Deutschland etwas zu bedeuten. Sie werden weiter bleiben, was sie gewesen sind. Als Mitglieder der Akademie aber sind sie als lebende Geistesgrößen kaltgestellt. Oder sollte diese neudeutsche Einrichtung am Ende die segensreiche Folge haben, daß Bayern durch die Berührung mit soviel vernünftigen Leuten selbst wieder vernünftig würde? Das steht zwar nicht im

Programm, aber vielleicht ist es der einzig wertvolle Effekt. Man muß auch ihn bezweifeln, weil die hohe Würde des Präsidenten sich der Rektor der Münchener Universität, Herr Pfeilschifter, aus eigenen Gnaden zuerteilt hat. Wenn man sich seiner Rede auf der Reichsgründungsfeier der Münchener Studenten erinnert, dann weiß man nicht nur, wes Geistes Kind er ist, sondern auch, was für ein deutscher Geist in der Akademie bevorzugt wird. Mögen die paar Geister, die Deutschland geschenkt sind, sich hüten, daß sie nicht mißbraucht werden. Wenn sich in Bayern etwas deutsch genannt hat, war es meistens gefährlich.

Soll man es für möglich halten, daß die preußische Zentrumsfraktion im Landtag eine Anfrage gewagt hat, warum der Ufa-Film „Wege zur Kraft und Schönheit“, wenn schon nicht Allen, so doch Jugendlichen verboten worden sei. Ungefähr 150 000 Berliner haben den Sport- und Spiel-Film gesehen und wissen, daß er das Sittenreinste und Unpikanteste ist, was man sich vorstellen kann. Es ist ein Film, der in allen Bildern Moral predigt, nämlich die allernotwendigste: Halte Deinen Leib in Ordnung, bewege Dich, turne, schwimme, springe, Du bist verpflichtet, so schön zu werden als Du nur kannst, und zu diesem Ergebnis ist Arbeit am Leibe nötig. Fanden sich wirklich erwachsene, zurechnungsfähige Herren, sogar Abgeordnete, die sich darüber beschwerten, daß diese selbstverständliche Ethik des Körpers Kindern, gerade Kindern, eingeprägt werde? Weil ein paar nackte Frauen, turnend und badend, zu sehen sind? Wo sind wir? In Berlin? 1925? Im Ernst: Das Zentrum ist eine zu kluge, für uns Deutsche zu notwendige, aus zu viel geistigen Quellen gespeiste Partei, als daß sie sich nicht vor altmodischen Rückfällen in eine vergangene Epoche bewahren müßte. Eine regierende Staatspartei kann sich nicht auf die biedere Weltfremdheit eines besorgten Dorfpfarrers zurückschrauben lassen. Zur selben Zeit sind im preußischen Abgeordnetenhaus, und zwar in derselben dunkeln Ecke Anstrengungen gemacht worden, die öffentliche Aufführung der Wedekindschen „Franziska“ zu inhibieren. Wie töricht sind diese vormundschaftlichen Anstrengungen in Berlin, wie schadet dieser verjährte Eifer dem Zentrum, wie viele Stimmen mag Marx verloren haben bei Leuten, die nicht übersehen konnten, daß im Zentrum auch heute noch zelotische Kräfte vergangener Epochen konserviert sind. Es wäre nötig, daß die führenden Köpfe des Zentrums sich entschlössen, durch eine prinzipielle Aktion diesen albernen Dilettanten das Wasser abzugraben. Alle diese Eiferer nützen mit ihrem Schrei nach der Zensur am Ende nur den Beschrienen, aber sie fügen der Partei bei den gebildeten Großstädtern unverhältnismäßig großen Schaden zu. Das Zentrum, das nie eine Partei der schlechten Geschäfte war, muß einen Erziehungskursus für seine hitzigsten Kapläne einrichten.

* * *

ENGLISCHE ANTWORT AUF DIE HINDENBURGWAHL

Unter dem Titel: „Germany: Militant and monarchist" („Das militaristische und monarchistische Deutschland") bringt der „Outlook" (2. Mai), eine der ältesten konservativen Londoner Wochenschriften, aus anonymer Feder einen Aufsatz, der in England berechtigtes Aufsehen erregt hat und den wir hiermit unseren Lesern vorlegen:

Vor einer Woche noch haben die englischen liberalen Zeitungen verkündet, daß die Wahl Hindenburgs zum Präsidenten der Deutschen Republik eine Unmöglichkeit sei. Heute erklären dieselben Zeitungen, daß ihr keinerlei Bedeutung zukäme. Beide Ansichten sind falsch. Hindenburg war ein weit aussichtsvollerer Kandidat, wie der Dr. Marx; ebenso wie Lord Kitchener ein weit aussichtsvollerer Kandidat, als der Dr. Macnamara gewesen wäre. Und wenn Hindenburg einmal im Amte ist, so wird er auch diesen Vorteil vor Dr. Marx haben, daß er weiß, wo er steht, was die deutsche Linke nie gewußt hat. Das gilt besonders von den deutschen Sozialisten. „Die große deutsche sozialistische Partei, von der wir so viel gehört hatten," sagt Lord Grey in seinen, soeben veröffentlichten Memoiren, „erwies sich beim Ausbruch des Krieges einfach als eine taube Nuß." Heute ist es nicht viel anders. Die deutsche Linke schwatzt, die deutsche Rechte handelt. Und das beweist wiederum nichts anderes, als daß die deutsche Linke ein uneiniges, unwirksames Konglomerat verschiedener Meinungen ist, während der deutsche Monarchismus seiner Natur nach einig und schlagfertig ist und demgemäß seine Erfolge hat. Daß er diese seine Erfolge stets auf rohe und taktlose Weise erzielt, also in einer Weise, die vielen Deutschen und sämtlichen Ausländern auf die Nerven geht, ändert nichts an der Tatsache. Der deutsche Monarchismus und Militarismus hat die Gewohnheit, zu befehlen und das Befohlene ausgeführt zu sehen; darum ist der Präsident Hindenburg in einer weit festeren Position als sein Vorgänger, der Präsident Ebert, es war. Hindenburg hat nicht eine absolute Stimmenmajorität erhalten; aber diese Stimmen repräsentieren eine Partei, die weiß, was sie will, während die Stimmen der Linken von einer Partei stammen, die nur darüber einig ist, was sie nicht will.

Diese Wahrheiten müssen zunächst erkannt werden, wenn wir uns über die Bedeutung der Wahl klar werden wollen. Der Charakter einer Nation ändert sich nie, und selbst ihre Gesetze ändern sich nur selten. Die Wahrheit ist: es gibt kein neues Deutschland, wohl aber ist das alte wieder auferstanden! Dieses alte Deutschland lernte einst die Notwendigkeit der Einigkeit unter einer starken Monarchie, die es aus dem Wirrwarr von hundert kleinen Monarchien erlöste; es erkannte den Wert einer starken disziplinierten Armee, die es vor dem Ehrgeiz des unbestimmbaren Frankreich und dem Schrecken des unbekannten Rußland schützte.

Diese Gefahren bestehen heute noch, und der durchschnittliche Deutsche kann sich nicht erlauben — oder, was in der Politik auf dasselbe herauskommt, meint, sich nicht erlauben zu können —, diese Gefahren zu vergessen. So ist er denn in seine alte Tradition, oder vielmehr in den Schatten seiner alten Tradition, zurückgefallen, und selbst die Tatsache, daß seine Nachbarn ihn, sei es aus Furcht oder Freundschaft, warnten, erschien ihm weniger wichtig, als das Versprechen, das scheinbare Versprechen, der Sicherheit nach altem Muster und Modell.

Die Wahl ist eine Warnung, die eines Tages zur Bedrohung werden kann. Hindenburg ist ein Symbol, das den Deutschen im Innern die Sicherheit bringen soll, das aber nach außen und mit der Zeit den Angriff bedeuten kann. Seine Wahl bedeutet das Wiederauftauchen Preußens; sie gibt die Antwort des protestantischen Nordens an den katholischen Süden; sie bringt, wenn nicht die Persönlichkeit der Hohenzollern, so doch das Prinzip der Hohenzollern wieder auf den Thron. Es wäre Wahnsinn, diese Dinge zu leugnen, es wäre Unsinn, sie übertreiben zu wollen.

Das erste Resultat der Wahl ist ein gewaltiger Fußtritt gegen die Politik der Pakte, der Protokolle und der gegenseitigen Garantien. Ihr zweites ist eine Bestätigung der Richtigkeit unserer alten Gleichgewichtstheorie, die wir, wie auch Baldwin einsieht, zu Unrecht verlassen hatten. Mr. Chamberlains neue Politik mag vorläufig ihre Fortsetzung finden, aber während freundlich gestimmte Zuschauer sie für eine junge, lebenslustig sich tummelnde Stute hielten, wird sie sich mehr und mehr als ein abgetriebener Droschkengaul („broken-winded cab-horse") entpuppen, der mühsam zwischen den Deichseln sich einherschleppt.

Das zweite Resultat wird ein wieder erneuter Zweifel über die Richtigkeit der Dawes-Politik sein. Wir waren die einzige englische Zeitung, die im letzten August, als die Londoner Konferenz unter Triumphrufen abgeschlossen wurde, ihre Zweifel äußerte. Wir müssen heute diesem Zweifel wiederum Ausdruck geben. Die Menschen können nicht so leicht die Zukunft formen, wie manche Luftikusse denken, denn die Zukunft hängt immer mit der Vergangenheit zusammen.

Das dritte Resultat wird der verstärkte Ruf nach Sicherheit — ein in gewissen Grenzen berechtigter Ruf — von seiten Frankreichs sein. Frankreich wird die Wahl dahin auslegen (und hat sie schon dahin ausgelegt), daß es noch einmal um sein Leben zu kämpfen haben wird, und daß ein Revanchekrieg nicht nur möglich, sondern sicher ist. Was das bedeutet, ist klar: es bedeutet eine Fortdauer der unsicheren ökonomischen Situation Europas, es bedeutet die Beendigung der Entwaffnungs-Bestrebungen, es bedeutet schließlich eine Verstärkung der französischen Politik der anti-deutschen Allianzen im östlichen Europa. Und alle diese Konsequenzen werden ihrerseits wieder den deutschen Nationalismus stärken.

Die Räder des Lebens und der Politik drehen sich langsam, und die unmittelbaren Folgen der Hindenburg-Wahl mögen nicht sofort sichtbar werden. Die deutsche Republik wird eine Zeitlang weiter bestehen, ebenso wie Stresemann in ihr weiter seine Politik machen wird, und wir werden auch noch weiter eine Zeitlang die Märe vom neuen Zeitalter hören. Aber alle diese Redensarten sind nur die Spielmarken auf dem Tische: die wirklichen Werte sind unter dem Tische und anderswo verborgen. Worte verstecken meistens nur unsere Gedanken: es sind die Taten, die unser Innerstes enthüllen. Und die deutsche Tat vom letzten Sonntag hat es bewiesen, daß das neue Europa einfach das alte Europa in durchsichtiger Verkleidung ist.

WALTER MEHRING
(Paris)

FRANKREICH UND HINDENBURG

Wie man wirklich in Frankreich denkt, verheimlicht man sich in Deutschland, weil die Antwort von „drüben" diesmal kein lautes Geschrei war. Es wäre bedeutungslos, hier die Stimmen der Action-Française-Kreise zu zitieren; es ist wichtig, im Gegenteil diejenigen zu hören, die für die Verständigung kämpften und deren Namen in diesem Zusammenhange bei uns während der letzten Jahre immer wieder genannt wurden. Ich habe mich an eine Reihe hervorragender Vertreter der pazifistischen Ideen in Frankreich gewandt und sie um ihre Meinung über den Ausgang der Präsidentenwahl gebeten. Hier folgen einige Antworten.

*

PROFESSOR HENRI LICHTENBERGER

Die Wahl des Marschalls Hindenburg ist ohne jeden Zweifel einer der heftigsten Schläge, die bei uns die Anhänger der französisch-deutschen Vermittlung treffen konnten. Ein Faktum drängt sich in der Tat mit Deutlichkeit auf: das ist, daß sich bei der Präsidenz des Reiches, ehemals von einem Sozialisten eingenommen, dessen pazifistische Gefühle für keinen zweifelhaft waren, ein wichtiges Zentrum politischer Beeinflussung bilden wird, das notgedrungen jener Geist beseelt, der einst das große Hauptquartier beherrschte, selbst wenn Ludendorff nicht mehr offiziell sein Quartiermeister ist. Das mindeste also, was man sagen kann, ist, daß wir gar nicht wissen, welches heute der wahre Gedanke dieser Kreise ist: die Unterschiede zwischen den pazifistischen Beteuerungen, die Hindenburg im Laufe der Wahlkampagne vorbrachte, und den ganz anderen Dispositionen, die am Vorabend in den Rechtsparteien getroffen wurden, sind in Wahrheit derartig, daß sich diese kontradiktorischen Erklärungen gegenseitig annullieren. Hinfort zählen die Worte nicht mehr. Die Handlungen allein werden enthüllen, wohin die Rechtsregierung, die im Besitz der Macht ist, gehen wird.

Wir denken nicht, wir haben es nie gedacht, wie es von vielen Seiten die Unglückspropheten versichern, daß es zum nahen Kriege hin sei. Ich habe an anderer Stelle versucht, ausführlich zu zeigen, daß diese Perspektive wenig Wahrscheinlichkeit habe. Die Männer der Rechten sind allzu stark avisierte Realisten, um gegenwärtig die Idee eines neuen Krieges ins Auge zu fassen, der ein völliger Akt des Wahnsinns wäre. Vorläufig gebietet die Notwendigkeit den Lenkern Deutschlands, welche auch immer es seien, eine Politik pazifistischer Befreiung und Erhebung, eine Politik, die nur in sehr engen Grenzen je nach der politischen Färbung der Regierung variieren kann. Erst später, wenn Deutschland seine Gebiete befreit, seine politische und ökonomische Erhebung vollzogen haben wird, wird ihm die Stunde schwerer Entscheidungen schlagen, es wird zwischen Versöhnung und Revanche wählen und sich entweder zur Organisation einer loyalen internationalen Zusammenarbeit oder zur Vorbereitung eines zukünftigen Krieges gegen den Erbfeind orientieren können.

Unter diesen Umständen können wir nur die Akte der neuen Regierung abwarten und sie leidenschafts- und parteilos interpretieren. Nur in täglicher Erprobung (usage), im täglichen Kontakt politischer Diskussion wird sich langsam dem kaltblütigen Beobachter der innerste Gedanke derer, die wir vor uns haben, enthüllen. Selbst wenn man das Schlimmste annimmt, so haben Deutsche und Franzosen noch einige Freunde der Ruhe, die man sich nutzbar machen kann, machen muß, um die Gefahr abzuwenden zu suchen. Das Bestreben muß von der einen wie der anderen Seite in voller Loyalität versucht werden, denn jeder empfindet die Bedeutsamkeit des Einsatzes und die fürchterlichen Konsequenzen, die Erfolg oder Mißerfolg nach sich ziehen werden.

PAUL REBOUX

Ich bin nicht versucht, die Wahl Hindenburgs als symbolische Geste zu werten. Ich halte mich an die Realität der Ziffern, die besagt, daß sich die eine Hälfte der Wählenden für und die andere gegen die Reaktion ausgesprochen. Dies wird den neuen Reichspräsidenten verpflichten, sich in seiner neuen Stellung weniger militaristisch als vorher zu zeigen. An eine Verständigung ist nur mit dem demokratischen Deutschland zu denken, die Chauvinisten weise ich ebenso schroff und offen zurück wie ich sie in Frankreich unter Poincaré bekämpft habe.

PROFESSOR PAUL DESJARDINS

Ich bin nach dem Vorangegangenen über die Wahlergebnisse keineswegs erstaunt. Die Fortschritte der Rechtsparteien vom ersten zum zweiten Wahlgang bedeuten ein offenes Bekenntnis, weniger vielleicht zum Kriegsschwert als zum Banner der Reaktion. Diese Reaktion ist nicht nur für Deutschland symptomatisch, sie macht sich

fast überall bemerkbar wie eine letzte Flucht vor einer notwendigen Umformung. Die Friedensfreunde sind in der Minorität in Deutschland und in Frankreich, aber in Frankreich ist diese Minorität zielbewußt und unbeirrbar und sie muß abwarten, ob in Deutschland das gleiche der Fall sein wird. Davon einzig ist die Garantie des europäischen Friedens abhängig.

ALFREDE FABRE-LUCE

Es ist nicht zu leugnen, daß die Wahl des neuen deutschen Reichspräsidenten die schwersten Rückwirkungen auf das Ausland zeitigen muß. Alle Verträge, die geschlossenen und die vor dem Abschluß stehenden, werden dadurch in ein anderes Licht gerückt und mit Mißtrauen betrachtet. Nach meiner Ansicht darf sich allerdings die französische Außenpolitik gegenüber Deutschland in nichts ändern, das Problem der Kölner Zone bleibt allein von der Erfüllung der Verträge und den Ergebnissen der Waffenkommission abhängig. Auch muß man den — von einigen unserer Zeitungen begangenen — Fehler vermeiden, die Persönlichkeiten Hindenburgs und Ludendorffs im Ausdruck des deutschen Volkswillens zu verwechseln. Ich bin überzeugt, daß die 14 Millionen Wähler weniger Kriegs- und Revanchegelüsten, als vielmehr einer gewissen Sentimentalität und dem Autoritätsrespekt folgten, und es bleibt abzuwarten, ob sich der neue Reichspräsident von einer Partei oder von der Nation gewählt fühlt und wie weit er sich von seiner nationalistischen Umgebung beeinflussen läßt. Beunruhigend wirkt in jedem Fall die Tatsache: Deutschland hat gewählt, als ob das Ausland, als ob Europa nicht existierte. Der Annäherungsgedanke und -wille aber, mag er gewißlich jetzt auch manche Abwandlung in seiner Taktik, ich möchte sagen: in seinem Enthusiasmus erleiden, ist allzu vital und zwingend, als daß er einer Entmutigung zum Opfer fallen dürfte.

MARCEL PROUST

DAS HINDENBURG-PLAGIAT

Ein französischer Leser sendet dem „T.-B." einige Sätze aus der „Albertine disparue" von Marcel Proust zur Erklärung der Präsidentenwahl.

Das, was wir Erfahrung nennen, ist nur ein Zug unseres Wesens, der sich unseren eigenen Augen offenbart, ein Zug, der naturgemäß wieder auftauchen wird und um so machtvoller, als wir ihn schon einmal in uns gewahr wurden — so daß der spontane Antrieb, der uns das erste Mal leitete, sich verstärkt findet durch alle die Suggestionen der Erinnerung. Das menschliche Plagiat, dem es am schwersten fällt, zu entgehen, den Einzelwesen und sogar den Nationen, die in ihren Fehlern beharren und sie fortschreitend verschlimmern, das ist das Plagiat seiner selbst.

Die Eröffnung der jüdischen Universität in Jerusalem hat dem bedeutendsten der politischen Schriftsteller Englands den Anlaß zu diesen, nicht bloß in England beachtenswerten Betrachtungen gegeben.

Mag man sonst über den Zionismus denken, was man will — er ist ein wagemutiges, faszinierendes Abenteuer. Noch nie hat man ähnliches kennengelernt und man kann ihm auch kein Horoskop stellen, jetzt, da die Geschicke des in Umbildung begriffenen Ostens unter unergründlichen Sternen stehen. Wenn es vom Schicksal bestimmt ist, daß die Urschrift des Planes nie zu Ende geschrieben werden soll — wenn die gegenwärtigen Anfänge der Niederschrift ausgelöscht werden sollten — die Seele des Wagnisses wird triumphieren, sie wird für immer als ein Beispiel eines kühnen Idealismus und einer spirituellen Romantik leuchten.

Die letzte Woche hat eine jener geschichtlichen Szenen gesehen, deren sich die allgemeine Phantasie der Welt bemächtigt, die darin haften bleiben, einmalig und scharf umrissen, sicher eines ewigen Gedenkens. Lord Balfour stand auf dem Rücken des Berges Skopus. In dem unvollendeten Amphitheater, offen dem Himmel, gefüllt von einem Gedränge von Tausenden aus aller Welt, eröffnete er die hebräische Universität, die in sich all die tiefsten Hoffnungen des Zionismus schließt. Man berichtet, daß jeder Tonfall seiner wunderbaren Stimme — voll von Wohlklang und Ironie zugleich wie keine andere Stimme unserer Generation — durch alle Reihen der Steinbänke gehört wurde. Wo das Klima günstig ist, bietet dies die Form des Amphitheaters, wenn gut entworfen, willig jeder Resonanz und Kadenz der modulierten Sprache dar. Ich werde nie vergessen, wie an einem heitern Abend in einem der größten Bauwerke des in Europa überlebenden Altertums einige vertraute Zeilen aus dem „Sturm“, leise von der höchsten Sitzreihe gesprochen, voll und rein bis zur andern Seite hinüberfluteten mit einem neuen Sinn unsterblicher Bedeutung und Schönheit.

Man berichtet, daß Nebel den Tag trübte. Nichts konnte den Geist des Tages trüben. Bei klarem Wetter breitet sich unten die Ansicht Jerusalems dem Blicke. Nach Osten in der Ferne liegt das Tote Meer und die Berge Noahs; und zwanzig Meilen weiter der legendäre Ort, wo Josua und die Stämme den Jordan überschritten und beim Eintritt in das gelobte Land die zwölf Steine errichtet haben. Hier die Höhe ist ein Teil des Oelberges und nicht weit ab besuchen die Christen den Garten der Angst und versenken sich in eine der tiefsten Betrachtungen über Leiden und Opfer, die das Herz durchrinnen kann. Und von diesem Rücken des Skopus aus begann, wie Lord Balfour seine Zuhörer erinnerte, Titus die Belagerung, die vom Norden die äußeren und inneren Wälle Jerusalems zertrümmerte und die Zerstreuung der Juden über die ganze

Welt beschleunigte. Das ist eines der denkwürdigsten Ereignisse der ganzen Menschengeschichte — wie sehr es auch anfänglich als ein lokales Geschehnis erschien, als eines auf den kleineren Nebenschauplätzen des römischen Imperiums; aber es ist so universal und ohne Ende, wie es sich seither erwiesen hat.

Titus war ein Mann von dreißig oder weniger Jahren, ansehnlich und populär, gnädig im Frieden und unbarmherzig im Kriege, literarisch und musikalisch, aber ein formidabler Krieger, wenn es not tat. Man kann sich vorstellen, daß er müde der ewigen Scherereien durch die halsstarrigen Juden beschlossen hatte, ohne viel Aufhebens die Falten in diesem kleinen zerknitterten Teil der weiten römischen Welt auszuplätten und eine glatte Oberfläche zu machen. Als er die Zerstörung leitete, muß er eine Zeitlang etwa dort gestanden sein, wo Lord Balfour am Mittwoch stand. Die widerspenstige Stadt, die er für die Vernichtung gezeichnet hatte, war schon seit unvordenklichen Zeiten ein Bollwerk. Sie war schon tausend Jahre oder noch mehr Festung ehe die Juden das erstemal ihre Augen auf ihr ruhen ließen. Sie hat dann weitere tausend Jahre gesehen, seitdem sie von David gestürmt worden war. Fast 2000 Jahre sind nun wieder verflossen. Und jetzt haben wir den Zionismus und das große Abenteuer der Rückkehr. Wie konnte man erwarten, daß Titus hätte die starke und standhafte Seele Israels kennen oder verstehen sollen, daß diese kleine Rasse zähe war wie keine andere, und ein Volk, das sich von den anderen unterschied.

Sie waren zermalmt aber nicht gezähmt. Einige sechzig Jahre später erhoben sie sich so wild wie die Karthager in einem letzten verzweifelten Aufbäumen und wurden schrecklich niedergeschmettert. Diesmal war Rom gründlicher als Assyrien. Die jüdische Nation im gelobten Land wurde vernichtet — entwurzelt, in Stücke gerissen und hinausgeworfen. Das geschah in der großen Zeit der Herrschaft Hadrians, dessen souveränem und kritischem Auge Britannien ebenso vertraut war wie Palästina. Und wenn man seine Werke kennt, so versteht man beides — den Gehorsam der Britannier am einen Ende des Reiches und die Zertrümmerung der Juden am anderen.

Kein Zweifel, sie begannen innerhalb der Tore des römischen Londons ganz kurze Zeit nachher zu erscheinen. Sie hatten kein eigenes Land und sollten es seitdem nie wieder haben. Am meisten waren sie in Palästina selbst verdächtigt und unterdrückt. Zu Land und Meer zerstreuten sie sich über das Imperium und darüber hinaus. Sie kamen in großer Zahl nach dem „far West“ der mittelländischen Welt — nach Spanien, das als Auswandererland eine Art Amerika jener Zeit war. Aber ebenso waren ganz Frankreich und das Rheinland aufsteigende Gebiete der Zivilisation und die Juden müssen bald in den jetzt alten Städten wie Mainz und Frankfurt gesehen worden sein, die sie jetzt noch in ungewöhnlich großer Zahl bewohnen, und diese lange Zeit mit allem Grunde wie kleine

Jerusalems geliebt haben. Sie hatten die besten kommerziellen Chancen in den neuen Orten; denn sie waren relativ eine gebildete Rasse mit der Leidenschaft des Wissens, mit konzentrierter Intelligenz, hoher Empfänglichkeit und unermüdlicher Ausdauer, die sie seit jeher ausgezeichnet hat. Vor der endgültigen Zerstörung war ihre Zahl fürchterlich eingeschrumpft. Sie zogen aus als ein kläglicher Ueberrest eines Volkes. In den Augen der Römer und Griechen jener Zeit konnte nichts unwahrscheinlicher sein, als ihr Ueberleben mitten in den Massen aller Zungen und Schattierungen, unter denen sie sich als kleines Einsprengsel niederließen. Aber überall waren sie das Volk eines Buches; sie lebten nach ihrem uralten Gesetze; und mit einem doppelten, nirgend anderswo je erlebten Genie der Anpassungsfähigkeit an die Umgebung, ohne Schwächung ihrer Eigenart vollbrachten sie das Wunder, ihren eigenen psychischen und physischen Typ zu erhalten.

So begann die außerordentliche Erzählung. Es ist nicht unsere Absicht, ihr zu folgen. Aber in der letzten Dekade haben wir die Klimax der Geschichte gesehen. Das ganze neunzehnte Jahrhundert war das Zeitalter ihres allgemeinen Wiederauflebens, der Emanzipation, ihres Triumphes nicht bloß in Finanz und Geschäft, wie man manchmal fälschlich annimmt, sondern ihres Triumphes durch die Kraft von Individualität und Ideen. Wir sehen den verblüffenden Kontrast der Typen zwischen Lord Beaconsfield auf der einen und Karl Marx auf der anderen Seite — der eine der Großvezier und noch mehr des größten der Weltreiche; der andere der Schöpfer einer neuen politischen Religion, ein Prediger der Lehre von der ökonomischen Gleichheit, der versucht die Pfeiler der industriellen Zivilisation zu erschüttern. Unter den allerersten Kapitalisten nahmen überall die Juden einen Rang ein, der unvergleichlich über allen Proportionen zu ihrer Zahl in der Welt stand; aber in demselben Grade und noch mehr waren die Hauptantikapitalisten Juden.

Dann kam der große Krieg; und dann wieder zwei entgegengesetzte Bewegungen, die weit jeden früheren Kontrast übertrafen: — Bolschewismus und Zionismus.

Lenin, ein Russe, wurde die furchtbare Kriegsmaschine der marxistischen Seite des jüdischen Geistes, sammelte um sich einen ganzen Stab dieser Rasse und stülpte die ganze politische und soziale Struktur eines angesehenen Reiches in der destruktivsten Revolution, die die Geschichte kennt, um. In dieser donnernden und blitzenden Epoche einiger kurzen Jahre — es scheint uns zwar, als läge sie ein Jahrhundert hinter uns — wurden gleichzeitig alle eingepferchten Träume der Menschheit freigelassen. Unter diesen ein Traum, der nie gestorben war. Wer den Ursprung des Zionismus verstehen will und die Bedeutung der Feier der hebräischen Universität in Jerusalem in der vergangenen Woche, der wird alles in gewissen wundervollen Worten finden, die mehr bekannt als verstanden sind. Das, was wir den 137. Psalm

nennen ist ein Schrei aus der Verbannung, ein sehnsüchtiger, feierlicher, durchdringender Schrei. In seiner Art ist er wohl das höchste Gedicht der Welt und neben ihm ist Brownings „Oh, to be in England“ wie das Zwitschern von Vögeln. Als politisches Dokument müssen wir seine Hauptverse anführen:

„An den Wassern zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir Zions gedachten.

Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die dort im Lande sind.

Denn dort hießen uns singen, die uns gefangen hielten und in unserem Heulen fröhlich sein: ‚Singet uns ein Lied von Zion!‘

Wie sollten wir des Herrn Lied singen in fremdem Lande?

Vergesse ich Dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen!

So ich Dein nicht gedenke, klebe meine Zunge an meinem Gaumen; wenn ich Jerusalem nicht setze über die höchsten meiner Freuden!“

So geschah das Wunder. Die alliierten und assoziierten Mächte versammelten sich, um den 137. Psalm diplomatische Realität werden zu lassen. Die britische Regierung führte die Bewegung, Zion zu Palästina, nicht Palästina zu Zion, wieder herzustellen — eine Unterscheidung, die oft übersehen wird. Es sollte Freiheit und Schutz zur Wiederaufrichtung der jüdischen Nation in dem gelobten Lande geschaffen werden, Seite an Seite mit der herrschenden arabischen Rasse, welche das Land länger im Besitze hat, als die englische in England ist und die Palästina als ihr Eigentum ansieht.

Die „Balfour-Deklaration“ wurde gerade vor sieben Jahren erlassen. Von den Juden der ganzen Welt wurde sie mit grenzenlosem Enthusiasmus und Vertrauen, aber nicht immer mit Einmütigkeit aufgenommen. Einige der tüchtigsten Männer des Volkes verhielten sich überall vollkommen gegnerisch, vor allem zu ihrer politischen Form. Nichtsdestoweniger wurde die Sache mit Geist, Geld, hingebungsvollem Fleiße und leidenschaftlicher Einbildungskraft unterstützt. Eines müssen die Kritiker vor allem bedenken: Unzählige Niedrigkeiten verunstalten und entwürdigen die moderne Welt, — aber diese Bewegung zählt sicherlich nicht dazu!

Was wird voraussichtlich das Ergebnis sein dieses ungewissen Versuches, einen Großteil dessen wieder herzustellen, was dreihundert Jahre vor dem Falle des römischen Imperiums vernichtet worden war? Ein Schluß scheint sicher zu sein. Das Ideal, das in der neueröffneten hebräischen Universität verkörpert ist, repräsentiert die wahre und die einzige Hoffnung. Es ist kein Grund vorhanden, warum die Araber mit ihr mehr Streit haben sollten als mit den verschiedenen christlichen Gemeinschaften, deren Anwesenheit und Tätigkeit schon lange hingenommen sind. Die Institution auf dem Skopusberge soll das entschiedene intellektuelle und geistige

Zentrum der jüdischen Welt werden. Sie kann so, wie es noch nie geschah, nicht bloß das spezielle Studium der hebräischen Geschichte, Religion und aller verwandten orientalischen Fächer organisieren, sondern auch Gedanken und Untersuchung über politische und soziale Probleme, die besonders die eigene Rasse betreffen, wo immer sich ihre Synagogen und Schulen befinden. Forschungsarbeit soll in der tropischen Medizin geleistet werden. Am Donnerstag wurde der Grundstein gelegt zu dem Balfour-Einstein-Institut für Physik und Mathematik. Das sind die Anfänge. Die zionistische Universität kann sich zu einer Position erheben, die im Osten ohne Rivalen ist. Sie kann andere Rassen anziehen, wenn die außerordentlich weise Politik fortgesetzt wird, alle Ankömmlinge willkommen zu heißen. Sie kann Männer zur Führerschaft auf allen Gebieten von Gedanken und Tat heranbilden, mit Ergebnissen, die weit über Palästina hinausreichen.

Wenn der Plan an diesem Punkte halt machte, gäbe es keine Opposition. Der politische Ausblick ist eine andere Sache, und man wird mit unendlicher Geduld und skrupulöser Mäßigung vorgehen müssen, wenn ein schließliches Unglück vermieden werden soll. Durch intellektuelle und ökonomische Führerschaft können die Juden mit ungemeinem Erfolge durchdringen; aber sie können nicht herrschen. Wie schon gesagt: Der Zionismus kann in Palästina wieder aufgerichtet werden, aber Palästina kann nicht zum Zionismus gewandelt werden. Seite an Seite mit den andern Einwohnern kann das nationale Heim soweit gelangen, eine große Zahl von Juden zu umfassen. Aber die Zahl kann nie eine gewisse Grenze überschreiten, oder zu irgendeiner Zeit rapid erhöht werden, ohne einen vernichtenden Aufruhr zu entfachen. Hier rühren wir an das Geheimnis des arabischen Widerstandes. Obzwar die totale jüdische Einwanderung 40 000 seit der Balfour-Deklaration nicht überstiegen hat, sind die Araber doch schon in Furcht, daß sie erschreckendere Ausmaße annehmen könnte. Das Land als Ganzes kann niemals dem Islam entwunden werden. Selbst die mächtige Bewegung der Kreuzzüge vermochte Palästina der Christenheit nicht zu erobern. Die Araber bilden vier Fünftel der Bevölkerung. Sie machen geltend, daß das Land ihnen gehört, und daß die Juden nicht mehr Recht auf Herrschaft haben, als die Waliser in England im Namen der alten Britannier.

Die moslemische Majorität hat viel zu gewinnen bei dem Werke der Sanitärmachung, Dränierung, Baumpflanzung, des Wegebaues und der allgemeinen ökonomischen Entwicklung, das unter den Auspizien des Zionismus ausgeführt wird. Aber wenn ihre Mitarbeit gewonnen werden soll, machen sie es zur Bedingung, daß die Juden jetzt und später eine ausgesprochene Minorität bleiben sollen, die nur nach Maßgabe ihrer Zahl Einfluß haben darf. Wenn die Befürchtungen der Araber, ob sie nun berechtigt sind oder nicht, später einmal gewaltsam entfacht werden, werden

sie sich zur Rache erheben und der Zionismus kann nach all den achtzehn Jahrhunderten seines Traumes wieder in Tragödie und Zerstreuung enden. —

All dies ist, wie wir glauben, von der palästinensischen Verwaltung, von der britischen Regierung und von den Hauptführern und Organisatoren des Zionismus durchaus erkannt. Der Islam ist in diesen Dingen eine unbezähmbare Macht. Viele können sich noch erinnern, wie der Sohn des Bootsbauers von Dongola ein Prophet wurde, über den Sudan dahinbrauste, Gordon vernichtete und zwei Millionen Quadratmeilen Landes in zwei Jahren eroberte.

Das größte Paradoxon ist, daß der jüdische Wohlstand, die jüdische Macht, der jüdische Einfluß in der Welt von der Zerstreuung abhängt. Es ist als sicher anzunehmen, daß mehr als neun Zehntel des Volkes immer außerhalb Palästinas, wie jetzt, leben werden und daß das Weltproblem der Juden genau das bleiben wird, was es jetzt ist. Das größte Problem des Judentums ist bei weitem nicht Palästina, sondern Polen. Mit der neuen Bewegung des Antisemitismus auf beiden Seiten des Atlantiks kann kein denkender Mensch auch nur ein Körnchen Sympathie haben. New York ist die gewaltigste jüdische Stadt der Welt und selbst in Amerika ist ein Gefühl des Antisemitismus bemerkbar. Das ist eine Angelegenheit, die sich in Amerika gerade wie anderswo durch schrittweise Anpassung an die Gegenwart eines unentfernbaren Elementes regeln wird.

Es gibt nicht den geringsten Grund zu der Annahme, daß in irgendeinem westlichen Lande — Osteuropa kann freilich ein dankbares Problem werden — die Haltung des zwanzigsten Jahrhunderts zumindestens weniger liberal und aufgeklärt sein sollte, als die des neunzehnten. Und warum sollte es auch? Wenn gesagt wird, daß die Juden unter dem kapitalistischen System zuviel Einfluß haben, so lautet die Antwort, daß sie voraussichtlich unter dem sozialistischen noch mehr hätten. Im allgemeinen entspringt der Antisemitismus wie die meisten schlechten Gesinnungen der Welt, einem Fehler, der neun Zehntel der menschlichen Diskussionen und Kontroversen ständig ihres Wertes beraubt. Die meisten Menschen sind nämlich, wenn sie Anklage oder Verteidigung einer Sache durch Aufstellung des Kontrastes mit einer anderen unternehmen, gewohnt, das Beste auf ihrer Seite mit dem Schlechtesten der andern zu vergleichen. Sie sollten Gleiches mit Gleichem vergleichen — das Beste mit dem Besten, das Schlechteste mit dem Schlechtesten, den Durchschnitt mit dem Durchschnitt.

Wenn sie nach diesem Richtsatze beurteilt werden, haben die Juden nichts zu fürchten. Sie haben sich im Erwerb des Geldes nicht mehr als im Gebrauch des Geldes hervorgetan. Unter ihren Millionären war im ganzen ein geringerer Prozentsatz fetter Philister. Die Juden haben sich in Gemeingeist und humaner Pflichterfüllung ausgezeichnet. Sie haben, um nur einiges wenige

flüchtig zu erwähnen, der Wissenschaft, der Medizin, der Kunst, der Musik und dem Drama unschätzbare Unterstützung gegeben. Im öffentlichen Leben waren sie vorwärtstreibende Bürger; und was das private Leben betrifft, so haben jene, die nie den Reiz der intellektuellen Freundschaft mit jüdischem Geist und Temperament in seiner größten Feinheit genossen haben, vieles verloren. Die Juden haben ganz bestimmte Fehler wie alle gut ausgeprägten Typen des Menschengeschlechtes; aber wenn wir ohne Vorurteil uns niedersetzen, um die verschiedenen Fehler der mannigfaltigen Nationen zusammenzustellen, sollen wir geklärt in unserem Urteil und bereit zu einem heitern Gefühl unserer gemeinsamen Menschlichkeit sein. Trägheit und Stupidität wenigstens liegen nicht in den Juden. Sie sehen, sie beobachten, sie handeln. Wie oft hat man gefunden, daß sie drei Dinge vereinigen: Talent, Großmut und Seelenstärke.

Das, was die Menschheit vor allem in dem Verhältnis zwischen Nationen, Rassen, Sekten, Klassen, Parteien und Individuen verlangt, ist: weniger Vorurteil und mehr Nächstenliebe. Niemand lebt lange genug, um die Tiefe des Wortes zu ergründen, das gesagt wurde, als das Christentum noch als der Zionismus der Welt aufgefaßt wurde:

„Und wenn ich mit den Zungen von Menschen und Engeln spräche, und hätte nicht der Liebe, ich wäre wie ein tönendes Erz, oder ein dröhnendes Becken." Der Antisemitismus wird aus der westlichen Welt verschwinden wie das Ghetto und der Kaftan. Aber das Geschick der Judenheit in Palästina hängt ab von ihrer Kraft, Harmonie zu schaffen zwischen Israel, Islam und Christentum in dem Lande, wo der spätere Monotheismus Mohammeds ebenso stark ist wie der des Moses und des Abraham, wo die geheiligten Stätten des Neuen Testamentes ebenso liegen wie die des Alten und wo die drei Bekenntnisse lernen müssen, miteinander zu hausen, wenn es irgendwie Frieden geben soll.

In der Tat haben deutsche Dichter sogar die bêtise gehabt, die deutschen Hausfrauen zu besingen und damit die verkümmertste Erscheinung einer verkümmerten Zeit zum Gegenstande der Poesie zu machen.

*

Die deutsche Bourgeoisie ist von allen die unfähigste zur politischen Revolution.

*

Der bloß politische Radikalismus ist zeugungsunfähig.

Ferdinand Lassalle.

Der Schmied Heinrich Lersch hat neue Gesänge von Volk und Werk (in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart) „Mensch im Eisen" herausgegeben, düstere Selbstgespräche eines leidenden deutschen Arbeiters. In dem schweren Bande ist ein sanftes Lied enthalten, das folgende:

Deine Anmut, Land Italien,
Tut mir weh, zu schön bist du;
Deine sanften Berge wiegen
Sich in stiller Luft und liegen
Wie ein Weib in süßer Ruh.

Meine armen Augen schmerzen
Von der Fülle allerwärts.
Trauer weht in deinen Winden,
Decken zu mit weichen, linden
Händen mein unruhig Herz.

Alles bist du, nur nicht Heimat.
Hingegeben der Natur,
Berge, Meere, Täler tönen!
Doch, wo knechtisch Menschen stöhnen,
Gleichst du unsrer Heimat nur.

Süß befreit von allem Quälen,
Denken blüht zu wachem Traum;
Was uns Sünde dünkt im Norden,
Ist zu Lust und Glück geworden,
Alle Zeit flieht aus dem Raum.

Ewige, heilige, süße Fremde
Nimm mich hin, ich bin dein Kind.
Deine ärmste dürre Wiese
Ist ein Stück vom Paradiese,
Und Gott singt aus Baum und Wind.

Wünschen Sie gesund zu sein, gut zu schlafen, regelmäßig zu verdauen? Sollen Ihre Unternehmungen erfolgreich sein, Ihre Feinde sich in Freunde verwandeln?

Möchten Sie ab und zu zum Lachen gereizt sein, ohne besonderen Anlaß, so einfach schlechthin, weil das Leben Ihnen so schön erscheint?

Möchten Sie Ihre Kinder täglich blühender, heiterer, klüger und gehorsamer sehen?

Nun, dies alles wird Ihnen geboten, gratis und gebrauchsfertig, ohne Medizin ohne Apparat, ohne Berufsstörung, garantiert und diskret.

Ein Sprüchlein des Morgens und des Abends, ein anderes bei jedesmaliger Wiederkehr von Schmerz, trüber Stimmung oder Verführung zum Laster.

Sie zweifeln? Ja, sehen Sie, grade das dürfen Sie nicht, grade das wird man Ihnen abgewöhnen, damit auch Sie aller Verheißungen teilhaftig werden, die oben angeführt sind. Es soll Ihnen sogar erklärt werden, wie die Sache funktioniert.

Der frühere Apotheker aus Nancy, Herr Emile Coué, hat dem Ensemble, das wir früher die „göttliche Kraft“ zu nennen gewöhnt waren, einen kleinen praktischen Trick entdreht, den er anzuwenden und zu lehren versteht. Sein Wirken ist vielen großen Seelenärzten bekannt, seine Schriften sind in allerlei Sprachen übersetzt. Sein Sanatorium in Nancy ist ein Treffpunkt der „verzweifelten Fälle“ aus allen Reichen, seine wunderbaren Kuren haben ihm viele Angriffe eingetragen, viele gläubige Seelen gewonnen. Schriftliche Danksagungen von Tuberkulosen, Gichtigen, Stotterern, Kleptomanen, Geschwürbehafteten und Trinkern bestätigen Heilung. Seine Tätigkeit in Nancy, die Vortragsreisen durch England und Amerika verschlingen seine Zeit. Heute ist er in Paris.

In dem Hörsaal seines Institutes für Seelenerziehung drängen sich die Heilsbedürftigen zu dem Gratisvortrag mit Demonstrationen. In Autos und zu Fuß kamen Reiche und Arme, Eltern, Kinder, Greise. Sie umstanden wartend im Schwarm den engen Eingang des Hauses in der rue Pauquet, Bäcker und Schlächter aus benachbarten Läden staunten sie an. „Ist Ihr Onkel noch in Nancy?“, wird die elegante Dame im Pelz gefragt. „Er ist geflohen,“ antwortet sie lebhaft, „wir brachten ihn gelähmt, im Rollstuhl, nach drei Tagen konnte er gehen — glauben Sie mir, er ist geflohen, er hatte Angst vor dem Leben ohne sein Steckenpferd, seine Krankheit.“

Herr Coué ist ein reizender kleiner Greis, er spricht zierlich und sanft, auswendig und überzeugend. Händereibend steht er auf dem Katheder vor dem Tischchen mit Wasserglas. Ein

goldenes Knöpfchen schmückt die blanke Hemdbrust, die ordentlichen Schleifen seiner Schnürstiefel hängen naiv.

„Was ich Ihnen zu sagen habe ist so einfach, Sie werden enttäuscht sein — ich bin kein Zauberer!“

Und wirklich, es handelt sich um eine Methode, die sich ganz sachlich an Hand von Beispielen „aus dem Leben“ erklären läßt.

Also: Da ist erstens die Phantasie oder Einbildungskraft Sie ist die Meisterin eurer Fähigkeiten, eurer Schicksale. Sie ist in direkter Beziehung zu eurem Unterbewußtsein, — oh ja, seit Freud wissen wir alle, welch ein gefährliches Ding wir da mit uns tragen. Wie denn, gar nicht gefährlich, sondern sanft und gehorsam, wie ein Kind und nur mißhandelt?

Ein Beispiel: Auf dem Boden liegt ein Brett, 10 Meter lang, 25 Zentimeter breit. Wir gehen darüber, ohne zu wanken, es ist leicht, sagen wir. Jetzt, dasselbe Brett in der Höhe einer Kathedrale. Warum ist nun schwer und fast unausführbar, was eben noch ein Kinderspiel war? Eure Einbildungskraft hat inzwischen dem Unterbewußtsein gesagt: Wir werden fallen. Wahrlich, ich sage Ihnen, nichts ist leicht oder schwer, es sei denn, unsere Einbildungskraft macht es dazu. Zweitens: Man lehrte euch die Macht des Willens. Gewiß, der Wille ist eine Kraft, aber, — und hier paßt auf, diese Kraft, wenn sie im Kampf steht mit eurer Phantasie, wenn sie eine unglückliche Vorstellung, die ihr habt „trotzdem“ überwinden will, so spaltet grade sie um so hoffnungsloser die Kluft zwischen Verlangen und Gelingen, denn die Einbildungskraft ist immer und ohne Ausnahme die Stärkere von beiden.

Beispiele: Sie leiden an Schlaflosigkeit, je mehr Sie sich vornehmen einzuschlafen, um so verhängnisvoller wird Ihr Zustand. Sie zünden sich eine Zigarette an, während Sie sich schwören, nie wieder zu rauchen. Sie lernen das Radfahren, — je krampfhafter Sie Ihren Willen einsetzen, das Hindernis zu vermeiden, um so magnetischer zieht es Sie an.

Geben Sie Ihren optimistischen Vorstellungen freien Spielraum, schalten Sie den brutalen Willen aus, der sich als Ueberwinder gebärdet und auf Zweifel und Furcht aufgebaut ist, reinigen Sie durch einfache Autosuggestion Ihr Unterbewußtsein von den Schlacken einer trüben Weltanschauung.

Die muntere Stimme plätschert sanft, führt aus, erweitert, schränkt ein. Nichts Unmögliches wünschen, mahnt er, denn dann kann die Wirkung „natürlich“ nicht eintreten, Beine und Arme wachsen nicht nach, Nervenstörungen, durch Verletzung des Gehirns sind nicht zu heben.

Eine beruhigende, Hoffnung weckende Suggestion geht von ihm aus, greift über auf das Häuflein Mühseliger und Beladener. Kein fanatischer Appell an Größe und Heroismus erschreckt, kein süßes Versprechen auf ein unsichtbares Himmelreich verführt die

Sinne, kein genialer Blitz zerreißt die Nüchternheit dieser angewandten Vernunft.

„Heilen", fährt er fort, „ich heile nicht, habe weder Fluidum noch magnetische Kräfte — —"

Ein schmeichelhaft protestierendes Murmeln geht durch die Reihen der Hörer, wird von einer bescheidenen kleinen Verbeugung entgegengenommen: Nein, nein, das alles habe ich aufgegeben, nur lehren will ich Sie, sich selbst zu helfen. Meine Augen streifen über die Lauschenden hinweg zu den Zetteln an den Wänden: Das Institut für Seelenerziehung ist ein Werk der Wohltätigkeit, das über eigene Mittel verfügt. Es kann gratis wirken. Und daneben: Unsere Ausführungen entbinden den Kranken nicht von der Pflicht, seinen behandelnden Arzt weiter zu konsultieren.

Wahrlich, um auch die simpelste Wahrheit zu vertreten, muß man klug sein wie die Schlangen und sanftmütig wie eine Taube. Vielleicht, wenn wir erst alle gesund, heiter und erfolgreich geworden sind, wird es auch keinen Konkurrenzkampf mehr geben.

Herrn Coués Ausführungen sind zu Ende, die Demonstrationen beginnen. Ein junges Mädchen auf einen Herrn gestützt, wankt am Stock. In der Wahl ihres Hutes, des bescheidenen Mäntelchens liegt ein Anflug von Koketterie. Sie ist keine Resignierte.

Gelenkrheumatismus seit acht Jahren. „Sie sollen nicht sagen: ich möchte," sondern „ich werde gesund sein". Das liebe Mädchen gehorcht musterhaft den Anordnungen, die nun folgen, Hände vorstrecken und falten, vor sich hinsprechen: Ich kann sie nicht öffnen, ich kann nicht, kann nicht. — „Lauter, Mademoiselle, schneller" und ins Publikum: „Da soll man eine Dame lehren, schnell zu sprechen" „So, und nun können Sie —" Knackend lösen sich die Gelenke. Eine nahe Nachbarin wird beauftragt, leicht über das steife Knie zu streichen, die Patientin selbst spricht dazu: Es geht vorüber, geht vorüber, geht vorüber! — Nun hebt sie wechselnd beide Knie, höher, schneller, den Boden stampfend im Takt.

„Mademoiselle, Sie können jetzt gehen, steigen Sie die Stufen hinab, nein ohne Stock, sehen Sie, es geht."

Wir sind beiseite gerückt, ein Gang liegt frei, sie geht. Hin und zurück und noch einmal. „So, nun können Sie laufen, laufen Sie, rennen Sie, nein, viel schneller noch, flink wie ein Kind." Wahrhaftig, sie rennt. Ein wenig verrostet, ein wenig künstlich. Begeisterter Beifall bricht aus den Reihen, Tränen stehen in trüben Augen, die Geheilte hat die Arme ausgestreckt — „nein", wehrt der strahlende Greis, — „man könnte sagen, ich habe Sie berührt, Sie allein haben sich geheilt, von nun an ist alles gut."

Die Zweite, eine migränebehaftete Fünfzigerin, spürt keine Wirkung. Sie möchte die Einzelheiten ihres Spezialfalles erzählen:

„Aber Madame," wehrt der erzürnte Heiland, „vertrauen Sie, und vor allem analysieren Sie nicht, sonst sind Sie verloren."

Eine Frau aus dem Volk führt die Hand über den schmerzenden Magen im Rhythmus ihres Gesanges: Geht vorbei, geht vorbei. Es ist erschütternd, wir alle brechen in Gelächter aus. „Lachen Sie nicht," ruft der kleine Eiferer, „es ist viel lächerlicher krank zu sein, als sich zu heilen."

Ein Dienstmädchen im schiefen Hut hat einen Hexenschuß in den Schulterblättern, sie kann die Arme nicht heben. Nach einem Weilchen schwingen sie wie Mühlenflügel. Wir lachen wieder, diesmal stimmt der Meister mit ein.

„Wie, Madame, Sie hören nicht gut?" Die Witwe im Kreppschleier nähert gespannte Augen den Lippen des Seelenarztes. „Ja," sagt sie schmerzlich, „ich bin taub". Als sie dann aber alles, auch das leise Geflüster aus der Saalecke versteht, überwältigt sie das Wunder, sie kreuzt die blassen Hände über der Brust, schlägt den blauen Blick nach oben: „Und ich, die verzweifelte —."

Wie beschwingt von der freudigen Bewegung der Zuhörer faßt der kleine Alte noch einmal seine Leitsätze zusammen, schließlich gibt er uns ein Gebot. „Von heute an bis zum letzten Tage eures Lebens, jeden Morgen und Abend im Einschlafen und Erwachen sagt es laut vor euch hin, 20 mal: Jeden Tag in jedem Sinne geht es mir besser und besser."

Hochrufe und Beifallsklatschen. Dankende drängen nach vorn, ein blasses kleines Mädchen wird ihm zugeführt, strahlende Eltern bestätigen anhaltende Fortschritte. Eine alternde Russin in Breitschwanz und Chinchilla ist extra von Petrograd gekommen. „Die weite Reise," sagt sie, „meine Tochter liegt krank, im Hotel, im Ritz." — „Verstehen Sie Französisch?" fragt der Kleine, „nun so lehren Sie Ihr Kind, was ich Sie eben gelehrt habe. Ich habe nichts Spezielles für Sie, meine Methode ist eine allgemeine."

Bis in den Vorraum wird er gedrängt, da verwaltet ein altes Fräulein den Verkauf der Broschüren. „Wie sie ihn quälen mit törichten Fragen und Wünschen," seufzt sie, „verstehen sie ihn denn nicht, er ist doch so einfach." Ja, rührend und einfach ist dieser selbstlose Enthusiast der praktischen Seelenerziehung, liebenswürdig und bescheiden. Sein sachlicher Optimismus mag vielen Leidenden Linderung bringen, Tausenden Mut und Vertrauen geben. Aus den vielen Filialen in England und Amerika gehen vielleicht täglich Getröstete hinweg.

Gewiß, auch zu fürchten brauchen wir diese Lehre nicht. Auf diesem Heilswege zur Verbesserung der privaten Biographie werden weder Märtyrer noch Heilige gedeihen, weder divine Besessene, noch fanatische Priester, keine Kathedralen werden sich wölben, den göttlichen Schauder dieser Lehre aufzufangen und in den entzündeten Rosen ihrer Fenster zu spiegeln, kein im Rausch entzück-

ter Gedanke wird in vermessenen Türmen gen Himmel weisen, keine Nonne den wehen Schrei der Inbrunst ausstoßen.

Das einzig Bedenkliche wäre, ob man nicht vorgreifen und schon jetzt neue Regeln für die Anwendung des Subjonctif aufstellen sollte.

CARLOTTO GRAETZ

MODERNER BRIEFSTELLER

Brief eines erfahrenen Freundes an einen unglücklichen Liebhaber.

Lieber Junge! Du bist gestern in einer sehr tragischen Laune von mir weggegangen. Ich war Dir zu zynisch. Armer Kerl, Du hast mir ehrlich leid getan, es hat Dich ordentlich erwischt, das große Fieber, bei dem einer dem andern so wenig helfen kann. Natürlich war mein Vorschlag, nach Paris oder wenigstens nach Budapest zu fahren und einen „temple de beauté" aufzusuchen, eine ausgesuchte Roheit, aber Du mußt mir sie vergeben, eben weil sie ausgesucht war, schlecht, aber für Dich ausgesucht. Es ist ja das eigentliche Malheur der Liebe, daß sie den Erkrankten gegen andere Frauen immunisiert. Der von seiner Leidenschaft Infizierte wird eindrucksunfähig, er geht an objektiv viel berechtigteren Impressionen blind vorüber, eben diese Blindheit macht ihn wehrlos und liefert ihn der geheimsten Moral der so herrlich überschätzten Frau aus. Weißt Du aber, mein lieber Junge, wie diese geheimste Moral der jungen Frau lautet? So: „Ich muß in diesem jungen Menschen den höchsten Grad von Leidenschaft hinaufsteigern, dessen er fähig ist." Das ist, wieder ganz objektiv gesehen, ein prachtvolles Gesetz, denn das eigentliche Laster des Menschen heißt Phlegma, die eigentliche Gemeinheit des jungen Menschen besteht in Stumpfheit und die eigentliche Tugend des Mannes heißt: Hingerissenheit.

Du siehst, ich schreibe Dir diesen Brief mit einem leisen Gefühl des Neides. Ich wollte, ich könnte Deinen Wahnsinn teilen, ich verfluche meine schwer errungene Immunität, um nicht ein kränkendes Wort gegen mich selbst zu gebrauchen. Aber Du weißt, ich bin selbst an diesem schrecklichen, herrlichen heißen Fieber oft daniedergelegen und ich habe immerhin Erinnerungsvermögen genug behalten, um zu wissen, wie mir damals zu Mut war.

Soll ich Dir wieder was sagen, das Dich empört auffahren läßt? Wir wollen in neun Zehnteln aller Liebesaffären nicht so sehr deshalb „siegen", weil wir lieben, sondern weil unser Selbstgefühl oder, roher gesagt, unsere Eitelkeit sich gegen eine Niederlage auflehnt. Nicht daß in der geliebten Frau die Liebe erlischt, erregt uns so sehr, sondern daß die hier erkaltende bei einem „anderen" wiederaufflammt. Du lieber Gott, daß die Leidenschaften nicht

immer auf dem höchsten Hitzegrad bleiben, das empfindet man eigentlich — ganz aufrichtig, lieber Freund — als Erleichterung. Wir sind alle miteinander Tal-Bewohner, und keiner kann es sehr lange auf seinem Gipfel aushalten. Aber das erregt uns, daß wir auf dem Abstieg, schon etwas ermüdet, einem jungen rüstigen Bergsteiger begegnen, der noch das ganze Panorama vor sich hat und in sich noch keine Spur von Müdigkeit oder Sättigung. Lieber Junge: Vielleicht besteht alle schwer erworbene Technik des Erlebens darin, beim Abstieg nicht mürrisch, nicht unhöflich, noch mehr: nicht untolerant zu sein. . . .

Verachte mir die Technik des Erlebens nicht. Nenn es, wenn es Dir besser gefällt, das Training des Erlebenden, oder wenn Dir sittliche Vokabeln mehr Vergnügen machen, nenn es die Erziehung zur Selbst-Disziplin. Es handelt sich darum, nicht t r a g i s c h zu wenden, wenn ein schönes Erlebnis zu Ende geht! Gewiß, das ist nicht leicht. Aber man muß sich selbst ein bißchen nachzuhelfen wissen. Das wichtigste Mittel ist: Sich selbst behutsam zu entillusionieren. Deine scheidende Freundin, lieber Freund, ist das reizendste Geschöpf, das Du kennst, und ich schließe mich Deiner Meinung unbedingt an. Das hindert nicht, festzustellen, daß ihr Teint nicht ganz gut ist. Sie hat eine leicht poröse Haut, namentlich ihre Nase ist sehr porös, und sie begeht den Fehler, sich fortwährend zu pudern, wodurch die Poren in der Nase und in den Wangen nur noch größer werden. In zwei, drei Jahren werden diese vielen kleinen schwarzen Pünktchen im Gesicht die junge Frau ziemlich entstellen. Wenn dann kein Dritter da ist, wirst Du Dich sehr launenhaft und sehr unfreundlich gegen sie benehmen, Du wirst geradezu hypnotisiert auf die Poren unter den Augen starren und wirst ihr von Zeit zu Zeit in einem nicht genug sanften Ton sagen: „Geh doch einmal zu einem Spezialisten.“ Ich stehe schon heute, gegen Dich, auf ihrer Seite. Beiläufig, durch Tränen wird ihr Teint noch schlechter werden.

Sie hat noch andere Schönheitsfehler. Ihr Fußknöchel ist zu kräftig und ihre Wade sitzt um einen Zentimeter zu tief. Leugne nicht, daß Du selbst das alles schon bemerkt hast. Aber „es ist unwesentlich“. Du hast recht oder vielmehr, Du hättest recht, wenn Du jetzt, den Berg hinabsteigend, nicht die Pflicht zur Entillusionierung hättest. Auf diese Weise wird jeder Abstieg ein klein wenig leichter. Stelle Dir das liebe Gesicht mit achthundert kleinen schwarzen Poren vor, die ja einmal wirklich kommen werden, und denk an die kräftige Wade, die leider etwas zu tief sitzt. Das alles ist Dir zu körperlich. Schön. Dann nimm ihre Briefe vor. Aber nicht die kurzen, in denen nur steht: „Heute abend, halb neun, Potsdam, Einsiedel“, sondern die langen, in denen sie versucht zu erzählen, was sie gelesen, welche Musik sie gehört, welche Landschaften sie gesehen hat. Lies das alles entzaubert noch einmal durch und, wenn Du durch romantische Selbstkoketterie nicht etwas

verblödet bist, wirst Du entsetzt sein über die Dürftigkeit, die sich Dir offenbart.

Und dann geh hin — nicht in einen temple de beauté, dazu bist Du nicht robust-gemein genug, sondern in den 5-Uhr-Tee des Claridge an der „Etoile“, und sieh Dir die dreihundert schönsten Amerikanerinnen an, die keine Poren in der Gesichtshaut haben und, wahrhaftig, Waden, die ganz richtig sitzen. Die Welt ist viel reicher an Schönheit, als Du in Deinen, verzeih, etwas stupiden Zwangsgedanken im Augenblick erkennen kannst. Aber wenn Du kein in seine Rolle verliebter Schönling bist, wenn Du's nicht nötig hast, aus Erlebnisarmut und Besitzwahn den Romantiker zu spielen, so fahr morgen mit mir um 9 Uhr 45 vom Bahnhof Zoo weg. Uebermorgen um 4 Uhr 10 sind wir am gare du nord und um 6 Uhr sitzen wir neben den dreihundert bezaubernden Amerikanerinnen im Claridge.

Ich habe gepackt, ich erwarte Deinen Anruf!

Dein alter . . . . . .

ANTON KUH

AUSSPRÜCHE

Ich setze eine unumstößliche Gleichung: Obszönität = Unsachlichkeit.

*

Im Zeit-Enteilen fassen Juden wie Deutsche Vater Kronos am Aermel, wie er das gemeint hat.

*

Die ideale Geliebte ist für den Mann die Mutter, in die er hineingeboren werden möchte.

*

Wer die Gabe hat, mit äußerster Wahrheit die Pustel an der Wange eines Menschen zu beschreiben, darf ringsherum seine philosophische Auffassung vom Dasein anbringen.

*

Ante coitum omne animal est Tristan.

*

Das hätte Onan, als ihn Gottes Zorn traf, nicht geglaubt, daß er zum Ahnherrn eines national so stramm gesinnten Geschlechtes auserkoren sei.

*

„Tapferkeit vor dem Feind“ — das ist die Tugend, dem Feind entgegen vor dem Feind davon zu laufen.

*

Wie Ihr doch feig und kindlich seid
„Aesthetik“ zu scheiden von „Sinnlichkeit“.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Maiwoche

Nun hat England und mit ihm Holland den entscheidenden Schritt getan, das Goldausfuhrverbot aufgehoben, die Goldwährung wieder hergestellt. Die Welt der Konvention atmet erleichtert auf. Entgegen aller Ketzereien der Goldstürmer sieht sie ihr Ideal verwirklicht. Jetzt endlich werde, meint man, das Vertrauen wieder einkehren und das Weltgeschäft beleben. Aber wie wenig entspricht, sieht man näher zu, die neue englische Goldwährung den herkömmlichen Begriffen. Sie ist ganz und gar eine Goldwährung „sine obligo". Eine Goldeinlösungspflicht für die Noten besteht ebensowenig wie zunächst in Deutschland. Die Verpflichtung der Bank von England, notfalls durch Vornahme von Goldexporten die Parität zum Dollar aufrecht zu erhalten, ist recht verklausuliert. In die Zirkulation jedenfalls soll das gelbe Metall überhaupt nicht gebracht werden. Und ist schon die untere Begrenzung des Pfundwertes gegenüber dem Golde lange nicht mit der Exaktheit gesichert wie ehedem, so besteht, was die Begrenzung des Geldwertes nach oben anbetrifft, völlige Ungebundenheit. Zwei Bestimmungen bürgen in einem richtigen Goldwährungslande dafür, daß der Geldwert die Goldparität nicht übersteigt. Das Recht der freien Prägung im Verein mit der Goldankaufspflicht, die der Notenbank zu ein für allemal bestimmtem Satze obliegt. Steigt der Wert des heimischen Geldes am Golde gemessen, so wird es nutzbringend, das Gold entweder zur Münze zu tragen, oder der Zentralbank zu präsentieren, damit sie ihrer Ankaufspflicht genüge. Keine der beiden Bestimmungen hat England restauriert. Die freie Prägung steht allein der Bank von England zu, und eine Goldankaufspflicht gibt es überhaupt nicht. Das englische Pfund, das mit Mühe erst sein Disagio gegenüber dem Golde überwunden hat, kann also zwar schwerlich unter die Goldparität sinken, aber es ist kein Riegel dagegen vorgeschoben, daß es eines Tages darüber steigt. Die Gefahr sah England offenbar gering an, daß der Eigenwert des Goldes auf die Dauer nach oben sich verändere, denn in dieser Richtung hat man das Pfund auf Gedeih und Verderb mit dem Dollargolde zusammengekoppelt. Aber gegen die umgekehrte Entwicklung hat sich England zu schützen gewußt. Sollte einmal nach Keynes'scher Prophezeihung der Wert des Goldes, der seit der Vorkriegszeit bereits um ein Drittel gesunken ist, gegenüber den Warenpreisen einen neuen Rutsch nach unten antreten, so wäre England imstande, seine Währung von der rückläufigen Bewegung des Goldes zu trennen und zum Preisniveau, also wahrhaft zu stabilisieren.

n Deutschland ist es anders. Die Reichsmark, die über kurz oder lang durch Restituierung der Goldeinlösungspflicht gegen jede Wertverminderung zum Golde mit automatischer Sicherung ausgestattet werden soll, ist in der entgegengesetzten Richtung (in der das Pfund freibleibt) durch die Dawes-Gesetze von vornherein fest ans Gold gebunden worden. Gerät einmal der Wert des Dollargoldes ins Wanken, so ist sie von der Verbindung nicht zu lösen. Das scheint freilich keine Sorge des Augenblicks zu sein. Aber ist es mehr als ein großartiges Experiment, das jetzt unternommen wird? Man mischt ein wenig Goldangebot und tut ein wenig Nachfrage dazu, mischt wieder und wartet ab, was herauskommt. Niemand weiß, ob das der frühere Goldwert oder der jetzige, oder ein noch viel geringerer sein werde. Daß es dem Federal-Reserve Board einige Jahre lang gelungen ist, den Dollar und das Gold annähernd stabil zu halten, das besagt noch gar nichts. Sicher wird sich eine Wertänderung des Goldes — eine Wertminderung oder eine Werterhöhung, beides gleich verhängnisvoll — nicht von heute auf morgen vollziehen. Wenn er auf die Dauer völlig konstant bleiben soll, so müßten schon Wunder geschehen. Kann es verantwortet werden, daß alle diejenigen, die wiederum vertrauensvoll ihr Geld zur Sparkasse tragen oder Obligationen kaufen oder Versicherungen eingehen, kurz alle Gläubiger aus langfristigen Schuldverhältnissen schutzlos dem Risiko der Goldwertentwicklung preisgegeben werden? Daß ein anderer großer Teil des Volkes aus Mißtrauen aufs Sparen einfach verzichtet und sein Einkommen restlos verzehrt, wo doch allein Nichtkonsum aus der Kapitalarmut erlösen kann! Wenn es einen Weg gibt, nicht nur dieser Schar von Skeptikern, sondern gleichzeitig darüber hinaus auch das gewaltige Heer derer vom Zweifel zu erlösen, die zwar dem Golde glauben, aber nicht wissen, ob die neue Reichsmark auch über Jahrzehnte wenigstens im Vergleich zum Golde stabil bleibt, ob nicht neue politische Verwirrung eine Geldwertkatastrophe mit nachfolgendem Aufwertungsunrecht zeitigen werde, wenn es ein Mittel gibt, um all diesen das Gefühl des festen Bodens wiederzugeben, sollte es dann nicht angewandt werden? Es gibt ein solches Mittel. Es braucht nur dieselbe Indexklausel, die sich vorsichtigerweise die Reparationsgläubiger gegenüber Deutschland ausbedungen haben, auch für alle privaten Verträge mindestens fakultativ anwendbar gemacht zu werden. Mit dem Trugbild einer konjunkturlosen Wirtschaft hat das nichts zu tun. Es braucht nur bei größerer und langandauernder Veränderung ein Geldwertveränderungsausgleich, einheitlich mittels Index errechnet, vorgesehen zu werden, und jedermann ist in der Lage, sich dagegen zu schützen, daß ihm Ersparnisse der Jugend im Alter zerrinnen. Was er heute nicht kann. Es ist in Deutschland üblich, solche heiklen Dinge mit Diskretion zu behandeln. Es ist besser offen auszusprechen, was alle bewegt.

GLOSSEN

ZWEI JOHN ALEX

Das blonde Mädchen im Pagenkostüm geht mit der Nummer zehn über die breite Bühne der „Scala", dieses liebe, unbeirrt schreitende Kind, das allabendlich mit Applaus angeulkt wird.

Dann geht der Vorhang auf. „Nummer zehn" des Programms besteht aus drei Personen. Einer jungen Dame, die an einem Flügel sitzt und klimpert, und zwei amerikanischen Jungen, die so ziemlich dieselben grauen Anzüge tragen. Die Beiden stehen vor dem Souffleurkasten und singen ein amerikanisches Lied, einen von den vielen berühmten sentimentalen Reißern. Da beugt sich der Eine zu seinen Schuhen hinunter, ohne besondere Kraftanstrengung legt sich der Andere mit dem Rücken auf des Kollegen Rücken, der Beladene hebt die Last gleichmütig auf.

Dabei singen beide weiter.

Während der nächsten Strophe entschließt sich der eine John Alex auf die Schultern und später auf den Scheitel des Kollegen zu steigen. Das stört ein bißchen beim Singen. Der beladene John Alex dreht sich etwas bestürzt zu der anmutig-neugierigen Dame am Klavier hin, aber die klimpert unentwegt weiter. Der Träger zupft den Kollegen, der sich's auf seinem Kopf häuslich eingerichtet hat, an den Hosen, aber da der obere ruhig weitersingt, bleibt dem John im unteren Stockwerk nichts übrig als einzustimmen.

Die beiden singen weiter.

Endlich entschließt sich der untere John, die Sache nicht länger mitzumachen. Er faßt die Fußknöchel des Anderen, der auf seinem Scheitel steht und stellt den Kollegen ganz langsam und sanft auf die Erde. Es hat eine sehr feste Schädeldecke dazu gehört, den andern John so lange buchstäblich zu ertragen, es waren Riesenkräfte nötig, ihn so langsam und behutsam auf die Erde zu stellen.

Dabei singen Beide ruhig weiter.

Der schönen jungen Dame am Flügel wurde es zu aufregend, diesem Gesangsturnen zuzusehen, sie entschwindet. Jetzt können die beiden Alex ihre grauen Jacketts ablegen und in Hemden weiterarbeiten. Sie schauen sich um, während sie singen, und beschließen, auf einem Tau hinaufzuklettern zu jenen silbernen Recks, die hoch oben, vom Scheinwerfer beleuchtet, vor dem Vorhang glitzern. Dabei singen sie lustig weiter.

Der eine John hängt sich mit den Füßen an das Silberreck. In der Hand hat er eine lange Stange. Zu dieser Stange schwingt sich der andere Alex hinunter und turnt an ihr. Das dauert zwei, drei, vier Minuten. Immer hängt der eine Alex mit den Füßen im Reck, der Körper schwingt in der Luft, mit dem Kopf anderthalb Meter tiefer, und trägt die Stange, auf welcher der andere John seine Uebungen macht.

Während alledem singen beide droben ihr sentimentales Duett.

Es sind gymnastische Kraftleistungen von unerhörter Kühnheit, die von diesen beiden gleichmütigen Jungen (ohne Sicherungsnetz) da oben am Plafond der Scala gewagt werden.

Aber das Imponierendste ist, daß sie unentwegt weitersingen.

Sie schwitzen nicht, sie wischen sich nicht mit dem Taschentuch über das Gesicht, sie verbergen ihre muskulösen Arm und Schenkel in gewöhnlicher Ziviltracht, sie tun das Kühnste, als wenn es das Selbstverständlichste von der Welt wäre.

Und sie singen immerfort.

Diese Gelassenheit erzeugt die heiterste Bewunderung. Der beglückte Zuschauer denkt: Man muß das

Außergewöhnliche nicht bloß tun, man muß es so tun, als ob es das Gewöhnlichste von der Welt wäre.

Man muß, was immer geschieht, weitersingen!

St. Gr.

DIE GROSSE WEDEKIND-REVUE

„Franziska" in der Königgrätzer Straße.

I. Wedekind.

Ueber sechs Jahre tot und noch nicht lebendig? Uebertrumpft von einer Nachkommenschaft, die ihn nicht erreicht.

Diese „Franziska", kunterbunt aus Pamphlet, Phantasie und Realität, teils Schlüsselstück von Shakespeareweite, teils Shakespearedrama für zwanzig Mitwisser, ergo: Mysterium, zeigt seine zwei Seelen unverschmolzen: hie den poetischen Gestalter, hie den teuflischen Anarchisten.

Diese beiden Teile, deren Nebeneinander stets die Regisseure verlocken und das Publikum ärgern wird, zu binden, ist noch kein Ton gefunden worden. Es gäbe, solange kein Reinhardt das „Theater der Zehn" gegründet hat, nur einen: in der Aufführung weniger ein Spiegelbild des Werkes als das des Dichters zu versuchen, seine Privatmaske zu kopieren, sein Gesicht, seine Haltung, seine Sprache in Darstellungsstil umzusetzen. Das bedeutete als Rezept: Scheinheiligkeit. Die bureaukratische Steifheit eines Zertrümmerers. Einen Mephisto, der Habtacht steht. Oder umgekehrt? Einen Pedanten, der Luzifer mimt?

Diese Ungewißheit wäre schon naturgetreu. Sie bildete ja Wedekinds unentsiegeltes Geheimnis.

II. Die Raumbühne.

Aus den beiden Komponenten, die Wedekinds dramatisches Genie bilden, Ueberbrettl und griechische Arena, wird in der Aufführung durch das Beer-Ensemble, die Resultante „Raumbühne" gezogen.

Ein Monstrum „Technik" liegt rasselnd, klingelnd, schnarrend und elektrisch zuckend da, einerseits, um die Wirklichkeit des Gedichtes zu erhöhen, andererseits, um seiner Unwahrscheinlichkeit Raum zu schaffen. Das zweite gelingt besser — gelingt sogar. Das erste selten.

Frage: Hat Wedekind diese Bühne nötig?

Nein, er lebt im geistigen Raume.

Frage: Hat diese Bühne Wedekind nötig?

Ja. Er bedient und rechtfertigt sie vortrefflich. Von Jazzband-Lärm umspült, plakatbunt, toll, toller, am George Groszesten, Zeit-Tinnef gemischt mit Satire darauf, treppauf, treppab der Tumult — da gibt seine Eiseskälte Gluten. Und beinah war dies — immer ein Gerüst mittendrin — seine Vision von der großen Welt.

So wird denn diese hochinteressante Aufführung wenigstens seinen Teilen gerecht. Es ist — berlinerisch gesprochen — „allerhand".

III. Gute Eindrücke.

Der Regisseur heißt Karlheinz Martin.

Durch den rhythmisch befeuerten, wenn auch exerzierten Wirrwarr dringt des Revolutionärs Wedekind Wort — herrlich aufwieglerisch und fanatisch wie am ersten Tag! (Und ebenso unverstanden.)

Die Durieux so immens gescheit, daß sie im Männerkostüm sogar schlank, pikant und genial aussieht. Manchmal Josma Selim als Ueberweib, manchmal der junge Nero (der ja bekanntlich Lustknabe war). Wedekinds Fall wäre sie kaum gewesen. Aber ihr Spiel hätte ihn beglückt.

Herr Werner-Kahle Wedekindscher Hinketeufel, zuerst etwas äußerlich, von der Tragik an auf guter Höhe.

Wie erschütternd die Momente, da er sich die Schlinge um den Hals legt und da sie ihm gelöst wird, wenn man sich dessen erinnert, daß dieser Selbstmörder Wedekind selbst war und er seinen Selbstmord nur durch die rascheste Abfassung von „Franziska" überlebte.

Fräulein Kupfer — wie wunderbar gelingt ihr die Selbstentseelung ihrer Schönheit zwecks Dummheit!

Endlich: Der Journalist des Herrn Varndal — ein Baumaffe an schußliger Kletterkunst.

IV. Einwände.

Der Regisseur heißt Karlheinz Martin.

Vieles ist kubistischer Hagenbeck. Die Schlußszene aber als Courths-Mahler zu spielen — ist das bei der Undurchschaubarkeit und Doppeldeutigkeit Wedekinds nicht ein zu kühner Eingriff in seine Privatperson? *Anton Kuh.*

WAS KLOTZSCHE IST.

Was ist Klotzsche? Eine Anhäufung von Konsonanten, die der karge Reiz von zwei Vokalen notdürftig aussprechbar zu machen sucht. Was ist Klotzsche? Ein kleiner Ort bei Dresden. Ich bin, wenn ich dies schreibe, nichts weniger als in Klotzsche. Ich bin fern von Klotzsche und sitze einige Breitengrade weiter südlich unter Palmen, Magnolien und Pinien und einem garantiert ewig blauen Himmel; aber nichts hindert mich, an Klotzsche zu denken.

Von Klotzsche singen keine Lieder. Ich wüßte auch auf Klotzsche nicht so leicht einen passenden Reim. Es gibt weder ein „Klotzsche, ich muß dich lassen", noch ein „Alt-Klotzsche, o du feine". Auch „Erinnerungen eines alten Klotzschers" sind mir nicht bekannt geworden. Der Ort ist aber gleichwohl poetisch. Er liegt inmitten der öldruckschönen, äußerst romantisch von der reißenden Priesnitz durchrauschten Dresdner Heide, die von den Dresdnern gern zu Sonntagsausflügen sowie stimmungsvollen Selbst- und Lustmorden benutzt wird. Klotzsche hat Höhenluft; es liegt 2 Meter über der Stadt. Der Wald liefert den nötigen Ozon. Was Wunder, daß man es als Kurort proklamierte! Für den Kurbetrieb ward ein Stückchen Heide urbar gemacht, das man, dem damaligen König von Sachsen zu Ehren, Albert-Park nannte. Sechs Musiker bewerkstelligen zur Zeit der Säsong daselbst eine traurige Musik, und das Rauchen ist verboten. Auch der reißenden Priesnitz bemächtigte man sich, staute sie und erhielt so eine Anlage, die man, da König Albert unterdessen verschieden war, dem neuen König zu Ehren, König-Friedrich-August-Bad nannte. Le roi est mort — vive le roi! Dies galt auch in Klotzsche. In Dresden fand dann, wie in einigen anderen deutschen Städten, eine Revolution statt. Aber bis Klotzsche hat sich das nicht herumgesprochen. Als ich das letztemal dort war — o selige Zeit! —, hieß der Albert-Park noch Albert-Park und das König-Friedrich-August-Bad noch König-Friedrich-August-Bad.

In Klotzsche leben ausschließlich alte Damen. (Wegen der Lustmorde.) Einige von ihnen sind männlichen Geschlechts und ihres Zeichens Offiziere und Schriftsteller a. D., pensionierte Ministerial- und Eisenbahnbeamte. Die in Klotzsche hausenden Schriftsteller bilden das literarische Klotzsche, das man sich nicht als eine reale Einheit, sondern als etwas äußerst Abstraktes, etwas einzig in der Idee Bestehendes vorzustellen hat; denn diese Schriftsteller lieben es, einander nicht zu kennen; welch allgemeine Ignoranz das hervorruft, was man die exklusive Atmosphäre von Klotzsche nennt.

Zum literarischen Klotzsche ge-

hörte dereinst auch ein gewisser vornehm, elegant, gepflegt aussehender alter Herr, der mit seinem gutverstutzten grauen Vollbart, seinen ausgesucht kostbaren Spazierstöcken und seinen schweren, auf eine längst vergessene Art geknüpften, schwarzen Krawatten die Figur machte, die wir uns gewöhnlich vorstellen, wenn wir hören: „Ein vornehmer alter Franzose. . . .“ Auch sein Gestus, die Haltung seines Kopfes und das seltsame Blitzen und Sprühen seiner jung gebliebenen Augen hatte etwas geistreich Französisches. Dieser alte Herr, den die jungen Mädchen gern sahen und für den sie eine sanfte Sympathie hegten, wie man sie für jemanden hat, der einem von Ansehen bekannt ist, der nichts von einem will und mit dem man nicht zu sprechen braucht, war der Lustspieldichter Roderich Benedix, über dessen tugendweiße und himmelblaue, harmlos heitere Stückchen unsre Großeltern so herzlich gelacht haben. Zu Ruhm und Vermögen gelangt, alt geworden und ein wenig aus der Mode gekommen (wenngleich noch immer von allen Hof- und Stadt-Theater gern gespielt), hatte sich Benedix zurückgezogen und nach mancherlei Schicksalen mit der Gespielin seiner Kindheit, mit seiner Schwester, der Hermany, vereint. Ihr Name ist heute vergessen, aber sie war einmal sehr bekannt, so versicherte man mir, und führte den Titel einer Hofschauspielerin. Ihre hübsche kleine Villa, in Art eines Jagdhauses gehalten, machte stets den Eindruck, als wohne außer einem buntschillernden Papagei, den man bisweilen am Fenster sah, niemand darin. Den Klotzschern war die absichtliche Abgeschiedenheit der beiden Geschwister ein Dorn im Auge, und sie suchten den Bannkreis zu brechen, indem sie, so oft das Fenster offen stand, dem Papagei lustige Worte zuriefen. Aber der Papagei zeigte sich nicht nur unzugänglich, sondern er wurde sogar abweisend und rief: „Halt die Schnauze!“ Und: „Dummes Luder!“ Bekanntlich fallen die Aeußerungen eines Papageis auf seinen Besitzer zurück; und so waren die Klotzscher die einzigen Leute, die über den Lustspieldichter Benedix nicht gelacht haben.

In das literarische Klotzsche schlug sogar einmal der Nobel-Preis. Er traf den deutsch schreibenden, genauer: geschrieben habenden, Dänen Carl Gjellerup. In Dresden am Neustädter Bahnhof wohnte jemand, der ihn gelesen hat. Jetzt sind sie beide tot.

Nicht nur literarhistorisch stellt Klotzsche seine Männer, auch in der Geschichte der Technik verdient es, genannt zu werden. In Klotzsche lief eines der ersten Automobile, ein anderthalb Pferdestärke entwickelnder Zweizylinder, der im Volksmund „Der langsame Tod von Klotzsche“ hieß. In Klotzsche erschien eines Tags ein Mann mit breiten Schultern und einem Projekt; gebürtig war er aus Deuben, und sein Projekt betraf die Anlage einer schienenlosen elektrischen Straßenbahn, welche die Klotzscher von der Willkür der sächsischen Staatsbahn unabhängig machen und den Verkehr mit Dresden verbessern sollte. Dem Manne glückte es, den Gemeinderat restlos zu begeistern, und sein Projekt ward ausgeführt. Es gab ein großes Einweihefest mit Ehrenjungfrauen und patriotischen Ansprachen, und donnernd und polternd rollte der erste Wagen die Königsbrücker Straße hinab. Er sollte sein Ziel nicht erreichen. Nach etwa hundert Metern frischfröhlicher Fahrt, bei der der Führer das Gefährt nicht hatte bremsen können, landete er klirrend im Straßengraben. Umgekommen ist niemand dabei, aber die Begeisterung der Klotzscher hatte sich gelegt. Da die Anlage einmal da war, galt es, sie auszunutzen. Das ging vier Wochen. Immer wie-

der gab es Mutige, die mitfuhren, und manchmal gelangte auch ein Wagen ohne allzu große Zwischenfälle nach Dresden. Aber die Anwohner der Königsbrücker Straße beklagten sich, daß die Bilder von den Wänden fielen und sich der Grund ihrer Häuser lockerte. Die Beschwerden nahmen stets zu und der Verkehr auf der Schienenlosen stets ab, und so wurde nach reiflicher Ueberlegung auf einstimmigen Beschluß des Gemeinderats der Betrieb eingestellt und die Wagen nach mancherlei mißglückten Versuchen, sie anderweit der Gemeinde nutzbar zu machen, als altes Eisen an einen Händler in der Ziegelgasse verkauft. Jetzt fährt zwischen Klotzsche und Dresden eine elektrische Straßenbahn, wie sich das gehört, auf Schienen.

Schließlich und so sei hier noch ein Faktum verzeichnet, das von der Klotzscher Kriminalität handelt. Klotzsche erfreute sich längere Zeit eines Einbrecherklubs. Den Mitgliedern dieses Klubs war es zur Bedingung gemacht, nur eine einzige Nacht im Jahre zu arbeiten, und um den Stimmungszauber, der von solcher Satzung ausgeht, zu erhöhen, hatte man für diese Arbeit die Neujahrsnacht gewählt. Der Klub ge-

brauchte auch nur einen einzigen Trick und diesen einzigen alle Jahre wieder, ohne daß die Klotzscher Verdacht geschöpft hätten. Man legte nämlich in des Jahres letzter Stunde Feuer an eine Scheune vor den Toren Klotzsches. Dies hatte zur Folge, daß die Klotzscher ihren Punsch stehn ließen und hingingen, zuzusehen, wie die Scheune abbrannte. Um Mitternacht war ganz Klotzsche bei dem Brand versammelt, und die Einbrecher lieferten unterdes sechs bis acht tadellose Arbeiten. Im Laufe der Zeit gewann der Klub dermaßen an Macht und Ansehen, daß er sich den Luxus guter Sitten leisten konnte und dem betreffenden Bauern, dessen Scheune er jeweils abzubrennen gedachte, in einem höflichen Schreiben schonend darauf vorbereitete und ihm sein lebhaftes Bedauern aussprach.

Das, meine Herrschaften, ist Klotzsche. *Ossip Kalenter.*

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

I.

34 000 neue Bücher

München, 30. 4. 25

Mit Vergnügen werden viele Buchhändler gelesen haben, was Sie im letzten Heft des „Tage-Buchs" über das „Intelligenzopfer" des Deutschen gesagt haben. Es ist leider nur zu wahr. Wir Buchhändler leiden am schlimmsten darunter. Aber ganz so schlimm, wie Sie es hinstellen, ist es doch nicht.

Gewiß sind im letzten Jahr bei der Deutschen Bücherei 34 000 Neueingänge zu verzeichnen gewesen. Unter dieser erschreckend hohen Zahl sind allein 250 Tarzanauflagen, denn der Verleger meldet jedes Tausend neu an. Ferner gehören dazu auch die vielen Neuauflagen von Schulbüchern. Von einigen Volksschulbüchern gibt es Millionenauflagen. Dann denken Sie bitte an die vielen Zweckbücher, die für irgendeinen im Augenblick notwendigen Bedarf einer Interessentengruppe hergestellt werden. Dazu kommen die vielen Tagesbroschüren. Wenn der Schützenverein in X-hausen sein Jubiläum feiert, dann läßt er vom Ortslehrer eine 16seitige Vereinsgeschichte schreiben und der Ortsbuchhändler übernimmt den Kommissionsverlag. Auch das wird registriert. Nicht zu reden von Gesetzestexten usw. Alles das kann man kaum zum Intelligenzopfer rechnen. Aber gewiß, ziehen Sie das ab, und sollten nur 3000 schönwissenschaftliche Bücher bleiben, die nur der Eitelkeit ihr Dasein verdanken, so ist auch diese Zahl eigentlich wirtschaftlich heute nicht zu verantworten.

Horst Kliemann

2.

Auf Casanovas Spuren

Rom, 2. 5. 25

Als ich kürzlich in Venedig war, beschloß ich, dem Andenken Casanovas einen Morgen zu opfern und in Murano das Kloster der schönen M. M. aufzusuchen. Ich fragte meinen Gondolieren, ob es in Murano ein Frauenkloster gebe. Er sprach nur unbestimmt von einem alten Kloster, aus dem die Schwestern aber schon lange weggezogen wären. Schließlich fand ich in einer Kirche einen Küster, der mir dieses Kloster etwas genauer bezeichnete. Nach einigem Suchen fand ich es schließlich. Es liegt an einem Kanal am Rande der Stadt, und es war nicht allzu schwer, aus einer der kleinen Klosterpforten heimlich zu entweichen. Heute ist es vollkommen verwahrlost und von den Aermsten der Armen bewohnt. Diese umstanden mich erstaunt und neugierig, als ich erklärte, das frühere Kloster besuchen zu wollen. Eine Alte führte mich schließlich durch die Klostergänge an den früheren Zellen vorbei. Aus einem Fenster konnte ich einen

Blick in den Klostergarten tun, der diesen armen Leuten nicht zugänglich ist. Auf dem großen quadratischen Hof hing Wäsche und spielte ein Rudel schmutziger Kinder.

Das Kloster ist architektonisch sehr bescheiden und einfach gebaut. Es ist auch nach der Straßenseite zu als solches nicht leicht zu erkennen. Man bemerkt den kleinen Turm der Kapelle, in der Casanova auf seine Geliebte hinter dem Gitter wartete. Das alles hat in seinem Verfall und seiner trostlosen Verlassenheit einen ergreifenden Eindruck auf mich gemacht. Vorbei, vorbei!

Murano, ein elendes Nest, das gewöhnlich von den Fremden nur wegen seiner Glasfabriken aufgesucht wird, hat aber einzelne einstöckige Häuschen am Kanal, die wahrscheinlich glänzendere Zeiten gesehen und sehr wohl ein solches Kasino enthalten haben können, wie es Casanova beschreibt. Für die Freunde Casanovas will ich aber die Adresse des Klosters hersetzen: Fondamenta Sebastiano Santi 4.

Solcher Erinnerungen haben wir nicht viel. Auch auf mich hat die Büste im Wiener Museum für Technik und Kunst einen faszinierenden Eindruck gemacht. Mehr aber als das heutige Venedig lassen die Bilder von Guardi und besonders das prachtvolle Bild der O'Morphi von Boucher in München Gedanken und Stimmungen in mir auftauchen, wie sie Salten beschreibt.

Dr. Scharrenbroich

DIE HEFTE

Stefan Großmann erzählt in seinem Nekrolog für Konrad Hänisch von der Herzensgüte dieses fünfzigjährigen Jungen, er spricht von dem ewigen Durcheinander einer unaufgeräumten Seele. Mir fällt ein ganz kleines Erlebnis ein, das diese Worte zu unterstreichen scheint.

1920, kurz nach dem Kapp-Putsch, kam ich als Mitglied einer Deputation pazifistischer Gruppen zu ihm ins Kultusministerium. Wir sollten auf die anwachsende politische Verhetzung in den Schulen aufmerksam machen. Von zwei Geheimräten flankiert, hörte er unsere nicht kurzen Klagen mit unendlicher Liebenswürdigkeit an. Gelegentlich nickte er zustimmend oder schüttelte den Kopf, und dann nickten oder schüttelten die beiden Geheimräte auch.

Schließlich wurden ihm als Beweisstücke ein paar Schulhefte aus irgendeiner Berliner Gemeindeschule überreicht. Da standen in steilen, hochbeinigen Lettern so appetitliche Dinge, wie: Ebert kann nicht regieren, weil er ein Sattlergeselle ist, oder: Noske hat eine rote Badehose. — Das hatte ein Fräulein Lehrerin diktiert.

Da saß er nun, der gute Konrad, wie geradenwegs aus dem Himmel gefallen, wo er am freundlichsten und erdfernsten ist, und betrachtete immer wieder mit großen, runden Augen diese von ungelenker Kinderhand bemalten Hefte, drehte und wendete die Blätter und fuhr schließlich mit prüfenden Fingern über den Umschlag, wie um festzustellen, ob das auch echt sei. Dann wandte er sich zu den beiden Geheimräten und sagte mit sehr gedämpfter Stimme, einen Seufzer im Auge: „Das geht in der Tat zu weit!" Und die beiden Herren nickten und versicherten ebenso diskret, daß das wirklich zu weit ginge.

Nach den üblichen Höflichkeitsbezeugungen empfahlen wir uns. Wir haben nie wieder etwas von der Sache gehört. Aber ich entsinne mich, daß er in dieser Zeit einmal nach Pommern fuhr, um irgendeine nationalistische Gymnasial-Insurrektion im Keim zu ersticken. Er hat auch selbst zu den grünschnabligen Rebellen gesprochen. Es ist zu befürchten, daß dieser geborene gute Onkel keinen tiefen Eindruck hinterlassen hat. Er wird sein volles Herz gegeben haben, und die Lausbuben haben hinterher gefeixt.

Wie konnten sie auch den stillen Glanz dieser bescheidenen Glorie verstehen? Die nationale Jugend braucht, soll sie Order parieren, blitzende, rasselnde, speereschüttelnde Heilige und Götter mit Büffelkopf oder Drachenmaul. —y

---

ANEKDOTE

Bernard Shaw kam an einem schönen Sommerabend ins Theater. Er hatte der Einfachheit halber auf den Rock verzichtet und nur ein leichtes Mäntelchen übergeworfen.

„Sie müssen den Mantel ausziehen, mein Herr," sagte der Theaterdiener, als Shaw das Parkett betreten wollte.

Shaw zog seelenruhig aus und stand in Hemdsärmeln da.

„Das geht nicht, mein Herr!" rief der Mann entsetzt.

„Wieso", fragte Shaw arglos, „muß ich mich denn noch weiter ausziehen?"

Und er begann die Weste aufzuknöpfen.

Kurzes Konsilium der Theaterdiener. Shaw betrat bemäntelt das Parkett.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 18)

DER KUNSTMARKT

Fortdauerndes Angebot. — Schwankende Haltung.

Vorige Woche (27. April bis 2. Mai).

Auch die Kunst-Börse begann bei Geschäftsstille, die Preise bröckelten weiter. Gefragt wurden Möbel, wenigstens wenn sie so billig waren wie bei Hecht, wo Dienstag und Mittwoch viele Leute saßen und kräftig boten; neue Flucht in Sachwerte? Gutes mußte man auch dort gehörig bezahlen: Barock-Sekretär, signiert von H. I. Zimmer aus Zabern, 2500 Mk.; englische Stutzuhr mit altem Spielwerk 1600 Mk.; Renaissance-Bronze-Klopfer mit Figur der Venezia 3 100 Mk. (ans Berliner Schloßmuseum). Gute alte Stücke aus dem Weimarer Schloß waren billiger, und 12 ordentliche Mahagoni-Polster-Stühle mit Lederbezug konnte man schon für zusammen 100 Mk. haben. Unter den Bildern waren 3 350 Mk. für Hosemanns Bierbank-Politiker nur durch Berliner Lokalpatriotismus entschuldbar.

Das Londoner Ereignis, die Darnley-Versteigerung am Freitag, konnte die großen Preise halten, die Matadore des amerikanischen Kunsthandels griffen ein. Agnew, die 1914 noch ihre Berliner Filialen hatten, kauften für Amerika: für 10 200 Pfund Hoppners Bildnis der dreijährigen Lady Elizabeth Bligh (der Maler hatte 1803 dafür 100 Pfund bekommen); 3 100 Pfund Hoppners Bildnis des vierten Earl of Darnley; dann 6 700 Pfund für Reynolds „Berufung Samuels", 580 Pfund für Canaletto, Sa Maria della Salute. Gainsborough's Bildnis der Mrs. Monck ging für 4 800 Pfund an Arthurton, Tizians Venus und Adonis aus der Orleans-Galerie für 2300 Pfd. an Knoedler (das Vorhandensein mehrerer Exemplare der Komposition erklärt den verhältnismäßig niedrigen Preis). Der herrliche Jordaens, er selbst und sein Weib aus der Choiseul-Sammlung für 3800 Pfd. an Agnew (noch nicht ein Viertel davon kostet, glaube ich, ein prächtiges Gruppenbildnis von Jordaens, das zurzeit in der Berliner Galerie van Diemen hängt.) Rubens, Kopf einer alten Frau 2000 Pfd. Memling, männliches Bildnis in betender Haltung 1500 Pfd. Die Händler nahmen fast alles, der Markt soll mit Gewalt gestützt werden.

Ein „Versager" war die Exlibris-Versteigerung Langenscheidt, Sonnabend bei Graupe. Bücherzeichen sind die Mode von gestern, die besten alten und neuen bekam man recht billig, wie es sich ja auch für solch kleines Gebrauchsgraphik-Ding gehört.

Diese Woche (4. bis 9. Mai).

Alte Bilder am Dienstag bei Lepke nicht teuer, obwohl eine Menge Leute zusahen. Ein hübsches kleines Mädchen bei der

Toilette von Willem de Poorter, aus dem Rembrandtkreis, 750 M. Ein ordentlicher Bril, italienische Landschaft, 200 M. Ein Fürstenbildnis von Feurlein, 1712, ging bis 1550 M.; ein Flötenbläser, den Bode der Schwester des großen Terborch zuschreibt, von 1660, stieg verdientermaßen bis 6 500 M. Gelegenheitsjäger konnten unter der kleinen Ware billig Gutes fangen. Die „Primitiven" waren größer als gut, die Preise kleiner als ihre Namen: ein Madonnentondo, dem Amico des Botticelli zugeschrieben, stark restauriert, 8 600 M., eine Madonna von Mabuse 3 500 M., eine Judith von Cranach 6000 M. Ein reizendes Pastell von I. F. A. Tischbein, Fürstin Gallitzin, ging für 1 100 M. fort.

Der Büchermarkt hat in dieser Woche eine große ausländische Auktion aus berühmtem Besitz: Hoepli in Mailand versteigert die Manuskripte, Incunabeln, illustrierten Bücher von de Marinis aus Florenz, und auch deutsche Interessenten sind viele hingefahren. Freitag und Sonnabend folgen dann in Bonn bei Lempertz die Kunstbibliothek Firmenich-Richartz, in Berlin bei Perl die Bücher von H. Henning und eine Chodowiecki-Sammlung.

Nächste Woche (11. bis 16. Mai).

Graphik in Berlin Montag bis Mittwoch bei Hollstein & Puppel, Montag und Dienstag bei Perl. Die Sammlung Minkowski Dienstag bis Freitag bei Lepke: von allem etwas, solideste Bürgerlichkeit des Geschmacks in Bildern, Möbeln, Kleinkunst, diese fast ausschließlich ostpreußischer Herkunft. Aeltere und neuere Bilder Mittwoch bei Lempertz in Köln. Eine ausgezeichnete Chodowiecki-Sammlung bei Graupe in Berlin, deren Qualität außergewöhnlich gerühmt wird. Das wird Sonnabend sein, hoffentlich nicht mit dem üblichen Ausgang der richtigen Sonnabend-Mittag-Börse: vollkommen lustlos schließt sie bei niedrigsten Tageskursen.

Dr. E. Römer.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Maiwoche

Hat es irgendeinen Naiven in Deutschland gegeben, der glaubte, die Antrittsreden und Manifeste des Reichspräsidenten v. Hindenburg würden auf einen anderen Ton als den der Eintracht, der Toleranz, der Volksgemeinschaft gestimmt sein? Das Moralische versteht sich immer von selbst, besonders am Hochzeitstage. Die sanftmütigsten Trau-Reden garantieren noch keineswegs eine glückliche Ehe. Aber es muß zugegeben werden, daß Hindenburg mit einem ausgezeichneten Redakteur ins Präsidentenhaus zieht. Wir ahnten das, denn schon seine Osterbotschaft war ja mit ungewöhnlichem Geschick redigiert. Ein schlichter Volksliedstil war da angeschlagen. In dieser Einfachheit, Allverständlichkeit und Klarheit sind auch die ersten Kundgebungen des neuen Präsidenten abgefaßt. Marx war in seinen Appellen viel papierner, Hellpach wirkte auf Intellektuelle. Hindenburgs Manifeste sind in ihrer sympathischen Schlichtheit auf das Verständnis sogar des Volksschülers zugeschnitten. Es sind die notwendigen Herzenstöne da. („Mein erster Gruß gilt den Alten und Kranken, die voll Sorge einem trüben Lebensabend entgegenblicken.“) Wenn Frau Ida Boy-Ed oder eine andere Roman-Strickerin zur Mitarbeit herangezogen wäre, sie hätte nicht mit so sicherem Griff in die gute deutsche Gemütskiste greifen können. Wahrscheinlich wäre aber eine Dame aus der Gartenlaube nicht so taktvoll verfahren wie der Verfasser der Hindenburgschen Kundgebungen. Wie würdig, auch in der Zurückhaltung, lesen sich die Worte, die Hindenburg seinem Vorgänger Friedrich Ebert widmete. In der Antwort an Löbe flocht der Präsident sogar, ohne daß ihn jemand dazu gezwungen hätte, die „republikanische Verfassung“ ein. Das ist mehr als man erwarten durfte, eine andere Musik als sie der herbeigeeilte Generalquartiermeister erhofft hatte. Trotzdem wäre es verfehlt, diese guten, wohl geformten, klug getönten Sätze zu überschätzen. Hochzeitsmusik klingt immer milde. Das Leben und Wirken eines Mannes soll nicht nach seinen Feiertagsreden, sondern nach seiner Werktagsarbeit beurteilt werden.

Die Kommunisten haben sich im Reichstag bei der Vereidigung Hindenburgs verhältnismäßig artig aufgeführt. Warum es nicht anerkennen? Man hatte getuschelt, die Rrrevolutionäre würden den Reichspräsidenten mit einem Chorgesang: „Massenmörder! Massenmörder!“ empfangen, das durch ein schrilles Solo der rasenden Ruth eingeleitet werden sollte. Zu diesem Klamauk ist es nicht gekommen. Die Kommunisten begnügten sich mit dem verhältnismäßig sachlichen Zwischenruf: „Monarchist!“ und dann — dann verließen sie gemeinsam still den Saal. Soll über die guten Sitten der Kommunisten hier gehöhnt werden? Keineswegs. Alle Leute, auch die Linksten, sind der bombastischen Worte herzlich müde und es würde für die Einsicht der Kommunisten zeugen, wenn sie das selbst einzusehen begännen. Aber es ist wohl nicht aufdämmernde eigene Einsicht, welche die Kommunisten unvermutet zu gesitteten Mitbürgern gemacht hat. Bei der Unselbständigkeit der deutschen Kommunisten darf man eher annehmen, daß ein Wink aus Moskau Ruth Fischer und das andere Fischervolk gebändigt hat. Oder darf man hoffen, daß die Aussicht auf die bevorstehende Amnestie die Alles-oder-Nichts-Politiker plötzlich zu einer opportunistischen Taktik der Höflichkeit verleitet hat? Natürlich würde sich ein wüst angepöbelter Reichspräsident für eine Amnestie, die auch und insbesondere den Kommunisten zu gute kommt, nicht sehr echauffieren. Im Interesse der 3000 Inhaftierten hat sich die Abwendung von der rauheren Tonart noch gar nicht lang vergangener Tage hoffentlich gelohnt. Aber fragen sich dann nicht Hunderte und Tausende rötester Genossen: Wie? Ihr instrumentiert Eure Hindenburg-Gegnerschaft so leise? Ihr schweigt beinahe und Euer Stillsein trägt Früchte. Ist das noch Wahrung des heiligen Prinzips, nicht nur zu sagen, was ist, sondern es womöglich bis zur Heiserkeit hinauszuschreien? Revolutionäre, die Hindenburg mit Vorsicht attackieren, sind das nicht am Ende gar . . . Politiker geworden? Der Verdacht, die deutschen Kommunisten hätten am ersten Tag der Hindenburg-Präsidentschaft praktische Politik getrieben, ist zu herb als daß ihn Ruth Fischer auf sich sitzen lassen könnte. Sie war der Sitzung ferngeblieben.

Vor einigen Tagen ist Berlin durch die Ernennung eines neuen Polizeipräsidenten überrascht worden. Wie? fragten sich die Zeitungsleser, schon wieder? Uns Unwissenden schien es, daß die Berliner Polizei schon einen neuen Leiter besitze, Herrn Dr. Friedensburg. Er hat sich bei mehreren schwierigen Anlässen ausgezeichnet bewährt. Seiner frischen Umsicht ist es zu danken, daß die beiden Präsidentenwahlen und der Einzug Hindenburgs sich in aller Ruhe abspielten. Er hat das richtige Prinzip angewendet: Nicht etwa eine kleine Schar seiner Leute

zu besonderer Energie aufzupulvern, sondern überall, wo große Mengen sich ansammelten, auch die Polizei in sichtbarster Ueberzahl aufmarschieren zu lassen. Nicht der Gummiknüppel sollte Radaulustige bändigen, sondern das Gefühl: Gegen so viel Schutzpolizei kommt keiner auf. Herr Friedensburg hat es verstanden, die Aufgeregten rechts und links zu besänftigen, den Kommunisten verbot er den Hindenburg-Empfang (sie ließen ihn sich gerne verbieten), den Völkischen den Fridericus-Marsch von der Heer- bis zur Wilhelmstraße. Trotzdem Herr Friedensburg aus seinem republikanischen Herzen keine Mördergrube gemacht hat, sind dem mutigen Mann merkwürdigerweise keine erbitterten Feinde erstanden. Vielmehr, daß er sich kräftig zeigte und nicht gewillt war, mit sich spaßen zu lassen, hat ihm sogar unwillkürliche Sympathien derer, die immer nach einem scharfen Herrn schreien, eingetragen. Im Landtag hat ein alter Konservativer, der Friedensburg attackieren wollte, fast widerwillig gebrummt: „Der Mann ist vielleicht ein tüchtiger Landrat". Nun, das ist schon etwas. Dem abgesägten Polizeipräsidenten von Halle hätte das niemand nachgesagt. Herr Friedensburg, immer zur Stelle, wo es brenzlich wurde, ein Mann der offenen Rede und des kräftigen Entschlusses, stand schon im Begriffe, ein volkstümlicher Polizeipräsident zu werden. Da hat man ihm den sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten Grzsinsky vor die Nase gesetzt. Friedensburg bleibt „stellvertretend". Warum? Wozu? Die Versuchszeit, die man Friedensburg setzte, war überraschend gut abgelaufen. Nichts war natürlicher, daß man ihm nun die Leitung am Alexanderplatz definitiv übertrug. Es ist anzunehmen, daß Herr Friedensburg sachlich und unpersönlich genug denkt, auch als zweite Violine mitzuwirken. Aber wozu, fragen wir, ist die Ernennung Grzsinkys überhaupt geschehen? Der neue Polizeipräsident, ein sehr sachlicher, sehr ruhiger, unbeirrbarer Mann, ist Sozialdemokrat. Friedensburg ist bloß Demokrat. Aber das kann nicht der Grund zu dieser überflüssigen Ernennung sein, Severing ist gerade solchen Parteierwägungen nie zugänglich gewesen. Was mögen also seine Gründe sein? Vielleicht wollte man für kommende schwere Zeiten den Posten besonders befestigen. Doppelt genäht hält besser, sagt man. Aber das gilt nur für Lederhosen. In Wirklichkeit braucht


Polizeipräsident Grzsinsky

das Berliner Polizeipräsidium e i n e n Kopf und den hat es endlich in Friedensburg gehabt. Zwei Köpfe sind zuweilen weniger als Einer!

Am Tage, als Hindenburg in die Hauptstadt einzog, machte diese den Eindruck, als wäre wieder Belagerungszustand. An den großen Plätzen Postenketten schwer bewaffneter Polizisten. In stillen Straßen, im Schatten großer Kirchen, hinter Markthallen Lastautos vollgepfropft mit Blauuniformierten. Gelegentlich gabs Krach, dann kam Bewegung in die Postenketten, ein paar Gummiknüppel flogen, etwas Geschrei und alles wieder ruhig. Ein Ausländer, der das Bild der Stadt sah, an Giebeln und Fenstern flatternder Idealismus bunter Fahnentücher und unten auf der Straße die Realität der Knüppel und Revolver, der mag unwillkürlich an das alte zaristische Rußland gedacht haben. Aber es ist leider das Konterfei des Deutschlands von heute. Wenn ein Teil des Volkes sich freut, so muß die Sicherheitswehr bis zu den letzten Reserven antreten, zum ersten, um die, die sich freuen, zu schützen gegen die andern, die sich nicht freuen, zum zweiten, um die Jubelchöre zu verhindern, in der Hitze der Begeisterung etwa ein Massaker anzurichten unter denen, die Grund zum Aerger zu haben glauben. In den Staaten der naiven antiken Welt schlachtete man bei feierlichen Anlässen ein paar Ochsen oder Hammel auf dem Altar des Vaterlandes. Die modernen Verfassungsstaaten mit ihren Bürgerrechten und Tierschutz-Paragraphen meiden solche Schädigungen der heimischen Landwirtschaft und ziehen es vor, die Oriflamme der Partei mit dem Blut einiger Volksgenossen zu tränken.

Der außerordentliche K o n g r e ß der A n w ä l t e in Berlin gab schärfer als alle gedruckten Anklagen vermögen eine weitgespannte Uebersicht über das Ruinenfeld des deutschen Rechts. Da die Referenten sehr gewissenhaft vorgingen und mit Details nicht sparten, so läßt sich aus dem mühelos entnehmen, daß der Verfall des stolzen Gebäudes nicht nur in den Sälen der strafenden Gerechtigkeit bemerkbar wird, sondern sich auch auf alle Teile des zivilen Rechtes erstreckt. Erst der vierjährige Krieg mit seiner Notgesetzgebung, dann die Verwirrungen der Revolution und schließlich das R e g i m e E m m i n g e r, zeitlich kurz, im Effekt verheerender als ein dreißigjähriger Krieg. Es ist diesem begabten bayerischen Juristen gelungen, aus der Justiz eine Ordnungszelle im Tuntenhausener Sinne des Wortes zu machen. Es ist wirklich alles kaputt bis auf die Fassade. Die wird augenblicklich repräsentiert von Herrn Dr. Frencken, einem wohlwollenden und anspruchslosen alten Herrn, der es sich mit Emmingers Residuen noch immer ganz behaglich eingerichtet hat. Er ist auch weniger Reformator der Verhandlungssäle und Schreibstuben

als vielmehr Konservator der Außenseite. Die Anwältetagung begrüßte er mit der elegischen und nicht sonderlich neuen Sentenz, daß heute Macht vor Recht gehe. Was er mit dem Verbleiben der Besatzungstruppen am Rhein belegte. Es ist nicht die Aufgabe der Advokaten, die Engländer aus Köln zu verscheuchen, viel lieber hätte man vom Justizminister Fragen nationalen Rechtes erörtert gewünscht. So wirkte diese Abschweifung ins Außenpolitische und International-Rechtliche als Begrüßungsformel reichlich falsch plaziert. Die Justizkrise ist die deutsche Krise schlechthin. Ein Staat, der nach innen Gerechtigkeit walten läßt, kann mit freierer Stirn und härterem moralischen Nachdruck von den Anderen ein gerechteres Verfahren für sich beanspruchen.

ROMAIN ROLLAND

DIE HINDENBURG-WAHL

Ich habe in diesen Tagen mehrere besorgte Briefe erhalten. Hier etwa das, was ich darauf antworte:

Ich verstehe Eure Besorgnis! Es ist betrüblich, die unselige Sorglosigkeit eines Volkes zu sehen, das durch Prüfung hätte aufgeklärt sein müssen.

Aber, meine armen Freunde, Ihr habt Euch über die Langsamkeit des menschlichen Fortschritts nicht Rechnung gelegt. Nichts wird improvisiert! Keine Revolution, keine katastrophale Krise formt in einem Tage die Mentalität eines Volkes um. Man kann seine Institutionen ändern; aber wozu taugt es, wenn die Mentalität die gleiche bleibt? In einer kurzen Spanne Zeit fällt man wieder zurück. Die Republik wird nicht durch einen Willensstreich geschaffen. Sie muß durch geduldige, hartnäckige Uebung erlernt werden. Einen Tag lang wollen: ist nichts. Man muß hundert Jahre lang wollen!

Das lehrt Eure Kinder und Kindeskinder! Ein und dieselbe Generation kann nicht zugleich säen und ernten; das ist eine gefährliche Illusion der revolutionären Mystik.

Sie führt fast immer von der Enttäuschung zur Verzweiflung.

Die Gegenwart pflügt und säet. Sie hat nichts mehr zu erwarten. Die Zukunft wird ernten.

Schließlich soll Euch diese Wahl nicht übermäßig berühren. Die Französische Republik hat, kaum dem imperialistischen Zusammenbruch von 1871 entronnen, den Maréchal de Mac Mahon, der Legitimist war, zum Präsidenten genommen. Er hat nichts vermocht, um den ancien régime wiederherzustellen; unter seiner Präsidentenschaft hat sich die Republik konsolidiert. Man riskiert weniger, wenn man wacht. *Ein offener Gegner taugt mehr als ein schlafender Demokrat.*

Uebersetzt von Walter Mehring

HEIM UND EISNER

EIN BRIEFWECHSEL

Dr. Georg Heim, der „Bauerndoktor“, unter den beiden letzten Wittelsbachern „ungekrönter König von Bayern“, ist noch heute als alternder und kränkelnder Mann eine Persönlichkeit von Macht und Einfluß. Wahrscheinlich der einzige wirkliche Politikerkopf der in München regierenden Partei. Zuletzt hat er das ganze Gewicht seines Wortes in die Wagschale geworfen, als die Partei schwankte, ob Hindenburg oder Marx. Er gab den Ausschlag für Hindenburg. Die beiden Dokumente, die wir veröffentlichen aus einem Briefwechsel zwischen ihm und Kurt Eisner vom November 1918, zeigen, daß der heute mit allen Organen zu alten Zeiten und Zuständen Zurückstrebende einmal anders gedacht hat. Sie zeigen ihn als Partisan der Revolution. Sicherlich nicht mit dem Herzen. Aber ein Mann mit scharfem Verstand und gutem Gefühl für das, was ist, beugt sich vor der Realität und will an dem mitarbeiten, was wurde. Es ist nicht der Zweck unserer Publikation, Eisner zu „retten“. Das ist nicht nötig. Dieser gute Mensch und schwache Führer bestätigt auch hier wieder seinen noblen Charakter. Es liegt uns auch fern, Herrn Dr. Heim als Opportunisten und Gelegenheitsmacher hinzustellen. Der Politiker Heim hat oft genug seine Zähigkeit und Eckigkeit bewiesen. Aber sein Beispiel soll erneut belegen, daß es Wochen und Monate gab, in denen niemand an der Wirklichkeit der Revolution zweifelte, in denen gerade die tätigsten Kräfte sich verpflichtet fühlten, mitzuarbeiten an der Schaffung einer neuen Ordnung. Auch ein Heim beschäftigte sich damals nicht mit legitimistischer Romantik. Der Dolchstoß als komfortable Motivierung für Opposition à tout prix war noch nicht erfunden. Der Zusammenbruch war Wirklichkeit und wurde, zur Aktivität zwingend, so empfunden. Diese Stimmung beglaubigt Heims Schreiben an Eisner aufs neue.

*

Dr. Georg Heim,
Geheimer Landesökonomierat
Regensburg.
Telephon No. 597.

Regensburg, den 12. Nov. 1918.

J.-No. H

Herrn Minister Dr. Kurt Eisner,
Staatsministerium des Aeußern

München
Promenadeplatz.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ihr Brief vom 10. November, in dem Sie den Wunsch einer Aussprache mit mir über die Regelung der Lebensmittelversorgung äußern, kam hier an, als ich gerade in München war. Mein Freund Dr. Schlittenbauer hat Sie telephonisch davon verständigt. Leider konnten Sie mich offenbar nicht erreichen.

Ich möchte heute in früher Stunde sofort zur Sache selbst mich äußern. Daß Sie bei Ihrer augenblicklich sich überstürzenden Arbeit der Sache Beachtung schenken, beweist mir Ihre ernste Auf-



AUSSCHNEIDEN! SIEBEN JAHRE AUFHEBEN!

fassung davon. Sie finden in dieser Beziehung bei mir ein Echo. Leider kann ich augenblicklich nicht weg. Darum muß ich das Dringlichste auf schriftlichem Wege erledigen. Gestern war ich beim Herrn Minister des Innern Auer und habe in gleicher Sache mit ihm gesprochen.

Wollen Sie meinen heutigen Ausführungen Beachtung schenken.

Ich glaube Ihre Individualität zu kennen und nehme an, Sie kennen auch die meine. Das macht es mir möglich, mich rückhaltlos zu äußern ~~und das fördert bekanntlich immer die Sache.~~

Von Ihrem Standpunkt aus die Sache betrachtend, würden alle Ihre Absichten, alle Ihre Erfolge zu schanden werden, wenn eine Hungersnot die Bestie im Menschen loslösen würde. Die Geschichte der Revolutionen beweist das und trotz des Terrors, der z. Zt. der Regierung in Rußland noch die Macht sichert, wird ihre Stunde bald geschlagen haben. Wenn ich mit all meinen Kräften verhüten möchte, daß eine Hungersnot kommt, so habe ich dabei natürlich nicht die rundweg gleichen Beweggründe wie Sie. Das verlangen Sie nicht von mir. Hier scheiden aber für mich Parteien und Regierungen aus, denn jedes Unheil auf diesem Gebiete berührt das ganze Volk. Politisch stehe ich auf dem Standpunkt, daß künftig bei einer vollständig gesicherten freien Wahl die Mitarbeit jedes ehrlichen Bayern möglich sein muß. Das gibt mir die Möglichkeit, in meinem Sinn zu wirken, soweit meine Auffassung von der Ihrigen abweicht.

Nun zur Sache selbst:

1. Wir sind in unserer Versorgung zunächst *nur auf uns angewiesen.* Die Hoffnung, daß in den nächsten Monaten irgendwelche Zuschübe aus außerdeutschen Gebieten zu erwarten wären, ist hinfällig. Die Lebensmittelknappheit erstreckt sich augenblicklich über ganz Europa. Es ist deshalb notwendig, die Betrachtung zunächst rein auf unsere Verhältnisse einzustellen.

2. Brot und Kartoffeln sind die Träger der ganzen Volksernährung. Unsere Kartoffelernte ist knapp. Um so wichtiger ist die Einteilung unserer Brotgetreidevorräte. Eine Katastrophe, d. h. der Zusammenbruch der Versorgung mit Brot und die Hungersnot sind zu befürchten.

Erlauben Sie mir nunmehr, mich zu diesen beiden Kardinalpunkten zu äußern.

1. Zunächst darf der Einteilungsplan nicht unter dem Eindruck des Augenblickes aus rein politischen Gründen geändert werden. Diese Politik hat die bürgerliche Regierung in den Jahren 1916, 17 und 18 wiederholt verfolgt, mit den schädlichsten Folgen für die Konsumenten. Leider ist die Volksregierung in Berlin diesbezüglich dem schlechten Vorbild der Bourgeoisregierung bereits gefolgt, indem sie ab 1. Dezember eine Erhöhung der Brotration

zugesagt hat. Ein ganz verhängnisvoller Fehler! Wir brauchen diese Zulage im Mai, Juni, Juli, in einer Zeit, wo die Kartoffeln zu Ende sind, und wir außer Mehl keine Streckungsmöglichkeit haben. Die rein wirtschaftlichen Gründe, die gegen diese Brotzulage sprechen, ersehen Sie aus der Beilage.

2. Ebenso wie der Verteilungsplan durch Regierungsmaßnahmen zerstört werden kann, kann er durch äußere Ereignisse lokaler Art oder über das ganze Land sich erstreckende zerstört werden. Ich beginne mit der rein mechanischen Zerstörung durch Plünderung von in Sammellagern aufgespeicherten Vorräten, Ausplünderung kommunaler oder privater Lagerräume, die öffentliches Gut verwahren. Das kann auf drei Arten geschehen:

I. durch unüberlegte Volkshaufen,

II. durch berufsmäßige Diebe, was jetzt um so mehr zu befürchten ist, nachdem verschiedentlich aus den Gefängnissen unklugerweise schwere Brüder entlassen wurden,

III. und dieser Punkt erscheint mir besonders beachtlich, durch umherziehende Soldatenbanden oder ausgekommene Kriegsgefangene oder in den Grenzgebieten durch Einbruch von dem Hunger zur Verzweiflung getriebene aufgelöste Truppenkörper (Tirol).

Als Gegenmittel kommt nur der bewaffnete Schutzdienst in Betracht. Soweit es sich um öffentliche Lager handelt, die an bewohnten Orten sind, wird dieser Schutzdienst am besten durch waffenkundige Personen, d. h. Soldaten besorgt, aber das genügt nicht, denn ebenso gefährlich ist es, wenn Bauernhöfe überfallen und ausgeplündert werden, wie das bereits nach einer mir zugekommenen Mitteilung in Niederbayern (bei Passau) der Fall gewesen ist.

Da noch 50 v. H. aller Vorräte, d. h. die Versorgungsmenge für die Zeit vom März bis August draußen auf dem Lande liegen, fällt die Bedeutung des Schutzes der einzelnen Produktionsstätte, die z. Zt. auch noch Lagerstätte ist, in die Augen. Hier hilft kein militärischer Schutz, sondern *nur der Selbstschutz*. Abgesehen davon, daß auf dem Lande vielfach kein Telephon zur Verfügung steht, würde jeder Schutz von außen zu spät kommen. Es ist dringend notwendig, unsere Landgemeinden so schnell wie möglich mit Waffen auszustatten, ebenso Schutzwehren einzurichten. Man könnte einen politischen Hintergedanken in diesem Vorschlage wittern. Die Waffen werden zu keinem anderen Zwecke benutzt werden, als zum Schutze der Produktionsstätte und isolierter Produktenlager. Jede Gemeinde muß einen Ordnungsdienst einführen. Dazu sind 20 Gewehre und die notwendige Munition für jede Gemeinde genügend. Ich bitte Sie, Herr Staatsminister, *das sofort in die Wege zu leiten*. Noch unter der bürgerlichen Regierung haben sich in den Monaten August, September, Oktober die Einbrüche und Gewalttätigkeiten auf dem

Lande in rascher Weise gesteigert. Ich verweise diesbezüglich auf Beilage 2, einen Artikel, den ich schon Ende Oktober geschrieben habe, also vor den Ereignissen.

Gegen über die Grenze einbrechende Banden und umherziehende Soldaten wird aber auch für das flache Land die Verwendung von größeren Truppenverbänden, die von irgendeiner Zentrale aus gesandt werden, nicht zu entbehren sein. Unordnung ist Hungersnot. Es müssen deswegen entsprechend Truppen marschbereit zur Verfügung stehen. Ist das z. Zt. der Fall? Nein!

Gestatten Sie mir ein offenes Wort. Die militärische Organisation ist in heller Auflösung begriffen. Zwei Herren können nicht nebeneinander existieren. Ohne Disziplin gibt es kein Zusammenarbeiten einer größeren Zahl von Menschen. Heute sind die Offiziere der Kommandogewalt entkleidet. Die Soldatenräte sind in Auflösung begriffen. Geben Sie sich darüber keiner Täuschung hin! Ich bin gut informiert, und beobachte die Dinge aus nächster Nähe. Das kann nicht anders sein. Ich habe vorigen Sonntag der hiesigen Soldatenratssitzung als Bauernrat angewohnt. Die Soldaten selbst haben den Offizieren Vorwürfe gemacht, daß sie nicht mehr mitarbeiten. Sie empfinden, daß die Dinge nicht mehr so weitergehen. Andererseits sagen die Offiziere: „Wenn wir einem Soldaten was anschaffen, sagt er uns: Du hast nichts zu sagen."

Sie wissen, daß auch in Rußland die Entwicklung die gleiche war und man schließlich gezwungen war, wieder eine Disziplin, herzustellen. Die Hauptsache ist, daß diese Disziplin, die das Strafmittel nicht entbehren kann, im Dienste Ihrer Sache steht. In Dresden hat die Volksregierung die Offiziere in ihrer Stellung belassen, und wie ich höre, funktioniert dort die Sache vortrefflich. Entfernen Sie mißliebige, verdächtige Offiziere, aber stellen Sie Disziplin her! Treffen Sie diese Organisation so schnell wie möglich. Bald kommen die rückflutenden Truppen. An der Grenze ist große Gefahr. Es handelt sich um eine Entscheidung von Stunden. Jedes Zögern kann Sie um den Erfolg Ihrer Arbeit in dem Sinne, in dem Sie sie geleistet haben, bringen. Sie wissen aus der Geschichte, wie solche Augenblicksfehler nie mehr gutzumachen waren.

Nach Rücksprache mit Soldatenräten aller möglichen Städte habe ich selbst Eindrücke, die mir beweisen, daß dieser Apparat und die Zwiespältigkeit in diesem System, was letzten Endes Systemlosigkeit wird, eine nahe Katastrophe herbeiführen müssen. Lassen Sie die Soldatenräte als Beschwerdeinstanz mit bestimmten Kompetenzen! Die Sache eilt. Die beiden Punkte

a) Bewaffnung des flachen Landes und
b) Reorganisierung der Truppen und Unterhaltung genügender Truppenkörper

sind dringlicher Art . . .

Die Sicherung der Vorräte und ihre richtige Einteilung sind zunächst das Dringlichste. Die nächstwichtige Aufgabe ist, die noch bei den Bauern lagernden ungedroschenen Getreidemengen und noch nicht abgelieferten Kartoffelmengen hereinzubringen. Dabei müssen wir ländliche Organisationen mithelfen. Wir sind dazu gerne bereit. Dazu ist vor allem notwendig, daß man uns vollständig freien Verkehr ermöglicht, daß man uns eine Reihe von Freibilletten auf allen Verkehrswegen zur Verfügung stellt. Wir werden keinen Mißbrauch damit treiben, abgesehen davon, daß heute niemand zum Vergnügen reist. Blut spricht immer am leichtesten zu Blut. Die Bezirke mit dichter Verbreitung unserer Organisation gehörten immer zu den besten Lieferern. Das kann ich an Hand amtlicher statistischer Nachweise beweisen. Selbstverständlich ziehen wir hierbei alle landwirtschaftlichen Organisationen bei und ich bin gerne bereit, das Notwendige zu vermitteln. Zum Kochen der eigenen Suppe ist diese Zeit zu ernst. Es ist aber allein nicht mit der Aufforderung getan, sondern wir müssen dem Bauern die Arbeitsmittel zur Verfügung stellen, besonders Triebstoff und Hände. Dieses Kapitel wäre besonders zu behandeln. Das sind Organisationsfragen, zu deren Besprechung ich im Laufe der nächsten Woche bereit bin.

Hier aber spricht ein wichtiger prinzipieller Punkt mit.

Sie haben jetzt ein Vorparlament, Soldatenrat, organisierte Arbeiter und Bauern. Von organisierten Bauern kann ich nicht sprechen, denn zunächst sind nur Bauernbündler im Bauernrat und einige willkürlich geladene Bauern. Unsere Arbeit wird ein anderes Gewicht haben, wenn wir als Standesorganisation vollwertig dem Vorparlament angehören. Sie hatten die Güte und Liebenswürdigkeit, Dr. Schlittenbauer und mich zu berufen.

Sie werden uns verstehen, wenn wir uns auf den Standpunkt stellen, daß wir nicht als Person berufen sein wollen, denn wir können uns nicht in zwei Teile teilen: Wir sind Diener einer Organisation. Wir können deshalb keinen Schritt tun ohne die Organisation. Heute nachmittag werden unsere ländlichen Organisationen hier versammelt sein. Das Nähere werden wir Ihnen unterbreiten. Heute schon aber kann ich Ihnen sagen, daß wir auf dem Standpunkt stehen, zum Bauernrat als freie Organisation berufen zu werden. Wir sind die größte bäuerliche Organisation in Bayern . . .

Wir wollen unbeschadet unserer Meinung ehrlich mitraten und mittaten ohne Rückhalt, offen. Unsere Waffen seien die guten Gründe und das Wort. Ich bitte Sie, auch dazu Stellung zu nehmen. Ich nehme an, daß Ihnen die Entscheidung bei Ihren Grundsätzen nicht schwer werden kann . . .

Ein großes Unheil hat die schon erwähnte amtliche Verlautbarung, unterschrieben vom Staatssekretär und Vorstand des Kriegsernährungsamtes, verbreitet durch WTB. vom 8. November, an-

gestiftet. Da wird von einer baldigen Entspannung unserer Ernährungslage und Aufhebung der Hungerblockade gesprochen. Zunächst hat der Waffenstillstand die Aufhebung der Hungerblockade nicht gebracht. Der Frieden wird die Hungerblockade nur theoretisch, aber auf Monate hinaus n i c h t p r a k t i s c h aufheben. Ist das Naivität oder Unwahrheit? Das ist aber ein Spiel mit dem Feuer. Es heißt, am 1. Dezember wird die Brotration erhöht, und andere Erleichterungen werden folgen. Das Gegenteil wird eintreten. Je mehr wir in der Zeit vorrücken, desto schlimmer, beengender und bedrohlicher wird unsere Ernährungslage. Ich bin voll Sorge gewesen, als ich diese amtliche Notiz Ihrer Regierung in Berlin gelesen habe. Es werden Hoffnungen erweckt, die nie erfüllt werden können und das ist ein Spiel mit dem Feuer und zwar mit einer großen Gefahr für Sie und Ihre Sache . . .

Ich habe Ihnen das am Freitag früh nach der Umwälzung gleich gesagt, als Sie bemerkten, Sie wollten auf diesem Gebiete organisieren. Trotz des besten Willens, könnte ich z. B. niemand einen Zahn plombieren. Gefährlich sind auch die Leute „die es gut meinen". Wir nehmen für uns nicht den Anspruch, daß wir alles wissen, aber wir haben auf diesem Gebiete schon jahrelang gearbeitet, und praktische Erfahrung und die stellen wir mit ehrlichem Willen zu Ihrer Verfügung in unserer Organisation, in unseren Freunden und Mitarbeitern und in unserer Person.

Mit Hochschätzung

stets zu Diensten gerne bereit

gez. Dr. Heim.

*

München, den 22. November 1918.

Sehr geehrter Herr Doktor.

Es bedarf keiner Entschuldigung, daß ich Ihre ausführlichen und anregenden Darlegungen nicht beantworten konnte. Obwohl der Achtstundentag für uns nicht gilt, fehlt es mir an Zeit. Sie werden inzwischen den Eindruck erhalten haben, daß nicht nur die revolutionäre Regierung keine Komposition des Ungefähr gewesen ist, sondern daß auch die Politik, die ich verfolge, seit langem in allen ihren Einzelheiten durchdacht ist. Ich versuche jetzt zu verwirklichen, was mir seit Jahren im Geiste vorschwebte. Als Sie unmittelbar nach der Revolutionsnacht sich der neuen Regierung zur Verfügung stellten, nahm ich dieses Anerbieten sofort an; einmal, weil mir die Unterstützung jedes Sachverständigen willkommen ist, dann aber, weil ich sie als einen Mann kannte, in dem auch der Trieb lebt, Neues unabhängig und rücksichtslos zu gestalten. Aus demselben Grund nahm und nehme ich die Unter-

stützung Ihres Mitarbeiters Dr. Schlittenbauer an. Wenn Sie aber darüber hinaus eine geringere oder größere parlamentarische Vertretung der Ihnen politisch nahestehenden Gruppen der Bevölkerung fordern, so verkennen Sie durchaus sowohl den Sinn der revolutionären Regierung wie die Politik, von der ich entschlossen bin, keinen Schritt abzuweichen. Es ist die Grundlage und der Grundgedanke des neuen Systems, daß die Träger des alten, die mitverantwortlich sind für den Zusammenbruch Deutschlands, ausgeschaltet bleiben. Sonst wäre jede fruchtbare Arbeit unmöglich. Es beirrt mich in diesem Entschluß auch nicht die Beobachtung, daß man draußen im Lande jetzt mit all den bekannten Mitteln der Demagogie den neuen Bau von Staat und Gesellschaft zu stören oder gar zu verhindern sucht. Im Gegenteil: Mir sind diese Versuche ein Beweis mehr, wie unmöglich es ist, solche Elemente in die Arbeitsgemeinschaft des neu Werdenden aufzunehmen. Ich staune nur über die Kurzsichtigkeit und Verblendung derer, die wähnen, daß mit solchen Mitteln die Wiederaufrichtung einer unter den Flüchen des Volkes zusammengebrochenen Herrschaft erreicht werden könnte und die sich nicht klar darüber sind, daß, wenn sie überhaupt irgendeinen Erfolg haben können, er nur in einem Chaos bestehen würde. Aus solcher grauenvoller Verwirrung aller Verhältnisse würden zuletzt die Leute sich erheben können, die solch gefährliches Spiel treiben.

Im übrigen möchte ich meinen, daß unsere Gedanken über die Notwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft gar nicht so weit auseinandergehen. Auch ich bin der Meinung — und nicht erst seit gestern — daß die bäuerliche Bevölkerung mit den Arbeitern der Städte die politische und soziale Grundlage des Staates bilden. Aber ich sehe nur in einer demokratisch erstarkten, unabhängigen freien Bauernschaft die berufenen Mitarbeiter an der Neuschaffung der Gesellschaft. Ich bin der festen Zuversicht, daß diese geistige Umgestaltung der bäuerlichen Bevölkerung in Bayern sich rasch und leicht vollziehen wird und ich möchte nur wünschen, daß alle, die redlichen Willens sind, und der Sache dienen, an diesem großen Werke mithelfen. Ich wiederhole: Die gegenwärtige Regierung, die allen vollkommene Freiheit läßt, wird in ihren festen leitenden Gedanken nicht durch die lärmende und nicht gerade erhebende Agitation beirrt, in der sich das schlechte Gewissen und die Wut der Gestürzten ausdrückt. Aber ich wiederhole ebenso, daß ich sehr gerne sehen würde, wenn zwei Sachverständige wie Sie und Herr Dr. Schlittenbauer in der provisorischen Nationalversammlung zum Worte kommen.

Ich bitte Sie, diesen Brief auch Herrn Dr. Schlittenbauer zu übermitteln.

Der Ministerpräsident des Volksstaats Bayern.

EIN RICHTER

DIE GEHEIMNISSE DES GNADENWESENS

„The quality of mercy is not strained."

Wird der neue Reichspräsident bei Amtsantritt eine Amnestie erlassen? In den über 1500 deutschen Gefangenenanstalten raunt man sich's von Zelle zu Zelle zu, die Verurteilten, Befehl zum Strafantritt stündlich erwartend, kennen keinen anderen Gedanken, Angehörige all dieser martern sich mit ihm bei Tag, träumen bei Nacht davon einen vielleicht süßen Traum. Nicht Tausende oder Hunderttausende, nein, ein bis zwei Millionen Deutscher berührt die Präsidentenwahl nur in Erwartung einer Amnestie.

Weshalb der Schrei nach einem allgemeinen Gnadenerweise? Werden nicht genug und übergenug Gnadenerweise oder Bewährungsfristen in Einzelfällen erteilt? Haben wir nicht humane Verordnungen über das Begnadigungswesen und die Einrichtung der „Beauftragten für Gnadensachen" bei sämtlichen Landgerichten? Justizministerverfügung vom 19. Juni 1919: „Für diese Stellung sind nur Richter von besonderer Lebenserfahrung und ausgeprägtem sozialen Empfinden vorzuschlagen". Haben die ministeralrätlichen Erzeuger dieser Verfügung sich auch nur einmal überlegt, woher den Herrn Landgerichtspräsidenten das soziale Empfinden der ihnen unterstellten Richter bekannt sein soll. Mußten sie sich mit Phrenologie beschäftigen, da die sonst allwissenden Dienstakten in diesem Punkt versagten. Sicherlich hat mancher, der subjektiv sozial zu empfinden glaubte, sich zur Uebernahme des Postens freiwillig gemeldet, ohne objektiv sozial denken zu können. Eines darf aber für alle Gnadenrichter gelten: sie sind stets guten Willens und bemüht, das Richtige zu treffen.

Meist gelingt es nicht, denn die Fehlorganisation des Gnadenwesens gibt dem Beauftragten für die Beurteilung der Gesuche unvollständige und vielfach geradezu trügerische Grundlagen. Zunächst hat er die Gerichtsakten: Viel über das Verbrechen, wenig über den Verbrecher. Ihr Inhalt ist deshalb gerade für die Gnadeninstanz untauglich und ihre Verwendung höchst gefährlich. „Die Beauftragten haben alle für die Beurteilung des Einzelfalles wesentlichen Ermittlungen anzustellen." In dieser Bestimmung liegt der Kernpunkt des ganzen Verfahrens. Wenn auch besonderer Wert auf die Anhörung von Nichtbeamten gelegt werden soll, so findet eine solche unmittelbar durch den Gnadenrichter kaum jemals statt. Er selbst hat keine Zeit zu persönlichen Ermittlungen und eigne Organe sind ihm zu diesem Zwecke nicht unterstellt. Er sendet deshalb, solange sich der Verurteilte noch in Freiheit befindet, gewöhnlich die Akten „an das zuständige Polizeiamt zur gefl. Aeußerung, ob ein Gnadenerweis dortseits befürwortet wird". Nun beginnt die Tragödie. Der biedere schnauzbärtige Revierbeamte, Empfänger der Preußischen Gehalts-

klasse 2 bis 4, oder der dörfliche Gemeindevorsteher bestellt sich den Gesuchsteller aufs Bureau. Soll ich schildern, worauf die „Stimmung" eines Wachtmeisters oder Gemeindeoberen beruht und wie sie ihr Protokoll anfertigen. Jeder, der sich auch nur eine polizeiliche Abmeldung besorgt hat, weiß dies. Vielleicht wird auch die Ermittlung im Hause des Gnadesuchenden selbst angestellt. Wenn er zu hoch wohnt, werden die lieben Portiers befragt, wenn er ein Budiker oder Zigarrenhändler ist, wird die Stimmung des Polizeibeamten sicherlich von vornherein günstiger sein. Dem Objektivsten von ihnen fehlt jedoch jede Vorbildung und Sachkenntnis um selbst das, was er gesehen hat, richtig zu werten. Außerdem ist ihm die Persönlichkeit des Täters vollständig fremd. So entsteht die grundlegende Aeußerung, und der Reviervorsteher berichtigt an ihr bestenfalls die Orthographie.

Ist der Verurteilte bereits in Strafhaft, so wird zuerst die Stellungnahme der Anstaltsdirektion eingeholt. In der Beamtenkonferenz wird das Gesuch besprochen. Bei der außerordentlichen Entwicklung des preußischen Strafvollzugs in den letzten Jahren wird über die Person des Täters meist ein zutreffendes Urteil abgegeben; jedoch fehlt die Kenntnis der Umweltkräfte, die bei Begehung der Straftat mitgewirkt haben.

In beiden Fällen: „urschriftlich mit Akten an die Staatsanwaltschaft zur Stellungnahme". Erste Feststellung: was hat die Polizei- oder Gefängnisverwaltung gesagt? „Aus den polizeilichen Ermittlungen ergibt sich, daß der Verurteilte eines Gnadenerweises nicht würdig ist. Auch diesseits kann ein solcher nicht befürwortet werden." Wissen die Staatsanwälte nicht, wie die Polizeiäußerung zustande kommt. Aber selbst, wenn sie es wissen, besteht kaum die Möglichkeit, durch andere Stellen Erkundigungen einzuziehen. Aeußerst selten geschieht es, daß trotz ablehnender Haltung der ersten Stelle, der das Gesuch vorgelegen hat, die Staatsanwaltschaft einen Gnadenerweis befürwortet. Diese erste Meinung ist also im Grunde maßgebend. Fällt sie für eine Begnadigung aus, so wird häufig in den Akten festgestellt, ob der Richter im Urteil wesentlich unter dem Antrag des Staatsanwalts geblieben ist. In solchem Falle ist die Ablehnung sicher: wenn der Kerl schon so wenig bekommen hat, soll er's wenigstens ganz absitzen.

Die Akten wandern an einen von der Anwaltskammer vorgeschlagenen Rechtsanwalt zur weiteren Begutachtung. Auch dieser hat kein anderes Material als die bisherigen Vorgänge. Eigene Ermittlungen kann er nicht anstellen. Und die sachliche Eignung? Fast ausschließlich „Zivilisten" sind als Gnadenanwälte tätig. Keiner der bekannten Verteidiger ist meines Wissens in Berlin unter ihnen. Gerade sie wären in der Lage, die für eine Begnadigung sprechenden Momente gebührend hervorzuheben. Warum wird nicht die strafrechtliche Anwaltsvereinigung mit dieser Aufgabe betraut!

Auf Grund der eingeholten Aeußerungen erläßt der Beauftragte für Gnadensachen seinen Bescheid. In bestimmten Fällen hat er dem Justizminister zu „berichten“. Meist folgen dem Gnadenrichter die Ministerialräte, so wie er letzten Endes der Polizei gefolgt ist. Der Bescheid ergeht nach der Vorschrift formularmäßig. Nach eben derselben Vorschrift dürfen die Formulare aber nicht gedruckt werden; damit es niemand merkt, wie das Schema heißt! In den Bescheiden sind alle weiteren Mitteilungen zu vermeiden. Es fehlt jede Begründung! Das ganze Verfahren ist streng geheim, niemand erfährt, wessen Auskunft zur Ablehnung geführt hat. Nicht einmal der Verteidiger hat Einsicht in die Gnadenakten, und niemals hat der Gesuchsteller Gelegenheit, sich gegenüber falschen Aktenangaben zu rechtfertigen.

Von großer Tragweite ist die Verurteilung eines Menschen zur Freiheitsstrafe, von größerer jedoch die Frage, ob er diese ganz oder nur teilweise verbüßen muß. Im Strafverfahren gibt es die Rechtsgarantien der Oeffentlichkeit und der Mündlichkeit, in dem bedeutungsvolleren Gnadenverfahren fehlen sie. Hier herrschen die Rechtssätze des Mittelalters. Blindester Zufall ist die Folge. Nicht eher wird unser Gnadenverfahren eines Kulturvolkes würdig sein, als bis es öffentlich und mündlich unter Mitwirkung von Laien vor sich geht. Gegenüber diesem unwürdigen Zufallsspiel kann nur eine allgemeine Amnestie bei Amtsantritt des neuen Reichspräsidenten Abhilfe schaffen. Sie zu gewähren wird ein notwendiger Staatsakt dessen sein, der als erster Deutscher dazu berufen ist, die Gerechtigkeit zu hüten.

ANTON KUH

AUSSPRÜCHE

Glück der Buckligen: Sie wissen, wenn sie geliebt werden, daß sie nicht bloß trotz, sondern sogar wegen ihres Buckels geliebt werden. Die Gradgewachsenen halten bestenfalls bei „trotz“.

*

Jede lustvolle Paarung ist ein Lustmord am Reiz der Distanz. Jede unfrohe: Leichenschändung.

*

Wehe der Scham, die einen Bart kriegt!

*

Otto Weininger: ein hinausgeworfener Bordellgast ballt auf der Treppe die Schopenhauerfaust.

*

Als einziger Maßstab für die Güte oder Mißlungenheit eines literarischen Erzeugnisses müßte die Entscheidung einer ideal schönen und kultivierten Frau gelten, ob sie nach empfangenem Lektüre-Eindruck . . . . . oder nicht.

WERA FIGNER

ALS ICH NACH 20 JAHREN AUS DER ZELLE TRAT

„Wera Figner stand zehn Jahre mitten in der revolutionären Bewegung. Die letzten vier Jahre war sie eins der aktivsten Mitarbeiter des terroristischen Aktionskomitees. Sie hatte die Todesurteile für den Zaren und seine Berater mitunterschrieben und war an allen Attentaten in Petersburg, Moskau, Odessa direkt oder indirekt beteiligt . . . Sie blieb noch zwei Jahre nach dem Zarenmord unentdeckt und arbeitete weiter . . . Durch den Verrat eines schwächlichen Genossen, der sich später selber gerichtet hat, fiel sie in die Hände der Regierung. Sie wurde zum Tode verurteilt. Doch verwandelte man das Todesurteil — man wollte keine Märtyrer mehr schaffen, und das Resultat war ja das gleiche — in zwanzig Jahre Schlüsselburg . . .“ (Nadja Strasser „Die Russin“.)

Wera Figners Befreiung aus Schlüsselburg erfolgte am 29. September 1904, und aus ihren Erinnerungen („Nach Schlüsselburg.“ Leningrad 1925, russ.) wissen wir jetzt, daß es über ein Jahr dauerte, bis Wera Figner damals, nach 22jähriger Haft, in furchtbaren inneren Kämpfen ihren Platz im Leben wiederfand. Alles um sie hatte sich verändert, sie erkennt die Welt, sie erkennt ihre Freunde nicht mehr. In einem Brief an Spandoni, ihren Genossen vor Gericht, schreibt sie aus der Verbannung am 15. Februar 1905: „Meine ersten Begegnungen mit meinen Verwandten (nach ihrer Ueberführung von Schlüsselburg nach der Peter-Pauls-Festung. D. Ü.) waren eine offene Qual infolge der Unmöglichkeit, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu verschmelzen: Das Bild meiner Teuren hatte sich mir so eingeprägt, wie die Menschen im Augenblicke der Trennung gewesen waren, und die Zeit hatte ihre Gesichtszüge nicht verwischt, hatte ihre Gestalten und ihr ganzes Aeußere nicht verändert. Und nun ist alles so ganz anders . . . Später bat ich diejenigen, mit denen ich zusammentreffen sollte, mir vorbereitenderweise eine Photographie zu schicken, um das unangenehme Gefühl der Entfremdung vorher zu überwinden und mich an die totalen Veränderungen zu gewöhnen . . .“

Am 18. November 1904 kommt Wera Figner endlich in dem öden Flecken Njonoxa — 70 Werst von Archangelsk — an, der ihr vorläufig als Verbannungsort angewiesen ist, bis es ihr Gesundheitszustand erlauben würde, sie noch weiter nach dem Norden zu verschicken. Vor diesem Schicksal hat sie die Revolution 1905 bewahrt.

L. Keneth

Wie stand es um meine Stimmung in Njonoxa? Von außen gesehen stand alles gut. Nachdem eine erste, wenn auch schlechte Unterkunft gefunden und mein einfacher Haushalt dank meinen mir sehr ergebenen Mädchen ins Gleis gekommen war, reiste meine Schwester Olga ab. An ihre Stelle trat erst Schwester Lydia, die aus Petersburg kam, und dann Jewgenja. Lydia schrieb unserem Bruder, ich sei munter und fröhlich. Hin und wieder sprachen wir auch wirklich viel, es gab so vielerlei einander zu erzählen. Auch die verschiedenen häuslichen und wirtschaftlichen Kleinigkeiten lieferten zeitweise Stoff zum Lachen. Aber innerlich fühlte ich mich nicht gut. Ich hatte das Gleichgewicht, das ich in der

Festung besessen hatte, verloren. „Ich lebe jetzt nicht nur psychisch, sondern auch moralisch auf einer schiefen Ebene", schrieb ich an meine Nichte und spielte auf den gänzlich schiefen Fußboden in meiner ersten Wohnung an. „Das geht vorüber", antwortete sie. Aber es ging nicht vorüber. Schon in der Peter-Pauls-Festung (wohin W. F. von Schlüsselburg zunächst verbracht worden war. D. Ü.) hatte ich mit Schrecken bemerkt, wie mein Gedächtnis gänzlich schwand. Schon dort konnte ich mich bei aller Anstrengung nicht mehr erinnern, wie die Hauptstadt von Schweden heißt und in welchem Lande Kopenhagen liegt. Die gesamten in Schlüsselburg erworbenen Kenntnisse, die sich mit den Jahren gehäuft hatten, waren aus meinem Kopfe verflogen. Ich empfand Scham und Schmerz und wollte mich gleichsam vor allen Menschen verstecken. Ich hatte eben zwanzig Jahre in der Festung verbracht, da schlief das Gehirn ein . . . Ich hatte sogar vergessen, was ich ehedem gewußt hatte, und das zu einer Zeit, wo die Menschen in der Freiheit immer vorwärtsschreiten! Sollte ich mich wirklich umsonst mit allem möglichen befaßt haben: mit Chemie, Physik, Astronomie, Geologie, Botanik und Zoologie, ganz abgesehen davon, daß ich nach allem griff, was mir über öffentliche Fragen in die Hände fiel! Und jetzt, da ich nach meinem Einsiedlerleben wieder in die Welt eintrat, stellte sich heraus, daß ich nicht einmal die elementarsten Kenntnisse mehr besaß — alles war ausgelöscht, selbst die Geographie Europas. Der Gedanke, daß das eine vorübergehende Erscheinung sei und von dem allzu jähen Umschwung in meinem Leben herrühre, kam mir nicht in den Kopf, obgleich ich von früher aus Büchern erstaunliche Fälle von Gedächtnisverlust infolge Ueberanstrengung und moralischen Erschütterungen kannte . . . Von der Schwächung des Gesicht- und Tastsinnes dagegen, die mich in der Peter-Pauls-Festung überraschte, war jetzt nichts mehr zu merken. Wenn ich dort eine Nadel, einen Fingerhut oder einen anderen kleinen Gegenstand in die Hand nahm, dann hielt ich ihn unwillkürlich nahe vor die Augen, als müßte ich mich vergewissern, was ich in der Hand hielt. Bekam ich ein Gewebe in die Hand, konnte ich innen und außen nicht unterscheiden. Als ich zum erstenmal statt der Sträflingstracht ein Kleid anziehen sollte, zog ich es mit der Innenseite nach außen an. Auch die Fasson des Kleides setzte mich in Verlegenheit, und ich begriff lange nicht, wie ich es richtig anziehen sollte. Das war jetzt vorüber und brachte mich nicht mehr in Verwirrung. Aber mein gedrückter Zustand — ich hatte ja alles, was ich wußte, vergessen — war um so stärker, da ich mich nicht entschließen konnte, meinen Kummer irgend jemanden anzuvertrauen: Ich schämte mich, dieses Unglück einzugestehen und lebte in der Furcht, es möchte von selbst ans Tageslicht kommen. Das war also nur ein Teilfall meiner allgemeinen elementaren Angst vor den Menschen und dem Leben, die mich noch ein ganzes Jahr, nachdem ich die Festung ver-

lassen hatte, quälte. Besonders erschreckte mich die Möglichkeit, jemanden, den ich jung, frisch und lebensfroh gekannt hatte, zu treffen. Das Drückende meines ersten Zusammentreffens mit den Verwandten stand noch immer vor meinem Geiste. Es ist charakteristisch, daß ich erst nach zwei Wochen zu meiner Schwester Lydia sagen konnte: „jetzt erkenne ich dich.“ Ich wollte, die früheren Genossen sollten sich meiner so erinnern, wie ich damals war, als ich Schulter an Schulter mit ihnen kämpfte, und ich selbst wollte mir die lichten Erinnerungen an sie aus jenen Tagen bewahren; ich wollte nicht Kreuz und Grabstein über die Vergangenheit setzen. Ich hatte die Vorstellung, daß ein Wiedersehen nach 22jähriger Trennung nichts als Leid bringen könne, und ich mußte des öftern eine Bitte, mir zu begegnen, abschlagen. Das Leben fiel mir so schwer, daß ich es nicht noch um ein Gran mehr belasten konnte und wollte.

So kam es, daß ich, obgleich man mich nicht allein ließ und meine Schwestern der Reihe nach bei mir wohnten, geistig ein eigenes einsames Leben führte. Kurz vor Weihnachten fuhr Jewgenja fort und am Vorabend des neuen Jahres kam Alexandra Iwanowna Moros. Um 11 Uhr nachts fuhr draußen an der Freitreppe ein Wagen vor. In den Flur trat eine in Pelz gehüllte Gestalt und eine helle Stimme fragte: „Erkennst du mich?“ Die Stimme klang bekannt, obgleich ich sie das letzte Mal 1878 gehört hatte. Das Gesicht war unter den Pelzen und Tüchern nicht zu erkennen. Aber als die winterlichen Hüllen gefallen waren, stand meine liebe Saschetschka, die ich als Kornilowa gekannt hatte, vor mir (ein Mitglied des Tschaikow-Kreises. W. F.). Sie hatte sich zwar auch verändert, aber harmonisch, und ich erkannte sie sogleich ohne Verwirrung und Bestürzung als die Meine, als die Liebe und Teure, von der ich so lange getrennt gewesen war, wieder. Bald nach den ersten Herzensergießungen überfiel ein schwerer Druck meine Seele aufs neue, und die Anwesenheit der alten Freundin war nahe daran, mich zu belasten, anstatt mich aufzuheitern. Sie spürte das auch und sagte mir später, daß sie nicht gewußt habe, was sie tun solle: wegfahren oder bleiben? . . .

Noch nie, seit Schlüsselburg, war ich so abscheulicher Stimmung gewesen, wie gerade am Vorabend des neuen Jahres, als Alexandra Iwanowna ankam. Die Woche vor ihrer Ankunft hatte ich allein verbracht, und das war wohl auch der Grund, weshalb sich mein Gram so unglaublich verschärft hatte. Meine Schwester war abgefahren, Alexandra Iwanowna noch nicht gekommen und ich war das erste Mal wieder allein und verlassen. Zum ersten Male mußte ich jetzt, außerhalb des Gefängnisses und in den unwirtlichen Polarkreis verschlagen, das Leben ohne einen Nebenmenschen ertragen. Im ersten Monat hatte mich die Anwesenheit der Schwestern ständig in gehobener Stimmung gehalten. Sie hatten mich aufgemuntert und zerstreut. Ich hatte jemanden, mit dem

ich sprechen konnte, wenn ich dazu Lust hatte, und wenn nicht, dann ging ich in mein Zimmer, beschäftigte mich und ließ mir keine Zeit zu Grübeleien. Ich übersetzte Fabres bemerkenswerte Skizzen über Entomologie aus dem Französischen, machte Auszüge aus der Zeitschrift „Cosmopolis“ und übersetzte die Erinnerungen Fontanes über die Revolution des Jahres 1848 in Berlin aus dem Deutschen, lauter Dinge, die später nie im Druck erschienen sind; ich zeichnete und kolorierte Kartenblätter der Kontinente in den verschiedenen geologischen Epochen und ging ein wenig spazieren. Draußen herrschte grimmiger Frost. Wenn man auf die Straße trat, wollte einem der Atem stocken, und mit Staunen sah ich die Frauen vom Orte nur mit einem übergeworfenen Schal vorübergehen. Sie hatten anscheinend überhaupt keine Pelze, denn nur die Männer trugen Halb- und Ueberpelze.

Der erste Monat in Njonoxa wurde mir, abgesehen, daß ständig eine meiner Schwestern hier war, auch noch durch flüchtige Besucher erhellt. Anläßlich der Geburt des Thronfolgers waren zahlreiche administrativ Verschickte amnestiert worden. Sie kehrten aus Alexandrowsk, Kemi, Kola und anderen abgelegenen nördlichen Gouvernements zurück. Alle Verbannten wußten, daß ich in Njonoxa lebte, keiner kam durch oder fuhr weiter, ohne mich besucht zu haben. Da waren Bauern und Techniker, Arbeiter und Lehrer, Studenten und Statistiker von allen Enden Rußlands. Jung, mutig und bereit, sich sofort von neuem wieder in die Arbeit zu stürzen, machten sie auf mich den erfreulichsten Eindruck. Die Verbannung hatte ihr Streben nach Freiheit nicht abgekühlt. Für die einen war sie eine Schule des Charakters gewesen, während die weniger Gebildeten sich dort entwickelt und geistig gefestigt hatten. Ein Bauer aus dem Gouvernement Kaluga gefiel mir durch seine Naivität und Einfalt ganz besonders. „Das ist eine finstere Gegend bei uns,“ erzählte er, „nicht einmal lesen und schreiben habe ich gelernt. Erst in der Verbannung ist es in mir licht geworden. Nur schade, daß sie mich so schnell zurückgeholt haben; noch ein, zwei Jährlein da unten, dann wäre ich ganz hell gewesen.“ Der Bauer hatte zusammen mit fünf anderen Verschickten in einem Quartier gewohnt.

Viele von diesen Besuchern waren zu leicht gekleidet; ein Statistiker aus Tambow machte beispielsweise die Rückreise im Paletot und Gummischuhen, während es im Freien 35 Grad unter Null hatte. Ich war sehr beunruhigt und fürchtete, bevor er die Eisenbahn in Archangelsk erreichte, würde er erfrieren. Einigen von ihnen bot ich auch Geld an, aber es war ganz unmöglich, auch die Notleidendsten unter ihnen zu bewegen, ein Goldstück von mir anzunehmen. Dazu war gerade damals das Zirkular ergangen, daß den Verbannten das Recht nahm, umsonst im Wagen befördert zu werden. So mußten eben einige Menschen zusammensteuern, um einen Lastschlitten zu mieten. Dann legten sie mit einem einzigen

Pferd durch Schneegestöber und grimmigen Frost den weiten Weg nach Archangelsk zurück. Und andere gingen zu Fuß!

Im Laufe des Monats sah ich einige Dutzend Leute, lauter junge Leute. Sie kamen, die Schwester kochte ihnen Tee und bewirtete sie mit dem, was gerade zur Hand war; sie erzählten, warum sie verschickt worden waren, von ihrem Leben in der Verbannung, und wenn wir uns eine gute Stunde unterhalten hatten, dann beeilten sie sich weiterzuziehen. Wir nahmen warmen Abschied voneinander, um uns nie wieder zu sehen — so weit verstreuten sie sich über die russische Erde.

Das alles hatte jetzt ein Ende. Der Strom der Verbannten hatte aufgehört, die Schwestern waren fortgefahren, ich blieb allein zurück, sechs Werst vom Weißen Meer. Die ewigen Winde vom Meere her hätten allein genügt, meine Nerven zu zerrütten. Sie wüteten besonders nachts; ich konnte keinen Schlaf finden. Wenn der Wind in der ersten Wohnung mit den Tapeten rauschte, die von den Wänden herabhingen, dann sauste er hier durch das ganze kleine Haus mit den vielen Fenstern. Er ließ die Vorhänge, die die Türen vertraten, flattern und schien das Haus von der Erde losreißen und ins Meer wehen zu wollen. An einer der Außenmauern war eine hohe Stange befestigt, an der wir im Frühling einen Starenkobel aufhängen wollten; bei jedem Windstoß ächzte sie wie der Mast auf einem Schiff. Im Schlafe sah ich dann Wellen, zerfetzte Segel und ein Meer, daß mich verschlingen wollte.

Blies der Wind, so war die Kälte in meinem kleinen Hause unerträglich. Es gab Tage, wo ich, wenn ich mich morgens angezogen hatte, die Kälte nicht ertragen konnte, ich legte mich wieder ins Bett und deckte mich mit dem Pelz zu. Gruscha, das Mädchen, das mir aufwartete, stellte den Samowar auf ein Taburett neben das Bett, wo er als Bettwärmer dienen mußte. Es war so kalt, daß ich kein Buch in der Hand halten konnte, ja, ich verstand auch nichts daraus: es schien, als sei selbst das Denken durch die eisige Atmosphäre ringsum erstarrt. Ich lag die ganzen Tage unbeweglich da, einzig und allein von dem Gedanken des Zwecklosen und Abgeschmackten einer derartigen Existenz erfüllt. Ueberdies kränkelte ich auch noch. Alle 10—14 Tage erkrankte ich an Angina. Ueberhaupt ertrug ich das ungewohnt kalte Klima dieser Breiten nur schwer.

Ich hatte niemanden, zu dem ich hätte gehen können; keinen Genossen, niemanden meinesgleichen. Meine einzige Zerstreuung war meine tägliche Unterhaltung mit einem kleinen Betteljungen, der für seine Mutter Almosen sammeln ging. Jeden Morgen klopfte der fünfjährige Knirps an meine Tür, und ich lud ihn zu Tee und Semmeln ein. Mit Würde erklärte er, daß er „seine Mutter ernähre“, und eines Tages überraschte er mich durch seine Antwort auf die Frage, wozu er seine Mutter brauche? Ich hatte ihm die Frage gestellt, um den Jungen zu verlocken, ständig bei mir zu bleiben.

„Macht es dir denn Spaß so durch die Welt zu gehen und um Christi willen Brocken zu sammeln?“ fragte ich ihn. Nein, das gefiel ihm nicht. „Nun schau, du wirst bei mir leben, dann brauchst du nicht Almosen erbetteln; du wirst alles haben. Ich nähe dir ein rotes Hemd und kaufe dir Stiefel.“ Aber die Mama? fragte das Kind. „Mama wird arbeiten und die Arbeit wird sie ernähren. Denk einmal: statt mit dem Bettelsack zu gehen wirst du hier im Warmen leben, ich werde dich unterrichten und später schicke ich dich in die Schule. Nun, bleibst du?“ „Und die Mama?“ wiederholte Wanja. „Nun, was ist mit der Mama! Wozu brauchst du deine Mama?“ sagte ich.

Das Kind schwieg, dann hob es den Kopf und brachte lächelnd das unwiderlegbare Argument vor:

„Wozu? Wir umarmen uns doch abends und schlafen.“

Diese liebe Antwort traf den Nagel auf den Kopf. Er hatte jemanden, den er umarmen konnte, und seine Mutter hatte ihn, den sie umarmen konnte. Ich hatte nichts davon. Ich hatte nicht einmal jemanden, mit dem ich mich unterhalten konnte, und alles, was es in meinem Schicksal an Finsternis und Bitterkeit gab, tauchte in meinem Gedächtnis auf und verdunkelte den ganzen Horizont. Es schien mir, als gäbe es für mich keine Zukunft mehr, als könne es keine mehr geben. Wenn meine Einsamkeit unbestimmt lange gedauert hätte, wenn Alexandra Iwanowna nicht gekommen wäre, um mein Leben zu teilen, und ich mir in dieser uferlosen Schneewüste, in dieser eisigen Menschenleere selbst überlassen geblieben wäre — ob ich es vermocht hätte, mich zu überwinden, das Nirwana zog mich an. Es war kurz nach meiner Ankunft in Njonoxa, als mir meine Schwester Olga in der Dämmerung eines Unglückstages, gerade in der Zeit, bevor man das Licht anzündet, etwas eröffnete, was sie mir bisher verschwiegen hatte. Sie sagte: „Werotschka. Dein Genosse Janowitsch hat sich in Jakutsk erschossen; er konnte nicht leben.“ Wie hingemäht stürzte ich der Länge nach zu Boden und schluchzte. Die Schwester beugte sich über mich und um den ganzen Schrecken der Nachrichten mit einem Male auszuschöpfen, sprach sie weiter: „Auch Martynow, dein Schlüsselburger Genosse, hat sich in Jakutsk erschossen.“ Und dann sprach sie zum drittenmal: „Dein dritter Genosse, Poliwanow, hat sich erschossen. Im Ausland.“

Ich lag auf dem Boden, schluchzte in einem fort und wiederholte nur immer wieder ein und dasselbe Wort: „Warum?“

Ich saß allein da und grübelte über diese Selbstmorde n a c h Schlüsselburg, diese Selbstmorde „in der Freiheit“ von Menschen, deren ganze Kraft in den Jahren der Einkerkerung aufgezehrt war. Es dauerte zehn Tage, ich war unerträglich einsam, da begriff ich die Selbstmorde, ich begriff mit meinem ganzen Wesen das „Warum“, nach dem ich gefragt hatte, als ich schluchzend auf dem Boden lag.

VI.

Brief einer Gattin, die nach einem längeren Umweg zu ihrem Manne zurückgekehrt ist.

Liebe Roma. Schnell, ich will Dich etwas fragen. Telegraphiere Deine Antwort!! Sofort!!! Hör also: Soll ich folgende Anzeige drucken lassen und an alle Bekannten und Freunde verschicken:

Lucy und Ernst Gundelfinger haben
die Zeit ihrer Trennung beendet und
wohnen wieder
Grunewald, Sybeliusstraße 12.

Kann man solche Karten verschicken? Ich möchte es sehr gern, und Ernst hat nichts dagegen. Du kannst Dir ja überhaupt nicht vorstellen, wie zart und willig Ernst ist, von seiner früheren Heftigkeit ist keine Spur mehr da, eher bedrückt es mich manchmal, daß er mich etwas furchtsam von der Seite anschaut. Ich weiß dann ganz genau, daß er etwas sagen will, früher hätte er es herausgepoltert, aber jetzt leckt er sich bloß in der Verlegenheit die Oberlippe ab und sagt gar nichts. Glaubst Du, daß das so bleiben wird? Du kannst Dir nicht vorstellen, wie gut und verständnisvoll Ernst geworden ist. Früher hat er in der Früh alle Briefe geöffnet. Jetzt komme ich am Morgen auf den Balkon zum Frühstück, da liegt neben meiner Tasse meine Post, uneröffnet, unberührt, ich bin überzeugt, er hat nicht einmal an dem Kuvert herumgeschnuppert oder die Schrift zu erkennen gesucht! Glaubst Du, er würde nur ein einziges Mal fragen, von wem irgendein Brief ist? Nie!! Manchmal ist es schon ärgerlich. Vorgestern hat Conrad aus Taormina geschrieben. Frechheit! Noch dazu ins Haus zu schreiben!! Ernst muß die Schrift erkannt haben. Glaubst Du, er hätte einen Laut von sich gegeben? Nichts. Ich sah zu ihm hin, wollte an seinem Gesicht ablesen, ob er erraten hätte. Er saß ruhig da und las die Zeitung. Ich wußte gar nichts. Da nahm ich den Brief von Conrad ganz deutlich in die Höhe und zerriß ihn, erst in zwei Hälften, dann noch einmal, dann in lauter kleine Stückchen. Ernst schaute endlich von der Zeitung auf und sagte mit einem sehr lieben Lächeln: „Das ist ja eine Hinrichtung“. Da konnte ich nicht anders, es kam zu einer großen Rührszene. Tränen, Küsse usw.

Roma, wir sind sehr, sehr glücklich! Die zweite Hochzeit — ich meine mit demselben Mann — ist viel, viel schöner als die erste. Bei der ersten hat man entsetzliche Angst. Haben nicht alle jungen Mädchen aus gutem Hause Angst, wenn sie heiraten? Damals hatte Ernst keinen blassen Dunst von mir, er hat mir schon

damals sehr gut gefallen und wenn er mir nur ein bissel Zeit gelassen hätte, wahrscheinlich hätte ich mich dann gewiß in ihn verliebt. Aber er fing gleich an, Zigarren zu rauchen und von der Lederbranche zu erzählen und statt um fünf Uhr kam er um acht Uhr aus dem Geschäft. Roma, ich schreibe das nicht, um ihm etwas Böses nachzusagen, nein, nur um Dir zu erzählen, wie er jetzt ist. Er hat englische Geschäftszeit eingeführt, ist meistens schon um vier Uhr zu Hause, raucht beim Frühstück nur Zigaretten. Gestern mußte ich ihm abends eine Zigarre aufdrängen.

Vorgestern sind wir in der Oper Frau F. begegnet. Justament grüßte ich sie sehr lieb. Sie dankte — aber wie! Sogar ein Fremder, der mit uns war — der Maler Pinoli, ein sehr lustiger, dicker Mensch, der keine Ahnung hat, wie Frau F. mit meinem Manne gestanden hat — bemerkte es, wie sie innerlich zersprang. Dabei bin ich ihr, wirklich, gar nicht böse, ich nicht. Ich bin überzeugt davon, die Geschichte hat Ernst genutzt. Gute Manieren in der Liebe lernen die Männer ja nur außerhalb der Ehe. Vielleicht sollte jede Frau ihren Mann ein Jahr, nein, ein halbes, beurlauben. Wenn der Mann kein Schwein ist, kommt er viel feiner, viel rücksichtsvoller und aufmerksamer zurück. Ich hatte gute Lust, morgen Frau F. einen großen Orchideenstrauß zu schicken und nur dazuzuschreiben: „Von Ihrer dankbaren Lucy G." Aber ich glaube, dann ermordet sie mich. — — —

Roma, wir sind s e h r glücklich. Wir sind so glücklich, daß es mir gestern abend sogar leid getan hat, daß wir jetzt getrennte Schlafzimmer haben. Früher lagen wir beisammen; jetzt, wo Ernst sich die Nase operieren ließ und nicht mehr schnarcht, liegen wir getrennt! Ich bekomme 300 Mark im Monat, die ich nicht verrechnen muß!! Roma, ich bin so glücklich, daß ich nicht einmal etwas dagegen hätte, wenn wir ein ganz kleines hellblondes Mädel bekämen. Ich sehe, wie entsetzt Du mich jetzt anstarrst. Ja, ja, ja, ich habe nichts mehr dagegen, und es wird wahrscheinlich kommen, bloß, weil ich es will.

So, jetzt weißt Du alles, Roma, und telegraphiere schnell, ob ich die Karten verschicken soll. Weißt Du, es ist so lästig, daß die Leute glauben, sie müssen, wenn sie mit mir reden, über Ernst etwas Hämisches oder Böses sagen. Ich will auch, daß alle Leute wissen, daß die Geschichte mit Conrad ein für alle Male begraben ist. Aus! Großer Schlußpunkt!

Viele Küsse von Deiner glücklichen

Lucy.

P. S. Wenn Du Conrad schreibst oder sprichst — siehst Du ihn noch? —, brauchst Du ihm nicht zu sagen, daß ich seinen Brief ungelesen zerrissen habe. Er ist so patzig, daß er sich darauf auch noch etwas einbilden würde!

P. S. Die Karten lasse ich auf jeden Fall drucken!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Maiwoche

Unzweifelhaft wäre es wünschenswert, den Strom der Auslandskredite, der seit beinahe zwei Monaten versiegt ist, wieder zum Fließen zu bringen. Die neueren Berichte aus Amerika lauten zwar gleichbedeutend dahin, daß nach der ausgeprägten Zurückhaltung eine bessere Stimmung für deutsche Kredite sich anzubahnen beginne. Trotzdem ist es zu Abschlüssen bisher nicht wieder gekommen. Es gilt also wohl, den Anreiz für die Kreditgewährung an Deutschland zu erhöhen, Hemmungen, die vorhanden sind, zu beseitigen. Die Situation für Deutschland erscheint an sich nicht ungünstig, nachdem durch Stabilisierung des englischen Pfundes auf Goldparität den Amerikanern die Möglichkeit genommen worden ist, bei europäischen Krediten neben reichlichem Zins noch einen sicheren Währungsgewinn einzustreichen. Wenn dennoch Deutschland auf dem amerikanischen Kreditmarkt mit England bei weitem nicht konkurrieren kann, wenn der Amerikaner auch nach der endgültigen Stabilisierung des Pfundes gegenüber dem Dollar nicht bloß den reinen Zins kalkuliert, den er bei Darlehn an das eine oder andere Land erzielen kann, sondern für deutsche Kredite noch eine erhebliche Risikoprämie hinzuschlägt, so liegt das selbstredend daran, daß das reparationsbelastete Deutschland dem U. S. A. Kapitalisten nicht die gleichen Sicherheiten bietet wie etwa England, dem der amerikanische Kapitalmarkt beliebig offen steht. Zu einem Teil jedoch hat es Deutschland, wie wir meinen, selbst in der Hand, bei dem internationalen Rennen nach Kredit etwas aufzuholen. Ohne besondere Anstrengungen wären wir in der Lage, das Sicherheitsgefühl bei den Kreditgebern zu erhöhen, somit die Kosten der Anleihen zu ermäßigen, und zwar auf folgendem Wege: England hat die Einlöslichkeit seiner Noten, wenn auch in verklausulierter Form, wiederhergestellt. Deutschland, dessen Währung kaum weniger fundiert ist als die englische, bietet dem Darlehnsgeber noch nicht die gleiche formelle Garantie. Jetzt wäre der psychologisch richtige Moment gekommen, die Einlöslichkeit der deutschen Banknoten wiederherzustellen, die schon in den Dawesgesetzen vorgesehen, aber noch nicht endgültig angeordnet war. Sachlich würde sich damit am jetzigen Zustand nicht viel ändern. Schon heute gibt die Reichsbank jeden beliebigen Betrag an Devisen gegen deutsches Geld her. Sie wird menschlicher Voraussicht nach in absehbarer Zeit allen Ansprüchen in dieser Be-

ziehung gerecht werden können. Verfügt sie doch über einen ausgewiesenen Bestand an Gold und Devisen von nicht weniger als 1340 Millionen GM. Ihre Noten sind zu 66 v. H. gedeckt, ungerechnet die rund 600 Millionen Goldmark Devisen, die die Reichsbank außerdem besitzt, aber nicht als Deckung aufführt. Notwendig ist nun die Erklärung, daß die Reichsbank neben Devisen auch Barrengold von einem gewissen ansehnlichen Quantum aufwärts jederzeit zu festem Preis verkauft. Wahrscheinlich würde von diesem Angebot der Reichsbank, wenn überhaupt, so nur in verschwindendem Umfange Gebrauch gemacht werden. (Ausprägung von Goldmünzen käme ebensowenig in Betracht, wie sie in England vorgesehen ist.) Auf der anderen Seite könnte aber dieses so billige Zugeständnis für Privat- und Volkswirtschaft einen nicht unerheblichen Nutzen stiften. Ein Land mit voller Goldwährung erscheint nun einmal in der Welt, die in den alten Vorurteilen befangen ist, kreditwürdiger als ein Land mit halber Goldwährung. Daher würde eine Ermäßigung der Zinskosten für deutsche Anleihen die baldige Folge sein, auch wenn die Anleihen gar nicht auf Reichsmark lauten, sondern auf Dollar. Und wäre es nur ein Achtel oder ein Viertel Prozent pro Jahr, das auf diese Weise eingespart werden könnte, würde das nicht schon den Versuch rechtfertigen? Ueber kurz oder lang muß die Maßnahme doch ergriffen werden, wahrscheinlich noch vor Beginn der eigentlichen Reparationsprobe. Ein besonderes Wagnis ist mit ihr nicht verbunden. Warum also nicht jetzt schon ausspielen, wenn sie zu unseren Gunsten in die Wagschale fallen kann?

Bei dem lokalen und interurbanen Effekten-Giroverkehr, um dessen Einführung man sich jetzt endlich bemüht, handelt es sich um mehr als ein bloßes bank- und börsentechnisches Unternehmen. Wer einmal die rührend primitive Art gesehen hat, mit der im Jahre Neunzehnhundertfünfundzwanzig selbst bei den größten Banken Effektenpakete bewegt werden, der kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß auf diesem Gebiete eine Umwälzung von Grund auf unvermeidlich ist. Effektenpakete? Das sind nicht, wie sich der Außenstehende vorstellt, Majoritäten oder große Minderheitsblocks von großen Unternehmungen. Wenn jemand sich Aktien über den Nennwert von 1000 RM. anschafft, so ist das, Mäntel und Dividendenscheine zusammengenommen, unter Umständen schon ein hoher Papierstoß. Bei einer Gesellschaft, die ihre Aktien auf 20 RM. umgestellt hat, sind es immerhin 50 Stücke nebst ebensoviel Gewinnscheinenbogen, die abgezählt, gebucht, sortiert, gebündelt, verpackt, frankiert, in Empfang, nachgezählt und wiederum verbucht werden müssen. Dies alles, damit ein Nennbetrag von 1000 RM. umgeschlagen werden kann. Ein bejahrter Bauer kann seine kleinen Geldscheine nicht umständlicher

transportieren, wie die Banken die Wertpapiere fortbewegen. Zum großen Teil ist die Bankwelt selbst an dieser Mißwirtschaft schuld, wie ja überhaupt die deutschen Bankbetriebe zu den organisatorisch rückständigsten gehört, die existieren. Viel zu lange hat man sich aus kleinlichen Erwägungen heraus gegen die zentrale Effektenaufbewahrung gesträubt. Selbst in Groß-Berlin wandern die Bankboten von einem Institut zum anderen, um die verkauften Effekten Stück für Stück dem Kontrahenten aufzuzählen. Es ist ausgeschlossen, daß sich das Problem der Bankunkosten lösen läßt, bevor der Effektenverkehr modernisiert ist. Ein gerüttelt Maß Schuld an diesen Zuständen trägt freilich auch die Goldbilanzgesetzgebung, die den Kleinaktionär überall dort schutzlos ließ, wo er wirklich Schutz verdient hätte, die bei der Bilanzierungspolitik und bei der Bemessung des Kapitalschnittes den Verwaltungen jede Freiheit ließ, aber ein System der kleinsten Stückelung zwingend vorgeschrieben hat, das sich immer mehr als verhängnisvoll für den Bankverkehr erweist. Die Vorschrift, bei einem gewissen Grade der Umstellung Aktien über 20 Reichsmark und Anteilscheine bis herunter zu 5 M. auszugeben — darin erschöpft sich im wesentlichen der Kleinaktionärschutz der Goldbilanzverordnung — diese Bestimmung ist zu einem Hemmnis für die Rationalisierung des Kapitalverkehrs geworden, das sobald wie möglich wieder aus der Welt geschafft werden muß. Vereinheitlichungsvorschriften müssen an die Stelle des Zersplitterungszwanges treten.

Es gibt eine Taktik bei der wirtschaftlichen Interessenvertretung: eine Taktik der Zermürbung, der Verblüffung und der Dreistigkeit. Daneben üben sich vor allem die sogenannten Spitzenverbände in der Kunst der Strategie. Kämpfen beispielsweise die Banken für die Wiederherstellung des Bankgeheimnisses und führen ihre eigenen beharrlichen Bestrebungen nach einiger Zeit nicht zum Ziel, so wird durch Verabredung eine großartige Entlastungsoffensive der übrigen Wirtschaftsstände inszeniert. Wenn nämlich auch solche Organisationen, die mit dem Bankgewerbe nichts zu tun zu haben scheinen, sich die Forderungen der Bankiers zu eigen machen, so scheint damit vor aller Welt auf das sinnfälligste bewiesen, daß es nicht eigensüchtige Interessen des einen Standes sind, die verfochten werden, sondern daß allgemeinwirtschaftliche Erwägungen für die Erfüllung des Wunsches sprechen. Hat man aber einmal diese Regiekunststücke durchschaut, ist man einmal dahinter gekommen, daß die verschiedenen Verbände sich gern gegenseitig diese Hilfe leisten, daß z. B. umgekehrt der Bankenverband bereitwillig dem Großgewerbe die Unmöglichkeit attestiert, die Industrieobligationen über den bisherigen geringen Prozentsatz hinaus aufzuwerten, so wird man sich in der sorgfältigen Beurteilung der Probelme auch dann nicht irre

machen lassen, wenn plötzlich aus fünf Ecken zugleich dieselbe Fanfare ertönt. Was nun das Bankgeheimnis anbetrifft, so handelt es sich dabei nicht, wie nach dem großen Geräusch, das in den letzten Wochen veranstaltet wurde, angenommen werden müßte, um ein zentrales Problem unserer ganzen Wirtschafts- und Steuerpolitik, sondern um eine relativ untergeordnete Nebenfrage. Wenn die diversen Reichs- und Zentralverbände den harmlosen Bürger glauben machen wollen, daß die deutsche Kapitalnot kaum eine andere Ursache habe als die Befugnis der Finanzämter, einen Einblick in die Konten der Bankkunden zu nehmen, wenn z. B. der Generalverband der deutschen Reiffeisengenossenschaften die Behauptung aufstellt, die Aufhebung des Bankgeheimnisses sei zum großen Teil daran schuld, daß die gesamten Spareinlagen bei den angeschlossenen Genossenschaften heute nur etwa 15 Millionen gegenüber 772 Millionen Mark im letzten Friedensjahre betragen, so ist das selbstredend eine heillose Uebertreibung. Der Kapitalmangel hat andere, tiefere Ursachen, und gerade in ländlichen Kreisen waren nach der vorjährigen Mißernte die Ersparnismöglichkeiten besonders gering. Aber solche Exzesse in der Beweisführung dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Problem des Bankgeheimnisses auf einem anderen Gebiete eine gewisse prinzipielle Seite hat. Es handelt sich, kurz gesagt, um die Frage, ob der Bürger für die Obrigkeit, oder die Obrigkeit für die Bürger da ist. In diesem Falle wird man zu dem Wunsche neigen, die bankgewerbliche Berufsverschwiegenheit überall dort wieder in ihre Rechte eingesetzt zu sehen, wo nicht ein Steuerstrafverfahren bereits anhängig ist, während in jenem anderen Falle allerdings die Steuerzahler jedweder Schikane und Behelligung preisgegeben werden müßte. Der deutsche Industrie- und Handelstag hat mit Recht darauf hingewiesen, daß man bei Beurteilung der Frage nicht allein die Großstadtgewohnheiten, sondern auch die Verhältnisse in kleinen und mittleren Städten berücksichtigen müsse. Was in der Großstadt allenfalls zulässig sein kann, weil kaum einer den anderen kennt, das ist, auf kleinere Bezirke übertragen, ein dauernder Anlaß der Verärgerung. In einer kleinen Stadt, wo das Interesse für den lieben Mitmenschen stark ausgeprägt zu sein pflegt, da kann in der Tat auch der ehrlichste Kaufmann davor zurückschrecken, intime Angaben über die Höhe seines Bankguthabens, den Ort seines Depots und über seine finanziellen Dispositionen vor einem aus den verschiedensten Kreisen zusammengesetzten Steuerausschuß mit aller Ausführlichkeit behandelt sehen zu müssen. Da wird das Recht zur Einsichtnahme in die Bankrechnung häufig zu einem Mittel einer Schnüffelei, gegen die der Bürger sobald wie möglich wieder geschützt werden muß.

GLOSSEN

LIEBES-TARIF

In dem schönen Mordprozeß gegen die Gräfin Kerninon, der die Pariser und die Bretonen eine Woche lang in angenehmer Spannung hielt, tat der Vorsitzende, um die junge Geliebte des ermordeten Grafen, die wichtigste Belastungszeugin, moralisch zu rehabilitieren, den bedeutenden Ausspruch: „Natürlich kann ein Mann von 56 Jahren die Liebe eines jungen Mädchens nicht umsonst verlangen". Dieses Wort aus dem Munde eines Richters ist für junge Mädchen ebenso wichtig wie für alte Herren. Er stipuliert sozusagen ein Entschädigungsrecht, respektive eine Entschädigungspflicht bei Liebesleistungen. Dem gerechten Auge des Richters schwebte offenbar eine Art Liebestarif vor, dessen Prämie mit dem Alter des liebenden Mannes steigt und mit dem Alter der geliebt werdenden Frau sinkt. Der 56jährige Graf Kerninon hatte an die 21jährige Bernhardine Nedelec eine jährliche Entschädigung von 15 000 Francs zu zahlen. Rechenaufgabe für Versicherungsmathematiker: Wie hoch wäre die Summe gewesen, die der 62jährige, der 73jährige, der 82jährige Graf an die 27jährige, an die 38jährige, an die 42jährige Freundin von Rechts wegen zu zahlen hatte? Sinkt der Tarif nicht mit dem erreichten 40. Lebensjahr der Dame wieder? Noch wichtiger ist das andere Rechenexempel. Mit dem 56. Jahr muß man, so sagt die weise und lebenserfahrene Justiz, Liebesbeweise an eine mehr als dreißig Jahre jüngere Dame honorieren. Mit welchem Jahre, hoher Richter, beginnt denn diese Entschädigungspflicht? Mit dem fünfzigsten etwa? Kann der Achtundvierzigjährige Liebesbeweise noch gratis verlangen? Jedenfalls ist eine mathematische Gleichung zwischen den Altern der Beteiligten aufzustellen. Es wäre wahrhaft unbillig, wenn ein Sechsundvierzigjähriger an eine Siebenunddreißigjährige größere Entschädigungen zu entrichten hätte. Noch ein Problem, das mit der Gleichberechtigung der Geschlechter in Zusammenhang steht, wirft sich in dieser Tariffrage auf: Gilt der Tarif der 56jährigen Männer ebenso für 56jährige Frauen, die eine Schwäche für 21jährige Jünglinge haben? Maskulin, wie dieses Jahrhundert noch immer denkt, wird der Liebesversicherungsmathematiker antworten: Nein, der Tarif der Frauen ist, vorläufig, doch noch ein höherer. Das hängt, volkswirtschaftlich geredet, mit Angebot und Nachfrage zusammen. Immerhin wird es vielen Fünfzigjährigen und manchen Zwanzigjährigen wohltun, endlich aus richterlichem Munde nüchterne Grundsätze für die Entschädigungsfrage in Liebesangelegenheiten vernommen zu haben. In der Praxis werden allerdings Ausnahmen gemacht werden müssen. Die Summe, die Wolfgang von Goethe an Ulrike von Levetzow oder gar an die Polin, die nach ihr kam, auszuzahlen gehabt hätte, wäre für die Verhältnisse eines kleinen Weimarer Ministers viel zu hoch gewesen. Auch Henrik Ibsen hätte bei noch sehr dünnem Tantiemenfluß an das Urbild der Hilde Wangel, an Fräulein Emilie Bardach aus Wien eine erkleckliche Summe zu zahlen gehabt. Diese Fragen sind eben nicht immer nach dem Tarif zu lösen. Am besten wäre es, die Justizverwaltungen nähmen die Anregung des Vorsitzenden, im Kerninon-Prozeß auf und schüfen ein besonderes Verwaltungsgericht für Liebes-Entschädigungs-Prozesse. Die ekelhafte, oft kleinliche, oft durch Romantik getrübte Streiterei könnte dann den Beteiligten abgenommen werden, und das Liebes-Verwaltungsgericht erster und zwei-

ter Instanz könnte, an der Hand fester Tarife, in Würdigung aller psychologischen Begleitumstände, endgültig entscheiden und ermessen.

DER VERLORENE ONKEL

In jeder Familie gibt es einen Onkel, der nicht gut tut. Er ist der schwarze Schatten, der bei frohen Festen drohend über den Tisch fällt. Man spricht von ihm nur im Flüsterton und dann immer in Verbindung mit Rechnungen und rabiat werdenden Gläubigern. Er bringt in die nebeldicke bürgerliche Atmosphäre den Brandgeruch tropischer Temperamente. Er hat tief in den Apfel der Erkenntnis gebissen, aber seine Erkenntnisse sind durchweg finanztechnischer Natur. Die entente cordiale der Tanten und Cousins wird zur Reparationskommission, nur daß diese, Leid im Herzen, nicht Summen fixiert, sondern selber blecht.

Der verlorene Onkel besucht bis zum 18. Lebensjahr das Gymnasium und soll Pastor werden. Dann nimmt man ihn von der Schule. Schon haben die Gastwirte jeden weiteren Kredit gesperrt und die Bekannten bringen ihre jungen Töchter nicht mehr mit ins Haus. Die geistliche Karriere ist beendet; er wird zum Apotheker degradiert. (Warum? Enthält dieser Beruf besondere moralische Antitoxine?) Er selbst will zum Theater, und ein gutherziger Schwager proponiert, es noch mal mit dem Pastor zu versuchen; es wäre doch jammerschade um diese große Schnauze.

Bis dahin wickeln sich die Lebensläufe aller verlorenen Onkel ziemlich gleichartig ab. Dann teilt sich die Linie. Die Missetaten nehmen subjektive Färbung an. Mein Onkel Dieudonné (an ihn halte ich mich), kam nicht zur Apotheke, denn der alte Giftmischer protestierte mit Hinblick auf eine bildhübsche Nichte. Dieudonné kam in die Kaufmannslehre. Kurze Pause, mit Hoffnungen ausgefüllt, wie ein Puppenbalg mit Papier und Hadern. Man rühmte seine Begabung: er kann ja so gut rechnen! Und ob er rechnen konnte! Nach kurzer Zeit war er schon bei einem anderen Kaufmann. Wieder rosige Aspekte: er schlägt doch noch gut an! Dann plötzlich erregte Besprechungen, Familienkongreß hinter verschlossenen Türen, Experten kommen und gehen; Dawes-Bericht. Papa spricht zu meiner weinenden Mutter das Schlußwort: „Diesmal will ich die Bürgschaft noch übernehmen. Schließlich ist es dein Bruder ..."

Bald darauf hatte Dieudonné wieder nicht gut getan, und es ließ sich nicht verheimlichen: diesmal war er hopp genommen. Dennoch lief er vierzehn Tage später wieder frei herum. „Er hat simuliert," sagte Tante Dorchen scheu bewundernd. Ich wußte nicht, was das war, respektierte aber Dieudonné von nun an als mit übernatürlichen Kräften equipiert.

Eilen wir über die nächsten unwichtigen Etappen hinweg. Beginnen wir wieder mit dem Tag, an dem Mama traurig war und Papa mir verbot, in die Gerätekammer zu gehen. Ich aber schlich am späten Abend fiebernd vor Neugierde doch auf den Flur und sah, wie sich die Kammertür leise öffnete und ein Herr herauskam, die Pelzmütze bis über die Nase gezogen und auf Zehenspitzen entschwand. Am nächsten Morgen meinte Papa aufseufzend: „So, jetzt ist er bald in Holland, hoffentlich schnappen sie ihn nicht an der Grenze".

Die nächsten Jahre ergeben nur ein fragmentarisches Bild. Dieudonné schrieb selten und wenn, dann um Geld. Wenn es zu wenig war, nannte er uns „undankbare Bande".

In Holland etablierte er nach bescheidenen Tastversuchen eine Pferde-Lotterie. Ein Unternehmen, das sich

aussichtsreich anließ, aber kurz vor der ersten Ziehung zusammenbrach. Er aber ging in ein anderes Land und nahm ein Weib.

In London tauchte er wieder auf als Souffleur am jiddischen Theater. Nacheinander erprobte er sich als Sprachlehrer, Reporter, Wasserdoktor, Hilfsarbeiter am Viehhof, nächtlicher Tourist an den Katharinen-Docks und Erfinder eines unfehlbaren Bandwurmmittels. Zwischendurch verwaltete er die Kasse einer ländlichen Baugenossenschaft. Nachdem das geschehen war, ging er in ein anderes Land und nahm ein Weib.

Gelegentliche mündliche Zeugnisse ergänzten die kargen schriftlichen Berichte. Ein Bekannter wollte ihn am Sonntag im Hyde-Park gesehen haben, fromm die Apokalypse auslegend, ein zweiter in Monte Carlo als Lord Edinburgh, ein dritter in Paris als Statist in „Robert der Teufel.“

Und eines Tages war er wieder da. Fein in Kluft und mit Geld in der Tasche. Er hatte eine Frau mitgebracht, die nur holländisch sprach und wirklich recht équivoque aussah. Familienrat, aufweichende Stimmung (Er ist doch ein anständiger Kerl!); Versöhnungskaffee. Er war wirklich nett, er spielte Klavier und sie sang dazu in einer Sprache, die nicht einmal holländisch war. Doch als dann die Likörflasche kreiste, da wurde sie auch ganz nett. Die männlichen Teilnehmer des frohen Festes fühlten das Bedürfnis nach eingehenderer Verständigung, und Onkel Otto holte aus der Küche eine Dose mit van Houtens Kakao, deren Etikette das Diktionär ersetzen sollte. Aber da trat schon ein munterer Nachbar ein. Die Holländerin sehen und schmettern: „Mannekens, klabastered op de beesters!“ war eins. Auf dieser Basis entwickelte sich nun eine flüssige Konversation. Leider wurde die treuga dei gestört durch das Erscheinen einer grellen, lärmen-

den Frauensperson, die nur französisch sprach, meinen Onkel „chéri, ah, mon chéri!“ nannte und die Holländerin beschimpfte. Onkel Dieudonné stand indessen seelenruhig am Klavier, die Nase keck in die Luft geworfen, eine rotblonde Locke fiel kokett über die Schläfe, so stand er lässig da, ein hübscher, frecher Junge und trällerte: „Oh, wie so trügerisch ...“ So hat lange Jahre in mir sein Bild, meine Phantasie romantisierend, gespukt.

Die Lösung der Situation erfolgte merkwürdig genug durch mich. Ich stand am Fenster und rief in kindlicher Verständnislosigkeit in den Streit hinein, daß auf der anderen Straßenseite seit geraumer Zeit ein Herr stünde und immer zu uns heraufgucke. Da wurde mein Onkel sehr blaß und rief seinen Damen etwas zu, was weder französisch noch holländisch war, aber von beiden sofort verstanden wurde, und ehe wir uns recht versahen, war die Troika in schönstem Einvernehmen über die Hintertreppe davongefahren.

Ueber ein Jahr blieb er stumm. Dann schrieb er aus Warschau, er sei Tierbändiger geworden und außerdem ein Opfer der damit verknüpften Unannehmlichkeiten. Er klagte bitter. Es war sein erster wirklich sentimentaler Ausbruch. Neulich erst habe ihm der große nubische Löwe seine majestätische Stampiglia — um es im heute überwundenem Naturalismus der neunziger Jahre zu sagen — auf den Popo gedrückt. Er liege nun infolgedessen seit vierzehn Tagen auf dem Bauch, und das koste eine Menge Geld. Wir schickten ihm welches. Er ließ die Menagerie, ging in ein anderes Land und nahm ein Weib.

So wanderte Dieudonné, mein Onkel, noch durch viele Schlafzimmer und Volkswirtschaften, überall mindestens seine geistigen Bertillon-Maße hinterlassend. Schließlich muß er die Landstörzerei satt bekommen haben, er wurde seßhaft, nahm definitiv ein Weib und machte nur noch legale Geschäfte, aus dem unerschöpflichen Born seiner Erfahrungen stets neu fruktifizierend. Nach ein paar Jahren war er ein reicher Mann.

Ich war damals in dem Alter, das sich selbst so ungeheuer problematisch vorkommt und wollte mit Gewalt zum Theater. Die entente cordiale opponierte sehr wenig cordial. Da kam Onkel Dieudonné zum Besuch. Jetzt wußte ich, wer mein Fürsprecher sein sollte. Noch immer geisterte in meinem Kopf die pittoreske Piratenfigur mit der rotblonden Locke über der Schläfe und den beiden Frauen, die sich um ihn rauften.

So ging ich zu ihm. Und trat, Deklamationen im Herzen, vor ... einen dicken, runden Herrn, mit roter Nase, kleinen, blinzelnden Aeuglein und Doppelkinn III a. Ja, vor mir, da stand ein plumper, ordinärer Philister, eine schwarze Zigarre zerknautschend.

„Was, zum Theater willst du? Na, ich möchte dir gleich die Tracht Prügel geben, die dir deine Eltern zu wenig gegeben haben. Ich will dir eines sagen, mein Junge, werde Apotheker, das ist am besten für solche Taugenichtse. Das vertreibt die dummen Gedanken!“ Und er lachte dazu ein echtes, dummes, breites Spießerlachen. Und dann kam seine veritable Gattin, die mich mit Wehmut an seine Damen von damals zurückdenken ließ.

Ich ging um einen Traum ärmer. Ich haßte, verachtete ihn. Ich begann, nicht gut zu tun. Man experimentierte mit mir herum und ich antwortete mit verdoppelter Bosheit. Die Jahre gingen, kleine Neffen kamen, und seitdem bin ich selbst ein verlorener Onkel.

Lucius Schierling

TISCH MIT BÜCHERN

Bücher der Besinnung

Man müßte von diesem Werke: „Der Kampf mit dem Dämon", das Stefan Zweig im Insel-Verlag herausgibt, schwelgerisch reden — oder schweigen. Schweigen, weil man das tiefgeliebte Buch gleichsam wie einen Menschen für sich und für die eigene Einsamkeit aufsparen und der Berührung durch andere Hände wie einer Befleckung schamhaft ausweichen möchte. Schwelgerisch reden aber, weil man dem Beruf sich hingeben darf, ein Buch, das soeben vielleicht nur mein Besitz ist, dem Besitz aller entgegenzubringen.

Es ist etwas Eigenes um das Schrifttum Stefan Zweigs; kein Superlativ, der das Wert-niveau bezeichnete, erfaßt diese Eigenart. Als sein Werk „Drei Meister" (das ja dem Aufbau und der Idee nach mit einem schrecklichen Wort ein „Pendant" zu diesem „Kampf mit dem Dämon" genannt werden muß) erschien, wagte ich die Deutung dieser höchstpersönlichen Geistigkeit etwa so: in Stefan Zweig wirke ein Wissen um seelisch Verborgenes, sei eine Wachheit für das Geheimnis der Hintergründe eines Wesens. Was damals, in seinem Aufriß der Gestalt Dostojewskis, mir so erschien, weil hier das Problem eines gewaltigen Romanciers ganz aus der Erkenntnis des Schöpferischen angepackt wurde — das ist in diesem neuen Werk, vielleicht bewußt, in das Thematische eingegangen: Der Kampf mit dem Dämon ist das — von der Persönlichkeit abstrahierte — ungeheure Thema, und der Griff nach den drei Gestalten: Hölderlin — Kleist — Nietzsche, bleibt im höchsten Sinne beispielhaft. Leben, Werken, tragischer Kampf, Ersterben dieser drei Gewaltigen werden nicht nur wie eine edle und rührend geliebte Materie behandelt und mitgeteilt; Stefan Zweig durchdringt diese Materie, bis sich ihm die Geheimnisse offenbaren, für die diese drei Leben, diese drei Gestalten, diese drei genialisch Gestaltenden gleichnishaft werden. Es ist nicht das äußere Ereignis, das sie bindet. Wenn es erlaubt ist, an die Wirksamkeit des Daimonion, wie Goethe ihn faßte, zu glauben, so ist es dieses Buch, welches Sein und Ausmaß des „dämonischen Prinzipes" evident macht. Von Kleist weiß Zweig den Nachweis zu erbringen, daß das „Mißverhältnis zwischen wahrem und selbstgewolltem Wesen" nicht nur der Anstoß für den tragischen Ausgang dieses Lebenskampfes wurde, sondern daß diese, in Kleistens Psyche begründete Konstellation selbst schon tragisches Ergebnis eines imaginären Seelenkampfes, selbst schon „dämonisches" Ereignis ist. Fern von aller Akribie, verächtlich die Sexusschnüffler der „aufgeklärten Philologie" von sich weisend, betritt Zweig die geheimnisvollen Gebiete des Eros so wie er sich als die fundierende, die Grundformen des Lebens bestimmende Ur-Macht zeigt. Er greift nach den Daten, die uns von Kleistens Pubertätserotik überliefert sind, nicht zur Illustration, sondern als symbolhaftem Beweis für seine These von Kleistens „Pathologie des Gefühls". Aus ihr erwächst zwangsläufig die ewige Unrast, die Heimatlosigkeit, die diesen geistig im Preußentum zentrierten Dichter physisch durch die Räume der Wirklichkeit jagt; aus ihr stammt auch die Disharmonie, die Unlust an den Wertigkeiten des Lebens, die den Sexuell-Belasteten zum An-erotiker macht, da ihm „zum Erotiker die Lustbetonung fehlt". Aus ihr schließlich der pathologisch gesteigerte Ehrgeiz, der ihn die Formate seines Schaffens übernehmen läßt und dadurch die Mißverhältnisse (in „Penthesilea" am evidentesten) verursacht, die Goethe den ekstatisch um Formen Ringenden verneinen macht. Aus ihr die „Todesleidenschaft", die den Zer-

fallenden im Abscheu vor Leben und Welt orgiastisch rasen läßt.

Ein solches zusammenfassendes Sehen ist bisher unbekannt gewesen. Daß der literarische Essayist die Sach-probleme der drei Schaffenden beherrschen mußte, daß er z. B. die Wertungen an Hölderlins Gedichte sinnvoll und mit überlegener Klarheit verteilen würde (er verschweigt nicht den Kampf des Genius mit seinem schwer zu bezwingenden Mangel, Hölderlins Ringen mit der Sprödigkeit seiner ursprünglichen Phantasiebegabung) — diese wissenskundige Darstellung des Werkes war für den Schöpfer der „Drei Meister" Selbstverständlichkeit. Wer aber durfte wie Stefan Zweig die Kühnheit haben, die Erkenntnis des Werkes wie ein Gegebenes darzustellen, um auf diesem sehr gesicherten Boden das Problematische ganz im Schöpferischen selbst zu suchen? Wenn Freud — dem Zweig diesen Band widmet — die Instrumente für die Erforschung des Seelischen schärfte, so war es ihm doch nicht gegeben, das Imago des Dichters, das Seelenbild des Genius aufzurollen, weil er für die Ausmaße wohl, aber nicht für die Inhalte dieses Genialen den Blick besaß. Stefan Zweigs Wissen aber ist ein Wissen um Inhalte: um das, was an Kräften und energetischen Spannungen, was an ideelischem und metaphysischem Besitz den Genien mitgegeben ist. So bleibt seine Analyse nicht beim bloßgelegten Physischen haften; Zweig gibt in diesem ungewöhnlichen und großartigen Buche dessen stilistische Meisterschaft unübertroffen ist, das Synthetische — das geschlossene, groß geformte Bild des Menschen — des Menschen, für den das tragische Schicksal ein Unterliegen im Kampf mit dem Dämon vorbestimmt hat, — und damit: des tragischen Menschen überhaupt.

Ein launiger Zufall ist es, nicht mehr, daß auch Arnold Zweig drei Meister, ich möchte sagen: nur im physischen Begriff des Wortes, zusammenbindet. Aber sein Buch „Lessing — Kleist — Büchner" (im Spaeth Verlag) hat nichts mit dem anderen gemein. Dieses Buch ist wie sein Autor mit Stefan Zweig nur durch den Zufall des Griffes und den Zufall des Namens, aber durch kein geistiges und kein Blutsband verwandt. Arnold Zweigs Bemühen gilt dem Werk, nicht dem Ich. Er ist kein Seelendeuter, sondern ein Erklärer geprägter Formen, ästhetischer Werte. „Es kommt darauf an, ein Werk rein zu empfangen, nicht so sehr, ein undurchsichtiges Ich zu erhellen", sagt er einmal. Es ist die Deutung eines sehr klugen Menschen, der sich in die Tiefe der Formprobleme einwühlt, um aus feinbeobachtender Anschauung dieser drei großen Gebiete des Dramatischen eine neue Dramaturgie abzulesen. Arnold Zweig hat aber nicht die Präzision des begrifflichen Ausdruckes, die für diese schwer bestimmbaren Gegenstände das Instrument sein muß. Er will die sachliche Situation des Dramas in Leitsätzen festlegen, stolpert aber über das Fluide seiner Definitionen, wie z. B. „die reinste Darstellung des Dramatischen ist das Drama. Es gibt Vorformen in Kult, Tanz, Pantomime". Dennoch erwächst aus der intelligenten Behandlung des Stoffes ein überaus anregendes Buch, das manche philologisch interessante Deutung und manchen überraschenden Gedanken bringt (und Eigenwilligkeiten wie die Schreibweise „Shakspere" liebt).

Kleine Prosa

„Das Tor" heißt eine sehr erfreuliche Sammlung von Miniaturbänden, in denen der Verlag Kösel und Pustet uns gute Novellisten präsentiert. Es schreiten durch dieses „Tor" die würdigen Stadtväter der Novellistik, nicht die stürmende Jugend. Was mich betrifft, so habe ich ein Faible für die

solide, „handfeste“ Erzählerkunst, für das unrevolutionäre, aber mit eindringlicher Liebe betreute Schriftstellertum. Es ist dies nicht, wie man sagen hört, Kunstgewerbe — sondern Handwerk, liebenswert, ehrsam, grundanständig, sauber und: gekonnt wie dieses. Herman Hefele nennt ein idyllisches Büchlein „Die Reise“ — und weiß in einer Erzählung, die kaum etwas erzählt, sehr hübsche Schilderungen anzubringen. Man ist berührt von diesem Stifter-Jünger und freut sich des wohligen, bunten, sorgsamen Ausdruckes. Oder Karl Linzen, der seinen „Hochzeitsspuk“ beginnt: „Ich weiß nicht, wer mir's erzählt hat,“ und dann von Hinz Vogelsang und Holder eine mittelalterliche Geschichte erzählt. Und dann „Die getreuen Füße“ von Willibald Köhler, der plaudernd feststellt, „loben und loben sei dreierlei“

Otto Zarek

FILM

Ossi

Die schlanke, reizend geformte Ossi Oswalda war lange an einen langweiligen Regisseur und an nicht sehr einfallsreiche Manuskript-Schreiber gebunden. Nun ist sie dieser Fesseln ledig und der Regisseur, der ihr zur Seite steht, ist Herr Johannes Guter und der Lustspieldichter, der ihr einen „Blitzzug der Liebe“ zusammengestellt hat, ist Herr Robert Liebmann. Theoretisch sind noch stärkere Helfer denkbar. Aber es hieße, die Beiden ungerecht verkleinern, wenn man nicht zugeben wollte, daß der neueste Oswalda-Film die Zuhörer wirklich unterhält. Liebmann hat eine Reihe lustiger Schwanksituationen zusammengeschneidert, z. B. ein Leihamt, in welchem elegante Herren stundenweise als Begleiter vermietet werden, es sind Veranlassungen zu hübschen Naturaufnahmen gegeben, es wird getanzt, gegessen, geheiratet in diesem Film, lauter Beschäftigungen, die in der Bevölkerung als angenehm und bekömmlich gelten. Ossi kann gleich in den ersten Bildern einige störende Kleidungsstücke vom Leibe reißen und ihre Beine, Arme, Schultern zeigen, sie darf im Schnee allerlei Drolerien aufführen, sie kann mit ihrem großäugigen, lustigen Puppengesicht einen reizenden gymnasiastenhaften Jüngling verführen, sie braucht nicht mehr Innenleben zu verzapfen als sie besitzt. Ossi stellt einen Typus des Berliner Girls dar, der angenehm schnippisch wirkt, sie spricht sogar mit ihren wohlgeformten Beinen berlinisch. Sie war immer gut, nun war sie guter, die Zeit kommt, in der diese zur Fröhlichkeit begabte Berlinerin am Gutesten sein wird.

ANEKDOTE

Der Eid

Talleyrand leistete Louis Philippe den Treueid.

Ehe er die Formel nachsprach, wandte er sich an den König und sagte lächelnd, leicht mit den Schwurfingern drohend: „Sire, es ist der sechzehnte . . .“

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 19)

DER KUNSTMARKT

Einige Kauflust bei gedrückten Preisen.

Vorige Woche (4. bis 9. Mai).

Die lange erwartete Sensation: Oskar Huldschinsky verkauft seinen Raffael. Gehandelt wird darum seit Jahren. Schon damals war Bernhard Berenson hier, auf dessen italienische Kennerschaft Amerika schwört; machte den Raffael schlecht — trotzdem bekam ihn Sir Joseph Duveen nicht. Neulich bot er wieder 40 000 Pfund: immerhin war es einmal von Raffaels Hand, und ist ein Medici, Sohn des Lorenzo, Bruder des Leo X., sein Grabmal von Michelangelo, was will man mehr, Huldschinsky gab ihn nicht dafür. Nun war der junge Agnew in Berlin und hat ihn. Aber er steht doch als einziger Raffael im schützenden „Verzeichnis der national wertvollen Kunstwerke"? Er gehört ins Museum, läßt Bode erklären — er stimme der Ausfuhr nicht zu, nur im Kultusministerium der Ministerialrat Gall habe das getan, derselbe Architekturhistoriker, mit dem Bode einen höchst unerfreulichen „Museumskrieg" führt. Mit Verlaub, meine Herren: wenn hier ein „nationaler Wert" in Gefahr ist, dann macht ohne Kriegserklärung alles mobil, damit er nicht auf den Markt kommt! Wenn er euch aber keine Million wert ist, dann ist er doch wohl mehr vom seligen Professor Hauser als vom göttlichen Urbinaten? Dann aber freundliche Bitte, sich nicht zu entrüsten, wenn jemand verkauft, was ihm schließlich gehört.

Das Ereignis auf dem Buchmarkt: de Marinis, in seinem Florentiner Laden via dei Vecchietti, das Ziel aller Freunde alter schöner Bücher, ließ bei Hoepli in Mailand das Wesentliche seines Besitzes versteigern. Der schönste Katalog, den wir seit den Londoner Huth-Auktionen sahen. Ach, wer das noch könnte! Die Hauptsachen blieben in Italien. Voran der erste Dante-Druck, 1472 von dem Deutschen Numeister in Foligno verlegt. Geschätzt auf 150 000 Lire. Verkauft für 350 000 Lire. Die Berliner Staatsbibliothek mußte den Wunsch, auf ihn zu bieten, zurückstecken.

Guter Durchschnitt an Büchern, auch Kunstbüchern, ging bei Max Perl flott weg. Die erotischen Privatdrucke, die von Gurlitt als „Venuswagen" losgelassen wurden, reizten jemanden bis 440 M. Uzannes reizendes „Bric-à-Brac de l'amour" aber wollte trotz zitronenfarbigem Maroquin niemand für 15 M. haben: deutsche Abneigung gegen l'amour à la française? Um 3 Bände Segers-Reproduktionen der Graphischen Gesellschaft stritt man sich bis 460 M. Die Chodowiecki-Sammlung hat Perl im ganzen verkauft. Menzels „Quadrilles du Carneval à Berlin", 1836, mit 180 M. billig. Lavaters Physiognomische Fragmente mit allen Kupfern 1600 M.,

teuer erworbene Menschenkenntnis! Lernt man für 2000 M. mehr aus Molières Oeuvres, 1734, 6 Kalb-Bände mit Bouchers Kupfern?

Wien ausgesprochen flau gegen Mühsams Miniaturen und Porzellane. 200 000 M. hätte er in Berlin längst daraus erzielt. Meißen war dort viel billiger als bei uns. Und die drei schönen Füger-Mädchen mit 1700 M. galten auch nicht viel in ihrem Vaterlande.

Diese Woche (11. bis 16. Mai).

Graphik bei Holstein und Puppel billig. Der höchste Preis Dürers Madonna mit der Birne (Bartsch 41): 1450 M — ein kaum schönerer Abdruck steht eben im Katalog 4 von Gillhofer und Ranschburg in Luzern mit 4000 Schweizer Franken. Die Heuschreckenmaria 1400 M. Die apokalyptischen Reiter 1100 M. Holbeins Holzschnitte zum Alten Testament 400 M. Callots Misères de la guerre 320 M. (zur Schürung kriegerischer Begeisterung jedem völkischen Klubzimmer wärmstens empfohlen!)

Bei Lepke Dienstag ein volles Haus für die Möbel der Sammlung Minkowski. Gute Regie, alles verkauft. Mittelware gehörig, Geringeres schwach bezahlt. Großer Hamburger Barock-Schrank 3800 M. Danziger Barock-Schreibkommode 2000 M. Standuhr vom Königsberger Zimmermann 2500 M. Norddeutsche Chippendale - Garnitur 2050 M. Dies alles mehr als die Taxen. Wer sich bescheidener einrichtet, bekam unter Taxpreis solide schwere Ware.

Graupes Chodowiecki-Sammlung am Sonnabend mit vielen Seltenheiten und vorzüglicher Qualität des Durchschnitts.

Nächste Wochen.

Immer mehr Graphik. 19. und 20. Mai bei Gillhofer und Ranschburg in Luzern fast 600 Blatt. Dabei Kostbarkeiten an Inkunabeln deutscher Einblatt-Holzschnitte, an Dürer-Stichen, von Goya das berühmte Früh-Exemplar der Caprichos. — Als Komparativ 25. bis 27. Mai die Albertina-Auktion bei Boerner in Leipzig. Dürer gut, Hirschvogel einzigartig, Lucas van Leyden hervorragend, Rembrandt gut, Waterloo sehr gut vertreten.

Ostasiatische Kleinkunst vom 18. Mai ab im Frankfurter Palais Oppenheimer bei Hugo Helbing: viel Hübsches, besonders bei den Porzellanen, Netsuke und Inro.

Bilder am 26. Mai bei Lepke gutes 19. Jahrhundert Constable über Menzel und Liebermann bis Corinth, dabei ein guter Uhde. — Am 8. Juni bei Bangel in Frankfurt neuere Maler. — Am 26./27. Mai bei Mak in Amsterdam Sammlung Arnold van Buuren mit großen Namen. — Am 29. Mai Zeichnungen von Chodowiecki, Cornelius, Schwind bei Prestel in Frankfurt. Aber noch sonst viel mehr.

Buchkunst für vielerlei Geschmack am 22. und 23. Mai in der Hamburger Bücherstube Hans Götz: Bibliothek Amsinck, darin der Kehler Voltaire, auf Velin, mit 600 M.; der Pan in Vorzugsausgabe mit 1500 M. geschätzt. — Dann am 25. und 26. Mai bei Paul Graupe moderne Luxus- und Pressendrucke aus einer guten und gepflegten Sammlung, mit vernünftigen Taxpreisen; Schönes auch aus den englischen Pressen und vom Ahnherrn Bodoni. — Ebenda am 13. Juni alte geographische Werke: o du selige, o du fröhliche, kundenbringende Reisezeit . . .

Ausblick auf London.

Als Schlager Teile der Sammlung Alfred de Rothschild aus dem Besitz der Almina Countess of Carnarvon 19. bis 22. Mai bei Christie. Nobles Kunstgewerbe, vorzügliche alte Holländer. Als Aeltestes ein schöner, junger Mann von Bellini und ein Sachsenherzog mit Goldenem Vließ, dem Mabuse zugeschrieben.

Letzte Wochen viel Auktionen, großer Umsatz, Preise normal oder geringer. Bei Christie am 4. Mai ein Schenkenbild von J. M. Molenaer 160 gs. Am 6. Greuzes Bildnis der Mlle. Gallée, in Weiß, 640 gs. An Schabkunst bei Sotheby am 5. J. R. Smith nach Romneys Mrs. M. Robinson, früher Zustand, 700 gs., Dickinson nach Reynolds' Diana Viscountess Crosbie 300 gs. Ebenda brachten am 7. eine Folge von 7 sportlichen Anbusson-Tapisserien 820 gs.; eine Pariser Tapisserie mit Toiletteszene von T. L. Febvre 700 gs., eine Familie verte-Vase, mit Kriegerszenen in Grün, 500 gs.

Auf der Sotheby-Auktion vom 4. und 5., Inkunabeln und Lutherdrucke, hatten deutsche Käufer Erfolg: das schönste Buch Venedigs, die Hypnerotomachia Polifili von 1499 für 290 gs., der erste Florentiner Homer von 1488 für 400 gs., ein Band Dürer-Drucke für 300 gs. kommen nach Deutschland. Begegnen sie unterwegs dem Raffael? Dr. Erich Roemer.

Redaktion des „Tage-Buch". Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Maiwoche

Wenn der deutsche Untertan auch das ganze Jahr über nicht viel von seinen Ministern merkt — zur Etatsberatung treten sie einer nach dem andern an und erzählen dem steuerzahlenden Volke, wofür sie sein Geld gebraucht haben und weswegen sie mehr haben wollen. Diese Etatsberatungen sind bei allen Ministern, noch mehr aber bei allen Ministerialbeamten äußerst unbeliebt. Es macht viel Mühe, sich nachträglich zu überlegen, womit eigentlich solch ein Amt sich das ganze Jahr über beschäftigt hat. Was dann erzählt wird, erinnert peinlich an die Tätigkeitsberichte gewisser Organisationen, die es trefflich verstehen, ihre Ueberflüssigkeit hinter lauter überflüssigen Redensarten zu verbergen. Den Gipfel dieser Kunst hat Herr Stresemann erklommen, der endlich seine große Etatsrede losgeworden ist. Groß war dieser schon in der Vorankündigung sogenannte Rechenschaftsbericht allerdings nur in der Breite. Mit Schrecken erfuhr man schon einige Zeit vorher, die Rede würde eine, anderthalb, ja vielleicht zwei Stunden dauern. Sie hat es getan. Wer früher Stresemann wenigstens noch für einen Kopf mit eigener Kraft gehalten hat, wurde schwer enttäuscht. Was er dem Kreise der anerkennungsbereiten Tribünenbesucher vortrug, war ein schauerliches Referentenmosaik, verzerrt in der Zeichnung, unklar in den Umrissen und langweilig. Man sah noch in jedem einzelnen Zuge, wie dieser Wirrwarr zustande gekommen war. „Der Herr Minister bittet um Vorlagen zur Etatsrede." Der Ostreferent, der Westreferent, der Leiter der Handelsvertragsverhandlungen und der Spezialist für Entwaffnungsfragen, der Mann mit der Ueberschrift Völkerbund und einige alte Vorlagen haben zusammen gearbeitet, und Stresemann hat nicht einmal Zeit gehabt, das alles in einen festen Zusammenhang zu bringen, gegeneinander abzuwiegen und hübsch zu machen. So

steht denn in dieser Rede kein neues Wort. In dem Augenblick, wo es darauf ankäme, die Folgen der Präsidentenwahlen durch neue außenpolitische Impulse zu überwinden, liefert der verantwortliche Minister eine Aneinanderreihung von längst bekannten Nichtigkeiten. Man sieht daraus nur, daß unsere auswärtige Politik unter dem Zeichen der Untätigkeit steht und außer einigen Papierkörben von Erwägungen nur Handelsverträge zustande bekommt, die zwar auch wichtig, aber doch wahrhaftig nicht entscheidend sind. Mit Kummer denkt man an die große Stuttgarter Rede, die Stresemann das Recht gab, sich den Retter der Ruhr zu nennen. Was ist er eigentlich jetzt? Woher nimmt er den Anspruch, noch Außenminister zu sein? Hat er wenigstens die Volkspartei hinter sich? Sie ist ihm ausgebrochen und wird ihm wieder ausbrechen. Ist er Fachminister? Seine Kenntnis der Materie ist vielleicht etwas größer als seine Kenntnis fremder Sprachen, aber Fachmann ist er nicht einmal mehr auf dem Gebiete der außenpolitischen Taktik. Hat er wenigstens das Vertrauen des Auslandes? Soweit er es durch seinen Widerstand gegen die Wahl Geßlers zum Reichspräsidenten sich erwerben konnte, hat er es durch die Duldung der Wahl Hindenburgs völlig wieder eingebüßt. Und was er an persönlichem Wert in die Ministerlaufbahn mitbrachte, ist inzwischen längst zwischen Akten verlorengegangen. Mag die parlamentarische Lage sein wie sie will, und mag man im Augenblick noch soviel Angst vor einer Kabinettskrise haben: die Rede zum Etat des Auswärtigen Amtes ist der Anfang einer Stresemann-Krise, die bald beigelegt werden muß, wenn nicht eine Krise der deutschen Außenpolitik daraus werden soll.

Wir haben wieder Lust zum Feiern. Dem fröhlichen Münchener Trara, bei dem sich alle deutschen Gaue wieder einmal gegenseitig bewiesen, daß sie vermöge eines Museums-Neubaues gemeinsam an der Spitze der Menschheit marschieren, ist jetzt die Jahrtausendfeier der Rheinlande gefolgt, bei der die Tatsache, daß irgend etwas ziemlich lange her ist, Begeisterungsstürme erweckt. Das Festefeiern ist eine schöne Sache. Aber entweder soll man es ehrlich um seiner selbst willen tun; dann mag ein politischer Fasching ebensogut sein wie ein unpolitischer. Oder man feiert bei großen Gelegenheiten; dann muß man die Anlässe sehr sorgsam wählen. Sonst wirkt alles gar zu sehr zurechtgemacht. Wer von all denen, die jetzt große Reden schwingen, hat eigentlich einen ehrlichen Anteil daran, daß das Rheinland es ein Jahrtausend lang beim Deutschen Reiche ausgehalten hat? Wirklich nur die Rheinländer selber. Denn ihr großes Vaterland Ostelbien hat es ihnen nicht leicht gemacht, treu zu bleiben. Die Art eheherrlicher Liebe, die in der norddeutschen Tiefebene gedeiht, hat für die Schöne im

Westen, die leichteren Bluts und freieren Herzens ist, schon an sich wenig Verlockendes. Aber der Wettkampf der beiden Kavaliere Reich und Preußen, deren Rivalität immer größer war als ihre Leidenschaft, war erst recht eine schwere Gefahr für die Treue. Wer weiß, was für eine verhängnisvolle Rolle der Gegensatz Reich und Preußen im Rheinland gerade in den Jahren der schwersten Not gespielt hat, den überkommt ein unfreundliches Gefühl, wenn er jetzt die beteiligten Dienststellen in der Form von Glückwünschen sich selbst allerlei Verdienste attestieren sieht. In Wirklichkeit hat sich die lebendige Kraft des anmutig schweren Stromes stärker gezeigt, als alle politischen Finessen.

Die Aktien der „Germania", des Berliner Zentrumsblattes, haben schon ein paarmal mehr von sich reden gemacht als die Artikel. Nicht nur wegen des Namens dieser Zeitung ist es symbolisch, wenn sich gerade jetzt im Aufsichtsrat eine Veränderung vollzieht, die wie das Vorbild oder Abbild einer Umgruppierung im ganzen Zentrum wirkt. Denn das Zentrum stellt ja nicht nur den Vorsitzenden des Aufsichtsrates der „Germania A.-G.", die ein Verlagsunternehmen ist; es hat schon oft den Vorsitzenden gestellt — und kann es wieder tun — der Germania, die Deutschland ist. Wenn also in jenem Aufsichtsrat der rechteste Flügel des Zentrums Vorsitz und Mehrheit hat, Leute, die den Aufruf für Hindenburg mit unterzeichnet haben, dann fragt man sich, ob dies Vorspiel zu einer veränderten Haltung der Zentrumszeitung nicht auch der Anfang einer anderen Politik der Zentrumsleitung ist. Bis der Volksblock erfunden wurde, nannten die linken Parteien ihre Verbindungen immer nur Koalitionen, die rechten dagegen die ihrigen Volksgemeinschaft. Vielleicht stammt es von diesem Ungeschick in der Wahl der Bezeichnungen, daß man heute in Deutschland meint, die Volksgemeinschaft könnte nur auf dem rechten Flügel anfangen. Das Zentrum hat einen so schönen Namen! Es wäre schade, wenn es dem angeblichen Zuge der Zeit, dem vielgepriesenen Ruck nach rechts folgen und entgegen seiner Bestimmung und seinen inneren Möglichkeiten exzentrisch werden wollte.

Es ereignen sich in der letzten Zeit grausig viele Unglücksfälle. Infolgedessen erscheinen in den Zeitungen auch grausig viele Beileidstelegramme. Woran liegt es, daß kein Minister, kein Präsident und überhaupt kein beamteter Kondolent ein neues, warmes, trostreiches oder auch nur zu Herzen gehendes Wort findet? Hindenburg telegraphiert das gleiche wie Ebert, Marx dasselbe wie Braun, und die kleineren Amtsvorsteher machen wohl manchmal mehr Worte, aber niemals mehr Eindruck. Es ist, als

wenn durch die ganze deutsche Bürokratie ein einziges „Simile“ für Beileidskundgebungen liefe, das mit unfehlbarer Sicherheit bei dem entsprechenden Anlaß hervorgezogen würde. In Wirklichkeit erzeugt nur die Bürokratie überall dieselbe Herzlosigkeit. Den Menschen, die ihren Telegrammentwurf anzufertigen und höheren Orts vorzulegen haben, fehlt völlig die Vorstellungskraft für das Ereignis, dem ihre Worte gelten. Die Zuständigkeit des Empfängers, die Vollständigkeit der Aufschrift, die Reihenfolge der zu erwähnenden Opfer sind wichtiger als Tod und Tränen. Denn alles hat sein Rubrum, alles hat seinen Vorgang, und mit Hilfe der Registratur überwindet man Leben und Sterben. Freilich nur hinterher. Auf den Gedanken, ernstlich und ehrlich auch nur aus einem einzigen Unglück die menschlichen statt der technischen Folgerungen zu ziehen, ist noch keiner von all den hochbeamteten Mitmenschen gekommen, die jederzeit über das zuständige Mitleid, aber niemals über den unzuständigen Mut verfügen.

Wie richtig die Behauptung des „T.-B.“ war, daß der Hindenburg-Sieg dem Frauen- und Knabenwahlrecht zu verdanken ist, beweisen die folgenden Sätze aus einer Zuschrift des demokratischen Abgeordneten Brodauf an den „Berliner Börsen-Courier“: „Mir liegt jetzt das Ergebnis von der Stadt Bautzen (Sachsen) vor, wo Frauen und Männer ebenfalls getrennt abgestimmt haben. Es wurden dort gezählt für Hindenburg 4645 Männerstimmen, 6293 Frauenstimmen, für Marx 4671 Männerstimmen und 4678 Frauenstimmen. Also bei den Männern ein Plus für Marx von 26 Stimmen, bei den Frauen aber ein Plus für Hindenburg von nicht weniger als 1615 Stimmen! Dabei existiert in Bautzen ein demokratisches Blatt. In den weiten Gebieten des Reiches, in denen die bürgerliche Presse ausschließlich rechtsgerichtet ist, sind sicherlich prozentual noch weniger Frauenstimmen für Marx abgegeben worden, und die Annahme ist jedenfalls durchaus berechtigt, daß ohne das Frauenstimmrecht Marx gewählt worden wäre.“ Leider zieht Herr Brodauf in einer Schlußbemerkung aus seiner lehrreichen Feststellung keine Folgerungen.

Es ist bitter notwendig, daß die Parteien die Phraseologie, die sich immer im Laufe eines bestimmten Zeitraums bildet, einmal gründlich auskämmen. Auch der Phrasenschatz der schwarzrotgoldenen Parteien macht davon keine Ausnahme. Da ist insbesondere die herrliche Redensart: die Sozialdemokratie muß die Verantwortung für den Staat mittragen, um die Arbeiterschaft reif zu machen für ihre politischen Rechte und damit von der revolutionären Ideologie abbringen. Diese Erkenntnis,

von der Deutschen Volkspartei übrigens auch gern verwandt, wenn sie mal gerade für die Große Koalition ist, gehört zum blechernen Bestand der demokratischen und Zentrums-Agitation und wurde namentlich im letzten Wahlkampf als tiefe staatsmännische Weisheit ausgespielt. Nun läßt sich der Sozialdemokratie wohl manche Sünde nachweisen, aber Kleben an revolutionären Doktrinen, nein, das gehört nicht zu ihren ausgeprägtesten Lastern. Die Sozialdemokratie braucht nicht mehr für den bürgerlich-republikanischen Staat erzogen werden: sie ist längst darin aufgegangen. Ob mit Recht, darüber mag die Geschichte ihr letztes Wort sprechen. Die pädagogischen Bemühungen der Bürger-Demokraten in allen Ehren — — aber eigentlich ist an politischer Aufklärungsarbeit im Bürgertum mehr zu leisten als in der Arbeiterschaft. Warum dem Proletarier immer wieder erzählen, er sei noch gar nicht recht reif für das gelobte Land der Demokratie, während er es längst mit Blut und Schweiß düngt . . .? !

Seit einiger Zeit spukt durch die Blätter die Nachricht, Adolf Hitler habe von Mussolini eine Einladung nach Rom erhalten. Möglich, daß den Duce die Sehnsucht kitzelt, einmal einen abgetakelten, richtiger einen von seinen schwerindustriellen Hintermännern fristlos entlassenen Diktator näher zu studieren. Aber zugleich wird mitgeteilt, daß diese Zusammenkunft den Zweck habe, die Gründung einer Internationale des Fascismus ins Auge zu fassen. Es ist von den Vätern des Projektes gewiß nicht bedacht worden, daß sie, die Nationalisten, damit dem Internationalismus das Zeugnis der überlegenen Macht, mindestens einer höheren Methode ausstellen, wenn sie über die nationale Organisation zur übernationalen Bindung streben. Die Geistesverwandtschaft der Chauvins aller Länder ist an sich durchaus keine Neuigkeit; sie haben sich immer gegenseitig verketzert und doch immer einander die Karten zugespielt. Dennoch, der Gedanke, daß diese unfreiwillige Internationale in ein Vereinsstatut gebracht werden, damit regularisiert und bewußt gemacht werden soll, darf mindestens als originell angesprochen werden. Auf die Jahresversammlung der Exekutive der vereinigten Völkischen aller Länder kann man gespannt sein. Wird man die Erzberger-Mörder neben die Matteotti-Mörder auf die Ehrenbank setzen, laubumkränzt? Wird man Berichte entgegennehmen über die Bekämpfung des Pazifismus, über das Anwachsen des Bellicismus in allen Teilnehmer-Staaten? Oh, es sind sehr viele offene Fragen, die diese Internationale des „Kindlein, tötet euch untereinander!“ aufwirft. Sie sollen indessen den Gründern zur Beantwortung überlassen sein. Wenn sie sich genügend den Kopf darüber zerbrechen, es ist möglich, daß die Köpfe der andern dann heil bleiben.

Die Geschichte der Versuche der letzten fünf Jahre, ein stabiles internationales System zu schaffen, scheint etwa folgenden Verlauf genommen zu haben. Irgendwelche Ereignisse oder Situationen treten auf — Versagen der Reparationszahlungen, ein französischer Einfall in Deutschland, eine Herausforderung Europas durch einen Staat des nahen Ostens — und enthüllen eindringlich und unmißverständlich die Notwendigkeit, Ordnung in das Ganze zu bringen. Die öffentliche Meinung schlägt hohe Wellen. Ueberall erklären alle Parteien, daß sie feurige, ja leidenschaftliche Vorkämpfer des Friedens sind. In dieser Stimmung würde fast jedes Projekt, das den Frieden verspricht, von der Oeffentlichkeit angenommen werden. Die Staatsmänner werden ganz geschäftig und bringen nach kürzerem oder längerem Aufschub — meist ist es ein längerer — einen Plan zum Vorschein. Aber jetzt — ist die Oeffentlichkeit schon mit anderen Dingen beschäftigt und weniger an solchen internationaler Art interessiert. Und, indem sie findet, daß die Arrangements der Staatsmänner gewisse Verantwortlichkeiten und Opfer zur Folge haben, weist sie das Projekt kurzerhand zurück. Der bemerkenswerteste Fall von allen war natürlich der amerikanische. Nie war von einem Volke ein so glühender Pazifismus manifestiert worden, wie von den Amerikanern zwischen 1915 und 1917. Führer beider Parteien beeilten sich den „Ligen zur Erzwingung des Friedens“ beizutreten und spendeten dem nobeln Altruismus des Präsidenten Wilson Beifall. Die Aufrichtung des Weltfriedens war Amerikas heilige Mission, in deren Erfüllung kein Opfer zu groß sein konnte. Der Krieg kam, mit ihm die Leidenschaften der Kampflust; nicht Friede, sondern Sieg und Bestrafung Deutschlands wurde das höchste Ziel. Und als der Vertrag dann wirklich dem Lande präsentiert wurde, waren beide Parteien vollständig in heftige häusliche Konflikte verstrickt. Die Welt konnte eher zum Henker gehen, ehe die republikanische oder demokratische Partei auch nur einen einzigen taktischen Vorteil geopfert hätte. Es erschien ganz monströs, daß Amerika mit Verpflichtungen belästigt werden sollte, die anderer Völker Nöte betrafen. Man machte im kalten Lichte des Morgens nach dem Feste die Entdeckung, daß der Friede tatsächlich etwas mehr verlangt, als den fremden Nationen hohe Moral zu predigen, und diese Entdeckung kam wie eine verblüffende Ueberraschung über die Millionen Amerikaner.

Aber ebenso ging es mit der britischen Oeffentlichkeit, zu Hause und in den Dominions. Lord Rothermere selbst kann ein ebenso feuriger und aufrichtiger Advokat des Friedens sein wie der nächste Beste. Kein Opfer ist zu groß, uns den Frieden zu sichern, natürlich mit Ausnahme jenes einzigen, das, wenn es heißt ein Abkommen

zu unterschreiben, sich als das notwendige erweist. Und es spricht nichts dagegen, daß dieses Hin- und Herschaukeln nicht so lange andauern soll, bis der nächste Krieg unterwegs ist. Dann wird natürlich jede Partei davon überzeugt sein, daß sie die andere provoziert habe. „Der Himmel ist unser Zeuge, daß wir den Frieden wollten."

Die Schwierigkeiten sind also deutlich genug. Aber irgendwo ist die Tatsache klar und von vielen erkannt, daß der Friede, wenn man ihn gewinnen will, mit gewissen Opfern und mit Uebernahme gewisser Verpflichtungen bezahlt werden muß. „Was kann es da viel Verpflichtungen geben, da wir doch nichts von den anderen Nationen verlangen, als daß sie uns ebenso allein mit uns lassen, wie wir sie allein lassen." In Amerika, in den Dominions und zu Hause ist das Gefühl verbreitet, daß wir uns durch ein Eingehen derartiger Verpflichtungen in Angelegenheiten mischen, die uns nichts angehen, oder daß wir in sie hineingezogen werden sollen, oder daß uns die anderen ungerechtfertigterweise „gebrauchen".

Solange dies allgemein als Auffassung des gesunden Menschenverstandes hingenommen wird, werden die Staatsmänner niemals imstande sein, die Zustimmung zu irgendeinem geeigneten Vertragsinstrumente durch die öffentliche Meinung zu erlangen, wenn die warme Atmosphäre, in der die internationalen Konferenzen sich vereinigen, der kälteren Stimmung des „nächsten Morgens" weicht; und die Erfahrungen verschiedener Grade, die Präsident Wilson, Mr. Lloyd George, Lord Cecil und Macdonald gemacht haben, werden auch ihre Nachfolger machen.

Was not tut, ist, daß die Erkenntnis des Mindestpreises des Friedens und seiner Gründe in der öffentlichen Meinung eine ausgedehntere Verbreitung findet. Es ist nicht schwer, dieses Minimum aufzustellen.

1. Auch Deutschland muß Sicherheit haben. Sie ist die allererste Bedingung für die Sicherheit der Alliierten. Wenn es in der Lage bleibt, daß es keine Rechte hat, die stärkere Nachbarn respektieren müssen, wird es seine eigene Stärke wiederherstellen, unsere Macht bekämpfen, trotz allen unseren Vorbeugungsmitteln, und der Krieg wird sich unfehlbar wiederholen.

2. Man kann nicht von Frankreich erwarten, daß es die „Sicherheit" des militärischen Uebergewichtes preisgibt, oder daß es dieses Uebergewicht verringert, solange es nicht im Ausland dagegen gewisse diplomatische und politische Handhaben der Sicherheit erhält.

3. Der Ersatz für die französischen Rüstungen kann nicht die Form eines allgemeinen Versprechens Englands oder anderer Staaten annehmen, Frankreichs Grenzen zu schützen, wie immer

sich auch sein politisches Verhalten in der Zukunft gestalten möge; man kann ihm keinen Blankoscheck ausstellen. Wir würden uns sonst plötzlich in einen Krieg verstrickt finden, der aus einer poincaristischen Politik der Provokation entspränge. Jedes feierliche Versprechen des Schutzes Frankreichs muß selbstverständlich von seinem guten politischen Betragen abhängig gemacht werden.

4. Wenn der Prüfstein dieses guten Betragens die Unterwerfung von Streitfällen unter ein Schiedsgericht sein soll, müssen das Schiedsgerichtgesetz und die anerkannten Rechte der Nationen a) klarer definiert, b) gegenseitig sein. Andernfalls werden wir nie wissen, was wir dem Schiedsspruche unterwerfen, und das allgemeine Schiedsgericht wird unter diesen Umständen entweder eine große Leichtfertigkeit der Staatsmänner oder ein unaufrichtiges Versprechen sein. In dem Maße wie das Gesetz wächst wird die „Unabhängigkeit" und das „Selbstbestimmungsrecht" natürlich immer mehr eingeschränkt werden.

Ist es unmöglich, zu bewirken, daß das eben Angeführte als anerkannter Preis des Friedens in der Oeffentlichkeit Annahme findet? So allgemeine Annahme, daß jeder, der sich für den Frieden erklärt, sich auch gleichzeitig bereit erklärt, wenigstens diesen Mindestpreis dafür zu zahlen?

Es ist in gewissem Sinne hoffnungsvoll, daß alles, was diese Politik ausführbar macht, sozusagen auf moralischem Grunde aufgebaut ist. Die Politik der Verträge mit ihren einseitigen Entwaffnungsklauseln und ihrer rohen Vergewaltigung Deutschlands setzt ein Europa voraus, das in Ewigkeit seine Zeit damit verbringt, auf dem Rücken einer Nation oder einer Gruppe von Nationen zu sitzen, die mehr oder weniger 100 Millionen Seelen repräsentieren. Diese Politik ist durchaus unausführbar. Wenn es für uns möglich wäre, römische oder ägyptische Methoden zu adoptieren und Zentraleuropa in ein Sklavenreservoir zu verwandeln, diese kräftigen Rheinländer und Bayern in bloße Industriemaschinen zur Förderung unserer Kohle oder zur Besorgung unserer Hausarbeit umzuformen; oder wenn wir — um Methoden anzunehmen, die etwas früher in der Geschichte gebräuchlich waren — ihnen einfach die Köpfe einschlügen, dann, ja, dann wäre die Aufgabe, „Deutschland niederzuhalten", ganz und gar ausführbar. Aber die Absurdität der angewandten Politik besteht darin, daß wir ihm mit all dem Geschwätz von Entwaffnung und Machtlosmachung die größte aller Waffen und die größte Quelle der Macht lassen, nämlich gesundes Menschenmaterial, Zugang zu wissenschaftlichen Erkenntnissen, alle Mittel, sie zu pflegen, Möglichkeit, eine neue Tradition des Zusammenhaltes aufzubauen, Freiheit des Reisens, Freiheit, die eigenen Hilfsquellen zu entwickeln. All dies wird es natürlich früher oder später unverwundbar machen.

Warum gewähren wir dies alles? Es gibt keine unüberwindlichen materiellen Hindernisse für eine Politik physischer Versklavung oder Ausrottung. Die Hindernisse sind moralischer Natur, es sind gewisse allgemein anerkannte Ideen. Ideen, die jetzt „intuitiv" geworden sind. Aber wenn wir so weit gekommen sind, warum sollte nicht in der Oeffentlichkeit eine so einfache Erkenntnis „intuitiv" werden, daß die Sicherheit beiderseitig sein muß, und daß sie nicht funktionieren kann, wenn Sicherheit auf der einen Seite Unsicherheit auf der anderen bereitet. Daß wir es nicht aufrechterhalten können, von Deutschland eine Situation zu fordern, der wir selbst bis auf den Tod Widerstand leisten würden, wenn man sie von uns forderte. Wenn Deutschland ebenfalls auf Sicherheit Anspruch hat, darf natürlich Frankreich das Vorrecht und die Freiheit, seine militärische Vorherrschaft zu verstärken, nicht haben; noch weniger könnten wir unsere Macht dazu benützen, ihm dazu zu verhelfen, seine antisoziale Forderung, Richter in eigener Sache zu sein, zu erzwingen; und wenn wir uns dem Gesetze unterwerfen, dürfen wir nicht von vollständiger Souveränität und Unabhängigkeit sprechen, sondern klarere Ansichten über das, was das Gesetz sein soll, annehmen.

Das, wofür ich eintrete, ist, eine Konzentration aller jener, die in irgendeiner Weise für die öffentliche Meinung in internationalen Angelegenheiten verantwortlich sind, zum Zwecke einer weiteren Verbreitung der Erkenntnis gewisser ganz elementarer Prinzipien, die sich auf bestimmte elementare praktische Punkte beziehen, eine Erkenntnis, die zurzeit ganz und gar fehlt.

Vielleicht war es nicht möglich, viel für diese Erkenntnis zu tun, solange eine gewisse Kriegszeittheorie der politischen Angelegenheiten das Feld behauptete, die Theorie (gläubig den Friedensverträgen einverleibt), daß die Welt in gute und böse Nationen geteilt ist. Die guten Nationen sind selbstverständlich die Engländer, Tschechoslowaken, Japaner, Franzosen, Portugiesen, Italiener, Haitianer, Amerikaner, Polen, Rumänen, Russen (wenn „weiß"), und die bösen sind selbstverständlich die Oesterreicher, Ungarn, Bulgaren und Deutschen. Und daß der Weg zum Frieden, zur Demokratie, zur Gerechtigkeit darin besteht, den „Guten" Waffen zu geben und sie den „Bösen" zu nehmen; die letzten in die Gewalt der ersten zu stellen. Wir haben die Theorie verlassen, obzwar die öffentliche Meinung nicht zu wissen scheint, daß sie tatsächlich noch immer einer Politik anhängt, die durch diese Theorie veranlaßt wurde. Wenn eine gesündere Theorie im Bewußtsein der öffentlichen Meinung mehr Raum gewinnt, werden die Staatsmänner weniger Schwierigkeiten finden, die Zustimmung zu irgendeiner Art von Politik zu finden, die uns Europäern einzig Stabilität bringen kann.

Der durchgreifende Premierenerfolg der „Rheinischen Rebellen“ ist aufschlußreich. Die Frage des Dramas, des Theaters ist längst eine Frage des Publikums geworden. Wie leicht hatten es früher die Bühnendichter: sie brauchten sich nur an eine Schicht, eine Gruppe zu wenden und hatten mehr als nur die Angehörigen dieser Schicht gewonnen. Denn alle Gruppen, alle Klassen waren, und sei es durch Gegensätze, so miteinander verbunden, die Grundanschauung war trotz der sozialen Kampfstellung der Parteien so allgemeingültig, daß man, wenn man die eine Gruppe traf, immer auch den Widerhall der anderen weckte. Heute ist sogar die Berührung der Gegensätze getilgt. Heute sprechen die Generationen und die Parteien so verschiedene Sprachen, daß sie aneinander vorbeireden, daß sie nicht einmal ihre Feindschaft begreifen. Wenn heute, und ich wähle absichtlich ein banales, ein niedriges Beispiel, wenn heute „Alt-Heidelberg“ geschrieben würde, der Mißerfolg wäre sicher. Gewiß, Neueinstudierungen dieses Schmachtfetzens finden immer noch Zulauf. Aber daran ist die Erinnerung, „die gute alte Zeit“ beteiligt. Die Uraufführung von „Alt-Heidelberg“ bliebe 1925 ohne Echo. Es gibt immer noch studentische Corps. Aber sie wurzeln nicht mehr in der Erfahrung der Masse. Es ist ein großer Vorteil, daß exklusive Institutionen nicht mehr für allgemeingültige Wunschbilder gehalten werden, daß isolierte Schichten nicht mehr die Teilnahme der Massen finden. Es ist ein großer Vorteil für das Theater, daß heute „Alt-Heidelberg“ unmöglich wäre. Aber es ist ein Nachteil, daß noch keine bindenden, allgemeingültigen Anschauungen sich gebildet haben. Ein Nachteil für das Theater, daß auch andere Stücke nicht weiten Widerhall finden.

Berlin hat, was die Zahl der Theaterbesucher betrifft, immer noch ein Publikum. Aber dieses Publikum von Berlin W geht aus Gewohnheit oder aus Neugier ins Theater. Es setzt sich aus einer Masse von Zuschauern zusammen, die durch nichts anderes gebunden werden, als durch ihre Sucht, sich zu zerstreuen, sich zu vereinzeln. In Berlin geht das Publikum ins Theater, das für die Entwicklung nicht mehr in Betracht kommt. Das Publikum, das für die Entwicklung in Betracht kommt, kann noch nicht ins Theater gehen, oder wird durch den oft stagnierenden Spielplan der Volksbühne lahmgelegt. Aber wie das Drama vor dem Kriege, als es noch ein Publikum gab, die Vereinzelung der Zuschauer in seiner Problematik vorausnahm, so beginnt es jetzt tastend noch, unsicher, aber mit richtigem Instinkt die Vereinzelung des Zuschauers zu überwinden.

Auf diesem Wege liegen Brechts „Trommeln in der Nacht“,

CASPAR NEHER ARNOLT BRONNEN



Georg Kaisers „Nebeneinander", Barlachs „Sindflut" (die im Reich überall Erfolg hat), Bronnens „Rheinische Rebellen". Es scheint mir unwesentlich zu sein, daß in dem Schauspiel Bronnens nicht immer der Ausgleich zwischen Vereinzelung und Allgemeingültigkeit gefunden wird. Wesentlich ist, daß die Verengung auf sexuelle Thematik: Zermürbung eines Mannes durch drei Frauen, mit breiter Wirkung durchbrochen wird. Ja, es gelingt Bronnen sogar, aus dem Nerven- und Triebchaos eine Gefühlswelt hervorsteigen zu lassen. „Rheinische Rebellen" — Rebellion der Sinne, Rebellion des Gefühls. Köln, Mainz, Trier, Koblenz, Aachen — ein Wirbel der Städte, der Verfolgungen, der geraubten Mappen, Kassetten, Verträge. Ein Kampf der Worte, der Situationen, der Requisiten. Es gibt ausgezeichnete Szenen, in denen Bronnens technische Theaterphantasie und dramatische Schlagkraft eins werden. Im zweiten Akt steht der Separatistenführer Occc auf der Bühne des Theaters in Mainz. Er spricht zu den unsichtbaren Zuschauern. Beifall, Zurufe. Plötzlich schlägt Raunen, Unsicherheit herauf. Die Gegenspielerin Gien tritt auf, reißt allmählich die Führung an sich. Auch gegen das Ende des dritten Aktes ist die Uebereinstimmung von Effekt und dramatischer Situation außerordentlich. Occc steht am Fenster, unten ziehen die Truppen vorbei, die ihm Sicherheit geben. Hinter ihm steht Gien, die ihn unsicher macht. Dann wieder klaffen Situation und Wirkung auseinander. Auch hierfür gibt die ausgezeichnete Szene am Schluß des dritten Aktes ein Beispiel. Gien entwendet die Kassette mit dem französischen Geheimvertrag. Aber dieser Geheimvertrag wird im Dialog nicht an einer entscheidenden Stelle, sondern unter anderem genannt. Was als sichtbares Requisit eine Rolle spielt, wird im Dialog nicht immer akzentuiert.

Bronnen setzt nicht ein sexuelles Thema gegen ein vaterländisches ab. Aber er läßt die Verbindungsstellen leer laufen, er kurbelt an und läßt die Szene verpuffen, um beim zweiten Ansatz zur legitimen Wirkung zu kommen. Die in der Aufführung fast ganz gestrichene Szene zwischen den beiden Schwestern im vierten Akt gehört zu den dichterisch schönsten Stellen. Gerade die Zaghaftigkeit Giens, ihr Zurücksinken, ihr Verdämmern, ihre Sammlung, ihre rauschhafte Entrückung, versteht man schwer, wenn dieser Auftritt wegfällt. Er zeigt auch, daß Bronnen leisere Töne kennt, daß er einen Strom unterhalb der Aktion fließen läßt.

Die „Rheinischen Rebellen" auf der Bühne — das bedeutet noch mehr als bei anderen Werken: Uebereinstimmung der bühnentechnischen und schauspielerischen Mittel. Die Zusammenarbeit von Jessner und Pirchan halte ich nicht für glücklich. Pirchan ist kein Raumkünstler. Für Bronnen und Jessner ist Beherrschung des Raumes wesentlich. Man kann das Postamt zu Trier nicht so

stilisieren wie es hier geschah. Man muß die technischen Erfindungen spüren. Man muß Telephon, Schreibmaschine, Auto als dramatische Mittel empfinden. Man muß in Koblenz etwas von den Lichtschriften sehen, die den Untergang des Separatistenputsches mitteilen. Jessner hat in diesem Jahre Brecht, Barlach und Bronnen zur Aufführung gebracht. Er hat als einziger in Berlin ein in sich geschlossenes Theater geführt, und er bringt fast immer, selbst wo seine Inszenierung problematisch bleibt, das Stück zum Erfolg. Er brachte auch die „Rheinischen Rebellen“ zum Erfolg, obwohl er sie schematisierte und die erotischen Szenen, vielleicht gerade durch die Striche, isolierte. Es gab drei Verlegenheitsbesetzungen. So ausgezeichnet Elsa Wagner als Frau Vonhagen war — es wäre eine Rolle für Lina Lossen gewesen, die in dieser aufgewühlten Welt wie eine Frau aus einer anderen Zeit gestanden hätte. Und das ist der Sinn der Figur. Die Schwester Erle hätte Sonik Rainer farbiger gespielt als Maria Paudler. Als Occc mußte Albert Steinrück zu schwer, zu eindeutig bleiben. Gerade an dieser Besetzung lag es, daß manchmal die Handlungen auseinander zu klaffen schienen. Occc muß ein beweglicher aus der Bahn geschleuderter Hochstabler sein, entzündlich in seinen Sinnen, in seiner Phantasie, in seinen Nerven. Steinrück spielte zum Schluß einen gebrochenen soliden Mann. Wie er aber im zweiten Akt überraschend die Rede im Theater gliederte, das war ein Beweis für den Regisseur Jessner und für Steinrücks schauspielerische Möglichkeiten.

Die darstellerischen Eindrücke gingen von den beiden Frauen aus, von Gien und Pola. Gerda Müller schien sich zwar manchmal an falsche Sentimentalität zu verlieren und die fanatische russische Geliebte Occcs als Privatschicksal auszubreiten, aber sie hatte im Zusammenspiel mit Steinrück prachtvolle Momente. Agnes Straub als Gien war oft faszinierend in den Uebergängen von Schwäche und Verzückung, von Versunkensein und Ueberwältigtwerden, von Rausch und kühler Aktion.

Die „Rheinischen Rebellen“, in ihren Fehlern und Vorzügen, in ihren Banalitäten und ihrem Aufschwung, in ihrer Kolportage und ihrer Dichtung, in ihrem Leerlauf und ihrer gefüllten dramatischen Kraft, in ihrem Sinn für Zeit und Wirkung gewinnen dem Theater das Notwendigste zurück: das Publikum. So bedeutete der Abend einen entscheidenden Durchbruch. Bronnen wird freier: der Dichter und der Theatertechniker. Produktive Kritik muß die Keime zeigen, wie sie in dem vierten Akt der Schwestern, wie sie in Mainz, in Trier liegen. Beide Elemente: das Dichterische und das Theatertechnische werden ineinander aufgehen, wenn Bronnen die treibenden Szenen klarer einbaut, die Requisiten im Dialog verankert und keine Erregung ohne dramatisches Ziel losbrennt.

Aus dem soeben im Propyläen-Verlag erschienenen Novellenband Stefan Großmanns „Lenchen Demuth“.

Im Mai 1925.

Das Redaktionstelephon klingelt.

„Schreiben Sie den Nachruf für Stefan Großmann?“

Gerne. Nekrologe-Schreiben ist ein Vergnügen. Man kann Milde und Tücke, Gerechtigkeit und Rache, Objektivität und Abneigung zu einem süffigen Drink mischen, und der Tote muß schweigen. Ja, ich schreibe den Nachruf für Stefan Großmann.

Ich brauche eine Formel für ihn. War er ein Zeitungsschreiber? Sicher gehörte er zu den fünf oder sechs deutschen Journalisten aus Passion, aber sein Liebesverhältnis zur Zeitung war allmählich zur Strindbergehe ausgeartet, er hielt es bei keiner Zeitung aus, vor allem nicht bei seiner eigenen. Was war er denn? Er verpfuschte seine Zeitungsarbeit durch seine Phantasie, und er verdarb seine Phantasie durch Meinungsmache. Zugegeben, seine Novelle „Der Vorleser der Kaiserin“, im September 1914 geschrieben, im Oktober 1914 in der „Neuen Rundschau“ erschienen, war die erste literarische Arbeit, die in Deutschland die Herzen gegen den Krieg weckte. Warum blieb er nicht bei der Stange? Warum blieb er nie bei der Stange? Warum schwoll seine Stimme nicht an? Warum floh er immer wieder vom Sein in den Schein, vom Leben ins Theater und wieder zurück, von der Leere des ausgeräumten Theaters ernüchtert, in die volle Welt des Realen? So verpfuschte er sich Schein wie Sein. Zugegeben, Großmanns Erzählung über den armen Princip, dem man den Weltkrieg, welchen er entfesselt hat, verheimlichte, war eine 1915 geschriebene Vorwegnahme künftiger grausiger Vorgänge, warum ist seine dichterische Phantasie immer abhängig gewesen von Depeschen des Wolff-Bureaus? Vom Standpunkt des Journalisten gesehen war Großmann unzuverlässig. Vom Standpunkt seines dichterischen Talentes gesehen hat Großmann sich selbst zu oft verlassen. Er hat, zugegeben, seiner Zeit gedient, aber die Zeit mußte auch ihm dienen. Er fraß die Ereignisse, aber die Ereignisse haben auch ihn gefressen. Als sein einziger Roman „Die Partei“ erschien, schrieb Paul Ernst, Großmann müsse sich hinsetzen und in einigen großen Romanen das Bild der deutschen Großstadt malen, den unbarmherzigen Journalisten-Roman, den von keinem auch nur angefangenen Richterroman, den Roman der demolierten Ehe. Großmann hat all das nicht einmal versprochen, dennoch ist er es schuldig geblieben. Er hat sich immer wieder der Gegenwart preisgegeben, und so verdarb er sich sein bißchen Ewigkeit. Mit fünfzig Jahren erst begann er sich ein wenig zu sammeln, dieser immer Zerstreute.

So wäre mein Nekrolog fertig, die Trauer um den Verblichenen wäre richtig mit einem leisen Kichern gemengt. Wie aber, wenn die Todesnachricht falsch war und der Nachruf zehn, zwanzig Jahre ungedruckt bleibt? Wie, wenn jetzt erst die reife Arbeit Großmanns beginnt? Wie, wenn dies alles bloß Vorarbeit war und Vorerlebnis? Wie, wenn ich jetzt erst, entfernter von einer Gegenwart, die mir fremd zu werden beginnt, zu meiner Sammlung und damit zu meinem Werke komme? Ich habe lange genug die Zeit in mich hineingetrunken, ich war besoffen von vielen Gegenwarten, darf ich endlich den Unruhe-Stand verlassen? Kann ich endlich aus dem aktiven Dienst der Zeit scheiden? Was kann ich schaffen in zehn Jahren Stille — aber wie kann ein Zeitungsmensch von zehn Jahren Stille sprechen?

FRIEDRICH KOFFKA

BEMERKUNGEN ÜBER JOURNALISMUS

Die verbreitete Formel, welche dem Journalisten den Tag, dem Dichter die Ewigkeit zuerkennt, ist nur mit behutsamen Vorbehalten und nicht in dem Maße und Sinne richtig, wie man gemeinhin zu glauben scheint. Auch der Dichter hat es, wie jeder Gestaltende, mit der Gegenwart zu tun, die lebendige Stunde, und sie allein, ist ihm Antrieb und Stoff. Es gibt in Wahrheit keine Forderung außer jener, die der unmittelbarste Augenblick an uns stellt, und die Vergangenheit darf, wie die Zukunft, nur in ihren Bezügen auf diesen Augenblick Geltung beanspruchen. Das Allgemeine hat immer den Weg durch Besonderes genommen, das Dauernde durch den Moment, und ein zeitloses Werk in dem Sinne, daß bei seiner Entstehung die Stoffe und Impulse der Zeit zur Seite getan und ignoriert worden wären, lebt nur im Hirne von Epigonen und Dilettanten. Was wir an einer Dichtung überzeitlich und zeitlos nennen, ist nicht verleugnete Zeit, sondern es ist im Gegenteil inbrünstig aufgenommene, mit Seele und Sinnen durchloderte Zeit, es ist Zeit, die wesentlich gemacht und damit dem Auge der Jahrhunderte sichtbar geworden ist.

Nicht das Stoffliche also trennt den Journalisten vom Dichter. Man könnte bei diesem eine mehr struktive, bei jenem eine mehr peripherische Einstellung zu den Dingen vermuten, aber auch damit träfe man kaum den Kern. Denn so wenig, wie das Auge des Dichters an der fluoreszierenden Außenseite der Dinge, am Zucken und Pulsen der Epidermis vorbeisehen kann, so wenig wird ungestraft der Tagesschriftsteller die Struktur des Geschehens, das organisch Gebundene von Entwicklung und Wachstum aus dem

Blickfeld seiner Erkenntnisse ausscheiden dürfen. Dennoch bleiben die Bedingungen, aus denen heraus die beiden tätig werden, deutlich verschieden, und der Areopag der Ewigkeit ist in der Tat ein anderer als der des Tags und der Stunde. Die Formen, unter denen das Leben sich mitteilt, werden vom Zufall hervorgerufen, und sie sind darum in einem Maße vorläufig und verwechselbar, daß nur der Mitlebende sie voll zu erkennen und richtig zu deuten vermag. Der Dichter kann sie so, wie sie sind, nicht übernehmen, er darf sich dem qualvollen Umschaffungsprozeß nicht entziehen, der das Provisorische dauernd, das Zufällige gültig und eindeutig macht, und indem er so die wesenlose Erscheinungsform in wesenhafte Gestalt verwandelt, rettet er ein Stück der zerrinnenden Zeit ins Unendliche hinüber. Der Journalist dagegen hat die Dinge des Lebens so hinzunehmen, wie sie sich geben, mit allem Zufälligen ihrer einmaligen Erscheinung, mit allem Flüchtigen und Verschwebenden, das ihren Gesichtern und Gebärden zu eigen ist. Aus der Gemeinsamkeit von Lebensformen und Lebensinhalten, aus der Gleichartigkeit von Denk- und Willensrichtungen, von Vorstellungen und Assoziationen bildet sich eine geheime Sprache, die jede Zeit wie eine Chiffernschrift unter der offenen trägt; eine Sprache, die nur ihr gehört, nur ihren Kindern verständlich ist, und deren Schlüssel sie mit sich ins Grab nimmt. Auf diese Chiffernsprache des Zeitalters hat der Journalismus zu hören, in ihr muß er reden und rufen. Sie ist der wandelbare Stoff, der ihn nährt, und ohne den er verkümmert. Sie ist das beinahe substanzlose und gerade darum so verlockende Mittel, mit dem er aus dem Leben ins Leben zurückwirkt.

So ist Journalismus ohne den unmittelbaren Hinblick auf die Objekte des Wirkens nicht zu denken. Die Gegenwart des Angeredeten ist hier notwendig und integrierend, die Konstellation der Stunde mit ihren gerade bei einer Vielheit in Wirkung stehenden Inhalten wird im Produzieren fast komplementär vorausgesetzt, und erst die Aufnahme durch die Empfangenden scheint dem, was ohne Oeffentlichkeit fragmentarisch bliebe, eine augenblickliche Vollendung zu geben. Nicht immer freilich. Denn so, wie gewollte Dichtung sich oft hinterher als Journalismus (und dann zumeist als minderwertiger) entschleiert, so kann die Stärke der Inbrunst, mit welcher der Journalist das Momentane erfaßt, sein Gebilde über die Vorstellungswelt der Gegenwart, auf die es berechnet war, in Zukunft und Nachwelt hinübertragen.

Die journalistische Existenz als eine soziologisch eingeordnete und ausschließliche Form des äußeren und inneren Daseins ist kaum älter als ein Jahrhundert. Ihre Reize sind wie ihre Gefahren leicht zu erkennen und gerade dem Träger bewußt. Die Hingabe an die Erscheinungen, denen ihr flüchtigster Schmelz und Schimmer abgejagt wird, die ewige Bereitschaft, am Augenblick Feuer zu fassen und ihn zündend zurückzustrahlen, dieses immer neue

Empfangen, Verbrauchen und Wiederabtun ruft ein fieberhaftes Tempo des seelischen Stoffwechsels und damit eine Steigerung der Lebensgefühle hervor, wie sie nur wenige Daseinssonnen zu vergeben haben. Aber zugleich liegt hier die gefährliche Möglichkeit offen, daß die in Wanderschaft begriffene Seele ganz und gar dem Spontanen verfällt und zentrifugal ins Wesenlose hinabstürzt. Der Mensch dieses Daseins kann keine geistigen Ersparnisse und Rücklagen machen, er muß jegliches Gestrige in den Schmelztiegel des Heutigen und Kommenden werfen, er muß immer wieder alles in Frage stellen, und es kann geschehen, daß er selbst eines Tages grausam in Frage steht. Ein Erschlaffen und Verzagen überfällt ihn plötzlich, ein nagender Wunsch, das Ganze im Stich zu lassen; untreu zu werden, davonzugehen . . . Dennoch hat ein Dasein wie dieses seinen Sinn und sein Recht, und man ist nicht befugt, es als strukturlos und gesetzlos von sich zu weisen. Wer kennt denn die Strukturen des Seins, wer nennt die Gesetze, nach denen das Leben verläuft? Die Macht des Augenblicks ist ungefähr ohne Grenzen, und das Zufällige eines Wortes und einer Begegnung, das nie Berechenbare dessen, was unversehens um eine Ecke biegt und den Weg verstellt, kann alle Richtungen ändern. Ein Windstoß wirft das Steuer herum, und willenlos fast treibt der Mensch in Meere und Fernen, in die sich kein Plan und kein Gedanke hinausgewagt hatte.

OTTO KAUS

TOLSTOIS EHELEGENDE

Alle Schöngeister und Idealisten, die überall, wo sie nur können, der Wirklichkeit eins auswischen, führen in ihren Plädoyers gegen die Welt als einen der Hauptbelastungszeugen auch die Frau des großen Dichters Tolstoi, des Propheten von Jasnaja Poljana, an, den seine Lebensgefährtin bekanntlich durch schwerfällige materialistische Gesinnung und banales Unverständnis in der Befolgung seiner eigenen Lehre behindert haben soll. Die Schöngeister haben diese Frau aus guten Gründen aufs Korn genommen: Können sie sich Tolstoi nicht in seinen Leistungen angleichen, in all jenen wunderbaren Schicksalsdeutungen lebendiger Menschen und lebendiger Geschichte, die der Dichter trotz seiner letzten, lebenhemmenden Irrtümer aufstellte, so fühlen sie sich ihm durch diesen einen Fluch verbunden — die Last der Banalität, die Hemmung der engen, geistlosen Wirklichkeit, welche den Flug zur Höhe behinderte. Wenn selbst Tolstoi auf diese letzte Ausrede nicht verzichtete und sie auf Kosten seiner Frau der durch seine Kunst bestochenen Welt vordemonstrierte, wie sollten kleinere Geister der Versuchung widerstehen, den trübe aufsteigenden Verdacht eigenen Unvermögens auf irgendeine Un-

vollkommenheit der Umgebung abzuwälzen? Es wäre erbaulich, die Legenden, die in der Menschheit über das Leben großer Männer kursieren, ja, die Vorstellung des „großen Mannes“, des „Genies“ überhaupt von diesem Standpunkt aus zu untersuchen: wie sehr sie einer hintergründigen Verlogenheit und billigen Selbsterhöhung des „kleinen“ Mannes ihren Weiterbestand verdanken, — so manche dem Gedächtnis der Menschen eingeätzte Mandelbogenbilder würden ihren Zauber verlieren, so mancher Glanz würde verblassen, so manche Ungerechtigkeit, die zu stets neuen Ungerechtigkeiten verleitet, würde gutgemacht werden.

Es geht nie um den Einzelfall, wenn solche Legenden gepflegt, verteidigt, kritisiert werden. Es geht immer um die Lebenslogik des Betrachtens, die sich am Einzelfalle übt, um sich in der Wirklichkeit auszuwirken. (Hier liegt, nebenbei bemerkt, der Grund, weshalb man den Biographen bedeutender Männer oft weniger philologische Sachkenntnis und mehr Lebensweisheit und Phantasie empfehlen möchte. Wo ist Goethes Biograph, der uns alle Halbheiten in diesem Leben aufzeigte und es dadurch allen Unzulänglichen und allen Unzulänglichkeiten im deutschen Leben schwer machte, sich auf Weimar zu berufen?) Nun, was Tolstois Frau anbelangt, — sie hat ihrem Mann zwölf Kinder geschenkt. Sie muß sich aber auch sonst einer beneidenswert robusten Konstitution erfreut haben, die hinter der ihres Gatten nur um ein Weniges zurückstand. Beide ertrugen ein vollgerüttelt Maß schreiender Widersprüche, von denen ein kleiner Teil genügt hätte, schwächere Naturen aus dem Sattel zu heben. Die „Kreutzersonate“, diese trübste Anklage gegen die Ehe, die je ersonnen wurde, — und vor allem unmittelbar eine Anklage gegen sie, die ihn irgendwie durch Eifersucht gereizt hatte (wie harmlos mag wohl die sicher nur gedankliche Eskapade dieser treuen Dienerin ihres Mannes ausgeschaut haben)! — diesen erschreckenden Ausbruch von Keuschheitszelotismus jenes lendenstarken Bauernstämmlings und militanten Christen, von dem sie bereits etliche Kinder hatte, schrieb die Frau mit demselben liebenden Eifer ab, in allen ihren Varianten, wie viele andere dickleibige Bände des Gatten. Nachdem sie der Dichter also in den Dienst der Keuschheit gestellt hatte, wurde er wieder Gatte und zeugte mit ihr noch einige Kinder.

All dies ist nicht lächerlich; all dies ist grandios und herzbeklemmend in seiner Rätselhaftigkeit. Tolstoi hat ein Wort über die Ehe gepredigt, mit dem man eine ganze Generation vergiften könnte: „Die größte Tragödie im Leben ist die Tragödie des ehelichen Schlafzimmers!“ Es muß wirklich tragisch zugegangen sein in dieser Ehe, wenn es auch nicht ganz sicher ist, auf welche Schultern die größere Last fiel. Hat es Tolstoi fertig gebracht, in diesem Kampf zu siegen, „oben“ zu bleiben? Zu siegen, nicht

über die Dämonen der Unterwelt, nicht über die Unvollkommenheiten des Daseins, sondern zu siegen über diese eine Frau von unverwüstlicher Lebensfülle, seine Frau, die ihm zwölf Kinder gebar und seine Werke in langen Nächten abschrieb? Es gibt einen Filmstreifen, durch seltsame Fügung des Geschicks entstanden und von den Erben Tolstois verwahrt, auf dem zu sehen ist, wie die Frau durch die Tochter von der Schwelle des Sterbezimmers des Mannes zurückgestoßen wird. Und die Nachwelt, nur auf ihr kleines moralisches Nebengeschäft bedacht, schuf eine Karikatur von der Frau Tolstois, in der sie uns als ein Mittelding zwischen einer Xanthippe und einer Gräfin Hanska dargestellt wird. Was ist die Wirklichkeit hinter diesem Ungereimten? Ist es der Kampf des Geistes gegen das Fleisch, oder ist es der Kampf des Mannes gegen die Frau, — eines grausamen, hoheitslüsternen Geistes, der seine letzten Unsicherheiten an dem einen Menschen austobte und Himmel und Hölle mobilisierte, um den Menschen zu massakrieren, der ihm am teuersten und daher am gefährlichsten war?

Es ist uns nicht um die Ehrenrettung der Gräfin Tolstoi zu tun. Ihre Tochter reist jetzt in Europa herum und ist, mit mehr oder weniger Geschick, um eine solche bemüht. Interessanter wäre es schon, dem Ursprung von Tolstois Lehren in seinem Kampf um Ueberlegenheit seiner eigenen Frau gegenüber nachzugehen. Ein unersättlicher Kampf, den er schließlich dadurch gewann, daß er ihn auf ein Terrain des Unerfüllbaren verschob. Es würde vielleicht so manches herausschauen über den „Ursprung der Moral" aus dem Geiste — wessen? der Lieblosigkeit, der Herrschsucht, des Geltungsstrebens? Welch unverwüstliches Stück Bojarentum in einer christlichen Lehre, die ihrem Propheten vor allem dazu verhilft, den sklavisch ergebenen Liebespartner noch tiefer zu versklaven! Ist es nicht dasselbe Mißverständnis, das Tolstoi verführte, aus der Bergpredigt einen treffsicheren Apparat zur radikalen Vernichtung des Menschengeschlechts zu bauen? Ethiker wollen wenig von solchen Erwägungen wissen, sie lehnen es ab, die Auseinandersetzung auf dem Boden der Wirklichkeit aufzunehmen. Sie mögen jedoch darauf verzichten, an dieser Wirklichkeit zu schmarotzen, die ihnen so unersetzlich wird, wenn sie ihr ihre Schäbigkeit vorwerfen können! Irgendwo schlummert eine lebendige Ethik in uns, die mißtrauisch wird gegen jede Wahrheit, deren Wurzeln die nüchterne Kritik des Alltags nicht vertragen. Die pietätvolle Tochter Tolstois wäre vielleicht besser um die Pflege des Werkes des Vaters bemüht, wenn sie nicht zwei Fliegen auf einen Schlag treffen wollte: des Vaters himmlisch und der Mutter irdisch Teil zu retten. B e i d e s läßt sich nicht retten. Tolstoi wird auf die Gloriole des tragischen Gottkämpfers verzichten müssen, wenn

uns seine lebendige Tragik rühren soll: Was allzumenschlich war in seinem Kampfe um Gott, zeigt uns am besten den Weg, der uns zu seiner und zu unserer wirklichen Qual führt.

RODA RODA

DREI WEGE ZUR VERRINGERUNG DES DEUTSCHTUMS

Gelegentlich der Friedensverhandlungen soll Clemenceau geäußert haben: es gebe zwanzig Millionen Deutsche zuviel. Ich will drei Wege angeben zur Verringerung des Deutschtums — Wege, die die Deutschen selbst seit Jahren schreiten, nicht ohne Erfolg.

I.

Viele junge Leute des Ostens — Mongolen, Juden, Esten, Nord- und Südslawen — möchten deutsche Schulen besuchen. Die Polizei hierzulande versagt ihnen die Aufenthaltsbewilligung, die deutschen Kollegen sehen die Gäste über die Achsel an.

Frankreich gibt landfremden Studenten Jahresstipendien von 12000 Franken. Das Geld ist keineswegs verloren: ein persischer Arzt, der in Paris studiert hat, wird sein Leben lang Zeitschriften, Zeitungen, Bücher, Instrumente aus Paris beziehen; seine Patienten nach französischen Bädern, zu Pariser Spezialärzten schicken. Ein in Frankreich vorgebildeter lettischer Jurist wird daheim früher oder später Minister werden, Parteigänger Frankreichs. Der madjarische Ingenieur französischer Schulung ist unbewußter Handelsagent Frankreichs, immerdar.

Deutsche Studenten, die ihren ausländischen Kollegen den Besuch hiesiger Hochschulen verekeln, engstirnige Behörden arbeiten wirksam an der Verringerung deutscher Weltgeltung.

II.

Es gibt — nach dem neuen Brockhaus und dem noch jüngern Meyer — 11 bis 12 Millionen Juden. Die Hälfte davon lebt im ehemaligen Rußland, in Galizien, Rumänien. In Deutschland zählte man 1910: 615000 Juden, etwa 1 v. H. der Bevölkerung.

Wer je die Länder jenseits der Ostgrenze Deutschlands bereisen mußte — und im Krieg ist dies Schicksal vielen beschieden gewesen — weiß, daß die Juden weit gen Morgen hinaus zähe Hüter und Erben einer deutschen Mundart sind. Ihnen lag, wenn sie europäisches Wissen trinken wollten, der neuhochdeutsche Quell zunächst.

Die Deutschen lehnen die Ostjuden ab; aus Notwehr riegeln sich sechs Millionen Juden im Zionismus, im Jiddischen ein. Sie haben Grammatiken, Schulen des Jiddischen, eine blühende

Literatur — Zeitungen und Theater in 17 Staaten. In New York allein, wo eine Million Juden lebt (neben 600 000 Deutschen), gibt es drei deutsche, doch fünf in hebräischen Lettern gedruckte jiddische Tageszeitungen — der „Vorwärts“ darunter mit 200 000 Abnehmern; es gibt kein einziges deutsches Theater in Amerika mehr (seit jenes von Milwaukee unterging), dagegen viele, wohl mehr als dreißig jiddische Theater.

Die jiddische Sprache hat zahlreiche Wörter aus dem Hebräischen und Slawischen übernommen, steht aber ansonsten dem Neuhochdeutschen näher als das Schwizerdütsch, das Platt oder gar die Mundart der Zipser und Siebenbürger Sachsen. Man prüfe daraufhin die Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in Basel.

Das Jiddische beherrscht einen Flächenraum, der jenen des Deutschen Reiches um ein Vielfaches übertrifft.

Sechs Millionen Ostjuden werden der deutschen Schriftsprache über kurz oder lang verlorengehen: genau wie sich vor ein paar Jahrhunderten die Holländer für immer abgespalten haben.

III.

Große gemischtsprachige Provinzen sind in Versailles vom Deutschen Reich getrennt worden; Oesterreich-Ungarn ist zerfallen.

Auf Universitäten und Colleges der Vereinigten Staaten lernten Deutsch:

1914 . . . . . . 32 000 Schüler,
1920 . . . . . . 11 000 Schüler.

Von den Einwohnern der Stadt Olmütz in Mähren bekannten sich:

1910: 13 000 als Deutsche, 3 000 als Tschechen;
1920: 8 000 als Deutsche, 14 000 als Tschechen.

Die Zahlen für die Stadt Marburg, Maribor an der Drau — einst zu Steiermark, jetzt zu Südslawien gehörig:

1910: 22 700 Deutsche, 3 800 Slowenen;
1922: 6 500 Deutsche, 20 900 Slowenen.

Liest man solche Buchungen, wird man zunächst an Fälschung, Terror denken. Nicht immer mit Recht. Man besinne sich:

In der Stunde, wo Olmütz und Marburg in andre Verwaltung gerieten, schieden Tausende von deutschen Soldaten, Beamten aus der Stadt; viele Deutschen wanderten freiwillig ab. Slawische Vororte wurde eingemeindet. Die Hauptsache aber:

In den gemischtsprachigen Gegenden der ehemaligen Donaumonarchie lebten viele, viele Leute, die zwei, drei, ja, vier Landessprachen von Kind auf fließend gebrauchten; ihnen kostete es keine Gewissensqual, nicht einmal innere Umstellung, sich eines

Tages aus Bequemlichkeit, aus Opportunität, auf gütliches Zureden der herrschenden Nationalität zuzurechnen; sie hatten eben von jeher beiden Völkern angehört: eine Mischrasse.

Seit dem Krieg und Verlust des Krieges verschwanden Tausende von deutschen Schulen im Elsaß und in Lothringen, in Schleswig, Westpreußen, Posen, Oberschlesien, im Baltikum; im ehemaligen Oesterreich-Ungarn, in Amerika und sonst in aller Welt.

Die Kinder all dieser Gebiete treiben auf der Schule nicht mehr Deutsch.

Daher wird auch jenen jungen Menschen, die die Kenntnis des Deutschen noch bewahrt haben — selbst jungen Menschen deutscher Muttersprache — die Fraktur allmählich eine fremde und immer fremdere Schrift. Sie greifen mit wachsendem Widerwillen nach Frakturgedrucktem: Büchern und Zeitungen.

Indem die Deutschen, wo sie in Massen wohnen, in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, an der Frakturschrift festhalten, zwingen sie den heranwachsenden Deutschen der Diaspora von Stunde zu Stunde mehr die Literatur ihrer Wirtsvölker in die Hände.

Die Frage „Fraktur oder Antiqua?“ hat sich seit dem Krieg auf völlig neue Prämissen gestellt. Sie ist abermals zu erwägen und zu prüfen. Ich, Roda Roda, war ehedem eifriger Anhänger der Fraktur. In keinem meiner Verlagshäuser fehlte die Klausel: mein Buch dürfe nicht antiqua gesetzt werden.

Seit dem Krieg bin ich anderer Ansicht worden. Ich kenne die gemischtsprachigen Länder einigermaßen; und ich kann nicht eindringlich genug mahnen, die Entscheidung der Frage „Antiqua oder Fraktur?“ nicht leicht zu nehmen, mit patriotischen Redensarten abzutun.

Das Beharren bei der Fraktur wird sich bald durch Verlust von Millionen Lesern rächen, durch neue Verringerung deutschen Wesens in der Welt.

ANTON KUH

AUSSPRÜCHE

Das Unglück der Deutschen: sie glauben, daß das Wort „Erotik“ von „Erröten“ kommt.

*

Das Schicksal einer Beziehung zwischen Mann und Frau ist in der Regel davon abhängig, welcher der beiden Teile um eine Tausendstelsekunde früher beunruhigend nach dem Nebentisch geblickt hat. Beziehungsweise: welcher von ihnen um eine Tausendstelsekunde früher bemerkt hat, daß der andere nach dem Nebentisch blickt.

FRANZ HESSEL

BRIEF ÜBER CASANOVA

Köln, im März 1762.

Liebwerte Base!

Was Sie mir von dem schimpflichen Verschwinden unseres weiland Hofiierers, des Herrn Casanova, aus Stadt und Land melden, nimmt mich nicht sehr wunder und hat hier in Köln auch sonst niemand groß gewundert, denn so glänzend dieser soidisant Chevalier hier und besonders in Brühl bei dem Fest, da er sogar Euer Gestrengen recht wohl gefiel, auftrat, so dachte doch jeder Verständige von ihm, daß er ein rechter Windhund und nicht viel Verlaß auf ihn sei. Seine Besonderheiten im Pharaospiel, ob er nun die Bank hielt oder auch nur pointierte, seine Sicherheit, den Herren das Geld abzunehmen, wenn er wollte, und die Damen gewinnen zu lassen, war immer recht verdächtig, ebenso seine verdrossene Bekanntschaft mit allerlei plötzlich auftauchenden Chevaliers de l'industrie, die er gern abgeleugnet hätte, seine hohen Douceurs machten unsere Kutscher und Lakaien stutzig, seine beständigen Vergleiche mit Paris und Trianon ärgerten, seine auffälligen Manieren, die immer noch bessere Gesellschaft sein wollten als die gute, machten ihn eher lächerlich als bewundernswert. Jüngst wurde hier sogar erzählt, seit er in Rom beim Heiligen Vater war, soll er mit dem Kreuz des Ordens vom goldenen Sporn herumlaufen, von dem doch jedermann weiß, daß es ein käuflicher Bettel ist.

Hier ist man seinerzeit eigentlich ganz froh gewesen, als er sich davongemacht hat und nicht abgewartet, bis ihm die Tür gewiesen worden wie anderwärts. Und so weiß ich nicht recht, warum die liebwerte Cousine glaubt, daß mir sein neuerliches Mißgeschick so sehr zu Herzen gehen sollte. Ich hab den Herrn Chevalier vom goldenen Sporn nicht mehr in mein Herz geschlossen als Sie, liebe Base. Denn das können Sie nicht leugnen, daß Sie ihm auf dem Ball des Kurfürsten schöne Augen gemacht haben und bei seinem prächtigen Frühstück, wo er immer mit der Serviette auf dem Arm herumlief und seinen Gästen aufwartete wie ein Lakai — er vermeinte damit besonders vornehm zu sein, war aber wirklich, was er spielte, ein Lakai — ja, da konnten Sie ihn, wenn er Ihnen im Vorübergehen aufwartete, gar nicht lange genug festhalten, steckten ihm die besten Bissen von Ihrem Teller in den Mund und littens gern, daß er sich weit vor und auf die Schätze niederbeugte, die Ihr Mieder zu sprengen drohten. Ob er diese Schätze bei einsamerer Gelegenheit genauer betrachtet hat, weiß ich nicht, will auch nicht nachfragen, während ich aus Ihrem lieben Sendschreiben zu ersehen glaube, daß Sie ein wenig neugierig sind,

wie weit der berüchtigte Herzensbrecher mit meinem Herzen gekommen ist.

Nun, nun, ich habe meinen allerliebsten Eheherrn, der, wie es schon seine viele Beschäftigung und Würde mit sich bringt, ein etwas regelmäßiger Gatte, aber doch ein herzlicher Schatz ist, und wenn man erst auf seine Art eingeht, auch glücklich zu machen weiß. Mit meinem österreichischen Grafen und Generalleutnant, nach dem Sie so eifrig fragen und von dem alle Welt weiß, daß er mein Amant oder Cicisbeo oder was Sie wollen war, — warum sollt ichs ableugnen — mit dem Ketteler also, hab ich schon lange, daß Sie es nur wissen, gebrochen. Er hat wohl immer eine gute Figur gemacht, etwas pompös allerdings und eigentlich nicht so liebenswürdig wie damals, als Sie hier waren, die Herren von der alliierten französischen Armee (den schlanken kleinen de Lastic hat Sie wohl noch nicht vergessen, Bäschen, und den eleganten de Castries? —), gut, sage ich, hat er immer ausgesehen, mein breiter Generalleutnant, aber unterweilen hab ich doch gespürt, daß er ein eitler Gesell ist, dem mehr an seiner Geckenehre lag als daran, ein liebendes Weiberherze glücklich zu machen. Und das hab ich gerade in der Zeit zuerst gemerkt, als der berüchtigte Signor Giacomo Casanova hier sein Wesen hatte und meine Loge frequentierte, was die französischen Offiziere ein wenig und meinen dicken Oesterreicher arg verdroß. Der Casanova war ja auch eitel, aber wie ein Kind, und sagt es selbst und lacht mit darüber, mein Ketteler aber war eitel wie ein Mann, und das ist garstig und macht kein Pläsier. Oh, meinen Grafen, den mußte man erst lange flattieren ehe er ein winziges Kompliment hergab, er konnt einem kein Blümchen reichen, ohne daß es gewaltige Umstände machte. Der Signor Giacomo aber hatte eine solche Fülle von Komplimenten zur Hand wie lauter Kissen, die er einem unterlegte und hinterschob, daß man weich darauf saß und daran lehnte, und alle so zutreffend und bequem, nur wurdens zuviel, und man konnt immer nur abwehren und eindämmen, so dringlich war er, und zugleich doch so verhalten schmollend wie ein Jüngferchen, dem einer zu nahe getreten, wann man ihn nicht nahe genug ließ, kurzum, es war immer ein recht unterhaltendes Hin und Her mit ihm. Er war allezeit so beschäftigt mit unsereinem, daß man sich notgedrungen mit ihm beschäftigen mußte. Mein Herr Graf brauchte sich wahrhaftig keine große Mühe zu geben, um mich heimlich zu sehen, da jedermann um die Heimlichkeit wußte; gleichwohl war er immer so feig und benommen, als gings um seine Unschuld und nicht um meine. Da war der Giacomo ein anderer Kerl, dem war kein Ort zu gefährlich, keine Gesellschaft zu feindlich, um mir auch nur einen Augenblick die Hand drücken zu dürfen. Und hatte er Gelegenheit, einen Kuß zu stehlen, so wußte er daraus eine Angelegenheit zu machen, als gings ums Heil der Welt. Mein Herr Graf hat nicht eine Viertelstund im Regen auf mich warten mögen,

wenn er seine Kalesche nicht dabei hatte. Was aber tat der Giacomo? In einem dumpfen engen Beichtstuhl hat er sich einen ganzen langen Tag zusammengekrümmt gehalten, bis die Kirche leer war, nur damit ich ihn heimlich aus seiner Haft erlöste; auf einer dunklen Treppe (Sie wissen, die, so von unserem Haus geradewegs in die Kirche führt, und auf der wir Sonntags hinuntergehen zur Messe), auf der also hockte er zwischen Ratten und Mäusen und immer in Gefahr von Domestiquen aufgestöbert zu werden, und nur, um eine Stunde in das Antichambre zu kommen, wo doch nebenan mein lieber Gatte schlief, also daß er sich sehr heimlich verhalten mußte, um den Herrn Bürgermeister nicht aus seinem leisen Sorgenschlaf zu stören. Und da es nun doch wohl heraus ist und Sie eine alte Freundin und Confidente sind; die etlichen Caressen und Liebkosungen, so ich von ihm erfahren, waren besser als die ganze amouröse Intrige mit meinem prächtigen Herrn Grafen und so hinreichend für diese kleine Herzensewigkeit und Lebensendlichkeit, daß ich seither meinem Eheliebsten treu bin, den übrigens besagter Giacomo immer mit besonderer Verehrung und Aufmerksamkeit behandelt und politische Diskurse mit ihm hatte, wie es mein Gestrenger liebt; und Sie wissen, es tut einer Frau wohl, wenn der Sospirante freundlich zu dem Eheherrn ist.

So wünsche ich ihm denn, daß er noch manche Frau glücklich und lustig machen möge und vergönne ihn den anderen jüngeren gern, diesen eifrigen Gesellen. Mag er auch noch einige Narren nasführen im l'Hombre und Piquet und Pharao und sich lächerlich machen mit seinem venezianischen Furlanatanz, wo er was Erstaunliches zusammenschwitzt und -stampft, auch den Leuten von seiner abenteuerlichen Flucht aus den Bleikammern erzählen (ich habs zweimal mitangehört, jedesmal hats über zwei Stunden gedauert, und das zweite Mal war es noch viel schöner und abenteuerlicher als das erste). Ach, ich bin doch froh gewesen, als er fort war, der Haderlump! Es wird ihm auch gewiß nicht allzu schlimm ergehen, wenn er jetzt auch wieder einmal fliehen muß, wird er anderswo bald wieder ein großer Herr sein, gut gekleidet und wohl versehen mit Zechinen und Dukaten, und den Damen Süsses sagen wie vormals

Ihrer getreuen Cousine B.,

die nach diesem späten Geständnis schließt mit den besten Segenswünschen für Ihr Ehebett und liebendes Herz.

(Aus einem Bonner Familienarchiv und fast aus dem Französischen übersetzt.)

DON JUAN DER LANDSCHAFTEN

Die meisten Menschen sind keusche Reisende. Sie sind Ehemänner irgendeiner Heimatlandschaft, der sie Treue gelobt haben und der sie Treue halten. Sie sind in die Reize und in die Wärme ihrer Frau verliebt, sie kennen nur ihre Nacktheit und ihre Umarmung, ihren Körperduft und ihre Heimlichkeiten. Sie gehen durch die fremde Landschaft ohne Gelüste des Besitzergreifens, des Ansichreißens, ohne Trieb zur Vermengung. Sie sehen Städte, Gebirge, Ebenen, Flüsse, als wären es Mannequins, wenn nicht gar Wachspuppen, die ihnen die Erde, behangen mit ihren bunten Kleidern, vorführt; sie freuen sich an den prächtigen, an den düsteren Gewändern, sie bewundern sie, sie zerstreuen sich, sie entspannen sich an ihrem Anblick, aber sie dringen nie mit tastendem, mit verlangendem Gefühl bis zum warmen Fleische der Landschaft, das unter den Gewändern lebt, sie kennen nicht die Erotik des Reisens.

Es gibt allerdings welche, die von einer plötzlichen, unbezwingbaren Liebesleidenschaft für eine fremde Landschaft befallen werden, von einem Taumel, einer Raserei, die sich in dieses Stück fremder Erde mit allen ihren Sinnen einwühlen, sich nicht losreißen können und, fern davon, in ihrer Heimat, vor Sehnsucht vergehen. Das ist eine vom Schicksal bestimmte, eheliche Untreue, eine Leidenschaft für eine plötzlich auftauchende Frau, die so alles verkörpert, was diesen einen Menschen lockt, zieht und befeuert, daß ihr keine Treue standhalten kann. Das Korfu der Kaiserin Elisabeth, Sils Maria Nietzsches, der Gardasee Hartlebens. Italien ist die ewige Buhlschaft des Deutschen. Aber es ist nur eine einzige Frau, in deren Banne die Ehe gebrochen wird.

Doch die wahren Reisenden sind die Don Juane der Landschaft. Sie begnügen sich nicht mit dem Schauen, sie werden nicht von einer einzigen Landschaft betroffen. Sie wollen alle diese Landschaftsleiber besitzen und sie wollen — und das ist vielleicht der raffinierteste Stachel, der alle Don Juane treibt — von ihnen besessen werden. Es lockt sie, bis ins Intimste der Landschaften zu dringen, Leib an Leib mit ihnen zu liegen, von ihrer wohligen, geheimen Nestwärme umfangen zu sein. Sie sind von der seligen Unruhe Don Juans befallen, den es von einem Frauentyp zum anderen treibt, der gleichsam in jedem Typ zu Hause gewesen sein will. Sie kennen nicht schöne und häßliche Landschaften. Für sie ist alles begehrenswerte Erde wie für Don Juan aus jeder Frau das Begehrenwert-Weibliche hervorwinkte. Jensen schildert einen Mann, der in einem zerfallenen, verlassenen Hause, leer bis auf einige verrostete Gerümpel, eine seltsame Wollust der Oertlichkeit empfand. Gorki erzählt von einem anderen, in dem sich

Anhänglichkeit und Zuneigung zur Müllabladestelle draußen in der Stadt entwickelte. Das sind Grenzfälle. Aber ich selbst empfinde eine tiefe Zärtlichkeit — ich kann es nicht anders nennen — zum Karst, auf dessen gebleichten Steinen ich sommerlang gelegen bin. Und von polnischen Bauernhütten mit erdzerstampftem Boden, breitem Schlafherd, mit Mist und Morast vor der Türe träume ich oft wie von einer Bauernmagd, von einer guten Amme, in deren Armen ich gelegen. Ja, „Don Juan der Landschaft“ — das ist kein bloßer, schöner Vergleich. Es geht tatsächlich etwas Körperlich-Erotisches von der Landschaft aus, von der „Mutter Erde“, von den „Müttern Landschaften“. Sie sind vielleicht Mütter und Geliebte zugleich, wir Kinder und Liebende, im Unterbewußtsein von einem Freudschen Oedipuskomplex zur Landschaft erfüllt. Wie oft taucht vor mir, unvermittelt in Arbeit, Gesellschaft, Konzert oder Theater das klare, deutliche Bild irgendeines Stückchens fremder Erde auf, ein Waldrand in Kärnten, ein Haus in Pompei, ein Stückchen Meer bei Aquileja und erfüllt mich so mit schwebender Wehmut, mit Fernweh, mit körperlichem Verlangen, als sähe ich plötzlich das Bild, als spürte ich plötzlich die Wärme einer einst Geliebten. Und seltsam! Oft verbindet sich ungewollt dies Bild mit dem Bilde eines Mädchens, das man am anderen Ende der Welt einmal einige Tage sein genannt und längst vergessen. Wer weiß, nach welchen Regeln die Erinnerung in unsere Hirne eingeschrieben wird, und wie unsere Seele eine Landschaft und ein Mädchen, die einander fremd, auf den gemeinschaftlichen Nenner eines Erinnerungsbegriffes bringt?

Landschaft — das heißt nicht bloß Erdoberfläche, Wald und Strom, es heißt auch Mensch. Der wahre Don Juan verbrüdert, verschwägert sich auch mit den Bewohnern der Landschaft, er taucht tief in ihrem Wesen ein, er läßt sich zu ihnen in die Landschaft gebären. Und hier gibt es schließlich einen Augenblick, wo der alte Don Juan und der Don Juan der Landschaft zu einer einzigen Person verschmelzen.

Die Frauen haben einen wunderbaren Instinkt für die Dinge, sie bemerken alles, mit Ausnahme des Selbstverständlichen.

*

Wenn man in sich selbst vernarrt ist, so ist das den Anfang zu einem Roman, der das ganze Leben lang dauert.

Oscar Wilde

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Maiwoche

Als vor anderthalb Jahren Deutschland, zu letzter Verzweiflung getrieben, den Versuch machte, Finanzen und Währung zu sanieren, da war die Aufgabe um vieles leichter als das Stabilisierungsvorhaben, das heute Frankreich unter Führung von Caillaux betreibt. Leichter war die Aufgabe, obwohl das deutsche Volk, halb zu Tode gehetzt, kraftlos am Boden lag, obwohl alles Betriebskapital zerronnen war, obwohl die Ungewißheit der Reparationsbedrohung die Aufbaukräfte lähmte, leichter einfach deshalb, weil die psychologischen Voraussetzungen für die Stabilisierung gegeben waren. Weil ein ganzes Land gebieterisch nach dem Ende schrie, darum vermochte Finanzminister Luther seinen großen Erfolg zu erzielen. Frankreich hat diesen Grad der Stabilisierungsreife noch nicht erlangt. Der Geldwert ist erst auf ein Fünftel seiner Parität gesunken. Eine gewinnlüsterne Industriellenclique hat den Becher der Schuldenbefreiung noch lange nicht zu Ende gekostet. Die Hemmungen, die von dieser Seite her dem Sanierungsplan hinter den Kulissen in der nächsten Zukunft entgegengestellt werden, sind nicht zu überschätzen. Aber auch die Masse der kleinen Kapitalisten und Rentner hat noch nicht begriffen, worum es geht. Sie alle warten, töricht und gläubig, auf den Wunderdoktor, der mit dem Zauberstab das fiskalische Defizit schließen werde. Sie sträuben sich gegen jeden offenen Eingriff in ihre Vermögenssubstanz und sehen nicht, daß er tausendmal milder und dennoch wirksamer sein würde, als der versteckte Eingriff mittels Inflation, der das Vermögen in ganz anderem Tempo zum Schwinden bringt, bevor es dem Besitzer recht zum Bewußtsein gekommen ist. Das nämlich ist ein weiterer großer Unterschied von der Lage, in der sich Deutschland im November 1923 befand, daß Frankreich von den Staatsschulden nicht frei ist, sondern sie mit einem Fünftel — das ist ein gigantischer Rest! — weiter zu tragen hat, während Deutschland, als es den Budgetausgleich auf sich nahm, „der toten Hand" keinen Tribut mehr zollte.

Wird Caillaux die Hoffnungen erfüllen, die die Welt auf ihn setzt? Was bisher über sein Programm verlautete, klingt etwas enttäuschend: Maßnahmen gegen Kapitalflucht dürfen zwar in keinem Sanierungsprogramm fehlen, das auf Volkstümlichkeit Anspruch erhebt. Einen ernsthaften Erfolg wird sich der kluge Caillaux

davon selbst nicht versprechen. Die Neu-Einschätzung der Einkommen freier Berufe kann ein notwendiges Glied im Veranlagungsgeschäft sein, zählt aber durchaus zu den kleinen Mitteln; denn die freien Berufe sind es sicher nicht, die den Etat stützen. Allgemeine Erhöhung der Erbschaftssteuer — ein weiterer Punkt im Programm — das läßt sich schon eher hören; nur fehlen bis heute konkrete Angaben über die Höhe der Sätze, mit denen die Vermögen beim Erbwechsel belastet werden sollen. Die Schaffung einer nationalen Rückversicherungskasse unter Beteiligung des Staates ist ein Experiment, das mindestens im Anfang keinen hohen Ertrag erwarten läßt. Eine Beteiligung des Staates an den Ueberschüssen der Petroleum- und Zuckerraffinerien kann, wenn ihre Durchsetzung gelingt und nicht am Widerstand der betroffenen Industrien scheitert, einen erwünschten Zuschuß bringen. Mehr noch verspricht die geplante Erhöhung der Tabakpreise. Das deutsche Beispiel lehrt, daß die Tabakbelastung bis zu einem sehr hohen Grade durchführbar ist. Wird sie obendrein rationell gestaltet (was in Deutschland nicht der Fall, sondern nach den Ratschlägen des Daweskomitees erst noch geschehen müßte), so läßt sich die Tabaksteuer sogar zu einem Pfeiler des Etats ausbauen. Ein abschließendes Urteil darüber, ob es schon mit Hilfe dieses zunächst dürftig anmutenden Programms möglich sein wird, das Defizit von 3,9 Milliarden Franken zu decken, ist nicht möglich. Frankreich glaubt, daß Caillaux seine Haupttrümpfe noch in der Hand behalten habe. Zur Frage der Vermögensbesteuerung bindende Erklärungen abzugeben, hat er vermieden. Daß es jedoch ohne ein außerordentliches Mittel abgehen werde, ist unwahrscheinlich. Der Zähigkeit und Intelligenz eines Caillaux kann man zutrauen, daß er die Lage übersieht, und man wird es ihm, gerade wenn man die Schwierigkeiten kennt, die in der Einstellung des Landes liegen, nicht verargen dürfen, wenn er sein Pulver nicht mit einem Male verschießt. Gelänge es ihm beispielsweise, eine Auslandsanleihe großen Stils abzuschließen und mit ihr das Loch vollends zuzustopfen, so wäre dieser Weg wahrscheinlich der kürzere, und darum der Kapitalbesteuerung vorzuziehen, auch wenn deren Ausbleiben als eine Ungerechtigkeit empfunden wird. Denn zunächst kommt es noch nicht so sehr darauf an, wie stabilisiert wird, als daß stabilisiert wird. Ohne Opfer wird aber auch Auslandsgeld für Frankreich nicht zu haben sein. Schon ist die Verpfändung von Staatsmonopolen und sogar der Verkauf einer Kolonie in die Debatte geworfen worden. Ueberall her erscholl das gewohnte „Unerträglich“. Als ob es nicht erträglicher wäre, ein Hoheitsrecht hinzugeben, als das Land an der Finanznot verbluten zu lassen. Frankreich wird nicht widerstandslos in den Abgrund gleiten; dazu sind die Abwehrkräfte zu rege. Wenn es aber bald aus der Finanzmisere heraus will, dann muß es in vielen Punkten noch gründlich

umlernen. Caillaux allein kann die Aufgabe nicht meistern, beim besten Willen, bei höchster Einsicht und äußerster Anstrengung nicht. Frankreich selbst, das ganze Land, muß die Stabilisierung vollbringen.

Das Rezept ist köstlich und wäre wirklich der Nachahmung wert, wenn es sich auch auf andere Arten von Schuldverhältnissen anwenden ließe. Wie bezahle ich meine Gläubiger, ohne daß es mich etwas kostet? Nichts einfacher als das: man male das Schreckgespenst der Spekulation an die Wand und erkläre der Außenwelt, daß nur der alte Gläubiger geschützt werden dürfe, nicht aber der verruchte Neubesitzer einer Forderung, der auf dem Rücken des bedauernswerten Schuldners eine unrechtmäßige Bereicherung versucht. Dann schiebe man die Beweislast dafür, daß Altbesitz besteht, dem anderen zu und suche den Zeitpunkt, den das Kriterium abgibt für alt oder neu, so weit zurück, daß bestimmt nur ein winziger Bruchteil der Schuld als Altbesitz anerkannt zu werden braucht. Dann werfe man sich bitte in die Brust und singe das hohe Lied der Gerechtigkeit. Das Verdienst, das Problem der kostenlosen Gläubigerbefriedigung — wer hätte noch nicht darüber nachgegrübelt? — auf diese wahrhaft geniale Weise gelöst zu haben, gebührt den Regierungsparteien. In dem Aufwertungskompromiß, bei dem der Reichsverband der deutschen Industrie, wie es scheint, sehr intensiv Pate gestanden hat, haben sie das staunende Volk gelehrt, wie man aus Wasser Wein, aus Sand Gold machen kann. Wenn jetzt die lästernden Zungen nicht verstummen, die sich darüber beklagen, daß die Aufwertungsreglung für Industrieobligationen von Anfang bis Ende ein großer Skandal ist, dann kann den Kläffern eben nicht geholfen werden. Denn haben nicht die anspruchsvollen Gläubiger jetzt alles erreicht, was sie wollten? Volle 25 v. H. des Goldmarkbetrages wird auch die Industrie ihren Obligationären gewähren! Wenigstens auf dem Papier (und darauf kommt es doch an). Die Zusatzaufwertung, die die Lücke zwischen den 15 v. H., die die Industrie zu zahlen bereit war, und den 25 v. H., die die öffentliche Meinung als Aufwertung forderte, diesen Unterschied von 10 v. H. gibt man in Form von Genußscheinen. Eingedenk unseres Rezeptes können natürlich nicht sämtliche Gläubiger den Genußschein erhalten. Nachdem man in allen dafür in Betracht kommenden Verbänden seit Monaten gegen die Unterscheidung von Alt- und Neubesitz bei den öffentlichen Anleihen gezetert hat, weil sie dem Charakter des Inhaberpapiers Hohn spreche, den Kredit des Staates für alle Zukunft zerstöre usw. usw., besann man sich im letzten Augenblick, daß sich diese Unterscheidung, gegen die man mit allen Mitteln angekämpft hatte, für den eigenen privaten Hausgebrauch

der Industrie doch eigentlich vortrefflich eigne. Während nämlich bei den öffentlichen Anleihen die Differenzierung ihren guten Grund hat, erstens weil Altbesitz in nennenswertem Umfange noch besteht, zweitens weil der Etat so wenig wie möglich belastet werden darf, verliert das gleiche Unterscheidungsprinzip, auf die industriellen Schuldverhältnisse übertragen, jeden Sinn. Bei den öffentlichen Anleihen ist der Staat letzlich der alleinige Schuldner, dessen Leistungskraft zugunsten des Altbesitzes auf diese Weise gestärkt wird. Bei den industriellen Schuldnern hängt die Aufwertungspflicht nun nicht mehr von ihrer Potenz ab, sondern davon, wieviel Altbesitz zufällig noch sich anfindet. Da aber Industrieobligationen keine mündelsicheren Papiere sind, sondern marktgängige Werte ersten Ranges, so bedeutet eine Regelung, bei der nur den Altbesitzern etwas zugewendet wird, wenn man sie von Theorie in die Praxis übersetzt, nichts anderes, als daß man die Zusatzaufwertung einer Klasse von Gläubigern zuwendet, die überhaupt nicht existiert. Wie wäre es, wenn man nächstens auch Alt- und Neubesitz von Aktien unterscheiden würde? Nach außen tut man so, als zahle man etwas, während in Wirklichkeit kaum ein Pfennig ausgegeben wird. Und wenn sich trotzdem hie und da ein Individuum einfinden sollte, das das Kunststück fertig bringt, Altbesitz an Industrieobligationen nachzuweisen, was für armselige Zettelchen sind es dann, die er ausgefolgt erhält. Die Verzinsung der Genußscheine beginnt überhaupt erst, wenn die Aktionäre zuvor 6 v. H. erhalten haben. Folglich werden in der Zukunft Gesellschaften, bei denen sich eine solche Genußscheinschuld herausstellen sollte, ihren Aktionären klarmachen können, daß sie sich mit einer Gewinnausschüttung von 6 v. H. begnügen müssen, um der entsetzlichen Gefahr zu entgehen, daß die Gesellschaft an die lästigen Genußscheingläubiger einige Mark herauszuzahlen hat. Das ist ja das Lächerlichste an der ganzen Komödie, daß sie um Beträge gespielt wird, die kaum ein paar Mark pro Mille des Eigenkapitals der in Frage stehenden Unternehmungen ausmachen. Und wie oft wird diese zusätzliche Aufwertungsverpflichtung künftig ins Treffen geführt werden, wenn es sich um Festsetzung von Löhnen, Preisen und Steuern handelt! Im schlimmsten Falle müssen auf die Genußscheine 6 v. H. gezahlt werden. Ueberschlägt man, was von der ganzen deutschen Industrie zusammen maximal aufgewendet werden wird, so wird man mit knapper Not zu einer achtstelligen Zahl gelangen. Aber hat sich die Industrie nicht glänzend aus der Affäre zu ziehen vermocht? Die leistungsfähigsten Kreise streuen hier den Gläubigerschichten Sind in die Augen, um sich dann, ohne etwas gezahlt zu haben, durch ein Hintertürchen zu empfehlen.

GLOSSEN

IM THEATER PIRANDELLOS

Das Teatro Odescalchi, genannt Teatro d'Arte di Roma, liegt klein und still in der Via SS. Apostoli, zehn Schritt entfernt vom Hochbetrieb des Corso Umberto I. Eine zweiflüglige Glastür führt von der Straße ins Foyer (blaßlila mit Silber), darin zur Rechten an einer kleinen Theke ein Kavalier im Smoking lehnt: der Kassierer. Und wie reizend, diskret, privat, intim, scharmant, anregend und präludierend ist schon das Billettlösen! Kein Gebrüll durch autoritätheischende Schalterfenster, kein „Vorsicht, bissige Hunde!"; nichts, das dem Besucher die Sache von Anbeginn verleidete. . . Für seine Kasse gebührt dem Theaterdirektor Pirandello das erste Lob.

Das Foyer zeigt, in sinniger Komprimierung, an der linken Wand die Türen zum Parkette, ihrer zwei; an der rechten eine kleine Garderobe, darüber eine Galerie mit Vorhang, aus dem das Geklapper einer Schreibmaschine dringt: das Bureau (Sitz der Direktion, der Verwaltung, des Dramaturgen usw.). An der Hinterwand, immer vom Eingang aus betrachtet: eine schwungvolle Treppe zum Rang und eine Oeffnung, durch die man in die Niederungen des Büfetts hinabsteigt. Das alles wirkt zierlich, luftig, anmutig und belebend.

Neben dem Foyer liegt, ungefähr ebenso groß wie dieses, der Zuschauerraum (mattgrün mit Silber): sanfte Samtfauteuils im Parkett, winzige Logen im Rang. Winzig, wie dieses ganze putzige Miniaturtheater. Märchenhaft große Laternen leuchten darein. Märchenhaft große Liebe und Sorgfalt hat das kleine Haus eingerichtet und eine Handvoll Details ersonnen, die bald zum Lächeln, bald zum Schmunzeln reizen und das bewirken, was unsere tüchtigen Kabarettconférenciers verscheuchen, indem sie „Stimmung, Stimmung. ." rufen. Hier ist „Stimmung", noch ehe das Spiel beginnt, erzeugt durch Farben, Linien und Lichter, durch eine proszenarische Regie, die an die rechte Stelle den Akzent eines Smokings oder die Pointe einer Livree zu setzen weiß. Vom präbellistischen Pomp gleich weit entfernt wie von der lieblosen Nüchternheit unserer angebeteten Reformer entstand ein Raum, in dem zu verweilen eine Lust ist, und die Bescheidenheit der Mittel, die Einfachheit und Billigkeit, mit der alles erreicht ist, sollte zum Nacheifern ermutigen.

Leicht und licht ist dieses Theater to the happy few, eine Improvisation in Architektur. Improvisiert ist zum Teil auch die Technik. Und zum Teil erhöht dies den Reiz. Wenn noch nicht alle fertig sind, wird gewartet. Wenn die Dekorationen aufgebaut werden, die von Pappe sind, vernimmt man die Zurufe der Bühnenarbeiter, die nicht von Pappe sind.

In diesem Hause soll das gesamte moderne Theater der Welt zu Worte kommen; englische, amerikanische, französische, spanische und vornehmlich russische Autoren. Von den deutschen ist G. Kaiser vorgesehen: „Der Brand im Opernhaus", wenn ich nicht irre, und wohl auch „Von morgens bis mitternachts".

In diesem Hause sah ich Massimo Bontempellis neue Komödie „Nostra Dea", und bin einigermaßen beruhigt, auch hier dramatisches Surrogat zu finden, zu sehen, daß auch Pirandello irren kann.

Bontempelli, geboren 1878 zu Como, wo ihm noch kein Denkmal gesetzt ist, wie Pirandello, vorerst Literaturprofessor an einem königlichen Gymnasium, arbeitet speziell in grotesker, doch zarter Erotik und sanfter Phan-

tastik mit nicht immer glücklich angesetztem doppelten Boden: neben Rosso di San Secondo der Lieblingsjünger des Herrn. (Alle drei vom italienischen Publikum — tout comme chez nous — heute noch für verrückt gehalten.) Sein Ruhm ist dadurch sehr groß, daß man ihm irrtümlicherweise Komplimente macht für die Werke von Beltramelli. (Ungefähr, wie wenn bei uns einer Thomas Mann für den „Untertan“ lobt und Heinrich für die „Buddenbroks“.)

Bontempelli (nicht Beltramelli) hat aus der Alltagsweisheit, daß Kleider Leute machen und die Farben, die man am Körper trägt, auf die Seele abfärben, vier Akte dünne Komödie gesponnen, in denen Dea, die Heldin, sich mehrmals umzieht und umgezogen wird, indem ihr zufällig wer was überwirft, und sie sodann jeweils eine andere ist: nervös und keß in Beige; sanft, hingebungsvoll in Grau; kalt in Weiß; kühn in Gold; kühl in Wasserblau; traurig, verzweifelt in Schwarz usw.

„Und wie ist sie nun, wenn sie gar nichts. . . Aeh, wie ist sie nun, wenn sie, äh . . . wenn sie . . . badet?“ fragt Vulcano, dem die Zofe das Mysterium ihrer Herrin zum besseren Verständnis im Publikum gleich zu Anfang des Stücks erklärt.

„Oh, dann ist sie wie ein Kind: unschuldig, nackt. . .“

„Herrlich. . .“

(Ich zitiere aus dem Kopfe, aber das Bild des Dialogs ist unbeschädigt; Bontempelli schrickt nicht einmal davor zurück, wenn Dea zur Redoute als Schlange kostümiert kommt, den Vulcano ausrufen zu lassen: „Eine vollendete Schlange!“)

In die Reihe von Situationen, die entsteht, indem das Mysterium mit zwei Männern, zwei Zofen und einer Schneiderin zusammentrifft, ist ganz lose, ganz locker, ganz nebenbei eine winzige, belanglose und ganz herkömmliche Eifersuchtshandlung

zwischen einer o so sentimentalen Gräfin Orsa und einem o so feurigen Fürsten Dorante verwoben.

Es ist hübsch, aber ist es dramatisch?

Es ist hübsch, aber ist es unterhaltsam?

Es ist hübsch, aber ich kann mich der Empfindung nicht erwehren, daß es langweilig ist.

Was jedoch Bontempelli vor unseren Schreibern langweiliger Komödien voraus hat (und was zugleich den wahrhaften Wert der Komödien Pirandellos und Rosso di San Secondos ausmacht), ist das romanische Blut. Ganz dichte Fäden verbinden ihn (trotz allem) mit Molière; z. B. wenn er eine hahnebüchene Persiflage auf die Bakteriologen losläßt, daß die Mitspieler vor Entsetzen ins Parkett fliehen. Ganz deutlich ist die Tradition der Commedia dell' arte spürbar, wenn Vulcano-Arlecchino und Marcolfo-Pantalone liebeslustig und todestraurig Dea-Colombina umschwirren, grazil, schwerelos, unendlich zart.

Es ist hübsch, aber . . .

Aus der Erwägung, daß es für den zivilisierten Menschen kein Drama gibt, bekennen Pirandello und seine Jünger sich freimütig zum dramatischen Divertissement. Pirandello wendet die romantische Ironie, die im Norden nur auf die Form des Dramas angewandt wurde (von Grabbes „Scherz, Satire usw." bis zu Max Herrmanns „Alwine und Aujust"), auf die Fabel des Dramas an, hebt es an seinen Wurzeln, kippt es um und erzeugt ein dramatisches Divertissement, das tief und gefährlich ist, schön und aufregend. Seine Jünger suchen nach Kräften, es ihm nachzutun. Aber sie dringen nicht bis zu den Wurzeln. Und es gelingt nichts, als ein leises Rütteln, das weder dramatisch noch ein Divertissement ist . . .

Gespielt wurde die Komödie wie edle Kammermusik. Das moussierende Bühnentemperament der Italiener ist im Teatro Odescalchi nach russischem Muster gebändigt, und über dem wundervoll funktionierenden menschlichen Apparat vergißt man gern den weniger wundervoll funktionierenden technischen. Colombina, Arlecchino und Pantalone waren Marta Abba, Lamberto Picasso und Enzo Biliotti; und sie tanzten und lachten und schluchzten so melodisch, daß man nie und nimmermehr begreifen kann, warum bei uns die größten Sprachfehler immer den größten Erfolg haben und das unmelodischste Gekrächz immer für die beste Musik gilt. Schade nur, daß man sich, zum Teil der primitiven Bühnentechnik wegen, nicht dazu entschließen kann, mit der Tradition der endlos langen Pausen zu brechen, die in der italienischen Oper aus tausend und drei soziablen Gründen zu Rechte, im literarischen Theater (contradictio in adjecto) jedoch auf Kosten der Literatur und des Theaters zu Unrecht bestehen. So zerrte man die vier dünnen Akte von um neun bis gegen eins in die Länge, mit dem Erfolg, daß sie nur immer dünner und die Hörer, was bei der Oper oft von Nutzen ist, beim Schauspiel aber immer schadet, nur immer müder wurden.

Das Teatro d'Arte di Roma ist die erste italienische Bühne mit festem Ensemble und die einzige, die ausschließlich junge Kunst bringt. Ob beides in Italien möglich sein wird, sollen die Abrechnungen auf jener Galerie lehren, aus derem Vorhang man das Geklapper einer Schreibmaschine hört, bis tief in die Nacht.

Ossip Kalenter

Durch ein Versehen ist als Verfasser des Artikels „Politik und Vernunft" in Heft 18 des „T.-B." Karl Offen bezeichnet worden. Der Artikel ist von **Hellmuth Falkenfeld**.

GLÜCKLICHES ÖSTERREICH!

Frau Olszewska stand auf den Brettern der Wiener Staatsoper und sang ein Duett mit Herrn Dr. Schipper. Hinter der Szene standen Frau Jeritza und Frau Kittel und unterhielten sich angeregt. Das störte Frau Olszewska, und als eine Mahnung zur Ruhe nichts fruchtete, da spie sie munter in die Gruppe hinein, Frau Kittel auf den Hals treffend. Die weiteren Ereignisse sind bekannt. Frau Kittel reagierte mit „Sie Wildschwein!“ Frau Olszewska rief berichtigend, sie hätte den „Dreck die Jeritza“ gemeint. Frau Jeritza fällt in Ohnmacht, Frau Kittel wird trockengelegt, Frau Olszewska entlassen.

Das ist alles nicht so schrecklich und kann auch wo anders vorkommen. Wird überall Sensation machen. Aber nur in Wien versteht man ein solches Gericht wirklich lecker zu bereiten. Die Oeffentlichkeit teilt sich sofort in eine Olszewska- und eine Jeritza-Partei. Fiebernd vor Erregung verfolgt der Mann auf der Straße jede Phase des formidablen Duells. Natürlich hat jede Partei ihre Presse. Und diese Presse versteht es, einzuheizen. Tag für Tag spaltenlange Berichte über alle Einzelheiten des dramatischen Vorganges. Von der Lokalseite rückt die Affäre en échelon über den Feuilletonteil in die politischen Kolumnen der ersten Seite, wo sonst Leitartikel über Herrn Chamberlain oder die langwierige belgische Kabinettskrise aufgebahrt liegen. Der Oberpolitikus des Blattes „nimmt Stellung“. Ist der erste Eifer abgekühlt, wird die Spucke gestreckt, rationiert, eingeweckt für die nachrichtenarmen Hundstage. Wir schreiben jetzt Mai. Wer weiß, ob sie nicht im August wieder eisgekühlt auf der Szene erscheint.

Man findet in Reichs-Deutschland gewöhnlich nicht genügend Verständnis für diese österreichischen Eigentümlichkeiten. Man schüttelt den Kopf oder sagt noch einfacher: Total meschugge! Das heißt die psychologischen Wurzeln dieser spezifisch österreichischen Form deutscher Gründlichkeit übersehen. Oesterreich, durch die Friedensverträge zum Wiener Vorort reduziert, hat keine Politik mehr. Lokale und lokalste Ereignisse treten an den ersten Platz. Tagesgeschichten von Liebe, Ehe und Diebstahl, sonst in ein paar Petitzeilen abgetan, füllen ganze Seiten. Man hat zwar ein Außenministerium, aber keine Außenpolitik. Herr Zimmermann, der die Finanzen kontrolliert, macht das so nebenbei mit. Gelegentlich gibt es Reibungen, dann erheben die Zeitungen ein Mordsgeschrei, und man nennt das in köstlich schelmischer Ueberheblichkeit Politik. Was liegt Wien an den Welthändeln, weit in der Türkei und in Pommern? Hauptsache, daß Betrieb da ist. Diesem Zweck aber dient ein Opernskandal ebensogut wie etwa ein Parlamentsskandal. Die Bewegung ist alles, das Endziel nichts. Man erhitzt sich zwar rechtschaffen, aber es wird schließlich nichts so heiß gegessen, wie es gespuckt wird.

In Deutschland zerschlägt man sich um Schwarzweißrot und Schwarzrotgold die Köpfe. In Rußland, wer die marxistische Rechtgläubigkeit hat. In Frankreich brütet Millerand Rache. In Italien fühlt sich Mussolini mehr

und mehr von der Opposition zerniert. Und so weiter. England verstärkt seine Luftflotte. Amerika und Japan rüsten. Spanien und Frankreich fechten mit den Kabylen ihr Sträußchen aus.

Andere mögen Kriege führen, du glückliches Oesterreich . . . spucke!

Lucius Schierling

TISCH MIT BÜCHERN

P a u l Z e c h ist ein verträumter Erzähler, den ich mir gut in dem verschlafenen Ansbach angesiedelt denken könnte. Hier ist Zech auf sein Wesen und sein Maß zurückgeführt, in der „M u t t e r s t a d t" (Verlag Kösel und Pustet) kreist seine Lyrikersprache um ein sehr schmales, punktförmiges Thema; in einen Andreas wird so viel Märchenhaftigkeit und so viel Sentimentales, so viel Mitleidiges und „Soziales" hineingedichtet, er muß so oft, wenn er in den bösen Arbeiterkasernen zwischen den so braven, wenn auch armen Mädchen, wobei aber Armut nicht schändend ist (das „Soziale"!), sondern also bei ungeschändeten Mädchen, er muß dann so oft „Mutter" sagen und an Muttern denken, die im Himmel ist, bis sich der arme Junge eine Schlinge legt, hineinfällt, zuzieht und so also seines Lebens beraubt. Dies geschieht „mit einem entsetzlich klemmenden Schmerz", denn der Erzähler Zech kann sich seine lyrische Begabung halt nicht verkneifen, sondern läßt jenes brave, wenn auch arme Mädchen zu dem Jungen mit dem (später) klemmenden Schmerz die rührenden Liebesworte sprechen: „Du bist der erste Mann, bei dem ich nicht immer in Angst lebe, daß er mich überfällt, ehe ich von ganzem Herzen dazu bereit bin." *Otto Zarek.*

AUS CHAMFORTS ANEKDOTEN

In einer Gesellschaft erzählte jemand mokante Geschichten von Leuten, die sämtlich schon nicht mehr unter den Lebenden weilten.

Man wandte sich an einen anderen Herrn mit der Bitte, doch auch etwas zur Unterhaltung beizutragen.

„Nein," sagte er ingrimmig, „meine Bande lebt noch."

*

Der Herzog von B. überraschte den Chevalier C. bei seiner Gemahlin.

Mit großer Geste die Tür weisend: „Mein Herr gehen Sie!"

Der Chevalier mit einer artigen Verbeugung: „Herr Herzog, unsere Väter noch hätten gesagt: Gehen wir!"

*

Ein Neugieriger fragte den Diener des berühmten Schwindlers Saint-Germain, ob es wahr sei, daß sein Herr Pontius Pilatus noch gekannt habe.

„Ich kann es nicht sagen," antwortete der Diener, „ich bin erst dreihundert Jahre in seinen Diensten."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 20)

DER KUNSTMARKT

Fortdauernde Kauflust — schwankende Preise

Vorige Woche (11. bis 16. Mai)

Kauflust wenigstens auf einigen Gebieten: was man gebrauchen kann, Möbel, Teppiche, waren fast das einzige, das bei Lepke aus der Sammlung Minkowski gut fortging. Das kleine Kunstgewerbe, sehr durchschnittlich in der Qualität, zum Teil ganz billig, der Handel hat so viel davon, daß er nicht kaufen kann, und die Sammler haben anderes nötiger.

Für Chodowiecki bei Graupe am Sonnabend lebhafte Stimmung. Die Taxpreise niedrig im Vergleich zu den Chodowiecki-Preisen aus der ersten Zeit der Markstabilisierung, sie sollten wieder dorthin, wo sie vor der großen Zeit gestanden haben. Aber: bei den Seltenheiten wurden sie weit überboten. Das Unikum aus der Frühzeit, der 98jährige Seifenhändler, 500 M. geschätzt, 2850 M. verkauft. Der kleine l'hombre-Tisch statt mit 120 M. mit 705 M. bezahlt. Die Zelte im Tiergarten kosteten im bräunlich schwarzen Abdruck 285 M. Die Kleinigkeiten gab es von 3 M. an. Fort ging fast alles, ein Zeichen, daß doch noch immer Geld im Lande ist, wenn nur gute Ware kommt und angemessen verkauft wird.

Englische Schabkunst in London: am 12. Mai bei Christie's Mrs. Pelham Feeding Chickens, von Dickinson nach Reynolds 125 gs.; North Country Mails at the Peacock, nach Pollard von Sutherland 130 gs. Alte Meister bei Christie's am 15. Mai: Romneys Bashful Child 950 gs.; Reynolds' Prince Sobieski 950 gs.; Guardi, der Rialto 400 gs.; A van Ostade, der Rommelpotspieler 490 gs.; Maes, Bildnis eines bayerischen Fürsten 180 gs.; Primaticco, Diana und Actäon 100 gs. Teurer war erstklassiges Kunstgewerbe, manches ging an Pariser Händler. Aus Besitz des Lord Addington ein Louis XVI. Sekretär, signiert A. L. Gilbert, 280 gs.; sechs frühe holländische Nußbaum-Stühle, 18. Jahrhundert, 150 gs.; Louis XVI. Kommode von Gilbert 400 gs. Am selben Tage bei Sotheby's sechs Chippendale Mahagoni-Stühle mit geschnitzten, durchbrochenen Lehnen 144 gs. Und bei Puttick & Simpsons ein Chippendale Mahagoni-Schreibtisch, 105 cm breit, 240 gs. Woraus man sieht, daß bei uns beste Möbel immer noch unter Weltmarktpreis zu haben sind.

Diese Woche (18. bis 23. Mai)

Ziemliche Ruhe in Auktions-Sälen Berlins. Noch mehr Ruhe in allen Kunsthandlungen. Am Dienstag in Frankfurt bei Bangel Bilder des Elsässer Grafen I. Bouly, gute Franzosen von Corot an, mit Meier-Graefe als Conférencier des Katalogs. Dienstag und Mittwoch in Luzern bei Gillhofer & Ranschburg

die schönste alte Graphik. Freitag in Berlin bei S. M. Fraenkel gute deutsche Literatur und Philosophie in Erstausgaben.

Nächste Woche (25. bis 30 Mai)

Noch vor Pfingsten Fülle guter Dinge: Dienstag bei Lepke in Berlin Gemälde zweiter Hälfte des 19. Jahrhunderts, Gebhardt, Uhde, Liebermann, aber auch Kampf und Bracht.

Die Albertina-Doubletten Montag bis Mittwoch bei Boerner in Leipzig, dazu einige Doubletten aus dem Britischen Museum und andere Kostbarkeiten, so schön wie seit langem nichts, man konnte die Hauptblätter jetzt in Berlin sehen.

Altes Porzellan am Dienstag bei Bangel in Frankfurt, besonders gutes Höchst mit den Gruppen Melchiors voran.

Gemischte Auktion Dienstag und Mittwoch bei Hecht in Berlin: allerlei gute Möbel 16. bis 18. Jahrhundert, aber auch an Fayencen, alten und neuen Bildern manches, das sich sehen lassen kann.

Alte Meister und Antiquitäten Dienstag und Mittwoch bei Mak in Amsterdam, es ist die Sammlung Arnold van Buuren, aus „'T Loover" in Naarden. Für deutschen Geschmack ein ganz kleiner Cranach, 1535 signiert, ein Hoffräulein; ein interessantes franco-flandrisches Bildnispaar, Karl der Kühne und seine dritte Frau Margarete von York; ein kleines Judenbild von Rembrandt, von dem es Exemplare auch im Louvre und in Cassel gibt. Dann besonders schön die Holländer des 17. Jahrhunderts: ein großes Jagdstilleben von dem seltenen Karel Fabritius, dem Lehrer des Delfter Vermeer; diesem selbst zugeschrieben ein Frauenbildnis; ein Männerporträt von Hals, klein und früh. Schließlich auch Italiener: allerlei aus der Botticelli-Gegend, ein köstliches Galafest von Guardi. Seit unsere Mark wieder gut ist, können wir ja auch in Amsterdam wieder kaufen. Und wenn das Meer von Noordwijk zu Pfingsten noch nicht lockt, so vielleicht van Buurens „Welle" von Courbet.

Dr. Erich Roemer

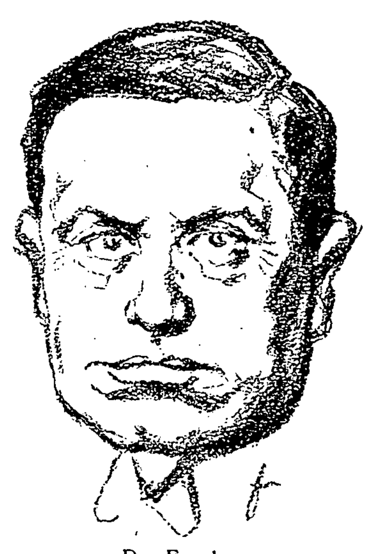
Redaktion des „Tage Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, letzte Maiwoche

Der österreichische Gesandte Richard Riedl ist gefallen; viele, die den unleidlichen, so ganz und gar undiplomatischen Mann in Berlin nicht mehr sehen konnten, werden sich freuen. Aber, wahrhaftig, es liegt kein Grund zur Freude oder zur Genugtuung vor, Riedl hat sich einen sehr schönen Abgang gemacht, er fällt in nationalen Ehren, fällt gegen den österreichischen Außenminister Dr. Mataja, der eine geradezu phantastische Politik der antideutschen Konspiration getrieben hat. Der unmittelbare Anlaß zum Konflikt Riedls mit dem Ballplatz war die Frage des österreichisch-deutschen Paßvisums, in welcher erst die Deutschen, dann die Oesterreicher eine klägliche Haltung eingenommen haben. Als nämlich zuerst die Oesterreicher das Visum abschaffen wollten, da wollten die Geheimräte der Wilhelmstraße nicht, und als dann, immer unter dem sanften Zwang des Oestereichisch - Deutschen Volksbundes, die Berliner Geheimräte zur Aufhebung des Visums bereit waren, da blies die österreichische Regierung plötzlich ab — kurz nachdem Dr. Mataja in Rom gewesen war und mit dem schönen Ergebnis der letzten Mussolini-Rede nach Wien zurückkehrte, jener Rede gegen den Anschluß, die offenbar auf eine frische österreichische Information zurückzuführen war. Herr Mataja imitierte Herrn Seipel, der auch in ähnlicher Bedrängnis mit Italien zu liebäugeln begann. Aber es scheint, daß Herrn Matajas Imitation etwas plump ausgefallen ist, haben Wiener Zeitungen doch sogar den tollen Gedanken einer Angliederung Oesterreichs an Italien



Dr. Frank,
der neue österreichische Gesandte

erörtert. Die Narrheit dieser Konstruktion ist nur ein Beweis mehr für die Ratlosigkeit dieses seit seiner Geburt schwerkranken Neu-Oesterreich . . . Nun hat Herr Mataja in Verfolg seiner römischen Audienzen durch die österreichisch-deutsche Konferenz über die Aufhebung des Paßvisums einen dicken Strich gemacht; der Strich ging durch Riedls Gebein, der österreichische Gesandte mußte gehen. Wäre Riedl in Berlin nicht so schrecklich einsam, so hätte man bei seinem höchst ehrenvollen Abgang einen Protest nach Wien donnern können, der den intriganten Herrn Mataja vom Ballplatz vielleicht weggeblasen hätte. Aber wer soll um den seinen Landsleuten und allen Anschlußfreunden entfremdeten Riedl trauern? Er ist ja selber ein konspirierender, volksfremder Mataja in schwarzweißroter Ausführung gewesen.

Nie ist hier einem stupiden Tschechenhaß das Wort geredet worden. Dieses junge, kraftstrotzende, musikdurchpulste Volk duldet aber eine Politiker-Kruste an seinem Leib, noch widerwärtiger als das Politiker-Gesindel anderer Länder, und die Bundesgenossen dieser Demagogen sind die alten Verwaltungsbeamten des K. K. Oesterreich, die ihre schwarzgelbe Brutalität in Masaryks neues Reich herübergeschmuggelt haben. Eine Probe dieser unverschämten Anmaßung war das von der Prager Postbehörde ausgehende Verbot, dem Reichspräsidenten Hindenburg telegraphisch zu gratulieren. Wie hätten diese tschechischen Hysteriker aufgebrüllt, wenn man in Deutschland ein Telegrammverbot an Masaryk erlassen hätte. Aber diese tschechischen Dreikäsehoch fühlen sich als kleine Napoleons, wenn sie solche stupide Verbote in die Welt setzen. Ein paar Tage drauf haben sich die Prager Bürokraten eine neues Husarenstück geleistet. Ein Erlaß schärft den Amtsvorständen aller staatlichen Aemter ein, daß Beamte miteinander nur tschechisch reden dürfen. „Auch Grußformen und Privatgespräche dürfen nur in tschechischer Sprache stattfinden.“ Jeder Beamte, der diesen Erlaß nicht befolgt, wird abgebaut . . . Man stelle sich die vierschrötige Brutalität dieses Erlasses nur einmal vor: In Reichenberg oder Karlsbad ruft ein alter Beamter seinem Kollegen, wie seit dreißig Jahren täglich zu: „Guten Morgen!“ Schwups ist er erledigt. Er ist, als Deutscher, seinem deutschen Freunde gegenüber, verpflichtet, den Morgengruß tschechisch auszusprechen. Wie dumm, wie kleinlich, wie anmaßend! Schämen sich die in Europa lebenden Auslandstschechen nicht dieser heimischen Streiche?

Karl Severing, der am 1. Juni fünfzig Jahre alt wird, gehört zu jenen Gestalten der Gegenwart, die auch in Stunden der Verzweiflung an eine deutsche Zukunft glauben lassen. Gerade hier im „T.-B.“, in dem oft genug bittere Kritik geübt wurde, geübt

werden mußte, an Politikern, die aus der neuen Kaste des Partei- und Gewerkschafts-Beamtentums hervorgegangen sind, wird doppelt freudig ausgesprochen, daß Severing zu jenen unverwüstlichen Persönlichkeiten gehört, die vor große Aufgaben gestellt, alles kastenmäßig Bedingte abstreifen. Seine Leistung ist: in vier über die Maßen erregten Jahren die Anarchisierung Preußens und damit Deutschlands verhindert zu haben. Die Söhne seiner Feinde von heute werden diesem kraftvollsten aller Republikaner einmal dankbar sein, das Land der Väter davor bewahrt zu haben, zum Turnierplatz für politische Kinder und bösartig Irre zu werden. Heute gehört er noch zu den Umstrittenen. Seine Personal-Politik, seine Polizei-Politik, alles was er anfaßt, wird Objekt lärmendster Demagogie und gehässig karikierender Rabulistik. Ob es nun die „Deutsche Zeitung“ ist oder der liberale Zittergreis von Campe, wenn man deren Zeichnungen glaubt, dann muß dieser Innenminister ein polternder Jakobiner, ein hysterischer roter Ballonmützenheld sein, sozusagen ein Höllein oder Thälmann mit falscher Etikette. Nun, dieser knallrote Wildling im Porzellanlager preußischer Tradition ist in Wahrheit ein schlanker, zartgliedriger Mann mit feinem bleichen Gelehrtenkopf, durchgeistigt, sensibel geworden in langen arbeitsvollen Nächten. Alles, was in diesen desolaten Zeiten gesund und von lebendigem Elan geblieben, hier hat es sich zusammengefügt, um eine repräsentative Figur zu formen.

Viele Hoffnungen haben die Wähler auf Hindenburg gesetzt, und nicht die geringste ist, daß er die Flaggenfrage klären werde. Die Regierung Luther scheint ihm diesen Ruhm nicht zu gönnen. Denn feierlich wird von ihr die baldige Lösung der Flaggenfrage angekündigt. Was fragt sich da eigentlich, und was muß gelöst werden? Die Republik flaggt eben schwarz-rot-gold, und wer nicht mitmachen will, kann es bleiben lassen. Nationalisten rufen in Berlin eine große Versammlung ein mit dem Thema: „Her mit der schwarz-weiß-roten Flagge!“ Kinder, kauft sie euch doch! Für ein paar Mark kann man sie haben, sogar aus Wolle. Dann freilich darf man nicht vergessen, sie zwischen den Hindenburgsiegen einzumotten. Diese Fahne für den Hausgebrauch, Angelegenheit der Frau und der Kinder, kann gar nicht bunt und verschieden genug sein. Wie köstlich standen die feindlichen Farben während der Wahltage im Sonnenschein gegeneinander. Aus Faulheit wird tragisch genommen, was fleißigeren Köpfen lustig vorkommen muß. Wenn ein alter Fürst auf seine Familienwappen-Farben Wert legt, dann kann man es begreifen. Aber die Republik sollte doch solches Farbenspiel nicht ernster nehmen als sich selbst. Die Farben der Geldscheine sind erheblicher als die gefärbte Scheingeltung. Wenn ein Schiff auf hoher See sich durch Flagge und Wimpel ausweist, so ist das ein lieber, aber veralteter Brauch. Bald

stellt man sich nur noch durch Funken vor. Seit Hindenburg auf das schwarz-rot-goldene Tuch geschworen, unter ihm die Ehrenkompagnie abgeschritten und seitdem unter ihm gewohnt hat, ist die ganze Sache nicht mehr interessant genug für Problematiker. Bändigt die oberflächlichen Wichtigtuer! Freiheit den Farbenblinden!

Offenbar geht es bergab mit dem Parlamentarismus. Die bayerische Regierung, die ja stets Wert darauf gelegt hat, in Deutschland voran zu sein, läuft auch abwärts immer vorne weg. Sie hat auf Antrag der Mehrheit des Landtages einen Gesetzentwurf eingebracht, wonach ein Abgeordneter seine Abgeordneteneigenschaft verliert, wenn er seinen Einfluß als Abgeordneter in gewinnsüchtiger Absicht mißbraucht oder durch vorsätzliche Mitteilung aus geheimen oder vertraulichen Sitzungen des Landtages die Schweigepflicht verletzt, Hoch- oder Landesverrat begeht, wegen Verrats militärischer Geheimnisse verurteilt wird oder an Unternehmungen zur gewaltsamen Aenderung der Verfassung des Deutschen Reiches oder des Freistaates Bayern teilnimmt. Dieser Entwurf ist ein Kulturdokument. Früher suchte man die Freiheit der Abgeordneten zu vermehren; jetzt sollen sie unter ein Sonderrecht gestellt werden. Geschickt ist eine populäre Forderung an die Spitze gesetzt. Aber sie zeigt die Liederlichkeit dieses politischen Gesetzes. Wann mißbraucht ein Abgeordneter seinen Einfluß in gewinnsüchtiger Absicht? Der Mißbrauch allein tuts nicht, die Absicht auch nicht. Also die übliche Abstimmung zur Erhöhung der Diäten fällt wohl nicht unter dieses Gesetz. Aber selbst die Tätigkeit von Abgeordneten in Aufsichtsräten, die sicherlich verhindert werden sollte, wird durch das Gesetz nicht getroffen. Darauf kommt es auch offenbar gar nicht an, sondern auf die nächsten Punkte, die unter dem Schein der Gesetzlichkeit Ausnahmemittel gegen linksgerichtete Abgeordnete schaffen. Oder glaubt jemand, daß die Rechte es in Bayern nötig hätte, einen Putsch zu machen? Was der Verrat militärischer Geheimnisse ist, weiß man ja auch. Hoch- und Landesverrat erfreuen sich einer speziellen bayerischen Berühmtheit, aus der leicht geschlossen werden kann, wie das Gesetz gegen links wirken muß. Und die Verletzung der Schweigepflicht? Es gibt kein brutaleres Mittel, die Opposition in der Volksvertretung stumm zu machen. Denn was nützt die Aufdeckung unerhörter Zustände, an denen es in Bayern nicht fehlt, wenn die Mehrheit Vertraulichkeit der Sitzung beschließt und dann durch dieses neue Gesetz gerade dem Abgeordneten die Vergünstigung entzieht, daß wahrheitsgetreue Wiedergaben aus Verhandlungen des Parlaments nicht strafbar sind? Der Bayerische Landtag könnte schnell homogen werden, wenn alle, die sich gegen diese Knebelung wehren, erst herausgesetzt sind.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

VERKEHR MIT STAATSOBERHÄUPTERN

Seit dem 26. April, seit dem Tage, an dem das Amt des Reichspräsidenten durch Mehrheitsvotum Herrn von Hindenburg zufiel, wird in republikanischen Zirkeln Deutschlands immer wieder die Frage erörtert, welches Maß von Ehrung dem neuen Amtsträger billigerweise wohl zuzugestehen sei. Die Diskussion war öffentlich und wurde mit einiger Leidenschaft geführt, als entschieden werden mußte, wie man sich beim Empfang verhalten solle, ob es auch für die Parteien der Linken geboten sei, sich an der Parade der Fahnen und Verbände zu beteiligen oder nicht. Aber auch nachdem diese besonders ostensible Angelegenheit erledigt und die Diskussion ihres dringend aktuellen und öffentlichen Charakters zunächst entkleidet war, ist sie unter Berufspolitikern und in den Redaktionen ununterbrochen fortgeführt worden. Fast täglich gab es Unklarheiten über Taktik oder Ausdrucksform im einzelnen, immer wieder entstanden Meinungsverschiedenheiten darüber, welches Maß von polemischer Strenge oder von antipolemischer Konzilianz, von Satire, Höflichkeit oder Wärme den wechselnden Anlässen gegenüber am Platze sei. Und obwohl durch öffentliche Kundgebungen wie diejenige Hellpachs oder Marx' und durch interne Festlegungen der Redaktionen eine Art provisorischer Verkehrsordnung inzwischen geschaffen worden ist, kann doch nicht übersehen werden, daß die Berechtigung dieses Provisoriums von andersgesonnenen Beteiligten überall bestritten wird und seine Dauer somit in Frage steht. Irgend ein unvorhergesehenes Ereignis kann da oder dort mit großer Leichtigkeit dazu führen, daß die dissidierenden Meinungen sich plötzlich durchsetzen und das bisherige Reglement beiseite geschoben wird.

In dieser Lage scheint es nützlich und notwendig, einige Minuten lang auch einmal über die aktuelle Konstellation, die durch den Namen Hindenburg bezeichnet wird, hinauszudenken und der prinzipiellen, der abstrakten Seite der Frage, die bisher meines Wissens noch niemals erörtert worden ist, Beachtung zu schenken. Wir kennen jetzt zur Genüge die Gründe, aus denen der eine Flügel der deutschen Republikaner dafür ist, Herrn von Hindenburg demonstrativ alle Ehrungen zu erweisen, die dem obersten Repräsentanten der Nation, wie man so sagt, gebühren. Wir kennen ebenso genau auch die Gründe, mit denen der andere Flügel der deutschen Republikaner seine gegenteilige Ansicht motiviert. Aber wird nicht auf beiden Seiten, in der Pro- wie in der Contra-Argumentation, kein Wort darüber verloren, was es denn mit jenen „Ehren, die dem obersten Repräsentanten der Nation gebühren" überhaupt, an sich und begrifflich, auf sich hat? Nehmen nicht beide Parteien den Anspruch, daß dem Inhaber des höchsten Staatsamts

außer seinen kodifizierten juristischen Rechten auch noch eine Reihe unkodifizierter sentimentaler Rechte zustehen, als eine gar nicht erst zu erörternde Selbstverständlicheit hin, — mit dem einzigen Unterschied, daß der Flügel der Verneiner für diesen besonderen Fall Hindenburg eine Ausnahme von der „eigentlichen“, der selbstverständlichen Regel postulieren zu müssen glaubt? In der Tat, die Fragestellung war und ist immer nur, ob auch Herrn von Hindenburg jenes sentimentale Plus zuteil werden soll, mit dem der höchste Würdenträger der Nation an sich gewißlich ausgestattet werden müsse. Aber sollte nicht auch die Frage ihre Bedeutung haben, ob und warum es überhaupt berechtigt oder notwendig ist, daß ein Staatsoberhaupt nicht nur nach dem sachlichen Kodex der Verfassung, sondern auch nach dem romantischen Kodex eines überkommenen Kultes und Zeremoniells behandelt wird? Die Antwort auf diese prinzipielle Frage kann offenbar auch für das Urteil im aktuellen Falle Hindenburg nicht gleichgültig bleiben.

Geschichtlich betrachtet, ergibt sich ohne Zweifel, daß das Maß von Hokuspokus, das um Person und Amt des Staatsoberhaupts in den verschiedenen Ländern jeweils veranstaltet wurde, mit fortschreitender Massen-Zivilisation immer bescheidener geworden ist. Von der Vergöttlichung eines Heliogabal oder Nero bis zur gemäßigt-bürgerlichen Etikette, die etwa dem Präsidenten der nordamerikanischen Union gegenüber angewandt wird, ist ein sehr weiter Weg; und wenn es Rückfälle in dieser Entwicklung gab, wie etwa die romantische Gottesgnadenaufmachung, die Wilhelm II. für seine Spezialzwecke ersonnen hatte, so wurden solche Anachronismen bereits als verletzend empfunden und lösten als Reaktion die umgekehrte Tendenz aus, — die Tendenz, dem Staatsoberhaupt überhaupt jede Sonderbehandlung zu verweigern. Aber obwohl sich das Bedürfnis nach exzeptioneller Beleuchtung im Laufe der Jahrhunderte offensichtlich abgeschwächt hat, und obwohl es zu allen Zeiten und in allen Ländern Stimmen gab, die den ganzen Zauber schlechthin ablehnten und verspotteten, ist die Praxis des Regierungsgeschäfts schließlich doch fast überall dabei verblieben, ein gewisses Maß von Brimborium um das Staatsoberhaupt beizubehalten. Und es ist eine interessante und aufschlußreiche Feststellung, daß alle Versuche zur systematischen Entromantisierung und Versachlichung auch des höchsten Staatsamts, — Versuche, die in Zeiten besonderer Vernunftgläubigkeit sogar von oben herab gelegentlich unternommen wurden, — in jedem bekannten Falle üble Folgen zeitigten und regelmäßig wieder von einer theatralischeren Handhabung abgelöst wurden. Man braucht nur an die französische Revolution zu denken, mit ihrer ursprünglichen Tendenz, auch die Repräsentanten der höchsten Staatsgewalt einfach als Bürger unter Bürgern zu behandeln, um sich dieser Wahrheit, die entwürdigend sein mag, aber dennoch eine Wahrheit bleibt, bewußt zu werden.

Langsam aber sicher kehrten die Spitzen der Hierarchie aus ihren Mietszimmern wieder in die Paläste zurück, zuerst ins Luxembourg, dann sogar in die Tuilerien; und es ist kein Zufall, daß die Autorität der Regierung und damit die Funktionsfähigkeit des staatlichen Apparates in demselben Maße wuchsen, in dem die Regie des Nimbus nach irgend einem Plan wieder aufgenommen wurde. Das Ende war die besonders intensive Aktivität und erfinderische Meisterschaft, mit der Napoleon Bonaparte auch in dieser Beziehung vorging, — jene wechselnde Entfaltung von grandiosem Pomp und noch grandioserer Schlichtheit, mit der er ein doppeltes bengalisches Feuer um sich verbreitete, getreu der Maxime, die er ausdrücklich aufstellte: „Das Volk braucht ein Haupt, von Ruhm und Sieg glorifiziert, keine Theorien, Phrasen und Reden von Ideologen. Man gebe ihnen ein Spielzeug, damit werden sie sich die Zeit vertreiben und werden sich willig leiten lassen."

Die Grundauffassung, die dieser durchaus nicht willkürlichen oder lediglich eitlen Praxis zugrundeliegt, ist offenbar eine pessimistische Einschätzung der Volksvernunft. Es ist die Annahme, daß Sachlichkeit, guter Wille und Begabung einer Regierung allein nicht ausreichen, um bei der großen Masse jene Stimmung der Disziplin und Einordnung zu erzeugen, die als Korrelat jeglicher Regierungsmühe nun einmal erforderlich ist. Diese Tatsache an sich, — die Tatsache, daß auch die beste Regierung versagen muß, wenn die Regierten nicht geneigt sind, mitzuspielen, — muß wohl nicht erst bewiesen werden. Sie ergibt sich aus dem Wesen des Regierungsgeschäfts, und zwar um so klarer, je mehr das Regierungssystem bestrebt ist, sich nicht auf Zwang, sondern auf Freiwilligkeit zu stützen, also gerade je demokratischer seine Tendenzen sind. Aber auch die Frage, ob die breiten Massen in unserer Zeit relativ fortgeschrittener Bildung wirklich noch nicht soweit sind, mit lediglich rationalen Einflüssen regiert werden zu können, ist meines Erachtens keine ernstliche Frage. Es gibt keine abstrakten Beweisgründe dafür, aber es gibt leider genügend Beweise in der Erfahrung, auch in der Erfahrung der jüngsten Gegenwart. Gerade in Deutschland ist ja nach 1918 ein neuer Versuch unternommen worden, mit einem System kühler Unromantik auszukommen, und es wäre ein Fehler, wenn wir uns verhehlen wollten, daß die Ergebnisse höchst unbefriedigend waren. Mag es in der Natur der Völker überhaupt liegen, oder nur ein besonders ausgeprägter Zug des deutschen Volkes sein: — unverkennbar ist jedenfalls, daß die schmucklose Nüchternheit, mit der Herr Ebert und seine Minister ihren Aufgaben nachgingen, ihre Autorität bestenfalls bei einigen Tausenden von Gehirnmenschen verstärkt, bei ebensoviel Millionen von Stimmungsmenschen aber geschwächt hat; und daß eine Sehnsucht nach Legende, Glorie und Feierlichkeit unbefriedigt blieb, die dann von gegnerischen Arrangeuren sehr geschickt ausgenutzt wurde, mit der Wirkung, daß ein großer Teil der Gefolgswilligkeit,

die eigentlich der Regierung hätte zuteil werden sollen, sich um eben diese Gegner sammelte. Es mag lächerlich erscheinen, daß ein so großes Problem, wie es die Funktionsfähigkeit oder -unfähigkeit einer Regierung nun einmal ist, in so wesentlichem Grade schließlich auch auf das kleine Problem ihrer äußerlichen Inszenesetzung soll zurückgeführt werden können. Aber daß kleine Ursachen große Wirkungen haben können, ist ein Satz, dessen Wahrheit auch auf anderen Gebieten schon erprobt ist. Und der Zusammenhang verliert einiges von seiner Paradoxie, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das, was wir rational als Hokuspokus und Brimborium ansehen müssen, sentimental, bei den einfachen Gemütern, sich in eine Art religiösen Elementes verwandelt; und daß die Frage einfach die ist, wie weit sich die Staatsleitung, nachdem die direkte Hilfstellung der Religion, mit der sie früher rechnen konnte, zusehends kraftloser wird, — wie weit sie sich einer vorerst noch kräftigen Quasi-Religiosität bedienen soll. Ich glaube, daß die Entscheidung darüber, ob sie das soll oder nicht, letzten Endes überhaupt nur eine Entscheidung darüber ist, ob man die Staatsmaschine möglichst stark oder möglichst invalide wünscht. Und was diese Entscheidung anbelangt, glaube ich, daß man, so skeptisch man dem Begriffe Staat in der Theorie und Abstraktion auch gegenüberstehen mag, praktisch schließlich doch nicht wird schwanken können.

Denn wenn es auch richtig ist, daß der politische Mensch eigentlich nur jene Maschine stark wünscht, die so beschaffen ist, wie er selbst es sich vorstellt, während ihm eine Maschine, die er bemängeln muß, im Interesse leichterer Bekämpfung gar nicht schwach genug sein kann, läßt sich dieser Opportunismus der Zielsetzung vor besserer Erwägung doch nicht rechtfertigen. Denn die Maschine funktioniert eben nicht nach physikalischen, sondern nach Gewohnheitsgesetzen. Und sobald es zur Gewohnheit geworden ist, daß sie schlecht funktioniert, werde ich sie auch dann nicht zum guten Funktionieren bringen, wenn ich sie so umgestaltet habe, daß sie meinen Wünschen ganz entspricht. Mit einem Worte: ich muß, schon während ich noch in der Opposition bin, dafür sorgen, daß die Mittel, mit denen ich nach Beendigung der Oppositionsperiode werde arbeiten müssen, auch wirklich verwendbare Mittel bleiben. Ich muß die Mittel, — die, wie sehr ihre Einzelformen sich auch ändern mögen, etwas Bleibendes sind, — von den Zwecken trennen, denen sie jeweils dienen, — von den Zwecken, die etwas Wandelbares sind. Ich muß das Amt des Reichspräsidenten oder der Minister nach anderen Methoden behandeln, als die Ziele, die ihre augenblicklichen Träger verfolgen. Das Amt ist mein Freund und Bundesgenosse, ganz gleichgültig, ob das, was in dem Amte gerade betrieben wird, gebilligt oder bekämpft werden muß. Das Amt selbst kann ich nur dann zu schwächen wünschen, wenn ich mit Bewußtsein auf Revolution hinarbeite.

Solange ich Kontinuität, Entwicklung, Evolution anstrebe, muß ich den Mechanismus intakt halten, mit dem allein ich diese Dinge schließlich werde durchführen können. Und wenn ich ihn intakt halten, wenn ich ihn stärken will, so muß ich mich auch aller Mittel dazu bedienen. Wenn ich das aber will, so kann ich wiederum nicht darauf verzichten, auch das wirksame Mittel der Romantik zu mobilisieren.

Man wird sagen, daß in dieser Anschauung ein Zynismus liege, ein Appell zur Maskerade vor dem betrogenen Volke, und daß sie schon deshalb nicht gebilligt werden könne, am wenigsten in einer Demokratie. Hierauf könnte man mit einer Analyse des Begriffes Demokratie antworten, und man würde wahrscheinlich zu dem Ergebnis kommen, daß gerade die besten Demokraten niemals eine integrale Glaubenswelt aus dem Begriff gemacht haben, sondern sich stets darüber klar waren, daß Demokratie nur ein verhältnismäßig gut funktionierendes System der Persönlichkeits-Auslese ist, daß aber die so ausgelesenen Persönlichkeiten, wenn sie endlich an die Spitze gekommen sind, sich zur Unterstützung ihres Regierungsgeschäfts doch stets wieder gewisser undemokratischer Hilfsmittel bedienen müssen. Man wird überhaupt nie übersehen dürfen, daß jedes Regierungssystem seine Fehler hat, und daß das Geschäft des Regierens eine Berufstätigkeit ist, die, wie jede andere Berufstätigkeit, auf gewisse Grundgepflogenheiten und -notwendigkeiten unter keiner Organisationsform verzichten kann. Aber selbst wenn man davon absieht, wird man zugeben, daß eine gewisse Romantik, die um das höchste Staatsamt veranstaltet wird, ein Zeremoniell, eine Etikette, eine Distanzierung, noch zu den harmlosesten aller anwendbaren Mittel gerechnet werden darf; und man wird sich davon überzeugen, daß es tatsächlich keinen modernen Staat gibt, in dem diese Methode nicht angewandt würde, und zwar einhellig sowohl von den Regierungs- wie von den Oppositionsparteien. Der Contrat gouvernemental geht so weit, daß diese besondere Art von Regierungs-Notbehelfen ausnahmsweise sogar als internationale Verpflichtung angesehen wird, — die Staaten leisten sich sogar gegenseitig den Dienst, an dieser fruchtbaren Illusionierung mitzuarbeiten, die Könige, Präsidenten und Regierungen beteiligen sich aktiv an dem Geschäft der Glorifizierung des Amtes, das ihre Kollegen und Konkurrenten in anderen Ländern innehaben. In dieser Frage gibt es praktisch keine Trennung durch jene Grenzen, die zwischen den Ländern, zwischen Meinungen und Gegenmeinungen, zwischen größerer und geringerer Nähe zum Regierungszentrum verlaufen. Es gibt nur die Grenze zwischen der Tendenz zum Bestand oder der Tendenz zum radikalen Umsturz. Aber selbst wenn der Umsturz vollzogen ist, tritt die alte Logik sofort wieder in Kraft, — Lenin und Trotzki sahen sich nach kurzer Zeit schon ebenso wieder gezwungen, ihr Amt zu verklären, wie — mit entsprechenden Unterschieden —

irgendein Ludwig oder Nikolaus. Und an dieser Verklärung wirkte die Politikerkaste aller Berufe und Meinungen, das Beamtentum, die Volksvertreter und die Presse aller verfassungstreuen Lager ebenso mit, wie der Zeremonienmeister und Kabinettschef.

Man kann sagen, daß es sich um eine Verschwörung der Politiker wider die Dummen oder Sentimentalen im Lande handle, — um eine Verschwörung, die in neunzig von hundert Fällen sogar bewußt lügnerisch ist, denn es ist, rund heraus gesagt, eine Seltenheit, daß ein Politiker den augenblicklichen Träger der Amtswürde, obwohl er ihm seine Reverenz erstattet, in der Tiefe seines Herzens nicht für einen ausgemachten Trottel hält. Auch im Falle Hindenburg werden, bis hinauf zu seinen Allernächsten und hinunter zum letzten Redaktionsstenographen, die respektlosesten Geschichten erzählt; und wer dieselben Herren, die mit tiefernsten Mienen gemessen hinter ihm herwandeln, hintennach in ihren vier Wänden sieht, wird manch ironisches Lächeln wahrnehmen und manch achselzuckenden Seufzer hören. Aber das eine hat nichts mit dem andern zu tun, und wer der Meinung ist oder die Meinung vortäuscht, daß das Geschäft des Regierens eines gewissen Verschwörungscharakters in absehbarer Zeit überhaupt entkleidet werden kann, versteht entweder nichts davon oder ist selbst ein Verschwörer. Regieren heißt, eine große, uneinheitliche Menge von Willen zu einem möglichst einheitlichen Willen formieren. In uralten Zeiten half dazu das Wunder, in modernen Zeiten müssen Ersatzmittel herhalten. Und es ist besser, daß der Ersatz auf dem Gebiete der Sentimentalität als auf dem der Rationalität gesucht wird. Es ist besser, die Gemüter ein bißchen zu beschwindeln, als es mit Belügung des Verstandes zu versuchen. Insofern ist „die Ehre, die dem Staatsoberhaupt gebührt" tatsächlich nicht nur ein berechtigter Anspruch, sondern auch ein erträglicher. Und während es jedermann unbenommen ist, von Herrn von Hindenburg zu denken was er will und seine Handlungen oder Unterlassungen nach Bedarf zu kritisieren, sollte es meiner Ansicht nach Vereinbarung bleiben, die Fiktion der präsidialen Würde an sich auch weiterhin nach den entgegenkommenden Regeln zu behandeln, ohne die eine Fiktion nun einmal nicht bestehen kann. Dies schulden die Politiker und die Gebildeten der an sich sehr düsteren Tatsache, daß das Wie einer Regierungsarbeit erst eine sekundäre Frage ist, verglichen mit dem primären Erfordernis, sie nur überhaupt erst einmal arbeitsfähig zu machen.

ARNOLD HAHN

UNTER DER PATRONANZ DER WELTPRESSE

Es wäre eine Verleumdung unserer Zeit, wollte man behaupten, daß in ihr die Erforschung des Erdballs zum Geschäft geworden ist. Die Erforschung des Erdballs war immer ein geschäftliches Unternehmen. Die seekühnen Phönizier dehnten ohne Kompaß und Sextanten ihre Forschungsfahrten bis zur ultima Thule aus, weil sie Handel treiben, weil sie Zinn und Bernstein eintauschen wollten. König Salomo sandte seine Schiffe bis zur Südspitze Afrikas, weil er Gold aus Ophir holen wollte. Alexander der Große steckte auf seinem kriegerischen Forschungszuge nach Indien in Vorwegnahme der Kolonisationsforschungsreisen unserer Zeit gleich ganze Länder ein. Columbus konnte die Königin Isabella nur durch Schilderung der Schätze des fernen Indiens zur Unterstützung seiner Fahrt veranlassen. Und er versäumte nicht, für den Fall des Erfolgs sich hohen Adel, hohen Lohn vertraglich zu sichern.

In modernen Zeit waren Forschungsreisen meistens Geschäftsreisen für den Staat. Die Flagge, die auf einer unbekannten Insel, in einem unbekannten Teil Afrikas aufgepflanzt wurde, sollte sagen, daß unter diesen Farben das Land nicht bloß entdeckt wurde, sondern auch ausgebeutet werden soll. Die Entdeckung des Kongogebietes war ein ungeheueres Geschäft Leopold des Belgiers.

Es wäre natürlich falsch, wenn man behaupten wollte, daß alle die kühnen, wunderbaren Männer, die in das Weiß der Landkarte vorgestoßen sind, dies des Gewinnes halber getan hätten. Sie waren zum größten Teil von der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft von dem uralten, heiligen Abenteurergeist der Menschheit erfüllt. Aber ebenso falsch wäre es, anzunehmen, daß diese Männer der Tat und der Tatsachen die materiellen Möglichkeiten ihrer Fahrten übersehen oder mißachtet hätten. Während sie für ihren Staat das jungfräuliche Land annektierten, annektierten sie es gleichzeitig für sich selber, indem sie es auf ihre Weise exploitierten: durch das Buch. Sie überließen dem Staate das Gold, den Kautschuk, das Holz zur Ausbeutung und nahmen für sich das Bild des Landes — seine Schilderung in Anspruch. Sie hoben von der Wißbegier und Abenteuerlust der Menschen in Form des Buchpreises Entree ein für den Blick auf das Panorama ihrer Fährnisse und Wechselgeschicke. Und seltsamerweise waren alle diese Tatmenschen ganz außerordentlich gute Schriftsteller. Vielleicht weil die Fülle der Handlung sich selber ihr vollendetes Kleid wirkt. Und in dem Augenblicke, in dem die Forschungsreise ihren materiellen Fundus aus Wißbegier, sagen wir ruhig, Sensationslust und Abenteurergeist des großen Publikums zog, war ihr ein neuer, weitherzigerer, großzügigerer Protektor gegeben als der

Staat. Jetzt sollten nicht Gold, Plantagen, neue Untertanen erworben werden, jetzt konnte die Forschung auf vereiste Gebiete, schneestarrende Berge, düstere Hochländer ausgedehnt werden. Die Sportlust der großen Menge wurde jetzt der Mäzen der Forschungsreisenden, und die Wissenschaft war weise genug, dieses Mittel nicht zu verschmähen, um zu ihren hohen Zielen zu gelangen.

Und so geht denn die modernste Entwicklung dahin, daß der Forschungsreisende das Kapital seines Mutes und seiner Kenntnisse nicht durch das Buch verzinst, sondern durch den Zeitungsbericht. Ging er früher schriftstellerische Wege, so geht er jetzt vor allem journalistische. Die Erfindung des Radios hat es ermöglicht, daß das große Publikum statt des Genusses des im Buche abgeschlossenen Abenteuers nun die Möglichkeit hat, Tag für Tag, Stunde für Stunde das Werdende mitzuerleben. Nun treten statt des Staates die großen Zeitungen auf den Plan, sie sind die gewaltigen Unternehmen zur Exploitierung menschlicher Neugierde, sie finanzieren das große Neugierdegeschäft, das im Grunde eine wissenschaftliche Tat ist. Und indem sich die ganze Weltpresse an dieser Finanzierung beteiligt, wird die Forschungsfahrt eine Tat, zu der die ganze Menschheit als Leser ihre Scherflein beisteuert.

Amundsens Nordpolfahrt ist hier lehrreich. Die Entdeckung des Südpols hatte ihn zum reichen Mann gemacht. Er verlor sein Geld in den trüben letzten Jahren. Im vorigen Jahre schon sollte der Flug zum Nordpol unternommen werden. Die Flugzeuge, deutsche Flugzeuge, wurden in Pisa gebaut. Die Finanzierung war zum größten Teil durch Verträge mit der Presse gesichert. Da machte Mussolini eine seiner berühmten großen Gesten. Er bot Amundsen ein zweites Flugzeug an unter der Bedingung, daß der bekannte, in Italien als Nationalheros vergötterte Flieger Locatelli den Flug nach dem Nordpol mitmachen dürfe. Amundsen nahm mit Freuden an. Aber — als die Flugzeuge fertig waren, da trat Locatelli (und es ist anzunehmen, daß der Gigant des sacro egoismo, Mussolini, dahintersteckte) mit der Forderung hervor, daß er für sich das Recht beanspruche, die Berichterstattung eines Teils der Zeitungen — sagen wir — in eigner Regie zu führen. Und an dieser Forderung ging die Fahrt in die Brüche. Nichts kann deutlicher die Rolle der Presse zeigen. Locatelli unternahm dann einen „Flug um die Erde" und wurde zwischen Grönland und Amerika nach kurzem Fluge im Meere aufgefischt.

Auch jetzt haben Amundsen nur seine Abschlüsse mit der Weltpresse den Flug ermöglicht. Denn der norwegische Staat unterstützt ihn nur mit der Summe von 200 000 Kronen, die bei weitem nicht genügt. Es wäre furchtbar, wenn der kühne Flug als Tragödie enden sollte. Aber ein schneller glatter Flug von 24 Stunden wäre doch nicht das Optimum für den Ruhm des Forschers und für die Interessen der Zeitungen gewesen. Am schönsten wäre es, wenn Amundsen nach kühnen Abenteuern, nach

reicher, wissenschaftlicher Ernte, nachdem er eine Welt von Lesern in Bangen und Atemlosigkeit gehalten, plötzlich wie ein Held aus der Zone des Pols wieder hervorträte. Ja, wenn er nur ein wenig Talent zum smarten Journalisten hat, so schlägt er 20 Meilen von der „Farm" ein Lager auf, verzehrt dort in Gemütsruhe seine Vorräte, läßt die Welt zappeln, raten und prophezeien und kommt dann erst zum Vorschein. Seine Protektoren wären ihm dankbar. Denn man darf nicht vergessen, daß unsere Erdkugel bald keine geheime Stelle mehr haben wird, und daß die Journale nicht mehr Forschungsreisende, sondern nur Feuilletonisten aussenden werden. Amundsens Flug ist eine der letzten großen Gelegenheiten.

ANDRE SALMON (Paris)

ANDRE GIDE UND SEINE PHANTOME

Montag, den 27. April, hatte man in einem Saal des Hotel des Ventes,*) — in einem jener Säle, die so unbehaglich sind wie ein Traum vom Gerichtsvollzieher und voll dunkler Verdrängungen — einen bedeutenden Teil der Bibliothek und des Manuskriptschrankes von Monsieur André Gide zum Verkauf ausgebreitet.

Das wurde das sensationelle Ereignis des literarischen Jahres. Ueber diesen Punkt sind sich seine gewohnheitsmäßigen Gegner einig. Ich, für meinen Teil, messe dieser Versteigerung eine ganz besondere Bedeutung bei. Eine Kardinale, würde André Gide sagen.

Die anekdotische Geschichte wird aufbewahren, daß der Hammer des staatlichen Versteigerungs-Kommissars sich in den Händen des Meisters Charles Queille befand. Der Katalog ist von Edouard Champion zusammengestellt worden, dem Verleger der gefälligen Sammlung der „Amis d'Edouard", ferner von Villon (nach Marcel Schwob) und der „Poesie des XV. Jahrhunderts" von seinem Bruder Pierre Champion; jener — Bürgermeister von Nogent-sur-Marne — pflegt dort die Erinnerung an Watteau, weit über jenem Vorstadtgeist und jenem „esprit concierge", den Wilhelm Uhde voll Zärtlichkeit dem Douanier Rousseau anerkannte. Edouard Champion ist noch, als Sammler von ganz besonders seltenen Büchern, Nachfolger des seligen Honoré Champion, des letzten Buchhändlers vom Typ „Vieille France"; er ist am Quai Malaquai installiert, in dem Laden des alten Thibauldt, genannt France, jenes Exgardisten des Corps Charles X. und Vater des „petit Pierre", der später in seinem Ruhm zum „Monsieur Bergeret" wurde.

Das alles ist von guter Marke; von indiskutablem literarischen Duft. Nun — niemals noch ist eine Versteigerung durch Aufmerk-

*) Das staatliche Auktionshaus.

samkeiten einer so aufgepeitschten Kritik besser angekündigt, besser lanziert worden. Am Morgen selbst, an dem die Versteigerung stattfand, stellte Henry Beraud in der „Comoedia" die Geste André Gides als eine Niedrigkeit und Schufterei hin.

Ist es wahr, daß die formelle Absicht des Autors des „Corydon" die gewesen wäre, die Bücherregale mit den Werken aller jener auszuräumen, die ihn, öffentlich oder im geheimen, gescholten, den „Corydon" geschrieben und veröffentlicht zu haben oder die ihn in dieser Lage im Stich gelassen hatten?

André Gide hat, abgesehen davon, daß er auch eigene Bücher und Manuskripte zu den für die Auktion bereitgestellten Stücken hinzufügte, nur sehr selten etwas so Präzises gesagt, wie in seiner merkwürdigen Vorrede zum Verkaufskatalog:

„Der Geschmack am Besitz war bei mir niemals ein sehr lebhafter. Es scheint mir, daß der größte Teil unserer Besitztümer auf dieser Erde weniger dazu geschaffen ist, unsere Freude zu vermehren wie unser Bedauern, sie eines Tages verlassen zu müssen. Ueberdies habe ich, wenig sorgfältig wie ich bin, dauernd Furcht, daß sich die Dinge, die ich also aufbewahre, noch weiter abnützen, wenn ich auf Reisen bin und sie für lange Zeit verlasse. Eine solche lange Abwesenheit planend, habe ich also den Entschluß gefaßt, mich von den Büchern zu trennen, die zu einer Zeit erworben sind, wo ich weniger weise war und die ich nur ihres Luxus wegen bewahre; und von anderen schließlich, die mir nur so lange teuer geblieben sind, als sie in mir Erinnerungen und Freundschaft wachriefen . . ."

Die Bekanntschaft mit Gide gestattet, diesen gedankenschweren Satz weniger hastig zu prüfen, als wie man sich im allgemeinen damit zufrieden gegeben hat.

Der Dichter Fernand Divoire hat im „Journal litteraire" sein Unbehagen darüber geäußert, daß er diese so intime Korrespondenz, wie sie gewisse Widmungen darstellen, an Liebhaber von Raritäten überlassen sehen muß. Der mit dem Goncourt-Preis ausgezeichnete Neger René Maran erinnerte daran, daß die Wilden ihre Geschenke wiedergeben, wenn die Freundschaft, die sie bewies, erlischt.

Man hat im allgemeinen André Gide den Vorwurf gemacht daß er aus dem Umstand, sich einer delikaten Vergangenheit zu entledigen, einen gewaltigen Vorteil ziehe.

Liegt dahier sein Verbrechen? Wollte man von diesem Evangelisten — der Thomas von Aquiner Henry Massis*) sieht in ihm einen Besessenen —, wollte man von ihm einen uneigen-

*) Henry Massis übrigens beunruhigt durch das Werk des Grafen **Keyserling** und so indirekt verantwortlich für die Rundfrage über die „Rufe aus dem Orient" **(Cahiers des Mois Nr. 9/10).**

nützigen Akt verlangen? Einen ebenso uneigennützigen, wie es der von Lafcadio, dem schönsten aller natürlichen Kinder verübte Mord ist?**) Hätte man Gide entschuldigt, wenn er seinen Bücherschatz der National-Bibliothek überlassen hätte oder dem Lesesalon des Verbandes christlicher Jugend?

Man macht André Gide den Vorwurf, sich nicht bis zur Rechtfertigung erklärt zu haben. Nun — das eben gilt für gewöhnlich so vielen Gegnern dieses unruhigen Moralisten —, der immer bestrebt ist, sich außerhalb der Zuflucht zur einseitigen Beichte zu rechtfertigen.

Er ist einer von jenen Feinfühligen, deren äußerste Delikatesse sie dahin bringt, für Zyniker genommen zu werden.

Wer entschuldigt André Gide, wenn alle Nachsicht Francis Carco zugebilligt ist, der, als man ihn fragte: „Warum verkaufen Sie Ihre Modiglianis und Utrillos, Ihre Vlamincks, Ihre Max Jacobs?“ zynisch antwortete, vielleicht um sich darüber lustig zu machen und im voraus entschuldigt: „Damit man mich darnach fragt! Das macht Reklame!“

Ich habe gewiß nicht die Naivität, Gide nach einem moralischen, nach allem noch immer bürgerlichen Plan entschuldigen zu wollen. Ich glaube, ihn mit viel tieferen Argumenten rechtfertigen zu dürfen.

Ist er habgierig? Liebt er das Geld? Unwichtig! Wesentlich ist, festzustellen, daß André Gide, in dem „der Geschmack am Besitz niemals ein sehr lebhafter gewesen“ als deklarierter Moralist — und sei es mitten im Immoralismus — ewig um den Wert der Dinge beunruhigt ist; um ihren unbeständigen, progressiven und regressiven Wert; um ihren Wert nach den Gesetzen des Spiels, wenn er sie im geheimen nach jenem fixen, einen Augenblick währenden Gesichtspunkt beurteilt, von dem er in der gleichen Stunde, in der er seinem Absoluten begegnet, herkommt.

Das heißt, ohne sich bei den materiellen Vorteilen aufzuhalten, die der reiche Mann Gide aus dem „Verkloppen“ zieht: man sieht ihn neugierig auf den Wert lauern, den andre den Dingen geben, deren Besitz ihn nicht mehr bereichert. Wenn er ihn nicht ärmer macht, indem er ihn lähmt.

Gibt es nicht trotzdem irgend etwas Uneigennütziges in diesem Akt, der Geld einbringt?

Man würde es gern sehen, wenn Gide, der es nicht kann, einer Debatte darüber zustimmen würde. Wenn er es nicht kann, so hat er am Eingang seines bleibenden Werkes (der „Irdischen Wahrungen“) geschrieben: „Nathanael . . . ich möchte zu dieser Nachtstunde kommen, wo du nach und nach alle Bücher geöffnet und wieder zugetan hast . . . — Die Melancholie ist nur zu-

---

**) „Die Verließe des Vatikan.“

sammengesunkene Inbrunst. Jedes Wesen ist der Nacktheit fähig; jede Emotion der Fülle. Meine Emotionen haben sich offenbart wie eine Religion. Kannst du das begreifen: jede Empfindung ist von einer unendlichen Gegenwart."

„Nathanael — ich werde dich die Inbrunst lehren."

Und er sagte auch: „Nathanael, wann werden wir alle die Bücher verbrannt haben!!"

* * *

Gehen wir einige Stufen zurück. Niemand hat, wie von einer reifen Grenade, soviel vom Leben genossen, wie dieser religiöse Dichter, der in einem großen Durst nach Erfrischung, begierig ist nach reinem Geist. Seine menschliche Kleinheit wird so sichtbar, wenn die Eingeständnisse dieses Mannes, der immer im Verborgenen blieb, ihn so oft an Gemeinplätze ausliefern.

Es gibt da irgendwo etwas Lächerliches in seiner Suche nach der Jugend quer durch die Unternehmungen der Generationen, von denen er soviel zu empfangen verlangt, daß er schon über sie herrscht und die so oft grausam zu ihm gewesen sind.

Corydon hat dem Lafcadio widersprochen. Aber welchem von beiden ist die Weisheit zu altern beschieden?

Es ist ein Akt der Befreiung, wenn André Gide die Bücher seiner Freunde von gestern verkauft und, wenn ihm besonders daran gelegen ist, diejenigen auf den Markt zu werfen, deren herzliche Widmungen ihn mit einer Vergangenheit belasten, die ihm einst so teuer war.

Seine Aktion ist selbst dann, wenn sie noch so peinlich scheint, vollkommen gerechtfertigt durch die tiefste seiner Figuren.

Nichts von dem, wovon er sich trennt, stellt etwas dar, ohne das er nicht leben könnte. Er unterliegt allem, was er nicht mehr ertragen kann. Er verjagt die Gespenster seines Herzens, um mit einer Zeit übereinzustimmen, wie sie die Jugend von heute auffaßt, und von der keiner Nathaniel noch Menalque ist.

Es ist merkwürdig, daß, wenn die ganze Versteigerung mit gutem Recht den meisten als ein Sakrileg erschien, kein Stück des Verkauften unbedingt an die „Trennung" geknüpft ist, die den Geist von 1925 darstellen will.

Der vom Mercure de France herausgegebene „Almanach des Poètes" war selbst, an seiner Zeit gemessen, nicht das, was er sein wollte: nämlich für den Symbolismus, was der „Almanach provençal" dem Felibrismus gewesen ist.

Barrés . . . der Barrés der „Taches d'Encre". Wer, von beiden Freunden, hat als erster die Sammlung in die Winde gestreut?

Gourmont? Man hat nach einer nur gerechten Aufbahrung zu Füßen der Statue Voltaires den Sarg Anatole Frances über den

seinen gestellt. Pierre Louys? Gide hat niemals den Eklektizismus für eine Tugend gehalten. Und die Mystik Maeterlincks? Und dessen für alle Mechanik blinde Metaphysik?

Freilich, es gibt da Widmungen und Briefe von Jammes. Dinge, die sehr brüderlich sind und voll Vorsicht des sorgfältigen Schriftstellers: „Ich danke dir für die Schreibmaschinenkopie" oder „den beiden Gide, mit leisem Herzschlag, der, der nicht vergessen kann, was sie waren."

Diesen „leisen Herzschlag" zu verkaufen, schrie Fernand Divoire auf, den das grausam leiden macht.

Wie aber, wenn das alles über Gide die Macht von Phantomen hätte? Ist es nicht ein wenig mehr als gestattet, ja geboten, die Phantome, die Schatten der Teuersten zu verscheuchen?

Was ich bewundere und ein wenig lächerlich finde, ist, daß es für den fünfzigjährigen Gide noch soviel abzutun gibt.

Was? Alle diese kleinen belgischen Revuen waren so wertvoll? Welche Sorgfalt! Welche Sorgfalt bei einem Manne, der sich schmeichelt, den Geschmack am Besitz zu verachten und der sich des Mangels an Ordnung zeiht!

Will ich trotzdem André Gide an all' die Leute ausliefern, die der Verkauf seiner Bücher aufgeregt hat?

Gide hat sich, ohne es zu wissen, sehr viel vom vulgären Sinn angeeignet. Das gab ihm in seiner oft fruchtbaren Unruhe gute Laune, um, sei es mit dem, was die Bourgeoisie mit „künstlerischer Nachlässigkeit" bezeichnet, auf eben dieser bürgerlichen Oekonomie zu bauen.

Er liquidiert die wertvolle aber bis zum Verrat ungenaue Ausgabe von Arthur Rimbaud, die sogenannte „Edition Genonceaux". Er verzichtet auf den Jean Christoph von Romain Rolland. Er opfert Verlaine, so groß, so rein über diesem Jahrhundert — man wird noch darauf zurückkommen müssen — das nichts von ihm widerspiegelt.

Was muß aber die Lebenden überkommen, von denen kein Name im Verkaufskatalog figuriert: Bescheidenheit oder Eitelkeit?

Viel eher werden sie über die letzte Seite nachdenken.

Buchstabe V: Villiers d l'Isle-Adam, Vogue (1 a).

Whitman (Walt): Leaves of Grass. 1855. Edition rarissime.

Man liest da nirgends den Namen von Oscar Wilde. Den Namen des schmerzensreichen, geprüften, gebenedeiten Oscar Wilde.

O Corydon — Nathanael hat doch nicht alle Phantome verjagt.

Saru Argentu, Tararà genannt, war kaum zu der Angeklagtenbank in dem verwahrlosten Schwurgerichtssaal geführt worden, da zog er sofort ein großes, rotes, mit gelben Blumenranken geschmücktes, baumwollenes Taschentuch heraus und breitete es sorgfältig auf der Stufe der Bank aus, auf die er sich hinsetzen sollte; denn er wollte sein Festtagsgewand aus schwerem, blauem Tuch nicht beschmutzen. Neu war sein Anzug, neu das Taschentuch.

Als er saß, drehte er sich um und lächelte den Bauern zu, die hinten in dem für das Publikum reservierten Teil des Saales die Tribüne dicht füllten. Mit seiner rauhen, frisch rasierten Schnauze sah er einem Affen ähnlich. Von seinen Ohren hingen zwei lange goldene Ohrgehänge.

Die Menge all dieser Bauern strömte einen dichten, verpestenden Stall- und Schweißgeruch aus, einen Bocksgestank, einen betäubenden Dunst wie von fetten Tieren.

So manche schwarz gekleidete Frau mit bis an die Augen hochgezogener Mantille fing beim Anblick des Angeklagten haltlos zu weinen an; der jedoch sah sich von seinem Platz aus um, fuhr fort zu lächeln, und bald erhob er seine rauhe schmutzige Hand, bald neigte er den Kopf hierhin und dorthin, nicht eigentlich um zu grüßen, sondern um dem oder jenem seiner Freunde und Arbeitsgefährten mit einer gewissen Genugtuung ein Erkennungszeichen zu geben.

Denn für ihn war es heute beinahe ein Fest nach so und so vielen Monaten Untersuchungshaft. Und er hatte sich, um eine gute Figur zu machen, sonntäglich geschmückt. Arm war er; so arm, daß er sich nicht einen Rechtsanwalt leisten konnte und einen Offizialverteidiger hatte; aber, so weit es von ihm abhing, war alles geschehen: er war wenigstens sauber, rasiert, gekämmt, und trug seinen Sonntagsstaat.

Nach den ersten Formalitäten und nachdem der Gerichtshof gebildet war, forderte der Vorsitzende den Angeklagten auf, sich zu erheben.

— Wie heißen Sie?

— Tararà.

— Das ist ein Spitzname. Ihr richtiger Name?

— Ach ja. Argentu, Saru Argentu, Euer Gnaden. Aber alle kennen mich nur als Tararà.

— Gut. Wie alt sind Sie?

— Euer Gnaden, das weiß ich nicht.

— Wie? Sie wissen es nicht?

Tararà zuckte die Schultern, und an seinem Gesichtsausdruck war klar zu ersehen, daß er es für eine ganz überflüssige Torheit hielt, die Jahre zu zählen. Er erwiderte:

— Ich lebe auf dem Land, Euer Gnaden, wer denkt da an so etwas?

Alle lachten und der Präsident senkte den Kopf und suchte in den Akten, die offen vor ihm lagen.

— Sie sind 1873 geboren.

Tararà ließ die Arme sinken und gab sich zufrieden.

— Wie Euer Gnaden befiehlt.

Um nicht wieder Gelächter hervorzurufen, beantwortete jetzt der Präsident die übrigen Fragen gleich selbst und fragte dann nur: — nicht wahr? — nicht wahr? — Schließlich sagte er:

— Setzen Sie sich. Sie werden jetzt vom Herrn Protokollführer hören, wessen Sie angeklagt sind.

Der Protokollführer fing an, die Anklageschrift vorzulesen; aber an einem gewissen Punkt mußte er den Vortrag unterbrechen, weil der Obmann der Geschworenen durch den ganz bestialischen Gestank, der den Saal erfüllte, ohnmächtig geworden war. Die Gerichtsdiener wurden angewiesen, alle Türen und Fenster weit aufzusperren.

Jetzt zeigte sich klar und deutlich die Ueberlegenheit des Angeklagten denjenigen gegenüber, die ihn richten sollten.

*

Da saß Tararà auf seinem flammend roten Taschentuch, gar nicht berührt von dem Gestank, an den seine Nase gewöhnt war und konnte lächeln; Tararà wars nicht zu heiß, obwohl er den schweren dunkelblauen Tuchanzug trug; und endlich belästigten ihn in keiner Weise die Fliegen, durch die die Herren Geschworenen, der Staatsanwalt, der Präsident, der Protokollführer, die Advokaten und Gerichtsdiener, selbst die Polizisten immer wieder zu wütender Abwehr veranlaßt wurden. Die Fliegen setzten sich auf seine Hände, brummten summend und schläfrig um seinen Kopf, ließen sich gierig auf seiner Stirn nieder, in seinen Mundwinkeln, sogar an seinen Augen: er spürte sie nicht, er konnte weiter lächeln.

Der junge Verteidiger, der ihm vom Gericht gestellt war, hatte ihm gesagt, daß man ihn sicher freisprechen würde; er hatte nämlich seine Frau, deren Ehebruch erwiesen war, getötet.

In der glücklichen Ahnungslosigkeit eines Tieres empfand er auch nicht einen Schatten von Reue. Warum er sich verantworten solle für das, was er getan, für eine Sache, die keinen andern als ihn anging, das verstand er nicht. Er nahm die Gerichtsverhandlung als ein unabwendbares Schicksal hin.

In der Welt gabs eben ein Gericht, wie auf dem Lande schlechte Ernten.

Und das Gericht, mit seinem ganzen feierlichen Apparat, seinen majestätischen Sesseln, den Amtsroben und Baretten, war für Tararà etwas ähnliches, wie die große Dampfmühle, die man im vergangenen Jahr mit so großer Feierlichkeit eingeweiht hatte. Als er im vorigen Jahr mit vielen andern dort die maschinelle Einrichtung besichtigte, dies Zahnwerk der Räder, dies teuflische Triebwerk mit seinen Kolben und Stangen, da hatte Tararà ein immer wachsendes Staunen und Mißtrauen gefühlt. Jeder würde sein Getreide zur Mühle bringen; aber wer konnte den Kunden versichern, daß das Mehl von dem von ihm überbrachten Getreide stamme? Man mußte die Augen zumachen und mit Ergebung das Mehl hinnehmen, das man bekam.

Nun übergab Tararà mit demselben Mißtrauen, aber auch mit derselben Resignation seinen Fall dem Mahlwerk der Justiz.

Er seinerseits wußte nur, daß er seiner Frau mit einem Axthieb den Kopf gespalten hatte, als er an einem Samstag Abend durchnäßt und schmutzig von dem Gute bei dem Dorf Montaperto nach Hause kam. Dort arbeitete er die ganze Woche als Knecht, und bei der Heimkehr fand er in dem Arcogäßchen, wo er unter dem Hügel von San Gerlando wohnte, einen großen Skandal.

Vor wenigen Stunden hatte man seine Frau in flagrantem Ehebruch mit dem Herrn Baron Fiorica überrascht. Frau Graziella Fiorica, die Gattin des Barons, mit ringgeschmückten Fingern, mit rotgeschminkten Wangen und aufgeputzt wie der Maulesel, der am Festtag eine Fuhre Korn mit Musikbegleitung zur Kirche führt, hatte in eigener Person den öffentlichen Sicherheitsbeamten, Spano, und zwei Polizisten nach der Arcogasse gebracht, um den Ehebruch festzustellen.

Die Nachbarn hatten Tararà sein Mißgeschick nicht verheimlichen können; denn seine Frau war mit dem Herrn Baron die ganze Nacht in Haft behalten worden. Am folgenden Morgen, als Tararà sie ganz vorsichtig am Ende der Gasse auftauchen sah, war er mit dem Beil in der Hand über sie hergefallen und hatte ihr, ehe die Nachbarn Zeit fanden beizuspringen, den Kopf gespalten.

Gott weiß, was nun der Herr Protokollführer vorlas . . .

*

Nach Verlesung der Anklageschrift hieß der Vorsitzende den Angeklagten wiederum zum Verhör aufstehen.

— Angeklagter Argentu, haben Sie gehört, wessen Sie beschuldigt sind?

Tararà machte eine kaum wahrnehmbare Bewegung mit der Hand und antwortete mit seinem gewohnten Lächeln:

— Um die Wahrheit zu sagen, Euer Gnaden, ich lege kein Gewicht darauf.

Das verwies ihm der Präsident mit großer Strenge:

— Sie sind angeklagt, am Morgen des 10. Dezember 1911 Ihre

Frau, Rosaria Femminella mit einem Beilhieb ermordet zu haben. Was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung anzuführen? Wenden Sie sich an die Herren Geschworenen und sprechen Sie klar und mit der Achtung, die Sie dem Gericht schulden.

Tararà legte eine Hand auf die Brust, um anzudeuten, daß er nicht die geringste Absicht habe, unehrerbietig gegen das Gericht zu sein. Aber nun waren alle im Saal zur Heiterkeit geneigt und man lächelte schon in Erwartung seiner Antwort. Tararà bemerkte das und stand ein Weilchen ungewiß und verlegen.

— Vorwärts! — ermahnte ihn der Präsident — Sagen Sie den Herren Geschworenen, was Sie zu sagen haben.

Tararà zuckte die Achseln und sagte:

— Sehen Sie, Euer Gnaden: Sie sind gelehrte Herren und Sie werden verstanden haben, was in diesen Papieren geschrieben steht. Ich lebe auf dem Land. Aber wenn in den Papieren steht, daß ich meine Frau totgeschlagen habe, dann ists die Wahrheit. Und man braucht gar nicht mehr darüber zu reden.

Diesmal mußte auch der Präsident gegen seinen Willen lachen.

— Man braucht nicht mehr darüber zu reden? Warten Sie, und Sie werden hören, mein Lieber, ob man darüber reden wird.

— Ich wollte nur sagen, Euer Gnaden, — erklärte Tararà, indem er wieder beteuernd die Hand auf die Brust legte, — ich wollte nur sagen, daß ich es getan habe, ja; und das ist alles. Ich habs getan . . . . ja, Euer Gnaden; ich wende mich auch an die Herren Geschworenen. Meine Herren Geschworenen, ich habs wirklich getan, weil ich nicht anders handeln konnte, ja; das ist alles.

— Ernst! Ruhe! Ernst! meine Herrschaften! — schrie der Präsident und läutete wütend die Glocke. — Wo befinden wir uns denn? Wir sind in einem Gerichtshof! Es handelt sich darum, einen Mann abzuurteilen, der gemordet hat! Wenn sich noch einmal jemand erlaubt zu lachen, so lasse ich den Saal räumen! Ich bedaure, auch die Herren Geschworenen an den Ernst ihres Amtes erinnern zu müssen.

Dann wandte er sich mit strengem Stirnrunzeln an den Angeklagten:

— Was wollen Sie damit sagen, daß Sie nicht anders handeln konnten?

In die tiefe Stille, die nun herrschte, sprach Tararà ganz bestürzt:

— Euer Gnaden, ich will damit sagen, daß es nicht meine Schuld war.

— Und wieso nicht?

Jetzt glaubte der junge Offizialverteidiger sich gegen den aggresiven Ton, den der Präsident dem Angeklagten gegenüber annahm, auflehnen zu müssen.

— Verzeihen Sie, Herr Präsident, so werden wir schließlich den armen Menschen ganz in Verwirrung bringen! Mir scheint, er hat recht, wenn er sagt, daß es nicht seine Schuld war, sondern die seiner Frau, die ihn mit dem Baron Fiorica betrog. Das ist doch klar.

— Ich bitte, Herr Verteidiger, — unterbrach gereizt der Präsident. — Lassen Sie den Angeklagten sprechen. Nun, Tararà, wollten Sie das damit sagen?

Tararà schüttelte verneinend den Kopf und sagte dann:

— Nein, Euer Gnaden. Es war auch nicht die Schuld dieser Unglücklichen. Es war die Schuld der gnädigen Frau . . . der Gattin des Herrn Baron Fiorica, die die Dinge nicht ruhen lassen wollte. Warum mußte sie, Herr Präsident, vor meiner Haustür einen solchen Skandal machen, daß selbst die Pflastersteine schamrot wurden, als sie sahen, daß man einen Edelmann, den Herrn Baron Fiorica, den wir alle als feinen Herrn kennen, in Hemdsärmeln und mit den Hosen in der Hand, Herr Präsident, aus der Hütte einer schmutzigen Bäuerin herauszerrte? Gott allein weiß, Herr Präsident, was wir alles tun müssen, um uns ein Stückchen Brot zu verdienen!

*

Tararà sagte all dies mit tränenden Augen und bewegter Stimme und schüttelte die Hände mit in einander gekrampften Fingern vor seiner Brust. Unterdes brach man im Saal in ein unbändiges Gelächter aus und viele bogen sich vor Vergnügen. Aber während des Gelächters überschaute der Präsident blitzartig die neue Lage, in die sich der Angeklagte durch seine Aussage dem Gesetz gegenüber gebracht hatte. Auch der Verteidiger bemerkte das plötzlich, und als er das Gebäude seiner Verteidigung so zusammenstürzen sah, drehte er sich nach der Anklagebank um und gab Tararà ein Zeichen zu schweigen.

Zu spät. Der Präsident, der wieder wütend läutete, fragte den Angeklagten:

— Sie geben also zu, daß Sie um die Beziehungen zwischen Ihrer Frau und dem Baron Fiorica wußten?

— Herr Präsident, — unterbrach der Verteidiger und sprang auf, — entschuldigen Sie . . . aber so . . . in dieser Weise . . .

— So . . . in welcher Weise! — schnitt ihm der Präsident laut das Wort ab. — Ich muß die Sache jetzt einmal klarstellen!

— Ich protestiere gegen diese Frage, Herr Präsident!

— Sie haben gar nichts zu protestieren, Herr Verteidiger! Das Verhör leite ich!

— Dann lege ich die Verteidigung nieder!

— Ich bitte sehr, Herr Verteidiger! Sprechen Sie im Ernst? Wenn der Angeklagte selbst eingesteht . . .

— Nein! nein! nein! Er hat noch nichts eingestanden, Herr

Präsident! Er hat nur gesagt, die Schuld habe Frau Fiorica, die einen Skandal vor seiner Wohnung gemacht habe.

— Gut! Und können Sie mich jetzt hindern, den Angeklagten zu fragen, ob ihm die Beziehungen seiner Frau zu Fiorica bekannt waren?

— Antworten Sie, Angeklagter Argentu: waren Ihnen, ja oder nein, die Beziehungen Ihrer Frau bekannt?

Bestürzt, unschlüssig, voll widerstreitender Gefühle, sah Tararà auf den Verteidiger, auf die Zuhörer und endlich stammelte er:

— Soll ich . . . soll ich nein sagen?

Der junge Verteidiger schlug mit der Faust auf die Bank, drehte sich wutschnaubend ab und setzte sich an einen andern Platz.

— Sagen Sie die Wahrheit, in Ihrem eigenen Interesse! — ermahnte der Präsident den Angeklagten.

— Euer Gnaden, ich sage die Wahrheit, — fing Tararà wieder an, und hielt diesmal beide Hände vor die Brust. — Und die Wahrheit ist: es war, als ob ich nichts wußte! Denn die Sache . . . ja, Euer Gnaden, ich wende mich an die Herren Geschworenen; denn die Sache, meine Herren Geschworenen, war so geheim, daß niemand daher kommen konnte und mir ins Gesicht sagen, ich wisse etwas. Ich rede so, weil ich auf dem Dorf wohne, meine Herren Geschworenen. Was kann ein armer Kerl wissen, der auf dem Feld Blut schwitzt von Montag früh bis spät am Samstag abend? Das ist ein Unheil, wie es jeden treffen kann! Gewiß, wenn einer im Dorf zu mir gesagt hätte: — Tararà, paß auf, deine Frau hält es mit dem Baron Fiorica, — da hätte ich nicht anders handeln können, ich wär mit dem Beil in der Hand nach Haus gelaufen und hätte ihr den Kopf zerspalten. Aber nie hat mir das jemand gesagt, Herr Präsident, und, wenn es einmal vorkam, daß ich inmitten der Woche nach Haus zurückkommen mußte, so schickte ich vorsichtigerweise jemanden voraus zu meiner Frau, um sie zu benachrichtigen. Dies um Euer Gnaden zu zeigen, daß es nicht meine Absicht war, Schaden anzurichten. Mann ist Mann, Herr Präsident, und Weiber sind Weiber. Gewiß muß der Mann bedenken, daß die Weiber die Untreue im Blut haben, auch wenn man sie nicht allein läßt; ich meine, auch wenn der Mann nicht die ganze Woche fort ist; aber die Frau ihrerseits muß auf den Mann Rücksicht nehmen und bedenken, daß er sich nicht von den Leuten das Gesicht verschandeln lassen kann, Euer Gnaden! Es gibt eben Beleidigungen . . . ja, Euer Gnaden, ich wende mich an die Herren Geschworenen; Beleidigungen, meine Herren Geschworenen, die das Gesicht des Mannes nicht nur verschandeln, die es zerfleischen! Das kann ein Mann nicht ertragen! Nun, meine Herren Geschworenen, ich bin sicher, daß die Unglückliche immer diese Rücksicht auf mich genommen hätte; und so viel ist sicher, ich

hätte ihr nie ein Haar gekrümmt. Das kann die ganze Nachbarschaft bezeugen. Was kann ich dazu, meine Herren Geschworenen, wenn nun auf einmal diese verwünschte Frau . . . Ja, Herr Präsident, Euer Gnaden sollte sie hierher kommen lassen und sie mir gegenüber stellen, diese Dame; ich wollte schon mit ihr reden! Es gibt nichts schlimmeres . . . ich bitte Sie, meine Herren Geschworenen, es gibt nichts schlimmeres als voreilige Frauen! — Wenn Ihr Mann, — würde ich zu dieser Dame sagen, falls ich sie vor mir hätte, — wenn Ihr Mann sich mit einer ledigen Person eingelassen hätte, dann hätte die gnädige Frau sich das Vergnügen dieses Skandals leisten können; denn das hätte keine Folgen gehabt und es wäre kein Ehemann hineingezogen worden. Aber warum haben Sie, gnädige Frau, mich nicht in Ruhe gelassen, mich, der ich immer ruhig gewesen bin; ich hatte damit nichts, aber gar nichts zu tun, ich habe nie etwas sehen oder hören wollen; ich war zufrieden, meine Herren Geschworenen, mir auf dem Feld, mit der Hacke in der Hand, mein schweres Brot zu verdienen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Die gnädige Frau scherzt, — würde ich zu der Dame sagen, wenn sie vor mir stände, was ist für die gnädige Frau der Skandal gewesen? Nichts! Ein Scherz! Nach zwei Tagen haben Sie mit Ihrem Gatten Frieden geschlossen. Aber hat die gnädige Frau bedacht, daß noch ein anderer Mann dazwischen steht? Und daß dieser Mann sich nicht von seinem Nächsten das Gesicht verschandeln lassen kann, daß er als Mann handeln muß? Wenn die gnädige Frau erst zu mir gekommen wäre, um mit mir zu sprechen, hätte ich zu ihr gesagt: — Lassen Sies gut sein, gnädige Frau! Wir sind Männer! Und der Mann liebt die Abwechslung! Kann die gnädige Frau sich wegen einer dreckigen Bäuerin aufregen? Der Herr Baron ißt bei Ihnen immer feines französisches Weißbrot; bedauern Sie ihn, wenn es ihn von Zeit zu Zeit nach einem Stück schwarzen, harten Hausbrot gelüstet! — So hätte ich zu ihr gesprochen, Herr Präsident, und vielleicht wäre gar nichts passiert von all dem, was sich nun leider Gottes, nicht durch meine Schuld, sondern durch die Schuld dieser verwünschten Dame, zugetragen hat.

Der Präsident schnitt mit einem neuen, langen Klingelzeichen die Bemerkungen, das Lachen, die diversen Aeußerungen ab, die im ganzen Saale dem leidenschaftlichen Geständnis Tararàs folgten.

— Das ist also Ihre Auffassung? — fragte er den Angeklagten.

Müde, atemlos, schüttelte Tararà den Kopf.

— Nein, nein! Nichts da von Auffassung! Das ist die Wahrheit, Herr Präsident.

Und zum Dank für die Wahrheit, die er so treuherzig eingestanden hatte, wurde Tararà zu dreizehn Jahren Gefängnis verurteilt.

Deutsch von Emma Hecht.

Die Lage ist ernst. Es geht, kurz gesagt, um Deutschlands wirtschaftliche Zukunft.

Wird das Instrument der Zollpolitik falsch angesetzt, so ist eine unerwünschte Verschiebung des Volkseinkommens die erste Folge. Für das Unternehmertum gibt es kein besseres Mittel als den Zoll, um die Lohnpolitik aus dem Hinterhalt zu korrigieren, und alle Aufwertungslasten des Großgrundbesitzes, die aus politischen Berechnungen notgedrungen akzepiert werden mußten, lassen sich mit Hilfe der Zölle von den tragfähigen Schultern auf die breite Masse des Volkes abwälzen. Der Brotverzehr bildet dann den Maßstab, nach dem der einzelne an der Schuldabbürdung der Landwirte beteiligt wird. Getroffen werden vor allem die kinderreichen und armen Familien. Brot essen bekanntlich die am meisten, die es trocken zu essen genötigt sind.

Wichtiger noch, weil für unser Schicksal als Nation entscheidend, ist die zweite Folge einer falschen Zollpolitik. Während nämlich die Preise der Güter, die durch Zölle künstlich beeinflußt werden, nach der einen Seite auf die Einkommensbildung reflektieren, bestimmen sie auf der anderen Seite Richtung und Umfang von Kapitalverwendung und Produktion.

Ein starkes Land, wie Deutschland es vor dem Kriege war, kann sich den Luxus von Schutzzöllen leisten und die Produktion in Bahnen lenken, die unter weltwirtschaftlichem Aspekt nicht richtig sind. Auch ein schwaches Land, mit Reparationen überbürdet, vermag eine Zeitlang die Produktion auf Gebieten zu erhalten und zu verstärken, auf denen andere einen natürlichen Konkurrenzvorsprung haben. Nach einiger Zeit aber geht dem schwachen Lande die Kraft aus, und es kann die wettbewerbsunfähigen Produktionsgruppen, wenn es viele sind, nicht auf Kosten der wenigen gesunden Erwerbszweige, die in der Weltarbeitsteilung am rechten Platz stehen, weiter durchfüttern. Wenn es dann nicht die Kapitalkraft aufbringt, die Produktion neu zu gruppieren, wenn es Rückschläge nicht ertragen kann, so bleibt ihm nichts weiter übrig als die falschen Zölle höher und immer höher zu türmen, die Fehlleitung der Gütererzeugung auf Kosten seiner übrigen Kräfte soweit zu übersteigern, bis es schließlich wirtschaftlich verkümmert am Boden liegt.

Deutschland steht am Scheidewege. Seine wirtschaftlichen Energien sind erschlafft, nachdem sie ein Jahrzehnt lang die ständige Stählung im Wettkampf mit den Kräften des Auslandes entbehren mußten. Die Verführung ist groß, in solchem Augenblick den anstrengungslosen Weg zu gehen, den Blick vor der ferneren Zukunft zu verschließen und nur auf die nächstliegende Zeit zu richten, Zollmauern links und rechts zu errichten, damit der verwöhnte Körper unbehelligt noch eine Weile dahintrotten

kann. Es würde schon einer überlegenen Führung bedürfen, um in einem solchen Moment die Verlockung zu verschmähen, den steinigen Pfad zu wählen, der nach einigen Krümmungen kräftig zur Höhe führt.

Wo aber wäre in Deutschland der echte Führer, der die Wirtschaft vor ihren vermeintlichen Führern in Schutz nehmen, der ihre Zukunft gegen Augenblicksinteressen von Unternehmertum und Kapital verteidigen könnte? Eine solche Instanz gibt es nicht. Wer macht in Deutschland Wirtschaftspolitik? Der Bund der Landwirte treibt Landwirtepolitik, die mit Landwirtschaftspolitik nichts zu tun hat, und der Reichsverband der Industrie pflegt eine Industriellenpolitik, die von Industriepolitik wesensverschieden ist. Die unabhängige Wissenschaft, die sich erstmals wieder auf ihre Mission besonnen hat und in der Zollfrage, wie man anerkennen darf, rechtzeitig, eindringlich und mit seltener Einhelligkeit ihre warnende Stimme erhoben hat, sie wird mit achselzuckendem Unverständnis überhört. Auf den Streit der Wissenschaft will ich nicht eingehen, sagte Graf Kanitz in der Begründung, die er seiner Zollvorlage vor der Oeffentlichkeit gab . . . . .

Die Gedankengänge, mit denen der überbeschäftigte Dr. Luther das Destillat von Interessentenwünschen, Zollvorlage genannt, zu vertreten unternommen hat, bedürfen demgemäß auch keiner Widerlegung. Dr. Luther hat sich selbst widerlegt, wenn er auf der einen Seite eine Preissenkung als erwünscht bezeichnet und auf der anderen Seite nicht sieht, daß es kein wirksameres Mittel gibt, die Preissenkung zu verhindern, als die vorgeschlagenen Zölle. Wenn er, um die logische Brücke zu schlagen, die gewagte Behauptung aufstellt, die Zölle würden auf dem Wege über die vermehrte Kaufkraft der Landwirtschaft die Uebersetzung des Handels korrigieren und so verbilligend wirken, so ist damit wohl schon dekouvriert, daß die Zollvorlage ein Beweisthema ist, das nicht bewiesen werden kann.

Der verantwortungsbewußte Kritiker darf angesichts der überragenden Wichtigkeit der Materie keine Mühe scheuen, um aus den Gesetzesmotiven, aus der wissenschaftlichen Literatur und aus den Debatten des Tages alle Argumente, die dennoch für die Zollpläne der Regierung angeführt werden können, hervorzuholen und mit der größten Vorurteilslosigkeit zu prüfen. Wir haben zunächst gefunden, daß kein Schutzzöllner den Beweis dafür auch nur angetreten hat, wie nach der geplanten Verteuerung der Lebenshaltung eine weitere Verminderung unserer Exportfähigkeit aufgehalten werden kann. Die Agrarier entgegnen zwar, die Steigerung der Produktion, die nach ihrer Meinung als Folge des Zollschutzes eintreten wird (in Wirklichkeit nur die Steigerung der Grundrente) werde den Importbedarf entsprechend verringern und von dieser Seite her die Außenhandelsbilanz ins Gleichgewicht bringen. Das ist leider ein schwacher Trost; denn wenn es selbst möglich wäre, jede Einfuhr

von organischen Produkten des Bodens überflüssig zu machen, so würde das zwar ein wünschenswerter Fortschritt sein, aber uns immer noch nicht der Notwendigkeit entheben, durch Vermehrung des Exportes die industrielle Rohstoffeinfuhr erstens wett zu machen, und zweitens erheblich zu überschreiten, damit die Schulden an das Ausland einschließlich der Reparationslasten amortisiert werden können. Nicht eine Verminderung, nur eine Vermehrung des Außenhandelsvolumens kann uns nützen.

Doch haben wir es noch nötig positiv darzutun, warum Freihandel für Deutschland vonnöten ist? Der Gegner der Zollvorlage kann sich damit begnügen die Gründe zu zerpflücken, die die Schutzzöllner für ihr Vorhaben anzuführen wissen. Ihnen liegt die Beweislast ob. Wir bemerkten schon, daß es sehr dürftige Stützen sind, auf denen das Gebäude ruht. Zum größten Teil handelt es sich um gedankenlos reproduzierte Schlagworte, deren Inhaltlosigkeit unter Sachverständigen keinem Zweifel mehr unterliegt. Vor kurzem ist ein treffliches Büchlein „Schutzzoll oder Freihandel?" von Alexander Rüstow im Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei erschienen, in dem mit durchdringender Logik jeder der landläufigen Redensarten, die von den Schutzzöllnern angeführt zu werden pflegt, die ausführliche Entgegnung beigefügt ist. Ein Argument nach dem anderen zerfließt auf diese Weise in nichts: das Trugbild der Autarkie wie der ganze übrige Agitationsstoff, vom „Schutz der nationalen Arbeit," und der „Stärkung des Innenmarktes" angefangen über den Ruf nach „Entwicklung der produktiven Kräfte" bis zur Drohung mit der Arbeitslosigkeit. Wir empfehlen allen Anhängern der Zollvorlage, diese kleine Schrift zur Hand zu nehmen, und, noch bevor das betreffende Schlagwort dem Gehege ihrer Zähne entschlüpft, im Rüstow nachzulesen, daß sie im Begriff sind Unsinn zu reden. Einstweilen dreht sich die Debatte unaufhörlich im Kreise.

Aber wenn volkswirtschaftliche Vernunft gegen den Ansturm von Interessenten ankämpft, dann kann der Ausgang des Streites ja kaum ungewiß sein. Der Interessent hat von vornherein die Oberhand. Während nämlich der Vernünftige die Demagogie nicht mitmacht und bemüht ist, auch die Gründe des Gegners zu würdigen, weiß der Profitadvokat, der nicht verstehen w i l l , jede Blöße sogleich zu nützen und Zugeständnisse für seine Zwecke zu mißbrauchen. In drei Punkten verschiebt sich auf diese Weise die taktische Lage zugunsten der Interessenten.

Es ist nämlich zuzugeben, daß bei der gegenwärtigen handelspolitischen Konstellation ein Tarif zur Hand sein muß, mit dessen Hilfe die Vertragsgegner dazu bewogen werden können, ihrerseits die Zollbelastung für deutsche Waren zu ermäßigen. Da nun das deutsche Zollschema nicht als Maximal- und Minimaltarif aufgebaut ist, sondern für jede Ware einen einzigen Zollsatz fest-

stellt, dessen Herabsetzung praktisch in das Belieben der deutschen Zollunterhändler gestellt ist, so ist es ein Leichtes, jedweden noch so ungerechtfertigten Hochschutzzollwunsch damit zu begründen, daß er notwendig sei, damit man sich die Position in den Handelsverträgen herunterhandeln lassen könne. In der Verquickung von Schutzzöllen mit Kampfzöllen liegt eine große Gefahr. Sie ist besonders schwer, wenn die Regierung, die die Zollverhandlungen führt, dem Einfluß der Interessenten vollständig unterliegt. Je lahmer die Energien der maßgebenden Stellen auf Freihandel gerichtet sind — und in der heutigen Regierung sitzt keiner, der vom Geiste des Freihandels durchdrungen wäre — um so hoffnungsloser wird die Lage. Die besonnenen Freihändler wünschen sehnlich, daß mit Hilfe von Kompensationsobjekten die Zollmauern für das Ausland ermäßigt werden. Aber wer schützt uns davor, daß wir nachher auf den Kampfzöllen sitzen bleiben, ganz nach Wunsch der Interessenten, die Kampfzoll sagen und Hochschutzzoll meinen?

Während sich jedoch dieses Verwechslungsspiel nur auf die industriellen Zölle beziehen läßt, nicht aber auf die Getreidezölle, die im Gegensatz zu dem ganzen übrigen Tarifwerk als nicht unterschreitbare Mindestzölle fixiert werden sollen, gibt es für die Agrarzölle eine andere vernünftige Argumentation, die zu einer unvernünftigen Forderung mißbraucht wird. Weil bei dem gegenwärtigen Preisstande des Getreides die Landwirtschaft ein ganz reichliches Auskommen findet, deswegen erklären die Schutzzöllner, es fehle die ausreichende Gewähr dafür, daß der gegenwärtige Preisstand erhalten bleibt. In der Tat läßt der stark spekulative Charakter des Weltgetreidemarktes einen vorübergehenden starken Ausschlag des Preispendels nach unten denkbar erscheinen. Es liegt aber auf der Hand, daß es nicht notwendig ist, Kornzölle schon heute aufzurichten, um einer bloßen Möglichkeit, die die Zukunft birgt, zu entgehen. Jeder Zoll, der so begründet wird, ist willkürlich. Niemand weiß, ob nicht infolge unvorhergesehener Umstände die Preise am Weltmarkt eines Tages wider alles Erwarten einen solchen Niedergang aufweisen, daß selbst die hohen Zölle des Tarifentwurfs nicht ausreichen, um der heimischen Landwirtschaft den Schutz zu gewähren, auf den sie Anspruch hat. Das gegebene Aushilfsmittel sind darum Bereitschaftszölle, wie sie von anderer Seite vorgeschlagen wurden. Es kann nicht schwer sein, Richtlinien auszuarbeiten, unter welchen Bedingungen diese Bereitschaftszölle in Kraft zu treten haben. Ein unabhängiges Gremium von anerkannten Wissenschaftlern hätte festzustellen, wann die Preise (bezogen auf den Hektarertrag der unentbehrlichen Wirtschaften) nicht ausreichen, um die Produktionskosten zu decken. Ein solches elastisches Zollsystem ist viel eher in der Lage, dem

Landwirt das Gefühl der Sicherheit und damit den Anreiz zu Betriebsverbesserungen und Kapitalaufwendungen zu geben, ohne daß es doch auf der anderen Seite den Konsumenten schon zu einer Zeit belastet, wo der Hochstand der Getreidepreise einen Ausgleichszoll völlig entbehrlich macht.

Aehnlich liegen die Dinge bei der Dumpinggefahr für industrielle Erzeugnisse. Auch hier wird versucht, mit einer Gefahr, die auch der Freihändler anerkennt, die aber nicht irgendwie greifbar ist, willkürliche Hochschutzzölle durchzudrücken. Es ist in der Praxis gar nicht so schwer festzustellen, wie es in der Theorie den Anschein hat, wann eine ausländische Industrie echtes Dumping betreibt. Mit der bloßen Gefahr, daß einmal eine fremde Industrie das heimische Gewerbe auf unanständige Weise niederkonkurrieren k ö n n t e, ließe sich jeder noch so hohe Zoll rechtfertigen. Eine Gewißheit, daß die Unterbietung ausgeschlossen ist, kann überhaupt nicht erlangt werden, es sei denn, daß man die Zollsätze turmhoch stipuliert. Auch hier kann eine unparteiische Instanz im Notfalle einen Riegel vorschieben, ohne daß auf gut Glück ein Zoll hingenommen zu werden braucht, der auch dann Gültigkeit behält und die Preise über ihr natürliches Maß hinaus steigert, wenn die Gefahr, die als Begründung dient, nie und nimmer aktuell wird.

Wir gehen noch einen Schritt weiter und gestehen zu, daß der absolute Kapitalmangel, der in Deutschland herrscht, unter Umständen einen mäßigen — einen wirklich mäßigen, nicht unmäßig zu nennenden Zolltarif für gewisse industrielle Erzeugnisse rechtfertigen kann, damit bei weichender Kreditnot allmählich eine Anpassung an die Konkurrenzverhältnisse des Auslandes vorgenommen werden kann. Unter diesem Gesichtspunkt empfiehlt es sich, das System der Degressivzölle, das in der Zollvorlage für Motorfahrzeuge und Traktoren Anwendung fand, weiter auszubauen. Dabei dürfte freilich nicht neuer Mißbrauch getrieben werden. Degression allein nützt nichts. Wenn der Endpunkt der Staffel so hoch liegt, daß er dem Hochschutzzoll gleichkommt, so ist die etappenweise Ermäßigung nur Blendwerk.

Kampf-, Bereitschafts-, Dumping- und Degressivzölle sind aber allesamt nur diskutabel, wenn sie dazu dienen sollen, die freie Austauschbarkeit der Güter am Weltmarkt zu befördern. Da aber der deutschen Regierung dieses Ziel nicht vor Augen steht — Wiedereingliederung in die Weltwirtschaft steht in ihren Motiven nur als eines unter vielen Schlagwörtern — da es ihr nur darauf ankommt, die herrschenden Kreise von Landwirtschaft und Industrie zufriedenzustellen, so fürchten wir, hat der Versuch keinen Zweck, die Zollvorlage auf die angegebene Weise z u b e s s e r n ; sie muß b e k ä m p f t werden, bis zur letzten Stunde.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Aus der dümmsten Stadt

Vor ein paar Tagen fand in München eine Protestversammlung der „bayrischen Turner“ gegen den Film „Wege zur Kraft und Schönheit“ statt.

Wissen Sie, wer das große Muckerlied gegen den schönen Sport-Film sang?

Herr Dr. Ernst Müller-Meiningen, der einmal ein Liberaler, ein geistig lebendiger Mensch und der Hauptfechter gegen den Geist der Lex Heinze war. Heute ist dieser Freigeist entrüstet, weil in einem Film badende und turnende Mädchen nackt gezeigt werden....

Da haben sie München. Die Völkischen hier sind um dreißig Grad besoffener als anderswo, die Pfaffen sind um vierzig Grad unduldsamer als anderswo und die liberale Intelligenz, die Hindenburg gewählt hat, die dümmste Zeitung Deutschlands täglich aufnimmt und die Turnerschar gegen einen Sport-Film aufmarschieren läßt, der am selben Tage sogar Hindenburgs Zustimmung gefunden hat, die liberale Intelligenz Münchens ist auf den Müller-Meiningen gekommen.

Wer den rapiden geistigen Verfall Münchens darstellen wollte, brauchte nur die Biographie des Ernst Müller-Meiningen zu schreiben. Dieser oberste bayrische Richter war es, der die Mißhandlung der Opfer bayerischer Volksgerichte mit dem Oele seiner schmalzigen Beredsamkeit beträufelte. Dieser bayerische Demokrat hat die Demokratie in Bayern so schauerlich propagiert, bis alle Welt vor ihr davonlief.

Ach, und es wimmelt in München von Müller-Meiningen-Typen!

Man müßte sie malen, auf ihren turnerischen Philisterwegen zu ihrer Kraft und Schönheit.

Das Grassieren des Typus Müller-Meiningen ist die Erklärung für den jähen Verfall der Stadt, die wir alle einst geliebt haben.

E. V. W.

2.

Münchener Idylle

An einem der letzten Abende sitze ich still und friedlich in einem bekannten Münchener Restaurant, und da mich die Gesichter meiner Tischnachbarn, zweier braver Bürger, nicht sonderlich nach einem Gespräch gelüsten lassen, vertiefe ich mich in eine französische Zeitung, die ich eben mit der Post erhalten habe.

Plötzlich schreit mich der eine von den beiden an: „Stecken Sie die Zeitung weg!“ Ich erkundigte mich teilnahmsvoll nach der Ursache seiner Aufregung, ernte jedoch nur wütende Blicke und allgemeine Redensarten wie „Unerhörte Frechheit“, „Unglaubliche Herausforderung“ usw.

Schließlich, da das Schreckensobjekt doch nicht verschwindet, entschließt sich der Gute, an mein Gefühl zu appellieren: Ich sei doch allem Anscheine nach ein gebildeter Mensch! Ob ich denn nicht so viel Ehrgefühl hätte, daß ich begriffe, wie ungeheuerlich es sei, als Deutscher eine französische Zeitung zu lesen; und dazu noch öffentlich! — Ich mußte diese Frage beschämt verneinen, bemerkte aber schüchtern, daß ich mich eben als Gebildeter doch nicht gut durch Lektüre deutscher Zeitungen allein über französische Politik orientieren könne. Das aber war offenbar zuviel des Guten, denn nun erklärte der Ehrenmann

kategorisch, daß er mir sofort das Blatt zerreißen werde, wenn ich es nicht augenblicklich verschwinden ließe. Sein Kollege sekundierte ihm begeistert und versicherte augenrollend, wir würden uns wiedersehen! Um einen Volksauflauf zu vermeiden — inzwischen waren auch die benachbarten Tische aufmerksam geworden und in helle Entrüstung geraten — und weil ich kein Verlangen verspürte, mit den Maßkrügen meiner Volksgenossen nähere Bekanntschaft zu machen, verließ ich nach einigen Minuten das Lokal.

Als mildernder Umstand ist festzustellen, daß der Ort der Handlung Bayerns Hauptstadt war.

Dr. Georg Smolka

CHOCOLATE KIDDIES

Von dem, was diese Neger treiben, läßt sich nur im Superlativ des Superlativs reden. Sehenswürdigkeit, Sensation, Ereignis — es ist zu wenig. Unmöglich, diesen Zauber, diesen Rausch, diesen Taumel zu beschreiben: diesen Rausch entfesselten Lebens, diesen Freudentaumel elementarer Urkraft, diesen Zauber herrlich gebändigter Wilden-Menschlichkeit in ihrer wahrhaft unmenschlich-übermenschlich strotzenden Fülle.

Was macht, nüchtern gefragt, das Besondere ihrer „Leistung“ aus? Zwei Dinge, die, in maßvoller Dosierung, dem Europäer keineswegs fremd sind: Rhythmus und Disziplin. Doch welcher Rhythmus? Und welche Disziplin? Es ist jene fanatische Disziplin, von der in Tairoffs Theater etwas lebt: ein Erfülltsein von der Aufgabe, Hingegebensein an die Sache, das nicht Pflicht, sondern Religion ist und das Metier zum Gottesdienst erhöht; eine Disziplin, die wir ins Phantastisch-Riesenhafte wachsen fühlen, je mehr die Riesenkräfte uns überwältigen, die sie so wunderbar organisiert.

Disziplin ist die psychische, Rhythmus die physische — und zugleich die metaphysische Hälfte ihres Geheimnisses. Ihren Rhythmus — kein Europäer hat ihn — glaubten wir zu kennen: von Jazzkapellen, aus Kabaretts und Varietés; wir kannten ihn nicht. Die Gewalt, mit der er sich in den tollsten Verrenkungen behauptet, tausend Widerspenstigkeiten in seinen Strom reißt, barbarisch-tückische Pausen überflutet — und alle: Kapellmeister, Musiker, Tänzer von ihm besessen, jeder am andern sich steigernd bis zur Raserei: die Welt ein zuckender Wirbelsturm — die dämonische Gewalt, die diese Menschen packt, wenn ihr Rhythmus ihnen in die Glieder fährt: nein, davon hatten wir nichts geahnt. Einst bei den Russen fühlten wir: Asien! — und es war kaum noch Wirklichkeit. Diese Afrikaner aus New York stecken Asien in die Tasche.

Rhythmus und Disziplin: aus beiden resultiert das unwahrscheinliche Tempo ihrer Produktion. Ihre drei Stunden wären in unseren Theatern drei ausgewachsene Abende. Zwischen zwei Gipfelleistungen gibt's zur Erholung eine dritte, die Pausen sind mit Pointen ausgefüllt, und sie sind so kurz, daß das Publikum mit dem Applaus, der einer abgehenden Gruppe gilt, die nächste Nummer begleitet. Doch vielleicht das Unwahrscheinlichste ist bei allen das Tempo des Körpers: seine Ueberbehendigkeit, Uebergelenkigkeit, eine unheimliche Leichtigkeit, seinen Mechanismus zu dirigieren, die Geschwindigkeit, mit der jeder Impuls sich in Bewegung umsetzt — die abenteuerlichsten Akrobatenkunststücke machen sich wie von selbst —; und unablässig vibriert in allen Gliedern der erregende Kontakt mit jenem Rhythmus, der ihre Luft und ihre Seele ist.

Es ist die Seele, die aus ihren innigen, rührend frommen Hymnen klingt — vor wenigen Wochen haben die Sendlinge der Fisk-Universität zu Nashville sie uns gesungen —: welch ein Volk, zarter, tiefer Menschlichkeit voll. Doch ihr Menschliches mitzuteilen, finden sie die taktvollste — und die gewinnendste Form: das Genie der Komik scheint Merkmal ihrer Rasse zu sein. Es sind lauter geborene Pallenberge. Komisch in jeder Geste, in allen Abstufungen, vom Drolligen zum Grotesken, und obendrein von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit; auch noch in der Ekstase des Tanzes, die nicht Krampf, sondern Losgelassenheit, Ausgelassenheit ohnegleichen ist.

Und überwältigend ist, was sie an komischen Effekten aus ihrem Orchester herausholen. (Ein bißchen komisch vielleicht auch, daß dessen Darbietung im Programm „Symphonisches" Konzert genannt ist.) Dieses Orchester aber ist ein Wunder; auch ein technisches, gewiß werden bald Bücher darüber geschrieben werden. Die Musik, die sie spielen, ist keine, aber sie spielt keine Rolle; der Komponist, ähnlich wie der Librettist der Revue, fungiert sozusagen nur als notwendiges Uebel; manchmal freilich scheint er übler, als notwendig wäre. Wenn wir aufhorchen, entgeht uns nicht, daß die Lyrik amerikanisch verwässerter Puccini-Ersatz ist, und daß gewisse mit Vorliebe verwendete Akkordfolgen kaum noch kinofähig sind. Aber wir horchen nicht auf, denn nur auf das Wie kommt es an; und das ist hinreißend: die Mischung der Klänge — sehr ferner Klänge für unser Ohr — ebenso verblüffend wie die unfehlbare Präzision, mit der musiziert wird. Zu zehn sitzen sie da — als elfter und erster der Dirigent am Flügel — Virtuosen des Zusammenspiels und Virtuosen ihrer Instrumente: mancher spielt einen ganzen Laden, der Mann am Schlagzeug ist ein großes Orchester und dazu ein Meisterjongleur, die Noten haben sie im Kopf, jeder Ton sitzt; obgleich fast alle gegen den Takt blasen und jeder gegen den andern, verliert keiner die Führung, und keiner kommt aus der Ruhe, die er nötig hat, um mit Passion bei der Sache zu sein; es hört sich an wie freiestes Improvisieren, als hielte nur der unentrinnbare Rhythmus sie zusammen...

In einer Loge saß Franz Schreker; wird die Säge oder das Flexatone — oder welches ihrer Instrumente wird als neue Errungenschaft in seiner nächsten Partitur figurieren? Armes Europa, wenn es hofft, daß seine Musik an den Negern gesunden werde! Gewiß, Strawinsky, stark und klug genug, sich nicht zu übernehmen, hat von ihnen profitiert; aber die Jazz- und Fox-Manier wird sich, wie die Südsee-Konjunktur der Maler, mit ihrem Modereiz abnützen. Nicht darauf kommt es an; nicht darauf, was wir aus ihrer — — sondern, was sie, die Neger, aus unserer Musik machen, wird es dereinst ankommen. Das Alte wird vom Neuen, das Schwache vom Starken verschlungen, nicht umgekehrt; so will es die Natur. Der Einbruch der Jazz-Band in Europa ist das Jahr dreihundertfünfundsiebzig der Musik: Die musikalische Völkerwanderung ist eingeleitet. Das Ende werden wir nicht erleben. Doch wenn eine in der Wiege verkalkende Musikergeneration von diesen herrlichen Wilden wieder lernen will, daß alle Musik Musizieren und Musizieren Leben ist, braucht uns ums Verschlungenwerden fürs erste nicht bange zu sein. Einstweilen haben wir ihnen für Stunden des höchsten Glücks zu danken, das Menschen in ihrer Situation geben können; das Glück, das vielen zur harten Nervenprobe wurde, wäre vollkommen, wenn wir im Empfangen einen bescheidenen Teil der Lebenskraft auf-

zubringen vermöchten, die sie im Schenken jubelnd vergeuden.

Klaus Pringsheim

FILM

Buster Keaton

war hier schon einmal gepriesen. Aber es muß erneut und energisch auf ihn hingewiesen werden, weil hier endlich zu Chaplin und Harald Lloyd ein dritter Ebenbürtiger tritt. Ist bei Chaplin die ausdrucksvolle Beweglichkeit der Mimik adäquat der seines Körpers, schrumpft bei Lloyd diese Mimik zugunsten der leiblichen Elastizität und der Tricks auf ein Minimum zusammen, so verzichtet Keaton überhaupt gänzlich auf die Mitwirkung des Gesichts: immer und immer glotzen aus melancholisch unbeweglichem Antlitz zwei staunend blöde Augen. Dafür ist hier der Gipfel erreicht an einfallsdurchschmettertem Tempo, an Technik verblüffender Tricks, an Raffinement des Schneidens und des Klebens. In einem der Keaton-Filme, die jetzt laufen, springt er als Kinovorführer (im Traum) plötzlich selbst in den Film hinein und macht eine Verbrecherjagd, so toll und originell, als sei dies seit den Uranfängen des Films unzählige Male abgenutzte Motiv noch niemals verwendet worden. Wie er rapid, auf der Lenkstange eines Motorrads hockend, während der Fahrer längst heruntergefallen ist, durch alle Schrecknisse der Welt unversehrt jagt, ist ein unheimliches, höchst ergötzliches Kunststück. Und wie lieblich klingt der Film ab, wenn Keaton, wieder aus der Leinwand heraus, erwacht, sein Mädchen liebkost und küßt, während er jede Geste von dem Film absieht, den er, hinschielend, gerade vorführt.

Die freudlose Gasse

Hugo Bettauer hat es immer gut gemeint. Er war aber zu wenig Fa-



natiker, im Gegensatz zu dem, der ihn kürzlich erschoß, sondern zu sehr Dilettant, als Schriftsteller wie als Reformator. Seine Ideen hielten die Wiener für verrückt und verdammenswert — wie es immer mit den vernünftigsten Ideen geht, ob es sich um Pazifismus oder um die Befreiung der Erotik von vitalitätszerstörenden Hemmungen und Verdrängungen handelt.

Willy Haas machte aus Bettauers Wiener Inflationsroman ein handfestes, sehr spannendes Manuskript, das nicht sicher genug, in der Bewegung nicht hinreichend ineinanderhakend und photographisch nicht prima, aber sehr publikumswirksam, grausig und aufregend, von W. Papst verfilmt wurde.

Die klügste Tat der Regie ist, daß lauter hübsche Frauen verwendet wurden, so die engelhaft zarte Grete Garbo, mit Augen und Lippen, die in gleicher Weise reizend und erschütternd wirken können, Hertha v. Walter, mit melancholischem, pupillenbeherrschtem Antlitz, Agnes Esterhazy, Tamara ... und es schlürft durch den traurigen Film als traurigste Gestalt Asta Nielsen mit dem verprügelten Schritt der Straßenhure.

40 PS.

TISCH MIT BÜCHERN

Neue Epik.

Die Jüngsten der deutschen Literatur zeigen vielleicht mehr oder minder starke Begabung, aber keine eigene Formkraft, kein eigenes Gesicht. Die Kühnheit, eine neu gesehene Welt hinzustellen, fehlt ihnen wie die Fähigkeit, sich einen neuen Ausdruck anzueignen. Diese Jüngsten haben nichts von der Eigenart und schöpferischen Macht Radiguets. Vielleicht ist Klaus Mann der an Jahren Jüngste; aber, wenn sein Verleger — Gebrüder Enoch, Hamburg — seinen Novellenband „Vor dem Leben" mit dem Hinweis darauf, daß Klaus der Sohn Thomas Manns sei, propagiert, so desavouiert er, ohne es zu ahnen, das schriftstellerische Bemühen dieses Jüngsten aufs Eindringlichste. Denn keine Zeile dieses Buches läßt uns frei von dem Albdruck, hier ist Thomas Mannsches Blut in zweitem Aufguß. Das Stilistische schon verrät es: die Art, durch Wiederholung geprägter Sätze oder Attribute zu charakterisieren; durch besonders seltsame Worte Seltsamkeiten der Situation zu bezeichnen, und ähnliches. Die Ironie (in der inneren Haltung dem Stoff gegenüber) verrät es: wenn der Ernst einer Situation durch zögernd ironisches Abgleiten durchbrochen und gleichsam seiner Bedeutsamkeit entkleidet wird. Trotzdem: Klaus Mann ist nicht mit dem Begriff des Epigonen abgetan. In diesen Erzählungen ist eine Müdigkeit der Seele, eine Schwermut, ein Pathos des Verzichts, die aus einer anderen Welt in die Thomas Mannschen Prägungen einströmt. Die leidenschaftliche Negation dieses Jungen gibt den Novellen einen eigentümlichen Reiz, so daß sie — über die Schwächen der Gestaltung hinweg — als psychologisches Phänomen fesseln. Es sind immer absonderliche Augenblickszustände, die Klaus Mann wirklich zu beschreiben vermag. Nie wölbt sich dieses plötzliche Erkennen fluiden Erlebens zu einem großen seelischen Ereignis; nie wird ein Fall schicksalhaft und darum wichtig. Es sind Skizzen, mißlungen zum Teil, dann aber solche, die — wie „Zoficke" — schon ein sicheres Gefühl für den epischen Gehalt verraten. Zweifellos ist also Klaus Mann eine Begabung; ob er eine Natur ist, hat er zu erweisen.

Neben diesen mühsam nach seelischem Inhalt ringenden Geschichten wirkt eine Erzählung wie „Der Henker" von Max Krell (Dach-

stube Verlag) wie ein paläontologischer Fund. Diese Art, durch Häufungen von Buntheit und Absonderlichkeit eine Geschichte wie einen Gobelin zu wirken, ist von vorvorgestern. In all dem glitzernden Licht des Krellschen „Ausdruck-Stiles" steht ein winziger Stoff-Körper, so winzig, daß er keinen Schatten wirft. Er ist im Grunde, so muß man schließen, gar nicht vorhanden; die Erzählung erzählt nichts. Ein Feuerwerk sprühte vorüber. — Alfred Neumann, der einmal in der Nähe von Krell und Edschmid zu schreiben begonnen hatte, ist zu sehr Dichter, um nicht mit sicherem Instinkt nach der Substanz zu streben: nach dem Substantiellen des Stoffes wie nach geistigem Inhalt. Daher verläßt er die von ihm sicher beherrschte Phantastik, die noch seinen „Rugge" (Georg Müller-Verlag) auszeichnete, um sich ganz in ein konkretes, stofflich abgegrenztes Thema hineinzuknieen. In der Erzählung „Der Patriot" (Deutsche Verlagsanstalt) will er aus einer historischen Begebenheit, aus Pahlens Abfall vom Zaren Paul, das menschlich Wesentliche ableiten; während Klabund im „Pjotr" in das Historische als Reservoire für Impressionen verliebt ist, wird Neumann sachlich, stofflich — freilich auf Kosten der Lebendigkeit; sein früher so flüssiger Dialog schleppt schwer, als hingen die Gewichte der Historie bleiern an ihm. War dieser „Patriot" aber eine Studie, so ist der Roman „Die Brüder" (Verlag Strache) ein weitsichtiges, ausgereiftes Werk, das alle Vorzüge Alfred Neumanns zeigt.

Otto Zarek.

VON ADOLF HOFFMANN

Man sprach davon, daß Waldeck-Manasse, der jahrelange Trauerredner der Berliner Freireligiösen Gemeinde, ein stattliches Vermögen hinterlassen habe.

„Det hat er sich zusammengeweint", meinte Adolf Hoffmann dazu.

*

Adolf Hoffmann geht mit einem Begleiter heftig disputierend durch die Straßen.

In der Hitze des Gefechts verrutscht sein stattlicher schwarzer Sombrero völlig.

Ein Bekannter geht vorüber, nimmt Notiz von der hoffnungslos verschobenen Bedachung und ruft: „Hoffmann, Sie ham die Knille hinten . . .!"

Hoffmann, sich kurz umwendend: „Na, und Sie?!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 21)

DER KUNSTMARKT

Gutes Geschäft auf den Auktionen.

Die Rothschild-Carnarvon-Versteigerung.

In London, bei Christie's die Versteigerung der Sammlung des verstorbenen Alfred de Rothschild, aus dem Besitz der Lady Carnarvon. Soviel deutsche und französische Händler waren dazu da wie nicht mehr seit 1914. Gesamtergebnis 3½ Millionen Mark, genau 173 388 Pfund. Das meiste ging an englische Händler, aber auch deutsche Käufer bekamen viel, einen starken Anteil hatte Arnold Seligmann-Paris.

Alte Meister gut, einiges sehr gut bezahlt. Gainsborough, Anne Countess of Chesterfield, 1777, in ganzer Figur, weißes Mousseline, auf Gartenterrasse, 17 850 gs. Der Mann dazu, in rotem Rock, auf Ruhebank, aber nur 6 500 gs; beide gingen an Phillips & Mc Connal in Liverpool. Reynolds' Countess of Carnarvon mit ihrem Sohn 9 500 gs; Gossaert, Bildnis eines Ritters des goldenen Vließes, ganz ausgezeichnet, vielleicht einen Herzog von Sachsen darstellend, 4 400 gs; Bellini, Bildnis eines jungen Mannes in Schwarz 3 400 gs. Drei Cuyps brachten 3 700, 1 700 und 300 gs; ein entzückender kleiner Metsu, Dame beim Zeichnen einer Büste 2 100 (A. Baring hatte vor 100 Jahren 400 Pfund dafür bezahlt, immerhin gute Verzinsung).

Porzellan und Möbel mit sehr hohen Ziffern. Zwei Sèvres-Vasen, mit Amor und Psyche auf apfelgrünem Grunde, 2 700 gs. Meißener Gruppe einer Dame mit Hund und Negerpagen 580 gs, Lautenspielerin mit ihrem Liebhaber 520 gs, Louis XVI. Schreibtisch, von Weisweiler signiert, mit Gouache-Fries von Nymphen und Amoretten, 3 600 gs; Louis XVI. Kommode signiert I. H. Riesener 1 100 gs, Louis XV. Tisch mit Platte in Sèvres 1 750 gs. Louis XV. Bibliothekstisch, signiert C. C. Saunier, 650 gs; Louis XV. Setzschirm mit Beauvais-Tapisserie 820 gs.

Das italienische Missale von 1532, Arbeit der Raffael-Schule für Claude Königin von Frankreich, 2000 gs. Eine Folge von 18 Limoges-Platten, signiert 1533 von Leonhard Limousin, 1000 gs. Deutsche Käufer konnten es wieder einmal angenehm vermerken, daß ein Welthaus wie Christie nur 5 v. H. Aufschlag nimmt — warum nehmen unsere Versteigerungsfirmen eigentlich 10 bis 15 v. H. — ist das alles Schuld unserer Luxussteuer?

Berliner Auktionen.

Die Pfingstwoche brachte eine Fülle. Die Kunsthändler, die Ladengeschäfte klagen: alles, was kaufen will, rennt auf die Auktionen, zahlt gute Preise (der freie Handel müßte sich dran

gewöhnen, dem stillen Geschäft entsprechend billiger zu werden, auch wenn der Einkaufspreis manchmal noch höher war).

Bei Graupe viel Aufträge, alles gut bezahlt. Der Tasso der Doves Press 2 800 M., der Chaucer der Kelmscott-Press 2 350 M. Von den Bodonis das Manuale Tipographico 1818, mit 900 M. nicht teuer für seine Schönheit. Der Wallenstein der Maximilian-Gesellschaft, mit Meids Steinzeichnungen 200 M. Meids Don Juan, Vorzugsausgabe, 805 M.

Bei Lepke neuere Bilder, viel Leute, alles verkauft. Der große Uhde, die Kriegsknechte würfeln um Christi Rock, kostete 11 500 M. Ein nicht sehr schöner früher Trübner, Dame im Pelzkragen, 1874 datiert, 5 200 M. Ein kleiner Thoma von 1885, Nickelmänner am Strand 2 550 M. Ebensoviel kosteten Schafe Zügels, von 1880. Einen übergroßen Werner Schuch, Friedrich den Großen, kaufte ein Patriot für 2000 M. Die Studie zu Kampfs Volksopfer 2 100 M., ein Strandreiter Liebermanns, 1900 signiert, 1 500 M., zwei Strandreiter von Corinth 1 350 M. Elternglück von Stuck brachte 2 150 M: billiger Schlafzimmerschmuck für Junggesellen. Ein nicht allzu guter kleiner Constable 2 800 M. Renoirs Seine-Ufer, einst Richard Muther gehörig, nur 4600 M., trotzdem es in seiner Malereigeschichte abgebildet ist.

Bei Hecht am Dienstag gemischte Auktion, mit ordentlichen Preisen für Möbel mittlerer Güte. Das große Empire-Milieu de table, französische Goldbronze, wollte für 5000 M. niemand haben. Barocker Kleiderschrank um 1730, norddeutsches Nußholz mit Säulengliederung 1650 M. Louis XV. Sekretär mit schachbrettartigen Marketterie-Platten in Rosenholz und Polisander, anscheinend französisch, für 810 M. sehr preiswert. Barockaufsatz-Sekretär in Nußbaum 850 M. Guter Bochara-Teppich in dunkelrot 1 100 M. Ein schönes schweres silbernes Empire-Tablett konnte man für 600 M., zwei dreikerzige Silberkandelaber aus dem Besitz Alexander von Humboldts für 950 M. haben. Die Elfenbeinkanne von Georg Paetel 2 150 M. Also Geld scheint doch immer noch da zu sein.

Dr. Erich Roemer.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.



TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Juniwoche

Der frühere Kronprinz hat in den letzten Tagen zwiefach von sich reden gemacht. Einmal hat der Verlag J. G. Cotta, der einst bessere Tage gesehen, angekündigt, daß unter dem Protektorat Karl Rosners ein neues Buch von „Wilhelm, Kronprinz" erscheinen werde, betitelt: „Ich suche die Wahrheit". Der arme Verfasser, der nicht einmal einen Zunamen, bloß ein unfreiwilliges Vorleben besitzt, hat gleichzeitig noch einmal das Interesse der Oeffentlichkeit erregt, er ist nämlich am Pfingstsonntag sowohl bei dem Rundflug der „B. Z." auf dem Tempelhofer Feld wie bei dem Tennis-Turnier eines eleganten Klubs im Grunewald erschienen, anstrengende Arbeit an einem Feiertag. Uebrigens hängt die schriftstellerische mit der Feiertagstätigkeit Wilhelms, des früheren Kronprinzen, gewiß zusammen. Es ist durchaus glaubhaft, daß auch Wilhelm die Wahrheit sucht, nur leider an der falschen Stelle. Nie würde es dem ewig jungen Schützling Rosners einfallen, die Wahrheit etwa auf der Heimarbeiter-Ausstellung zu suchen, die kürzlich alle Qual und Not der Verelendetsten zeigte, Wilhelm sucht wohl die Wahrheit — aber im Tennisklub, höchstens auf dem Flugplatz. Die Wahrheit aber, die niemand beherbergen will, versteckt sich dort hinter schicke, weiße Tenniskostüme. Da kann Wilhelm lange suchen . . .

Herr Schiele, der deutschnationale Innenminister, der seine Gesetzentwürfe immer in doppelter Ausfertigung macht, damit seine Partei sie noch vor dem Parlament korrigieren kann, befindet sich sicher im Einverständnis mit der Fraktion, wenn er die Heraufsetzung des Wahlalters vorschlägt. Was sagen seine Freunde im Jungdeutschen Orden, im Stahlhelm und Werwolf dazu? Sind sie noch so jung, daß sie jede Wahl überhaupt nur als Spaß behandeln und lediglich die anderen dazu animieren? Aber wie ist es mit den Proletariern, die mit 16, 17 Jahren selbständig im Erwerbsleben stehen, alle Lasten des Staatsbürgers tragen, alle Rechte und Pflichten ihrer wirtschaftlichen Organisation erfüllen können? Sollen die etwa als dumme Jungens gelten? Lernt überhaupt ein Arbeiter durchschnittlich noch viel, wenn er die Pflichtfortbildungsschule verlassen hat? Oder sollen die Wähler zwischen 20 und 25 nur älter und lang-

weiliger werden — von den Wählerinnen gar nicht zu reden! Es ist viel zu fragen; auch ob man nicht das Wahlrecht nach oben begrenzen sollte und den zahnlosen Großmüttern, den verkalkten Wackelgreisen Wahlrecht und Wählbarkeit entziehen? Es kann nichts schaden, wenn diese Fragen einmal gründlich überlegt werden.

In Genf hat der deutsche Vertreter schöne und treffende Worte gefunden gegen den Gaskrieg. Auf dem europäischen Forum Applaus, verstärkt durch die angenehme Ueberraschung, aus Deutschland einmal eine vernünftigere Stimme zu hören als die abgetakelter Generale, die die Zeit herbeisehnen, in der die Gasmaske ebenso verbreitet ist wie heute der Regenschirm. In Deutschland selbst etwas eilfertige Genugtuung; Tenor zahlreicher Artikel: Da seht unsere Friedlichkeit! — Zugegeben, daß die Rede unseres Vertreters in Genf weit menschlicher war und geschickter dem internationalen Niveau angepaßt, als die anderer Delegaten der Wilhelmstraße, die man in die Fremde schickte, was soll eigentlich dieser plötzlich erwachte Eifer der ganzen Welt gegen den Gaskrieg? Wird hier nicht wieder einmal an einem Symptom herumgedoktert, anstatt, daß die Wurzeln der Krankheit bloßgelegt werden? Warum gegen „unerlaubte, barbarische" Kriegsmittel vorgehen, statt gegen den Krieg selbst? Niemals ist der Gaskrieg ein „erlaubtes" Mittel gewesen. Die Militärs waren immer stärker als die papierenen Stipulationen. Auch jetzt wird man nur die bekannten Humanitätsgründe aufs neue fein säuberlich paragraphieren; Dokumente von tragikomischem Museumswert, wenn einmal wieder ein „Ernstfall" kommt. Mit den Anstrengungen zur Abschaffung des Gaskrieges könnte man den Krieg überhaupt abschaffen. Es gibt im Kriege kein „Erlaubt" und „Verboten", Notwendigkeiten entscheiden, und notwendig wird, wenn die Furie einmal rast, jedes neue gräßliche Vernichtungsinstrument. Noch immer spuken romantische Vorstellungen, von einer „Ritterlichkeit", die es niemals gegeben hat. Es ist eine billige Oeldruckphantasie, zu wähnen, der Kampf moderner Millionenheere wickle sich ab nach dem Paukkomment homerischer Helden. Sicherlich haben die Römer Karthagos Kriegselefanten als ebenso unritterlich empfunden wie wir die Tanks. Frankreichs pompös gepanzerte Ritter, die bei Crécy von den sehr plebejischen englischen Armbrustschützen vom Gaul heruntergeschossen wurden, die Köckeritze und Itzenplitze, denen die „Faule Grete" des Burggrafen von Nürnberg das Dach überm Kopf zertrümmerte, sie alle werden über die fortschreitende Technisierung des Krieges gestöhnt, sie alle werden die neue Waffe als eminent unfair abgelehnt haben. Es hat nichts geholfen. Die barbarischen Erscheinungsformen des Krieges sind nicht mit weißer Salbe zu behandeln. Der Krieg ist

die Barbarei. Um diese Erkenntnis zu fördern, sollte man nicht Kräfte an der Bekämpfung der chemischen Waffen verzetteln. So lange die Menschheit sich nicht aufrafft, dem Kardinalübel zu Leibe zu gehen, so lange soll auch das Damoklesschwert des Gaskrieges über ihrem Haupt schweben. Nicht mit flausenhaften chevaleresken Vorstellungen, nein, die entsetzliche Realität kommender Katastrophen vor Augen, so sollen die Völker in die Zukunft blicken. Sie müssen begreifen lernen, daß das stolze Gebäude ihrer Sicherheit durch immer neue Rüstungen nicht mehr ist als eine ungeheure, entsetzliche Morgue, in der sie einmal von giftigen Dünsten erstickt, zerfetzt, zerfressen regellos durcheinander liegen werden.

Die gegenwärtige französische Regierung, die die stärksten Köpfe des Linksblocks enthält, deren Chef, Herr Painlevé, ein Gelehrter von europäischer Richtung ist, der Caillaux angehört, der vielgeschmähte „Defaitist" und Briand, der Geschmeidige, der sicherlich lieber Pazifismus vorstellt als das Gegenteil davon, diese Regierung demokratisch-pazifistischer Intelligenzen sieht sich gleichsam über Nacht in eine Marokko-Affäre verwickelt, die sich aus einem kolonialen Intermezzo mehr und mehr zu einem blutigen Kriegszug auswächst. Und Herr Painlevé, mitten im Weltkrieg als Premierminister der verständigungswilligste Politiker, der zwischen 1914—18 an leitendem Platz gestanden, muß heute Reden halten, wie sie eben im Kriege gehalten werden. Mit „Wahrung der Ehre", „unsere Interessen erlauben nicht . . . ." und ähnlichem Bumbum-Trara. Diese pazifistische Regierung im Kriegslärm und Kriegslärm machend, das ist kein besonders ermutigendes Bild. Wann hört denn dieser ridiküle Tumult endlich auf? fragt der sagenhafte gute Europäer entsetzt. Muß denn Herr Painlevé, der kosmopolitisch Gebildete, der Philantrop, ebenso reden und tun wie Herr Poincaré, der kindisch starre nationalistische Pedant? Wann kommt der Mann, der endlich den Schlußstrich zieht? — Ein edler Wunsch. Aber es erben sich nicht nur Gesetz und Rechte, sondern auch Ungesetz und Unrecht wie eine ewige Krankheit fort. Nicht an den neuen Problemen, an dem übernommenen Ballast, an dem Urväterhausrat, einem Kabinett dem nächsten zur Betreuung übergeben, an diesem Gesetz einer Kontinuität, das das Leben von heute den Sorgen von vorgestern preisgibt, sind alle wirklich demokratischen Regierungen der Nachkriegszeit in Deutschland, England und Frankreich verdorben. Der Nachlaß bestimmt das Schicksal, nicht die eigenen Taten. Macdonald erlag dem trüben Vermächtnis der Lloyd-George-Regierung. Weil der rachsüchtige Greis Clemenceau in Versailles seinen Willen durchsetzen mußte, weil Poincaré in seiner Gerichtsvollzieher-Mentalität Frankreichs Soldaten nach Westfalen schickte, weil ein abgebrühter alter Kolonialtiger wie

Marschall Lyautey, seit Jahren in Marokko neue kriegerische Lorbeeren vorbereitet, deshalb muß die demokratische französische Regierung von 1925 wider besseres Gefühl und höhere Prinzipien handeln. Es gibt noch sehr viel aufzuräumen. Nach 99 pazifistischen Regierungen, verblutet im Kampf gegen die Ueberbleibsel der alten Zeit, wird für die hundertste vielleicht endlich der Weg frei sein, pazifistisch zu handeln. Bis dahin tragen sie alle, melancholisch umflort, als Devise im Wappen: „Ich habe es nicht gewollt!"

Gelegentlich regt sich selbst auf den Hochschulen das Bewußtsein, daß etwas gegen die politische Verwilderung in akademischen Kreisen unternommen werden müsse. Ein erhebendes Beispiel indessen, wie die Sache nicht anzufassen ist, bietet der Beschluß der Heidelberger Philosophischen Fakultät gegen den Privatdozenten Dr. Gumbel, der ja schon häufig Gegenstand reaktionärer Attacken war. Es gibt keinen Zweifel darüber, daß Dr. Gumbels Redensart von dem „Felde der Unehre" ein falscher Zungenschlag war. Aber der sechs Druckseiten lange Beschluß der Fakultät stellt eine ganz andere Verirrung dar, um so ärger, da hier nicht der mildernde Umstand der freien Rede in erregter Volksversammlung geltend zu machen ist. Wenn es da heißt, daß in Dr. Gumbels politischer Tätigkeit „auch nicht der leiseste Einfluß wissenschaftlicher Qualitäten zu spüren ist", wenn von einem „erheblichen Tiefstand des geistigen Niveaus in sachlicher und stilistischer Hinsicht", von „einem vollkommenen Mangel an Objektivität", von „einem geradezu elementaren Mangel an Takt" gesprochen wird, wenn die Herren Philosophen weiter feststellen, „daß der Charakter seines politischen Auftretens jede ruhige Sachlichkeit und geistige Würde vermissen läßt", so zeugt solche Ausdrucksweise weder von Objektivität noch von irgendwelchem geistigen Niveau in sachlicher und stilistischer Hinsicht. Ohne uns hier für oder wider die Qualitäten des Herrn Dr. Gumbel auszulassen, das von der Philosophischen Fakultät für ihn geschneiderte Rügekleid sitzt nicht recht, scheint uns aber wie angegossen zu passen für die rundliche Gestalt des Herrn Roethe, dem man ja, wie so mancher anderen akademischen Leuchte, in politischen Dingen nicht gerade ruhige Sachlichkeit und Veredelung durch wissenschaftliche Arbeit zuerkennen kann. Die Heidelberger Philosophische Fakultät hat Dr. Gumbels Zugehörigkeit zu ihr als „durchaus unerfreulich" bezeichnet. Wollten alle Universitäten unter diesem Gesichtspunkt Musterung halten, es würde an den Hochschulen vieles erfreulicher werden und sicherlich auch eine Hebung des geistigen Niveaus in sachlicher und stilistischer Hinsicht sich bald bemerkbar machen. Vom Takt ganz zu schweigen. Aber bitte, meine Herrschaften, nicht immer nur die eine Partei an den Pranger schleppen!

DEM FÜNFZIGJÄHRIGEN SEVERING

Preußischer Minister des Innern seit nunmehr vier Jahren, ungerechnet die kurze Unterbrechung durch die Aera Dominicus-Stegerwald. Seitdem Ziel unentwegter, heftigster Angriffe der Reaktion, die an ihm und seiner Amtsführung kein gutes Haar lassen. Täglich in der Rechtspresse hingestellt als der Verderber Preußens und des Reiches, ohne dessen Unschädlichmachung ein „Wiederaufstieg" (wie s i e ihn verstehen) nicht möglich ist. Also ein ganzer Kerl, denn ... „den soviel Menschen hassen, der muß was sein!" Und wahrlich ein Mann von Format, ein Staatsmann. Allerdings ein Republikaner, sogar einer, der die Republik mehr als einmal vor dem Abgrund gerettet hat. Einer, dem es zu danken ist, daß Preußen — einst die unbestrittene Domäne der Junker und der mit ihnen versippten Bureaukratie — heute noch ein Bollwerk der Republik ist. Darum — zum Teufel mit diesem Kerl!



Severing

Wenn man ihn sieht, im Parlament, in seinem Amtszimmer im Ministerium, ist man erstaunt. Ein kaum mittelgroßer Mann, zierlich gebaut. Eine hohe Stirn, dichtes, jetzt ergrautes Haar strebt in leichten Wellen wirr dem Hinterkopf zu. Ein feines Gesicht, aus dem freundliche Augen aufmerksam und rege blicken. Ein Mann, der zuhören und schweigen kann, der aber wie selten einer die Kunst der Rede beherrscht. Man merkt es bei erregten Debatten im Parlament, daß es ihm Freude macht, die feingeschliffene Waffe seiner Rede mit einem ebenbürtigen Gegner zu kreuzen. Seine Rede ist immer ein ästhetischer Genuß, getragen von starker Geistigkeit, nie um eine Antwort verlegen, immer humorgewürzt und leicht satirisch, doch nie zu billigen Mätzchen oder Schlagworten greifend.

Dieser Mann ist ein Proletarier, geboren in der sogenannten niedersten Schicht der Bevölkerung. Arbeitersohn aus Herford. Wurde als 14jähriger wieder Arbeiter — Schlosserlehrling. Arbeitete dann, ausgelernt, als Schlosser in Fabriken seiner näheren Heimat. Früh schon schloß er sich der Sozialdemokratie an, war gewerkschaftlich und politisch eifrig tätig und mußte dies bald mit Maßregelung büßen. Wanderte aus in die Schweiz, dem Zufluchtsort der politisch Verfolgten. Hier beginnt sein Weg sich zu wenden. Neben der harten Fron des Arbeitstages findet er Zeit, sich praktisch und theoretisch gründlich mit der sozialistischen Lehre, mit der Bewegung zu befassen. Bald senden ihn seine Arbeitskollegen in führende Stellen ihrer Organisation. Um 1900 nach Bielefeld zurückgekehrt, erwirbt er auch hier rasch das Vertrauen der Arbeiter. 1901 ist er Leiter der Bielefelder Verwaltungsgruppe des Metallarbeiterverbandes, 1905 wird er zum Stadtverordneten gewählt, 1907 zum Reichstagsabgeordneten. Im Jahre 1912 übernimmt er die Leitung des Bielefelder sozialdemokratischen Organs.

Den Krieg kommt, der Zusammenbruch. — Sowohl in das Preußen-, wie in das Reichsparlament wird Severing gewählt. 1919 Reichs- und Staatskommissar des Bezirkes Rheinland-Westfalen mit der schwierigen Aufgabe, dies damals von Riesenstreiks durchtobte Gebiet zu beruhigen, die Arbeit in diesem wichtigen Industrie- und Kohlenrevier zu ermöglichen. Das schier Unlösliche gelingt. Immer wieder greift er vermittelnd ein, beruhigt hier, überredet dort, bringt die Parteien an den Verhandlungstisch und findet immer wieder einen neuen Weg, wenn alles sich zu zerschlagen drohte. Das Kapp-Verbrechen bringt alles wieder ins Wanken. Die Preußische Regierung wird umgebildet und an Heines Stelle tritt Severing, der ehemalige Schlossergeselle. In dem Gebäude, in dem einst von Köller, von Puttkamer residierten, lenkt nun der Arbeiterführer Severing die Verwaltung des Preußischen Staates, die preußische Polizei. Die Geheimräte schmunzeln bei tiefen Bücklingen, hier glauben sie leichtes Spiel zu haben. Wie sollte auch ein Arbeiter den komplizierten Verwaltungsapparat verstehen, ihn gar beherrschen?! Doch bald verlernen sie das Lächeln. Der kleine Mann im Ministerzimmer ist nicht gesonnen, eine Puppe in den geschickten Händen seiner Räte zu sein. Zu ungewöhnlich früher Morgenstunde beginnt der neue Minister seinen Arbeitstag, noch in späten Abendstunden findet man ihn am Schreibtisch. Bald beweisen Veränderungen im Beamtenstab des Hauses, daß ein neuer, ein frischer Wind weht, dessen Stärke nicht nachläßt. Auch draußen in der Verwaltung des Landes werden plötzlich eine Reihe „wohlverdienter" höherer Beamter entbehrlich, durch Anhänger der neuen Staatsform ersetzt. Der Widerstand gegen diesen unbequemen Minister wächst. Mit Aufatmen wird sein Rücktritt nach der Neuwahl im Jahre 1921

begrüßt, mit schlecht verhohlenem Mißvergnügen seine Wiederkehr zu Ende desselben Jahres in die Regierung der großen Koalition. Der Widerstand gegen Severings Personalpolitik setzt nun im Kabinett selbst ein. Immer wieder versucht die Deutsche Volkspartei von dem so „bewährten" Bestehenden zu retten, was zu retten ist. Jeder Schritt muß mühsam erkämpft werden — aber Severing ermüdet nicht. Immer freundlich und liebenswürdig in der Form, setzt er zumeist seinen Willen durch, versteht die Widerstrebenden gefügig zu machen. Gar bald hatten die Vertreter der Reaktion im Parlament und im Lande erkannt, wer der gefährlichste Gegner war. So setzte denn die Hetze gegen diesen Mann ein, in Zeitungen, im Parlament, in Versammlungen, in den „Verbänden". Aber der Westfale Severing ließ sich nicht einschüchtern. Er ging unbekümmert seinen Weg — „laß sie schwatzen" — war meist seine Antwort auf die niedrigsten Verleumdungen. In der Schutzpolizei schuf er der Republik ein verfassungstreues Werkzeug, das sich in den schweren Jahren der tollsten Inflation bewährte. Mit ihr hielt er die Wacht, bewahrte Reich und Staat besonders im Jahre 1923 vor blutigem Umsturz, vor Bürgerkrieg und Chaos. Er verbot die Verschwörerorganisationen der Rechtsradikalen, löste ihre Konventikel auf — und hielt dem tobenden Ansturm der Getroffenen lächelnd stand. Mordpläne gegen sein Leben wurden geschmiedet, das Schicksal Rathenaus und Erzbergers ihm angedroht — es focht ihn nicht an, unbeirrt ging er seinen erkannten Weg. Fast ganz allein. „Ich weiß, auf wie wenige im Hause ich mich verlassen kann," sagte er einmal einem gutmeinenden Warner. Nur in dringenden Dienstgeschäften verließ er seinen Amtssitz Berlin, einen längeren Urlaub hat er sich nicht gegönnt. „Ein Innenminister, ein Polizeiminister gehört in politisch bewegten Zeiten auf seinen Platz," antwortete er den dringenden Mahnungen, auch einmal an seine Gesundheit zu denken.

Unbegrenztes, bis zur Aufopferung gehendes Pflichtgefühl läßt diesen ungewöhnlichen Mann auf seinem Posten ausharren. Ihn, den Eckpfeiler der Republik, umbranden gerade auch heut wieder heftig die Wogen des politischen Kampfes. Wie kaum einem anderen ward ihm unerschütterliches Vertrauen und Liebe der Arbeiterschaft, ja, selbst aus den agitatorischen Angriffen der Kommunisten vermeint man oft einen Unterton von freundlicher Achtung herauszuhören. Der Haß und die wütende Feindschaft all derer, die in dem „System Severing" einen Eingriff in ihre „ewigen Rechte" erblicken, gereicht ihm nur zur Ehre. Wem heute in Deutschland Republik, Freiheit und Frieden mehr sind als bloße Worte, der wird zu ihm stehen. Severing als Preußischer Innenminister ist ein Wahrzeichen der Republik, wünschen wir der Republik, daß dieser Sohn des Volkes noch lange Jahre diesen Posten für sie, für uns hält!

HENRY BARMAT

DIE HINRICHTUNG VOR DEM URTEIL

Das Tage-Buch, vom ersten Tage an als Tribüne der Verfolgten errichtet, als eine publizistische Berufungsinstanz über den Justizschrecken der Zeit, gibt hier dem von allen Lokalanzeigerseelen verfolgten Henry Barmat das Wort in eigener Sache. Der Leser des T.-B. wird diese Wort-Erteilung verstehen, ohne daß wir sie zu begründen brauchen. Wir glauben namentlich, auf den Appell hinweisen zu sollen, mit dem der Verfasser von den Schwierigkeiten seiner neuen Existenzgründung spricht.

Nach fast fünfmonatigem Untersuchungsgefängnis bin ich, als letzter von siebzehn Verhafteten, vor einigen Tagen auf freien Fuß gesetzt worden. In einer Sache, die juristisch trotzdem noch schwebt (— ja, die juristisch noch nicht einmal richtig begonnen hat: denn noch immer ist weder meinen Verteidigern noch mir eine Anklageschrift zugegangen!), muß ich, wie immer mir zumute sei, in meinen Aeußerungen zu dem Falle selbst zurückhaltend bleiben; nicht einmal auf die Flut gemeinster Beschimpfungen und Verleumdungen, die abseits des amtlichen Verfahrens wider alles losgelassen worden ist, was mit meinem und meiner Brüder Namen zusammenhängt, kann ich in dieser Lage gebührend antworten. Aber da mir von der Redaktion dieser Zeitschrift freigestellt worden ist, mich auf ihren Blättern gerade als Beteiligter zum „Fall Barmat“ zu äußern, möchte ich vor der Oeffentlichkeit wenigstens auf einen Punkt aufmerksam machen, der mit dem Verfahren direkt nichts zu tun hat. Nämlich auf die Tatsache, daß es diesmal erreicht worden ist, die Beschuldigten auf jeden Fall und unter allen Umständen als vollkommen ruinierte Leute aus der Affäre hervorgehen zu lassen, gleichgültig, ob schließlich auch nur der Schatten eines Vorwurfs auf ihnen haften bleiben wird oder nicht. Dies ist wohl ein Tatbestand, der selbst solche Leute bedenklich stimmen sollte, die sonst durchaus nicht zu unseren Freunden gehören. Denn wer könnte eine Methode billigen, durch welche das härteste aller möglichen Urteile, die Verurteilung zum absoluten finanziellen, körperlichen und moralischen Ruin, tatsächlich schon in einem Augenblick verhängt wird, in dem noch nicht einmal klargestellt ist, ob auch nur eine Verurteilung zu einer Woche Gefängnis rechtlich in Betracht kommen kann? Was heute uns geschehen ist, kann morgen jedem anderen geschehen. Und die Forderung, daß eine Beschuldigung noch nicht gleichbedeutend mit Vernichtung sein dürfte, ist jedenfalls eine Forderung, die nicht von der Parteistellung abhängig ist.

Es wird mir gesagt, die Oeffentlichkeit habe bereits jeden Glauben daran verloren, daß das Vorgehen wider uns wirklich von Rechts-Erwägungen angeregt worden sei. Es wird mir gesagt, die Ueberzeugung breche sich mit Schnelligkeit Bahn, daß man es hier nur mit einem politischen Pogrom zu tun habe, bewiesen schon

dadurch, daß jener Staatsanwaltschaft, welche die Aktion wider uns seiner Zeit mit so ungewöhnlichem Aufwand einleitete, die Bearbeitung schließlich entzogen werden mußte. Als Trost höre ich ferner, kein vernünftiger Mensch zweifle mehr daran, daß eine Anklage, die noch immer nicht auch nur substanziert werden konnte und ihre Behauptungen in langen Monaten immer wieder auffallend wechselte, — daß diese Anklage in der Verhandlung glatt zusammenbrechen und zu unsrer vollkommenen Rehabilitierung führen werde. Ich will mich zu all diesen Meinungen nicht äußern, denn was ich selbst von der Angelegenheit denke, ist ohnehin klar, und es würde zwecklos sein, die Beteuerung und die Beweise unserer Unschuld, die ich in diesen entsetzlichen Monaten schon hundertmal zu den Akten und zu Protokoll gegeben habe, hier zum hunderteinten Mal zu wiederholen. Aber welch ein Trost — dies ist es, worauf ich aufmerksam machen will, — welch ein Trost liegt für uns in diesen Wandlungen der öffentlichen Stimmung und in dieser Aussicht auf die endgültige Reinigung durch den Prozeß? Jawohl, die Freunde, deren wir früher so zahlreiche hatten, sie stellen sich jetzt wieder langsam ein. Jawohl, es ist kein Schimpf mehr, sondern eine ehrenhafte Handlung, etwas zugunsten eines Barmat zu sagen. Jawohl, der Prozeß wird wirklich ergeben, daß die unerhörten Lügen, die eine niederträchtige Presse monatelang in einer wahren Raserei von Haß gegen uns vorgebracht hat, nichts anderes als fingierte Handelsware sind, mit denen einige dafür bezahlte Subjekte ihr elendes Dasein eine Zeitlang fristeten. Aber was wird das alles uns, den Brüdern Barmat, noch nützen? Wir werden trotzdem zugrunde gerichtet sein! Und wenn wir die Gerechtigkeit, die uns schließlich mit höflichem Bedauern wieder laufen lassen wird, darum ansprechen werden, uns doch auch zurückzugeben, was uns genommen worden ist (und zwar genommen nicht zugunsten dieser Gerechtigkeit, sondern zugunsten dritter, lachender Nutznießer), so wird sie uns mit ebenso höflichem Bedauern erklären, daß dafür leider keine gesetzlichen Verpflichtungen bestehen!

Wir sind als reiche Leute nach Deutschland gekommen. Unser Vermögen wird für den Zeitpunkt vor Beginn der Aktion auf einen Betrag geschätzt, von dem niemand mehr bestreitet, daß er die Schulden, die den Aktiven gegenüberstanden, nicht nur gedeckt, sondern reichlich überdeckt hatte. Heute, nachdem wir die Untersuchungshaft verlassen haben (die Kaution haben nicht wir, sondern Freunde erlegt!), wissen wir buchstäblich nicht, wovon wir leben sollen, wir haben nicht Geld genug, um die Inserate zu bezahlen, mit denen wir versuchen möchten, uns eine neue Existenz zu verschaffen. All unsren Besitz im In- und Ausland haben wir, um unsern guten Willen zu beweisen, ohne rechtliche Notwendigkeit, der Treuhandgesellschaft übermacht, an der wir keine Teilhaber-

schaft besitzen und auf deren Geschäftsführung uns in einem überstürzt verfaßten, innerhalb weniger Stunden unterzeichneten Vertrag nur ein so vager Einfluß eingeräumt worden ist, daß unseren Wünschen in bezug auf die bisherigen Realisierungstransaktionen überhaupt noch niemals Rechnung getragen wurde, obwohl gewisse Objekte zu Preisen veräußert wurden, die weit unter den Angeboten lagen, welche uns früher gemacht worden sind. Gewisse Prozentsätze, die wir von einzelnen Verkäufen zum Lebensunterhalt unserer Familien und zum Aufbau einer neuen Existenz erhalten sollten, werden uns unter dem Druck eines vorwiegend politisch eingestellten Verwaltungsrats, bestehend aus den Gläubigern, vertragswidrig verweigert. Das Schiedsgericht, das über solche Streitfälle entscheiden soll, erfordert vielleicht Gebühren, die wir nicht lange werden aufbringen können. Und wenn es in dem Vertrage heißt, daß der Ueberschuß, der nach Abwicklung aller Verkäufe und nach Verrechnung der Verkaufserlöse gegen die Verpflichtungen schließlich verbleibt, an uns zurückfallen soll, so haben wir doch keinerlei Hoffnung, daß ein solcher Ueberschuß schließlich zurückbleiben wird. Die erzielbaren Preise für alle Objekte, von den Werken angefangen bis zu unsren Ringen und den Uhren unsrer Frauen, sind unter solchen Verhältnissen ja an sich schon minimal, sie sind überdies gedrückt dadurch, daß die Unternehmungen unter diesen Verhältnissen natürlich anormal schlecht arbeiten, die Verwaltung der „Masse“ geschieht selbstverständlich auch nicht kostenlos, und kurz und gut: wir sehen voraus, daß von dem ganzen gewaltigen Vermögen, das wir ohne Verpflichtung dazu gutwillig in die Masse eingebracht haben, schließlich kein Rest für uns übrig bleiben wird.

Dabei sind wir auch körperlich ausgepumpt, mein Bruder Julius, der Gründer der Firma, liegt so schwer an den Folgen der Haft darnieder, daß wir nicht wissen, ob er je wieder arbeitsfähig sein wird. Und noch schlimmer als all dies ist das furchtbare Stigma, das noch auf lange Zeit hinaus unsrem Namen anhaften wird, nachdem er derart durch allen Kot der Welt geschleift worden ist. Wir können arbeiten und wollen arbeiten; und da wir schon einmal ganz unten angefangen haben, sind wir nicht verwöhnt und scheuen auch vor mühseligen Aufgaben nicht zurück. Aber wo ist die Firma, die, über eine rein menschliche Anteilnahme hinausgehend, auch den Mut aufbrächte, einen Mann namens Barmat heute wirklich für sich arbeiten zu lassen? Jawohl, ich stelle diese Frage mit Erlaubnis der Redaktion durchaus konkret: wo ist die Firma, die dem reich gewesenen Henry Barmat, dem Opfer einer Lügenkampagne, aber einem Mann, der schon gezeigt hat, daß er zu arbeiten versteht und daß er zu arbeiten willens ist, nach dem Unglück, das ihn betroffen hat und in seiner Verarmung die Möglichkeit gibt, ein neues Leben aufzurichten,

— einen Auftrag, eine Vertretung, irgend was? Ich habe den Mut, diese Frage, die leider lebenswichtig für mich ist, öffentlich und ohne falsche Scham zu stellen; denn daß ich sie stellen muß, ist nicht meine Schande, sondern die Schande anderer Leute; und meine Ehre liegt nicht darin, die Folgen des an mir begangenen Verbrechens zu bemänteln, sondern darin, gerade nun erst recht nicht zu kapitulieren und den zweiten Kampf um Brot und Existenz mit noch größerer Energie als den ersten zu führen. Da oder dort werden sich doch Menschen finden, die verstehen werden, daß ich mit Worten jetzt nichts anfangen kann, und die den moralischen Mut aufbringen, eine geschäftliche Aufgabe, welche sie ohnehin lösen müssen, auch einem Manne anzuvertrauen, dessen Ehre fünf Monate lang wehrlos der Sudelkanonade eines ganzen Armeekorps von Canaillen preisgegeben war. Aber wenn ich mich bemühe, über meine eigenen Angelegenheiten hinaus auch allgemeine Schlüsse zu ziehen, so muß ich die öffentliche Aufmerksamkeit darauf lenken, daß auch in dieser moralischen Hinsicht, ebenso wie in der finanziellen, die Erfahrungen, die im Falle Barmat gemacht werden mußten, entsetzlich sind und eigentlich jeden rechtlich Denkenden, gleichviel welcher Partei er angehört, empören sollte. Auch in moralischer Beziehung ist der Raub, der an den Beschuldigten begangen worden ist, unwiderruflich, das Urteil, das schließlich gefällt werden wird, wird, wie die Menschen nun einmal sind, nur juristisch, nicht aber im Hinblick auf den Beiklang des Namens (für lange Zeit wenigstens) rehabilitierend sein. Und so stehen wir in jeder Beziehung vor dem furchtbaren Zustand, daß die gerichtliche Erledigung eines solchen Falles nach der Praxis, die diesmal angewandt worden ist, eigentlich nur eine bedeutungslose Beigabe zu der viel wichtigeren Tatsache ist, daß die eigentlichen Entscheidungen, — die materielle und moralische Zertrümmerung der Verdächtigten, — wie in Zeiten reiner Gewaltherrschaft im Grunde genommen ohne jedes Verfahren und ohne Rechtsgarantien fallen, außerhalb der Untersuchung, vor dem Prozeß, und ohne jede Möglichkeit wirklicher Wiedergutmachung.

Ich stamme, wie häufig genug unterstrichen worden ist, aus dem Osten, also aus einer Gegend, die man in Deutschland als unkultiviert zu betrachten pflegt. Ueber Fragen der Kultur, auch der Rechtskultur, mich zu äußern, darf ich also vielleicht nicht wagen. Aber wenigstens zum Nachdenken kann ich der deutschen Oeffentlichkeit die Frage unterbreiten, ob hier nicht Aenderungen in der Prozedur und in der Freiheit, die der Gewissenlosigkeit gegenwärtig noch eingeräumt ist, möglich wären, die als Kulturfortschritt anerkannt werden müßten. Die Meinung des Auslands, die wir in Form vieler Telegramme und Briefe alltäglich zu hören bekommen, geht jedenfalls in dieser Richtung.

CARL v. OSSIETZKY

DAS HEIMLICHE HEER

Wir haben auch unsere kleinen Geheimnisse.
Sherlock Holmes.

In den bewegten Tagen, gerade jetzt vor zwei Jahren, konnte man es zuerst hören, in Wirtshäusern und Barbierstuben, überall, wo Menschen klatschend und Gerüchte kolportierend beisammensitzen: „X. Y. ist gestern zur Uebung einberufen worden." Und wenn man fragte, zu was für einer „Uebung" denn, hieß es: „Gott, Sie wissen ja, es werden doch massenweis junge Leute eingezogen, gedrillt und wieder entlassen." Und man nannte Plätze am Rande der Stadt, Schulen, Kasernen, leere Fabriken, die angeblich voll von Soldaten sein sollten.

Das war in den frohen Tagen Cunos. Jeder munkelte von dem, wovon keine Zeitung sprach. An der Ruhr wurde sabotiert, in München deklamiert; die „Verbände" rüsteten, die Herrschaft zu ergreifen. Cuno ging, die Gerüchte vom heimlichen Heer blieben. Plötzlich erfolgte eine Warnung der Regierung: Junge Leute, so las man, erschienen in Scharen in den Kasernen, um sich anwerben zu lassen; — das sei zwar patriotisch, aber nicht statthaft. Dann kam der Zwischenfall von Küstrin. Das Reichswehrministerium erklärte mit sanften Aurikelaugen, es handle sich nur um eine Emeute „national-kommunistischer Haufen". Eine Spezies, von der man weder vorher noch nachher etwas gehört noch gesehen hat. Wahrscheinlich haben die Kasematten von Küstrin die ganze Rotte Korah bis auf den Letzten verschluckt. Eine demokratische Zeitung, die einen Bericht brachte, in dem es hieß, die „National-Kommunisten" hätten gerade so ausgesehen wie die Soldaten, wurde kurzerhand verboten. Denn das Reichswehrministerium in seinem harten Tatsachensinn duldet keine müßigen Spekulationen.

So wurde weiter getuschelt, kolportiert, dementiert. Zeitungen wurden verboten, Publizisten eingesperrt, Landesverratsprozesse an- und abgedreht. Wenn im Reichstag einer das Thema „Schwarze Reichswehr" anschnitt, empfahl Herr Geßler, die Krone aller Bürgermeister, mit jovialem Lächeln Kaltwasserbehandlung.

. . . aber am 30. Januar 1925 erklärte Herr Luther, der neugebackene Reichskanzer, man habe doch einige Tausend Studenten zu Uebungen herangezogen, und zwar „in Zeiten, als unsere innerpolitischen Verhältnisse eine besonders gefährliche Spannung zeigten". Also doch.

Herr Luther hat eine Frage damit berührt, aber nicht beantwortet. Er hat immerhin zugegeben, daß sie existiert. Warum? Ist die Dementierspritze des Militär-Ministeriums leck geworden?

Oder will selbst die jetzige konservative Regierung einer Erbschaft aus Cunos Zeiten ledig werden? Jedenfalls, der Reichskanzler hat mit einem Höchstmaß amtlicher Offenheit das Vorhandensein des Problems zugestanden. Er wird es nicht übelnehmen, wenn andere das sezieren, was er nur betastete. Und deshalb sollte auch die Presse der Parteien, die seine Regierung stützen, etwas geschliffener reden von der kürzlich erschienenen Denkschrift der Deutschen Liga für Menschenrechte, die den Versuch unternimmt, dort fortzufahren, wo der Herr Reichskanzler aufhörte. Dieses Memorandum der Liga (Deutschlands geheime Rüstungen? Von E. J. Gumbel, Berthold Jacob, Polizeioberst Lange, General von Schönaich, Otto Lehmann-Rußbüldt und Kapitän Persius) gehört zu jenen nicht erfreulichen, dennoch bitter notwendigen Aufräumungsarbeiten, die nicht beliebt sind, nach denen es aber im Lande reinlicher aussieht. Die Verfasser halten sich mit sicherm Takt an das Erreichbare und Beweisbare, sie meiden Konstruktionen und lassen vor allem Urkunden sprechen, die fast alle schon publiziert. Es ist eine Sottise ohne gleichen, wieder von „Landesverrat“ zu faseln angesichts einer Schrift, die nicht mehr sein will als eine Kompilation, deren Zweck allerdings ist, in der Aneinanderreihung von vielem Kleinen eine große Gefahr aufzuzeigen.

Die Broschüre setzt ein mit einer Wertung des bekannten Artikels von General Morgan in „Quarterly Review“. Die Behauptungen dieses englischen Juristen mit dem Generalstitel sind mehr oder minder bekannt: nach ihm soll die Reichswehr nur die herausgesteckte Attrappe des heimlich rüstenden Deutschlands sein; sie wäre nicht Wirklichkeit, die Wirklichkeit wäre vielmehr der „Schatten“, den sie über das Land werfe, — das alte Heer. Alles sei darauf eingestellt, sie jederzeit in eine große, moderne, schlagbereite Armee zu verwandeln. Der Artikel Morgans ist ohne Zweifel exzellente Journalistenarbeit, ein ungemein ingeniöses Pamphlet. Stark vor allem im Psychologischen, in der Zerfaserung der deutschen militaristischen Mentalität, unzuverlässig dagegen, bizarr kombinierend und übertreibend in allem Tatsächlichen. Der Leser, der sich auf Untertöne auskennt, wird zudem bei ihm eine gewisse, mühsam verhohlene Sympathie für die von ihm angeblich entlarvte heimliche Armee und ihre Organisatoren mitschwingen fühlen.

Wenn man die Imaginationen Morgans ad acta legt und sich an das in der Denkschrift reproduzierte Urkundliche hält, so ergibt sich, daß Verbände wie „Stahlhelm“, Werwolf“ usw., die nach Mitteln und Einfluß auch heute, nach dem Schwinden der eigentlichen Konjunktur noch immer eine ansehnliche Macht repräsentieren, in der Reichswehr von jeher nur eine Form gesehen haben, die durch „nationale Reserven“ zu füllen. Immerhin muß auch die Leitung der Reichswehr, wenigstens im Prinzip, diesen Standpunkt

teilen, denn es heißt in der offiziellen Vorschrift „Führung und Gefecht der verbundenen Waffen“ (Verlag Offene Worte, Charlottenburg, 1923):

„Die Vorschrift nimmt Stärke, Bewaffnung und Ausrüstung des Heeres einer neuzeitlichen militärischen Großmacht als Grundlage an, nicht nur das nach dem Friedensvertrag gebildete deutsche 100 000-Mann-Heer.“

Hier scheiden sich bürgerliche und militärische Auffassung. Der Militär sieht in der Reichswehr nicht einen neuartigen, durch die besondere Situation Deutschlands bedingten Organismus, sondern die Miniatur-Nachbildung der Wehrorganisation einer neuzeitlichen militärischen Großmacht, flexibel und jederzeit erweiterungsfähig. Diese Auffassung ergibt sich zwangsläufig aus der ganzen Einstellung des Berufsmilitärs, für die Zukunft zu sorgen ist seine Pflicht. Aber die bürgerliche Auffassung hat ihrerseits die Pflicht, sich so weit durchzusetzen, daß die sogenannten militärischen Notwendigkeiten sich der Autorität des Staates unterzuordnen haben. Woran keine vielleicht berechtigte Empfindlichkeit, keine romantische Pflege der „Tradition“ etwas ändern darf.

Die Denkschrift wählt ihre Beispiele vornehmlich aus den Jahren 1923 und 1924. Es ergibt sich aus dem reichhaltigen Material, daß an zahlreichen Plätzen Ausbildungskurse stattfanden, daß an Universitäten Werbestellen eingerichtet waren, daß z. B. die Garnison Marburg am 2. März 1924 mit etwa 1000 Studenten zu einer achttägigen Uebung ausrückte, daß militärische Dienststellen mit privaten Organisationen Hand in Hand arbeiteten, daß innerhalb der Schwarzen Reichswehr Offiziersausbildungskurse stattgefunden haben. Das alles wird durch Proben aus den Erlassen der Wehrverbände, aus privaten Korrespondenzen und Pressemeldungen dokumentarisch belegt. Zahlreich waren die Versuche, das Treiben zu maskieren, doch überrascht zuweilen auch eine Offenheit, die nur durch eine hoffnungslos unpolitische Verblendung erklärt werden kann.

Der Reichskanzler hat zur Erläuterung für diese Dinge betont, daß es sich um Zeiten gefährlicher innerpolitischer Spannung gehandelt habe. Der Herr Reichskanzler hat in seinen wenigen Sätzen einer bitterbösen Epoche ein Epitaph gesetzt, milde wie alle Grabsprüche. In der Tat handelte es sich um ein furchtbar ernstes Experiment und doppelt verwerflich nach den katastrophalen Erfahrungen mit den Freischärlern in Oberschlesien und anderswo. Die Geschichte der Wehrverbände vom Kapp-Putsch bis zum Hitler-Putsch wird einmal geschrieben werden als Kapitel: Deutschland am Rande der Anarchie! Man braucht nicht zu zweifeln, daß die militärischen Stellen, soweit sie nicht völlig im rechtsradikalen Fahrwasser schwammen, vornehmlich von innerpolitischen Erwägungen ausgingen. Berufssoldaten, seien sie noch

so chauvinistisch gerichtet, wissen sehr gut, daß der Krieg — der Krieg von heute und morgen! — nicht mit einer bunt zusammengewürfelten Truppe sensationslustiger Jünglinge zweifelhafter Disziplin geführt wird. Aber in Zeiten desolater Wirtschaft und unter Null gesunkener Staatsautorität, hilfloser Kabinette und querulierender Parlamente, da mußten sie sich als die letzte in sich ruhende Größe zum Schutze der bürgerlichen Ordnung fühlen, und ihr kurzer politischer Sinn erklärt es, daß sie alles aufzusaugen suchten, was sie als adäquat anerkannten. Diese Allianz mit den schwarz-weiß-roten Korporationen jedoch, deren Führer zum Teil ganz andere Ambitionen hegten, riß von neuem die Kluft auf zwischen Volk und Wehrmacht. Aus diesen Verbänden mit den alten Symbolen der Monarchie waren die Mörder der besten Republikaner gekommen, kein Wunder, daß das kleine Heer das Odium der Verbände teilen mußte. Die sozialistische Arbeiterschaft betrachtet die Reichswehr als dezidiert antirepublikanisch, der Anhänger der bürgerlichen Linken verfolgt sie zum mindesten mit Mißbehagen und Mißtrauen. Die Schwarze Reichswehr ist bereits heute ein vielleicht, hoffentlich!, erledigtes Stück unholder Vergangenheit. Ihre innerpolitischen Effekte werden nach Jahren noch zu spüren sein.

Uebrigens hat jetzt auch der Herr Reichswehrminister endlich die Methode des Totschweigens aufgegeben, und wenn er auch kaum mehr sagte als Herr Dr. Luther, daß er überhaupt darüber sprach, bezeugt deutlich, daß auch er heute die Unmöglichkeit der Freiwilligen-Garden begriffen hat. Aber auch die Politiker der Entente hätten wissen müssen, daß die ständige Observation eines großen Volkes ebenso absurd ist wie die heimliche Aufrüstung des Armeechens der Hunderttausend zu einer neuzeitlichen Kriegsmacht. Es war ja so bequem, immer ein Druckmittel gegen Deutschland in der Hand zu haben, andererseits aber gewiß zu sein, daß es über einen Damm verfüge, fest genug, die kommunistische Welle aufzufangen, ehe sie weiter nach Westen schlug. Die Bolschewistenangst paralysierte die Versailler Orthodoxie.

Die Geschichte wiederholt sich nicht. Der Scharnhorst von heute schüfe höchstens eine Knüppelgarde, nicht eine vollwertige Kampftruppe. Die heimliche Armee, ob nun Schreckgespenst französischer oder Wunschbild deutscher National-Hysteriker hat nicht mehr Realität als die Schatten der katalaunischen Kämpfer, die sich nachts in den Lüften würgen. Die Reichswehr ist eine Grenzschutztruppe, eine potenzierte Ordnungspolizei in einem noch längst nicht endgültig stabilisierten Lande. Alles andere ist Traum, ist passé.

Passé défini.

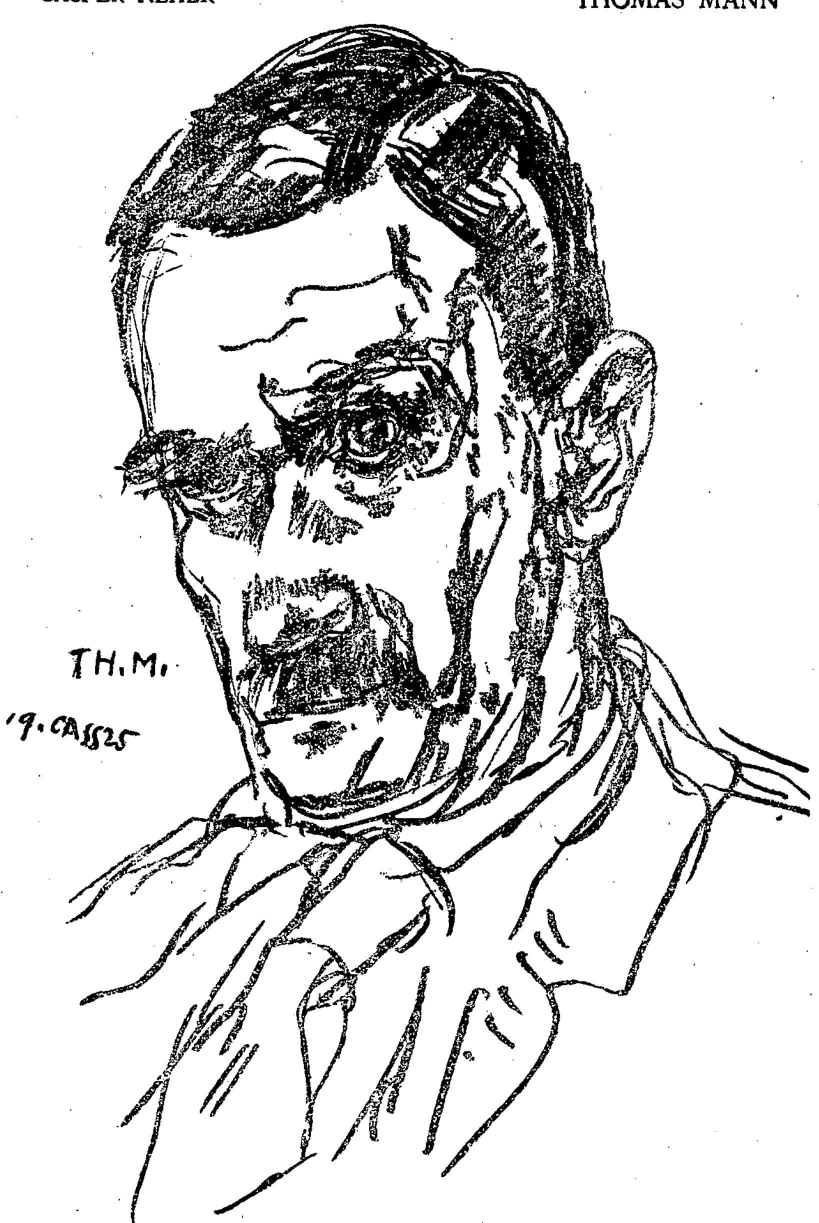
HERMANN BAHR

THOMAS MANN

Zum fünfzigsten Geburtstag.

Als 1898 Thomas Mann, dreiundzwanzigjährig, in der Literatur erschien, horchten wir, die wir uns das Jahrzehnt vorher, erst von Arno Holz, dann von Gerhart Hauptmann geführt, als „das jüngste Deutschland" erhoben und rasch der Herrschaft bemächtigt hatten, verwundert auf, nicht angenehm verwundert, denn es war die erste Mahnung an unsere Vergänglichkeit; hier kündigte sich etwas Neues an, etwas das über uns hinausging. Wir waren ja nicht so töricht, daß wir uns eingebildet hätten, vom Wechsel der Zeiten verschont zu bleiben. Die Romantik hatte dem „jungen Deutschland" weichen müssen, dieses den „Epigonen", sie wieder uns; wir wußten, daß es auch uns nicht erspart bleiben konnte, die Stunde der Ablösung dereinst schlagen zu hören. Aber doch nicht nach knapp zehn Jahren seit unserem Antritt schon ?! Das mußten wir als eine Dreistigkeit empfinden! Eine Generation pflegt, hat sie sich erst durchgesetzt, dreißig Jahre, jedenfalls zwanzig ungestört zu bleiben. Unsere hatte mit dem „Buch der Zeit" Alarm geblasen, das 1885 erschien, und so recht im Sattel saß sie doch eigentlich erst seit den „Einsamen Menschen", seit 1891. Dieser „kleine Herr Friedemann" aber, Thomas Manns uns insgeheim irgendwie befremdendes Debut, kam 1898. Nach sieben Jahren der Herrschaft sah sich also unsere Generation schon von einer neuen bedroht! Denn irgendein Abstich von uns schien dieser neuen und uns dabei dennoch Bewunderung abnötigenden Begabung unverkennbar: sie befremdete uns; und um so mehr, als wir eigentlich gar nicht hätten sagen können, wodurch. Sobald wir ihr aber fest ins Auge blickten, wich sogleich jene vermeintliche Bedrohung und wir mußten selber über unsere Gespensterseherei lachen: Nein, diesen Thomas Mann hatten wir nicht zu fürchten, er war noch durchaus Geist vom Geiste unserer Generation, wenn auch mit einer Intensität wie vielleicht keiner unter uns, einer Intensität, vor der wir, als nun drei Jahre später die „Buddenbrooks" erschienen, fast ein wenig zurückschraken, da sie doch an einem Impressionisten ungewohnt wirkte. Aber auch sein Bruder Heinrich war ja von derselben merkwürdigen Intensität der Darstellung, ohne durch sie jedoch auch nur im geringsten irgendwie Verdacht in uns zu erregen: sein glorreich erstrahlendes Talent war uns in seinem vollen Zauber sogleich aufs herzlichste willkommen, ohne jeden Vorbehalt; er mußte nicht, wie Thomas, erst eine leise Warnung in uns bezwingen. Thomas scheint es selbst zu fühlen, daß jedes neue Werk von ihm immer wieder erst in uns, vielleicht auch schon in ihm selbst, beim Schaffen selbst, einen leisen inneren Widerstand, irgendeine Hemmung zu bewältigen hat. Dieses Problematische, das ich übrigens immer als den

CASPER NEHER THOMAS MANN



stärksten Reiz seiner Dichtungen empfand, blieb mir lange Zeit unerklärlich. Es ergeht auch anderen ebenso. In jedem Gespräch über ihn wird jetzt dann auf einmal jemand wütend und fragt ingrimmig: „Dann erklären Sie mir aber gefälligst, wie das möglich ist, daß einer „Friedrich und die Koalition“ schreibt und dann hingeht, um die „Rede auf die deutsche Republik“ zu halten — kann man denn das?“ Diese gerade seine besten Freunde so befremdende, ja ihm entfremdende Rede konnte nur diejenigen überraschen, die nicht allen seinen Werken, ja sogar seiner Sprache selbst, und bis in die geheimsten Eigentümlichkeiten seines Satzbaues hinein, immer schon anhörten, daß er von Geburt ein richtiger Impressionist, also durchaus noch der Generation des „jüngsten Deutschland“, meiner Generation, der in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geborenen angehört, aber zugleich doch immer schon in diesem ihm angeborenen Impressionismus durch eine geheime Sehnsucht, ihm zu entkommen, durch ein Verlangen nach Ueberwindung der impressionistischen Wehrlosigkeit, durch ein beseligendes Vorgefühl einer beständigen unwandelbaren Wahrheit aufgescheucht wird. Er ist sozusagen zwischen zwei Generationen geboren: er will von unserer, der impressionistischen, nicht los, vielleicht weil ihn bangt, dadurch seine Raum und Weite fordernde Begabung zu verengen, und kann doch aber einer tiefen inneren Mahnung zu Maß, Ordnung und Stetigkeit nicht widerstehen. Jeder Impressionist ist unstet, wie der Augenblick, dem allein der Impressionist ja gehorcht; jeder Impressionist ist treulos, er schielt bei jedem Eindruck schon nach dem nächsten. Der unbeschreibliche Reiz jeder ungestört impressionistischen Existenz ist ja gerade, daß sie doch von allem bloß nascht und aber dann gleich wieder entflattert. Das war, so stark er die Verlockung dazu immer wieder zuweilen in sich spüren mochte, dem gründlichen Hanseaten Thomas Mann wesentlich fremd. Sein Problem liegt darin, daß irgend etwas in seiner Tiefe von Anfang an immer schon sehr stark gegen den Zeitsinn, gegen den Impressionismus, durch den das „jüngste Deutschland“ die Herrschaft der Epigonen überwand, rebellierte und daß er aber künstlerisch dennoch den Impressionisten in sich niemals los werden kann. Eben in der Bewältigung dieses Problems aber erweist er seine Kraft: er verwandelt den inneren Widerspruch in eine Spannung. Der beliebte Versuch, aus der eigenen Haut in eine fremde zu fahren, bleibt ihm dabei durchaus fremd, sondern wie er doch selber in Person ein Schulbeispiel des, ach! so seltenen völligen Gleichgewichts von Talent und Charakter ist, hilft er sich aus der Not, zwischen dem Impressionisten, der er von Geburt ist, und dem Ueberwinder alles bloßen Impressionismus, Relativismus, Passivismus, der er gern wäre, eingezwängt zu sein, durch den tapferen Entschluß empor, die beiden zu polarisieren, indem er beiden durch gleiche Beteiligung mit seiner

künstlerischen Kraft gerecht werden zu können meint. Aus unserer Generation des „jüngsten Deutschland“, einer durchaus dem Impressionismus hörigen Generation erwachsen, aber ihr geistig unwillkürlich immer mehr nach der neuen, der kommenden hin entwachsend, deren gewaltigem Drang nach Ueberwindung alles Relativen, alles Unsteten, alles bloß Okkasionellen, nach Erkennung nicht bloß, sondern nach tätiger Anerkennung und freudiger Ausübung des Absoluten, des Unbedingten, des in sich selbst Ruhenden er sich aber dann selber doch niemals völlig gewachsen fühlt, wird er in seiner Entschlossenheit, sich dieser Bedrängnis tapfer zu stellen, auf nichts in sich zu verzichten, nichts von sich zu verleugnen, immer wieder von neuem produktiv, das schönste Beispiel eines heroischen Künstlers in unserer Zeit.

PETER ALTENBERG

LETZTE WEISHEITEN

Am 8. Januar 1919, zwei Monate vor seinem sechzigsten Geburtstag, ist Peter Altenberg in einem Wiener Krankenhaus gestorben. Längst hatten ihn Todesahnungen verfolgt, der Lebensenthusiast war lebensmüde geworden. Sein Werk — wann siebt der Verlag S. Fischer die zehn Bände, von denen drei unvergeßliche übrigbleiben werden? — ist aus dem Enthusiasmus der Stunde entstanden, manches ist mit der Stunde verwelkt, manches Ausrufzeichen hat die Zeit geknickt. Aber das eigentliche Wesen des empfindlichen Umstürzlers konturiert sich am Himmel des Jahrhunderts heute noch schärfer und deshalb begrüßt man dankbar den „Nachlaß“, den Alfred Polgar soeben bei S. Fischer herausgegeben hat. Dem Bande sind die folgenden Stücke entnommen:

Zugluft.

Eure schauerliche unmenschliche Lebensangst vor Zugluft, während gerade diese dir ewige elastische Lebenskräfte zuführt, spendet?!? Leben wir denn wirklich, pfui, noch 1870, gibt es denn gar keinen echten, wenigstens physiologischen, also allerhöchsten Fortschritt?!? Müssen wir denn den unedlen, ja direkt unmenschlichen Gang unserer unglückseligen Väter und eigentlich vom Schicksal direkt schmählichst enterbten Mütter und Schwestern wandeln?!? Gibt es keine Vervollkommnung, wenigstens in körperlicher Beziehung?!? Dein Gang, oh Mensch, bist ja doch du selber, und dein gekrümmter Rücken spricht ganze Biographien gegen dich! Fliege, eile, schwebe, tanze, aber folge ja nicht deiner eigenen, nichtigen, unschönen, überkommenen, wertlosen Erdenschwere! Deinem sogenannten tiefen richtigen Denken mißtraue ewiglich, das bei deiner Art, dich körperlich zu bewegen, unbedingt das falsche ist! Es gibt kein richtiges Denken, wenn alle Organe mehr oder weniger den Dienerdienst versagen und nur so gerade noch mittun!

Nur von Körpers Frische aus kann Geistes Frische erblühen, alle anderen Lehren sind Irrlehren schlimm Organisierter!

Einst glaubte man an die Zusammenhänge von Körper und Geist, aber aus mancherlei Gründen hat sich diese einzig richtige Edelansicht verwischt, ist untergegangen. Turnvereine und Athletenklubs freilich bewirken das gerade Gegenteil, denn wir brauchen körperliche Elastizität, Spannkraft, Beweglichkeit, nicht aber um Gottes willen robuste, brutale, athletische Kraft, die den Geist und die Seele verrohen! Die „Arena des Daseins" ist Gott sei Dank eine andere geworden, und das eingebildete Muskeltier hat bereits verspielt und verloren. Ich will nicht für die modernen Tänzerinnen sprechen, die ohne jeglichen Geist, ohne Seele und Persönlichkeit, nur noch mit Entkörperung (immerhin jedoch ein Mittel zum Zweck der Menschwerdung) ihre billigen Entkleidungstriumphe feiern, aber menschlicher ist es als der Gänse-Hatschegang der angeblich Geistigen! Wer richtig geht, denkt richtig. Jede andere Maxime ist beabsichtigt falsch. Runde Rücken sind in jeder Beziehung gegen die göttlichen Pläne und Weiterentwicklung!

Gespräch mit meinem Bruder.

Er: „Ich beneide diesen Grafen Stefan Tisza um seinen raschen merkwürdigen Heldentod. Jahrelang wollte er, wie von einer fixen Idee besessen, Ungarn, nur, nur Ungarn groß und mächtig machen. Da kamen drei fremde Soldaten und schossen ihn plötzlich in den Bauch. Und er sagte noch: „Es mußte so kommen!"

Da sagte ich: „Ist es nicht wundervoll, tagelang am Ufer des Gmunder Sees zu sitzen oder in St. Gilgen am Wolfgangsee oder am langgestreckten graublauen Attersee?!?"

Da sagte er: „Pfui, schäme dich, ohne echte tiefe Betätigung ist das Leben des impressionablen leidenschaftlichen und ungewöhnlichen Mannes nur eine Schmach und eine Leere. So leben Frauen, aber nicht wir! Zum Besingen von Weidengebüschen ist die Zeit vorüber; wehe, Peter, verehrter Bruder, wenn du dir in irgendeiner Form den dummen Frieden des Daseins noch erwünschest! Bist du wirklich schon so nahe daran, ganz alt zu werden, und gönnst dem Helden Stefan Tisza seinen wohlverdienten Bauchschuß-Heldentod nicht?! Hälst du Zungenkrebs für menschlicher?! Oder „Spanische Grippe"?!? Oder andere öde langsame „Verkommenheiten"?! Gönne uns doch den Kampf und eventuell dabei den Tod!"

Da sagte ich: „Geliebter Bruder!"

Splitter.

„Sie, Herr P. A., Sie haben aber alle Minuten ein anderes Frauenideal, da kennt man sich ja gar nicht mehr aus in Ihnen!?"

„Gar nicht nötig. Alle zusammen erst bilden mein richtiges endgültiges Ideal, jede einzelne ist nur ein edler Teil desselben!"

DES HERRGOTTS ABDANKUNG

Aus einem neuen Bande „Die Kleine Welt vom Turm gesehen", der bei dem Liebhaber und Verleger kühner Lyrik, bei Alfred Richard Meyer, Wilmersdorf, erscheint.

Der Herrgott saß am Sonntagnachmittag
Bei einer Tasse guten Kaffee
Und dachte nach:
„Was ich auch alles schaffe,
Ich muß gestehn,
Es scheint nicht mehr wie einst zu gehn,
Als ich erklärte:
Und siehe, es war alles gut!
Ja, diese Erde, —
Was man auch für die Menschen tut,
Sie werden schlimmer nur von Tag zu Tage.
Ohne Frage:
Hätt ich geahnt, wie wenig sie die Nasen
Erheben würden über ihren Bauch, —
Nie hätt ich meinen Hauch
In jenen Erdenkloß geblasen!
Soll ich sie ganz verderben?
Oder noch weiter dulden ihren Spott?
Soll ich als Gott
Noch einmal für die Menschen sterben?
Mir bleibt, da nun mein Werk mißlungen,
Nichts übrig, als das eigne Grab,
Dem leider Gottes ich dereinst entsprungen:
Ich danke ab!"

Da ging ein Murmeln durch die Engelschar,
Die um den Herrgott rings versammelt war,
Ein seufzen und ein Flügelschlagen,
Und Gabriel hub also an zu klagen:
„O Vater, vergaßt du ganz die treuen Untertanen,
Die seit Jahrtausenden dir Lob gesungen?
Was wird aus unsren Psalmen, unsren Fahnen,
Wenn deine Herrlichkeit verklungen?"
Da lächelte der Herrgott heiter:
„Ach, lieben Kinder, singt nur ruhig weiter!
Denn ob der Thron besetzt, ob unbesetzt,
Ist schließlich doch ganz einerlei:
Wenn nur die Singerei
Die frommen Seelen und auch euch ergötzt!
Vor allem laßt euch ja nichts merken,
Daß leer der Thron, vor dem ihr kniet:

Damit ein jegliches Gemüt
An eurer Demut sich mag stärken, —
An eurem Glauben, der nichts sieht!“

Der Herrgott nahm von seinem Haupt die Krone,
Von seinen Schultern der Gestirne Pracht,
Und stieg mit seinem Sohne
Vom Himmelsthrone
In die Nacht.

Die Engel aber sangen gläubig weiter
In tiefer Andacht vor dem leeren Thron.
Und selbst der Petrus auf der Himmelsleiter
Vernahm nicht *einen* falschen Ton.

Und Gott der Vater und der Sohn
Wandern wie einst mühselig und beladen
Mit Erdenleid
Durch unsre Zeit,
Mit ihrer Qual die unsre zu begnaden.

HANS ROTHE

VERGNÜGUNGSTOUR ÜBER DIE SCHLACHTFELDER

Wenn die Museen und Läden von Paris, wenn die nächtlichen Sensationen für den gebildeten Zeitgenossen keinerlei Neuigkeit mehr zu bieten haben, beschließt er seine Erforschung Frankreichs mit einer Besichtigung der Schlachtfelder. Die Schlachtfelder liegen äußerst bequem. Bereits eine Wegstunde von Paris kann man zerstörte Häuser zu sehen bekommen, die ganze Strecke im Auto empfiehlt sich mehr als teilweise mit der Eisenbahn, Preis 220 Francs, Lunch und Dinner inbegriffen. (Getränke extra.) Jede Coach erhält einen garantiert ortskundigen Führer oder Lecturer mit, der in kurzen Worten eine umfassende Aufrollung des Kriegspanoramas vornehmen wird.

An und für sich wären Pilgerfahrten sämtlicher beteiligter Völker in die Regionen der Schlachtfelder vielleicht etwas, was uns um Jahrzehnte vorwärtsbringen könnte. Hier ließe sich praktische politische Erziehung treiben, hier, nur hier könnte man zu Empfindungen kommen, die wahrhaft im Geist jener (vorläufig noch zwecklos) vermodernden Millionen wären, jener Millionen, die augenblicklich für jede politische Albernheit, für jede Vorbereitung neuer Katastrophen als wichtigstes Propagandamittel dienen.

Vorläufig aber sind die „Trips“ (wie das herrliche Wort heißt) auf die Schlachtfelder lediglich eine Manifestation des Geistes, der

— uns die Trips auf die Schlachtfelder ermöglicht hat. Vorläufig saust eine sensationslüsterne, geschäftstüchtige, rohe und verblödete Blütenlese aus allen Nationen mit tausend „wie hübsch! wie schrecklich! wie interessant!" durch die noch immer toten Landschaften. Stellen, wo nicht mindestens 50 000 Menschen umgekommen sind, verdienen kein Interesse, der Lecturer macht seine Kalauer, die fette Dame steckt Granatsplitter in ihren Pompadour, das junge Mädchen schreibt Ansichtskarten, der fabelhafte Gent photographiert und gähnt, der asthmatische Pfarrer ist indigniert über die Verzögerung des Dinners, alle zusammen sagen mehrere Male oh, sind befriedigt über die Verluste der Seite, der sie gerade nicht angehören und beklagen sich über die Hitze. Nach der Besichtigung des großen Minenkraters, der ungefähr 20 000 Menschen das Leben gekostet hat, machen kleinere Granatlöcher nicht mehr den geringsten Eindruck. Die Behinderung durch Stacheldraht gibt zeitweise zu erheblichen Klagen Anlaß, und es ist bedauerlich, daß man nicht mehr sehen kann, wie das bekannte Mähen der Maschinengewehre eigentlich vonstatten ging. Abends um 11 Uhr befindet man sich dann glücklich wieder auf der Place de l'Opéra, und ein Tänzchen an umliegender Stätte mit eingestreuter Erzählung, daß man 23 Friedhöfe passiert habe, auf dessen kleinstem 8000 Tote liegen, hilft die letzten der etwa zurückgebliebenen peinlichen Eindrücke für immer zu beseitigen.

Dies ist der Geist, in dem die „Luxustouren" stattfinden. Dies ist der Geist, der in alle Ewigkeit Kriege möglich machte, wenn nicht die Schlachtfelder von 1914 bis 1918 eine Sprache redeten, die allmählich gehört und verstanden werden m u ß.

Nicht weit von Paris fangen die Erinnerungszeichen an. Ein Monument an der Stelle, die das weiteste Vordringen der Deutschen im Jahre 1914 bezeichnet. Ein anderes Monument (ein General, der die Hand „spähend" an die Mütze legt) — der Retter von Paris. Dann eine kleine Villa, ehemals ein Hauptquartier. Dann der erste Soldatenfriedhof. Auf einmal Ruinen — die Kampfzone ist erreicht. Ruinen — Ruinen, den ganzen Tag über. Rauchgeschwärzt, grasüberwuchert. Gelegentlich von einem Haus die eine Hälfte weggerissen, während in der anderen noch Leute wohnen. Zerfetzte Mauern, halbeingestürzte Giebel. Heruntergebrochene Decken, unterhöhlte Kirchtürme, von denen nur noch die Vorderfront steht. Niedergebrochene Gewölbe. Berge von Schutt. In den meisten Ortschaften sieht es noch aus, als ob die Zerstörungen erst gestern erfolgt wären. Ohnmächtig stehen die kleineren Gemeinden diesen Steinwüsten gegenüber. Ueberall zwar erheben sich neue Häuser, mühsam in die Trümmerfelder hineingeklemmt, aber aufgeräumt ist erst wenig. Manche Dörfer mußten sich neben der Schutthalde ansiedeln, weil die Aufräumung für

ihre schwachen Kräfte ein Ding der Unmöglichkeit ist, und bleiben wird. Viele Einwohner wollen nicht zurückkehren. Klägliche Bretterbuden und rührende Baracken aus Wellblech und gefundenem Kriegsmaterial sind neben den zerfallenden Grundmauern weiter Höfe errichtet. Schule und Mairie sind armselige Verschläge, gegen Wind und Wetter mit verrosteten Panzerplatten geschützt. Ställe, die anders als aus den ausgegrabenen Trägern der Unterstände gebaut sind, gibt es fast nirgends. Gelegentlich ist eine kleine Kolonie errichtet worden, weitab von einem Ort, weil der Boden so zerwühlt ist, daß er kein Haus trägt.

Von Reims ist die alte Stadt verschwunden. Hie und da ragt noch eine zerbröckelte Fassade, hie und da ist ein Erker stehengeblieben. Neue Straßen mit neuen (nicht gerade schönen) Häusern sind teilweise entstanden. Systematisch hat man noch nichts tun können. Neben dem Neubau eines Warenhauses beginnt ein straßenlanges Trümmerfeld, bis sich endlich wieder einmal ein Neubau erhebt. An der Kathedrale wird gearbeitet. Italienische Handwerker bessern Stein um Stein aus. Das Langhaus ist schon fast wiederhergestellt. Die Konstruktion der Kirche, ihre baulichen Verhältnisse, werden in einigen Jahren wieder so zu sehen sein wie ehemals. Aber niemals wieder wird man den größten Teil des plastischen Schmuckes ersetzen können. Köpfe, Schilde, Beine, Jesusknaben, ganze Abendmahle und Verkündigungen sind von den Mauern gerissen. Die Türme sind zum Teil schon wieder geflickt. An der großen Rosette wird gearbeitet. Im Innern findet sich eine geschmackvolle Sammlung riesiger Granaten, die man in der Kathedrale gefunden hat. Von der Kathedrale in Soissons ist das ganze Langhaus eingestürzt. Der Chor und das Querschiff sind gut erhalten. Die Türme sind, bis auf zwei Eckmauern, verschwunden. Auf dem Trottoir neben der Kathedrale, wo tausende von Menschen seit 1918 gegangen sind, liegen Trümmer des plastischen Schmuckes herum, — noch immer nicht weggeräumt. Absicht? Man könnte es denken, denn in Soissons scheint man genau zu wissen, was not tut. Die Stadt ist kaum weniger mitgenommen als Reims, aber mitten in das ärgste Trümmerfeld hat man — nicht etwa neue Häuser — nein, ein riesiges Kriegs- und Siegsdenkmal gesetzt, von dem man nur die Dimensionen, und die Friese mit Stahlhelmen, Fackeln und andern Ermahnungen für die Zukunft erkennen konnte, — die Hauptfigur, eine sitzende Ruhmes-, Sieges- oder Friedensgöttin war noch verhüllt, und wird erst in diesen Tagen zugänglich gemacht werden.

Diese zerfetzten Kathedralen, aus unschuldigeren Zeiten stammend, sind das Traurigste, was die Schlachtfelder zu zeigen haben. Beileibe nicht etwa das Furchtbarste.

Furchtbar sind die verstümmelten Wälder. Man hat während des Krieges genug Photographien der in halber Höhe ab-

gesplitterten Bäume zu sehen bekommen. Damals war der Boden zerwühlt und kahl, jetzt hat sich ein dichtes Unterholz um die unseligen Stämme gelegt, Kletterpflanzen überwuchern die Stümpfe, und wo noch ein kleiner lebendiger Ast, wo noch ein Tropfen Saft geblieben war, — die verstümmelten Bäume haben begonnen, von neuem auszuschlagen. Sie haben mühsam einige Zweige ausgestreckt und tragen wieder einige ihrer Blätter. Unberührt grau und kahl aber stehen die gasvergifteten Bäume. Ihnen fehlt kein Ast, aber sie sind bis zur letzten Wurzelspitze vergiftet. Meilenweit dehnen sich diese toten Wälder, meilenweit die zerwühlten Wiesen und Felder. Viele unkrautbedeckt und unbenutzbar, viele in diesem Jahr nach langer Arbeit zum erstenmal wieder bestellt. Unablässig wird Kriegsmaterial aus diesen Gegenden fortgefahren, Stacheldrahtbündel liegen überall am Weg. Es ist nicht abzusehen, wann man dort anfangen kann zu pflügen. Die Betonunterstände der Hauptstellungen erscheinen wie für die Ewigkeit gemauert.

So oft das Auto langsam fährt und der Führer seine Hand ausstreckt, weiß man Bescheid: Friedhof. Alle Nationen haben dort ihre riesigen Friedhöfe. Alle 20 Minuten passiert man die endlosen Reihen der Gräber. Die Friedhöfe der Alliierten mit mehr oder minder pompösen Eingangsbauten, mit Fahnenstangen und eroberten Geschützen, die Gräber unter sorgfältig gepflegtem Rasen, die Gräber der Deutschen auf (meistens) offenem Acker, unter der braunen nackten Erde, aber doch in Ordnung gehalten. Jede Nation hat eine bestimmte Art von Grabkreuzen. Die Franzosen und Amerikaner haben sie weiß angestrichen, die Italiener blau mit einer kreisrunden Scheibe in ihren Landesfarben, die Engländer grau. Die deutschen Kreuze sind schwarz. Man fliegt an den Namen vorüber: Meyer, Schuster, Schulz, Unbekannt. Meilenlang. Die Kreuze sind hoch und nicht sehr breit, fast dürr und kläglich, wie ein Gestrüpp. Diese Friedhöfe kriechen allerorten die Hügel hinauf, ziehen die Landstraßen entlang. Die Kreuze sind in genau ausgerichteten Reihen aufgestellt, wie zur Parade, sie flimmern vorüber — eins, zwei, drei, vier, bis zur Unendlichkeit.

Es wird dunkel. An einem zerfallenen Haus steht noch angeschrieben: Platzkommandantur. Die zersplitterten Stämme im „Wald" wachsen im Nebel. Im Winde kracht einer zusammen. Aus einem Unterstand kriecht ein verlumpter Kerl, der im Krieg dort gelegen hat, und nun seit 1919 weiter dort haust.

Diese verwüsteten Provinzen, in denen die Weinberge unbestellbar geworden sind, sind die Wunde Frankreichs, sind die Wunde Europas. Wenn man in diesen Landstrichen gewesen ist, begreift man vieles von dem, was in den letzten Jahren in Frankreich gedacht und getan worden ist. Hier liegt der Schlüssel für das Verständnis Frankreichs.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Juniwoche

Das Stinnessche Reich, das nach dem Plane des Vaters von einem Kollegium, bestehend aus der Mutter und den beiden mündigen Söhnen Dr. Edmund-Berlin und Hugo jun.-Hamburg, weiterregiert werden sollte, hat sich in zwei Linien gespalten. Die Aufteilung ist freilich nach leoninischem Prinzip erfolgt. Dr. Edmund Stinnes ist seinem Hamburger Bruder unterlegen. Wenn es heißt, daß Edmund die Interessen des Konzerns auf dem Versicherungs- und Automobilgebiet weiter verwalten werde, so könnte der Uneingeweihte glauben, es handle sich um eine Auseinandersetzung zu gleichen Teilen. In Wirklichkeit ist es nur eine andere Form für die völlige Ausschaltung des älteren Bruders. Wenn aus dem Riesenkonzern, der in Kohle und Eisen, Oel und Chemie, Cellulose, Schiffahrt und Ueberseegeschäft seine Wurzeln hat, zwei Gebiete, wie die Versicherung und der Automobilbau abgezweigt werden, in die Stinnes erst in den letzten Jahren ganz nebenher eingedrungen ist, so bedeutet das nichts anderes, als wenn etwa von einem großen Rittergut ein paar Quadratmeter ausgesondert und einem lästigen Familienmitglied als Altenteil zur Gartenbewirtschaftung überlassen werden. Dr. Edmund Stinnes ist vom Generalfeldmarschall degradiert worden zum kleinen Hauptmann im Generalstab, der ein fernes Ländchen zu bearbeiten hat. Das soll nicht heißen, daß die Verantwortung klein wäre, die ihm mit der alleinigen Uebernahme von Aga-Dinos-Bugatti und von Nordstern zugefallen ist. Beide Geschäftszweige, Automobilbau wie Versicherung, liegen nicht einfach und sind erweiterungsfähig dazu. Aber sie bilden im Gesamtkomplex bloß eine Art Wurmfortsatz, den man bedenkenlos abtrennen konnte, ohne die Funktion des übrigen Körpers irgendwie zu behelligen. Und hier herrscht künftig ausschließlich Hugo Stinnes jun. von Hamburg, ein jugendlicher Gewaltmensch, dessen ganzes Streben darauf gerichtet ist, es dem Vater gleichzutun. Doch was der Vater spielend vollbrachte, hat beim Sohn etwas gewaltsam Gekrampftes. Hugo Stinnes senior war Herr seiner Arbeit, der Junior ist ihr Sklave. Stets überarbeitet, vielfach gereizt, entwickelt er sich zu einem Tyrannen für seine Umgebung. Begabt ist auch er, aber das kaufmännische Genie des Vaters besitzt er nicht. Mancher Mitarbeiter hat sich, seit der Vater starb, vom Konzern losgesagt, mancher seine Beziehung zum mindesten gelockert. Daß

Edmund Stinnes-Berlin, der als ein besonnener und gebildeter Mensch gilt, der Brutalität des Bruders nicht standhalten konnte und wollte, ist begreiflich. Ob dieser allein unter solchen Umständen das Geschäft in den alten Bahnen weiterführen kann, scheint nach allem fraglich. Die Oeffentlichkeit ist nicht nur als neugieriger Zuschauer an dem Familienkonflikt beteiligt. Wenn die immense Zusammenballung wirtschaftlicher Macht nun langsam auseinanderbröckeln sollte, so wäre das von kaum zu übersehenden Folgen für den gesamten Arbeits- und Kapitalsmarkt. Wohlmeinende Freunde hätten darum die Pflicht, dem Hamburger Thronfolger klar zu machen, daß er eine Verantwortung trägt vor der ganzen Volkswirtschaft und nicht despotisch regieren darf, wie es ihm gerade in den Sinn kommt.

Daß der Aktionär als ein rechtloses Individuum angesehen und dessen Bedürfnisse nicht wie die eines anderen Lebewesens respektiert zu werden brauchen, nachdem er einmal die Torheit begangen hat, sein Geld in Aktien anzulegen, das haben wir unzählige Male erlebt. Ein neuer Markstein der Dekadenz des deutschen Aktienwesens ist das Verfahren, das sich eine geschäftstüchtige Mehrheitsverwaltung gegenüber ihren Minderheitsaktionären bei der Rheinisch-Nassauischen Bergbau- und Hütten-A.-G. in Stolberg geleistet hat. Mehrheitsbesitzer bei Rhein-Nassau ist die Aktiengesellschaft für Bergbau, Blei- und Zinkfabrikation in Aachen, bei der Herr Weidtmann als Generaldirektor und Großaktionär das Szepter schwingt. Seit einigen Jahren schon betreibt die Verwaltung von Stolberger Zink einen systematischen Umzingelungsversuch gegen Rhein-Nassau. Als die Majorität gesichert war, da schien den reinen Machthabern der Zeitpunkt gekommen, denjenigen Aktionären, die noch abseits standen, den Garaus zu machen. Sorgfältig wurde die Schlinge gelegt. In allen Tonarten wurde bei Rhein-Nassau das Klagelied angestimmt. Der Außenstehende mußte den Eindruck gewinnen, als handele es sich um ein Unternehmen, das seinem Ende nicht mehr fern war. Trotzdem blieb der Börsenkurs stabil. Die Verwaltungskreise waren ausnahmsweise auf eine Minderheit gestoßen, die sich nicht bange machen ließ, die sich des Wertes ihres Besitzes bewußt war und mit allen Mitteln ihrer Haut zu wehren wußte. Die Minderheit verkaufte ihre Aktien nicht und vereitelte damit zunächst die Absicht der Verwaltung, ihr den unbequemen Aktienrest an der Börse zu billigem Preis abzulocken. Als dieser Plan nicht verfing, da entschloß man sich, kurzen Prozeß zu machen und mit Hilfe eines famosen Umtauschangebotes die Rhein-Nassau-Aktionäre zwangsweise aus ihrem Besitz zu verdrängen. Die

Stolberger Zink-Gesellschaft als Großaktionär von Rhein-Nassau bot ihnen eigene Aktien an, erklärte aber, nur etwa halb so viel an Wert hingeben zu können, wie es dem Börsenkurs und dem inneren Gehalt der beiden Unternehmungen entsprochen hätte. Und als sich gegen diesen Vergewaltigungsversuch eine heftige Opposition vernehmen ließ, da zog man alle Register und scheute kein Mittel, um den widerspenstigen Aktionären klar zu machen, an einem wie wurmstichigen Unternehmen sie beteiligt seien. Schon im Kriege, so hieß es, habe Rhein-Nassau schwere Substanzverluste zu verzeichnen gehabt. Die Rückstellungen, die damals vorgenommen wurden, seien alsbald der Inflation zum Opfer gefallen. (Als ob man sie fein säuberlich in Bargeld aufbewahrt hätte!) Die Regierung, so hieß es weiter, habe rücksichtslos Metalle angefordert und einen förmlichen Raubbau erzwungen. Und Produktionszahlen fehlten in der Rechnung natürlich ebenfalls nicht. Aus ihnen, wie aus dem gesamten vorgelegten Material ergab sich mit zwingender Beweiskraft, daß die Rheinisch-Nassauische Bergwerks- und Hütten-Aktiengesellschaft, deren Anteilseigner verdrängt werden sollten, nichts, dagegen die Aktiengesellschaft für Bergbau, Blei- und Zinkfabrikation in Aachen, deren Aktien zu hohem Kurse als Entgelt offeriert waren, um so mehr wert sei. Aber auch auf dieses Manöver fielen die Aktionäre nicht herein, und die Verwaltung sah ihr Spiel endgültig verloren. Sie wußte sich sogleich auf die neue Situation umzustellen und erkannte, daß sie nunmehr, um lästigen Prozessen zu entgehen, einen Preis anlegen müßte, der dem inneren Werte des Objektes einigermaßen entsprach. Ohne von Hemmungen irgendwelcher Art in ihrer Entschlußfähigkeit beeinträchtigt zu sein, bot sie, die den Rhein-Nassau-Aktionären eben noch die Wertlosigkeit ihres Besitzes mit dem Brustton der Ueberzeugung plausibel zu machen versucht hatte, einige Augenblicke später, nachdem die Generalversammlung ihren Mißerfolg enthüllt hatte, denselben Aktionären den doppelten Preis und bewies damit schlagkräftiger, als irgendeine Kritik es hätte tun können, die Unaufrichtigkeit ihrer vorhergehenden Versicherungen. Im gewöhnlichen Leben würde man in einem solchen Verhalten einen kriminellen Tatbestand erblicken. Wenn Generaldirektoren großer Werke solche Experimente vornehmen, und wenn die Verwaltungsbanken, die das Papier dem Publikum zur Anlage empfohlen haben, dabei nicht widersprechen, so handelt es sich eben um eine „Transaktion". Daß solche W e g e l a g e r e r m a n i e r e n größter Verwaltungen und Banken die deutsche Aktie, deren Anrüchigkeit im In- und Auslande ohnehin eine bedauerliche Tatsache ist, vollends diskreditieren müssen, das kümmert anscheinend niemanden.

GLOSSEN



MUSSOLINI UND D'ANNUNZIO

Mussolini: Sie haben es sich hier recht komfortabel eingerichtet. Es sieht nicht so aus, als ob Sie bald ins Kloster gehen wollten.

d'Annunzio: Letzter Gruß an die Welt, mein hoher Freund. Ich werde Mönch. Fast bin ich es schon. Morgen in vier Wochen trete ich zum Buddhismus über. Ich habe schon sechs Weihen empfangen.

Mussolini: W—a—a—s?

d'Annunzio: Ich schreibe augenblicklich noch an einer Pantomime für die Napierkowska — es sind übrigens ein paar reizende biographische Details darin — und an einem entzückenden Stückchen für die Popescu. Ist das getan — dann Valet!

Mussolini: Das werden Sie nicht tun.

d'Annunzio: Ich werde. Ich will von eurer Politik nichts mehr hören und sehen.

Mussolini: Lieber Herr d'Annunzio, das ist nicht Ihr Ernst. Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß das Vaterland Sie ruft.

d'Annunzio: Hm...

Mussolini: Das Vaterland braucht Sie!

d'Annunzio: Das heißt, Sie brauchen mich.

Mussolini (überhörend): Italia, die Stolze, ruft Sie, ihr den Frieden wiederzugeben.

d'Annunzio: Ich denke nicht daran. Seit dreißig Jahren will ich büßen, und immer kommt ihr mir dazwischen.

Mussolini: Hören Sie doch mit dem Theater auf. Ich weiß zu gut, wie man das macht. Kommen Sie, wir wollen vernünftig reden.

d'Annunzio: Warum haben Sie Matteotti ermorden lassen?

Mussolini: Ich verbitte mir diese Impertinenzen. Ich bin nicht hierher gekommen, um mir Beleidigungen sagen zu lassen.

d'Annunzio: Sie hätten ihn nicht ermorden lassen sollen. So etwas kann sich ein alter Konservativer wie Horthy erlauben, aber nicht ein sozialistischer Parvenu.

Mussolini: Ich habe ihn nicht ermorden lassen.

d'Annunzio: Desto schlimmer, man traut es Ihnen zu.

Mussolini: Ich ersuche Sie dringend, die Grenzen meiner Geduld nicht zu verkennen. Ich bin der mächtigste Mann Italiens. Man hat vòr mir zittern gelernt.

(Unwillkürlich in der Napoleon-Pose, die sich in der Kammer so gut ausnimmt.)

d'Annunzio (vor Vergnügen schreiend): Mit dem Ponem, mit dem Ponem!

Mussolini (sinkt erschöpft in einen Sessel).

d'Annunzio: Die Attitüde ist vorzüglich erdacht, aber Ihr Talma kam aus der Provinz. — Herr Mussolini, Sie bitten mich um meinen Rat. Ich sage Ihnen: montieren Sie ab! Lassen Sie das mit dem Bonaparte, spielen Sie auch nicht mehr mit dem dressierten Löwen-Baby. Die Leute haben das satt. Man macht sich lustig über Sie. Glauben Sie mir, ich habe so viele Rollen gespielt. Wenn man nicht rechtzeitig abkurbelt, wird man langweilig. Daher kommen Ihre ganzen Schwierigkeiten. Sie sind zu monoton. Sie sollten einmal den gutartigen Landesvater spielen, wie Herriot Pfeife rauchen und ungebügelte Hosen tragen. Der sozialistische Renegat im Cut nutzt sich schnell ab.

Mussolini: Ich bin kein Renegat. Ich bin, wie als blutjunger Mensch, der Todfeind der Bourgeosie. Ich habe den Fuß auf dem Nacken der Fabrikanten und Bankiers!

d'Annunzio: Finden Sie nicht zuweilen, daß Ihr Fuß ein wenig eingeschlafen?

Mussolini: Nein, nein. Noch fühle ich mich stark wie damals, als ich in Rom einzog.

d'Annunzio: Nur sieht man Sie heute anders.

Mussolini: Lassen Sie das. Ich bin nicht gekommen, um mich von Ihnen begutachten zu lassen. Es ist Ihre Pflicht, wieder in die Politik einzutreten, die Partei zu ordnen, die Einigkeit wiederherzustellen. Schließlich sind Sie es, der den ganzen Fascismus eingebrockt hat, und ich muß die Suppe auslöffeln.

d'Annunzio: Ich gebe für den ganzen Schwung keinen roten Maravedi.

Mussolini: Jetzt sperren Sie sich doch nicht. Ich weiß, daß Sie mich seit langem erwarten, daß Sie vor Ungeduld brennen. Reden wir nicht um die Sache herum: welches ist Ihr Preis?

d'Annunzio: Ich will nichts mehr als den Frieden meiner Seele und einen beschaulichen Lebensabend ....

Mussolini: Himmel, das wird teuer!

d'Annunzio: .... und sterben als ein Heiliger, von meinem Volke geliebt.

Mussolini: Hol Sie der Teufel! Werden Sie meinetwegen Trappist oder Derwisch oder Rabbiner, nähren Sie sich von Heuschrecken, schlucken Sie buddhistische Rosenkränze. Ich will Ihren beschaulichen Lebensabend nicht weiter stören. Schlummern Sie in Frieden. Amen.

d'Annunzio: Herr Mussolini..

Mussolini: Sie wünschen?

d'Annunzio: Ich bedaure, Ihnen heute nicht weiter dienen zu können. Es geht Ihnen noch nicht schlecht genug.
(Laute Rufe draußen; Marschmusik.) Was ist denn das?

Mussolini: Das sind die Legionäre. Unsere Helden wollen uns

sehen, versöhnt, neu geeint, seinen Dichter und seinen Herrscher. Kommen Sie, wir müssen uns zeigen.

d'Annunzio: Duce .... das haben Sie verdammt schlau gemacht.

(Es klopft.)

Mussolini: Das ist der Herold. Er bittet uns zu erscheinen. Er muß berichten, daß er uns hier fand, den Bruderkuß tauschend. Ja, es hilft nichts, wir müssen uns umarmen... (Die Arme ausbreitend): Edler Freund!

d'Annunzio (ihn umschlingend): Edler Freund!

Mussolini: So, jetzt kann der Kerl eintreten. Herein!

d'Annunzio: Ich komme wieder nicht zum Büßen. . . .

Lucius Schierling.

UMGANG MIT KRONPRINZENS

Wilhelm, Kronprinz — wie sich Herr Wilhelm von Hohenzollern noch immer zu nennen liebt — war am Pfingstsonntag auf dem Tempelhofer Flugplatz und auch im Rotweiß-Club im Grunewald beim Tennisturnier. Dagegen wäre Einiges zu sagen, schließlich leben wir in einer Republik, nach einem unterm Papa verlorenen Krieg, ein stilles, möglichst unöffentliches Dasein würde sich empfehlen. Hätte Wilhelm, Kronprinz, für Fragen des Taktes einen so gewandten Berater wie für seine literarischen Bemühungen, so würde ihm ein solcher Karl Rosner für Taktfragen andere Gelegenheiten des öffentlichen Erscheinens aussuchen. Wie wärs, wenn Wilhelm, Kronprinz, sich einmal ein deutsches Gefängnis ansehen wollte oder einen der grausamsten Richter, sagen wir Herrn Dransfeldt, bei ihrer menschenvernichtenden Arbeit? Oder mal, wenigstens oberflächlich, eine kleine Irrenanstalt? Abteilung für Größenwahnsinnige. Oder ein Bergwerk, kein gefährliches, aus dem Leichen herausgebracht werden, bloß eine kleine Grube mit allen Sicherheitsvorkehrungen. Wer wollte dann dem Sportsmann verübeln, wenn er gelegentlich auch auf dem Flugplatz und im Tennisplatz auftaucht? Aber nur auf Sportplätzen? Die meisten Zeitungen haben von dem Debut am Pfingstsonntag keine Notiz genommen, bloß die republikanische B. Z. brachte eine Schnellphotographie, Gesinnung muß eben sein. Einige Zuschriften, die wir, besonders auch vom Flugfeld auf dem Tempelhofer Feld erhielten, zwingen uns über dieses Erstauftreten von Wilhelm, Kronprinz, doch einige Worte zu verlieren. Nicht über den liebenswürdigen Hauptdarsteller, der so gealtert ist, daß viele Damen, die ihn einst in St. Moritz bewunderten, ihn gar nicht mehr erkannten. Dagegen muß ein Wort über die widerwärtige Lakaienhaftigkeit der immer noch kaiserlichen Bourgeoisie gesagt werden; die Komiteeherren und ihre Damen benahmen sich so würdelos und kriecherisch, fast möchte man sagen: so kaiserdeutsch, daß sich die anwesenden Amerikaner dieses Knicksens und Verbeugens, dieses Spaliermachens und Umdrängens für die anderen schämten. Es fehlte nur, daß wie zu Papas Zeiten dem Herrn aus Oels untertänigst die Hand geküßt wurde. Das Schauspiel war so widerwärtig wie lächerlich. Und er, der Hauptdarsteller? Ging ihn nicht, offen gesagt, ein leises Kotzen an? Im Gegenteil. Kaiserliche Hoheit strahlte, benahm sich sehr huldvoll, cerclete ununterbrochen, äußerte sich herablassend und es fehlte nur ein Kindermann, der rechts und links Orden verteilte. Ja, das war die auf dem Flugplatz versammelte Crême der Berliner Gesellschaft. Ein Norweger, der das klägliche Schauspiel mit ansah, übersetzte am Abend das Wort Crême mit Abhub. Der Irrtum war begreiflich.

PREISLISTEN

Das Haus Wertheim schickt mir eine Preisliste für Weine und Spirituosen. Sie gefällt mir sehr gut. Denn gesetzt den Fall, ich plante einen größeren Einkauf, so würde ich mich in dieser Preisliste bequem und schnell orientieren können. Sie enthält kein überflüssiges Wort und bringt alles Wissenswerte an der Stelle, wo man es vermutet. Unter markanten Titeln erscheinen nacheinander die Rotweine, die Rheinweine, die Frankenweine, die Moselweine, die Südweine und die Schaumweine. Die Rotweine wieder ordnen sich deutlich als Französische, Deutsche, Spanische, Italienische und Ungarische Rotweine. Bei jeder Marke stehen Jahrgang und Preis. — Eine angenehme, praktische, saubere Sache.

Das Haus Karl Nierendorf schickt mir eine Preisliste für Gemälde und Graphik. Da herrscht die Phrase, der Schmus, die Beteuerung, die Bildung und die Metaphysik. Zwischendurch stehen Preise.

„Wer ihn kennt, weiß, welch ein Leben voll Qual und Einsamkeit nötig war, um solch strahlende Gebilde hervorzuzaubern, und wie tief seine Wurzeln ins Dunkel sich senken mußten, um in diese Himmel zu wachsen."

Was ist das? — Wohl die Anpreisung für einen Chianti? Nein, das wächst nicht bei Wertheim, sondern bei Nierendorf und ist . . . Emil Nolde.

Wenn man die Inserate von Konfektionshäusern, Konfitürenfabriken und Parfüm-Laboratorien in den Zeitungen liest, findet man nur noch selten so poetische Anpreisungen der Ware wie in dem Nierendorfschen Prospekt.

Marke „Rohlfs": Blumen, Städtebilder und menschliche Figuren in kristallinisches Gefüge leuchtender Farbenklänge spannend —

Marke „Heckel": Menschen und Landschaft gleichermaßen dramatischen wie idyllischen Empfindungen unterwerfend —

Marke „Mueller": den leisen Hauch elegischer Idylle um nackte Gestalten legend —

Marke „Schmidt-Rottluff": in zyklopisch gewaltigen Formen eine Welt gestaltend —

Marke „Beckmann": der das Dasein nur von seiner Schattenseite betrachtet (würde bei Wertheim einfach unter den Schattengewächsen stehen, Grüneberger und so . . .).

Ueber diesen und anderen Charakteristiken steht nun: „Die Führer der neuen künstlerischen Bewegung in Deutschland"; unter ihnen steht ebenso kurz und bündig: „Dies ist das Gebiet, das Nierendorf sich erwählt hat." „Das Wollen jener deutschen und nordischen Künstler deckt sich mit dem Programm dieses Kunsthändlers." Geschrieben ist der Text von Herrn Dr. Paul Ferdinand Schmidt.

Es deckt sich. Und doch entstehen mir Zweifel. Ist dies eine Kunstgeschichte oder ein Geschäftsprospekt? Der Kunstgeschichtler Dr. Paul Ferdinand Schmidt schreibt am 9. Mai im „Vorwärts" über E. L. Kirchner, daß seine gute Zeit um 1913 gewesen sei, heute wirke er „oberflächlich dekorativ und beinahe roh". Der Mitarbeiter des Nierendorf-Prospektes Dr. Paul Ferdinand Schmidt zählt, ebenfalls im Monat Mai 1925, Kirchner ohne jede Einschränkung zu den Führern der neuen künstlerischen Bewegung — nicht aber zählt er zu diesen Carl Hofer, über den der Kunstgeschichtler Dr. Paul Ferdinand Schmidt im „Vorwärts" schreibt: „bleibt sich treu und schreitet konsequent fort auf dem Wege zur Vereinfachung der Farbe und der Monumentalisierung. Seine Bilder gehören zum stärksten, zum

bleibenden Eindruck des Jahres". Deshalb brauchte Hofer noch nicht „Führer" zu sein. Gewiß nicht! aber wäre es der konsequent zu so hohen Zielen Voranschreitende nicht jedenfalls mehr, als der, dessen beste Zeit 12 Jahre zurückliegt und der von seiner glücklicheren Epoche „zehrt"? (Ich möchte nicht verschweigen, daß ich beide Urteile sachlich für falsch halte). — Wie begründet denn Dr. Paul Ferdinand Schmidt im Nierendorf, daß er trotz des Rückgangs seit 1913 E. L. Kirchner ohne Einschränkung zu den Führern der neuen (!) künstlerischen Bewegung rechnet? Er rühmt hier, daß E. L. Kirchner „alle Erscheinungen des Lebens rauschhaft farbig, aufwühlend bis zum letzten Nerv, seinem großen Temperament dienstbar macht". Das wäre ein Standpunkt. Es lebe der Rausch! Im „Vorwärts" freilich vom 9. 5. 25 stellt der Kunstgeschichtler Dr. Paul Ferdinand Schmidt fest, daß wir heute die Welt zu sehen wünschen „objektiv, ohne seelischen Kampf, feststellend und mit der notwendigen Nüchternheit der Form". Es lebe die Abstinenz! Der rauschhafte E. L. Kirchner ist Führer zur Nüchternheit.

In Wertheims Preisliste finde ich auf dem zwanzigsten Teil des Raumes eine zwanzigmal größere Auswahl . . . aus allen Ländern, bis nach Portugal und Griechenland. Wollte die Firma nur einheimische Produkte führen, so wäre es ihr gutes Recht. Aber wenn sie in ihrem Prospekt dann alle anderen Produkte schlecht machte . . . würde man nicht glauben, daß ihr die anderen Trauben zu hoch hingen?

Nierendorf — Dr. Paul Ferdinand Schmidt lassen wieder mal am deutschen Wesen die Welt genesen. Lieber Herr Nierendorf, sehen Sie sich doch noch einmal die schönen Bauhaus-Mappen „Europäische Graphik" an, die wir kürzlich zusammen durchblätterten. Werden Sie dann die fulminanten Sätze aufrechterhalten, die Sie vorne im Prospekt gegen die übrige Kunst-Menschheit schleudern? Werden Sie dann wiederholen wollen, „daß die deutsche Malerei an Fülle der Erscheinungen (!), an fast verwirrender Mannigfaltigkeit der Probleme (!) allen anderen Ländern weit vorauseilt"? Ich denke, es sei mir versehentlich die „Tägliche Rundschau" in die Hand geraten, wenn ich so bei Ihnen lese: „gallischer Esprit" und „deutscher Fanatismus der Wahrheit, wie ihn kein anderes Volk aufzuweisen vermag", und daß Paris Europa nur „die höchste artistische Möglichkeit einer im Raffinement des Stoffes entgöttlichten Welt" offenbart habe, daß aber uns Erfolg beschieden sein wird „in der ganzen Welt".

Kunsthandel ist ja wohl heute eine notwendige Institution. Aber er sollte uns mit Weltanschauung verschonen. Pädagogische und ethische Aufgaben hat er ja wirklich nicht. Das Richtigste wäre vielleicht ein großes Kunstkaufhaus à la Wertheim — mit sauberen Preislisten.

Adolf Behne

THOMAS MANN UND DIE ÄRZTE

Die Hotelportiers protestieren in ihrem Fach-Organ gegen den „Letzten Mann". Die Aerzte in ihrem Fach-Organ, der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift", gegen Thomas Manns „Zauberberg". Beide Proteste haben denselben Tenor: die Autoren hätten keine Ahnung von der Wirklichkeit; der Stoff sei lebensunwahr; die Verfasser seien eben keine Fachleute. Beide haben auch dasselbe Niveau — nur daß die Aerzte sich — oder ihr Sprecher, ein Chefarzt Dr. Schelenz in Treb-

schen — einen schlechteren Stil leisten.

Der Aufsatz steht in der D. M. W. unter der Rubrik „Feuilleton". Ein Mediziner-Feuilleton also, das keineswegs sich anmaßen darf, auch nur im Feuilletonistischen fachmännisch zu sein. Chefarzt Schelenz beginnt nicht feuilletonistisch, sondern pennälerhaft mit der Binsenweisheit: „Die Psyche des Tuberkulösen ist ein eigen Ding." Solche Dinger wie Psychen sind allerdings etwas eigenartig. „Sie restlos zu erkennen, ist eine nahezu u n l ö s l i c h e Aufgabe." Gewiß, der Geist der Medizin ist schwer zu fassen, aber wo die Begriffe fehlen, da stellt zur rechten Zeit ein Wort sich ein, Fremdwörter sind Glückssache. Und dieser Stilist kritisiert im Fremdwörter sind Glückssache. Mann, den er den „bekannten Verfasser der Buddenbrooks" nennt. Er erkennt wenigstens „das starke Wollen des Dichters rücksichtslos an". Diese r ü c k s i c h t s l o s e Anerkennung ist jedenfalls sehr r ü c k s i c h t s v o l l — — obwohl das paradox ist. Dieser Chefarzt, dem einige Deutschstunden in Quinta rucksichtlos empfohlen werden, empfiehlt seinerseits die Lektüre des „Zauberbergs" auch dem „literarisch nicht so hochstehenden Durchschnittsarzt". (Kleine Anfrage: was für einen Stil müssen diese Aerzte erst schreiben?)

Zur Kritik selbst: der Chefarzt ist der Ansicht, Th. Mann „übe an dem Verhalten der Tuberkulösen mehr oder weniger Kritik." Nichts, lieber Doktor, liegt Thomas Mann ferner. Ein Kritiker sind Sie (wie man sieht) — — nicht Th. Mann. Vielmehr ist er ein Dichter, der das Leben nicht wie eine Krankengeschichte aufzuzeichnen, sondern als Erlebnis wiederzugeben hat. Sie verwechseln, obwohl Sie ein Feuilleton schreiben, einen „klinischen Befund" mit einer dichterischen Schilderung. Daß „den sexuellen Anbiederungen ein u n s c h ö n breiter Raum gelassen ist" (nebenbei: wie kann Breite unschön sein?), ist Ihre moralinsaure Heilanstaltschefarztansicht. Sie ist von literarischem Verständnis völlig unberührt. Daß es gerade bei der Schilderung der sexuellen Vorgänge Thomas Mann in bisher unerreichten Maße gelungen ist, die grausige Macht des Hintergründigen und Verborgenen zu zeigen, daß gerade bei Thomas Mann der Phtisiker zum Symbol des Schicksalhaften wird, dies und Aehnliches ist Ihnen nie aufgegangen. Wenn Sie übrigens Ihre „Kritik" mit einer „unschönen" Anti-Davos-Propaganda verbinden, so kann ich Ihnen aus eigener Kenntnis der Davoser Verhältnisse sagen, daß diese Verhältnisse weder „kraß" noch „unschön", sondern vorbildlich sind (vgl. die einstimmigen Urteile aller Teilnehmer am Internationalen Aerztekongreß im August 1924) und kann Ihnen ferner aus eigenem Wissen sagen, daß Th. Mann nie die Absicht hatte, Davos — das er oft aufsucht — herabzusetzen.

Daß aber Sie, Herr Chefarzt, ein miserabler Stilist von bedenklich unpräzisem Ausdruck, Thomas Mann sagen, seine „Schilderung der Schwestern.. ist genau so u n g e h ö r i g" — — ist, gelinde gesagt, eine Ungehörigkeit, die nur der H y b r i s des Akademikers entspringt. Sie, ein wenn auch vielleicht angesehener Arzt, wagen es, eine Schilderung als ungehörig zu bezeichnen, wenn Thomas Mann der Verfasser ist? Sie werfen die Frage auf, ob „die an sich richtige Lokal- und Personalschilderung vom ärztlichen Standpunkt aus richtig war"? Ja, zum Donnerwetter, gibt es einen ärztlichen Standpunkt bei der schöpferischen Arbeit eines Dichters? Sie, Herr Chefarzt, erniedrigen die Dichtung, wenn Sie an sie mit Ihrer Spezialisten-Intelligenz herangehen. Es wird Ihnen nachher zwar vor Ihrer Kühnheit selbst bange, Sie wollen nicht, so versichern Sie schamhaft, mit dem Dichter rechten.

So etwas Aehnliches sagten auch die Hotelportiers, nachdem Sie Jannings beschimpft hatten.

Sie vergessen aber nicht, Ihre wichtige Ansicht auszusprechen, daß „die Dialoge langatmig seien". Jedenfalls war Ihre Kritik, Herr Chefarzt, sehr kurzatmig und kurzweilig; sie würde erheiternd wirken, stünde sie nicht im offiziellen Aerzte-Organ.

So aber, an so prominenter Stelle, wirkt sie arrogant, dumm und jeden geistigen Niveaus bar — ein Dokument fachmännischer Beschränktheit — wie der Protest der Hotelportiers.

Otto Zarek

SIEBEN SONNTAGE IN DER WOCHE

Die Verstädterung der Einwohner Deutschlands macht unheimliche Fortschritte. 70 % der Nachkommen der freischweifenden Germanen hat sich in den steinernen Termitenbauten der Städte zusammengedrängt. Wie das Aas auf freiem Felde Käfer und Gewürm von weither zusammenlockt, so zieht die Stadt das Menschengewürm mit unheimlicher Gewalt an sich. Der Fassungsraum der deutschen Erde ist erschöpft.

An einem Tage der Woche tritt das Bild der Uebervölkerung mit furchtbarer Vehemenz vors Auge: am Sonntag. An diesem Tage quillt die Menschenmasse aus den Fugen der Stadt, die Kaschierung der Häuser und Straßen fällt weg, die alte offene, unverhüllte Erde wird überflutet und mit zynischer Schamlosigkeit, unter offenem Himmel, zeigt die Gattung Mensch, in welch weltfresserischer Weise sie sich zur greulichen Masse vermehrt hat. Die moderne Zivilisation hat den Ausbruch aus der Stadt, das Aufsuchen unversteinter Erde bis in die niedersten

Bevölkerungsschichten zum Bedürfnis, zur Pflicht gemacht. Unheimlich und in nie gekanntem Maße ist das ganze Europa von diesen Land- und Luftsuchenden überwimmelt. Aber was an Sonntagen die Zone um die Großstädte zu tragen und zu sehen hat, ist ganz abscheulich. Die Züge, die in ihren Waggonkesseln das Ragout weibgeborener Leiber hinaustragen und wie Müll an den Rand der Stadt werfen. Die dicken Menschentrauben, die wie verlorene Bienenschwärme über die Speisen der Restaurants herfallen. Die Wälder, in denen schamlos Menschennest an Menschennest unter Bäumen Natur spielt; die Wege zerstaubt, nicht gegangen sondern zertreten, erfüllt von einer abgestandenen Lustigkeit. Alles frei Wachsende in wenigen Stunden der Farbe beraubt und zur Schäbigkeit degradiert, die sonst nur ein Vorrecht des Menschen ist. Und der Mensch selbst, weniger einsam als in seinen vier Wänden, ein Exhibitionist gemachter Naturfreude, verliert den letzten Rest des Horchens, Schauens, Fühlens in die Natur. Das Ganze wie ein fürchterlicher Traum von einer bis ins Letzte übervölkerten Erde. — Hier geschieht ganz offensichtlich das, was mit dem Raum geschieht, auch mit der Zeit. Wie sich die Menschen in dem engen Raum der Stadt zusammendrängen, so pferchen sie sich auch in die enge Zeit des Sonntags. Es ist in gewissem Sinne eine Uebervölkerung der Zeit. Je dicker die Menschenkruste auf der Erde wird, um so notwendiger wird es sein, daß auch die physikalischen Grundbegriffe aufgeteilt und rationiert werden. Mit der Aufteilung des Raumes (Landes) hat es begonnen, es folgte die Arbeitsteilung, jetzt wird man zur Zeitteilung übergehen müssen. Es können eben nicht alle überall gleichzeitig sein. Darum schlage ich vor, die Einwohner einer Stadt oder eines Landes oder Europas in 7 Gruppen zu teilen. Jede dieser Gruppen erhält einen andern Tag der Woche zum Sonntag. Dadurch würde einerseits nie die Arbeit in einem Lande stocken, nie der Handel ruhen. Andererseits hätte immer der siebente Teil der Einwohner Feier- und Ruhetag. Dem Alltag wäre immer etwas Sonntägliches beigemengt. Es gäbe an jedem Tag der Woche Leute, die Zeit zu Kunst, Theater und Natur hätten. Der Genuß der Ruhe wäre nach dem Gesetze des Gegensatzes in einem Milieu fremder Arbeit verzehnfacht. (O selige Zeit des Schulschwenzens! O langweiliger Allerweltssonntag!) Und schließlich das Allerwichtigste: die freie Natur wäre um 6 Siebentel schwitziger Sonntagsbesucher entlastet, statt des Sonntagspöbels gäbe es wieder Sonntagsmenschen! Man wirft mir ein, daß der ehrwürdige Sonntag entheiligt wäre? Kann mir einer berechnen, daß der Tag, an dem Gott von seinen Werken ruhte, gerade unser Sonntag war? War's nicht vielleicht ein Mittwoch? Wie leicht konnte sich in den Zeitmilliarden ein Fehler einschleichen! Und wollte er mit seinem Gebote nicht sagen, daß man an irgendeinem siebenten Tage heiter, frei, menschlich ruhen solle? Erfüllen wir Gottes Gebot!

Arnold Hahn

—

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 22)

DER KUNSTMARKT

Auktionen und kein Ende

Graphik bei Boerner

Der Vortragssaal im Leipziger Museum gesteckt voll. Die Albertina läßt wieder einmal versteigern — auch ein Stück Ausverkauf des alten Oesterreich. Das Britische Museum hat schon letzthin, zum drittenmal einen großen Stapel „Doubletten" von Wien übernommen. Nun gehen abermals die besten Dinge an die englischen, amerikanischen, Schweizer Händler. Die Mittelware bleibt bei uns hängen.

Kupferstichkabinette waren noch vor 30 Jahren eine europäische Spezialität. Eine Sache für Fachleute mit Lupen und Spitzweg-Gemütern, behaftet mit dem Wahn auf Vollständigkeit. Das Publikum mied sie, trotzdem es dort auch Klingers schwülsinnliche und Ropsens perverse Damen zu sehen gab. Aber es muß doch ein allgemein menschliches Bedürfnis nach solchen Oertlichkeiten bestehen — denn nun legt auch Amerika sie sich zu, kauft alle gedruckte Kunst auf, die Europa abstößt, reines Spitzweg-Gemüt zu doppelten Taxpreisen.

Das deutsche Kunstgeschäft kann sich darüber freuen. Unsere Graphik-Auktionen gelten als die denkbar besten, auch die Londoner Museen schicken ihre Doubletten zu Boerner, die Rothschilds lassen hier kaufen. (Diesmal den Johannes des Meisters E. S., für 13 800 M.)

Rembrandt-Preise ziehen an. Sein Goldschmied Lutma 24 500 M. nach London. Die Brücke des Six 7600 M. nach Luzern. (Dasselbe Exemplar der Berliner Sammlung Davidsohn brachte damals 62 000 Papiermark gleich etwa 4000 Goldmark.) La petite tombe 2900 M. nach London (bei Davidsohn etwa 1500 M.). Kreuzabnahme bei Fackelschein 4000 M. nach Amerika (bei Davidsohn etwa 3200 M.)

Die Altdeutschen bleiben gefragt. Altdorfer, Versuchung der Einsiedler 4600 M. nach London. Cranach, Maria mit Friedrich dem Weisen 3300 M. nach London. Dürer, heiliger Georg zu Pferde, 7100 M.; Wappen mit dem Totenkopf 6100 M. Hirschvogel in schönsten Drucken 1050 bis 2950 M. Meckenem 7 Apostel 4200 M. nach London. Lucas van Leyden, die große Hagar, 4200 M. nach London; seine runde Passion 6200 M. nach der Schweiz. — Deutsche Sammler, nicht zu Rekordpreisen fähig, bezahlten den guten Rest der 1400 Nummern mehr als angemessen.

Französische Bilder-Auktionen.

Bei Bangel in Frankfurt am 19. Mai Sammlung Graf J. Bouly, bis dahin unbekannt, Schöpfung eines Grandseigneurs.

der auf Namen und nicht auf Qualitäten ausging — was sich nu gerächt hat, trotzdem Meier-Graefe das Ganze bevorwortete un das einzelne attestierte. Courbet, nackte Frau in Landschaft 4400 M. (die gleiche Komposition, aber sehr viel schöner, hängt nämlich beim Baron Herzog in Budapest). Corot, große Landschaft 4200 M. Géricault, Hufschmied 2200 M. Monet, Eisgang 1700 M. van Gogh, Stilleben mit einem Leuchter, einem Wasserglas, 2 Bücklingen, nicht grade üppig, aber für 1700 M. reichlich billig. Schwere Flaute. Dämmert die Erkenntnis, daß berühmte Namen von Malern und Begutachtern billiger sein müssen als Brombeeren — von Renoir?

In Paris bei Drouot am 24./25. Juni 160 Gemälde von Renoir, dazu Cézanne und Vuillard: es ist die Sammlung Maurice Gangnat. Drouot läßt sogar in der deutschen Presse dafür inserieren; wozu wir nicht alles gut sind, wenn die Pariser ihr Ueberangebot unterbringen wollen!

Graphik und Bücher.

In Wien bei Gilhofer und Ranschburg am 8. Juni die Bibliothek Eißler: gutes 16. Jahrhundert, sehr guter Goethe — der Römische Karneval, aber auch Kleistens Phoebus.

In Berlin bei Henrici am 11. Juni gemischte Auktion: Bücher, Lenbach. Bildnisse, Porzellane, Silber, Möbel.

Bei Perl am 11. Juni neuere Graphik und Wappenwerke, viele Corinths, Thomas usf.

Bei Graupe am 13. Juni alte geographische und Reisewerke, Ersatz bzw. Vorbereitung für Sommerreisen.

In München bei Horst Stobbe am 15. Juni neuere Buchkunst: Deutsche und Franzosen.

Und dann geht der Auktionshammer in den Sommerschlaf?

Dr. Erich Roemer.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Juniwoche

Zwischen Frankreich und England ist in Genf wieder einmal eine Einigung erfolgt, die äußerlich die Befriedung Europas fördert, aber innerlich neue schwere Gefahren für den Frieden birgt. England und Frankreich haben sich auf bestimmte Grundlagen des Sicherheitspaktes geeinigt, der mit Deutschland abgeschlossen werden soll. Daß die Einigung noch nicht allen Schwierigkeiten standhalten wird, zeigen die widersprechenden Nachrichten aus beiden Ländern. Wollte man den Franzosen glauben, so hätte sich England endlich bereit gefunden, Frankreich die Rückendeckung gegen Deutschland zu geben, um die sich seit den Pariser Friedensverhandlungen Clemenceau, Briand, Poincaré und Herriot nacheinander bemüht haben. Aber die Wahrscheinlichkeit spricht gegen diese französische Auslegung. Denn wenn die englischen Staatsmänner unmittelbar nach dem Kriege eine solche einseitige Verpflichtung zugunsten Frankreichs einzugehen nicht wagen konnten, wenn sie das Genfer Protokoll abgelehnt haben, dann ist nicht zu erwarten, daß sie ohne allergrößte Gegenleistungen Frankreichs Ostgrenze besonders garantieren werden — und solche Gegenleistungen hat Frankreich jetzt nicht zu bieten. Es hat sich auch in Genf immer nur um den Pakt mit Deutschland gehandelt. Kein Zweifel, daß Briand sich bemüht hat, möglichst viel von einem Pakt gegen Deutschland da hinein zu bringen. Aber ebenso sicher auch, daß dafür die Zeit vorbei ist. Gerade daß Deutschlands Eintritt in den Völkerbund gleichzeitig mit der Paktfrage erörtert wird, zeigt am deutlichsten, wie eng der Spielraum für Sonderabmachungen schon ist. Praktisch kann es sich jetzt immer nur um internationale Kombinationen handeln, die im Rahmen des Völkerbundes die europäischen Kräfte organisieren. An dieser Tendenz der politischen Entwicklung wird die französische Absicht, Deutschland aus dieser Ordnung noch auszuschalten und ihm nur eine passive Rolle zuzubilligen, sich als undurchführbar erweisen. Aber es bleiben doch zwei große Gefahren. Frankreich versucht nicht etwa nur seine Ostgrenze zu

sichern; es fordert die englische Garantie für die „Rheingrenze" — diese ganz unerlaubte Bezeichnung taucht in der französischen Mitteilung wieder auf. Es ist auf die Dauer schon unerträglich, daß der Friede zwischen Deutschland und Frankreich durch die Entmilitarisierung lediglich deutschen Gebietes gesichert werden soll. Es ist deshalb auch höchst unerfreulich, daß der Völkerbund die Kontrolle dieser einseitigen Belastung durchführen will, die er sogar noch zu verschärfen sucht. Ganz unmöglich ist aber, daß Deutschland einer Regelung zustimmt, die nun außerdem noch eine Sonderversicherung Frankreichs bei England für seine militärische Machtposition am Rhein enthält. Die entmilitarisierte Zone am Rhein ist durch den Friedensvertrag derartig verfestigt, daß ihre Verletzung durch Deutschland „eine Bedrohung des Weltfriedens" bedeuten soll. Das genügt wahrhaftig. Damit ist Frankreich das Zauberwort gegeben, mit dem es den ganzen Apparat des Völkerbundes gegen Deutschland in Bewegung bringen könnte. Wenn Deutschland sich freiwillig anderen Beschränkungen unterwerfen soll, dann kann es sich nur um gegenseitige handeln. Frankreich muß anerkennen, daß es in der Sicherungsfrage nicht den etwa entgangenen Gewinn einfordern darf; der geht Deutschland nichts an. Der entstandene Schade ist die Beunruhigung Europas bis tief in sein soziales und kulturelles Leben hinein; der kann nur gemeinsam behoben werden. Darum ist auch die andere Gefahr von vornherein abzuwehren: daß die Friedensregelung wieder einmal nur den Krieg voraussieht, indem Frankreich sich das Recht militärischer Operationen in der für Deutschland und gegen Deutschland entmilitarisierten Zone vorbehalten will. Nachdem das Genfer Protokoll seine komplizierten Gedankengänge zum Teil darauf aufgebaut hat, daß die Errichtung solcher Zonen in gefährlichen Grenzgebieten Zusammenstöße erschweren und die Feststellung des Angreifers erleichtern soll, nachdem ferner der Völkerbund doch angeblich als Beauftragter einer friedlichen Staatengemeinschaft die Kontrolle solcher Zonen übernommen hat, — nach alledem ist es grotesk, die Soldaten- und Siegeridee festzuhalten, man könne sich ein für allemal sein Operationsgebiet im Nachbarsland einrichten. Die Art schon, wie die französische Anschauung halbamtlich verbreitet worden ist, bedeutet einen Rückschritt; denn die Verhandlungen über einen Gegenseitigkeitsvertrag im Westen, die Deutschland eingeleitet hatte, haben außerhalb bestimmter französischer Kreise doch zu einer Klärung der Köpfe geführt, die keine Telegraphenagentur wieder soll trüben dürfen. Den Rückschritt kann die deutsche Politik wieder einholen helfen. Denn was in Genf besprochen worden ist, bedeutet nur die Einigung über eine Antwort, die auf einen deutschen Vorschlag erteilt werden soll. Nichts ist endgültig entschieden. Je weiter Deutschland in der Bekundung seines guten Willens für ehrliche und gleichverteilte

Friedensmaßnahmen geht, desto besser kann es sich gegen unehrliche und ungleiche zur Wehr setzen.

Der Appell Henry Barmats in der letzten Nummer des „T.-B." hat ein unerwartetes Echo gefunden. „Wer könnte, wer möchte sich diesem Anruf an das Menschliche verschließen?" — „Der Fall Barmat hat sich mit allerlei menschlich-allzumenschlichem verquickt, mit den Unvollkommenheiten unseres Untersuchungswesens, mit den Härten der Untersuchungsgefangenschaft, mit dem Fall Höfle, der selber wieder eine Verquickung von Sträflichem und Mitleidwürdigem war". — So steht geschrieben im „Lokalanzeiger", und der Verfasser ist Herr Friedrich Hussong. Daß du die Nase ins Gesicht behältst! Ja, hat denn der „Lokalanzeiger" nicht am nachhaltigsten in den Enthüllungs-Orgien geschwelgt und war Herr Hussong nicht der vigilanteste Partisan, der dröhnendste Rufer in dieser Kampagne? Wie viel Monate sind es eigentlich her, seitdem er die geistvolle Parallele zog zwischen dem Isthmus von Panama und dem von Schwanenwerder? Damals waren die Barmats für Herrn Hussong, der sich heute Henrys „Anruf an das Menschliche" nicht verschließen kann und mag, eine Gesellschaft von östlichen Hexenmeistern, die sich mit ihren höllischen Dekokten die ganze linke Politikerschaft hörig machten. Ja, soweit gab sich dieser unbestreitbar begabteste und unterhaltsamste aller Pamphletisten der Rechtspresse aus, daß man nach seinen bildreichen Beschwörungen und Verwünschungen wirklich manchmal befürchtete: So, jetzt ist der arme Mann am Rande, weiter gehts nicht in die Verzweiflung hinein: ein schnelles Harakiri nur wird ihn aus dieser hoffnungslos barmatisierten Welt retten! — Wenn Herr Hussong trotzdem heute noch im rosigen Licht atmet, so ist das nicht nur ein empfehlender Beweis für seine elastische und solide Journalisten-Konstitution, sondern auch dafür, daß der Barmat-Fall heute anders steht als vor einem Quartal. Was zur Aufdeckung (mit nachfolgender politischer Ausschlachtung) der Praktiken eines Konzerns führen sollte, ist zur Aufdeckung bösartigster Justizschäden geworden. Selbst wenn Herr Hussong auch diesmal noch neben den sonoren Klängen der Huldigung vor Menschlich - Allzumenschlichem der alten Hugenbergschen Skandal-Klaviatur ein paar grollende Moraltöne abquält, — das Ganze ist ein Epilog. Die Zeit der „Affären" ist vorbei. Sie war kurz, aufregend und furchtbar unergiebig. Es hilft nichts, die Herrschaften müssen sich was anderes aussinnen. Dieser Pfeil ist abgeprallt und hat, zurückfliegend, ein paar Staatsanwälte und Gefängnisärzte lädiert.

Der persische Großkönig hielt sich bekanntlich Sklaven, die die Amtsbezeichnung führten, „das Auge des Königs," das „Ohr des Königs" usw. Wie weit dieses Undsoweiter ging, das heißt,

wohin die Uebertragung körperlicher Funktionen führte und welche Organe sonst noch in Frage kamen, das soll uns hier nicht weiter interessieren. Aber wenn man in Hugo Stinnes einen Großkönig sah, so war der Herr Professor Paul Lensch sicherlich sein Sprachrohr. Diese Bestimmung hat er unter dem jungen Herrn beibehalten. Man kann sogar sagen, während das vom Kaufmann aus Mülheim hinterlassene Geschäftshaus heute bedenkliche Sprünge und Risse zeigt, dieses Sprachrohr ist das einzige wirklich Heilgebliebene am ganzen Fundus. Die hervorstechende Eigenart des Herrn Lensch ist seine Treue. Es ist das die gute, alte, deutsche Treue aus dem Bilderbuch, blond, bierehrlich und zähe wie altes Rindfleisch. Dieser Lensch ist in seinem Leben viel und oft treu gewesen. Er ist Franz Mehring treu gewesen, er glaubte noch an den Großen Generalstab, als dieser schon selbst nicht mehr glaubte, er ist Hugo Stinnes treu gewesen und dehnt diese Treue nunmehr mit oft erprobter Vehemenz auf den jüngsten Sohn aus. Während alle Welt von den Nöten des Konzerns spricht, während dieser selbst daraus kein Hehl macht, während in der Bankenkonferenz die Rettungsmöglichkeiten erörtert werden, setzt sich diese brave, ehrliche Bisonhaut von einem Lensch hin und schreibt mit alter, bei der „Leipziger Volkszeitung" erlernter Durchschlagskraft in der „D. A. Z." einen Artikel zu dem leidigen Thema und schreibt darüber knapp und goetzisch: „Klatsch". So, jetzt wissen wir es. Es war alles nicht wahr. Es war alles Gerede. Hugo Stinnes junior wird sich ungeheuer über den frohen Optimismus seines eigenen Blattes gewundert haben. Hat das Sprachrohr sich einmal selbständig gemacht und seine eigene lebfrische Melodie mitten ins graue Elend hineingetutet? Jedenfalls, dieser Lensch ist unersetzlich, wenn im Streit der Männer feste Argumente gewechselt werden, aber wenn er als Machiavelli fungieren soll, dann zieht ihm vorher lieber die Holzpantinen aus.

Im Saargebiet ist in einem der Bergmannsdörfer, unter denen sich die Gruben hinziehen, das Erdreich durch den unterirdischen Abbau ins Rutschen gekommen. Viele Häuser sind eingestürzt, anderen droht die gleiche Gefahr. Die Bewohner arbeiten in den Gruben. Sie fahren ein, um gegen einen kärglichen Lohn das Gestein wegzuschaffen, das den Grund ihres Heims trägt. Nach der Schicht kommen sie voll Angst nach Hause messen die Risse in den Wänden und sehen die Katastrophe nahen. Eines Tages nach einer neuen Sprengung können sie nicht mehr nach Hause gehen. Die Grubenverwaltung weigert sich, Entschädigungen für die zerstörten Häuser zu zahlen. Sie bestreitet den ursächlichen Zusammenhang, der sich ihren Arbeitern ins Herz frißt. Sie will sich verklagen lassen. Man kann sich vorstellen, was das für Prozesse werden, die solche Häusler im Armenrecht

vor Saargerichten gegen den französischen Fiskus führen! Aber ob es der französische Fiskus oder eine deutsche Aktiengesellschaft ist, darauf kommt es hier nicht an. Aus einem Beispiel, das nur einen winzigen Bruchteil täglicher Leibes- und Seelennot enthält, steigt bildhaft das Schicksal des Arbeiters im kapitalbeherrschten Betriebe auf. . . . des Arbeiters, der bei aller Produktion von Werten für andere sich selber zerstören muß, über wie unter der Erde.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DAS ENDE DES STINNES-TRAUMS

I.

Die Krise des Stinnes-Konzerns, die gewiß nicht zu einem Bankerott führen wird, aber sicher zum Verlust von ungefähr allem, was während der Inflationszeit durch eine Expansion ohnegleichen dazuerworben wurde, ist, äußerlich betrachtet, nur durch eine Dummheit herbeigeführt worden. Die Trennung der beiden Brüder wurde törichterweise in einem Augenblick bekanntgegeben, in dem andrerseits bekannt war, daß man zur Deckung größerer Juni-Fälligkeiten, — zwischen 25 und 30 Millionen, — keine eigenen Mittel zur Verfügung habe, und entweder Prolongationen erreichen oder neue Bankkredite in Anspruch würde nehmen müssen.

Diese Transaktion wäre sicher anstandslos gelungen und die Krise wäre mindestens hinausgeschoben worden, wenn die aufsehenerregende dynastische Auseinandersetzung, die für den erfahrenen Kaufmann ja Anlaß genug war, auch geschäftliche Schwierigkeiten zu vermuten, nicht ausgerechnet in diesem Augenblick Alarm geschlagen hätte. Nachdem diese Torheit aber begangen war, vollzog sich das Weitere in üblichen Formen. Die angesprochenen Banken zeigten saure Mienen, auf dem Wege von Bureau zu Bureau war nichts mehr zu machen, man verlangte Offenlegung des Status, und schließlich blieb nichts weiter übrig, als die gesamte deutsche Bankwelt zu einer Konferenz zusammenzuberufen, in der zur Diskussion gestellt war, ob und inwieweit dem fraglich gewordenen Konzern gegenüber eine gemeinsame Haltung möglich sei. Denn der Status hatte tatsächlich gezeigt, daß die Gesamtaktiven nur noch rund 100 Millionen höher seien als die Gesamtpassiven, und daß dieser Ueberschuß überdies nur in ganz illiquider, also zunächst unverwendbarer Form vorhanden sei.

Die unmittelbare Aktion, die in der Konferenz beschlossen wurde, ist der Oeffentlichkeit nur in vager Form bekannt worden. Sie besteht aus drei genau zu unterscheidenden Stücken:

1. Die beteiligten Banken verzichteten, insoweit sie selbst bereits Kreditoren des Konzerns waren, auf termingemäße Abzahlung ihrer schon bestehenden Forderungen. Sie gewährten für ihre eigenen Ansprüche also ein Moratorium. Um welche Summen es sich hier handelt, kann nicht genau gesagt werden, man weiß nur, daß allein die Darmstädter und Nationalbank, die ja eine besondere Rolle in den Stinnes'schen Geschäften spielte, rund 30 Millionen bereits zu fordern hatte.

2. Die Banken verpflichteten sich ferner, für die sonstigen in- und ausländischen Fälligkeiten einzuspringen, — Beträge, die per Ende Juni mit 25 bis 30 Millionen, per Ende Juli mit 15 bis 20 Millionen angegeben werden.

3. Die Banken verpflichteten sich schließlich, die Betriebsmittel vorzuschießen, die in den nächsten Monaten gebraucht und durch Einnahmen aus den laufenden Geschäften nicht gedeckt werden können. Hier rechnet man mit einer Summe von rund 50 Millionen.

Alles in allem, Moratorium plus Rückzahlungsgarantie plus Betriebsmittelvorschuß, handelt es sich also um eine Hilfsaktion in der Größenordnung von 150 bis 200 Millionen Mark; und es ist klar, daß eine derartige Investition nicht ohne erhebliche Sicherheiten vorgenommen werden konnte. Sie bestehen erstens, was selbstverständlich ist, aus der Rechtshaftung des gesamten Besitzstands, wobei Aktienpakete von rund 120 Millionen, die noch unverpfändet waren, sogar ins Depot der Banken gegeben werden mußten. Zweitens aus einer verschleierten Vormundschaft, die in Form des dreiköpfigen Kollegiums Vögler—Silverberg—Witthoeft dem jetzigen Konzernleiter vorgesetzt worden ist. Und drittens in der Auflage, so rasch als möglich mit dem Abbau des Konzerns zu beginnen, das heißt: mit der Veräußerung von Aktien und Unternehmungen; und zwar aus dem doppelten Grunde, um erstens den Restkonzern von schlechter rentablen oder nicht unbedingt dazugehörigen Stücken zu befreien, und zweitens um möglichst rasch die Stützungskredite wieder zurückzahlen zu können.

Die Weiterentwicklung des Stinnes-Komplexes ist demnach, in großen Zügen wenigstens, klar.

Die Automobil- und Versicherungsinteressen (Aga und Nordstern) sind bereits im Zuge der Brudertrennung abgelöst worden, sie gehören Edmund, der mit der ganzen Sache nichts mehr zu tun hat.

Demnächst wird alles, was dem Stammhaus an dem riesigen Elektromontantrust Siemens-Rhein-Elbe-Schuckert-Union (mit dem Annex der Alpinen Montan) noch gehörte, zum Verkauf gestellt werden, so daß auch an diesem Gebilde, das als größte Tat des Vaters bezeichnet zu werden pflegte, keinerlei Besitzanteil mehr verbleiben wird.

Weiter werden die Bankinteressen zum Ausverkauf glangen: die 30 Prozent, die vom Kapital der Berliner Handelsgesellschaft seinerzeit erworben worden sind (sie sind übrigens schon seit längerer Zeit verpfändet), und die 18 Prozent des Barmer Bankvereins.

Auch diese Realisierungen werden aber nicht genügen, um den Schuldensaldo, der durch Zinsen ja täglich anwachsen wird, schließlich zu decken. Und so wird man genötigt sein, je nachdem man Liebhaber dafür findet, auch noch große Teile des übrigen Besitzstandes abzustoßen, entweder der Papier- und Holz- oder der Oel- oder der Schiffahrts-, Elektrizitäts- und Hotelinteressen. Und man kann voraussehen, daß schließlich nichts übrig bleiben wird, als eine zwar gutgeschnittene, aber durchaus nicht mehr imposante Ecke, nicht größer, als der ungefähren Wertbedeutung dessen entspricht, was Hugo Stinnes schon 1918 besaß. Der ursprüngliche Kohlenbesitz, der Kohlenhandel nebst einigen Annexen werden bleiben. Die riesige Akkumulation der Geldentwertungszeit aber, einschließlich vor allem aller Fabrikationsanlagen des Eisen- und Metallgewerbes, wird wieder den Weg wandern, den sie gegangen ist, sie wird in alle Winde zerstieben.

II.

Wenn man die Tatbestände, die hier zunächst mit absichtlicher Trockenheit dargestellt worden sind, auf ihre Bedeutung zu würdigen versucht, so stößt man zunächst auf eine mehr historische Frage: — auf die Frage, ob dieser jähe Verfall tatsächlich darauf zurückzuführen ist, daß die Söhne das Werk des Vaters durch eigene Unfähigkeit zerstört haben, oder ob schon der Vater sehr viel ungesunder gebaut hatte, als seine Bewunderer immer behaupteten.

Ich glaube, man tut den Söhnen unrecht; und zwar in doppelter Beziehung. Erstens ist es eine unmögliche Annahme, daß ein Vermögen, dessen Wert vor einem Jahre noch auf eine runde Milliarde geschätzt wurde, in diesem einen Jahr bis auf einen relativ kleinen Rest verwirtschaftet worden sein könnte, ohne daß grandiose, weithin sichtbare Irrsinnstaten begangen worden wären. Aber selbst wenn wirklich Fehler begangen worden sind, — und selbstverständlich hat es auch an ihnen nicht gefehlt —, so waren sie dennoch nur eine Folge der väterlichen Methoden, die von dem einflußreicheren der Söhne nun nachgeahmt wurden. Der Vater war es gewesen, der in seinen letzten Jahren den Eindruck hatte aufkommen lassen, daß kaufmännische Genialität nicht in der Intensiv-, sondern in der Extensivleistung bestehe, daß nicht die Qualität, sondern die Quantität entscheide. Ein Chorus von bedingunglosen Byzantinern, obwohl zum Teil von ihm selbst bezahlt, hat diesen Eindruck bis zum Grade eines Mythos ge-

steigert; und es ist kein Wunder, wenn ein achtundzwanzigjähriger junger Mann die Folgerung daraus zog, daß er seine eigene Genialität nur durch Anwendung eben dieser nämlichen, väterlichen Methoden beweisen könne. Die Sünden der Väter rächen sich an den Söhnen auch auf diesem Wege! Außerdem aber kann gar nicht bezweifelt werden, daß die Krise, auch in viel materiellerer Hinsicht, latent schon vom Vater übernommen wurde. Die Substanzhäufung, um derentwillen er die Inflation mit allen Mitteln der Politik gefördert und erhalten hatte, war auch von ihm in einem Grade betrieben worden, der zu den Betriebsmitteln in keinem vernünftigen Verhältnis mehr stand; und auch die von ihm angehäufte Substanz war durchsetzt mit Objekten, die in normalisierten Zeiten keine Rente abwarfen, sondern, im Gegenteil, nur Zuschuß um Zuschuß forderten. Eine solche Entwicklung mußte vorausgesehen werden, und sie ist gerade an dieser Stelle schon vor länger als einem Jahr, nach dem Tode des Gründers, vorausgesehen worden. Im Wirtschaftswesen gibt es noch weniger als anderwärts Sprünge, die mit einem Satz vollenden, was das Produkt organischer Entwicklung sein müßte. Darum war es eine Unmöglichkeit, anzunehmen, daß ein Unternehmen, das nicht aus innerem Bedürfnis heraus gewachsen, sondern überstürzt und mit morschem Kitt zusammengeklebt worden ist, auf die Dauer ohne Risse bleiben werde. Und die Lehre aus dem Fall Stinnes wäre ungenügend, wenn sie nicht auch zur endgültigen Kompromittierung eines Systems führen würde, das im Fall Stinnes, ganz im Gegenteil, sogar als Genialität gepriesen worden ist: des Quantitätssystems als höchstes Prinzip.

Es ist nur auf den Fehler dieses unvernünftigen Systems zurückzuführen, daß sogar der beste der Gedanken, die Hugo Stinnes während seines Vorsturms bewegten, jetzt geradezu tragisch in sein Gegenteil umgestülpt wird —: nämlich der Gedanke der Unabhängigkeit vom Bankkapital. Man weiß, welche Rolle diese Idee in der industriellen Entwicklung spielt, man kennt sie z. B. aus der Praxis und der Theorie Henry Fords; und ohne daß man genötigt wäre, meritorisch Stellung zu ihr zu nehmen, kann man jedenfalls sagen, daß dieses Ringen einer Industrieunternehmung nach finanzieller Unabhängigkeit ihre industrielle Leistungsfähigkeit auf eine besonders hohe Stufe zu treiben vermag. Auch Hugo Stinnes, obwohl er seine Expansion mit Bankkrediten betrieb, die aber dank der Entwertung keine wirklichen Schulden blieben, hat große Anstrengungen zur Emanzipation gemacht; und in seinen besten Zeiten schien es zuweilen, als habe er sich von den Banken nicht nur emanzipiert, sondern als habe er sie in einem hohen Grade sogar schon unterworfen. Aber indem er zugleich den Umfang der Betriebe bis zu einem Grade steigerte, der zu seinen flüssigen Betriebsmitteln in gar keinem Verhältnis

stand, schuf er auch schon die letzte Ursache dafür, daß seine Söhne heute in einer vollkommeneren Abhängigkeit von den Banken sind, als irgendeine schlecht und recht gehende mittlere Fabrik. Was mit den Unternehmungen werden wird, welche von ihnen verkauft werden müssen und welche beibehalten werden dürfen, an wen und zu welchen Preisen die Verkäufe geschehen werden, darüber entscheiden jetzt tatsächlich die Banken. Und wenn sie den Willen dazu haben, können sie die sogenannte Sanierung, — was ja in deutscher Uebersetzung so viel wie Gesundung heißt —, ohne Schwierigkeit in einer Weise betreiben, die den zu Gesundenden schließlich nichts Gesundes übrig lassen wird. Eine solche Taktik, — die naheliegt, weil sie schon sehr häufig bei großen Sanierungen angewandt worden ist, und die sich möglicherweise schon in der stützungslosen Börsenderoute der letzten Tage sichtbar äußert, — würde gewiß ein peinliches Schauspiel sein, und würde auch jene Kreise des breiteren Publikums in Mitleidenschaft ziehen, die als Aktionäre oder vielleicht auch als Gläubiger an dem Schicksal der einzelnen Unternehmungen, an ihren Aktienkursen und an ihrer Solvenz, interessiert sind. Aber eine Möglichkeit, sich irgendwie gegen Praktiken dieser Art zur Wehr zu setzen, gibt es weder für das Publikum, noch für die Familie Stinnes. Und wenn an dem Zerfall dieses Konzerns, dessen Entstehen man so leidenschaftlich bekämpfen mußte, außer dem niederschmetternden Eindruck in der Welt und der empfindlichen Störung des ganzen deutschen Geschäftslebens noch etwas weiteres beklagenswert ist, so ist es die neue Veränderung der Gleichgewichtslage zwischen Finanz- und Produktivkapital, die zugunsten des ersteren de facto dadurch erfolgt ist, daß der größte seiner Antipoden nach Canossa gehen mußte.

III.

Aber es ist notwendig, auch noch ein Wort hinzuzufügen, das von dem privatwirtschaftlichen Aspekt des Falles Stinnes in eine ganz andere Richtung überlenkt, — nämlich auf das Gebiet der allgemeinen Wirtschaftspolitik. Erstaunlicherweise ist davon anderwärts, bisher wenigstens, noch nicht gesprochen worden, obwohl eine klare Formulierung in dieser Beziehung durchaus nicht jener schonungsvollen Behandlung widerspricht, die man dem Falle Stinnes diesmal, sowohl mit Rücksicht auf das deutsche Geschäftsleben, wie aus menschlich-persönlichen Motiven schuldet. Die wirtschaftspolitische Folgerung steht außerhalb dieser Erwägung; und sie sollte darin bestehen, daß der unerhörte Einfluß, den die geschäftliche und geschäftige Gruppe, an deren Spitze das Haus Stinnes stand, gerade durch den Nimbus dieses nämlichen Hauses auf die Gestaltung der deutschen Wirtschaftspolitik zu

nehmen vermochte, — daß dieser Einfluß jetzt eigentlich weithin als ganz und gar unberechtigt erkannt werden müßte. Denn er gründete sich auf das faszinierende Bild einer vermeintlich unüberbietbaren privatwirtschaftlichen Leistung, er basierte auf dem Schluß, daß, wer seine eigenen Unternehmungen auf so hohe Stufen des Erfolges zu führen vermocht habe, jedenfalls auch am besten wissen müsse, wie das Unternehmen „Deutsches Reich" aufzuziehen sei. Wir sehen jetzt, wie es sogar um jene privatwirtschaftlichen Erfolge bestellt war, wir sehen, daß diese Herren nicht einmal den Schlüssel des Geheimnisses in Händen hielten, wie man für sich selbst vernünftig wirtschaftet. Welches Gewicht werden ihre nationalökonomischen Behauptungen, ihre wirtschaftspolitischen Ansprüche danach noch haben? In jedem Lande außerhalb Deutschlands verstünde sich die Antwort von selbst.

*

CHRISTIAN GEHEEB

STINNES, EINE DYNASTISCHE TRAGÖDIE

Der verstorbene Bergarbeiterführer, Otto Hué, erzählte einmal ein Gespräch mit Hugo Stinnes, mit dem er in Spaa spazieren ging. „Wozu," fragte Hué, „sind Sie eigentlich so unermüdlich tätig, was hat es für einen Sinn, daß Sie sechzehn und siebzehn Stunden im Tag arbeiten, warum häufen Sie Unternehmung auf Unternehmung?" Hugo Stinnes schwieg eine Weile, lächelte und sagte zögernd: „Man arbeitet — für seine Kinder." Die Antwort kam Hué zu dürftig vor, und er pflegte bei der Erzählung hinzuzufügen: „Ich weiß nicht genau, was seine Antwort war, die Worte oder das Lächeln." Aber die Freunde und Kenner des alten Stinnes waren weniger skeptisch, sie glaubten, die Erklärung „für die Kinder" sei ganz echt gewesen. Stinnes glaubte an seine Dynastie, es war eine Art kapitalistisches Patriarchentum, das aus dem Vater von sechs oder sieben Kindern sprach. Oft genug hat man Bilder dieses idyllischen Familiensystems ausgemalt. Da saß Vater Stinnes mit seiner klugen, geschäftserfahrenen Frau, ihm zur Seite der Aelteste, Edmund, der freilich etwas aus der Art geschlagen schien oder vielmehr dem Onkel nachzugeraten schien, der als stiller Büchersammler still am Rhein lebt, — Edmund, der Medizin studiert, der sich in Religionsgeschichte vertieft hat, der naturwissenschaftlichen Forschungsdrang zeigte. Der Zweitgeborene, Hugo, früh vom Vater ins Geschäft gesteckt, schien der prädestinierte Kaufmann, nämlich der nur von Geschäften und nichts als Geschäften Besessene, er fühlte sich in der halb englischen, christlichen Handelsatmosphäre von Hamburg besonders wohl, vielleicht, weil dort die Nüchternheit ganz still ins Phantastische gleitet. Kaufmännische Pläne, am Meer ausgebrütet, wachsen sich leicht in unbegrenzten Dimensionen aus. Das

leuchtende Schwärmerauge im Gesicht des alten Stinnes blitzt auch aus den Gesichtern seiner Kinder, nur schaut Edmund etwas mehr in sich selbst hinein als Hugo junior, der aktiver und, wie sich gezeigt hat, etwas gewalttätiger ist. Eine Tochter, Cläre Nore, blond, auch mit dem glänzenden Auge des Vaters ausgestattet, stand schwesterlich zwischen den Brüdern, auch sie eine richtige Kaufmannstochter, vom Vater, der an ihr mit besonderer Zärtlichkeit hing, früh in das Netzwerk des Konzerns verstrickt, auch sie in sehr jungen Jahren mit geschäftlichen Missionen betraut, denen sich der wache Tatsachensinn des vom Vater geschulten Mädchens durchaus gewachsen zeigte. Das blonde Kind ist sogar in besonderer Oel-Mission nach Südamerika entsendet worden. Nur die drei Jüngsten, noch im Hörsaal und auf Schulbanken sitzend, konnten den nächtlichen Familien-Geschäftsberatungen noch nicht zugezogen werden. Stöhnende Sekretäre, welche die Besessenheit der ganzen Familie nicht lange mitmachen konnten, haben diesen patriarchalischen Aufsichtsrat erschrocken geschildert. Vater, Mutter, Söhne, Tochter saßen nachts beisammen und erholten sich von der Tageslast gemütlich in Beratungen über die Angliederung der österreichischen Alpinen Montangesellschaft . . .

Das System war auf die Nerven des Kopfes der Familie und der Firma, auf Hugo Stinnes, den Vater, zugeschnitten. Schon hier lag ein Fehler im System. Hugo Stinnes ist jäh, verhältnismäßig jung gestorben, und er mußte jung sterben, weil er ein Besessener gewesen, der ein ruheloses, freudenarmes, gehetztes Leben geführt hat. Ihm fehlte vollkommen die Gelassenheit des großen englischen Kaufmanns, der vom Samstag bis Montag im grünen Rasen liegt, Golf spielt oder angelt, mit Kindern plaudert und sich von der Sonne bräunen läßt. Hugo Stinnes, immer leichenfahl, kannte keine Weekend, kein Spiel, keine Muße und keine Muse. Er wurde sein eigenes Opfer, er starb an seiner Besessenheit. Beiläufig erwähnt: Alle diese Sieger der Inflationszeit waren fieberhaft tätige, rasende Arbeiter. Herr Michael, den unverantwortliche Laffen, anmaßende Jünglinge der Staatsanwaltschaft, mit seinen Millionen nach Frankreich getrieben haben, ist auch ein Sechzehnstundenarbeiter gewesen; Herr Castiglioni, der sich zu Stinnes hingezogen fühlte, pflegte, wie Michael, bis drei Uhr nachts mit seinen Beratern in zigarrenrauchigen Büros zu sitzen und zu brüten. Rückblickend begreift man die Geschäftswut dieser Besessenen, sie ahnten offenbar, daß die Periode, in der sie raffen konnten, kurz bemessen war.

Diese Gier des Inflationshelden, der seine Geschäfte als l'art pour l'art, mit der ganzen Verbissenheit des leidenschaftlichen Spielers betreibt, ist auf Hugo Stinnes jr. übergegangen. Edmund, der Aelteste, war schon ein gemäßigter Typus, der sich Pausen der Ueberlegung, der Distanzierung, der Ablenkung gönnte. Der

Gegensatz war schon zu Lebzeiten des Vater spürbar. Im jungen Hugo rumorte der Expansionstrieb des Alten. Die gebändigte Vernunft des Aeltesten, der sich auch zu einem überlegenen Liberalismus durchgearbeitet hat, stand im Gegensatz zu der immer noch spekulierenden, Projekte ausheckenden, das Geschäftsterrain erweiternden phantasterischen Art des Zweitgeborenen, der übrigens auch politisch der untolerante, nationalistisch Besessene ist oder gewesen ist. Der Gegensatz der Naturen wurde verschärft durch einige Berater, die nach des Alten Tod wichtig geworden waren, sich noch wichtiger fühlten und den Kontrast der Brüder mit besonderer Beflissenheit schürten. Die wichtigsten „selbstlosen" Berater sind bei dieser Assistenz im Bruderstreit nicht schlecht gefahren.

Man weiß, daß Frau Stinnes die Universalerbin des Vermögens geworden ist, weiß, daß der Erbverzicht der Kinder das Reich um viele Millionen Erbschaftssteuer gebracht hat. Der Schachzug, von den Beratern so pfiffig ersonnen, war vielleicht die erste große Torheit der Familie. Nun lag das Schwergewicht vieler, wichtigster Entscheidungen bei der Mutter Stinnes. Nicht die Brüder — Edmund hatte sich längst von den wissenschaftlichen Arbeiten entfernt — mußten sich untereinander verständigen, sondern Frau Stinnes war zur Instanz über Edmund und Hugo geworden. Diese bedeutende Frau ist aber doch nur eine Frau, sie war und ist auf Ratgeber angewiesen, und sie war als Kapazität den lauernden Beratern nicht immer gewachsen. Im Streit der Brüder entschied sie sich für den, der dem Vater am ähnlichsten schien, vielmehr am ähnlichsten handelte. Edmund, der Aelteste, hatte von Anfang an die Losung ausgegeben: Abbau, Abstoßung eines Teils der Unternehmungen, ohne übermäßige Hilfe der Banken in Anspruch zu nehmen; er konnte sich auf den Geist, ja auf das Testament des Vaters berufen, der den Söhnen eingeschärft hatte, zu bedenken, was sein persönliches Ansehen, sein persönlicher Kredit bedeutet hat. Hugo, viel zu tief in die Inflationstechnik des Vaters versponnen, lehnte diese stille Rückzugstaktik ab — bis eben die Stunde kam, da man bei Schacht, dem Reichsbankdirektor, dem Demokraten, und bei den jüdischen Bankdirektoren anklopfen mußte. Vielleicht wäre, wenn Edmunds mahnende Stimme vor und gleich nach dem Tode des Vaters gehört worden wäre, dieser Gang nach Canossa nicht nötig gewesen.

Wo war, ein Jahr nach dem Tode des Vaters, die Eintracht der Familie? Was war aus der patriarchalischen Idylle geworden? Hugo, der Zweite, vielleicht von der nagenden Qual gepeinigt, nicht der Aelteste, der alleinige Herr im Hause zu sein, ging so weit, den Bruder öffentlich anzuklagen. Edmund, philosophischer und milder gestimmt, läßt die Zeit selbst antworten. Aber keine einträchtige Beratung hat mehr in den letzten Monaten Mutter,

Brüder, Tochter an einem Tisch vereint . . . Die selbstlosen Berater und die Bankdirektoren schmunzeln.

Ist es roh, das christliche, deutsche Haus Stinnes mit weniger christlichen Familien zu vergleichen? Als Meyer Amschel Rothschild starb, auch ein Gläubiger des patriarchalischen Kapitalismus, da behielt er und die Familientradition Macht über die fünf Frankfurter, obwohl sie sich über Wien, Paris, London, Rom verstreut hatten. Ein anderes, auch nicht ganz christliches Exempel: Der alte Ullstein hat das große Zeitungshaus begründet. Sechs oder sieben Kinder blieben zurück, Männer und Frauen ganz verschiedenen Formats, ganz verschiedenen Temperaments, ganz verschiedner Neigung. Aber der Familienwille hielt sie fest zusammen.

Das deutsche Haus Stinnes, für welches Hugo, der Vater, sein Arbeitsleben geopfert, ist, ein Jahr nach dem Heimgang des Alten, in Zwist und Zwietracht zerfallen. Es ist eine typisch deutsche Tragödie, die sich da abrollt. Man möchte Zionist werden . . . .

SIEGMUND KUNFI
(Wien)

HORTHY UND BENICZKY ODER GIBT ES KEINEN PESTKORDON?

Das Ereignis ist so ungewöhnlich, daß nicht einmal die eigenartigen Gesetze des ungarischen Globus, ohne eine entsprechende psychologische Ergänzung es begreiflich machen können. Ein Minister der Konterrevolution beschuldigt das Staatsoberhaupt Ungarns, das Symbol und den Fahnenträger der Konterrevolution, daß er seine Offiziere zur Ermordung eines sozialdemokratischen Redakteurs angestiftet hatte und dann die Untersuchung den Händen der bürgerlichen Behörden entwand, um die Ausforschung und Bestrafung der Mörder zu vereiteln.

Edmund von Beniczky, der furchtbare Ankläger, war ein mittelmäßiger klerikaler Journalist und guter Duellant, der nach der Frühmesse einmal in den Fechtsaal ging und so den Schneid erwarb, der für einen nicht eben talentierten und nicht sehr begüterten ungarischen Edelmann die Vorbedingung der politischen Karriere war. Er hatte ein kleines Gut in der Slovakei. Die dem Wink ihrer Kapläne gehorchenden slovakischen Bauern entsendeten ihn in das Budapester Parlament. Er machte sich durch fixe Zwischenrufe bekannt und wurde, als die Herrschaft des Grafen Tisza im Kriege zusammenbrach, zum Obergespan eines Komitates ernannt. Er hauste dort, wie sie es alle tun: besorgte die Geschäfte der Großgrundbesitzer und der hohen geistlichen Herren, kujonierte die Bauern und führte die Aufträge der Regierung aus. Dann wurde er von den Fluten der beiden Revolutionen weg-

geschwemmt, um in der unter dem Schutze der rumänischen Bajonette gebildeten konterrevolutionären Regierung Friedrich als Minister des Innern aufzutauchen.

Die Regierung saß in Budapest, Horthy, der sein Lager am Plattensee in Siofok aufschlug, war es verwehrt, in die Hauptstadt einzuziehen. Alles lag in Trümmern, der Staat hatte keine Verfassung; so machte sich Nikolaus Horthy auf das Geheiß seiner Offizierstruppen zum Oberkommandierenden der nationalen Armee, zum Degen, zum Dolch oder wie es sich dann zuweilen herausstellte, zum Kastriermesser der Diktatur. In und aus Siofok schuf Horthy seine weiße Armee, aber der Rachedurst der Konterrevolution mußte ihn in Budapest doch nicht vermissen. Die Polizeiverwaltung, die dem Minister des Innern, eben Herrn Beniczky, unterstand, versah die Arbeit Horthys recht ausgiebig in eigener Regie.

Im August 1919 verhafteten Beniczkys Beamten 70 000 Menschen, Kasernen und Schulen wurden in Gefängnisse umgewandelt, und man sagte, daß in diesen schwülen Sommernächten in dem ganzen Umkreise der Polizeidirektion in Budapest kein Mensch die Augen schließen konnte: das Gebrüll und Gejammer der gepeitschten, getretenen, geschändeten Menschen verscheuchte den Schlaf. Damals vernahm man nichts davon, daß diese Dinge Herrn Beniczkys Schlaf gestört oder sein Gewissen wachgerüttelt hätten. Sein guter Gott und seine guten Nerven gestatteten es ihm, sechs Monate durch all das Ungeheuerliche zu tragen und zu decken, das die Ordnungs- und Eigentumsbestie, deren Krallen Macht und Besitz einmal entglitten waren, immer anzurichten pflegt, wenn sie die Beute zurückholt, nun sich daran macht, solches Tun und Sinnen dem empörten Sklavenvolk für alle Ewigkeit auszutreiben. Es mag sein, daß sich bei Herrn Beniczky auch schon damals ein Mitgefühl mit der getretenen Kreatur, das Rechtsgefühl gegen die neuaufgerichtete Majestät des Galgens regte, aber in die Oeffentlichkeit drang nichts davon.

Als Horthy im Februar 1920 von der Nationalversammlung zum Reichsverweser „gewählt“ wurde, wobei alle Zugänge zu dem schönen gotischen Palast und alle Galerien mit Offizieren besetzt wurden, die mit Hand- und Eiergranaten ausgerüstet kamen, um etwaige Verirrungen der geheimen Abstimmung schon im Keime zu korrigieren, als dieser Nationalversammlung, dem Geschöpfe der Notzucht, gleichzeitig mit der Reichsverweserschaft Horthys auch die gebrochenen Beine, der skalpierte Schädel und die leeren Augenhöhlen und die geleerte Brieftasche des Redakteurs Bela Somogyi gleichsam als Morgengabe und als Wegzehrung auf den Tisch gelegt worden sind: nahm Beniczky bald seinen Abschied, nicht ohne diesen Mord ausgeforscht und die darauf bezüglichen Akten mitgenommen zu haben. Erst jetzt wird es bekannt, daß

Beniczky schon im September 1919 schwere Bedenken gegen die „Regierungsmethoden“ Horthys hatte. Er rief die Granden der Nation, die Grafen Julius Andrassy, Josef Karolyi, Stefan Bethlen, Georg Pallavicini zusammen und fuhr mit ihnen zu „Seiner Durchlaucht“ nach Siofok, um von ihm Sicherungen gegen die Morde der „besten Offiziere“ der „christlich-nationalen“ Wiedergeburt Ungarns zu erwirken. Wie nun Beniczky in seiner Zeugenaussage mitteilt, war Seine Durchlaucht schon damals sehr ungehalten über diese Vorstellungen und es konnte ihm nur das Versprechen abgepreßt werden, daß die Nationale Armee ihren Einzug in Budapest nicht mit einem allgemeinen Pogrom feiern, sondern sich damit begnügen wird, Journalisten, die die Taten Horthys und seiner Offiziere geißelten, „b a d e n“ zu schicken. Worunter Seine Durchlaucht, der Reichsverweser Ungarns, die Prozedur verstand, der Bela Somogyi und nach ihm noch viele Hunderte unterzogen wurden und die eine neue nationale Industrie, die Horthyfischerei, begründete: es war die schöne Zeit für die schmackhaften Donaukarpfen, die reichlich Menschenfutter bekamen und auch gute Zeit für die Uferbewohner der Donau, denn nicht allen Ermordeten wurden Ringe und Kleider abgezogen.

Zeichnung von R. Gräfe (Wien)



Horthy

Beniczky wußte dies alles, als er täglich von den unbekannten Leichen las, die die indiskrete, geschwätzige Donau ans Ufer spülte, er wußte, daß sie aus Horthys Badeanstalt stammen, und es spricht schon für sein robustes Gewissen oder für die Ueberdimensionalität des Schreckens, der angewendet und erweckt wurde, daß er schweigen konnte oder mußte. Es ist nicht meine Absicht, den Mann, der heute den höchsten Grad des Bürgermutes bewies, irgendwie herabzusetzen: wer nicht monatelang so zu Bette ging, daß er nicht wußte, ob er in der Nacht nicht in eines der Hotels geholt wird, aus denen damals keine Rückkehr mit geraden Gliedmaßen, auch oft gar keine gab (denn in Hotels richteten sich die Detachements häuslich ein), kann sich keinen rechten Begriff von dem Seelenzustand der Menschen machen,

die in einer solchen Luft leben und wirken müssen. Zum Nachfolger Somogyis wurde der spätere Abgeordnete Johann Vanczak bestellt. Während der verstümmelte Leichnam seines Vorgängers noch auf der Bahre lag, reichte er seine „schwielige Faust" zum Friedensschluß dem Reichsverweser Horthy, von dem jedermann wußte, schon damals wußte, daß Somogyi s e i n Opfer war. Wenn die Atmosphäre der Angst dem Genossen und Nachfolger des Ermordeten so das moralische Rückgrat brach, warum sollte Beniczky, der Klassenfeind und politische Gegner des Ermordeten, verpflichtet gewesen sein, schon damals zu sprechen?

Die latente Gegnerschaft der beiden Männer, die an der Wiege des Terrors standen, wurde zur offenen, erbitterten Feindschaft, als die Schicksalswende der Konterrevolution in der Person des von der Zita eskortierten Karl Habsburg in Ungarn erschien. Horthy und Bethlen, beide überzeugte Legitimisten, mußten zur Waffe greifen, um den Restaurationsversuch zum Scheitern zu bringen. Hätten sie es nicht getan, so wäre diese Aufgabe an die tschechischen und jugoslawischen Bajonette übergegangen, die mit Karl Habsburg auch Horthy abgebaut hätten, denn damals waren die Tschechoslowakei und Jugoslawien für die Demokratie und Republik — wenigstens bei den Nachbarn. Vor die Wahl gestellt, die g a n z e Konterrevolution für immer oder ihre h a b s b u r g i s c h e Spielart für einige Zeit aufzugeben, entschloß sich der gewesene Adjutant des Habsburgers auf die Majestäten schießen und sie gefangen setzen zu lassen. Beniczky stand in diesem Kampfe auf Karl Habsburgs Seite und wurde gefangengenommen. Es ist nicht klar, ob die Majestätsbeleidigung an dem Hause Habsburg oder an dem Hause derer von Beniczky den Ausschlag gab: aber Beniczky wurde von nun an ein bissiger, draufgängerischer Feind des Reichsverwesers.

Es wäre dennoch falsch, in seinem Angriff einen legitimistischen Vorstoß zu sehen. Der ganzen bürgerlich-feudalen ungarischen Gesellschaft steckt die Revolutionsangst noch so sehr in den Gliedern, daß sie nichts billigt, was die staatliche Autorität zu erschüttern geeignet ist. Einige Morde mehr oder weniger tun dabei nichts, und auch damit hat sich der ungarische Adel abgefunden, daß die Zita und der „Erbkönig" Otto in Lequeito sitzen, wenn nur seine Herrensitze durch die Gewalt der Konterrevolution vor dem Zugriff der landhungrigen Bauern gesichert werden. So erlebte man nun das merkwürdige Schauspiel, daß die ganze legitimistische Presse und auch die legitimistische Partei von Beniczky abrückte, als er sich anschickte, nicht so sehr den Tod Bela Somogyis, als den des Karl Habsburg an Horthy zu rächen. Er sitzt heute im Gefängnis, verlassen fast von allen, deren Sache er in dem einen oder anderen Sinne geführt hat. Da er aber ein

aus hartem Holz geschnitzter, trotziger Mann ist, mehr ein Spadassin, als Politiker, wird diese tragische Lage, die der Größe und auch der tragischen Sühne angesichts seiner Vergangenheit nicht entbehrt, ihn kaum mürbe machen.

Der Schlag, den er geführt, würde in jedem gesitteten Land ein tödlicher sein. Wie Ungarn darauf reagieren wird, wird der beste Gradmesser dafür sein, ob das Land die Barbarei der Konterrevolution wenigstens in ihren gröbsten Formen überwunden hat. Ich befürchte, daß die, die der Meinung sind, daß man unter der klipp und klar, von einem verantwortlichen und wissenden Mann erhobenen Anklage der Anstiftung zum Morde nicht der Reichsverweser Ungarns bleiben kann, eine Enttäuschung erleben werden.

Zeichnung von R. Gräfe (Wien)



Beniczky

Solange Beniczky schwieg, gab es eine Affaire Somogyi. Als er sprach, wurde sie zu der Affaire Horthy. Aber heute scheint sie durch die trotz ihrer Gewaltätigkeit nicht zu unterschätzenden politischen Kunst der ungarischen Herrenklasse schon zu einer Affaire Beniczky geworden zu sein.

Das Gespenst des Ermordeten geht seit fünf Jahren um: es ist der Matteotti-Fall Ungarns. Lange Zeit währte es, bis die lähmende Angst so weit gewichen war, daß man die Bestrafung der Mörder fordern konnte. Der Druck der öffentlichen Meinung wurde dann doch groß, man mußte den Schein wahren; die Regierung forderte alle auf, die etwas über den Mord wissen, sie mögen sprechen.

Beniczky meldet sich als Zeuge und spricht und druckt seine Zeugenaussage. Der erste Zeuge wird eingesperrt: gibt es ein besseres Mittel, um die Wahrheit auszuforschen?

Die Zeitung, die die Zeugenaussagen veröffentlicht, wird nicht nur konfisziert, sondern eingestellt. Gibt es ein geeigneteres Mittel die so notwendige Mitwirkung der Oeffentlichkeit bei der Aufhellung der Angelegenheit zu sichern?

Der Zeuge im Gefängnis, die Zeitung unterdrückt, so soll die Tribüne der Nationalversammlung dem öffentlichen Gewissen ein Sprachrohr sein! Die Regierung verbietet, daß über die Anklagen gesprochen werde, und der einzige Mann, der das Wort ergreifen kann, der Vertreter der Regierung, der die Huldigung

der Nationalversammlung dem Mann darbringt, der eines so entsetzlichen Verbrechens geziehen wird.

Es wird ein Strafverfahren eingeleitet: aber nicht gegen die mit Namen genannten Mörder, sondern gegen den Ankläger.

Beniczky legte, gleichviel aus welchen Motiven, die Axt an die Wurzel des Uebels, aber auf weiter Flur ist niemand zu sehen, der das Werk weiterführen würde.

Freilich, die moralischen Fernwirkungen einer solchen Tat sind schwer abzuschätzen. Der Mann, der sie sich abgerungen hatte, kann an ihr zu einer Mission emporwachsen und auch vereinsamt zu einer moralischen Kraft von großer Potenz werden. Das Bewußtsein, in einer so schändlichen Zeit und Welt leben zu müssen, in der Dinge dieser Art geschehen können, kann in der Masse Kräfte wecken, die das Unrecht tilgen und den Ruf nach Sühne und Gerechtigkeit mit Donnerstimme erheben können. Aber viele, nicht nur ungarische Erfahrungen, haben uns gelehrt, keine Ueberansprüche an diese moralischen Kräfte zu stellen, es sei denn, daß der Katzenjammer an der Menschheit durch die Enttäuschung noch wachsen soll. Aber immerhin glaube ich, daß für die Dauer der Reichsverweser Horthy und sein nach seiner Fratze geformter Staat den durch diesen Schlag herbeigeführten Zustand nicht ertragen werden, daß das zehrende Gift in den Adern kreist und daß die Ermordung Bela Somogyis, die Niederknüppelung der Wahrheit, die Verhaftung des einzigen authentischen Zeugen, die Mundtotmachung jeder Kritik in Presse, Parlament und Versammlung in einer solchen mit den Grundsätzen der Sauberkeit und Wohlanständigkeit zusammenhängenden Sache wohl schon ein triftiger Grund für die Aufrechten und Gerechten in der Welt, wenn es ihrer noch welche gibt, wäre, um dieses Ungarn mit einem Pestkordon zu isolieren!

Deutsche Charaktere. Das ist die schon hundertmal hergeleierte Klage der allgemeinen Bibliothek, über der einem fast alle Geduld ausgehen möchte. Ich frage gleich: Was ist ein deutscher Charakter? Was? Nicht wahr, Tabakrauchen und Ehrlichkeit? O ihr einfältigen Tröpfe. Hört, seid so gut und sagt mir, was ist für Wetter in Amerika? Soll ich's statt eurer sagen? Gut. Es blitzt, es hagelt, es ist dreckig, es ist schwül, es ist nicht auszustehen, es schneit, friert, wehet und die Sonne scheint.

*

Die menschliche Haut ist ein Boden, worauf Haare wachsen. Mich wundert's, daß man noch kein Mittel ausfindig gemacht hat, ihn mit Wolle zu besäen, um die Leute zu scheren.

Lichtenberg

Wegen dieser Novelle wurde Karinthy in Budapest zu acht Tagen Arrest verurteilt. Wegen „Uebertretung gegen die Religion“. Eine Anklage wegen Moralverletzung endete hingegen mit Freispruch.

Nein . . . nein . . . entsetzlich . . . es war genug . . .

Die Jüngeren ertrugen es nicht länger. Von ihrem nackten Leib perlte Blut und Schweiß: eine wälzte sich schluchzend vor den Stufen des Altars, aus ihrem scheckigen, blonden Haare fiel der Rosenkranz wirr zu Blättern auseinander. Doch es gab keine Rettung: das Morgengrauen war noch fern, und hinten war das Kirchenschiff bereits zu einem einzigen Knäuel zerschmolzen — zu dem Knäuel der einander reißenden und beißenden und zerfleischenden, zuckenden, nackten Leiber, und diesen höllischen Wirbel schmolz die von der Mitte des Schiffes emporschlängelnde Weihrauchsäule zu einem berauschten Nebel auseinander. Der Dunst der verspritzten schweren Weine floß mit dem säuerlichen Dufte der Amber und des Rosenöls und des Schoßes der Hetären zusammen — ihre erstickenden Lippen überflossen, der honigsüße und opiumhältige Speichel zischte — und durch den Nebel wechselten in den gotischen Schwibbogen die Heiligenbilder die Farben: ihre leichte, blaue Hülle wurde in der Glut des Blutes und des Feuers durchglüht, und wenn eine von ihnen aus dem dicken Oele ihres Rausches auf einen Augenblick den Kopf emporhob, sie um Hilfe anzurufen, sah sie entsetzt an Stelle der frommen Figuren das Bildnis von wilden Hirtenszenen, die in die geheimen Höhlen des Venusgartens gehörten.

Nein, es war nicht länger zu ertragen. Einige rüttelten bereits wild an den Tafeln der Eichentüren, damit man sie aus dieser Hölle herauslasse. Und der Jüngling, der sich auf den Stufen des Altares wälzte, hatte das Gefühl, als risse jede Faser seines Körpers auseinander und als wollte seine erschrockene Seele, die in dieser entsetzlichen Nacht zum erstenmal diesen Körper erkannt hatte, ihm jetzt entfliehen — entfliehen, aber wohin? Durch seine gestern noch reinen Augen ging es nicht — diese Augen waren blutig und neblig und brannten wie glühende Kohlen — in seinem Munde verstellte ein heiseres Wiehern den Weg, in seinen Ohren unflätige Worte, in seiner Nase berauschende Gerüche — die Seele strebte nach unten, seiner in Krampf sich verzerrenden Flanke entgegen, in deren Tiefen ein Blutegel klebte und aus ihm das Leben sog — er wagte nicht hinzusehen, sein Augenstern kehrte sich um und er warf seinen flehenden Blick zu dem Altare . . . nein . . . nein . . . entsetzlich . . . es war genug . . .

Aber scheinbar fing es erst jetzt an! Oben, im Turme schlug die Glocke zwölf, — Kreischen tönte danach empor, und Bonifacius, der exkommunizierte Priester, mit dem Purpur-

mantel auf seinem nackten bösen Leibe, mit dem edelsteingeschmückten Hut auf dem Kopfe, ging langsam auf den Stufen dem Altare zu. Es war, als flatterte am Ende seiner ausgebreiteten Arme, an den Spitzen seiner verkrümmten Finger eine grüne Flamme, — sein Antlitz ward von dem Purpurkristall der von dem Sanctuarium herabhängenden Ampel in Rot getaucht.

Unten, im Schiffe ward es auf einen Augenblick still, — tobende Nonnen stießen die in ihre Stirn fallende schneckige Haarwelle beiseite, um zu sehen, wie Bonifacius ihnen eine Messe zelebrierte!

Es ward Stille, — alle erstarrten in der Bewegung, in der sie der Schlag der Glocke gefunden: die Muskeln der Männerarme um weiche weibliche Hüften, in der Schlangenlinie sich vermengender Glieder, — nur die Lippen trennten sich, gaffend, in dem Entsetzen der Erwartung.

Bonifacius verneigt sich, schlägt die Arme zusammen, breitet sie wieder auseinander, — kniet nieder, steht auf, — hinter ihm bricht erschauerndes Lachen empor, läuft kitzelnd die Rückgrate entlang. Dann wieder Stille, — Bonifacius erhebt die Stimme!

Und er spricht.

„Ich beschwöre dich!“

Dann wieder Stille: Bonifacius wartet. Einige wollen wieder lachen und andeuten, daß sie den teuflischen Spaß verstehen, — unter der Larve der heiligen Zeremonie Lästern und Schimpfen, Pferdefuß hinter dem Priestermantel, Satan im Bischofshut. Doch das Lachen bleibt im Krampf stecken. Bonifacius erhebt wieder die Stimme.

„Ich beschwöre dich. Unser Herr! Ich beschwöre dich. Fürst der Sünde! Ich beschwöre dich, König der Lebenden, Gott der Leiber, — ich beschwöre dich, Schöpfer der heißen Weiberhüften, der im Fieber brennenden Männeraugen, der roten Mädchenlippen, der berauschenden Sehnsüchte, der ohnmächtigen Wonne, der gaumensengenden Küsse!“

Und er wartet wieder. Und jetzt wagt keiner mehr zu lachen. Und er erhebt neuerdings die Stimme, laut und kreischend:

„Ich beschwöre dich, du entsetzlich genannter, verdammter Fürst, der Schmach der Hölle! Ich beschwöre dich, du Sinn der Finsternis, König der Tiefen, den der Tempel des Blutes kreuzschlagend, mit verhülltem Antlitz von sich jagt — ich beschwöre dich, Versucher! Ich beschwöre dich, Versuchung — ich beschwöre dich, Gespenst, das man dort drüben Satan heißt — ich beschwöre dich, Satan! . . . .“

Einige schreien leise auf, verhüllen das Antlitz. Von der Mitte des Altars beginnt rötlicher Dunst aufzusteigen, langsam — Bonifacius erhebt neuerdings die Stimme: jetzt ist sie klar und verständlich und spöttisch.

„Denn uns haben die Verkünder des Heiligen Geistes zu deinen Dienern gestempelt — haben uns deine Jünger genannt — haben uns mit der Schwefelverdammnis der Hölle bedroht — denn vor uns verbirgt die Mutter ihr Kind, denn auf uns zeigt mit dem Finger die zitternde Güte, denn uns ersehnt, wer das himmlische Glück mit irdischer Wonne vertauschen will — denn wir sind ohnehin verdammt und es gibt keine Gnade für uns — wir beschwören dich also, wir Kinder der Verdammnis und der Sünde, wir beschwören dich, um von Antlitz zu Antlitz den zu sehen, der unsere Seelen erkaufte, dessen Sklaven wir wurden, wir beschwören dich, Teufel der Geilheit, Vater Unser! Ich beschwöre dich, Endzweck des Umhergreifens und Zuckens der geschlängelten Beine und Arme, — ich beschwöre dich, du Gräßlicher, Unbekannter, du geheimnisvolle Macht der wallenden Tiefe der Hölle, zu dem alle verdammten, von der Schmach der Sünde befallenen Seelen beten und den sie beschwören, wenn die Körper unzüchtige Küsse tauschen — ich beschwöre dich, Zweck und Sinn der Sünde, du Teufel genannter Freund der entsetzlichen, geputzten Weiber, der Dämone mit unheilvollen Augen, du Oberheizer der keuchenden, glühenden Hölle der teuren Weine, der flüsternd zitierten Orgien — Versucher, ich beschwöre dich!"

Die letzten Worte erstickten in blasenwerfendem Lachen: Bonifacius lachte breit und glücklich auf — danach war die Pause eines halben Augenblickes, dann ein entsetzlichen Krachen — vom Altare sprang eine Feuersäule empor. Die sich verschlängelnden Paare warfen sich kreischend zu Boden, verhüllten die Augen, um nichts zu sehen.

Der auf den Stufen liegende Jüngling wagte jetzt zum erstenmal aufzublicken. Er schaute und blinzelte, erprobte seine flimmernden Augen, dann lachte auch er verwundert und klar und glücklich auf, wie einer, der morgens, im frisch gemachten Bette von bösem Traum erwacht. Die Feuersäule war bereits verschwunden, an ihrer Stelle, in der Mitte des Altares, stand ein kleiner Rosenstrauch. Und aus dem Rosenstrauch steckte, mit den winzigen Händchen die Zweige öffnend, ein lächelnder Säugling den Kopf heraus, mit blinzelnden Augen, mit den Lippen schmatzend.

Langsam erhebt sich der Jüngling — er nähert sich den Stufen mit einigen schwankenden Schritten — breitet die Arme aus, stammelt . . . Und als er sich wendet, um seine Freude zu zeigen, drängen hinter ihm bereits die Hetären der Kirche, rein und weiß, nackt, kreischend vor Entzücken, und reichen ihre in beide Hände wallenden, schwellenden Brüste dem Neugeborenen entgegen.

Uebersetzung von Jenö Mohácsi

EGON ERWIN KISCH

IM ELTERNHAUS DER RECLAM-BÄNDCHEN

Da es denn nun einmal die Bestimmung dieses Lebens ist, daß sich ein Geheimnis nach dem anderen entschleiert (bis es mit der Entschleierung des letzten Mysteriums endet), so muß ich auch dorthin gehen, wo einst mein literarisches Wissen entsprang. Damals hatte ich nicht daran gedacht, daß diese Büchlein fabrikmäßig erzeugt werden, diese roten Bändchen zu zehn, später zu zwanzig Pfennigen, die ich mir aus dem blaßgrünen, alphabetischen und unentgeltlichen „Verzeichnis von Reclams Universalbibliothek" wählte, vom heißen Briefwechsel Abelard mit Heloise an bis zu Zschokkes unanständiger Humoreske vom Blauen Wunder. Mir selbst auswählen durfte und mir selbst auswählen konnte: das war vielleicht das Motiv meiner Liebe, die mir die kleinen Bücher mit der Bekanntgabe herrlicher Werke vergalten. Nun aber liegen alle diese Bändchen, die mir den Wallenstein geschenkt haben und das Käthchen von Heilbronn, nun liegen sie unten im Aschenbrödelfach des Bücherschranks, ohne die roten Umschlagblätter, auf denen die Nummer war, und das umrankte Rankenwerk („Jede Nummer — für 20 Pfennig — überall käuflich"), zerrissen, beschmutzt und unvollständig. Ich sollte sie wegwerfen. Aber wer wirft seine Jugend weg? Vielleicht lese ich sie doch einmal, — gewiß eher als die numerierten Bibliophilendrucke, die mir aus dem Schrank den Rücken zukehren.

Nun bin ich also hier in Leipzig und mache der Geburtsstätte meiner kleinen Jugendfreunde einen verspäteten Dankbesuch. Ihr Vater lebt nicht mehr, — er hieß gar nicht Philipp Reclam jun., sondern Hans Heinrich Reclam, und sein Vater, Herr Anton Philipp, war sehr dagegen, daß sein Sohn anno 1867 im alten soliden Verlage so unsinnige und unwürdige Neuerungen versuchte, wie die Gründung einer Groschenbibliothek! Er wies ihm nach, daß schon Goethes „Faust" — Band 1 — mit seinen neun Bogen für zwanzig Pfennige viel zu billig sei, um sich jemals rentieren zu können. Das stimmte. Es war ein Kalkulationsfehler, an dem der Verlag Reclam noch heute zu tragen hat, denn obwohl eine Nummer sonst nur fünf Bogen hat, kann man den „Faust", der schon traditionsgemäß ein einziges Reclam-Heft ist, nicht plötzlich zu einer Doppelnummer umgestalten. Aber zum Glück haben sich die anderen Bände reichlich gelohnt, denn wenn der Gewinnanteil bei zwanzig, beziehungsweise dreißig Pfennig noch so winzig ist, mit acht Millionen multipliziert, ergibt das doch schon eine stattliche Summe. Ja, eine Auflage von acht Millionen hat nach einer (heute schon überholten) Statistik der „Wilhelm Tell"; und die deutsche Bibel, d. i. das Studentenliederbuch, und Heines Buch der Lieder, Minna von Barnhelm, andere

Klassiker und vor allem die Operntextbücher stehen dieser unvorstellbaren Auflageziffer nicht allzuweit nach. Von den hellenischen und lateinischen Klassikern sind über neun Millionen Exemplare verkauft worden, was einerseits für die deutsche Vorliebe zum klassischen Altertum, andererseits aber auch dafür zeugt, daß das Reclambuch so handlich ist, sich bei der Schularbeit unter der Bank oder im Heft verbergen zu lassen, und so billig, daß bei der Beschlagnahme durch den Lehrer wenigstens kein materieller Schaden erwächst.

Von den Dramen Shakespeares wurden in der Reclamausgabe allein fast sechs Millionen abgesetzt, von Dickens' Büchern zwei Millionen und von Molière über eine Million. Am erstaunlichsten aber ist es wohl, daß von Kants Schriften bereits mehr als eine Million Exemplare verkauft sind. Die Libretti erleben übrigens durch den Funkspruch einen ungeahnten Aufschwung: man sitzt zu Hause, die Radio-Aufführung von „Zar und Zimmermann" zu hören, und hält das Reclam-Bändchen in der Hand, das mit seinen Regiebemerkungen und Texten den unsichtbaren Gestus ersetzt, den Anblick der Bühne. Ausgrabungen der Regisseure und Dramaturgen an großen Bühnen bringen überraschende Hausse in längst totgeglaubte Nummern, — eben druckt man Angelys „Fest der Handwerker" in fünfzigtausend Exemplaren nach.

Dreißig Pfennig kostet schon seit Jahren das Buch, — trotz aller Lohnsteigerungen, trotz aller Materialerhöhung, trotz großer Druckverbesserungen, trotzdem alle Nachahmungs- und Konkurrenzversuche verkrachten und trotz aller Geldentwertung. Auch am 21. November 1923, also in den letzten Tagen vor der Markstabilisierung hat ein Reclam-Bändchen nicht mehr als dreihundertdreißig Milliarden Papiermark gekostet, was durch eine Billion hundert Milliarden, die damalige Schlüsselzahl des Buchhändlerbörsenvereins dividiert, genau den Grundpreis von dreißig Pfennigen ergibt. Das ist eine historische Feststellung, denn das Reclam-Buch ist so sehr Repräsentant des deutschen Geistes, daß die Franzosen mehreren Propagandabroschüren, die sie während des Weltkrieges in die deutschen Linien schmuggelten, die Form von Bändchen der Universalbibliothek gaben. Solch ein Falsifikat liegt mir vor: der Umschlag ist täuschend kopiert, jedenfalls durch Photographie. Sogar der Titel ist beibehalten worden — man hat Band 2461—2463 gewählt — „Lexikon deutscher Zitate" von Alfr. H. Fried (dessen Name als den eines Friedensfreundes man für einen besonderen Köder hielt). Das innere Titelblatt aber heißt: „Kaiser und Krieg oder Republik und Friede von Siegfried Balder" und enthält die Aufforderung durch Uebergehen in die französischen Linien den Krieg zu beenden, der Deutschland einen um so schlimmeren Frieden bringen werde, je länger er dauere.

Sonst ist das Interesse des Auslandes untendenziös: die Be-

stellungen von überall sind enorm, und das Reclambuch ist es, das die Welt mit der deutschen Literatur bekannt gemacht hat. An erster Stelle in der Reihe der bestellenden Länder steht — Japan; und es ist verständlich, daß in einer asiatischen Reisebeschreibung berichtet wird ,ein Japaner habe dem Deutschen, den er kennen lernte, nur zwei deutsche Worte zu sagen gewußt: „Bismarck“ und „Reclambook“. Durch den bewundernden Ton, den er in diese einzigen Worte seines deutschen Sprachschatzes legte, wollte er dem Fremden seine Verehrung für dessen Heimatland aussprechen.

Wir gehen durch die Setzersäle, wo Setzmaschinen und Handsetzer arbeiten, durch die Präge- und Stereotypierungsanlagen, wo jede gegossene Seite eigens für den Druck schräg zugeschnitten wird, durch die Drucksäle, wo dreiundfünfzig Flachdruckmaschinen in Betrieb stehen, an den Apparaten vorbei, die automatisch falzen, heften, schneiden und pressen, durch die Buchbinderwerkstätten, durch die Elektrizitätsanlagen, durch die Tischlerei, in der die Bücherschränke für die U.-B. gezimmert werden, durch die Erzeugungsräume für die Bahnhofsautomaten und durch die Lager, in denen das Satzmaterial dreifach aufbewahrt wird, — an drei verschiedenen Stellen, damit z. B. beim Ausbruch einer Feuersbrunst nicht der ganze Satz zerstört werde. Im Keller des einen Hauses und auf dem Dachboden des anderen sind Matrizen in je einem Exemplar aufbewahrt, im Plattenmagazin des dritten Gebäudes, in neun feuersicheren Kammern harren alle Reclambändchen in Blei ihrer sofortigen Wiederverwendung. jede Seite der 6500 Bändchen in gegossenem Blei. Kleine Pakete mit sechzehn dünnen Platten. Aber schwer sind diese Päckchen: acht Pfund wiegt ein Bogen, also etwa vierzig Pfund ein Bändchen in diesem druckbereiten Zustande. Auch die Gesetzsammlungen Deutschlands sind darunter, obschon sie niemals so in Druck gehen können, wie sie aus dem Plattenmagazin geholt werden. Immer wieder muß man sie ändern.

Das erstaunlichste aber sind die Lager, wo auf den Stahlgestängen der Regale die Bücher liegen, entweder in versandbereitem Zustand oder „plano“, d. i. bereit zum Einlegen in die roten Papierumschläge oder in die Leinenbände, und maschinell eingepreßt zwischen zwei Brettchen. Vierundsiebenzig Regale mit dreimal vierundzwanzig Fächern von je 13 bis 14 Reihen, deren vier übereinander liegen. Nach Nummern geordnet, vom „Faust“ bis zu Webers „Dreizehnlinden“, also alle sechsunddreißig Literaturgebiete, die die Universalbibliothek umfaßt, ineinander verschmolzen. Homer vielleicht neben Ehrenstein, Schwabs Volksmärchen neben E. A. Poe, die Reden Kaiser Wilhelms II. neben Stirners „Der Einzige und sein Eigentum“, und Brehms Tierleben neben Kants Kritik der Urteilskraft. In der Reihenfolge des Er-

scheinens stehen die Bände, alle Gebiete menschlichen Wissens umfassend und ohne inneren Zusammenhang, und so flogen auch während des Kapp-Putsches, als hier in der Inselstraße des Leipziger Ostens der Straßenkampf tobte, wahllos die Gewehrkugeln in die Bücherpakete, in Kleists „Michael Kohlhaas", in das Textbuch von „Rienzi" und in Pestalozzis pädagogisches Werk „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" (Nummer 991—92). Am heftigsten aber wurde ein Stoß Papier mitgenommen, der nichts weiter enthielt als etwa fünfzig Exemplare des ersten Bogens von Flauberts „Madame Bovary": durch einen Frontalschuß wurde das Brettchen durchbohrt, das vor jedem Paket als Schutzschild liegt, und das Geschoß ging durch die ganze Vorgeschichte von Charles Bovary von seinem Eintritt in die Schule bis zu seiner Vorbereitung zur Prüfung aus Chirurgie; mit den Worten „dank dieser Vorbereitung fiel er denn auch gründlich durch das Examen und" schließt der Bogen, den die Kugel in fünfzig Exemplaren zerfetzen zu müssen glaubte.

Ein Bergwerk geistigen Schaffens ist das Hauptlager; an 28 bis 30 Millionen Nummern, geheftet und verkaufsfähig, beherbergt es von den 6 500 Werken, die bisher erschienen sind. So klein diese Ziffer im Vergleich zu jener millionengroßen der Auflage ist, — es ist doch wohl die größte Zahl von Publikationen, die je ein Verlag herausgebracht hat. (Oft geschieht es, daß ein Lektor von Reclam die Einreihung eines wichtigen Buches in die Universalbibliothek beantragt, die Direktoren erklären sich einverstanden, das Manuskript wird für den Druck hergerichtet und kommt in die Hände eines alten Faktotums, das lachend erklärt: „Kinder, was wollt Ihr denn, — den Band haben wir doch schon seit dreißig Jahren in der U.-B.") Im Handlager liegt, was schon zutage gefördert wurde, um fortgeschafft zu werden. Was die heutigen Bestellungen verlangten, was am „gängigsten" ist, ist hier vorbereitet, um von dreißig Mädchen nach der Faktura zusammengestellt und von zehn Packern versandbereit gemacht zu werden. Die Lastautos warten. Dreitausend bis fünftausend Pakete gehen täglich fort, in alle Welt, in alle Welt.

Die Gesellschaft ist ein Ganzes wie jedes andre lebendige Ding. Die Vornehmen und Reichen machen die Blüte davon aus und sind auch so zart und schwach, wie diese in der Natur zu sein pflegt. Offenbar haben sie den größten Gewinn von der Gesellschaft. Wenn sie die Stärke, das Salz derselben verachten und ihm Hohn sprechen: so verdienen sie, daß man sie auspeitscht.

Wilhelm Heinse

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Juniwoche

Man soll den Sonnenstrahl nicht übersehen, den uns ein gütiges Geschick in dieses wirtschaftliche Jammertal von Textilpleiten, Absatznot, Exportrückgang, Börsenfläue und Stinnesstützung geschickt hat. Nach langen Jahren unbefried genden Ertrages steht diesmal eine Ernte vor der Tür, die ihresgleichen sucht. Wenn nicht unvorhergesehene Witterungsereignisse die Hoffnungen im letzten Augenblick noch dämpfen sollten, so wird der Bauer über Scheunen verfügen, so wohlgefüllt, daß ihm das Herz im Leibe lachen müßte, wenn nicht — ja, wenn nicht Reichslandbund und, was dazu gehört, den Finger vor den Mund legen und ihre Schutzbefohlenen ermahnen würden, jedes Frohlocken zu unterdrücken, damit nicht etwa jemand auf die Idee verfällt, die Zollvorlage unter diesem neuen Gesichtspunkt zu beargwöhnen. Eine gute Ernte bedeutet ohnehin schlechte Preise, und kann auch der Landwirt bei geringeren Preisen höheren Nutzen realisieren, sobald er nur entsprechend mehr Getreide zu diesem gewichenen Preise zu verkaufen hat, so gilt es doch, einen Supergewinn einzustreichen, und darum braucht man die Kornzölle so schnell als möglich. Die anderen Wirtschaftsstände können viel von der Landwirtschaft lernen. Klagen und Schreien führt eben, mit der nötigen Ausdauer betrieben, doch endlich zum Ziel. Die Dirigenten vom Landbund haben auch heute das Glück, in ihrem Orchester über ein Instrument zu verfügen, das zeitgemäß ist und alle Welt aufhorchen macht. Die Klage von der Kreditnot wird angestimmt. Sie verfängt überall, weil jeder Geschäftsmann die Misere am eigenen Leib erfährt.

Wie steht es in Wirklichkeit mit der Kreditlage der Landwirtschaft? Ist es richtig, daß sie schwerer als andere Erwerbsstände unter Mangel an Betriebskapital zu leiden hat? Nun, es ist zuzugeben, daß auch die Agrarier in dieser Beziehung nicht auf Rosen gebettet sind. Die Zinssätze sind teuer, und man kann verstehen, daß dem Landwirt besser zumute wäre, wenn er an Stelle des kostspieligen schwebenden Kredits billige Hypothekarmittel zur Verfügung hätte. Aber nicht das ist die Frage, ob sich der Landwirt in punkto Finanzen in angenehmerer Lage befinden könnte als jetzt — wer könnte das nicht? — sondern ob er schlimmer dran ist als andere Wirtschaftsgruppen. Nur dann

wäre das unaufhörliche Lamentieren verständlich. Das Gegenteil ist der Fall! Die Landwirte sind, von Ausnahmen, die es überall gibt, abgesehen, bedeutend besser gestellt, als die meisten anderen Erwerbsgruppen. Allein die Währungskredite der Rentenbank im Betrage von 770 Millionen Reichsmark, zu denen fast 200 Millionen weitere Darlehen hinzukommen, die die Rentenbank aus ihrem eigenen, zum Teil Handel und Gewerbe entwendeten Vermögen gewährt hat, kommen den rund 1350 Millionen Diskontkrediten ziemlich nahe, die die Reichsbank für alle anderen nichtlandwirtschaftlichen Erwerbszweige bereit gestellt hat. Gerade gegen diese 770 Millionen Abwicklungskredite richten sich aber die unentwegten Beschwerden der Landwirtschaft. Sie verweist darauf, daß diese Währungskredite, die aus dem Restumlauf von Rentenbankscheinen stammen, nach dem Dawesplan in nunmehr 2½ Jahren getilgt sein müssen, und das Schlagwort von den „illiquiden Agrarwechseln" ist geeignet, überall nachhaltige Teilnahme zu erwecken. Dabei wird nämlich übersehen, daß diese Illiquidität lange nicht so schlimm ist wie bei sonstigen eingefrorenen Wechseln, die den Schuldner in Gefahr bringen, nach der Strenge des Wechselrechts exekutiert zu werden. Diese Kredite sind ja nur der Form nach in Wechsel gekleidet, während sie materiell den Charakter von langfristigen Betriebskrediten haben, von denen bis zum Ende dieses Jahres nur 190 Millionen zurückgezahlt zu werden brauchen, da die weiteren 100 Millionen, die an dem alljährlich fälligen Drittel noch fehlen, bereits kurz nach Inkrafttreten der Dawesgesetze vernichtet worden sind. Sicherlich ist der landwirtschaftliche Kreditbedarf wegen der längeren Umschlagsdauer vom gewerblichen und kommerziellen wesensverschieden. Aber wären nicht Handel und Industrie froh, wenn es mit ihrer Kreditversorgung nur entfernt so gut bestellt wäre, wenn sie im Laufe des Jahres 1925 nur mit Fälligkeiten in ähnlicher Höhe zu rechnen hätten? Die Landwirtschaft befindet sich auf einem Höhepunkt des Kreditbedarfs, der mit dem Einbringen der Ernte allmählich überwunden werden wird. Es ist ihr gelungen, dieses Maximum an Krediten, dessen sie bedarf, beinahe vollständig, wenn auch nicht immer zu den günstigsten Bedingungen, bereitzustellen. Das Gewerbe ist nicht in dieser günstigen Lage, verfügt bei weitem nicht über ausreichende Kredite, um Produktions- und Absatzkapazität auszunützen. Statt dessen sitzen große Konzerne auf dem Pulverfaß kurzfristiger Auslandskredite, deren Nichtprolongation nicht nur bei Stinnes zu Explosionen führen müßte. Kann die Landwirtschaft nicht zufrieden sein, daß sie die Kredite wenigstens *hat*; sollte sie nicht die Abtragung als eine cura posterior betrachten? Was bedeuten schließlich diese 190 Millionen, die Ende 1925 zurückgezahlt werden müssen, für eine zu 75 v. H. von ihren Altschulden befreite Landwirtschaft? Mindestens ein großer Teil

kann aus dem diesjährigen Ertrage heimgezahlt werden, vor allem, wenn die Ernte so glänzend ausfällt, wie es den Anschein hat. Da braucht weder die nächstjährige Bestellung noch die Betriebsintensivierung Schaden zu erleiden. Und in den Jahren 1926 und 1927 wird es dann wohl möglich werden, den Rest durch langfristige Auslandskredite zu fundamentieren. Nur im Augenblick ist darauf wenig Aussicht, wie die Landbundherren selbst konzedieren.

Trotzdem setzen sie gerade jetzt alle Hebel in Bewegung, um die Rentenbankkreditanstalt, dieses gigantische agrarische Spitzeninstitut, als Gesetz durchzubringen, obwohl der eigentliche Grund für deren Errichtung, die angeblich erleichterte Beschaffung von Auslandskrediten, vorerst fortgefallen ist. Auf die Machtposition, die diese Bank bedeutet, will man nicht verzichten, auch wenn der Landwirtschaft damit weniger gedient ist, als wenn auf das Zentralisierungsprojekt verzichtet und dafür den alteingeführten Pfandbriefinstituten die Möglichkeit gegeben würde, zu ihrem bescheidenen Teil an der Entlastung der Landwirtschaft durch Zuführung von Auslandskrediten in kleinen Portionen beizutragen. Dazu brauchten diese Pfandbriefinstitute freilich die Ermächtigung, ihrerseits Dollaremissionen auszugeben, die allein in Amerika abgesetzt werden können. Statt dessen sollen die Dollarbriefe ein Privileg der neuen Agrarkreditanstalt sein, auch wenn deren anspruchsvolle Kreditprojekte sich zunächst nicht verwirklichen lassen. Lieber die Taube auf dem Dach als den Spatzen in der Hand, denkt der Landbund.

Erleichterungen hat die Landwirtschaft auch vom inländischen Kapitalmarkt zu erwarten. Selbst wenn man annimmt, daß dessen gegenwärtiges Darniederliegen, was unwahrscheinlich ist, andauern werde, so blieben trotzdem aus den Ueberschüssen der Sparkassen und aus den Versicherungsreserven ansehnliche Beträge zur Auffrischung des ländlichen Hypothekenbarkredits zu erwarten. Und wenn die Abtragung trotz allem nicht gelänge, so wäre im allerschlimmsten Falle sicher auch der Staat bereit, ein Sonderaktiönchen für die bedrohte Landwirtschaft zu veranstalten. Die Herren Agrarier brauchen sich also um die Abwicklung ihrer Kredite kaum zu sorgen. Unbekümmert dürfen sie sich der Freude über den reichen Felderstand hingeben. Sie sind doch auch sonst nicht so ängstlich. Der Nährstand in allen Ehren! Nur muß sein Weh und Ach gelegentlich auf den wahren Gehalt zurückgeführt werden.

GLOSSEN

MENSCHEN

Literatur

Meister Pikkolo, der Weise von der Straße, saß im Kaffeehaus und sog melancholisch an der bitteren Virginiazigarre. Neben ihm kauerte sein Lieblingsschüler und lauschte den Worten des Meisters mit Andacht.

„Mein lieber Sohn, es geht mit mir zu Ende," — sagte der Meister erbittert. — „Ich kann nicht schreiben, nichts fällt mir ein."

„Aber, aber," — tröstete ihn der Schüler, — wie können Sie, Meister, so reden? Wenn Sie wüßten, wieviel Neues Ihre Nachahmer noch von Ihnen erwarten!"

Der Kavalier

Der sympathische Kavalier verführte ein junges Mädchen. Das dumme Ding ward Mutter. Als sie ihr Kind zur Welt brachte, wollte der sympathische Kavalier weder von dem Kinde, noch von der Mutter wissen.

Die Mutter kam in großes Elend und dachte schon daran, sich zusammen mit dem Kinde umzubringen. Zum Glück fand sich eine gütige Familie, die an dem kleinen Kinde Gefallen fand. Sie adoptierte es und gab auch der Mutter zehn Millionen.

Mit den zehn Millionen suchte die Mutter den sympathischen Kavalier auf und erzählte ihm den Fall. Der Kavalier dachte nach:

„Da ich an dem Kinde gerade so viel Anteil habe wie du, gebührt mir die Hälfte dieser Summe..."

Damit nahm er dem Mädchen fünf Millionen ab und fuhr ins Kasino.

Mode

Im Zimmer des jungen Arztes stand ein weibliches Gerippe.

Der Arzt hatte eine gutgelaunte Freundin, die einmal in ihrem pietätlosen Uebermut ihren modernen Pariser Hut dem Gerippe auf den Kopf drückte. Dann wagte sie ihn nicht mehr wegzunehmen und der Hut blieb auf dem Schädel sitzen.

Der junge Arzt begab sich auf eine Auslandsreise und kehrte erst nach anderthalb Jahren zurück. In seinem alten Zimmer fand er alles an seinem alten Platz. Bei Nacht schüttelte ihn jemand aus dem Schlaf. Er blickte erschrocken empor. Das Gerippe saß auf dem Rande seines Bettes und sagte vorwurfsvoll:

„Ich muß sagen, Sie behandeln mich nett. Seit anderthalb Jahren gehe ich in ein und demselben Hut!"

Ringer

„Ich verabscheue mein Handwerk," — sagte der Preisringer zu mir, — „doch, mein Herr, was soll ich machen? Ich bin viel zu stark, als daß ich mir mein Brot mit Arbeit verdienen könnte."

Im Spital

Im unheimlichen großen Spital war es Abend und überall traurige, große Stille. Auf den leeren Gängen brannten blaß die Gasflammen, und drinnen in den überfüllten Zimmern lagen blaß die Kranken.

Im Spitale beteten zwei gottesfürchtige Männer.

Der eine war der Direktor des Spitals, der mit frommem Flehen den Herrn des Himmels bat, seine sämtlichen Kranken zu heilen, damit die Statistik des Spitals besser werde.

Der andere war der Leichenwäscher, der mit ebensolchem frommen Flehen den Herrn des Himmels

bat, er möge sämtliche Kranken des Spitals zu sich nehmen, damit er an jeder Leiche dreißigtausend Kronen verdiene.

Jenö Heltai

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Jenö Mohácsi.)

UNGARISCHES, ALLZUUNGARISCHES

1

Das Vorwort des Kataloges der Budapester Internationalen Messe fängt mit folgendem Satz an: „Ungarn ist ein Königreich. Das Staatsoberhaupt ist der König, zurzeit vertreten durch den Reichsverweser."

Na nu?!

Merkwürdige Staatsform — aber noch merkwürdiger ist es, daß vor einiger Zeit, als der damals noch lebende Karl von Habsburg, gekrönter König von Ungarn, in seine Heimat zurückkehren wollte, der an seiner Statt regierende Reichsverweser ihn mit bewaffneten Truppen aus den Grenzen seines Landes jagen ließ.

2

Zwischen Budapest und Wien verkehren Dampfer. Ich lese in dem letzten Jahrbuch der ungarischen Donaudampfschiffahrts - Gesellschaft, daß das erste Postschiff im Jahre 1874 zum erstenmal diesen Weg in 22 Stunden zurückgelegt hat. Das war vor 50 Jahren — und heute brauchen die Passagierschiffe noch immer 22 Stunden für dieselbe Strecke. Der Mensch fliegt über den Ozean, von Berlin nach London fliegt man alle Tage in 8 Stunden, photographische Bilder werden in die Ferne drahtlos übertragen — das Donaudampfschiff aber fährt noch immer in demselben sanften Tempo wie vor 50 Jahren.

3

Ich lese eine ungarische Zeitung. „Az Est, 14. Mai, 1925". Auf den ersten vier Seiten steht ein Riesenartikel über 15 Spalten, behandelt den Mordprozeß Lederer - Kodelka. Auf der fünften Seite wurde ein erwürgtes Baby auf der Straße gefunden, auf der sechsten und siebenten Seite schreibt der Reporter über die Hinrichtung des Raubmörders Molnar-Toth, auf der achten Seite hat eine Bauernfrau ihren aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrten Mann getötet, auf der neunten Seite schießt ein besoffener Chauffeur auf seinen Freund, auf der nächsten Seite wurde eine unbekannte Leiche aus der Donau gefischt und so weiter. Auf jeder Seite ein oder zwei Morde. Gut, daß die ganze Zeitung nur aus 16 Seiten besteht! Wenn die ungarischen Zeitungen die Seitenzahl der englischen Blätter erreichten, so wäre in kurzer Zeit in Ungarn weder ein Mensch, der gemordet werden könnte, noch ein Reporter, der dies berichten könnte, übrig.

Geza von Cziffra

FÜNF MINUTEN VOR...

Durch die Presse geht ein kleines Photo, so eines jener Bildchen, die den Alltag in seinen traurigen, komischen und gleichgültigen Nuancen wiederspiegeln, von den Filmsternen in Hollywood angefangen bis zum Schreinermeister X. in Merseburg dessen Frau zum zweitenmal Drillinge gekriegt hat, ein Bildchen von vielen, aber unerhört in seinem Gegenstand.

Da sieht man die drei Bombenattentäter von Sofia, fünf Minuten vor der Hinrichtung: — Koeff, Friedmann und Zadgorski. Sie haben, kettenbeladen, auf einer ganz schmalen Bank Platz genommen und suchen nun mit ihren Blicken die kleine schwarze Oeffnung.

Zur Rechten Koeff, der Oberst, in hellem Regenmantel, mit weichem Filzhut; deutliche Bemühungen der letzten Toilette. In der Mitte Friedmann, der Advokat, scharfes, schmales Gesicht des Intellektuellen, die Verwahrlosung der Kleidung etwas gesucht, so, als wollte er zum Abschied noch einmal dem Bourgeois das Gruseln in die Haarwurzeln treiben. Und, ein wenig abseits von den beiden verirrten Bürgern, der einzige Proletar, Zadgorski, der Kirchendiener, groß und knochig, ein Barbar.

So verschieden sie untereinander sind, die drei Höllenmaschinisten, jeder verfolgt nach seiner Art den Vorgang mit Interesse. Koeff hat sich mit leicht gefalteten Händen zurückgelehnt, blinzelt ein wenig, so wie man auf ein „Bitte, recht freundlich!" reagiert. Friedmann späht scharf, als suche er einen Feind hinter dem Apparat; er hat noch jetzt ganz die Miene des stets sprungbereiten Berufspolitikers, jeden Augenblick kann er aufspringen und rufen: „Ich bitte ums Wort!" Aber die eine auf dem Bild sichtbare Hand dementiert die professionelle Larve, — sie ballt sich, sie krampft sich, die Finger flechten sich so fanatisch ineinander, als hätte sich alles Leben dieses grauen, blutlosen Menschen in die eine Hand geflüchtet. Zadgorski, der Bauer, nur sitzt steif und aufrecht, in fast sakraler Haltung. Denn photographiert werden, das ist ein großes Ereignis, das kommt nicht alle Tage vor...

Tod, wo ist dein Stachel? Es gibt so viele alte Bilder von Verurteilten auf dem Gang zur Richtstätte. Auf zahllosen Kupfern und Holzschnitten sind Missetäter und Märtyrer festgehalten. Bald ruhig ergeben, bald zusammengesunken unter der Last der Schuld, bald schlotternd vor Angst, bald mit brüllendem Hohn einen schmutzigen Geist wie einen Kotkübel entleerend. Den Blick nach oben, gereinigte Büßerin, so tritt Maria von Schottland an den Block; jeder Zoll ein Kavalier steht Karl I. auf dem Blutgerüst von Whitehall; mit gerümpfter Nase über die tobende Menge blickend fährt Marie Antoinette im Karren, und Danton hat das Promethidenhaupt trotzig in den Nacken geworfen.

So muß man früher gestorben sein, so umständlich theatralisch, als man noch mehr Zeit hatte und es noch keine Momentaufnahmen gab. Damals war das Tempo der Welt noch so behäbig, und auch die Todeskandidaten wußten das und überlieferten in ihrer letzten Stunde mit breiter Geste Feder und Griffel ihre besondere Art zur Verewigung. Aber diese drei Verurteilten halten sich so unsentimental, als säßen sie in der Straßenbahn. Die photographische Platte ist so furchtbar sachlich, sie kann zwar schmeicheln oder ärgern, aber sie nimmt dem Leben die weichen, schwebenden Konturen, sie entpathetisiert selbst den Tod. Vielleicht möchte dieser Oberst jetzt aufspringen und in kurzem, knatterndem Pelotonfeuer alle in seiner militärischen Karriere gesammelten Flüche auf seine Henker niederprasseln lassen, Friedmann mit aufgeworfenen Armen Deklamationen schreien, Zadgorski zitternd auf die Knie sinken und Gebete seiner Kindheit lallen. Aber dieser prosaische Kasten, hinter dem jetzt ein Mann unters schwarze Tuch kriecht, zerstört die romantische Situation. Da heißt es ganz einfach still halten, nicht zucken. Die Technik egalisiert.

... fünf Minuten später werden sie auf dem Brett stehen, die Schlinge um den Hals, und das kleine Schwarze, in das sie jetzt blicken, wird schrecklich wachsen zu einem ungeheuren Abgrund, voll von Zweifeln und Fragen. Und wenn der Geistliche mit niedergeschlagenen Augen, das Kreuz an die Brust gepreßt, „Gott gebe dir Frieden, arme

Seele!“ spricht, dann werden die Drei schon im Strom der Ewigkeit schwimmen, während auf der kleinen gläsernen Platte in Dunkel und Säure sich langsam das letzte Abbild ihres zeitlichen Scheins entfaltet.

Lucius Schierling

AUFSTANDSREZEPT

Wir sind nicht reich an wertvollen dichterischen Revolutionswerken, vor allem nicht an Schilderungen tatsächlicher Geschehnisse, und wir müssen uns meist mit Niederschlägen in Memoiren begnügen, manchmal sogar nur mit den sogenannten „Tatbestandsaufnahmen“ in Gerichtsstenogrammen, Verhören usw. — die ja bekanntlich ebenso „sachlich“ wie subjektiv sind, da sie von einem Menschen inspiriert werden, der ein wahrer Herrgott der Tendenz zu sein pflegt — nämlich vom † † † Untersuchungsrichter. (Und ich spreche hier im „allgemeinen“, nicht von einem besonderen Falle...)

Seit den Kämpfen in Berlin und München 1919, seit den Kapp-Putschtagen sind schon etliche Jahre verstrichen; Blut floß in Deutschland wie Wasser. Wahrhaft erregend sind alle diese Vorgänge nirgends geschildert worden. Aber als der November 1923 vorüber war und der Aufstand der Arbeiter in Hamburg nach tapferstem Widerstand geendet hatte, wie bisher alle Kämpfe der deutschen Arbeiter, erschien vor kurzer Zeit ein Prosawerk: „Hamburg auf den Barrikaden. Erlebtes und Erhörtes aus dem Hamburger Aufstand 1923“ von Larissa Reissner (Neuer Deutscher Verlag, Berlin). Diese Kampfschilderung hatte Ton und Farbe, zwischen den Zeilen vernahm man Schwingungen; las man diese skizzenhafte Darstellung, witterte man Seeluft, spürte man Aufsässigkeit; es schien ein kleines Epos aus den Kämpfen der deutschen Arbeiterschaft; es gab keine Tiraden, kein Klischee, man las keine ach so billigen Zeitungsphrasen; Temperament gab sich nicht mechanisch losgelassen kund. Zum ersten Male erlebte man etwas wie eine Heroisierung des deutschen Arbeiters; er war bewundernd aus Distanz gesehen, aber das Auge umriß feste Formen, dabei kam der Hamburger Typ gelungen heraus: überlegen, ironisch, umsichtig, bewußt, herzhaft, voller Schwung und Opferbereitschaft, aber alles ohne Worte; was überflüssig schien, fehlte. Da stand e r — der deutsche Arbeiter — und war ein Kerl und schlug sich und narrte den Gegner und brannte ihm eines auf und war verwegen, verbissen, aber klug und karg.

Der Gegner verfügte aber über die Macht im Staat, der Gegner will nicht, daß man seinen Angreifer heroisiert — dadurch, daß man nur die Wahrheit sagt. Man mag sich lange überlegt haben, wie schadet man diesem Buche, wie unterbindet man diesen Versuch der Leute, für die Gummiknüppel genügten, als die uns Ueberlegenen schildert, wie verhütet man, daß weitere Kreise erfahren, wie man uns zum Narren hielt, wie ungeheuere Anstrengungen wir machen mußten, um mit einer verschwindenden Minderheit fertig zu werden, wie stellen wir die Ehre des geschändeten, ausgeschalteten Gummiknüppels wieder her, den sich die deutschen Arbeiter in ... respektvoller Entfernung zu halten wußten? !

Man verbot das Buch. Begründung: Es gäbe Anweisungen für einen Aufstand ... Man scheint also zu glauben, Aufstände werden nach Büchern gemacht; und man müßte eigentlich schon rein aus Ulk ein Rezeptbuch für Aufstände verfassen: „Man nehme eine hungernde, ausgebeutete Klasse, man stelle ihr gegenüber . . . usw., man nehme ein Polizeirevier ... man nehme fünf entschlossene waffenlose deutsche Ar-

beiter..." Es gibt auch noch andere Konsequenzen: Wer jetzt etwa die französische Revolution schildert, läuft Gefahr, „Anweisungen für einen Aufstand zu geben"... alle Möglichkeiten sind offen.

Weshalb sagt man alles — nur nicht die Wahrheit? und macht sich so erst recht lächerlich.

Kurt Kersten

HUNDERTTAUSEND MARK FÜR DEN SCHLECHTESTEN ZEITUNGSROMAN

Hunderttausend Deutsche werden in diesem Sommer in hunderttausend von Angst- und Arbeitsschweiß erfüllten Sommerfrischen-Zimmern sitzen und hunderttausend Romane schreiben. Die „Münchener Neuesten Nachrichten" und das „Hamburger Fremdenblatt" haben sich zusammengetan und einen Preis von hunderttausend Reichsmark für den besten Zeitungsroman ausgeschrieben. Die Polizei, sonst übereifrig hinter jedem ungewöhnlichen literarischen Unternehmen her, hat kein Verbot erlassen, läßt den Unfug glatt passieren; und die beiden Zeitungen, die den Preis stiften, schützen sich vor dem Verdacht, hunderttausend närrisch werdende Deutsche ins Irrenhaus befördern zu wollen, durch die ausdrückliche Erklärung, das Preisausschreiben bezwecke, das Niveau des Zeitungsromans zu heben und gerade die besten Autoren für diese Art literarischer Produktion zu interessieren.

Es ist zu befürchten, daß dieser teuflische Plan realisierbar ist, denn die besten Autoren sind bekanntlich die schlechtesten Verdiener, und die bloße Möglichkeit, einmal im Leben eine Summe zu verdienen, die sonst nur Geschäfts-Machern zugänglich ist, raubt den Besonnensten den Schlaf. Mancher, der ein Leben lang unbeirrbar, still, mit der Ruhe, die nur die Meisterschaft gewährt, sein Werk geformt hat, reibt sich die

Augen und fragt sich, ob er seiner ihm verschämt am Aermel zupfenden Familie nicht das Opfer bringen müsse, ausnahmsweise einmal mitzutun. Mancher, der sich immer mit zweihundert Lesern begnügt hat, weil es die zweihundert besten Leser Europas waren, will es unternehmen, „interessierende Einzelschicksale“ zu schaffen, „die symbolhaft das Wesen unserer Zeit dartun“.

Interessierende. . . . . Wen interessierende? Die Abonnenten der „Münchener Neuesten Nachrichten“ selbstverständlich, der Zeitung, die das Geld hinschmeißt. Und nun gilt es, zu erraten, welche Einzelschicksale die Abonnenten der „Münchner Neuesten Nachrichten“ am meisten interessieren. Ach, es ist nicht schwer zu erraten; der Dichter, den die zeitunglesenden Fettwänste und Oberlehrer bis in den Traum verfolgen, weiß es allzugut. Dennoch setzt er sich hin und meint, einmal müsse auch ihm der Zweck die Mittel wenn nicht heiligen, so doch erträglich machen. Törichte Hoffnung! Die Stratz und Herzog wird ein Dichter nie erreichen, und die Verlagsdirektoren, die das Interesse ihrer Zeitungen im Preisrichterkollegium zu wahren haben, wenden ihren Standpunkt den Preisrichtern, die etwa ein besseres, nein, schwächeres, eine mißhandelte, vergewaltigte dichterische Kraft verratendes Werk mit dem Preis bedenken wollten, klarzumachen verstehen.

Strengt euch nicht an, deutsche Dichter! Der schlechteste Roman ist der beste Zeitungsroman; ihr bringt ihn nicht zustande, selbst wenn ihr hundertmal euch verleugnet und eure Kunst schändet. Lest nach, was Balzac und Dostojewski, die auch Zeitungsromane geschrieben haben, über das Genre sagen — und fragt euch, ob ihr glaubt, daß Balzac und Dostojewski im Winter 1925 den Sieg über Stratz und Herzog erringen könnten. *Ludwig Winder.*

TISCH MIT BÜCHERN

Bücher über Dichtung.

Man hat die Pflicht, schlechte Bücher zu hassen wie schlechte Menschen. Sie sind gefährlich, zumal wenn sie mit raffinierter Eleganz auftreten wie Gentlemanverbrecher. Ich freue mich, daß mir „Menschen“ von Adalbert Reinwald (Haberland-Verlag) in die Hände fiel. Ich halte z. B. die Literaturgeschichte von Bartels für ungefährlich; die seichte Ersatzphilosophie dieses Reinwald aber für infizierend. Dieser Schreiber spricht über die gewaltigsten Gestalten, über Kleist, Beethoven, Nietzsche — etwa wie die „Aufklärungsschriften“ über die „Sexuelle Frage“; im Tone der zur Weisheit herangereiften Papas, die in langjährigem Studium am Grünen Tisch alles Problematische längst verdaut haben. „Nietzsche will die Worte versüdlichen. Wie Schmuck manchmal körperliche Fehler verbirgt, so will Nietzsche uns täuschen. Wir sollen glauben, er sei Filosof“. Dieser Satz — in dieser „verdeutschten“ Schreibart — wird im Jahre 1925 gedruckt. Irre ich, wenn ich in dem armen Verwirrten (der in die Reihe dieser „Menschen“ einen Fidus stellt) ein Opfer der sogenannten Wandervogelkultur sehe?

Schlicht und klar schreibt Otto Stoessl ein so lange entbehrtes Werk: den Essay über „Adalbert Stifter“ (Deutsche Verlagsanstalt). Stoessl gestaltet, diesen „Stifter“ ganz aus der Versenkung in die innere Schönheit seines Werkes. Er umgeht, wo irgend möglich, jedes literarhistorische Detail — zugunsten einer einheitlichen Darstellung, die die Dimensionen der Gestalt Stifters sicher abschreitet. Stoessl hat nicht nur hingebende Liebe für Stifter; ihm ist Stifters nach Innen gewandte Beseeltheit und Tiefe Erlebnis geworden. Mit Recht formuliert er (und er formuliert oft sehr glücklich), Stifter habe den „Epilog zu einer abge-

schlossenen Zeit" geschrieben. Gegenüber dieser positiven Leistung, die Liebe zu Stifter nicht in vager Schwärmerei, sondern mit der Sachlichkeit eindringlicher Wissenschaft zum Ausdruck zu bringen, bleibt es unwesentlich, daß Stoessl über manche Schwächen bei Stifter hinwegspringt. Man muß dieses Buch lesen, weil es uns in Stifter eine Gestalt nahebringt, die in der deutschen Dichtung nicht verloren gehen darf.

Otto Zarek

Dr. O. Hauser: Urgeschichte. (Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei.)

Ein höchst temperamentvolles und kampflustiges Buch diese „Urgeschichte auf Grund praktischer Ausgrabungen und Forschungen". Der berühmte Vorzeitforscher setzt sich hier mit seinen Gegnern von den verschiedenen Fakultäten der Urzeitforschung, also Paläologen, Geologen, Urzeitarchäologen in recht kräftiger Weise auseinander. Man hört aus allem den Stolz des praktischen Forschers und Gräbers und glaubt oft den schopenhauerischen und Fritz Mauthnerschen Hohn über Universitäts- und Museumsbonzen zu vernehmen. Hauser entwirft ein klares archäologisches Bild der verschiedenen Epochen der Urzeit, die Menschwerdung, wobei er alles zu der von ihm entdeckten Micoque-Kultur hin konvergieren läßt.

Arnold Hahn.

ANEKDOTE

Fox hatte im Parlament die Güte des Schießpulvers, welches die Regierung den Soldaten lieferte, angegriffen und eine Forderung vom Staatssekretär für den Krieg, Adams, wegen Beleidigung erhalten, denn Adams war für das Pulver verantwortlich. Der Zweikampf fand statt; Fox schoß in die Luft, Adams aber traf und brachte Fox eine Fleischwunde bei. Fox lief nun hinüber zum Gegner, und das Paar schüttelte sich die Hände. „Adams," rief Fox, „es würde mich getötet haben, wenn Sie nicht Regierungspulver verwendet hätten."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 23)

DER KUNSTMARKT

Die Saison ist tot.

Porzellanpreise.

Nach der Darmstädter-Auktion hatte man größere Preise erwartet. Aber schon die Wiener Versteigerung der Berliner Sammlung Mühsam zeigte sinkende Ziffern, wenn auch noch nicht solche „Schleuderpreise" wie bei den Miniaturen. In österreichischen Schillingen kosteten: Teekanne in Form einer grotesken bärtigen Figur mit Delphin, Meißen um 1720, 4050 Sch. Quacksalbergruppe, Kaendler - Modell, Meißen um 1740, 9400 Sch. Tanzgruppe, Kaendler-Modell, Meißen um 1740, 4100 Sch. Ein Paar Papageien, Meißen Mitte 18. Jahrhundert, blaue Schwerter-Marke, 6200 Sch. Große Frühstücksservice, Meißen um 1750/60, alle Teile mit blauer Schwerter-Marke, 2 400 Sch. Dame mit Muff, Frankenthal, um 1760, mit Marke in Blau, 3600 Sch. Schokoladen-Trinker, Ludwigsburg um 1765, Modell von C. W. Beyer, 1 460 Sch.

Bei Helbing in Frankfurt, aus der Ostasien-Sammlung Alexander D. . . , gab es recht billig gutes China-Porzellan. B. B. eine große Walzenvase für 400 M., große Platten für 74 bis 138 M., ein paar Tee-Büchsen für 100 M., eine Tempel-Löwen-Maske für 50 M. Natürlich nicht geradezu allererste Qualität, aber doch meist gutes 18. Jahrhundert.

China-Porzellan von erster Güte brachte Sotheby aus der Sammlung des Mr. Pantia Ralli aus Ashtead Park.

Graphik.

Die Boerner-Auktion mit ihrem Gesamtergebnis von etwa einer halben Million, (was dem Tax-Preise entsprach) hat jedenfalls gezeigt, daß die beste alte gedruckte Kunst heute zu den unerschütterten Werten unseres Kunstmarktes gehört — was man nach den Erfahrungen des letzten Jahres von der neuen Graphik ja leider nicht sagen kann. Der Handel aller Länder schien sehr „warenhungrig", ein Zeichen dafür, daß den großen Antiquaren die Käufer doch auch in Zeiten einer so schweren wirtschaftlichen Depression nicht fehlen. Trotzdem brachten es einzelne deutsche Museen fertig, im Bietkampfe gegen die ausländische Konkurrenz das letzte Wort zu behalten. Das Berliner Kupferstichkabinett erstand die seltenen Probedrucke der Holzschnitte von Hans Springinklee. Leipzig und München gewannen die teuersten Landschaften von Hirschvogel (für 2900 und 2950 M.). Aber auch die kleineren deutschen Meister des 16. Jahrhunderts, wie Aldegrever, Ladenspelder, Lorch, wurden von den Museen begehrt.

Für den Graphikmarkt charakteristisch erscheint, daß die

Vorkriegspreise allermeist ganz außerordentlich hoch überschritten wurden, und selbst bei Meistern zweiten Ranges. Der Durchschnittssammler ist dabei heute viel wählerischer geworden. Handelt es sich nicht um die „brillanten Abdrucke" (unter solchem Ruhmestitel tut es ja kein Graphik-Katalog, wenn ein Abdruck von erster Güte vorliegt), sondern nur um einen „ausgezeichneten" oder „vorzüglichen" Abdruck, d. h. um einen solchen mittlerer Qualität, um die man sich in der Inflation und selbst danach noch ebenso riß, dann erlahmte das Interesse bald. Da macht sich doch bemerkbar, daß heute die vielen kleinen Sammler von einst unter dem Druck der Geldknappheit ausgeschieden sind. Aber auch diese Mittelware ist heute noch teurer als vor dem Kriege. Wollen die Graphik-Händler ihr altes Publikum zurückgewinnen, so tun sie gewiß gut, auf diesem Gebiete den schlank gewordenen Brieftaschen sich mehr anzupassen.

Die Wartburg-Teppiche.

Ohne Skandal geht es nicht. Vor einem Jahre konnte man in der Galerie Fischer in Luzern zwei strahlend schöne Bildwirkereien des 15. Jahrhunderts sehen, die Erstürmung der Minneburg durch wilde Männer — — dabei wurde zugeflüstert, die Stücke stammten von der Wartburg und ständen eigentlich auf der deutschen Ausfuhrverbotliste. Die ehemals großherzogliche Familie von Sachsen-Weimar leugnete trotzdem, daß sie verkaufen wolle. Nun sind die Bildteppiche plötzlich in einer Kölner Privatsammlung. Aber, o Wunder, von beiden fehlt ein Stück: der Kunsthandel hat es offenbar fertig gebracht, eine dritte Wirkerei herauszufabrizieren. Die großherzogliche Verwaltung stellt mit höchster sittlicher Entrüstung fest, sie habe die Bildwirkereien nicht zerschnitten. Wann aber werden die Organe der Reichsregierung so viel Autorität haben, um wenigstens den Kunstbesitz der Wartburg gegen „Herrscherhäuser" und Kunsthändler vor Zerstörung zu schützen?

Dr. Erich Roemer.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co, Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 100 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

Das Tage-Buch / Berlin, 20. Juni 1925 / Heft 25 Jahrgang 6

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Juniwoche

In Nordafrika kämpfen Franzosen und Spanier nicht sonderlich aussichtsreich mit Kabylen, in China sind eine Reihe von Großmächten, England voran, in einen ungemein bösartigen Konflikt verwickelt. Sind das nur Präludien zur Götterdämmerung der alten Kolonialmächte oder nähert sich das Drama bereits im Eilschritt der Peripetie? Wie vor hundert Jahren die unterdrückten Völker Europas mit der Proklamation der Menschenrechte in der Tasche und den Idealen der französischen Revolution im Herzen Sturm zu laufen begannen gegen ihre Tyrannen, so erheben sich heute die Asiaten, gespeist von den reichen geistigen Propagandafonds Moskaus. Wahrscheinlich ist diese von Herrn Karachan und seinen Kollegen besorgte Befeuerung der nationalen Energien viel wichtiger als die angebliche Lieferung von Waffen, Offizieren und roten Krawatten an die chinesischen Extremisten. Uns Deutsche aber muten diese im äußersten Asien werdenden Entscheidungen etwas seltsam an: — wir erleben nicht mit, es rollt sich das alles ab wie eine Tragödie auf einem andern Globus. Gelegentlich bringt ein passionierter Reisender wie Colin Roß Kunde von diesem fernen Stern und öffnet mit genial festgehaltenen Momentbildern staunenden Augen eine Welt. Aber das sind Sonntagsüberraschungen, herausgerissene Blätter aus einem sonst verschlossenen Märchenbuch. Im ganzen lebt sich das Interesse an diesen Vorgängen in fetten Zeitungsüberschriften aus. Diese allgemeine Gleichgültigkeit ist eine unbewußte, aber lehrreiche Quittung für alle, die Deutschlands „Macht und Größe" im Sinne der wilhelminischen Aera wiederherstellen möchten. Früher hätte die alldeutsche Ideologie ihre Blasen bis an die Wolken geworfen bei dem Gedanken, irgendwo in der Welt werde geschossen und gestochen ohne Deutschlands tätige Beihilfe. Heute ertragen wir diesen Schlag gegen unser Prestige ohne Beschwerden. Kein enragierter Tirpitz-Jünger denkt daran, seinen Tatendrang am Rif oder in Schanghai spazierenzuführen. Und es findet sich auch niemand, der diesmal die Germans an die Front kommandierte. Deutschland ist mit seinen mitteleuropäischen Lokalschmerzen die Provinz Europas geworden, wie Europa anfängt, die Provinz der Welt zu werden. Der Marschall Tschangtsolin in Mukden ist wichtiger geworden als der Marschall Foch in Paris. Ist es philiströs, es offen auszu-

sprechen: Gesegnet sei eine Entwicklung, die es verhindert, daß Deutschland sich betätigt an den blutigen und schändlichen Freveln, die an fremden Küsten verübt werden im Namen der Zivilisation?! Gewiß, Deutschland kommt dabei um einige Lorbeeren und einige historische Daten, aber es bleibt auch frei von einem fürchterlichen Odium. Vor 25 Jahren wurden in China die fremden Gesandten gehaßt, der deutsche aber getötet. Die Macht des Deutschen Reiches in der Welt ist geschwunden, aber auch der Haß, auf den seine Fahne überall stieß. Man hat uns in Versailles die Epauletten heruntergerissen und den Degen zerbrochen. Aber was Degradation und Schmach im Sinne des Jahrzehntes war, das kann zu einer großen Rehabilitation im Sinne des Jahrhunderts werden. Im Schatten dieser bewegten Zeitgeschichte kann ein fleißiges und friedliches Deutschland gedeihen, beispielhafter für die Zukunft als jene Mächte Europas, die, besessen von einem lächerlich antiquierten Imperialismus, in der Welt immer noch die Auster sehen, die nur mit dem Schwert zu öffnen ist.

Wenn jemand den römischen Legionären von den Flugzeugen und der Waffentechnik des vergangenen Weltkrieges erzählt hätte, so hätte der Philosoph Seneca eine Abhandlung geschrieben „quibus e causis sit stultum bellum futurum libri VI". Jedenfalls ist der Fortschritt der Kriegstechnik kein Grund zu seiner Verhütung. Der Krieg reproduziert sich auf immer größerer Basis, und die Angst der Menschheit vor der Technik des nächsten Krieges ist nur zu begreiflich. Diese Angst und diese Einsicht datiert schon lange vor dem Weltkrieg. Schon im Jahre 1907 wurde auf der Haager Friedenskonferenz die Verwendung der Giftgase verboten; während des Weltkrieges hat man dieses Verbot so umgangen, daß man erklärte: die Türkei habe die Haager Friedenskonferenz nicht unterschrieben. Infolgedessen sagten die Ententemächte, sie hätten das Recht Gase anzuwenden, und aus diesem Recht leitete man das deutsche Recht der Gase. Jetzt soll das alles anders werden. Paul Boncour erklärte in Genf im Namen der französischen Republik während der Aussprache über den chemischen Krieg, daß unter allen Umständen die Anwendung der Gase verboten werden müsse. Es erscheine ihm nicht so wichtig, auf welche Weise man dieses Ziel erreiche. Die Gefahr bleibe bestehen, daß im Ernstfalle ein Staat sich an die von ihm übernommenen Verpflichtungen, keinen chemischen Krieg zu führen, nicht halten werde. Es gäbe nur ein Mittel: jeder Staat müsse wissen, daß er bei Anwendung des chemischen Krieges die ganze Welt geschlossen gegen sich habe. Soweit Herr Paul Boncour. Zur selben Zeit aber fuhren aus Marseille Dampfer nach Marokko ab, die die neuesten Gasbomben als Gruß Europas an die Marokkaner brachten. Gilt dieses Verbot der Giftgase nur für die imaginäre Zukunft und nur im Kampf der Europäer gegeneinander? Der Kabinettchef Painlevés im Kriegsministerium erklärte, daß

Frankreich sämtliche Kriegsmittel, Tanks, Flieger, G a s b o m b e n , Artillerie usw. nach Marokko entsenden werde. . . . Eine Gasbombe in der Hand, ist ihnen wichtiger, als eine Genfer Konvention auf dem Dache.

Im Berliner Anwaltverein hat vor ein paar Tagen eine Diskussion stattgefunden über das aktuelle Thema „F e s t n a h m e u n d U n t e r s u c h u n g s h a f t“. Schon während Alsbergs Referat verließ der Vertreter des Justizministeriums den Saal, ihm folgte später der Landgerichtsdirektor Siegert, als ein Redner sich mit der von diesem Rechtsgelehrten neulich in der „Juristischen Wochenschrift“ aufgestellten Behauptung, daß es eine Entlassung wegen Haftunfähigkeit überhaupt nicht gäbe, analytisch befaßte. Das heißt also, daß die Objekte der Kritik der Anwälte — und nicht nur der Anwälte! — einer Auseinandersetzung aus dem Wege gehen. Es scheint sich dabei um einiges mehr zu handeln als um eine mimosenhafte Empfindlichkeit bei der Wahrung der Amtswürde. Der „Vorwärts“ unterstreicht von neuem die Behauptung, wonach seinerzeit vor den Verhaftungen der Barmats eine Beratung zwischen den Staatsanwälten und den Referenten des preußischen Justizministeriums stattgefunden hat. Erst daraufhin erfolgte dann das komische Aufgebot einer kleinen Heeresgruppe zur Umzingelung von Schwanenwerder. Die Staatsanwälte wußten also sehr gut um das Ungewöhnliche dieses Vorgehens und wollten nicht handeln, ohne der Absolution durch das Ministerium sicher zu sein. Diese neue Feststellung erweitert das Betrachtungsfeld recht ansehnlich. Es geht jetzt nicht mehr allein darum, ein paar allzu schneidige Staatsanwälte mit Bremse zu versehen, sondern überhaupt Verantwortlichkeiten aufzudecken. Was bewog die Herren Referenten des Ministeriums, ein so ungewöhnliches Vorgehen zu sanktionieren? Auf was für Unterlagen konnten sie sich stützen, als sie den Staatsanwälten ihre Zustimmung gaben? Diesen Fragen nachgehen, heißt hinter die Technik der ganzen Skandalhetze kommen, heißt eines der trübsten Kapitel der deutschen Rechtsgeschichte in den Quellen erforschen. Es ist kein Wunder, daß die Bureaukratie kneift, wenn sie gebeten wird, sich zur Diskussion zu stellen.

In einem Strafprozeß plädiert der Verteidiger — ob gut oder schlecht, er erreicht nur, d a ß d e r V o r s i t z e n d e e i n s c h l ä f t. Auf diesen segensreichen Schlaf gründet der Verteidiger sein Revisionsbegehren. Seiner Meinung nach, die volkstümlich ist, wie es Anwaltsmeinungen sein sollen, ist ein Gericht, dessen Vorsitzender schläft, nicht vorschriftsmäßig besetzt. Das ist sein äußerlicher Revisionsgrund. Innerlich ist er sicher der Ansicht, daß ein Vorsitzender in einem Strafprozeß gerade den Schlußvortrag des Verteidigers unbedingt anhören müsse; denn der Vorsitzende soll sich doch sein Urteil in der Verhandlung

bilden, und der Verteidiger hat ja gerade die Chance, diese Urteilsbildung noch zu beeinflussen. Gerade darum redet er bekanntlich. Der Verteidiger, der die Revision beantragt, will den Vorsitzenden, der geschlafen hat, gar nicht beleidigen; aber er ist auch nicht willens, seinen Klienten darunter leiden zu lassen, daß der Vorsitzende — wer weiß aus welchen Gründen! — übermüdet ist. Jedermann glaubt, daß sein Revisionsbegehren durchgehen muß. Weit gefehlt! Das Reichsgericht befaßt sich mit der Sache nur kurz und knapp. Maßgeblich sei allein das Sitzungsprotokoll; nach diesem Protokoll haben alle Richter, auch der Vorsitzende, an der Strafkammer-Verhandlung teilgenommen. Das Gesetz, das bekanntlich nicht irren kann, setzte voraus, daß sämtliche Richter, die der Verhandlung beiwohnen, nicht nur körperlich anwesend, sondern auch geistig gegenwärtig sind. Daher müsse das Maß von Aufmerksamkeit, das jeder Richter aufwenden will, seinem eigenen Pflichtgefühl überlassen bleiben. Hiergegen könne kein Revisionsangriff erhoben werden. Das Reichsgericht hat daher den vom Verteidiger angebotenen Beweis, daß der Vorsitzende geschlafen habe, nicht zugelassen. Diese Entscheidung entspricht, wie so manche andere, nicht dem gesunden Menschenverstand, aber offenbar um so besser dem Paragraphensinn. Die Juristen mögen sich darüber streiten, wie es denn nun ist, wenn ein Richter, ohne daß man es zunächst bemerkt, bereits geisteskrank ist, während er der Verhandlung beiwohnt. Die normalen Menschen müssen sich Mühe geben, bei diesem Urteil nicht einfach zu lachen, — bitter zu lachen, wie man es nur zu gerne tut, wenn man bei den Kunststücken unserer Rechtssprechung unbeteiligter Dritter ist. Zum Lachen ist diese Sache, ebenso wie hundert andere, viel zu ernst. Gewiß, wenn man sich vergegenwärtigt, mit wieviel Gleichgültigkeit, äußerlicher Routine, sinnloser Paragraphenschusterei in Deutschland Recht gesprochen wird, dann könnte man es geradezu für eine Erleichterung halten, wenn einmal ein Richter sein durch jahrelange Mißhandlungen mißgestaltetes Denkvermögen schlafen läßt, statt es zum Unglück des Angeklagten anzuwenden. Aber wenn man sich überlegt, was Gericht und Richter eigentlich im öffentlichen Leben sein sollen, dann wird man dieses formalistisch blöde Urteil des Reichsgerichtes furchtbar finden müssen. Wo sind in Deutschland die Richter geblieben, denen ihre menschliche Verantwortung höher steht als die Verantwortung vor der Aufsichtsbehörde? Man wird einwenden, unsere Richter seien unabhängig. Sie sind es nur in einem Sinne: es ist ihnen völlig gleichgültig, was ihre Sprüche anrichten; es kümmert sie wenig, ob ihre Korrektheit Vernunft in Unvernunft korrigiert. Sie sind nur deshalb unabhängig vor einer öffentlichen Meinung über Recht und Gerechtigkeit, weil es eine solche Meinung in Deutschland nicht gibt. Sie schläft — und laut Entscheidung des Reichsgerichtes wird die moralische Verurteilung dieses jämmerlichen Zustandes nicht mehr zu revidieren sein.

THEODOR LESSING
(Hannover)

MASSENWAHN

„Ich dachte, sei geduldig, sage wieder und wieder die Wahrheit; aber sie verstehen nicht meine Sprache."

Comte an Mill; als er 1843 von der Technischen Hochschule removiert wurde.

Im „Prager Tagblatt", einer Zeitung Deutschböhmens, erschien am 25. April 1925, in den Tagen des Wahlkampfes um den deutschen Reichspräsidenten, eine kurze charakterographische Skizze: „Hindenburg" von Theodor Lessing (Hannover).

Ich kann nicht den Aufsatz hier wiederholen. Vor mir liegen sieben Briefe von Ordinarien an deutschen Universitäten; darunter namhafte Juristen. Alle haben sie die Arbeit einwandfrei befunden. Als an dem Aufsatz Leichtsinn oder Uebelwollen einen Volksbrand entzündete, da schrieb der beste Kenner der Zeitgeschichte, Maximilian Harden: „Es ist ein unwahrscheinlicher Spuk, aber was ist in Deutschland noch unwahrscheinlich?" Herbert Eulenberg, ein wertvoller Dichter, Siegfried Kawerau, ein bedeutender Schulmann, Samuel Saenger, ein philosophisch durchgebildeter Politiker, Hermann Kranold, ein Wirtschaftspolitiker von weitestem Ausmaß — (ich hoffe, daß es mir erlaubt ist, diese Entlastungszeugen zu nennen; aber ich könnte auch zahlreiche andere nennen) — haben den Aufsatz verteidigt. Die nächste Umgebung des Reichspräsidenten, welcher der Aufsatz vorlag, hat darin keine Beleidigung gefunden. Man hat zwar die eine oder die andere Wendung als unvorsichtig oder als möglicherweise Mißverständnis weckend getadelt. Niemand aber hat Sinn und Würde der Arbeit verkannt. Manche sind leidenschaftlich in Zeitungen und Zeitschriften für den Aufsatz eingetreten. Am rührendsten ein 84jähriger Gelehrter, der nach dreißigjähriger Freundschaft, auf eigene Kosten eine Verteidigung drucken ließ und sie an die Zeitungen versandte. Und dennoch all dieser Wahnsinn? Wie es das möglich? . . .

Der Wahnsinn brach aus durch ein „Mit-dem-Feuer-Spielen" von seiten zweier nationalistischer Lokalzeitungen. Der in der Wahlzeit erschienene Aufsatz war seit 14 Tagen vergessen. Kein Mensch hatte sich daran erregt. Mehrere Personen, darunter ein Ordinarius der hannoverschen Hochschule, sagten, daß der Aufsatz ihnen wohl gefalle. Da veranstaltete die Stadt Hannover am 3. Mai für ihren zum Reichspräsidenten gewählten Ehrenbürger eine Huldigung. Die Studenten der Technischen Hochschule, an welcher ich, der Verfasser jenes Aufsatzes, seit siebzehn Jahren als Privatdozent für Philosophie wirke, wollten dem Feldmarschall einen Fackelzug bringen. Diese Gelegenheit benutzte ein kleiner Lokalredakteur zu einer sinnlosen Hetze. Er druckte Stellen des Aufsatzes nach: verstümmelt und entstellt durch die bekannten beiden Mittel: Auslassungen und Sperren von Worten; deutete den Inhalt böswillig-gemein und

forderte die hannoversche Studentenschaft auf, gelegentlich ihres Fackelzuges ihrem unwürdigen Lehrer die Meinung zu sagen. Die Folge davon war, daß aufgeregte Trupps von Studenten und Hakenkreuzlern nach jenem Fackelzuge für den neuen Reichspräsidenten vor die Wohnung des Verfassers zogen, dort randalierten und schließlich gar mit Steinen zu werfen begannen. Ich war an diesem Tage von Hannover abwesend und hielt einen Vortrag („Wie entsteht Geschichte?") am Außeninstitut der Technischen Hochschule Aachen. Erst sechs Tage später, am 14. Mai, kehrte ich nach Hannover zurück; da aber hatte der Unsinn schon auf die Technische Hochschule übergegriffen. Ein Professor, der weder den Originalartikel noch den Verfasser kannte, aber den Hetzaufsatz des „Hannoverschen Kurier" las, schnitt diesen aus, klebte ihn auf Pappe, umrahmte ihn farbig und hing ihn öffentlich aus in der Hochschule, mit dem handschriftlichen Zusatz: Tiefer gehängt! Das wiederum ermutigte einen erst seit kurzem in Hannover ansässigen Assistenten der Mechanik eine Aufforderung an die Studentenschaft zu weiteren Taten in die „Niedersächsische Zeitung", ein Hetzblatt niedriger Art, einzurücken. So fühlten sich die Studenten von ihren Lehrern selber angespornt, und das war erst recht der Fall, als der stellvertretende Rektor (der *eigentliche* Rektor war in Amerika), ein Mathematiker und Sanskritist von Bedeutung, am 9. Mai aus München zurückgekehrt, dem Vorstand der Studentenschaft seine Sympathie bezeugte. Nun kamen die aufgeregten jungen Leute in den Korpshäusern und auf den Stammkneipen zusammen, bestärkten einander, es müsse „Durchgreifendes" geschehen und bildeten einen „Kampfausschuß", welchem zwei Studenten, namens Poehlmann und Dettmar, vorgesetzt wurden. Sie sammelten einen Geldfonds (es fanden sich Geldgeber aus nationalistischen Kreisen auch außerhalb der Hochschule); ließen Flugblätter und Aufrufe an Zeitungen drucken und beriefen zu Donnerstag, den 14. Mai, eine Studentenversammlung, zu welcher auch der Lehrkörper der Hochschule eingeladen wurde, sowie die „Vertreter der Presse" (außer der sozialdemokratischen). „Das Krebsgeschwür an unserer Hochschule muß ausgemerzt werden." Die Beteiligten, welche meine Ausmerzung beschlossen, kannten aber von mir nichts als eben nur den vom „Hannoverschen Kurier" verstümmelt wiedergegebenen Aufsatz über Hindenburg. Nur einige wenige hatten gelegentlich mich in der Hochschule von Angesicht gesehen. Keiner war je in meinen Vorlesungen gewesen; keiner hatte sich je zuvor mit Philosophie und Psychologie beschäftigt. Daher bekam der Student Poehlmann, ein Leutnant a. D. und Mitglied eines „Geheimbundes Hindenburg" den Auftrag, bis 14. Mai ein Referat auszuarbeiten und festzustellen, „was Lessing sonst noch geschrieben hat." Er erkundigte sich in einer Buchhandlung, und dort gab man ihm das im Berliner Verlag „Die Schmiede" erschienene Buch: „Haarmann, die Geschichte eines Werwolfs".



(Der Buchhändler sagt, er habe später nicht mehr gewagt, dies Buch im Schaufenster auszulegen, weil man gedroht habe, ihm die Scheiben einzuschlagen.) Einer der Studenten ermittelte, daß in einer Berliner Wochenschrift eine Novelle gestanden habe „Kamrad Levi". Diese verhöhne die deutschen Frontsoldaten. Endlich brachte noch ein Gymnasialdirektor (Direktor des Gymnasiums, dessen Bänke ich 12 Jahre gedrückt habe), ein Drittes vor; er richtete an die Studentenschaft einen Sympathiebrief, darin es hieß: „Lessing ist zum Erzieher der deutschen Jugend völlig ungeeignet.

Das geht hervor aus einem Aufsatz im „Tage-Buch“, in welchem er den deutschen Aufsatz verspottet.“ — Mit solchen Kampfwaffen zogen denn nun die ehrlich Fanatisierten in ihre Kampfversammlung: Ein Gelehrter, 53 Jahre alt, seit 30 Jahren Lehrer und Schriftsteller, sollte „removiert“ werden von einem Haufen junger Leute, die so gut wie gar nichts von ihm wußten. Es erschienen etwa 400 Studenten (von den 2000 der Hochschule); die Vertreter der Korps kamen offiziell, sowie sieben Herren vom Lehrkörper, darunter der stellvertretende Rektor. Lange Reden toller Art wurden gehalten, voll von Beleidigungen. Ich wurde darin genannt: Ein geschäftstüchtiger Jude, dessen angeborener Erwerbsgeist einen vaterlandsverräterischen Aufsatz hinterrücks an eine deutschfeindliche Zeitung verkauft hat. Der „Schmachfleck auf dem Ehrenschild der Technischen Hochschule“, der „Schmutzfleck im Lehrkörper“. Die anwesenden Herren des Lehrkörpers, darunter der stellvertretende Rektor, hörten all das ruhig an, ohne die Schmähungen richtigzustellen. Der stellvertretende Rektor widersprach auch da noch nicht, als zum Beschluß eine Resolution folgenden Inhalts gefaßt und durch die Pressebüros an etwa 400 Zeitungen übermittelt wurde: „Die Studentenschaft der Technischen Hochschule in Hannover, empört über die Schmähungen des Professor Lessing gegen Hindenburg, den Ehrendoktor ihrer Hochschule, ersucht den Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, dem Professor Lessing für sämtliche deutschen Hochschulen die Lehrbefähigung abzuerkennen und ihn von der Technischen Hochschule Hannover zu entfernen“. — Rektor und Senat haben zugesagt, daß sie diese Forderung der Studentenschaft unterstützen werden. — Der stellvertretende Rektor ging noch einen Schritt weiter, indem er dem fünfköpfigen „Kampfausschuß“ zusagte: „Wenn Regierung und Ministerium versagen, dann handle ich auf eigene Faust“. Er verbot mir denn auch sogleich das weitere Abhalten von Vorlesungen.

Für alle diese Maßnahmen hatte nun aber das fanatisierte Häuflein nicht den mindesten Rechtsgrund. Hier handelte es sich (ich muß es derb sagen) um eine rohe Geistesknebelung von seiten einer blindwütigen Gruppe, welcher die Tragweite und Bedeutung ihres Tuns nicht zum Bewußtsein kam; welche sich gegenseitig verrückt machte und von der Person, deren bürgerliche Existenz zerbrochen werden sollte, überhaupt nichts wußte. Ich legte daher Widerspruch ein. Ich besaß, einsam-stehend und ein freier Geist, nirgendwo „Sympathien“, weder auf seiten der Hochschule, die mir durch zwei Jahrzehnte hindurch schon immer gern etwas „am Zeuge flickte“, noch in der Regierung, wo niemand mich von Person kannte, noch auch im Ministerium, wo man von dem Fall ja eben nur aus Akten der Hochschule wußte. Es wäre also sehr leicht möglich gewesen, daß auf bloße Gefühle hin gegen mich diszipliniert wurde. Aber es lag nichts vor, auch nach

strengster Rechtsanwendung nichts, was man gegen mich hätte kehren können, ohne einen Rechtsbruch zu begehen. So erfolgte denn, nachdem ich in bezug auf alle Schuldfragen gründlich vernommen worden war, am 6. Juni der ministerielle Bescheid: Lessings Lehrtätigkeit ist zu schützen. Es liegt kein Grund vor, ihn zu disziplinieren.

Nun war ja aber der große Remotionsantrag der Hochschule schon in alle Welt hinausdepeschiert. Man hatte die Pressebüros benutzt, und die gesamte sogenannte Rechtspresse hatte augenblicklich einen „Fall" konstruiert und schwamm nun förmlich in Galle und Gehässigkeit. Wie gräßlich diese sinnlose Hetze im Volke Wirkung tat, das bewiesen die Drohbriefe naiver Leute. Ich will einen solchen hierher setzen:

Metallwarenfabrik „Progreß"
Siegfried Strauß und Heinrich Steinhäuser
Würzburg 3
Spezialfabrik u. Großbetrieb
patentierter Massenartikel.

Juden Professor Lessing

Technische Hochschule
Hannover

„Im deutschfeindlichen jüdischen „Prager Tagblatt" vom 25. April des Jahres haben Sie einen Artikel der gröblichsten Beleidigungen über unseren großen General-Feldmarschall von Hindenburg geschrieben, sowie auch in derselben Zeitung über unser Christentum in der schmählichsten Art zu schimpfen." — (Natürlich reine Phantasie des Briefschreibers!) — „Ich für meine Person erkläre Ihnen hiermit als Katholik, daß dies eine solche niederträchtige Hundsgemeinheit ist, daß ich hiermit erkläre, wenn ich Sie zwischen meine Hände bekomme, mit einer Hundepeitsche so lange auf Ihnen einhaue, bis Sie sich nicht mehr rühren. Für solche Leute ist eine Kugel viel zu schade, denken Sie an den Juden Friedmann in Sofia.

Heinrich Steinhäuser,
Fabrikant und Fabrikbesitzer,
Würzburg, Sanderglacis 4.

Eine andere Kundgebung lautete: „Sie frecher Jude verdienten, daß man Ihnen die Knochen im Leibe zerschlägt. C. Sander, Lübeck"; eine alte Frau schrieb: „Meine Söhne sollen sie züchtigen". Inzwischen war nun der eigentliche Rektor der hannoverschen Hochschule, welcher lange in Amerika abwesend war, nach Hause zurückgekehrt: ein wohlwollender Mann und bedeutender Baukünstler, aber kein Durchgreifer im Sinne des Rechts. Er fand seine Hochschule in Flammen. Das nach 17. Dienstjahren (während deren noch niemals auch nur der geringste Konflikt zwischen mir und der Studentenschaft sich ereignet hatte) plötzlich entdeckte „Krebsgeschwür" sollte beseitigt werden. Man mußte jetzt, um das Ansehen der Hochschule zu retten, zu dem einmal angekündigten Ziele: Remotion weiterschreiten. Legale Wege dazu gab es nicht. So suchte man illegale.

Drei Handhaben boten sich zur Erreichung meiner Remotion.

Erstens: „In dem weit über Hannover hinaus bekanntgewordenen Prozeß gegen den Massenmörder Haarmann ist dem Professor Lessing die Pressekarte vom Vorsitzenden des Gerichtshofes entzogen worden mit der Begründung, L. habe als Berichterstatter Unwahres berichtet. Bezüglich dieses Vorfalls hat die Hochschule ein Disziplinarverfahren beim Justizminister und durch dessen Vermittlung beim Unterrichtsminister angeregt. Dieses ist der Umweg, auf dem wir L.s Remotion betreiben können. Der Minister wird nun entscheiden, ob L. noch weiterhin würdig ist, Privatdozent in Hannover zu bleiben."

Diese Mitteilung wurde der Studentenschaft am 8. Juni vormittags in einer Studentenversammlung im Lichthofe der Hochschule gemacht. Man darf nicht fordern, daß eine Behörde eingesteht: „Wir haben geirrt". Das ist offenbar eine übermenschliche Forderung. So scharrte man denn schleunigst alle Momente zusammen, dank deren man etwa beweisen konnte, ich habe die Hochschule beleidigt, habe das Vertrauen der Studentenschaft und des Hochschulkörpers verloren, müsse diszipliniert, ja müsse suspendiert und removiert werden. Damals, als ich in Hannover gelegentlich des Haarmannprozesses die verrotteten Zustände unserer Behörden aufdeckte und als die Feinde, die ich mir dadurch gemacht habe, durch die „nationalistische" Presse meine Disziplinierung von seiten der Hochschule betreiben wollten, da sagte zu mir ihr Rektor: „So lange ich Rektor bin, wird das nicht geschehen; diese Blamage werde ich unserer Hochschule ersparen"; nun aber war derselbe Mann, dank der von allen Seiten eingesetzten politischen Hetze, so in die Enge getrieben, daß er selber auf die längst erledigte Haarmannkatastrophe zurückgriff und meine Remotion betreiben half mit der Begründung, ich habe durch mein Buch „Haarmann, die Geschichte eines Werwolfs" die Technische Hochschule Hannover beleidigt und habe mich nicht (wie meinem Lehrauftrag entspräche) in der Vorrede Professor der Philosophie, sondern der Psychologie genannt (ein danebengreifender Anklagepunkt, vor dem sich die Hochschule gehütet hätte, wenn sie unterrichtet wäre darüber, daß etwa zwei Drittel aller Professoren der Philosophie eben Psychologen sind). Was nun aber ist an diesem neuen, eigentlich dem Hindenburgärgernis nur aufgepfropften Remotionsversuche richtig? — Ein ungenügend orientierter, nervös überarbeiteter Gerichtsvorsitzender beging in begreiflicher, aber verhängnisvoller Erregung (über die Enthüllung einer Mitschuld der Behörden an den dreißig Morden des Haarmann) den groben Sach- und Formfehler, mir, um eine weitere Kontrolle der Verhandlungen zu unterbinden, die Zutrittskarte zum Pressetisch zu entziehen, was er damit begründete, ich hätte in zwei Punkten Irrtümer verbreitet. [(Die zwei Punkte waren: a) Müller, der Polizeikommissar, hat nie bei Haarmann Hackfleisch gegessen, b) der Sachverständige

Dr. Schackwitz hat nur als Polizeiarzt, nicht als Gerichtsarzt den Haarmann vorgekannt.)] Den normalen Weg zur Berichtigung von Irrtümern (die übrigens bei jedem Prozeßbericht einem Berichterstatter, dem Einblick in die Akten verwehrt ist, unterlaufen müssen) weist uns das Pressegesetz: Begeht ein Referent einen Irrtum, dann darf man nicht ihn wegen „Verbreitung von Unwahrheit" (Irrtum und Unwahrheit ist ja doch auch wohl zweierlei!) — von der Verhandlung ausschließen, sondern muß ihn eben zu einer Richtigstellung veranlassen. Ich habe übrigens, obwohl man mich nicht dazu veranlaßt hat, die zwei einzigen Irrtümer, die mir unterliefen, sofort öffentlich richtiggestellt. („Tage-Buch" 20. Dez. 1924, S. 1796.) — Die ganze Angelegenheit ist aber längst vollkommen geklärt. Mitglieder des Gerichtes selber mißbilligten das Vorgehen jenes Vorsitzenden. (Es lag nicht, wie man jetzt umfälscht, ein „Gerichtsbeschluß" gegen mich vor, sondern eine Taktlosigkeit von seiten eines falsch unterrichteten Landgerichtsdirektors.) Viele Juristen rügten den Fehler. Manche wollten darin einen Revisionsgrund sehen. Meine Berichte aus jenen Tagen (inzwischen in Buchform zusammengefaßt) sind längst bewahrheitet. Die Gesamtauffassung hat offenbar das Justizministerium gleichfalls sich zu eigen gemacht, denn das Urteil gegen den Angeklagten Grans, den man zum Tode und zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt hatte, ist inzwischen aufgehoben worden. Es war doch also gut, daß damals ein Unbefangener die Gewissen wach rief; wäre das nicht geschehen, so hätte man möglicherweise den jungen Menschen geköpft, so wie man inzwischen den nach meiner Auffassung geistesschwachen Haarmann geköpft hat. Ich kann also den Erfolg des neuen Disziplinarantrages mit Ruhe abwarten. Es wäre nicht bloß absurd, es wäre (ich scheue nicht dies schlimme Wort), es wäre niederträchtig, wenn beschlossen würde, „Lessing ist, weil er die Pflichten des Reporters verletzte, unwürdig, Privatdozent zu sein".

Zweitens: „Lg. ist Mitarbeiter des „Prager Tagblatt". Dies ist ein tschechischen Belangen dienendes, deutschfeindliches, undeutsches Blatt." Diese blöde Lüge konnte darum überallhin leicht verbreitet werden, weil der reichsdeutsche Leser die Geistesverhältnisse in der Tschechoslowakei nicht kennt, weil er oft alles, was tschechoslowakisch ist, für tschechisch hält. Kein Sachkundiger wird z. B. den „Bund" (in Bern) oder die „Züricher Zeitung" ein „deutschgeschriebenes Blatt des Auslandes" nennen. Dazu kommt dies: die tschechische Regierung hat gegen das führende deutsche Blatt in Böhmen, eben das „Prager Tagblatt" (dessen Haus im Oktober 1918 von den tschechischen Legionären gestürmt wurde und am 20. Dezember 1922 abermals gestürmt wurde, wobei der Herausgeber gemißhandelt wurde um seines Deutschtums willen), die tschechische Regierung hat gegen das von ihr verfolgte „Prager Tagblatt" ein in deutscher Sprache

gedrucktes, aber tschechisches Konkurrenzblatt gegründet; die sogenannte „Prager Presse“. Indem nun gewissenlose Hetzer die Aehnlichkeit der beiden Namen nutzten, haben sie es fertiggebracht, das durchaus deutsche Blatt (dessen langjähriger und oft allwöchentlicher Mitarbeiter ich bin und in welchem mein Hindenburgaufsatz neben vielen anderen aus meiner Feder stand) mit dem der tschechischen Regierung dienenden zu vertauschen. Das „Prager Tagblatt“ (jeder Gebildete in Böhmen weiß es) ist eine Zeitung, etwa von der Geisteshaltung der „Frankfurter Zeitung“, der „Vossischen Zeitung“ oder des „Berliner Tageblatt“. Diese großen liberal-demokratischen Zeitungen sind freilich nicht brülldeutsch. Aber sie sind deutsch. — —

Nicht also ich bin (wie man behauptet) „dem in Böhmen schwer kämpfenden Deutschtum in den Rücken gefallen“, sondern meine Verhetzer tun das. Darum hat das „Prager Tagblatt“ Beschwerde erhoben beim Präsidenten des „Vereins zum Schutz der Deutschen im Ausland“. Ich meinerseits habe in drei Fällen mit einer Privatklage auf Beleidigung geantwortet.

Drittens: „Lg. hat Worte Hindenburgs, welche dieser gelegentlich einer Huldigung von seiten der hannoverschen Schuljugend am 29. August 1918 gesprochen hat und welche Lg. mit anhörte, in seinem Charakterbilde „Hindenburg“ im „Prager Tagblatt“ falsch zitiert. Das hat er auch selber zugegeben in einem Brief an den Referendar K. in Hannover, welcher seinerzeit als Oberprimaner jene Schülerhuldigung für Hindenburg geleitet und welcher die Worte: „Wir wollen siegreich, wie die Väter waren, in Paris einziehen“ seinerseits an Hindenburg gerichtet hat.“ — Es ist nun allerdings ganz unmöglich, den Wortlaut improvisierter Reden nach Verlauf von sechs Jahren auf Eid zu nehmen, zudem hatte ich bei drei Gelegenheiten Reden Hindenburgs gehört, und es war wohl möglich (und wäre das gute Recht des Gestalters gewesen), daß ich einzelne Wendungen aus drei Reden zu einer kombinierte, da ich mir in meinem Aufsatz in der Tat keine Mühe gab, dergleichen zu meiden. Am 14. Mai nun, noch vor der großen Hochschulversammlung, schrieb mir jener ehemalige Schüler, politisch ganz rechts stehend, einen ausführlichen Brief, in welchem er darlegte, daß er meinen Aufsatz über Hindenburg nicht wie die andern tadeln und verdammen könne, daß er aber meine Darstellung „übertrieben“ fände, und daß die Worte Hindenburgs laut meinem Bericht im „Hannoverschen Kurier“ vom 30. August 1918 an zwei Stellen (übrigens vollkommen unwesentlich) doch vielleicht anders gelautet hätten; er befürchte, daß ich durch meinen Aufsatz mir geschadet habe. Darauf antwortete ich ihm folgendes:

Hannover, den 15. Mai 1925.

Sehr geehrter Herr K. Auf Ihre Zuschrift erhalten Sie eine Antwort, weil Sie durch Maß und anständige Gesinnung von vielen ähnlichen Zuschriften sich wohl unterscheidet. Sie haben in dem,

was Sie sagen, ganz recht, und der Vorwurf der „Uebertreibung" ist zunächst berechtigt. Ich könnte freilich darauf erwidern, daß jeder, der das Wesen einer Erscheinung kennen lehren will, z. B. der Satiriker, der Karikaturenzeichner, aber auch der Porträtist kein anderes Kunstmittel besitzt, als eben das „Uebertreiben der Wirklichkeit". Aber ich glaube: Sie selber sehen nicht das Wesentliche. Der so viel verleumdete Artikel, vor der Präsidentenwahl geschrieben und veröffentlicht, hatte gar keine politische, nicht einmal historische oder aktuelle Absicht; er wollte charakterologisch, seelenkundlich aufhellen. Wahrheit ist niemals Wirklichkeit. Sie haben richtig erraten: meiner Darstellung lag zugrunde auch die Huldigung der Schülerschaft, die Sie im August 1919 leiteten: aber nicht diese allein. Ich habe für die Persönlichkeit Hindenburgs — (das hat ja mit politischen Meinungen nichts zu tun und ist eigentlich nur eine Art ästhetischer Freude) — eine große Vorliebe; darum habe ich wiederholt den alten Mann zu sehen und über ihn nachzudenken versucht; beim Wiedereinzug nach dem Kriege, bei jenem Schülerzug und bei einer anderen ähnlichen Huldigung. Diese verschiedenen Eindrücke habe ich, das ist das gute Recht eines Schriftstellers, kombiniert; es fiel mir nicht ein, damit eine historische, etwa zu beeidigende Wirklichkeit darbieten zu wollen. So viel zur Erklärung; und darüber hinaus die Versicherung, daß „Sich schaden" oder „Sich nutzen" eine Kategorie ist, die im geistigen Schaffen keine Bedeutung hat und haben darf; vielmehr alles Schaffen und Schauen sofort zerstören würde.

In vorzüglichster Hochachtung
Theodor Lessing.

Dieser vornehm-vertrauend geschriebene Brief wurde nun abscheulich mißbraucht. Er ward, in unberufene Hände geratend, Veranlassung zu der in vielen Hundert Zeitungen verbreiteten Lüge, ich hätte eine Fälschung der Worte Hindenburgs bewußt begangen und zugegeben. — — Ich lasse Hindenburg folgendermaßen zu den hannoverschen Jünglingen sprechen:

„Deutschland liegt tief darnieder. Die herrlichen Zeiten des Kaisers und seiner Helden sind dahin. Aber, die Kinder, die hier „Deutschland, über alles" singen, diese Kinder werden das alte Reich erneuern. Sie werden das Furchtbare, die Revolution, überwinden. Sie werden wieder kommen sehen die herrliche Zeit der großen siegreichen Kriege. Und Sie, meine Herren Lehrer, Sie haben die schöne Aufgabe, in diesem Sinne die Jugend zu erziehen. Und Ihr, meine lieben Primaner, werdet siegreich, wie die Väter waren, in Paris einziehen. Ich werde es nicht mehr erleben. Ich werde dann bei Gott sein. Aber vom Himmel werde ich auf Euch niederblicken und werde mich an Euren Taten freuen und Euch segnen."

Es wird nun behauptet, daß diese Worte zwar gesprochen, aber nicht damals und nicht nur von Hindenburg gesprochen seien; dieser habe (nach dem „Hannoverschen Kurier") am 29. August 1919 die folgende Rede gehalten:

„Wir müssen wieder werden, was wir damals waren, als im Schlosse zu Versailles das neue deutsche Kaiserreich gegründet wurde, wobei ich mich unter denjenigen befand, die das erste Hoch auf den deutschen Kaiser ausbringen durften. Der Geist jener großen Tage darf uns nicht verlorengehen in dieser schlappen falschen Zeit. Dafür hat die Jugend zu sorgen, und der Geist, der aus Ihren

Worten spricht, gibt mir die Gewähr dafür, daß er wiederkommen wird, wenn ich's auch nicht mehr erlebe. Deutschland hoch in Ehren, so will ich's wiedersehen von dort oben. (Bei diesen Worten wies der Feldmarschall mit seinem Krückstock gen Himmel.) Unser deutsches Vaterland, frei von Gemeinheit, Feigheit und Unwert, es lebe hoch."

Es ist mir nun vollständig gleichgültig und für meinen Aufsatz vollständig belanglos, ob man diesen Wortlaut oder meinen für den authentischen halten will. Es handelt sich hier ja doch wohl nicht um Evangelienkritik. Beeidigen aber lassen sich beide Fassungen nicht, denn ein Dritter und Vierter reproduzieren den Wortlaut wiederum anders. Im ganzen aber ist mein Gedächtnis wohl leidlich treu. Ich erkläre ausdrücklich: Ich nehme die getreue Inhaltswiedergabe der Rede Hindenburgs auf meinen Eid. Im übrigen hat der Empfänger des zitierten Briefes, Herr K., die von der Rechtspresse durch Mißbrauch meines Briefes verbreitete Lüge loyal berichtigt. Der „Hannoversche Kurier" hat diese Richtigstellung nicht aufgenommen. Die Rechtspresse hat die alte Lüge vielmehr weiterverbreitet. So hat denn der Briefempfänger die Richtigstellung nur vornehmen können im „Volkswillen", dem Organ der Sozialdemokratischen Partei in Hannover (vom 12. Juni 1925). Die Deutsche Volkspartei aber hat im Landtag eine Interpellation angekündigt, durch welche bewiesen werden soll, daß meine Remotion in Hannover nicht betrieben werde aus Gründen politischer oder rassehetzerischer Art. Es handele sich lediglich um den Erweis meiner Unwissenschaftlichkeit und um den Erweis, daß ich Unwahrheiten verbreitet hätte. Nichts könnte mir erwünschter sein, als daß die Deutsche Volkspartei wirklich diese Interpellation einbringt! Es würde sich dann klar erweisen: a) daß die Herren, die diese Interpellation ankündigen, nicht nur über meine wissenschaftliche Arbeit kein Urteil haben, sondern nicht einmal die Voraussetzungen zum Urteilen, b) daß die ursprünglich durchaus dem „Juden und Sozialisten" zugedachte Hetze erst nachträglich, als sie mißlang, auf „Wissenschaft" und „akademische Bildung" zugeschnitten wurde.

Ich weiß, daß viele diesen Massenwahnsinn bedauern. Leider ist die Lage an der hannoverschen Hochschule verwaltungstechnisch grob verfahren. Sie ist so verfahren, daß selbst die bestwollende Magnifizenz die Ordnung nur schwer wird wiederherstellen können, ohne Mithilfe der Staatsgewalt. Wahrscheinlich hätte unter altem Regime bei einer Hetze im freiheitlichen Sinn der Staat auf der Stelle die Hochschule geschlossen. Es besteht nun aber bei uns ein verkehrter Begriff von akademischer Freiheit (worunter etwas völlig anderes verstanden wird als Lehr- und Vozierungsfreiheit). Der Student wie der Dozent untersteht in Angelegenheiten der Hochschule nicht der Staatsgewalt. Würde die Regierung in internen Disziplinarangelegenheiten einer Hochschule irgend eingreifen, würde sie z. B. gröhlende Jünglinge in der Hochschule ver-

haften und einsperren lassen, dann entstände sofort an allen Universitäten, in unsern Hochschulzeitungen und zumal in den einflußreichen Korps eine einmütige Empörung: die akademische Freiheit ist bedroht! So kann es denn geschehen, daß ein Häuflein von etwa 400 jungen Leuten, deren keiner den Fall versteht, ganz Deutschland, Regierung wie Unterrichtsministerium terrorisiert. Ich zweifle zwar keinen Augenblick daran, daß das Ministerium sowohl die Studenten und ihren Kampfausschuß wie die mitbeteiligte Hochschulbehörde für den Unfug verantwortlich machen und streng disziplinieren wird, und ich hoffe darauf, daß dann meine Kollegen sich wirklich als überzeugte Männer erweisen, daß sie nicht die jungen Leute preisgeben, selber aber um das Bekenntnis ihres eigenen schweren Irrtums sich herumschleichen werden. Ich wenigstens werde, falls es zur Relegation der tumultuierenden Studenten kommt, mich schützend vor diese hinstellen, denn für sie gilt wirklich: „Sie wissen nicht, was sie tun." Man kann sie nicht disziplinieren ohne die Schule und ihre Lehrerschaft, die sie nicht besser leitete, zu disziplinieren. Beide aber (und das kommt der Wahrheit am nächsten) können sich hinstellen als getäuschte Opfer einer völlig wildgewordenen, anstandslosen Presse. Die sogenannnte Rechtspresse war eben in den Tagen nach der Wahl Hindenburgs in eine Art Machtrauschtaumel hineingeraten, welcher vieles erklärt und vielleicht auch entschuldigt. So wenig man etwa im August 1914 befähigt gewesen wäre, ein Charakterbild des Lord Grey (der ein pazifistischer Humanist ist) ruhig hinzunehmen, ohne den Verfasser zu steinigen, so wenig ist man gegenwärtig befähigt, an das Wesensbild Hindenburgs auch nur die mindeste Kritik tasten zu lassen. Darum habe ich in einem zweiten Aufsatz „An den Reichspräsidenten" (veröffentlicht im „Prager Tagblatt" vom 7. Juni, also an derselben Stelle, von der aus die vermeintliche Beleidigung stattfand), mich an den Reichspräsidenten selber gewandt und hoffe darauf (da der Aufsatz auch in die englische, französische und amerikanische Presse übergegangen ist), daß der Reichspräsident durch ein kräftiges Verbot den sinnlosen Massenwahn endlich zum Schweigen bringen und den für unser Land überall nur belastenden und unser Ansehen schädigenden „Fall" endlich aus der Welt schaffen wird. Hier nun aber rühre ich an einen letzten, nur für wenige durchsichtigen Untergrund des absurden „Falls". Es gibt viele, die gegenwärtig meine Anprangerung nötig haben und betreiben müssen. Die hannoversche Hochschule muß, nolens volens, mich anprangern, um vor der Welt und um vor sich selber sich entlasten zu können. Rektor und Senat müssen sagen können: „Lg. ist eine zu schwere Belastung für unsere Hochschule. Wir können den Zorn der Jugend gegen ihn nicht eindämmen." Um dies aber sagen zu können, tun sie nichts dafür, die Studenten über den ganzen Unsinn aufzuklären und ihnen den vorgefallenen Irrtum klar zu zeigen. Ich verbürge mich dafür: hätte man rechtzeitig mir selbst

Gelegenheit gegeben, geschützt durch die Autorität von Rektor und Senat, die Studenten zu beruhigen, sie hätten die Angelegenheit schnell verstanden und hätten den Unsinn jedenfalls nicht so weit getrieben. In Wahrheit aber haben Rektor und Senat, nachdem sie selber schon zu weit mitbeteiligt sind, ein Interesse daran, die Studenten nicht zu beruhigen und meine Remotion, auf tausend Scheingründe gestützt, nunmehr wirklich zu betreiben. Ein einziger Zug aus vielen kann das beweisen. Heute, wo ich dieses schreibe, ist der 14. Juni. Am 6. Juni hat das Ministerium klar entschieden, daß meine Lehrtätigkeit zu schützen sei. Aber noch heute befindet sich, mit Wissen von Rektor und Senat, im Hauptkorridor der Hochschule das „Schwarze Brett" für den „Kampfausschuß". An diesem werden, für jedermann sichtbar, die Ausschnitte befestigt aus der nationalistischen und antisemitischen Presse, durch deren Lektüre die Studentenschaft immer weiter aufgereizt wird. Die „Sozialistische Studentenschaft" ist daraufhin beim Rektor ebenfalls um die Erlaubnis eingekommen, ein „Schwarzes Brett" einrichten und Entgegnungen befestigen zu dürfen. Aber der Rektor hat ihr die Erlaubnis verweigert.

In einer Protestversammlung von 12 freiheitlichen Organisationen gegen die Unterdrückung der freien Meinung hat der Student Poehlmann vor 3000 Menschen bekannt, er habe Einsicht erhalten in meine beim Ministerium liegenden Personalakten, deren Einsicht man mir selber verweigert hat. Er kannte sie auch wirklich. Wie ist das möglich? Der Vorstand der Sozialistischen Studentenschaft, welcher das Verhalten der Hochschule mißbilligte, wurde vor den Ehrenausschuß der Studenten zitiert.

*

Wo nun aber liegt die Lösung?

Die sicherste Lösung wäre, daß ich freiwillig zurückträte.

Ich möchte die Freunde, die mich stärken und ohne deren Verständnis ich diesen Kampf niemals durchzukämpfen und zu bestehen vermöchte, nicht enttäuschen. Gerade darum bin ich verpflichtet, vor mir selber unbedingt redlich zu sein. Und so muß ich klarstellen: Ich bin nicht eine Kämpfernatur von der Art Zöllners oder Dührings. Auch nicht von der Art Nicolais oder Gumbels. Ich bin Sozialist, und gerade darum scheint es mir Pflicht zu sein, wenn es Volkszersetzung zu hindern gilt: daß der einzelne seine noch so berechtigten Gefühle opfert. Das kann ich freiwillig wohl tun. Aber ich kann und werde mich nicht dazu pressen lassen! Gibt mir die Technische Hochschule in Hannover die vor der Studentenschaft besudelte Ehre klar zurück, bedauert sie ihren Antrag auf ein erneutes Disziplinarverfahren und erklärt unmißverständlich: „Wir wollen lieber einen Irrtum zugeben, als eine sittliche Schuld auf uns laden", so lege ich freiwillig nieder, was ich in siebzehn Jahren aufgebaut habe, und suche, wenn es denn so sein soll, außerhalb der Heimat

eine andere Existenzform. Nun aber will man mich dazu zwingen. Und darum werde ich nicht folgen! Kehrt sich dieser Trotz scheinbar gegen die Heimat; — in einem tieferen Sinn tu ich es für die Heimat. Es darf kein Prinzip verletzt werden, welches kein Volk verletzen kann, ohne damit den Sinn des Menschenlebens selber zu verlieren. Meine Gegner aber wollen sich nicht hineinbegeben ins Reich der Wahrheit, auch nicht, wenn ich ihnen versöhnlich die goldenste Brücke dahin baue. Darum müssen sie eben suchen und suchen, bis sie gefunden haben, was mich ins Unrecht setzt. Mein Lebensausdruck war nie konventionell. So entfährt mir wohl im Gram, im Zorn, in Verzweiflung ein Wort, das sich gegen mich nützen läßt. Vielleicht genügt dazu schon dieser Aufsatz. Vielleicht schon diese Behauptung. Und wie könnte ich dafür gutsagen, daß mich die Weisheit der Pallas nie verlassen wird, wenn dieser Wahnsinn so weiter tobt wie bisher. Am 8. Juni habe ich das letzte Kolleg gehalten. Als ich die Hochschule betrat, fand ich Haupttreppe, Lichthof und Gänge belagert von einigen hundert Studenten, die eine Gasse bildeten, durch die ich hindurch sollte. Kein Rektor zu sehen, kein Senat. Vor der Treppe nahm mich in Empfang ein Student, dessen Vater Professor der Hochschule ist. Er stellte sich vor als „Mitglied des Kampfausschusses" und erklärte: „Ich bin beauftragt, Ihren Leibschutz zu übernehmen." Ich erwiderte: „Ich kenne keinen Kampfausschuß und verweigere die Annahme Ihrer Begleitung." Der junge Mann belehrte mich: „An unserer Hochschule gibt es kein Mitglied des Lehrkörpers, das Sie beschützt. Darum hat der gegen Sie geschaffene Kampfausschuß es übernommen, Sie vor Mißhandlung zu bewahren." — In der Tat! Die irregeleiteten jungen Leute haben mich nicht körperlich mißhandelt. Aber wohin ich mich wandte (und eine Viertelstunde lang, bis das Glockenzeichen ertönte, mußte ich in die Gänge flüchten), überallhin folgten Buben, deren Stichelreden ich ruhig anhören mußte und die ich nicht züchtigen durfte, wenn sie ausspuckten. Hätte ich es getan, so wäre die erhoffte Schlägerei ausgebrochen. Endlich kamen Diener und schlossen mich in den Hörsaal. Zwei Studenten, die treu zu mir hielten, Hanns Bunnenberg und Julius Freund, wurden mit mir eingeschlossen. Zuvor drängte sich auch das Kampfausschußmitglied ein. Der „Kampfausschuß" habe ihn beauftragt, mein Kolleg über Erkenntnistheorie zu überwachen. Vor den beiden Hörern stellte ich fest, daß der mit meiner Kontrolle beauftragte junge Mann weder jemals etwas Philosophisches gehört hatte noch auch (und nicht einmal vom Sehen) mich kannte, sondern, daß er mich mit einer anderen Person verwechselt hatte. Während des Vortrags brüllten Horden vor der verriegelten Türe und versuchten sie zu stürmen. Nach etwa zwanzig Minuten gelang es ihnen, die Fenster oberhalb der Türe einzuschlagen, so daß mir Splitter um die Nase flogen. Da mußte ich denn freilich den Vortrag (über Bacos Theorie der menschlichen Vorurteile) abbrechen. Jetzt erst erschien, durch einen Studenten

herbeigerufen, der Rektor . . . Dies alles geschah am 8. Juni. Im Korridor der Hochschule befanden sich an jenem Tage zwei Kundgebungen. Der Rektor teilte (dem Sinn nach) mit: Die Hochschule habe ein Disziplinarverfahren zum Ziel meiner Remotion veranlaßt; die Studentenschaft möge vorerst Ruhe bewahren. Der Kampfausschuß aber forderte die Studentenschaft auf, mich nicht zum Reden kommen zu lassen. Am 6. Juni aber hatte das Ministerium verfügt, daß man mich schützen müsse. So also sah der Schutz aus!

Was tun? Was noch sagen? Ich weiß, daß alles, was ich schreibe, morgen in der Vaterländischen Presse mir wieder begegnen wird; gehässig verzerrt, zum Gegensinn entstellt. Die Worte, die mich belasten könnten, gesperrt und herausgerissen. Die Worte, die mich rechtfertigen könnten, unterschlagen. Alles, alles ins Gemeine ausgedeutet. Trotze ich um des Prinzips willen, so sagt man nicht: Er hat Mut! Sondern: Unverschämte Dreistigkeit, schamlose Zähigkeit. Verzichte ich aus Großmut, dann ruft tausendstimmiges Echo: „Der feige Jude kneift!“ Entfährt mir ein Laut des Wehs, so brüllt es aus hundert Zeitungsschlünden: „Hörtet Ihr das weichliche Gewimmer? Kann er nicht frech sein, dann wird er weinerlich.“ Entfährt mir ein Wort empörten Zornes, sofort schäumt es los: „Der Verräter an unserem deutschen Halbgott will sich noch mausig machen und stellt sich hin als schuldloses Opfer.“ Reizt man mich zu immer neuer Selbstwehr, dann bekomme ich zu hören: „Er macht für sich Reklame; sein trauriger Ruhm ist ihm zu Kopf gestiegen.“ Bin ich unnachsichtig und demütig in mir selbst, so schreit man: „Schamlose Selbstbeweihräucherung!“ Spreche ich einfach, naiv, wie ein unbefangener Mensch, dann heißt es: „Welch Mangel an Takt, welche Mängel an Vorsicht, Haltung, Geschmack; wie unfein und wie wenig Zurückhaltung.“ Uebe ich wacheste Zucht und wäge hundertmal jedes gesprochene Wort, so heißt es: „Berechnete Phrasen, gewolltes Pathos, äußerst geschickter Faiseur.“ Und dies alles sagen mir ja keine M e n s c h e n. Menschen, die auch dafür einstehen wollen. Mit Name und Ehre. Auge in Auge. Nein! Das alles brüllen sie a n o n y m. Wo ich doch, der Mahnung meines Schopenhauer treu, nie in meinem Leben einen anonymen Satz habe in die Oeffentlichkeit hinausgehen lassen. Merkt nun aber zuletzt die Meute, daß sie das Wild nicht fassen kann, weil sie ja doch auf falscher Spur und nur hinter einem Phantome herjagt, dann nützt mir das auch nichts. Keiner sagt nun: „Ich habe mich geirrt.“ Nein! Man schweigt, als sei nichts geschehen, und wartet auf günstigere Gelegenheit, denn sie verzeihen mir es nie, daß sie mich beleidigt haben. . . .

Aber es handelt sich nicht um mich und um mein Werk. Es handelt sich um ein Symbolisches. Dies war die erste Kraftprobe des kommenden Deutschland. Jenes Deutschlands, das auf den Staatsstreich hofft, auf die neue Militarisierung der Seelen und auf die Wiederkehr der „großen Zeit“ (denn „große Zeiten“ sind in der

Geschichte die G e g e n zeiten zu großen Seelen). Ein Deutschland hoffnungsloser Verdummung; demutlosen Dünkels! . . .

Ich fordere nicht, daß man meine Meinungen teilt. Ich fordere nicht, daß man mir glaubt. Ich fordere nicht, daß man meine Art billigt. Ich fordere nur, was Artikel 118 der Reichsverfassung jedem Staatsbürger zusteht: Geistige Atemluft. Nicht Sympathien will ich, sondern Recht. . . .

Wie wird dies enden? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß es Siege gibt, die den Siegenden bedrücken und nur tiefer beschämen. Dies sind nicht Gegner, über die gesiegt zu haben mich erheben kann, und recht haben und recht behalten müssen, ist doch zuletzt eine w i d r i g e Sache. Ich weiß auch, daß kluge Verwaltungstechniker noch immer Wege gefunden haben, um dort, wo ein moralisches Unrecht geschieht, den Schein der Legalität zu wahren. Man braucht ja nur, bis die Gemüter sich beruhigt haben, einen mißliebig Gewordenen zu „beurlauben". Dann bleibt sein Ansehen bemakelt, und die Gegner sind überzeugt, es läge w i r k l i c h irgendwie Belastendes vor. Ein langes Leben hat in mich genug Menschenverachtung eingepflanzt, daß ich es weiß: „Ist man nur willig, ein Unrecht zuzulassen, zureichende Gründe finden sich i m m e r." Dann erst werde ich mich an Worte erinnern, die mir ein die Sache überschauender Geist zurief:

„Alles, was der Mühe wert ist erlebt zu werden, das beginnt jenseits der Folter! Zähne zusammen und durch! bis man alles, aber auch alles unter und hinter sich gebracht hat. Dann kommt der Moment wo der Pöbel violett wird vor Wut. Denn er merkt, daß er einem nichts mehr tun kann. Und dann ist plötzlich Ruhe. Denn er kann nicht einmal seiner Gemeinheit die Treue halten. Die Reserven verbombardierten Unrats werden still wieder ergänzt. Und eines schönen Tages schäumt die Voksseele aus einem anderen Rinnsal."

Den 14. Juni

Er hing noch auf der dortigen Universität wie ein schöner Kronleuchter, auf dem aber seit zwanzig Jahren kein Licht mehr gebrannt hatte.

*

An die Universitätsgaleere geschmiedet.

*

Es ist fast unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne jemandem den Bart zu versengen.

*

Wenn auch einmal einer lebendig begraben wird, so bleiben dafür hundert andere auf der Erde, die tot sind.

*

Die kleinsten Unteroffiziere sind die stolzesten.

Lichtenberg

ARNOLT BRONNENS EXZESSE

Der Lärm ist vorüber, die Zeitungslessinge haben gesprochen, Schimpf und Schlag ist vergessen, Arnolt Bronnen sitzt irgendwo in Kärnten, Gott weiß wie weit von seinen Exzessen. Jetzt ist es Zeit, ganz still über das Lustspiel zu sprechen, das wir Verschworenen und Gedungenen für die Arbeit eines jungen Meisters halten.

Nur ein paar Sätze über die Exzesse bei der Aufführung. Es gibt neunmal Gescheite, die der Welt erzählen, Bronnen hätte alles eigentlich dem Krach zu danken, den einige Literaturjünglinge bei seinen Aufführungen arrangieren. Der Neid, der Bronnen nicht einmal die Wutanfälle der Tobenden gönnen will, kalkuliert unrichtig. Gewiß kann ein erregtes und erregendes Entrée einem Künstler nützen. Aber wenn der Eröffnungslärm stationär wird, wird er gefährlich. Es gibt ja in Deutschland keine Bronnen-Premiere mehr, in der nicht gerast wird. Ueberall ein anderes Mißverständnis. In Frankfurt pfiffen bei den „Katalaunischen Schlachten" Nationalisten, die den prachtvollen Akt im Unterstand nicht sehen wollten, in Berlin pfiffen Kommunisten; in Bremen rasten die Oberlehrer der Normalgeschlechtlichkeit, in Ulm umtobte Bronnen der Streit um die Knabenliebe. Das alles geht Bronnen eigentlich gar nichts an, er hat weder aspiriert, Kommunist noch homosexuell zu scheinen. Aber die Ueberreizten und von vornherein Eindrucksunwilligen aller Lager benutzen Dialogfetzen seiner Stücke, um abzureagieren. Bei dem ersten unkonventionellen Wort entsteht wüster Lärm. Bronnen ist jetzt in derselben Lage wie Emile Zola, dem man ja auch jahrzehntelang die Lust am Dreck vorgeworfen hat, bis er sich eines Tages entschloß, ein Buch in rosa, den „Traum", zu schreiben, nur um diesen Einfältigen, die über einigen starken Worten die Architektur des Werkes übersahen, zu zeigen, wie leicht es ist, sittsam und bürgerlich zu poetisieren.

Aufrichtig gesagt, Bronnen gibt zuweilen diesen Beckmessern zu willig das Stichwort. Es gibt in diesem Werke eines Sechsundzwanzigjährigen etliche Roheiten, die unnötig sind. Der Regisseur der „Exzesse" hat folgenden Dialog natürlich gestrichen:

Eine: Mir ischt a jeder Dicker recht.
Lois: Aber für Dein Broatarsch hat net a jeder den Schlüssel.
Eine: Unter mei'm Hals hängen ihrer zwoa.
Lois: Laß nur hängen bis der Wind sie tricknet.
Eine: Was mir hängt, tricknet ehnder als was Dir hängt.

Dieses Gespräch zwischen altem Soldaten und jungem Soldatenmensch schien dem Regisseur für die Aufführung nicht nötig. Ist es fürs Buch unerläßlich? Ich kann mir die Lust an diesen Derbheiten schon erklären. Die Generation, die in Schützengräben lag und dann, wie Bronnen, ein paar Jahre Gefangenenlager erlebte,

hat die Zimperlichkeiten verlernt. Wollte Bronnen junge Leute, die nicht aus der Kommerzienrats-Welt stammen, auf die Beine stellen, dann mußte er den Mut zu der krassen Sprache einer krassen Epoche finden. Dennoch plädiere ich für eine gesäuberte Bühnenausgabe, weil das gelesene Wort etwas anderes ist als das öffentlich explodierende. Der Widerstand der Mittelmäßigkeit hat sich ja immer am Wort gestoßen. Auch Bronnen verdarb sich durch ein paar krachende Worte den Blick auf die Architektur seines Werkes. Uebrigens ist diese Bühnenausgabe auch deshalb unerläßlich, weil es in ganz Deutschland keine drei Regisseure gibt, die sich durch das üppige Chaos dieses Dialogs einen dramaturgischen Weg zu schlagen wissen. Ganz unter uns, es gibt Roheiten in den „Exzessen", die auch ich unerträglich, weil kraftmeierisch, empfinde. Wenn Bronnens Lois (im Buch) sagt: „Meine Hoden strotzen wie eine Blutorange", so möcht ich den Lektor des Verlages um seine Assistenz bitten.

Bronnen hat das alles nicht nötig, weil er vielleicht der einzige junge Dramatiker ist, der ein Stück bauen kann, und weil er dabei so sehr „inwendig voll Figuren" ist, wie es in den Briefen Dürers heißt, daß seine Bauten nie konstruiert scheinen.

Was wollte Bronnen geben?

Das Lustspiel der Fünfundzwanzigjährigen, ein paar Jahre nach dem Krieg, nach der Revolution. Er zeichnete, wahrhaft hellseherisch, 1922, eine Schieberbande mit einem feudalen und einem jüdischen Direktor, eines jener morbiden Kreditinstitute, von denen heute, drei Jahre später, in allen Zeitungen täglich die Rede ist. 1922 malt Bronnen diese mit allen Gütern handelnden Schwindelbanken, in dem er einen solchen Kutisker sagen läßt:

> Es kann sein der Busen einer Sängerin ein gutes Geschäft und eine Ziegelfabrik ein mieses. Es kann aber auch sein der Stift eines Dichters ein schlechtes Geschäft und eine Valutaschiebung ein gutes. Aber Geschäft sind sie alle, und Gott schütze die reine Seele des Volkes vor unserer Perversität.

Das sind Naturlaute aus der vergifteten Blütezeit von 1922, Naturlaute bis in jene zynisch-fromme Warnung vor sich selber. Die zwei Direktoren, der feudale und der jüdische, sind das Schicksal der jungen Leute, die in zwei Rudeln vorgeführt werden. Eine Schicht von plötzlichen Bankbeamten wird in die Filiale nach Bozen, die andere in die Filiale nach Stralsund versetzt. Parallel, wie die Telephongespräche der beiden Lenker, sind die Erlebnisse der Verschickten in den Filialen. Drei junge Männer, drei junge Mädeln werden entwurzelt, angestellt, entlassen. Norddeutsche werden auf alttiroler Boden, Süddeutsche auf Ostseestrand verpflanzt. Was ist ihr Leben? Traurigste Kontorsklaverei und abendliche Exzesse. Die Leerheit einer torkelnden Generation, die aus der bürgerlichen Kultur gerissen wurde, ist in diesen

Schreckensbildern aus einer noch fiebrigen Friedenswelt festgehalten. Ich bezweifle, daß Bronnen den Vorsatz hatte, dramatische George-Groß-Bilder zu malen, er hat nur einfach Wirklichkeiten verdichtet, er gab nur geordnet wieder, was in peinvoller Unordnung um ihn herumkroch. Erfrischend diese Fülle der Figuren. Da ist der arme kleine Max, den der geniale Curt Bois so rührend-komisch verkörperte, der schlagfertige Berliner Junge, der gar kein Talent zum Exzedieren hat, der immer neben den Paaren steht und noch im Tragischen lächerlich wirkt (deshalb darf er sich nicht in die Brust, sondern nur in den Popo schießen), dann der noch viel bürgerlicher veranlagte Herr Binder, der von einer Kollegin, die er gar nicht liebt, geheiratet wird, ein bescheidener artiger Bewerber, der auf einem Sessel in dem Gange vor dem Zimmer der Geliebten wartend Platz nimmt. Er sieht einmal badenden Mädchen zu und sagt, bis in die tiefsten Instinkte kleinbürgerlich: „So ganz nackt mag ich die Mächens gar nich, Kultur muß ran, dann sind die Kontraste da." O du brave, in eine anarchische Epoche verlorene Beamtenseele der neunten Tarifklasse! Da ist aber auch Lois, der viereckige Tiroler, der mit der Brutalität seiner Bauern-Natur dem Chef eine Watschen herunterhaut, die den nicht zum Beamten Geborenen sofort aus der Bank-Karriere wirft, der einzige Kerl, der stärker scheint als sein verpatztes Zeitalter, ein ungebrochen Liebender, der von Bozen nach Stralsund träumt, singt und durchdringt. Urlebendig auch die Mädchen. Die brave Anni, die sich magisch zu der Beamtenseele hingezogen fühlt, ein sorgendes, dienendes, blondes Frauchen, das auch im Seewasser noch züchtig bekleidet sein möchte. Daneben Joki, das harmlose Hürchen, das tagsüber tippt und nachtsüber kost, das willige Geschöpf der kleinen Liebe, dem vor gar nichts graust. Exzesse? Ach Gott, alles ist nur Verdauung und Spaß. Die Dritte, das Parallelgeschöpf zu Lois, dem Tiroler, Hildegard, ein reif gewordenes, liebefähiges Weibsbild, das sich von Stralsund nach Bozen sehnt, schreibt und durchdringt. Diese sechs jungen Leute sind mit ganz leichter Hand gezeichnet, ihre Tragik ist ein bißchen banal, und ihr schnelles Blühen wirkt ein bißchen tragisch. Bronnen konturiert junge Menschen mit einem für einen so jungen Autor erstaunlichen Sinn fürs Komische der Leidenschaften. Da liegt z. B. der Lois in einer Sommernacht wach in Bozen. Er hat eine Verständigung von der Geliebten aus Stralsund bekommen, er holt das Papier aus der Brusttasche und küßt es, Maxi, der immer nur daneben steht, möchte so gern wissen, was in einem Brief steht, der einen selig machen kann. Endlich erfährt er den göttlichen Inhalt: „Herzliche Grüße sendet Hildegard". Kann man die Sommernachtsträume der Bankbeamten knapper, drolliger karrikieren? Zuweilen wird der Wilhelm-Busch-Humor des Verfassers lyrisch vertieft. Auf einer Wiese liegt Hildegard, zur Liebe reif, ein Hirt hat neben die halbwach Summende seinen Ziegenbock gebunden. Das reife Mädel sieht den Bock und fühlt den Lois. Heiße Sommerluft. Sie denkt träge für sich hin:

Ach, so zu liegen und der Bock frißt neben mir und die Erde dreht sich und alles ist gleich, alles ist aufgelöst, alles liegt in sich. Aber ich hab' keine Ruhe mehr. Was machst du Bock? Ich lieg' und verdorr. Ich kann mich packen lassen. Aber ich bin zu voll für alle. Vielleicht erwürg ich den, der nicht genug ist. Ach du Bock! Du Bock, ich kann nicht mehr verschlossen sein. Voll und schreiend muß ich gepackt sein von deinen Armen. Leer mich, saug mich auf, zerreiß mich, du. Ich will nicht bleiben, ich will durchstoßen werden. Ach ich bin voll, komm, komm. (Der Bock beschnuppert sie.) Ich bin Gras, du kannst mich fressen, du, riechst du mich, kost' mich doch. Ich kann nicht liegen, nicht schlafen, nicht ruhig sein. Ein End' muß gemacht werden. Die Welt dreht sich. Ich würde ihr schon helfen, das ist's, wir wollen alle wieder heim.

Die Szene, von antiker Kühnheit und Frische, endet frech-fröhlich. Der Hirtenbub lacht. Oder ist es ein Meckern? Das Mädel lacht. Oder meckert auch sie? Zuletzt tönt es aus allen Dreien: Mehe! Mehe! Mehe! Zu dieser prachtvollen Szene gehören freilich Zuschauer, die selber nicht meckern.

Dieses Lustspiel, wahrhaftig ein Spiel von der menschlichen Lust, muß in naiven Hörern Fröhlichkeit erzeugen. Selbst in dem von grämlichen und giftigen Literaten durchsetzten Haus setzte sich die lebenstrunkene Heiterkeit dieses einzigen Lustspiels, das nach dem Kriege kam, siegreich durch. Nur e i n Typus von Zuschauern blickte oberlehrerstreng zur Bühne. Es waren die alten Ibsenisten. Diese Guten, die vor dreißig oder vierzig Jahren für den großen Apotheker gestritten haben, wissen nicht, daß sie im Theater eigentlich immer wieder die Wiederholung ihres Jugenderlebnisses verlangen, ihren alten Problem-Ibsen in irgendeiner Verkleidung. Arnolt Bronnen aber stammt aus einem anderen Jahrhundert. Er will nicht Gerichtstag halten, nicht über sich, nicht über andere. Eine neue panische Heiterkeit meldet sich hier an, ein frohes Weltgefühl, eine nachsichtige Lust an den ewigen Exzessen voneinander, zueinander taumelnder Menschlein.

Versteht sich, die Arbeit des Sechsundzwanzigjährigen strotzt nicht nur von Talent, sie wird auch überwuchert von Provokationen und sie ist auch nicht ganz frei von erprobten Bühnenscherzen. Aber sind wir Deutschen so reich an dramatischen Begabungen, daß wir, wenn ein frischer Kerl frech auf die Bühne springt, ihm deshalb gleich mit dem Rohrstab nachlaufen müssen? Ein heiterer, sicherer Werber um das vollkommen verarmte Theater ist aufgetaucht, und wir sollten nicht aufhorchen? Ich fürchte, die Signalpfeifen hysterischer Kommunisten pfeifen die letzte Fröhlichkeit aus dem Theater der Gegenwart.

Vieler Deutschen Stolz ist Grobheit; und je mehr einer Verstand hat oder in Rang steht: desto gröber ist er.

Wilhelm Heinse

Vorgestern vormittag, als ich die Budapester Straße entlang ging, sah ich in einem Schaufenster ein reizendes Hütchen liegen. Ich blieb stehen, um es genauer anzusehen. Es war wirklich reizend! — Rot, mit einem ringsum aufgeschlagenen Rand, Breton nennt man diese Form, glaube ich. Früher trugen sie nur Kinder. Aber augenblicklich ist es auch für die ganz erwachsene weibliche Jugend der letzte Schrei. Trotzdem beschloß ich, es nicht zu kaufen. Ein rotes Hütchen war mir im Augenblick nicht sehr notwendig und — — die Zeiten sind schlecht. Für alle Fälle aber ging ich in den Laden, um das Hütchen aufzuprobieren und zu sehen, ob es mir stände. Es kleidete mich entzückend! Dann verließ ich, meinem Entschlusse treu, das Geschäft ohne das Hütchen. Als ich mittags nach Hause kam, war mein Mann schon da. Er telephonierte mit seinem Freunde Rudi, und ich hörte, wie er zu ihm sagte: „Er, seinerseits halte den Höhepunkt der finanziellen Krise für überschritten". Er erklärte auch noch warum — aber wieso habe ich wieder vergessen. Wir setzten uns dann zu Tisch, und mein Mann erzählte noch sehr viel Geschäftliches. Von einer erneuten Kaufkraft des Publikums und Behebung der Arbeitslosigkeit — es hörte sich alles wunderschön an. Ich war den ganzen Tag deshalb vergnügt und guter Laune. Am nächsten Morgen wachte ich strahlend auf. Ich hatte gut geschlafen, es war herrliches Wetter, und noch im Nachthemd lief ich auf den Balkon. Die Sonne schien wunderbar warm, und ich ließ mir den Tee herausbringen und frühstückte so, halb nackt, im Freien. Gleich darauf aber faßte ich einen Entschluß und telephonierte an das Geschäft in der Budapester Straße, daß ich das gestern probierte rote Hütchen kaufen wolle und man solle es mir noch heute schicken. Danach zog ich mich an und fuhr aus. Ich fuhr die Charlottenburger Chaussee entlang zum Tiergarten und dann auf kleinen, kaum befahrenen Wegen. Die Hunde bellten hinterher, kläfften nach den Spatzen, versäumten sich dabei und überschlugen sich dann wieder vor Eile, mich einzuholen. Mein Pferdchen ging mal Trab, mal Schritt und wiegte kokett die Veilchensträuße an seinen Ohren. An der Tiergartenstraße rief ich die Hunde in den Wagen, nahm die Zügel zurück und ließ mein Pferdchen mit gebogenem Halse und gesenktem Kopfe vor der Peitsche herlaufen. Als wir am Rolandbrunnen vorbeikamen, stand dort ein Bekannter, winkte und bat, mitfahren zu dürfen. Ach, dieser Bekannte mußte in den letzten Tagen sehr unangenehme Dinge erlebt haben. Er war sehr gedrückt. Von einer Besserung der finanziellen Lage wollte er nichts wissen. Dagegen fragte er, ob ich einen Käufer für seinen Hispano suiza wüßte. Dann sprachen wir noch über Politik. Auch da war er äußerst pessimistisch. Er verglich den augenblicklichen Zustand Europas mit der klassischen Periode Griechenlands. Die Völker, sagte er,

werden einander zermürben, wie die griechischen Stämme es taten. So verdarb er meine glückliche Morgenstimmung mit seinen unangenehmen Aussichten. Ich kam nervös und verärgert von meiner Spazierfahrt heim und ließ mich sofort mit dem Geschäft in der Budapester Straße verbinden. Ich hätte es mir überlegt, sagte ich der Verkäuferin, das Hütchen wäre mir zu rot und sie solle es mir nicht schicken.

Mein Mann hatte eine wichtige Konferenz, er kam nicht zum Mittagessen. Ich blieb den Rest des Tages allein auf einem Liegestuhl im Garten und hing meinen trüben Gedanken nach. Gegen Abend holte ich mir die Weltgeschichte und überlas die Geschichte der klassischen Periode Griechenlands. Ich prüfte aufmerksam die Vorgänge zwischen den verschiedenen Stämmen. Trotzdem konnte ich mir keine Vorstellung von unserm zukünftigen Geschick machen.

Spät abends kam mein Mann; er fand mich betrübt über meinen Geschichtsbüchern. Auf seine Frage gestand ich ihm meine großen Sorgen und Kümmernisse; er lachte —! Er lachte ganz einfach über die weise Prophezeiung meines pessimistischen Bekannten, die er genau so wenig wie ich verstand.

Darauf aßen wir Abendbrot und gingen bald schlafen. An die Situation Europas im Vergleich zur klassischen Periode Griechenlands habe ich nicht mehr gedacht. Wenn mein Mann nichts davon weiß, brauch ich es auch nicht zu wissen!

Heute vormittag kam ich zufälligerweise durch die Budapester Straße. Das rote Hütchen hing noch im Schaufenster. Ich ging in den Laden, bat es mir einzupacken und nahm es gleich mit nach Hause.

Man soll sich in den wichtigsten Dingen des Lebens nicht von der Politik beeinflussen lassen!

ANTON KUH (WIEN) — VARIETE

Geschicklichkeit

Dem Meisterjongleur Rastelli

Wunschblitz durchs Hirn:

Die Elende, Vermaledeite, Göttliche, die dich verließ, säße nach Jahren — nein: morgen! — durch Zufall in dieser Loge und du selber wärst es, der da unten in grünblaue Seide gekleidet, vor ihrem überraschten Aug' den Ball vom Nacken nach der Stirn, von der Stirn auf den Holzpflock im Mund und zurück hüpfen ließe, während gleichzeitig die Hände mit einer Unzahl emporgeschleuderter Teller hantierten.

Sie wäre besiegt und erobert.

Denn Geschicklichkeit ist das große, Ibsensche „Wunderbare“ — oder mindestens dessen hoffnungerweckende, stellvertretende Gebärde. Wie arm und nüchtern und unzuträglich wirkt dagegen, und wär sie selbst Faustisch, alle Bemühung! Der Bemühte erlöst nicht und ist nicht erlösbar. Offen zutag' liegen seine Grenzen. Nie überwindet Gelingen sein Gewissen.

Aber der Geschickte leistet, zeigt was er kann, ohne jemanden in den Qualm seiner Probleme zu ziehen. Er bietet dem Aug' eben Trainierungsresultate, statt das schweißtriefende, traurigblickende Training. Wenn er auf dem Podium steht, ist das Schwerste vorüber; mühelos fliegt von Nacken, Stirn und Fuß der Ball; um sein grünseidenes Kleid ist der Glanz des Gelingens.

Freilich müßte die Ununterbrochenheit des Außergewöhnlichen auf die Dauer eine romantische Seele langweilen, es gleich Radio und Spiritismus zum Mechanisch-Gewöhnlichen stempeln. (Christian Morgensterns Ausspruch „Es gibt nichts Traurigeres, als einem Menschen seine Grenzen anzusehen“, ist beim Virtuosen bald ins Gegenteil verwandelt.) Welche geniale, ja erotische Eingebung Rastellis also (des Wunder-Jongleurs), daß er ab und zu, wenn ihm ein Versuch — etwa der, den Ball von den festgeschlossenen Füßen nach dem Hals hinauf zu lancieren — mißlingt, die Sache als hoffnungslos sein läßt!

Die „Kaiserin von Neufundland“, die ihn zum Gemahl nimmt, wird niemals gähnen.

Temperament

Dem jüngsten Glazaroff

Der Dirigent der zwölf Glazaroffs, ukrainische Tänzer im Nationalkostüm, hat ein sehr eindrucksvolles Gesicht, Monokel, Spitznase, lechzende Augen (die Haare leider national verschandelt) — aber er ist kein Vor-, sondern ein Nachdirigent.

In einem Nachtetablissement sah ich einmal einen griechischen Schneidermeister, der aus Geldüberfluß und Laune sich plötzlich an die Spitze des Orchesters stellte und mit hinreißendem Schwung, kreuz und quer mit dem Taktstock die Luft erstechend, die Zeichen machte, zu denen ihn die Töne und Rhythmen der Kapelle verführten. Diese Gefolgschaft von Hand, Kopf und Fuß wirkte so verständnisvoll und überzeugend, als ob ein Hans Richter oder Toscanini obenstände. Und ihr Wert war Null.

Aehnlich arbeitet dieser Russe.

Er pflanzt sich tief ernsthaft vor dem Orchester auf, pumpt vorerst in den ausgestreckten Arm musikalische Energie und reißt

sich die Feurigkeit, die ihn da optisch-akustisch durch den Wirbel zwölf racherufender, rotierender, tschinellenschlagender Tänzer umtost, fetzenweise aus dem Leib. Schweiß rinnt ihm aus den Poren. Muskel treten aus, der Leib dampft vor Rhythmus — und es ist Zimmergymnastik.

Ich erblicke hier eine fabelhafte Allegorie des Scheintemperaments, jenes gläserzerschlagenden, heißblütigen Ojoijoi, das die sanftere Menschheit für Elementarkraft hält. Takt, Rhythmus, Feuer, von außen nach innen, im Nachtrab der Musikanten.

Aber unter den Zwölfen ist ein sechzehnjähriger Knabe, mädchenhaft und berückend schön, mit „splitternacktem Mund", das Haar im Rund um den Hals geschnitten, feuchte Sterne im seitwärts blickenden Aug' — der wird zum Schluß von einer unsichtbaren Schnur gelassen und dreht, dreht, dreht sich ohne Ende. Er kann nicht aufhören, er hat noch zehn Jahre zu jener Ermüdung, die im Blick seines Dirigenten glimmt. Er ist das Jugendjuwel dieser stürmischen, rasenden, geräuschvollen Truppe, deren Waden in so massiven und behaglichen Juchten stecken. Sein schmaler Körper muß für die Lärmenden verbrennen.

Den Dirigenten aber schützt, glaube ich, kein Ueberschwang vor Baucherstarkung. An Schwindsucht gehen nur die Vor-, nicht die Nachdirigierer zugrunde.

HENRI BECQUE

GALLIGE WORTE

Die Sündflut ist mißlungen: ein Mensch ist übriggeblieben.

*

Wenn man alt wird, merkt man, daß die Rache die sicherste Art der Gerechtigkeit ist.

*

Es ist so beruhigend, immer mit denselben Menschen zu leben: man weiß wenigstens, daß sie einen verabscheuen.

*

Man kann über seine Mitmenschen gut oder schlecht sprechen. Unser Interesse gebietet, gut über sie zu sprechen, die Wahrheit heischt das Gegenteil.

*

Mann und Weib gehören zusammen wie Kette und Eisenkugel.

*

Die Ehre hat keine „professionels" mehr.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Juniwoche

Die weiterverarbeitende Industrie ist, lammfromm wie gewöhnlich, im Begriff, ihren Kopf in eine Schlinge zu legen und es der Schwerindustrie zu überlassen, ob sie den Strick zuziehen will oder nicht. In dem Vertrag über die Gewährung von Exportrückvergütungen, der zwischen den beiderseitigen Verbänden vorbereitet worden ist, soll das Einverständnis des Verarbeitungsgewerbes mit den Zollwünschen der eisenschaffenden Industrie dadurch erkauft werden, daß den Veredlungsfabriken, soweit sie für die Ausfuhr arbeiten, die Differenz zwischen dem Inlandspreis, wie er sich unter dem Zollschutz entwickelt, und dem Weltmarktniveau ersetzt werde. Zwar heißt es in den Entwürfen nur, daß diese Spanne „vergütungsfähig“ sei, und nichts ist darüber gesagt, ob die Schwerindustrie auch zu jeder Zeit und in vollem Umfange verpflichtet wird, den Preisunterschied zu ersetzen und damit die Ausfuhr der Fertigfabrikate zu unterstützen. Aber setzen wir voraus, daß in dieser Beziehung keine Unstimmigkeiten auftreten würden, was wäre selbst dann die Folge für unsere verarbeitende Industrie? Bleiben wir zunächst bei den Ausfuhraufträgen. Wird nicht jede einzelne Maschinenfabrik in Zukunft gehalten sein, ihrem Eisenlieferanten genauen Einblick in ihre Kalkulation zu geben, sei es auch nur auf dem Umwege über die vertragschließenden Verbände? Wird sie ihm auf die Dauer die Kenntnis ihrer Kundenliste vorenthalten können? Einem großen System der interindustriellen Handelsspionage ist Tür und Tor geöffnet. Das erscheint um so bedenklicher, als die Eisenerzeuger zuvor einen Teil der Produktion an die ihnen nahestehenden Verarbeitungskonzerne veräußern und nur den etwa verbleibenden Rest an fremde Unternehmungen abgeben werden. Die Marktkenntnisse, die sich die Lieferanten im Verkehr mit fremden Abnehmern auf Grund des Rückvergütungsvertrages zu erwerben reichlich Gelegenheit haben werden, kommen auf diese Weise den von ihnen kontrollierten Konkurrenzfabriken zugute. Immer weiter wird die Schwerindustrie auf diese Weise ihre Fangarme strecken können.

Es gehört zu den großen Unbegreiflichkeiten in den ökonomischen und soziologischen Kräfteverhältnissen Deutschlands, daß trotz dieser Bedrohung die Verarbeitungsindustrie beste Miene zum bösen Spiel macht. Nicht bloß der Teil, der mit der Eisenerzeugung verschwägert oder von ihr abhängig ist, sondern auch die freien Fabriken. Weil gegenwärtig das Eisen im Ueberfluß da ist, meint

man, das werde immer so sein. Weil gegenwärtig die Eisenproduzenten Versprechungen auf Versprechungen häufen und die Weiterverarbeitung mit allen Mitteln, auch mit gelegentlichen Preisnachlässen umwerben, glaubt man, das werde auch dann so bleiben, wenn der Kontrahent sein Ziel erreicht hat. Und wenn es wenigstens eine lockende Offerte wäre, die die Schwerindustrie gemacht hätte! In Wirklichkeit ist es jedoch ein Linsengericht, für das vom Verfeinerungsgewerbe wichtige Erstgeburtsrechte aufgegeben werden. Um den Preis einer teilweisen Ausfuhrgratifikation verzichtet sie darauf, für ihre gesamte inländische Produktion der günstigen Angebote teilhaftig zu werden, die sie erhalten könnte, wenn die von der Schwerindustrie angestrebte Verbindung von Zollmauer und Einfuhrmonopol nicht existierte und billiges Roheisen und Stahl unbehindert aus Lothringen und dem Saargebiet hereingelassen würde. Es gibt freilich einen besonderen Grund, weshalb über die Eisenzölle so wenig geredet wird. Die eisenschaffende Industrie kann sich darauf berufen, daß ihr keine höheren Zölle im Tarifentwurf zugestanden wurden, als vor dem Kriege. Sie ist sogar auf ihrer Saarbrückener Tagung gegen diese „Zurücksetzung“ Sturm gelaufen. (Wie es überhaupt Mode wird, das Einverständnis mit hohen Zöllen dadurch zu dokumentieren, daß man sie als „viel zu niedrig“ bezeichnet. Siehe die Landbundtaktik.) Diese Argumentation des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller klingt für den Laien ganz einleuchtend — und besagt doch gar nichts. Denn erst seit dem 10. Januar 1925, nach Wiederherstellung der zollpolitischen Autonomie, gelangen die Eisenzölle wieder in Vorkriegshöhe zur Erhebung. Die Welt ist aber inzwischen eine andere geworden. Durch den Versailler Vertrag haben wir 80 v. H. unserer Eisenerzförderung verloren. Die Eisenlage Deutschlands hat sich dadurch gegenüber der Vorkriegszeit ins Gegenteil verkehrt. Die Grundlagen für die Eisenzollpolitik haben jede Vergleichbarkeit verloren, und folglich ist es bloße Dialektik, wenn man die Restitution des vollen Friedenszolls unter diesen veränderten Umständen wie eine Selbstverständlichkeit hinstellt. Gewiß ist es schmerzlich, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß der Charakter der Eisenindustrie als einer sogenannten nationalen nicht mehr mit der gleichen Unverrückbarkeit feststeht, wie ehedem. Gewiß werden auch die Uebergangsschwierigkeiten drückend sein. Das alles kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß im heutigen Deutschland für Eisenzölle kein Platz mehr ist. Mag die künstliche Konstruktion der Ausfuhrvergütung zur Not den direkten Export von Eisenfabrikaten begünstigen, die deutsche Exportfähigkeit im ganzen wird jedenfalls schwer bedroht, wenn ein wichtiger Rohstoff durch Kartell, Zoll und Einfuhrmonopol verteuert wird. Es kommt ja nicht allein darauf an, daß die Maschinen billig hergestellt werden können, die selbst nach draußen geschickt werden, sondern die Ueberteuerung muß auch bei denen vermieden werden,

die im weiteren Produktionsprozeß indirekt zur Erzeugung anderer Ausfuhrgüter verwendet werden. Ein Ueberweltmarktpreis für Eisen strahlt über Baukosten, Verkehrsbelastung (Schienen, Lokomotiven) und Hausratverteuerung schließlich nach allen Richtungen aus. Das mindeste, was verlangt werden muß, ist darum eine sorgsame Prüfung der Frage, in welchem Grade und auf welche Dauer Eisenzölle ertragen werden können. Aber eine solche Prüfung ist es gerade, was man scheut. In Deutschland ist nicht die Ueberlegung das Primäre und die Zollgestaltung die Folge, sondern: am Anfang war der Zoll! Alles andere hat sich danach zu richten.

Bald rundet sich der sechste Monat, seit das Verfahren gegen Julius Barmat und seine Brüder in der Schwebe ist, ohne daß es sich zu konkreten Anklagen verdichtet hätte. Henry Barmat hat jüngst im Tage-Buch das Wort ergriffen, um zu sagen, wie er die Dinge mit seinen Augen ansieht. Audiatur et altera pars! Da es niemandem mehr möglich ist, die ganze Druckerschwärze in sich aufzunehmen, die Tag für Tag der Bericht über die Verhandlungen der diversen Barmat-Ausschüsse erfordert, so greifen wir als eine kompetente Aeußerung der Gegenseite aus den letztwöchigen Vernehmungen die Aussage heraus, die der deutschnationale neue Präsident der Preußischen Staatsbank am 11. Juni vor dem Untersuchungsausschuß des Landtages gemacht hat. Sie lautete nach dem offiziösen Bericht des Reichsanzeigers so:

> Präsident Dr. Schröder: Die Angaben des Herrn Barmat über unsere Besprechungen treffen vollständig zu. Ich stand vom Juni ab unter dem Eindruck, Herr Barmat ist zwar sicher, aber wir haben hier zuviel an eine Stelle gegeben, wir wollen auf Abzahlung hinwirken. Ich habe nicht unter dem Eindruck gestanden, als ob irgendwie zielbewußt von der „Amexima" oder Herrn Barmat in betrügerischer oder sonst krimineller Weise uns Kredite abgenommen wurden. Ich stand nur unter dem Eindruck, der Kredit ist sehr wenig liquid gedeckt.

So resümiert der Staatsbankpräsident, der Herrn Barmat gewiß nicht grün ist, seinen Eindruck aus den bisherigen annähernd sechsmonatigen Nachforschungen. „Zwar sicher, aber wenig liquide." Dasselbe Urteil hörte man kürzlich über einen prominenten Konzern. Dann ist es wohl richtig, was einige Lästerer sagen, daß der Fall Barmat nur dem Grade nach verschieden ist von dem Fall Stinnes?

Seit dem 15. Juni besteht frisch-fröhlicher Handelskrieg zwischen Deutschland und Polen. An diesem Tage sind die Einfuhrkontingente abgelaufen, die Deutschland auf Grund der Genfer Entscheidung der Ostoberschlesischen Industrie drei Jahre lang hatte zugestehen müssen. Die Verhandlungen über den Abschluß eines Wirtschaftsvertrages, die seit einigen Monaten ge-

führt werden, sind bisher an der Hartnäckigkeit der Polen gescheitert. Die Situation, die sich aus alledem für das abgetrennte Ostoberschlesien ergibt, ist wenig beneidenswert. Das Gebiet ist ganz auf den Export nach Deutschland eingestellt. Wird ihm jetzt dieser Lebensnerv abgeschnitten, so ist seine Existenz in Frage gestellt. Nun sind allerdings Handelsvertragsverhandlungen dazu da, daß beide Teile von ihren Forderungen ablassen und dem Gegner Konzessionen machen, und das polnische Verhalten ist bisher wenig liebenswürdig gewesen. Aber das oberschlesische Problem erfordert von deutscher Seite eine besonders delikate Behandlung. Deutschland hat Jahre hindurch und mit Recht die wirtschaftliche Unzertrennlichkeit zwischen West- und Ostoberschlesien behauptet. Jetzt, wo es hart auf hart geht, kann es diese Zusammengehörigkeit nicht mit einem Male ganz ableugnen. Die Lage wird besonders heikel dadurch, daß die Absperrung der polnischen Kohleneinfuhr nach Deutschland in einem Zeitpunkt erfolgt ist, wo es dem deutschen Kohlenbergbau, der unter schwerer Absatznot leidet, sehr erwünscht ist, daß er sich eine, wenn auch nicht sehr belangreiche Konferenz vom Leibe halten kann. Das gilt für das Waldenburger Revier ebenso wie für Sachsen und die Ruhrkohlenzechen. Darin liegt eine große Gefahr. Deutschland darf nicht das Augenblicksinteresse voranstellen und sich gegenüber den polnischen Wünschen unnachgiebig zeigen und die Verhandlungen hinziehen, weil es sich davon eine Milderung seiner eigenen Krise verspricht. Es darf nicht um eines solchen vorübergehenden Vorteils willen seine Hand dazu bieten, Polnisch-Oberschlesien abzuwürgen, ein Gebiet, in dem noch heute deutsche Qualitätsarbeiter in hoher Zahl beschäftigt sind und an dessen industriellen Anlagen deutsches Kapital zu 40 v. H. beteiligt ist. Gewiß muß zuvor Polen von seinem hohen Roß heruntersteigen und vor allem in der Frage der persönlichen Meistbegünstigung und der Niederlassungsrechte Zugeständnisse machen. Aber Verhandeln und Verhandeln ist zweierlei! Deutschland hat allen Grund zu dem Versuch, seinerseits den Partner mit Wohlwollen und Geduld zu einem Vertragsabschluß zu lenken, auch wenn es glaubt, den Kampf länger aushalten zu können als Polen.



Skrzynski
der polnische Außenminister

GLOSSEN

ANATOLE FRANCE IM GESPRÄCH

Es gibt Dichter, die genial und dumm zu gleicher Zeit sind. Wehe, wenn sie ihre Eckermänner finden, die uns mit der dumpfen Banalität ihrer „Aeußerungen“ aufwarten. Es gibt Genies, die nur im Monolog ihrer Arbeit vom göttlichen Funken überfallen werden. Ein solches Genie auf der Basis einer erhabenen Tumbheit war Victor Hugo. Umgekehrt gibt es Genies, die schriftlich nie so sprudelnd reich sein können wie im persönlichen Umgang. Als ein solcher Katarakt von Einfällen blendete Peter Altenberg in seiner besten Zeit. Schade, daß es kein Buch gibt: „Altenbergs Reden im Café Central“ . . . Die Gespräche, die Anatole France in der Villa Said gehalten hat, sind glücklicherweise nicht ganz verlorengegangen, Paul Gsell hat sie mit Takt gesammelt, er ist kein Chapiro, er hat nicht versucht, France bedeutender zu machen als er ist, aber er hat die ganze gütige Ironie des sanften Meisters einzufangen gewußt. (Der Band ist soeben, mit einer Vorrede von Heinrich Mann, im Verlage J. M. Spaeth, Berlin, erschienen.) Hier eine Probe aus dem reizenden Buch:

France über das Esperanto

In diesem Augenblick betrat Hauptmann X das Zimmer, ein hagerer Jude, mit einem Gesicht, das einer Messerschneide glich, gebogener Nase, hohlen, fiebrigen Augen und verräuchertem, ausgedörrtem Teint. Als Vorkämpfer für alles Humanitäre war er der moderne Bewahrer der edlen Flamme, die einst Empörer gegen die herrschenden Einrichtungen aufwiegelte. Wie sie, ging er stets einem Gelobten Lande entgegen, darin nichts mehr an die verfluchte Vergangenheit erinnern sollte.

Nachdem er Anatole France die Hand gedrückt hatte, sagte er: „Sie kennen doch mehrere meiner Marotten: unter anderen die für den Pazifismus und die für die Neger. Ich habe eine neue: das Esperanto.

Ja, ich gehöre zu denen, die daran arbeiten, eine Sprache für alle Menschen zu schaffen und die Arbeiter am Turm von Babel wieder zusammenzubringen.“

Der Hauptmann begann eine kleine Propagandarede:

„Für die Kaufleute ist das Esperanto das beste Verständigungsmittel. Nach achttägiger Uebung können die Esperantisten miteinander korrespondieren.“

France: „Die Herren Kaufleute werden also gut daran tun, diese Sprache zu lernen.“

Der Hauptmann: „Sie hatten aber noch höhere Ziele.

Wir haben eine Auswahl von Meisterwerken aller Länder übersetzt. Ihr „Crainquebille“ gehört auch dazu. Und ich bitte Sie auch um das Recht, noch ein anderes Werk auf Esperanto veröffentlichen zu dürfen.“

France: „Ich möchte einem Freunde nicht gern etwas abschlagen, aber ich sähe es lieber, wenn er eine solche Bitte nicht an mich richten würde.“

Der Hauptmann: „Aber was haben Sie denn dem Esperanto vorzuwerfen, lieber Meister?“

France: „Mein Gott, nichts. Im Gegenteil, ich billige Ihre Bestrebungen, die Handelsbeziehungen zu erleichtern. Ich wäre entzückt, wenn alle Sterblichen sich ohne lange Studien miteinander verständigen könnten. Und ich bin überzeugt, daß eine Universalsprache grausame Mißverständnisse zwischen ihnen verhindern würde.

Aber ist Ihr Esperanto, das zweifellos große praktische Ver-

dienste haben kann, auch in der Lage, die flüchtigsten Erscheinungen des Gedankens auszudrücken?"

Der Hauptmann: „Ich versichere Ihnen . . ."

France: „Nein, denn es ist nicht aus Freude und Leid geboren. Es ist nicht von Menschenseelen geseufzt oder gesungen worden. Es ist ein von einem Gelehrten ersonnener Mechanismus, aber nichts Lebendiges. Angenommen, mein lieber Hauptmann, man machte Ihnen eine wunderschöne Puppe zum Geschenk. Ihre sehr großen und sehr sanften Augen sind von göttlich gebogenen Wimpern beschattet. Ihr Mund ist von köstlichem Rosa gleich dem Fleische einer Kirsche. Ihre Haare sind gewebte Sonnenstrahlen. Sie lächelt Ihnen zu. Sie spricht mit Ihnen. Sie sagt: ‚Mein Liebling.'

Werden Sie sie lieben?

Angenommen, Sie müßten auf einer verlassenen Insel lange Zeit mit ihr allein leben, und plötzlich tauchte eine wirkliche Frau auf, die zwar ziemlich häßlich, aber immerhin eine wirkliche Frau ist. Werden Sie sich mit Ihrer Zärtlichkeit an die Puppe wenden?

Ihr Esperanto ist die Puppe. Die französische Sprache ist eine wirkliche Frau.

Und diese Frau ist so schön, so stolz, so bescheiden, so kühn, so rührend, so wollüstig, so keusch, so edel, so vertraut, so wahnsinnig, so weise, daß man sie mit ganzer Seele liebt und niemals versucht ist, ihr untreu zu werden."

Wir lachten, und der Hauptmann schien ein ganz klein wenig betrübt.

CHINESISCHE SPRICHWORTE

Man muß ernst sein, wenn man jung ist, um heiter zu sein, wenn man alt ist.

Wenn Menschen lange zusammen leben müssen, so hassen sie einander zuletzt; Tiere dagegen lieben dann einander.

Nur ein Narr kann zur Weisheit gelangen.

Drei Dinge müßten sich immer ohne Geräusch vollziehen: daß ein Mandarin sein Volk züchtigt, daß ein Vater seine Kinder prügelt und ein Ehemann seine Frau schlägt.

M

EIN HEITERER HELD

Professor Hanns Fechner, der einst gefeierte, jetzt erblindete Berliner Künstler, begeht am 7. Juni d. J. seinen 65. Geburtstag, in der Stille des Bergdorfes Schreiberhau, das ihm seit einer Reihe von Jahren Zuflucht und Heimstätte geworden ist. Der älteren Generation geistig bewegter Berliner Kreise ist er als der große Künstler, dem wir eine Reihe feinster Porträts, wie das Wilhelm Raabes und Fontanes, zu danken haben, noch in Erinnerung, und als liebenswürdiger Causeur, was er von Zeit zu Zeit durch Vorträge in der alten, teuer gebliebenen Heimat aufzufrischen versteht. —

Mit dem Geschick in hoher Einigkeit, gelassen hingestützt auf Grazien und Musen", trägt er das harte Los des blinden Malers, dem an Tragik nur das des tauben Musikers Beethoven an die Seite zu stellen ist. Seine Nähe wird zum erschütternden Erlebnis durch den Humor, den er in seine Umgebung trägt. Ein Humor, der nur da entströmen kann, wo die Fähigkeit besteht, das Leben zugleich mit einem unbeirrbaren Ernst, wie mit einer herzlichen, ja kindlichen Liebe zu betrachten. — In seinen Bannkreis strömt alles, was menschlich wie geistig und künstlerisch nach Verständnis und Förderung verlangt. Sein efeuumranktes Bauernhaus am Fechner - Weg in Schreiberhau ist etwas, wie in Gerhart Hauptmanns „Und Pippa tanzt", die Glashütte: und da kama die Menschen, ju — ju — da kama se vu weither durch den Schnee gekrocha! se koama vu weither, weil se hungrig woaren: se wullten a Brinkla Licht auf de Zunge han! se wullten a kleen bißla Wärme in ihre verstarrte Knocha eitrinka. A su is! — Ja — „a su is:" der vom Leben Enterbte gibt unermüdlich aus dem Reichtum seiner Seele und seines Geistes an seine Mitwelt ab. Ehrfurcht und Liebe neigen sich vor Dir, Meister Hanns Fechner, und begrüßen Deinen 65. Geburtstag —

Felicitas Böhm

DEUTSCHE REISENDE IN AMERIKA

Durch blödsinnige deutsche Bücher über Amerika wurde mehr Mißverstehen verursacht als ein Krieg von monatelanger Dauer hätte verursachen können. Das kann aber kaum überraschen, wenn man sich Tatsachen vor Augen führt wie die, daß der Autor von „Der Werwolf" kürzlich die Vereinigten Staaten besuchte, genau 30 Tage dablieb und dann siebenundzwanzig lange Schriftstücke über Amerika für eine ganze Kompagnie von Tageszeitungen und Zeitschriften schrieb. Diese Tradition geht viele Jahre zurück zu der Zeit, da Ernst von Wolzogen von Deutschamerikanern hierher eingeladen und von einem „Verein" zum andern herumgereicht wurde. Was sah er wirklich vom Lande? Einige Sehenswürdigkeiten und einige frischgebackene „Eingeborene". Kaum etwas anderes. Und kraft dieser echten und erschöpfenden Kenntnis aus erster Hand wurden Herr von Wolzogen und viel zuviel andere nach ihm Amerika-Exporten. Nur so wird ein Buch erklärlich wie Roda Rodas „Ein Frühling in Amerika", das nach einem Aufenthalt von drei Monaten in New York und seiner Umgebung geschrieben wurde und das so schwerwiegende Wahrheiten berichtet wie, „daß kein Amerikaner seine Rasierklinge zweimal

benützt, und daß jeder Stenotypist in Washington sein eigenes Auto hat".

Nach Jahren ununterbrochener Prüfung, wage ich die Behauptung, daß unter den unzähligen deutschen Büchern über Amerika nicht ein einziges glaubwürdig ist — trotz der Tatsache, daß Holitscher vor etwa einer Dekade ein recht gutes Buch geschrieben hat und das Gustav Frenssens „Briefe aus Amerika" erheiternd und gut gemeint sind. Alfred Kerrs Buch „New York und London" ist eine Kollektion witziger Epigramme; aber vom Geiste der Vereinigten Staaten weiß selbst dieser begabte Journalist wenig, gerade so wie Friedrich Dessauer dessen „Auslandsrätsel" mehr als die Hälfte des Inhalts den Vereinigten Staaten widmen. Gerhard Venzmers „Amerikafahrt", die Erzählung eines Ausflugs über den Ozean und eines Besuchs New Yorks ist ebenso baedekerisch in der Konzeption, wie es kindisch ist in dem Bestreben, in den Bericht eine Liebesgeschichte zwischen dem Autor und einer „berühmten" Opernsängerin zu verweben.

Eine Ausnahme gibt es allerdings, und eine hervorragende noch dazu — ein Buch, ein Dutzend oder noch mehr Jahre alt, das vor kurzem in einer populären Ausgabe in einem Bande wieder herausgegeben wurde. Erwin Rosens „Der deutsche Lausbub in Amerika" (Stuttgart: Lutz; New York: Atlantic Book and Art Corporation) ist die Geschichte eines jungen Taugenichts, der von seinen Eltern nach Amerika geschickt wird. Er arbeitet auf einer Farm in Texas, macht den „tramps" quer durch den Kontinent, springt auf Eisenbahnzüge, schlägt den Eisenbahndetektiven und Kleinstadtkonstablern ein Schnippchen, kämpft an der Seite Roosevelts und seiner Roughrider in Cuba und sammelt so viel Material, daß jede Seite seines wahrhaft außerordentlichen Buches vollgestopft ist mit bedeutsamen Ereignissen.

Erich Posselt

ANEKDOTE

Mitterwurzer gastierte in Mannheim als Geßler. Er spielte die Szene in der hohlen Gasse zu Fuß, da er seit einem Unfall eine tiefe Abneigung empfand, ein Pferd zu besteigen.

Den Frießhardt spielte an diesem Abend ein junger, etwas verträumter Mensch, dem man aufs sorgfältigste eingeschärft hatte, abweichend vom Text, nicht zu verkünden, daß der Landvogt durch die Gasse geritten komme.

Das hatte viel Mühe gekostet, aber natürlich klappte es nicht. Kaum ist dem Unseligen der fatale Satz entfallen: „... aus dem Weg — Mein gnädiger Herr, der Landvogt kommt dicht hinter mir geritten!", als ihm auch einfällt, was er verbrochen. Kurz entschlossen springt er an die Rampe und ruft ins Parkett hinein: „Grad' steigt er ab ... !"

Mitterwurzer wunderte sich sehr, als ihn bei seinem Erscheinen eine große Heiterkeit empfing.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 24)

Diesem Quartal liegt die Zahlkarte für das dritte Quartal 1925 bei.

DER KUNSTMARKT

Immer noch Auktionen.

Neue Graphik.

Bei Perl am 11. Juni viel Gutes in Einzelblättern und Mappenwerken. Schätzungspreise manchmal sogar überschritten, sie waren auch vernünftig niedrig. Corinth mit seiner so ungleichen Graphik angemessen bezahlt. Vorzugsdruck von Mutter und Kind (Schwarz 60) 30 M. Erster Zustand von Theseus und Ariadne 30 M. (in den anderen Zuständen macht das klassische Liebespaar vor seinem Abschied aber auch nicht viel anderes). Geburt der Venus, erster Druck des zweiten Zustandes, mit Bleistiftkorrekturen 19 M. Kampf des Odysseus mit dem Bettler, erster Zustand, erster Abdruck, gleichfalls mit dem Bleistift durchkorrigiert, 21 M. Die schöne große Radierung des Tiergartens im Herbst 39 M.

Von Sepp Frank, der mit seinen technisch vollendeten, innerlich kühlen Radierungen eine unerschütterliche Größe des Marktes ist, wurde die italienische Reise mit 55 M. (12 Blatt), die spanische Reise mit 75 M., die Folge aus Venedig auch mit 75 M. bezahlt. Von Gaul bekam man die Tierlithographien für 16 bis 23 M.

Einzelnes von Klinger: Genie aus der Folge vom Tode, 45 M.; die Pest ebendaher 110 M., der Krieg 45 M., Elend 75 M. Der Weberaufstand der Käthe Kollwitz kostete 35 M., ein kleines radiertes Selbstbildnis von ihr 45 M., das Liebknecht-Gedenkblatt in Holzschnitt 41 M., das Reproduktionswerk ihrer Handzeichnungen 125 M., wo eine signierte Originallithographie beigegeben ist. Die Orska von Kokoschka ging mit 35 M. ab.

Lehmbrucks Nachlaß. Radierungen kosteten 24 bis 38 M. Einiges von Liebermann wurde gut bezahlt; Schafherde an der Tränke (Schiefler 177), auf 120 M. geschätzt, brachte 177 M. ohne Aufgeld, die Hamburger Binnenalster (Lithographie Schiefler 86) 120 M. Seltene Munch-Drucke waren sogar teuer: Vampyr (Schiefler 4, vierter Abzug des ersten Zustandes) 330 M., das Bildnis Holger Drachmanns 260 M. Ein radiertes Selbstbildnis Slevogts wurde für 48 M. verkauft.

Porzellan.

Bei Bangel in Frankfurt gab es am 26. Mai 18.-Jahrhundert-Porzellan aus zwei Sammlungen. Die Preise konnten sich sehen und hören lassen. Von Melchior aus Höchst die Schäfergruppe 1250 M., das zugehörige Liebespaar 1150 M. Das hühnerfütternde Mädchen 620 M. Ein paar Deckelväschen mit Putten, Höchst um 1760, 840 M.

Von den Meißner Gruppen war nicht viel herzumachen. Frankenthal war besser vertreten: Lücks Dame mit Muff ging bis 1450 M., der Herr X mit Muff bis 840 M. Boreas und Oreithyia

von Conrad Linck brachte 700 M., das kleine Liebespaar unter dem Baume von I. W. Lanz 1270 M.

Alte Geographie.

Bei Graupe gab es am 13. Juni Seltenheiten an alten geographischen und Reisewerken, für die viel Interesse war und stattliche Summen angelegt wurden. Die Kosmographie von P. van der Aa, 66teilig, brachte als erste Nummer schon 3800 M., es ist eines von den hundert aufgelegten und heute im Handel wohl unauffindbaren Exemplaren. Die „Großen Reisen" der Brüder de Bry, Frankfurt 1590—95, in erster Ausgabe 500 M. Die prächtige brasilianische Flora von Martius, Eichler und Urban 950 M. Nicolais Beschreibung von Berlin in erster Ausgabe 32 M. Flötners Holzschnittwerk der Kaisergesichte mit den Goldschmiedeornamenten des Nürnberger Renaissance-Meisters, 1559 gedruckt, war seine 280 M. gut und gern wert. Piranesis Antichita Romane, erste Ausgabe von 1756, in vier Folio-Bänden der Zeit, 320 M.; seine Vedute di Roma in der ersten Pariser Ausgabe von 1800—1907 2100 M.

Merians Topographien 2400 M., sein Theatrum Europaeum 650 M. Die Kosmographie von Sebastian Münster aus Basel 1544, mit den Umrahmungen von Holbein u. a. 200 M. Die Kosmographie des Ptolemaeus von 1486, in der zweiten Ulmer Ausgabe, 4800 M. Die Geographie des Ptolemaeus, 1508 in Rom gedruckt, mit der ersten Weltkarte, die Amerika enthält, 2300 M.

Noch einmal die Wartburg-Teppiche.

Der Skandal mit dem Zerschneiden war denn doch zuviel. Der Käufer in Köln, einer unserer größten Sammler, hat sie zurückgegeben, als herauskam, daß ein Drittel fehlte, und die „großherzogliche Familie" hat sich bereit erklärt, sie zurückzunehmen. Wie aber, so fragt der unbeteiligte Zeitgenosse, ist es denn überhaupt möglich, daß von einem solchen Objekt in einem so ehrsamen Handelsgewerbe, wie unser Kunsthandel doch ist, ein Drittel der Ware böswillig abhanden kommt? Kein Markt ist so undurchsichtig wie der Kunstmarkt. Dr. Erich Roemer.

Redaktion des „Tage-Buch" Berlin SW 19 Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co, Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Juniwoche

Den Winkelblättchen, die alle für die Wahl Hindenburgs mit rührenden Berichten über Leben und Wirken des Feldmarschalls agitiert haben, geht nach der Wahl der Stoff aus. Sie erzählen noch etwas über das Horoskop, das ja immerhin für 78 Jahre schon gestimmt haben müßte. Sonst wissen sie nichts mehr zu berichten. Aber nur, weil sie nichts wissen wollen. Für aufmerksame Beobachter gibt es der Symptome genug, die zu registrieren wichtig ist. Denn der Reichspräsident von Hindenburg überrascht Anhänger und Gegner seiner Wahl durch die Genauigkeit, mit der er sich nicht nur korrekt im Rahmen seiner Stellung, sondern auch vorsichtig in den Grenzen der Ueberparteilichkeit hält. Aus Hannover brachte er den Oberstleutnant Feldmann mit, einen Vertrauensmann der vaterländischen Verbände, den viele für seinen zukünftigen Staatssekretär hielten. Er hat ihn nicht gehalten; Herr Feldmann ist nach Hannover zurückgekehrt. Hindenburg junior ist als eine Art Prinzgemahl im Palais geblieben. Aber auch von ihm kann niemand eine Kompetenzüberschreitung behaupten. Er überläßt die politische Unterrichtung seines Vaters anscheinend denen, die dazu berufen sind. Und der Vater, frei von dem Autoritätsdünkel, auf den andere alte Herren nicht verzichten mögen, spricht es bei Vorträgen, die ihm von Vertretern der verschiedensten Interessen gehalten werden, liebenswürdig und offen aus: „Ich hoffe, daß ich das alles noch lernen werde". Der letzte Hohenzoller wäre solch menschlichen Wortes nicht fähig gewesen. Alle, denen es wichtig sein muß, das Staatsoberhaupt selbst informieren zu können, rühmen die Objektivität, mit der Hindenburg solche Informationen entgegennimmt. Das Verdienst, daß seine Umgebung daran hat, wird nicht geschmälert durch die Feststellung, daß hier offenbar einmal Wahlversprechungen ernst genommen werden. Aber die Frage, ob sie auch gehalten werden können, bleibt offen. Denn kein Kabinett konnte geeigneter sein für ein freundliches Eingewöhnen, als das Kabinett Luther. Und kein Kanzler besser für ein stilles Einarbeiten, als der unermüdliche Oberbürgermeister. Wie wird es jedoch bei einer Kabinettskrise? Auch wer sich das vor einem halben Jahre noch nicht hätte träumen lassen, ist jetzt geneigt, eine Nationalhymne anzustimmen: „Gott erhalte unsern Luther!" Denn es gibt auch bedenkliche Symptome, wie jenen Erlaß des

Reichspräsidenten an den Außenminister, daß er sein verfassungsmäßiges Recht der Beamtenernennung gerade im Bereiche des auswärtigen Dienstes im vollen Umfang ausüben wolle und nicht wünsche, daß einzelnen Beamten besondere Posten ohne sein vorheriges Einverständnis in Aussicht gestellt würden. Ist das die Folge eines bestimmten Falles? Die Politik des Auswärtigen Amtes ist schwer getroffen; denn sie wurde bisher zu zwei Dritteln mit Hilfe gegenseitiger Zusicherungen von Botschafter- und Gesandtenposten gemacht, die ja auch bei Ministern noch beliebt sind. Oder ist das ein neuer Ton, der unter einer anderen Regierung erst wirklich zum Klingen kommen würde? Man wird auf die korrekte Stille weiter lauschen. Manchmal kann auch das Schweigen tönen.

Das Geheimnis ist entschleiert — der deutsche Garantievorschlag ist veröffentlicht. So sensationell, wie er auf die fremden Regierungen gewirkt hat, kann er für die deutsche Oeffentlichkeit nicht mehr sein. Denn interessanter ist die französische Antwort. Wie hat sich unter den Händen der französischen Juristen und Politiker das deutsche Angebot so seltsam verwandelt! Selbst die offiziöse Erläuterung des W. T. B. gesteht kleinlaut, daß Frankreich die deutschen Vorschläge in ein System gebracht habe. Die deutsche Regierung hatte es für gut gehalten, eine Reihe von Möglichkeiten zur Lösung der Sicherheitsfrage wahlweise aufzuzählen, mit der Nüchternheit, die nun einmal die Eigentümlichkeit unseres politischen Stiles ist. Dabei hat sie, wohl weniger aus historischer Treue als aus Abhängigkeit von den Akten, den längst erledigten Rheinbundvorschlag des habseligen Herrn Cuno wieder ausgegraben. Daneben erwägt sie die Möglichkeit, gewissermaßen als Ersatz des Völkerbundes besondere Schiedsverträge abzuschließen. Eine Sondergarantie auch der militärpolitischen Situation am Rhein wird ebenfalls für möglich gehalten. Zum Schluß heißt es: „Die diesen Beispielen zugrunde liegenden Gedanken könnten in der einen oder anderen Form kombiniert werden“. Das hat Frankreich sich nicht zweimal sagen lassen. Elegant und kühn hat es alles aufeinander gehäuft: Friedenspakt, Grenzgarantie am Rhein, Schiedsverträge, Entmilitarisierung. Dazu hat es eine Sondergarantie erfunden, die für Deutschland und für den europäischen Frieden höchst verhängnisvoll werden könnte. Denn auf Grund dieser Sondergarantie behält es sich die Anwendung von Zwangsmaßnahmen ausdrücklich vor. Dasselbe tut es übrigens für seine Rechte aus dem Friedensvertrag. Wenn es also einen Schiedsvertrag zwischen Deutschland und Polen garantiert, dann kann es gegen Deutschland Zwangsmaßnahmen anwenden, wenn es der Ansicht ist, daß Deutschland einen feindlichen Akt gegen Polen begangen habe. Solch ein feindseliger Akt kann aber, schon irgendeine zollpolitische Repressalie sein.

Frankreich ist nicht etwa neutraler Garant, sondern bleibt zugleich Verbündeter Polens. Es würde entstehende Konflikte wohl nicht unvoreingenommen prüfen können. Hätten wir also diese französische Garantie schon heute, so könnten aus dem Zollkampf mit Polen leicht französische Zwangsmaßnahmen gegen Deutschland werden. Was ist also das große Ergebnis dieser ersten Unterhaltung über die europäische Sicherheit? Deutschland hätte außer den Lasten des Friedensvertrages, der Rheinbesetzung, der Militärkontrolle einen umfassenden Schiedsvertrag mit Frankreich, der Zwangsmaßnahmen auf Grund von Bestimmungen des Friedensvertrages nicht einmal ausschlösse, Schiedsverträge mit den östlichen Nachbarn unter Störung seiner Beziehungen zu Rußland, und auch noch eine französische Einmischungsmöglichkeit in unser Verhältnis zu Polen und der Tschechoslowakei, die es bisher nicht gibt. Zu alledem aber soll es auch noch in den Völkerbund eintreten. Was sagen unsere klugen Eintrittsgegner dazu? Recht gesehen, ist der Sicherheitsvorschlag doch entstanden, weil die deutsche Regierung nicht in den Völkerbund wollte. Daher auch der langweilige, etwas ängstliche Ton der deutschen Anregung. Das innere Feuer für eine Sondersicherheit und einen Rheinfrieden scheint bei Herrn Stresemann nicht größer zu sein als das für eine Gesamtsicherheit und einen Weltfrieden im Völkerbund. Gegenüber den Perspektiven, die uns die französische Note eröffnet (und die hier nur angedeutet werden konnten) ist der Eintritt in den Völkerbund jetzt geradezu eine Rettungsaktion. Man könnte sie unternehmen, wenn — ja wenn Herr Schiele nicht krank wäre.

Die deutsche Wissenschaft war einmal idealistisch, unbestechlich, weltbewegend. Sie genoß die entsprechende Bewunderung. Diese Bewunderung ist übrig geblieben. Was ist aus der Wissenschaft geworden? Man soll nicht verallgemeinern. Aber woraus soll man aufs Ganze schließen, wenn nicht aus einzelnen Anzeichen? Eine Wand ist schon gefährdet, wenn sie die ersten Risse bekommt. Die Vorgänge, die vor dem Höfle-Ausschuß bekannt geworden sind, bedeuten nicht mehr eine sich ankündigende Gefahr, sondern das Unglück selbst. Der Staatsanwaltschaft war der Tod Höfles sehr unangenehm. Aber wenn Dr. Höfle sich das Leben genommen hätte, dann hätte man daraus einmal auf sein schlechtes Gewissen schließen können, und ferner hätten die Qualen seiner Haft doch höchstens unmittelbar seinen Tod verschuldet. Wenn drei Doktoren bestätigen, daß Höfle einen Selbstmord mit Gift begangen hat — dann, so sagte sich der kluge Staatsanwalt, wendet sich die ganze öffentliche Meinung von ihm ab. Daß er so dachte, ist kein Wunder. Von Staatsanwälten darf man nicht zuviel verlangen. Auch daß ein Gefängnisarzt menschlich stumpf wird, ist leider begreiflich. Der Strafvollzug ist an sich

unmenschlich geblieben. Aber daß ein Gelehrter ein Gutachten abgibt, dessen Grundlagen er nicht aus seinen Befunden, sondern aus den Wünschen der Staatsanwaltschaft entgegennimmt — ein Gelehrter, der das nicht nötig hätte, der einen Namen zu verlieren hat, der in die Leidenschaft des Parteistreites die Ruhe der Erkenntnis bringen sollte — das ist ungeheuerlicher, als alle bisherigen Ungeheuerlichkeiten des Höfle-Falles. Daß die Geisteswissenschaften im Dienste einer Tendenz stehen können, wußte man bereits. Die Naturwissenschaften sogar im Dienste der Staatsanwaltschaft — das ist kein akademisches Aergernis, auch wenn es die öffentliche Meinung leider so hinnimmt. Es ist das vollkommene moralische Unheil.

Man soll hinter einer gestürzten Größe weder Steine werfen noch hohnlachen. Aber Wilhelm von Doorn ...?! Nun, wer ihn in den Tagen seiner Herrlichkeit komisch fand, der kann auch jetzt nicht ganz ernst bleiben, da er in seinem immerhin doch ganz komfortablen holländischen Exil, den verkannten Weltbeglücker spielt. Napoleon war wesentlich schlechter aufgehoben . . . Erfahren wir da durch einen heitern Zufall, daß des Exkaisers Gemahlin heute ihre Unterschrift in der Form leistet: „Hermine, Kaiserin Wilhelm". Das liest sich eigentlich sehr, sehr bürgerlich. Doch was weiß der nicht am Gotha Geschulte, was für Mühe es gekostet haben mag, die frischgebackene Hohe Frau entsprechend zu katalogisieren? Wieviel Zeremonienmeister-Schweiß mag es gekostet haben, wieviel Tinte mag geflossen sein bei der Korrespondenz mit den Granden der deutschen Legitimisten, ehe man diese Lösung fand, die zu beurteilen wir uns, wie gesagt, nicht für sachverständig genug halten. Mancher Schwarzseher hat der wilhelminischen Pracht eine schlimme Schlußmusik prophezeit. Aber wer hat geahnt, daß das Kaisertum, einmal umrauscht von den schweren Akkorden der Jubelouvertüre, enden würde — — im Tänzelschritt der Großherzogin von Gerolstein?

FRANTZ CLEMENT
(Paris)

JOSEF CAILLAUX

Wenn Josef Caillaux in seinem Lande weiter nichts wäre als dessen unbestrittenster erster Finanzspezialist, so hätte er gewiß schon große Bedeutung in einer Zeit, wo das Problem, das die Franzosen mit Recht am meisten beängstigt, das Finanzproblem ist. Wenn er daneben auch noch die große Hoffnung der Linken wäre, die in ihm eine starke konstruktive Persönlichkeit sieht, so würde auch das viel bedeuten, da das Schicksal der französischen Linkspolitik das Schicksal Europas zu einem guten Teil bedingt. Aber Caillaux ist mehr als das; er ist ein Schicksal, er ist beinahe ein Mythus. Er wirkt nicht allein durch das, was er ist und was er kann, was man von ihm befürchtet und erhofft, er wirkt vor allem durch die epische Größe seiner Vergangenheit, durch das starke Ausmaß seines ungewöhnlichen Erlebens.


Caillaux

Das französische Volk hat eine große Freude an dramatischen Situationen. Die letzten zwölf Jahre dieses Staatsmannes sind wie der Mittelakt eines gewaltigen Dramas Die Frau, die aus Angst und Liebe den mit Enthüllungen drohenden Journalisten erschießt; die Verhandlung vor den Geschworenen, wo Verehrung und Haß aufeinanderplatzen, ehe der Vorhang sich hebt zur Kriegstragödie. Dann die zähen Anstrengungen des von Freund und Feind Verfemten, auf seine Art seinem Lande in der schwersten Zeit zu dienen. Zum Entgelt die Meute von Sykophanten, die Clemenceau auf seine Fersen hetzt. Die Gefangennahme, die Verurteilung durch eine parlamentarische Körperschaft, die zum obersten Gerichtshof erhoben wird, die Verbannung und Vereinsamung. Wahrlich, sein Advokat Moutet hatte recht zu sagen: „Der Mann kommt von weit her!"

Als er vor dem Senat stand, um sich gegen die schwersten Anklagen, die gegen die staatsbürgerliche Gesinnung eines Mannes erhoben werden können, zu verteidigen und seine Meisterschaft in der Behandlung eines politischen Forums bewies, spürte die große Masse des Volkes: Hier wird nicht gerichtet, sondern moralisch hingerichtet. Sein Verteidiger, der greise Demange, der unbescholtenste Ehrenmann des französischen Barreau, der ja

auch durch die Hölle des Dreyfusprozesses hindurchgegangen, rief den Senatoren nach dem Urteil zu: „Ich stelle das Unerhörte fest, daß Caillaux wegen eines Vergehens, für das er nicht angeklagt war und für das er auch nicht verteidigt werden konnte, verurteilt wurde“. Das war mehr als genug: Caillaux ging nicht als Geächteter, sondern als Märtyrer in die Verbannung auf seinen Landsitz Mamers. So empfanden jedenfalls die Massen, und in Frankreich macht man nicht lange Politik und Justiz gegen die Empfindung der Massen.

Was war das für ein Schicksal, und was war das für eine Atmosphäre, in der es sich vollzog! Es hat seinen dichterischen Gestalter noch nicht gefunden; was Barrès für Panama, Anatole France für die Dreyfusaffäre gewesen, keiner noch ward es für Caillaux. Es ist ja auch noch zu früh; denn dieses Schicksal steht in einer neuen Kurve. Man hat die tragische Verwirrung erlebt, man sehnt sich jetzt darnach, die Entspannung zu genießen. Man geht den Regisseur des großen Welttheaters an, den letzten Akt zu inszenieren.

Und wie er wieder zur Macht gelangte, mit einer Plötzlichkeit, die auch für Frankreich außergewöhnlich ist, das reiht sich in dieses Leben mit wuchtiger dramatischer Logik ein. Zuerst die Revanche des elften Mai, dann die Amnestie und kurz nach der Amnestie das Riesenbankett von Magic-City, auf dem er, schlank und geschmeidig wie der borghesische Fechter, vor das Land hintrat: „Me voilà!“

Und nun kam jener Tag, an dem Painlevé ihn holen ließ, weil er mit Recht glaubte, daß das Vertrauen der Finanzkreise nur durch die Mitarbeit eines Mannes, der wirklich etwas von diesen verzweifelt komplizierten Dingen versteht, wiedergewonnen werden könne. Ein Präsidentschaftsauto raste nach Mamers und brachte den Geächteten in der Nacht in den hohen Rat der um Frankreichs Zukunft besorgten konsularischen Persönlichkeiten. Einen Tag hielt er sich auf, um mit den Bankiers zu konferieren, mit seinen Pairs, denen er zu imponieren wußte, wie immer, und dann legte Briand, sein Rivale von jeher, seine Hand in die seine. Man braucht kein Romantiker zu sein, um diese Verflechtung von Niedergang und Glück in harter moderner Zeit mit ästhetischer Befriedigung zu betrachten.

Es ist nicht leicht, den Mann, um den seine Feinde mehr als seine Freunde diese Legende gewoben, in nüchterner psychologischer Betrachtung zu ergründen. Es ist ohne Zweifel eine Wallensteinnatur, und so geschieht die Anwendung des zum Gemeinplatz gewordenen Schillerwortes auf ihn ganz von selbst. In Frankreich gibt es keine zehn Leute, die über den Mann von Mamers ganz dasselbe denken. Das allein ist außergewöhnlich.

Nur über eins ist man ziemlich einig: er ist in seiner Herkunft, seiner Lebensart und seinen Manieren ein grand bourgeois.

Sein Vater war ein Machthaber der französischen Finanz: Vorsitzender des Aufsichtsrates der P-L-M-Linie; sein Großvater war Finanzminister unter dem Kaiserreich. Er wuchs in einem Milieu auf, für das die Komplikationen im Umgang mit Geld keine Geheimnisse besitzen, und er wurde Finanzspezialist, ehe er Politiker wurde. Sein unerbittlichster Gegner hat ihn einen „plutocrate démagogue“ gescholten. Weshalb? Weil er als einziger den Mut und das Können hatte, in einem Lande, das in fiskalischen Traditionen so wenig erneuerungsfähig ist, wie Frankreich, das für die weitaus meisten europäischen Hirne selbstverständliche Prinzip der Einkommensteuer unter schweren Kämpfen durchzusetzen.

Caillaux kam zur radikalen Politik nicht aus angestammter Ideenverwandtschaft, sondern weil er bei den Radikalen Bundesgenossen für seine Finanzpolitik fand. Und seine Außenpolitik war nichts weiter als eine Konsequenz seiner Finanzpolitik. In seinen Augen war der Krieg ein schlechtes Geschäft, das miserabelste aller Geschäfte; denn er sah ihn aus dem Ideenkreis des Wirtschaftsführers heraus. Seiner von keinem Pathos, von keinem nationalen Vorurteil beengten Intelligenz war die diplomatische Vereitelung aller kriegerischen Konflikte das Gegenstück zur friedlichen Ausnutzung der materiellen Werte in Handel und Industrie. So kam dieser grand bourgeois ohne irgendwelche pazifistische Ideologie zu einer tatkräftigen Verständigungspolitik, die ihn in Gegensatz brachte zu den Kreisen, aus denen er kam.

Er blieb trotzdem ein Bourgeois und zwar in seinen Fehlern und seinen Schwächen. Vom Bourgeois hat er in seiner Lebensart die abweisende, hoffärtige Manier den Massen und ihren Sehnsüchten gegenüber, den selbstsicheren Individualismus und den Glauben an die Notwendigkeit einer begüterten, wirtschaftlich aktiven Oberschicht in der Nation. Ohne sich in theoretische Polemik gegen die finanzpolitischen Gedankengänge des Kollektivismus zu verlieren, ist er ein hartnäckiger Gegner der sozialistischen Ideale, und der Tag wird kommen, wo zwischen ihm und den Sozialisten ein schwerer Kampf ausgetragen wird. Es wird dann viel von der ökonomischen Konjunktur abhängen, wer in diesem Kampf siegreich bleiben wird. Seine Bourgeois-Mentalität hat das jedenfalls mit sich gebracht, daß in dieser Zeit, wo es zu retten gilt, was noch zu retten ist, die Besitzenden keinem Linkspolitiker soviel Vertrauen entgegenbringen, wie Caillaux. Weil sie spüren, daß er, trotz allem, Fleisch und Blut von ihrem Fleisch und Blut ist.

Eins aber hat er nicht, was den französischen grand bourgeois der dritten Republik charakterisiert, das ist die Furchtsamkeit, die Aengstlichkeit vor dem Risiko. Obschon er nie bei großindustriellen Unternehmungen seine Hand im Spiel hatte und außerhalb der Politik seine Tätigkeit auf Bank und Börse beschränkte, steht er doch näher bei dem Werte schaffenden Industriellen als bei dem

reinen Finanzier. So räumt er auch dem Geld kein Privileg ein, trotzdem er es als das Gerüst nationaler Kraft betrachtet. Das Geld muß sich nach seiner Auffassung selbst helfen können, und es hat sich auch immer selbst geholfen. Es verträgt das Steuerservitut auch recht gut, wenn man nicht mit grober Hand in den feinen Mechanismus eingreift, der seine Rentabilität garantiert. Ohne die Bedeutung des Rentners zu verkennen, hat Caillaux denn auch wenig Lust, der typischen Rentnermentalität entgegen zu kommen, und in den mittleren Kreisen der französischen Bourgeoisie hat der Finanzpolitiker Caillaux auch die mißtrauischsten und leidenschaftlichsten Gegner gefunden.

Dadurch, daß Caillaux die Dinge der Politik vor allem auf Grund finanzieller Wirklichkeiten beurteilt, wurde seine Haltung während des Weltkrieges bedingt. Ob er eine Zeitlang mit dem Gedanken gespielt, sich durch einen Gewaltstreich der Herrschaft zu bemächtigen und dann rasch ans Ende der großen Kalamität zu gelangen, ist nie ganz klar geworden, entspricht auch nicht recht seiner Natur, die mehr auf Vorsicht, als auf Abenteuer eingestellt ist. Aber er hat daran gearbeitet, den Krieg vor dem Weißbluten abzubrechen. Er war wie wenige dazu begabt, einzusehen, daß der materielle Ruin Europas sich mit jedem Kriegsmonat beschleunigte und daß auch im Fall eines Sieges sein Land vor ungeheure Probleme gestellt würde. Daß er an den Erfolg dieser Arbeit glaubte, war ein Irrtum und in erster Linie ein psychologischer Fehler. Das konnte nicht gelingen, und Clemenceau war in seiner brutalen Art viel näher bei den Wirklichkeiten und besonders bei den Möglichkeiten. Und so entstand zwischen diesen beiden Männern ein Kampf auf Leben und Tod. Auf der einen Seite der pure Ideologe, der nur ein paar einfache Ideen im Kopf hat, dieselben aber mit der Wucht eines unvergleichlichen Temperaments durchsetzt, auf der anderen Seite der Realist, der Rechner, der immer nur fragt: „Was bringt das alles ein?“ Der Tag, an dem es sich deutlich herausstellen wird, wer recht hatte, rückt immer näher heran.

Um in einem parlamentarisch regierten Lande seines Erfolges immer sicher zu sein, bringt Caillaux nicht alle Qualitäten mit. Er ist eine autoritäre Natur, die sich, wenn es sein muß, eine kurze Zeit unterordnen kann, aber auch dann noch befehlshaberische Töne anschlägt, wenn sie am bedenklichsten wirken. In ihm steckt ein Diktator und er gehorcht nur der Not, und nicht dem eigenen Triebe, wenn er gerade jetzt, wo er zum Teil wieder von vorne anfangen muß, die herrische Seite seines Charakters geschickt verhüllt und vor den Parlamenten den Harmlosen spielt. In den Bureaus und in den Konventikeln tritt er dafür um so unerbittlicher auf. So schien für ihn nie die Sonne der Popularität, die ababwechselnd Clemenceau und Briand, Herriot und sogar den trockenen Poincaré bestrahlte. Es wurde einem nie recht warm in seiner Gegenwart. Um je volkstümlich zu werden, ist er nicht Volk

genug; er ist in allem, was er tut und sagt, der Nachkomme jener Geldaristokratie, die auf ihre soziale Sonderstellung stets eifersüchtiger war als der Adel.

Während seines Prozesses vor dem Senat verzeichnete man eine Episode, die ein grelles Schlaglicht auf diese bourgeoise Hoffart wirft. Die Spitzel Clemenceaus hatten vermerkt, auf einer Reise nach Italien habe Herr Caillaux defaitistische Aeußerungen in der Unterhaltung mit einem Schlafwagenkontrolleur getan. (Dieser ehrsame Stand ist durch ein berühmtes Vaudeville bekanntlich stark mit Komik belastet.) Als von dieser Geschichte die Rede ging, sprang der Angeklagte auf, und sagte, mit selbstverständlicher „Hoheit": „Die mich kennen, wissen genau, daß es nicht meine Gewohnheit ist, mich mit einem Schlafwagenkontrolleur zu unterhalten." Sowas kennzeichnet einen Mann.

Zu seinem scharfgeschnittenen Kopf mit den dünnen Lippen, dem vorspringenden Kinn, der cholerischen Nase und dem schön modellierten Schädel paßt das Monokel. Er trägt es wie eine Uniform, in stolzer Beherrschtheit; er trägt es sogar mit Vorliebe im Affekt vor dem und in dem er nicht ganz sicher ist. Seine Rede ist wie sein Wesen, graziös, knapp, unpathetisch, aber recht kühn und mit kräftigen Bildern durchwürzt. Er hat nicht die einschmeichelnde Beredsamkeit eines Briand und die gut gebauten Perioden eines Herriot; er ist auch stimmlich nur mittelmäßig begabt, aber er zwingt auch die Widerspenstigen zum Aufhorchen.

All das, was ich eben niederschrieb, sind politische Tatsachen und psychologische Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen, die von Gruppen ausgehen. Und diese Gruppen reagieren nach den Gesetzen, die jeden politischen Mechanismus beherrschen. Aber Caillaux ist mehr als das, was ich schon zu Anfang dieser Charakteristik andeutete. Er ist zu einer Angelegenheit der Massenpsychologie geworden; er hat das gewaltige Prestige eines Menschen, der erobernd in das Gebiet der Volksphantasie eingedrungen ist. Vielleicht gegen seinen Willen. Aber er müßte nicht der geschickte, vielerfahrene Mann sein, wenn er nicht aus dieser Realität Nutzen zöge, ebenso wie er deren Gefahren zu begegnen sucht.

Caillaux war etwas wie ein Mythus geworden und nun, wo er wieder im unbarmherzigen Licht der politischen Scheinwerfer steht, ist seine Persönlichkeit von diesem mythischen Charakter noch nicht entkleidet. Das war ja gerade der psychologische Fehler derjenigen, die ihn vernichten wollten, daß sie nicht mit den gefühlsmäßigen Rückschlägen rechneten, die gerade im französischen Volk mit einem schweren Schicksal verbunden sind. Ein Schurke oder ein Märtyrer? fragte man sich. Als es trotz allem zum Schurken nicht langte, da lag es nahe, den Geächteten von Mamers in das Martyrolog großer Franzosen einzureihen. Dann kamen Finanzkalamitäten über Finanzkalamitäten, und ganz von selbst prägte sich das Wort: „Necker sitzt in Mamers!"

Daß man ihn gerade rief, als die Linkspolitik wieder einmal zu versanden drohte, konnte für ihn nicht erstaunlich sein. Er war schon vor dem Kriege einmal als Helfer in der Not aufgetreten. Als man ihn dann nicht mehr nötig zu haben glaubte, und als es in arger Zeit brenzlig wurde, sich in seiner Umgebung aufzuhalten, ließ man ihn fallen. Er hat sich ergebene, opferwillige Freunde in seine Einsamkeit hineinzuretten gewußt, und wenn er sich denen gegenüber verpflichtet fühlt, so glaubt er sich dafür um so unabhängiger von all dem, was man in Frankreich Radikalismus nennt. Caillaux war immer erst in zweiter Linie Parteimann und sieht hierin seinem Widerpart Briand und seinem Widersacher Clemenceau nicht unähnlich. Zu stolz, um den Bindungen, die eine große Partei verlangt, zu unterliegen, wird er kein reines Parteiwerk leisten. Aber er wird ebensowenig die Hoffnungen erfüllen, die alle die hegen, die ihn als Sturmbock gegen linksrepublikanische Ideen mißbrauchen möchten. Ein Mann, der so organisiert ist, wie er, läßt sich schwer „gebrauchen“, er läßt sich noch viel schwerer „mißbrauchen“. Ein Moment höchster Spannung ist mit ihm in die französische Gegenwartspolitik gekommen.

KURT BLOCH

LAFOLLETTE

Lafollettes Laufbahn war unamerikanisch, verstieß vom Anfang bis zum Ende gegen die amerikanischen Traditionen und war dennoch wie vielleicht nur wenig andere charakteristisch für das politische Leben in Amerika, der ältesten Demokratie der außereuropäischen Welt. Will man unter den wenigen noch Lebenden seiner Generation jemanden finden, der ihm vergleichsmäßig nahezustehen scheint, so wird vor allem der Ausländer sich zunächst Bryans erinnern, des Mannes, der vor 30 Jahren in dem Kampfe für den Bimetallismus die Grundlagen der gerade entstehenden Finanzmacht angriff und genau wie Lafollette 1924 seine Niederlage der Weizenbörse verdankte, die die Front der unzufriedenen Farmer zerbrach und den konservativen Gegenkandidaten auf der Woge der Hausse ins Weiße Haus trug.

Aber nichts wäre ungerechter, als in Lafollette nur den gescheiterten Erben aller radikalen und echt demokratischen Ideale der amerikanischen Gesellschaft zu sehen. Seine Gestalt ragt über die seiner radikalen Mitläufer hinaus, und sein Erfolg, so seltsam dies klingen mag, war größer als der vieler anderer, die sich heute an der Sonne der Macht wärmen dürfen. Freilich wird man zum Verständnis dieser Tatsache nicht auf die mißglückte Präsidentschaftskampagne von 1924 sehen dürfen, nicht an die letzten Monate denken dürfen, in denen der Versuch, eine Dritte Partei zu organisieren, an der Haltung der amerikanischen Arbeiterschaft

zerbrach, sondern an den Erfolg, den es bedeutete, daß der junge Advokat von Wisconsin für Jahre einer der einflußreichsten Senatoren war und dies nicht anderen, sondern wesentlich, ja ausschließlich der Achtung zu verdanken hatte, die man einem der anerkannt fähigsten Verwalter zeugte.

Als Rebell betrat er die politische Bühne, die er als Rebell verließ und auf der er stets eine eigenartige, rebellische Erscheinung gewesen war. Mit einer lokalen Richterstellung, die er gegen beide Parteikandidaten als Unabhängiger eroberte, fing es an, und wenn er sich dann der republikanischen Partei anschloß, so war in Kürze klar, daß nicht die Partei ihn, sondern er die Partei, wenigstens innerhalb Wisconsins beherrschte. Und diese Stellung wurde von ihm nicht mißbraucht — Lafollette war nie ein reicher Mann —, sondern die Jahre, in denen er Gouverneur von Wisconsin war, bedeuten einen Wendepunkt in der Geschichte des amerikanischen Einzelstaates. Er leitete die Aera der Verwaltungsreform, die zehn Jahre zuvor in der Bundesregierung begonnen hatte, für die kleinere und in Amerika so ungeheuer wichtige politische Einheit ein.


Lafollette

Sechs Jahre lang war er Gouverneur, und in diesen sechs Jahren machte er Wisconsin zum berühmtesten Staat der Union. Und darüber hinaus, als er in den Senat der Vereinigten Staaten eintrat, hinterließ er eine gefestigte Tradition in der Verwaltung, die noch immer andauert und z. B. Wisconsin zu dem Staate des gerechtesten Steuersystems und der vorsichtigsten Finanzwirtschaft gemacht hat. Damit hat Lafollette etwas getan, was in der ganzen amerikanischen Geschichte noch nie einem Reformer geglückt war — er hat auf dem stillen Hintergrunde der großen Politik begonnen wie sie alle, aber er hat wirklich nachhaltigen und bleibenden Einfluß ausgeübt wie wohl keiner vor ihm. Er war ein Mann der Tat, auch und gerade wo sie mühselig und technisch war.

Im Grunde freilich war er unpolitisch. Nur ein Gesetz trägt seinen Namen, das Gesetz über die Rechtsstellung der Matrosen in der amerikanischen Handelsmarine, gewiß kein Gegenstand politischer Popularität, sondern ein Zeichen seltener Verbindung von Sachkenntnis und Menschlichkeit. Und der einzige wirksame Weg zur durchgreifenden Reform des amerikanischen Eisenbahnwesens ist von ihm gewiesen worden; zum erstenmal wird ein ernstlicher Versuch gemacht, die Frage der Eisenbahntarife auf der Grundlage einer umfassenden Abschätzung der Anlagewerte zu

regeln, ein Versuch, der freilich an der Sabotage der Verwaltungsorgane scheitern zu sollen scheint.

Lafollette war schon 1912 die eigentliche Seele der progressiven Bewegung, die Roosevelt als Kandidaten aufstellte und de facto für die Wahl Wilsons verantwortlich war, und nach der kurzen Zeit der isolierten Unpopularität, die ihm seine Stellung gegen den Krieg eintrug, erreichte er den Gipfel seiner Macht und einen seltenen Erfolg, als er als Führer des unabhängigen Farmblockes den amerikanischen Senat beherrschte. Die Ausstoßung aus der Republikanischen Partei, die der Niederlage in der Wahl von 1924 folgte, und selbst der Zusammenbruch der Dritte-Partei-Bewegung im Jahre 1925 brachen nicht seine Macht daheim in Wisconsin oder im Senat. Er blieb einer von der alten Garde, einer von denen aus der Generation der Roosevelt, Wilson, Hughes, Borah usw., die vor 30 Jahren einen neuen Zug in die amerikanische Politik brachten, aber verschieden von ihnen allen, weil seine Erfolge auf einem Gebiete lagen, wo nicht die Rhetorik und nicht die politische Gewandtheit und Schlauheit, sondern nur zäher Fleiß und hingebende Arbeit um der Sache willen zu ihnen führen. Er war der ehrlichste unter ihnen, und wenngleich soviel verloren schien, als er starb, er war noch immer einer der mächtigsten Senatoren, unter den 96 Königen der Union einer der Geehrtesten.

HEINRICH EDUARD JACOB

ABSCHIED AUS PERPIGNAN

Mütter. Irre Frauenaugen. Blumen, die auf den Bahnsteig fielen. Bleierne Sonne. Im Gedränge ein halbgeträllertes Lied. Heißer Rost auf Wagendächern. Kreideschrift: Pferde, Meterzahl, Mann. Jemand, der sich durch die andern stößt, mit einer Flasche Limonade — als ob auf der Stelle zu verdursten nicht um vieles besser wäre . . . Es ist doch bald zehn Jahre her?! Vielleicht sollte man so nicht träumen, auf einer Reise, auch wenn es heiß ist.

Aber nein, ich sah es gestern. Im Juni 1925. Abfahrt der Vierundzwanziger, des Regiments von Perpignan, Stadt an Frankreichs spanischer Grenze. Starke Festung, Munizipium mit ein paar neuen Avenuen und einer Handvoll alter Häuser aus der maurisch-gotischen Zeit. Abfahrt in den Krieg nach Marokko.

Zuerst marschierten sie durch die Stadt. Die armen, eisenfarbenen Neger. Groß wie amerikanische Weiße, schönschultrig, muskulöse Gestalten — aber schon gebeugt von der Zeltbahn, vom Kochtopfgeklapper, stier geworden die guten, angstvollen Gesichter (die sich bescheiden abwenden, wenn man ins Augenweiße hineinsieht). Und Schweiß vergießend, Schweiß ausschüttend wie nie ein Weißer schwitzen kann. Und um sie herum, und zwischen ihnen, die armen, kleinen Catalonier, die auch mitmüssen. Die zarten,

flinken Perpignanesen! „Feinmechaniker“ taufte ich sie: sie haben Hände wie Uhrmacher, und Füße, klein wie die von Frauen, ein sehniges Lächeln im gelben Gesicht. Sie sehen aus wie die Wallonen in Belgien gerne aussehen würden. Immer zuvorkommend. Immer heiter. Immer einen Blitz von Geist zwischen den schwarzen, höflichen Augen, über der nervösen Nase und dem kleinen nur artigen Mund.

Dunkle Menschen, helle Menschen. — Und all das wird im nächsten Hafen wie Vieh in Käfige verfrachtet und in die gelbe Wüste geschlagen. In dies stumpf brennende Marokko. Ohne den Schatten einer Idee. Ganz nackt. Ganz sinnlos. Wo die Schwarzen, die am liebsten sich schon hier, auf dem Marktplatz von Perpignan, schlafend in den Rinnstein legten, gegen andere Afrikaner ihr Bajonett erheben sollen und die kleinen Catalonier ein Vaterland zu verteidigen haben, das nicht bedroht ist. Es ist ein Krieg, der nicht — wie der Weltkrieg — drei Zeilen von Ideologie vertrüge. Ein Krieg ohne irgendwelchen Gedanken, bitter wie die Aloë, stachlig wie Kaktus, heiß wie Sand — ein abstruser Kolonialkrieg um Länder, die niemals fruchtbar sein können, um Bergketten ohne Trinkwasser, um Wüsten, wo ein paar Großbanken vielleicht Metalle finden werden. (Jahrzehnte werden darüber hingehen.) Es ist ein Krieg, der nur geführt wird, damit Generale avancieren, Konsortien sich die Tasche füllen, und die Fahne ein bißchen flattert.

Uebrigens flattert sie heute nicht. Da kommt sie, schlaff. Ein paar Patriotards stehn auf. Die Kaffeehaustische rücken. Katzen, Hunde und Vögel ziehn vor zu dieser Stunde im Schatten zu bleiben. Die Menschen rennen der Fahne nach.

Wer ist denn dieser Abd-el-Krim, der sich in Marokko empört hat? Ein kleiner eingeborener Notar mit sonderbaren Verbindungen. Der sehr viel Geld besitzt (vielleicht Rubel?), der in Europa vieltausend Gewehre und sogar Hydroplane kaufte? Wo, weiß man nicht . . . Jetzt macht er Krieg. Vielleicht ist er ein Idealist, der glaubt, hundert Jahre Zwangsherrschaft in Nordafrika sei genug für den Ehrgeiz der Franzosen — und die eingeborenen Stämme könnten sich nunmehr selbst regieren. Vielleicht aber ist er ein Geschäftsmann, der (man kennt solche Muhammedaner) eines Tages mit den Franzosen seinen Separatfrieden schließt und — wenn er seine Volksgenossen erst gründlich ausgeplündert hat — sich eine Villa bei Nizza kauft. Falls er es nicht vorziehen sollte in einer intriganteren Stadt — etwa in München oder Rom — seine Tage zu beschließen.

In ein paar Jahren wird man wissen, wer Abd-el-Krim gewesen ist. Freilich: die es am meisten anging, werden es nicht mehr erfahren. Die bombardierten Hirten am Atlas; die ermordeten Säuglinge; die vom Schakal gefressenen Neger; die armen kleinen

Catalonier, die auf Vorposten verdurstet sind, weil die Eisblöcke aus dem Flugzeug zuweit landeinwärts herunterfielen.

Da ziehn sie hin — bum! bum! — hinterm Kalbsfell. In Khaki, mit klappernden Tropenhelmen auf dem Rücken, wie's Vieh unterm Kummet. Fort aus dem lieben Perpignan, wo nicht viel zu arbeiten war; wo das kleine, große Leben heiter heruntergelebt werden konnte. Wo die fette Erde von selber gab. Wo der weißgelbe Muskatwein tropfte. Wo auf den nassen Schanktischen das staubiggrüne Absynthglas blühte . . . und gute Schnäpse und Apéritifs in Amaranth- und Taubenblutfarbe. Fort von dem Berge Canigon, der auch jetzt sein Schneekäppchen trägt, fort aus dem Pyrenäen-Schatten — aus dem Ländchen, wo die Lokalromane so zärtliche Nomenklaturen tragen: „Der Esel, der die Rosen frißt" . . . „Herr Singemuschel und seine Frau" . . . „Eine Lehmhütte unter den Oelbäumen" . . .

Adieu, meine Kinderchen, adieu! Damit an eurem stachligen Schicksal auch nicht die letzte Vollkommenheit fehle, beklagen euch — die Kommunisten. Die Kommunisten in Paris. „Mais, c'est un c'rime!" schreit die „Humanité". Gewiß, ein Verbrechen. Sie muß es wissen. Man reißt euch in einen Kapitalskrieg — und das ist nicht der richtige Krieg. Abd-el-Krim macht den richtigen Krieg! Denn: woher hat er die Gewehre? Der Weg von Moskau nach Marokko ist lang — aber Flugzeuge, Chiffern und Schecks können ihn spielend zurücklegen. — — Der Soldat von 1914 war sehr viel glücklicher als ihr! Er glaubte: es gäbe eine Zukunft, anders als die Vergangenheit. Er glaubte, es werde Parteien geben, die Frieden und n i c h t s als Frieden verlangten! Er wußte nicht, wie sehr er geirrt hat. — — — — — — — — — — —

Wir aber? Ergreifen unseren Rucksack. Während der Zug in der Gegenrichtung mit uns Nachdenklichen davonfährt, entzünden wir eine Zigarette. Bedenken das S c h i c k s a l Deutscher zu sein.

Man erlaubt uns nicht Kolonien zu haben!

Man erlaubt uns nicht Eingeborene zu töten!

Man erlaubt uns nicht im Sand zu verdursten!

Man erlaubt uns weder zu massakrieren noch selber massakriert zu werden!

Ist dies Schicksal zu ertragen? Es besteht aus lauter Privationen! Es muß ein Ende haben damit — und es w i r d ein Ende haben. Wir werden uns alles wiederholen:

Das Frauenschluchzen. Die irren Augen. Die Blumen, die auf den Bahnsteig fielen. Die bleierne Sonne. Das Bajonett. Den Mann, der durch die Menge stößt mit einer Flasche Limonade. Den heißen Rost auf Wagendächern und die Kreide-Anschrift des Todes: Achse, Pferdezahl und Mann.

Der Staat — ein Philister. Wer über diese These eine Doktorarbeit schreiben wollte, der dürfte das Verhalten des Staates zu den Geschlechtskrankheiten nicht übersehen. Schon der Umstand, daß der Staat jahrhundertelang diese unendlich wichtige Angelegenheit nicht sehen wollte, weil darüber zu sprechen, zu beraten oder gar Gesetze zu machen einfach nicht „anständig“ war, daß er schließlich, als die Not der Bürger immer größer wurde, Gesetze erließ, die zwar zur Wahrung der „Sitte“, aber geradezu zur Züchtung der Krankheit bestimmt waren, kennzeichnet ihn vollkommen als Philister. Für den Gesetzgeber lag die Angelegenheit der Geschlechtskrankheiten nicht im Komplex Medizin — wie es für jeden vorurteilsfreien Menschen natürlich gewesen wäre — sondern im religiös-zuchtpolitischen Komplexe „Geschlechtsverkehr, Moral und Sittenstrenge“. Aus dieser philiströsen Verschiebung der Fakten entstanden die bornierten Gesetze, die jetzt noch im Deutschen Reiche Geltung haben.

In diese Reihe plumper Gesetze gehört die systematische Verfolgung des freien Geschlechtsverkehrs, das Damoklesschwert des „Unter Sitte stellen“, das die geängstigte Venus in schmutzige, heimliche Winkel trieb, den Geschlechtsverkehr zu einer eiligen, scheuen, diebstahlähnlichen Angelegenheit machte, die Aufmerksamkeit der Liebenden von der Gefahr der Ansteckung auf die Gefahr der Polizei ablenkte. Die polizeiärztliche Untersuchung war kein Schreckmittel für die Bazillen, sondern ein Schreckmittel für die Prostituierten.

Den Gipfel der Borniertheit aber erklomm der weise Gesetzgeber, als er mit einem Federstrich die Anpreisung und Propagierung Ansteckung verhütender Mittel verbot. Für diesen lebenserfahrenen Mann fallen diese Mittel nämlich unter den § 184 Nr. 3 des Strafgesetzbuches, der verbietet, daß Gegenstände, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt sind, an dem Publikum zugänglichen Orten ausgestellt oder dem Publikum angekündigt oder angepriesen werden. Es ist geradezu ein Wunder, daß der gute Mann nicht auch die Anpreisung von Betten verboten hat. Dieser Paragraph hat mehr zur Verbreitung der Geschlechtskrankheiten beigetragen als alle Prostituierten zusammen. Er hat jahrzehntelang einem Volke die Mittel zur Erhaltung seiner Gesundheit vorenthalten, er hat in unverantwortlicher und sträflicher Weise die Bürger unter dem von der Medizin erreichten Gesundheitsstandard gehalten, er hat als alter pedantischer Philister, weil es ihm nicht in seinen sittlichen Kram paßte, diese heilsamen Präparate in seinen Schrank weggesperrt.

Man kann geradezu den paradoxen Satz aufstellen: Je größer in einem Staate oder in einer Stadt die „Sittlichkeit“, umso größer die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten. Vor mir liegt eine Statistik über das Jahr 1919. In dieser Statistik weist die höchste

Prozentzahl an Geschlechtskrankheiten Bremen auf. Bremen: 6,8 vom Tausend gegen Preußen 2,2, Sachsen 2,8. Freilich ist Bremen eine Hafenstadt, aber sie ist doch daneben eine der prüdesten, vielleicht die prüdeste Großstadt Deutschlands. Ich selbst habe eine Zeitlang in Bremen gelebt und konnte beobachten, mit welch barbarischer Sittenstrenge in Bremen der ganze außereheliche Geschlechtsverkehr in die paar Häuser einer kleinen Sackgasse gepreßt wird. Diese Gasse, in der einer den andern ablöst, ist nichts anderes als ein einziger großer Brutschrank für Bakterienkulturen.

Nichts, gar nichts hat bisher der Gesetze gebende Staat zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten getan. Er hat sie eigentlich nur als Polizei zur Wahrung von Zucht, Sitte und Gutbürgerlichkeit benützt. Er machte aus ihnen den Teufel, mit dem er den „Ausschweifenden" drohte, den Succubus, den er auf die Brust des außergesetzlich Liebenden setzte. Er begnügte sich nicht damit, durch Erschwerung des freien Geschlechtsverkehrs die unbefriedigten Drüsen der Bürger zu Quälgeistern, Störern und Zerrüttern des gesunden Menschen zu machen, er bauschte die Gefahren und Folgen dieses Geschlechtsverkehrs ins Ungeheure auf und machte die Bazillen zu Erynnien, die den Frevler bis in den Tod verfolgen.

Glücklicherweise fand er einen starken Antagonisten: die medizinische Forschung. War es ihr auch verwehrt, durch tatkräftige Prophylaxe an der Seite des Staates zu marschieren, so ging sie doch einen von Erfolgen begleiteten Weg der Heilung. Es ist eine feststehende Tatsache, daß die Syphilis in starkem Abnehmen begriffen ist, weil sie jetzt rechtzeitig erkannt und energisch geheilt werden kann. Es liegen günstige Nachrichten vor über Heilung der furchtbaren Paralyse. Es ist also gerade das gelbe Gespenst der Lues, das zuerst gebannt wird. Auch die Gonorrhöe wird immer mehr und mehr eingekreist. Vielleicht erlebt sogar unser Geschlecht noch die dionysischen Zeiten, wo die Menschen wenigstens von Körper zu Körper einander heiter vertrauen dürfen.

Dem Reichstage liegt ein neuer Entwurf zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vor. Endlich beginnt der Staat den Tatsachen Rechnung zu tragen und wenigstens im „Rein-Mechanischen" der Prophylaxe verständige Gesetze vorzuschlagen. Aber auch dieser Entwurf wird zur Unfruchtbarkeit verdammt sein, solange der Staat an der These festhält, daß jeder außereheliche Geschlechtsverkehr eine lichtscheue, vom Gesetz zu verfolgende Handlung ist. Solange die Polizei das Recht hat, liebende Paare aufzustöbern und aufzustören, solange Portiersfrauen und Nachbarinnen zur Behörde laufen dürfen, solange man aus Furcht vor der Brutalität des Staates über schmutzige Hintertreppen schleichen und Schlüssellöcher verhängen muß, solange vor allem auch die menschenunwürdigen Wohnungsverhältnisse andauern, wird die von den Behörden widernatürlich zusammengepferchte Sexualität mit dem Aussatz der Geschlechtskrankheiten behaftet sein. Sie wird auch weiterhin das typische, morbide Kellergewächs bleiben.

HANS ROTHE
(London)

DERBY 1925

Das Rennen beginnt um drei, die Entfernung zwischen London und Epsom kann von einem Motorfahrzeug in weniger als einer Stunde bewältigt werden, — also empfiehlt es sich, früh halb neun Uhr aufzubrechen. Halb neun Uhr gehen von allen Teilen der Stadt die Omnibusse ab, halb neun Uhr stehen an allen Straßenecken die Automobile, die eine Verabredung haben, halb neun Uhr bewegt sich auf der großen Chaussee schon ein ununterbrochener unübersehbarer Zug mehr oder minder mühselig vorwärts. Was für den Franzosen der Tag der erstürmten Bastille ist, (was für den Deutschen der 27. Januar war), das ist für den Engländer der Tag des Derby. Ein Nationalfest. Es ist unenglisch, unvaterländisch und unschick, beim Derby nicht zugegen gewesen zu sein. Aus allen Teilen der Provinz stellt man sich ein. Viele haben die Nachtfahrt nicht gescheut, viele haben auf dem Rennplatz im Freien übernachtet; ein Spleeniger, der in seinem Leben jeden Weg zu Fuß macht, hat auch diesmal aus dem fernsten Westen Englands sich mehrere Tage auf die Wanderschaft begeben, um das Derby zu sehen, und ein anderer, der voriges Jahr in der Zeitung betete, daß Gott ihm vergönnen möge, das 56. Derby mitzuerleben, wird hoffentlich mit Gottes Hilfe zu seinem 57. gekommen sein.

Das Derby wurde zum 142. Mal gelaufen. Der Weg, den die Vehikel nehmen, ist mit Polizisten gespickt, reitenden, laufenden, stehenden, radelnden, motorenden und fliegenden. Sie stehen vornehmlich dort, wo eine Verstopfung eintreten kann, und sie wissen sie mit unerschütterlichem Nachdruck zu meistern.

Die meisten Leute nehmen ihre Fahrzeuge mit auf ihren Platz. Das Auto oder der Omnibus oder die Kutsche dienen als Zuflucht, als Restaurant und Aussichtsturm für den ganzen Renntag. So setzt — trotz der Ueberfüllung der Straße — ein eifriger Wettbewerb des Ueberholens ein, denn man kann nicht wissen, ob man durch eine einzige gewonnene Sekunde nicht zu einem wesentlich besseren Standort gelangt. Pferdewagen werden mit Gelächter begrüßt oder als Hemmnisse empfunden, aber unter den Pferdewagen ihrerseits ist der Ehrgeiz des Ueberholens nicht geringer. Den ganzen Weg entlang stehen die Neugierigen. Denn für einen richtigen Londoner gibt es kein größeres Vergnügen, als eine große Menschenmenge zu sehen. Ueberall, an Bäumen und Zäunen, an Mauern und in Feldern sind riesige Reklametafeln für diesen einen Tag aufgestellt, aufgehängt, angebunden oder eingegraben worden.

Schon bei der Abfahrt in London hatte es geregnet, und wo nur zwei Leute sich trafen, drückten sie sich gegenseitig ihre Teilnahme über das Wetter aus. Die Briefträger riefen es sich gegenseitig zu, der Knipsmann der Untergrundbahn war in ehrliche Trauer gehüllt, der Hotelportier hatte noch keinen so schweren Tag erlebt, — es war wie eine Art Nationaltrauer, daß es am Derby-

tag regnete. Wildfremde Leute redeten miteinander und besprachen das Bedenkliche der Wolkensituation. Als dann der Omnibus abfuhr, hatte man sich darauf geeinigt, daß es sich bald aufklären würde. Aus anderen Omnibussen ertönten Trompetenserenaden; ein Chauffeur, der die Stimmung verbessern wollte, benutzte statt seiner Hupe eine große Glocke, — kurz, man cheerte sich gegenseitig up, unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß es aufklären würde. Die Häuser am Weg hatten sich nett hergerichtet, hie und da hing eine Fahne, Türschilder waren frisch geputzt, und ein Fleischer hatte sogar sein Schild neu gemalt: Familienschlächter — Family butcher.

Allmählich wird mehr gehalten als gefahren. Von jeder Seitenstraße fließen kleinere Autobäche in den großen Strom. Auf einmal springen verregnete Gestalten mit Wollschals auf die Trittbretter und bieten Programms an. Der Preis für diese ersten Programms ist ein Schilling, — wenn man der Bahn näher kommt, gehen sie rasch auf sechs, später auf vier Pence herunter. Der Regen hat mittlerweile die Omnibusse nach allen Seiten mit Schirmen sich panzern lassen, Ehepaare umschlingen sich zu gemeinsamer Benutzung der gegen Unwetter mitgebrachten Vorrichtungen, die Aussicht ist ziemlich versperrt, die Zeitung — längst gelesen — ebenfalls gegen den Regen aufgespannt. Der fröhliche Trompeter ist verstummt.

Da — die Sperre ist passiert. Allgemeine neue Belebung. Der Rennplatz sieht vorläufig noch aus wie die Landschaft: Große Wiesen ziehen sich über die Hügel. Aber auf diesen Wiesen weiden Hunderte und aber Hunderte von Pferden. Nicht etwa die Derbypferde, die hier einen letzten Imbiß einnehmen, wie die kurzsichtige Dame meinte, sondern die Pferde der Karrenbesitzer, die für diesen Tag hier eine Stadt aus Teezelten, Verkaufsbuden, Buchmacherständen und Schutzhütten aufgebaut haben. Von allen Seiten ziehen sich die Wege heran, und alle diese Wege sind bis an den Horizont mit Automobilen bedeckt. Fußgänger sieht man kaum noch, denn sie pflegen sich bereits morgens um sechs Uhr einzufinden. Nur Scharen von Bettlern stehen am Weg. Zigeunerinnen mit kleinen Kindern, zerlumpte Männer. Man sagt, daß sie von weither nur für diesen einen Tag kommen. Von ihrer eindringlichen Art zu betteln hatte wahrscheinlich der Hospitaldirektor gelernt, dem das Glück sein Institut an die Straße nach Epsom gebaut hatte: er ließ die wirksamsten seiner Renommierkranken mit Krücken und Verbänden auf der Straße für das Krankenhaus sammeln. (In England werden ja noch immer die Krankenhäuser nicht vom Staat unterhalten.)

Mittlerweile hatten selbst die größten Optimisten die Hoffnung auf eine Besserung des Wetters aufgegeben. Ein scharfer Wind pfiff über die Höhen und brachte ein Wolkengeschwader nach dem andern. Die Wiesen fingen an, grundlos zu werden. Die Autos

rutschten nur noch zentimeterweise vorwärts. Die Schutzleute feuerten die Chauffeure unausgesetzt an. Als die schweren Omnibusse in ihre Stellungen gebracht werden sollten, blieben sie im Schlamm der Wiesen stecken, rutschten aus, torkelten. Man mußte aussteigen. Der Regen rann durch den dichtesten Mantel.

Reisig wurde auf die Wege gelegt. Die schweren Kolosse fuhren zurück, nahmen Anlauf, und nach drei, vier Versuchen bekam man sie schließlich alle hinauf, unmittelbar an die Barrière der Bahn. Dieses Erklimmen der schlüpfrigen Wiese durch die Omnibusse war der Sport des Vormittags. Man wettete, beim wievielten Mal dieser oder jener Koloß es „schaffen" würde, man klatschte Beifall, schrie hurra, und — schob selber mit: Das umstehende Publikum schob die Autobusse über die Stellen, wo die Räder nicht fassen konnten. Damen beteiligten sich an dieser Uebung, und die Schutzleute waren die eifrigsten, — obwohl es ihres Amtes nicht zu sein brauchte.

Die Rennbahn liegt auf einer großen Wiese, die sich über einige weitgeschwungene Hügel hinzieht. Diese Hügel sind von der Tribünengegend aus gut zu übersehen: sie glichen einem riesigen Heerlager. Ein Wagenpark neben dem andern, eine Zeltstadt hinter, neben, über der andern. Dazwischen die Massen der geduldig wartenden Menschen. Warmer Tee wird überall angeboten, Apfelsinen, Bananen. Körbe voll frischer Eier stehen zum Verkauf. Ein schnell arbeitender Kopf hat sich Stöße von antiquarischen Regenschirmen verschafft und bietet sie aus, das Stück 2,50 Mark. Er war der einzige, dessen Geschäft gut ging. Denn alle die Obstverkäufer und Erfrischungshändler, die Bierbudenbesitzer und Limonadenerzeuger, von den Eismännern ganz zu schweigen, hatten einen faulen Tag. Flüssigkeit und Kälte waren nirgends begehrt. Es wurde Musik gemacht, es wurde geschrien, es wurde gewartet im Regen, stundenlang im Regen. Zudem zeigte sich nachher, daß von den vielen Hunderttausend, die gekommen waren, nur ein lächerlich geringer Teil das Rennen überhaupt verfolgen und den Endkampf beobachten konnte. Für die allermeisten bestand das Derby im fernen, ganz fernen Vorbeiflitzen einiger bunter Jacken. Viele billigere Plätze liegen Hunderte von Metern von der Bahn entfernt, andere wieder können gerade den Beginn des Rennens beobachten.

Aber man kommt ja nicht, um das Rennen zu sehen. Beim Nationalfest muß die Nationalleidenschaft zu ihrem Recht kommen: das Wetten. Kein Engländer, der nicht auf irgendein Pferd gesetzt hätte. Dieses Jahr war die Voraussage ziemlich schwierig, — also wurde es der Presse recht leicht, eine völlige Verwirrung zu stiften. Die Buchmacher — in primitiven oder „vornehm" aufgemachten Ständen — schrien sich wund. Bei vielen bürgt ein anscheinend bekannter Name für die Reellität des Unternehmens, andere fügen ihrem Namensschild die Beteuerung hinzu, daß sie ehrliche Christen

seien, daß sie sicher seien wie eine Bank, daß eine Zahlungsverzögerung bei ihnen noch niemals stattgefunden habe. Der Andrang ist ungeheuer. Jeder wettet. Großmütter opfern die letzten Spargroschen, die Chauffeure geben ihrer Herrschaft Tips, oder die Dame des Hauses redet erregt auf ihr sechsjähriges Töchterchen ein, das im Begriff steht das Vermögen der Familie durch eine unsinnige Wette zu gefährden. Alles im strömenden Regen. „Man gewöhnt sich daran," hört man jetzt allenthalben.

Auf den Dächern von Schuppen, Tribünen, Automobilen stehen in Schals, Südwester und Oelmäntel gehüllte Gestalten, die unausgesetzt nach allen Himmelsrichtungen hin durch Armschwenken und Kopfrollen geheimnisvolle Zeichen geben. Auf den fernsten Hügeln wird ihnen geantwortet, dann drehen sie sich um, telegraphieren etwas nach dem Dach der höchsten Tribüne hinauf, wo es sogleich mit übereifrigen Gesten nach dem Jenseits vermittelt wird. Diese Männer geben den Buchmachern den sich ununterbrochen ändernden Stand der Wetten bekannt, und obwohl sie sicherlich ganz harmlos sind, sieht ihr rätselhaftes Gestikulieren (während der Regen von ihnen troff) nach grandioser Schiebung aus.

In einem Extrazug trifft der König mit Gemahlin und Hofstaat ein. Der König hat die Pflicht, das Derby zu besuchen. Nicht nur, weil es das größte Ereignis des Jahres ist, sondern weil jedes Jahr ein Pferd aus den königlichen Ställen — — im geschlagenen Feld endigt. Als es einmal einem König (Eduard VII.) gelungen war, das Derby zu gewinnen, wurde dies Ereignis tausendfach in ölgedrucktem Bilde festgehalten. Diesmal hatte der Prince von Wales, der auf einer Weltreise weilt, in Südafrika eine längere Rede gehalten und darin die feste Hoffnung ausgesprochen, daß diesmal des Königs Pferd gewinnen würde. Darauf lebhafter Beifall der Versammlung, die erklärte, zwar auf andere Pferde gewettet zu haben, aber sich begeistert bereitfand, auf das Pferd des Königs drei Hurras auszubringen!

Um den König herum war eine erlesene Gesellschaft von Trägern uralter Namen, die alle statt des Regenschirms den Zylinder mitgebracht hatten. Zum Derby gehört der Zylinder, in dessen Fell sich diesmal kleine unablässig rinnende Bäche gegraben hatten.

Zweimal erdonnerte der Boden unter den Hufen der Pferde, zweimal dröhnte lautes Geschrei und zeigte an, daß die beiden Vorrennen gelaufen waren. Nun aber suchte jeder, der sich vom Regen noch etwas gehemmt gefühlt hatte, sich zu postieren. Die Autos öffneten sich, Kisten wurden auf die Verdecks geschafft, die Chauffeure rollten eine Decke um die andere, die Herrschaften nahmen oben, auf Ersatzreifen hockend Platz, das Volk ringsum erklomm die Trittbretter, die Gepäckgitter und Schutzbleche. An den Barrièren standen die Menschen ungezählte Glieder tief. Die Buchmacher brüllten mit dem Eifer der letzten Minuten. Die Namen der 30 Kandidaten wurden aufgezogen, ringsum wurde

gekritzelt und notiert, da — lautes Bravo! — die herrlichsten Pferde nahten zur Parade. Das Pferd des Königs wurde nur wenig herzlicher begrüßt als der beliebte Jockey, (der das Rennen auch schließlich gewann). Diese Derbypferde sind wohl das schönste, was die Welt an Pferden aufzuweisen hat. Und diese Parade der witternden, tänzelnden Tiere ist die Krönung des Tages. Sie drehen und wenden sich, spitzen die Ohren, sträuben sich noch ein wenig, und springen zu einem kurzen Aufgalopp an. Sie schnellen an den Herren mit den Zylindern vorbei, die alle lebhaft bewegt sind, während die Menge über das prächtige Schauspiel in lauten Jubel ausbricht.

Daraufhin verschwinden sie alle in ein und derselben Richtung. Der Wind reißt die Fahne auf der Tribüne in Fetzen; der ehemals rote Hut der kleinen zwischen zwei Automobilen hängenden Frau hat all seine Röte im Hals seiner Gebieterin versammelt und wurde ein sandfarbenes Wrack. Von den Tribünen spähen die Ferngläser hinter die entlegensten Hügelränder. Auf einmal klingelt es. Murmeln, Bewegung. Die Ferngläser zittern und schwanken alle gleichmäßig hin und her. Die Dame auf dem Auto entdeckt, daß ihre fleischfarbenen Strümpfe schwarz geworden sind. Jemand schwenkt sein Buchmacherbillett. Der Zigarettenverkäufer hält den Atem an. Die Leute auf den Tribünen stehen auf, wie auf Kommando; einige fangen an zu rufen, andere winken, und eine bunte, nach vorwärts gebeugte Jacke saust vorüber. Das Pferd ist hinter den bis zur Unwahrscheinlichkeit aufgereckten Menschenmauern nicht mehr zu sehen. Ein zweiter, ein dritter Reiter folgen, dann die übrigen. Der Sturm zerreißt die Hurras, man klettert aus den höher gelegenen Positionen in den Schlamm zurück, — das Derby 1925 ist gelaufen, man war dabei!

Eine fromme Kongregation, die mit besonderen Schalltrichtern versehene Trompeten mit sich führt, läßt mächtig einen Choral über das Gelände erschallen. Große Plakate ermahnen, sich der Hölle zu erinnern. An anderer Stelle intonieren zwei auf Zweistimmigsingen Trainierte bekanntere Bußweisen. Kein Mensch lacht, keiner nimmt Notiz, — alles ist möglich, also ist alles erlaubt.

Da zwar das Derby, aber nicht der Regen vorüber ist, setzt ein gewaltiger Aufbruch ein. Die Tribünen leeren sich, die Autos rutschen in großen Herden die Wiesen hinab, kleine Tanks machen die versinkenden Omnibusse flott. Der größere Teil der Besucher bleibt indessen, bis die übrigen Rennen auch vorbei sind.

Ein Extrazug nach dem andern rückt in die kleine Station ein, ist im Nu überfüllt und fährt ab. Als man nach einer knappen Stunde in London ankommt, erhält man am Bahnhof die Zeitung entgegengestreckt, in der man sich genau über den Ausgang des „größten Rennens der Welt“ informieren kann, in der man die Bilder des siegreichen Pferds, des Königs, der steckengebliebenen Autobusse und der Regenschirme findet.

ALFRED BRUST

DIE BRIEFE VON PETER GAST AN FRIEDRICH NIETZSCHE

In aller Stille, abseits vom Lärm des Literatentums und Kunstgeschäfts — wie ihr Verfasser bis zu seinem Tode gelebt hat — sind die Briefe Peter Gasts an Friedrich Nietzsche erschienen. Man wundert sich ein wenig über das Schweigen, über die Unachtsamkeit, mit der man diese beiden Bände entgegengenommen hat. Denn eben diese Briefe standen nach dem Tode Nietzsches, als Peter Gast sie sich im Nietzsche-Archiv in die Tasche steckte, und damit nach seiner Heimatstadt Annaberg reiste, im Mittelpunkt der Erörterung durch Journalisten und Juristen. Peter Gast hatte Rückgrat. Er blieb im Besitz seines Eigentums. Der Verstorbene würde an der Herausgabe, für die A. Mendt zeichnet, der lange in seiner Nähe gelebt hat, helle Freude haben. Denn sie ist mit der peinlichen Genauigkeit des gedruckten und geschriebenen Worts besorgt, die für den philosophischen Musiker Lebensgesetz war. Wer das Glück gehabt hat, den seltsamen Menschen, der diese Briefe schrieb, zu kennen, wird die Bücher mit unverhaltener Spannung öffnen. Denn über die Briefe Nietzsches an ihn befragt, schüttelte Gast nur den Kopf und sagte: „Da steht ja nichts drin. Und zu meinen Lebzeiten ist es nicht nötig, daß jemand die Nase in m e i n e Briefe steckt.“ Man wird die Frage stellen: Aus welchem Grunde hatte Peter Gast seine Briefe an Nietzsche wieder an sich genommen? Und die noch größere Frage: Hat Peter Gast Briefe von sich vernichtet? Aus dem gebotenen Material und aus der Person des Briefschreibers, den man zwei Jahre hindurch sah und sprach, wird man zu einer Anschauung kommen, die den Tatsachen größtmöglichst entspricht.

Zwischen der Persönlichkeit Peter Gasts, wie sie einem im Leben entgegentrat, und seinen Briefen besteht ein sehr deutlicher Unterschied. Denn diese strotzen von einer überschwänglichen Liebenswürdigkeit, von einer für den Empfänger geradezu beschämenden Untergebenheit; er irrt sich und schimpft sich sofort „Lügner“ — nicht mit Humor, sondern mit einem Ernst, der eine tiefverwurzelte Eitelkeit verrät. So war er im Leben nicht. Da war er zurückhaltend und still. In Briefen konnte er donnerwettern — aber nicht von Mund zu Ohr. Schon seine Handschrift (die schönste, die ich kenne) setzt eine ganz bestimmte Eitelkeit voraus und zwar die Eitelkeit der vorgefaßten Wichtigkeit des zu Schreibenden . . . Der einsame Nietzsche brauchte diesen Menschen. Er war tatsächlich der Einzige, der dem Philosophen helfen konnte und half. Es ist nicht zuviel gesagt: ohne Peter Gast wäre das Werk Nietzsches nicht mit solcher Wucht in dies

Jahrhundert gestürzt. Ja — ohne Peter Gast hätte das Leben Nietzsches nicht den bekannten Verlauf genommen!

Nietzsche hatte ja nur einen Leser, der ihn begriff. Und das war eben Gast. Der grenzt von Anbeginn sein Verhältnis ab, das er zu Nietzsche zu haben gewillt ist. Und darin, daß er niemals Nietzsches Freund geworden, liegt die Tragödie des Philosophen. Durch alle Jahre dieses Verhältnisses bleibt Gast „Ihr dankbar ergebener Schüler". Er hält in seinen Briefen denjenigen Ton der unbedingten Unterwerfung aufrecht, der den Angeredeten zurückschreckt traulich zu sein. Freundschaftsbeweise Nietzsches nimmt er als Geschenke einer erhabenen Majestät an. Jeder Brief wird in Ton, Form und Inhalt eine sich ständig steigernde Anpreisung Nietzsches, der sich bereitwillig auf eine eisige Höhe hinaufloben ließ, die ihm zum Verhängnis werden sollte. „‚Es ist wunderbar!' sagen oft die Jünger zu Buddhas Worten. ‚Es ist wunderbar!' muß ich oft und mit mehr Grund, als Jene ausrufen, da ich Sie als Zarathustra höre . . . ‚Preis sei ihm, welcher ist der Selige, der Heilige, der völlig Erleuchtete!'" Mit solchen Briefen wird der Einsame, von allen wahren Freunden Verlassene vorwärtsgepeitscht, und diese Verantwortungslosigkeit geht soweit, daß Gast bei Empfang des im Wahnsinn verfaßten „Der Gekreuzigte" unterzeichneten Rundschreibens ausbricht: „es sprang etwas aus mir wie ungarische Musik klingend".

Peter Gast hatte es abgelehnt für Nietzsche ein Eckermann zu werden. Denn er war schaffender Künstler. Und als solcher brauchte er Distanz. Aber für dieses Künstlertum opferte er kalten Herzens denjenigen weichen Menschen, der sich nach einem Freunde sehnte und niemals einen besitzen sollte. „Diebstahl an hohen Seelen", nannte er es selbst! Denn Peter Gast war kaltherzig (auch wenn ich ihn einmal weinen sah). Nirgend in seinen Briefen findet sich eine Stelle von jener Wärme durchstrahlt, die uns erhebt und beseligt. Nicht Fleisch und Blut, sondern kalter Marmor tritt uns entgegen, der das heiße Werk Nietzsches zu einer peinvollen Philosophie beeinflußt. Und welch ein Künstler war denn Gast? Als Zeitgenosse Wagners hatte er einen schweren Stand — schon mit sich selbst. Er wollte unbeeinflußt von Wagner bleiben — und blieb es. Aber er brauchte auch starke äußere Mittel um „contra Wagner" zu bleiben. Am stärksten half ihm dabei sein Antisemitismus, aus dem heraus er Wagner „Geyerbeer" nannte — in bezug auf den jüdischen Musiker Geyer und den Namen Beer ,welch letzterer auch in dunkelm Zusammenhang mit Wagners Mutter gestanden haben soll. Es war nur zu selbstverständlich, wenn Nietzsche nach dem Bruch mit Wagner in der Musik Peter Gasts die Musik der Zukunft erblickte. Hinzu trat bei Nietzsche die am eigenen Leibe empfundene Mißachtung, die dem musikalischen Schaffen des devoten Jüngers zuteil wurde,

allerdings eine Mißachtung, die dem Komponisten bedeutend zuzuschreiben ist. Er ist unstät. Er versucht es Hals über Kopf Entscheidungen herbeizudrängen und nimmt die Noten mit Unrast wieder nach Hause. Sein eigenes Wollen ist ihm so unklar, daß er an seiner Oper „Der Löwe von Venedig" bis zu seinem Tode geändert hat — ja — er hat diese Oper in den letzten Jahren seines Lebens bis zu zwei Dritteln neugeschrieben. Er fühlte in sich nicht die Stärke zu einem Wurf, sondern kam über die Rastlosigkeit des ewigen Versuchens und Verwerfens nicht hinaus. Doch er tröstet sich damit, daß es Michelangelo nicht toller getrieben haben könne — und übersieht den Ausgang. Es steht außer Zweifel, daß ihm Großes gelungen ist, aber dieses ist spärlich gesät und von Unentschlossenheit umrahmt. Er kann nur aus einer Stimmung von Mißmut und Kranksein heraus arbeiten, wie er schreibt. Und gerade diese Stimmung befällt ihn in Venedig, wohin es ihn immer wieder zieht.

Die Tragödie Nietzsche schließt mit einer schrillen Dissonanz. Ihn selber umfängt das letzte Lebensjahrzehnt furchtbarer Wahnsinn. Sein bester Freund Rée stürzt in den Alpen tödlich ab — Selbstmord über den Verlust Nietzsches, sagt Peter Gast. Und Gast selber, der nie eine Brille trug und mit Adlerschärfe sah, wird plötzlich blind und entkommt der Operation durch unvermuteten Tod. Ihm folgt ganz kurz sein einziges Kind Carina. Wucht und Gestalt dieses Abschlusses reizen zu symbolischer Deutung. Die Lehre vom Uebermenschen läßt das trunkene Eingehen in die Gefilde der Allerseligsten peinlich vermissen. Was den trotzigen Philoktetiden — „Ohne m e i n e n Bogen wird k e i n Ilion erobert" — versagt blieb, ging an ihrem abgeklärten Antipoden Carl Spitteler freundlich in Erfüllung. Er schritt über alle duldsam und pietätvoll hinweg. Gottes Friede über ihren Gebeinen a l l e n ! — — —

JAKOB MICHAEL LENZ

ÜBER DIE DUNKELHEITEN IN KLOPSTOCK UND ANDEREN

D e r S c h m e c k e r :

Ich bitte, gebt mir Licht,
Herr, ich versteh Euch nicht.

A n t w o r t :

Sobald I h r mich versteht,
Herr, bin ich ein schlechter Poet.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Juniwoche

Seit Wochen und Monaten wird im Steuer- und Haushaltsausschuß über unzählige Einzelfragen hin- und herdebattiert, und trotzdem ist das Grundproblem der fiskalischen Wirtschaft so ungeklärt wie zuvor. Glaubten wir noch vor einiger Zeit, daß Reich, Staat und Länder nicht wüßten, wohin mit dem Geld, so hat sich das Blättchen inzwischen soweit gewendet, daß Herr von Schlieben sich genötigt sah, einen Warnruf auszustoßen: das Gleichgewicht des Etats sei ernstlich gefährdet. Das mußte so kommen. Wenn einmal ein Ueberschuß da ist, und die Notwendigkeit für die öffentliche Hand entfällt, sich nach der Decke zu strecken, dann kommen aus allen Ecken und Enden die Petitionen und Sonderwünsche. Hier soll etwas getan werden, und dort ist eine bedürftige Schicht, und so geht es immer fort, bis nicht nur der Ueberschuß verzettelt ist, sondern plötzlich ein Defizit sich auftut. Niemand wird leugnen, daß die Staatseinnahmen seit der Stabilisierung eine über alles Erwarten günstige Entwicklung genommen haben. Im Jahre 1924 belief sich der Ueberschuß des tatsächlichen Aufkommens gegenüber dem Haushaltsplan auf rund 2 Milliarden Reichsmark. Doch wie gewonnen, so zerronnen. Mit der Ruhrentschädigung fing es an, dann kamen Abgeltungen für Friedensvertragsverluste an Preußen und andere Länder. Sogleich meldeten die Auslandsdeutschen und Liquidationsgeschädigten ihre Rechte an. Dann besann man sich auf die ehemaligen farbigen Kolonialtruppen und vergütete ihnen einen Betrag von 12 Millionen. Plötzlich wurden alte Verbindlichkeiten des Reiches aus norwegischen und englischen Fischgeschäften in Höhe von mehr als 50 Millionen entdeckt, die abgebürdet werden sollten. Und in diesem Stil ging es weiter. Die Branntweinmonopolverwaltung erhielt 38 Millionen Reichsmark vorgestreckt (wie lange gedenkt man dieses Verlustregal noch weiter zu führen?), die Reichsbahn und die Deutschen Werke waren gleichsfalls darlehnsbedürftig. Als dann immer noch ¾ Milliarde übrig waren, da stellte es sich heraus, daß in diesem Umfang die Bildung von Rücklagen notwendig war. Es wurde eine Reserve gestellt für Aufwertungszwecke, für Ausgaben aus dem Steuerüberleitungsgesetz, für den Uebergang zu vierteljährlichen Gehalts- und Steuerzahlungen, für die Reparationsleistungen des Jahres 1926 und für die Bildung eines Betriebsfonds der Reichshauptkasse. Alle diese Rücklagen und die übrigen Ausgaben dazu, die wir zuvor erwähnten, waren „sachlich gerechtfertigt". Das hat der Parlamentsausschuß ausdrücklich anerkannt. Sachlich gerechtfertigt wären noch so und so viel andere Ausgaben. Sachlich gerechtfertigt wäre es auch, wenn man jeden einzelnen dieser Fonds doppelt so hoch dotieren würde. Warum sollten für den Betriebsfonds nicht 200

statt 100 Millionen, für Aufwertungszwecke nicht 300 statt 150 Millionen, für Auslandsgeschädigte nicht 600 statt 300 Millionen zurückgelegt werden? Und dabei müssen zweifellos wichtige Sozialpflichten und Kulturaufgaben des Staates immer noch unerfüllt bleiben. Mühelos läßt sich ein Plan aufstellen, wonach selbst ein doppelt, dreifach und wenn es sein muß zehnfach so hoher Ueberschuß unter die Leute gebracht werden kann, ohne daß dabei eine einzige Ausgabe unterlaufen würde, die sachlich nicht gerechtfertigt wäre. Gutzumachen ist unendlich viel an den Opfern des Dezenniums von Krieg und Inflation. Sicher ist es z. B. wünschenswert, wenn einer so notleidenden Schicht wie den Auslandsgeschädigten — um die Bedürftigsten von den Bedürftigen zu nennen — 300 Millionen zufließen. Und doch ist es nicht zu verantworten, daß selbst diese dringliche Aufgabe so leichthin übernommen wird. Mindestens hätte man sich damit begnügen müssen, die Summe in Schuldverschreibungen auszuhändigen. Andere Ausgaben wären überhaupt entbehrlich gewesen, wenn man die Lage richtig erkannt hätte. Denn nicht das ist die Frage, ob es gerechtfertigt ist, Vergangenes wieder gut zu machen, sondern ob es sich mit dem aktuellen Zwang zum Wiederaufbau der Produktion verträgt, wenn für öffentliche Zwecke vom Volkseinkommen mehr als für die nächste Existenz des Staates notwendig abgeschöpft wird.

Mehr als das Zweieinhalbfache der Friedenslast ist im Jahre 1924 von Reich, Ländern und Gemeinden für öffentliche Zwecke von der langsam in Gang kommenden Wirtschaft erhoben worden. Aber dieser Unfug eines viel zu hohen Etats, der sich für 1924 allenfalls rechtfertigen ließ, weil das fiskalische Surplus infolge der Verschleppung der Steuermilderungen vorhanden war und irgendwie verwendet werden mußte — die Mittel zur Einlegung einer Steueratempause zu benutzen, dazu konnte man sich doch nicht entschließen — dieser selbe Unfug wird nun für 1925 von neuem verübt. Die Steuererträge laufen in kaum vermindertem, teilweise vermehrtem Umfange weiter, und die Parteien sehen es als ihre einzige Aufgabe an, dafür zu sorgen, wie der Gesamterlös (der als etwas Gegebenes, und nicht als etwas zu Verminderndes gilt) so verteilt werden kann, daß die Volkstümlichkeit der verschiedenen Antragsteller gewahrt bleibt. Kaum einer der Verantwortlichen sieht oder will sehen, daß es das Wichtigste ist, die Einnahmen des Staates zu beschneiden, gleichgültig was dann kommt. Solange nämlich die Steuern nicht gemildert werden, solange insbesondere die mörderische Umsatzsteuer schier unerschöpflichen Ertrag aus der Wirtschaft zieht, solange werden immer dringliche Ausgaben ausfindig gemacht werden zur Unterbringung des Erlöses. Von Ländern und Kommunen wollen wir schweigen. Ihnen täte die Einnahmebeschneidung am meisten not. Fürs Reich hatte der 1925er Etat ursprünglich eine Ausgabe von 3,8 Milliarden Reichsmark in Aussicht

genommen. Inzwischen kam der Ergänzungshaushalt mit zunächst 70 Millionen Ausgaben hinzu, und seither bewilligte das Parlament Tag für Tag neue Ausgaben. Es bewilligte Hunderte von Millionen, immer lustig drauf los, bis schließlich der Reichsfinanzminister dem unverantwortlichen Treiben Einhalt gebot und erklärte, daß sich der mutmaßliche Ueberschuß bereits in eine Unterbilanz verwandelt habe und daß man auf diesem Wege nicht fortfahren dürfe, ohne für die Ausgaben entsprechende Deckung zu beschaffen. Wir sind ausnahmsweise mit Herrn von Schlieben einer Meinung, wenn er die grenzenlosen Neubewilligungen bekämpft. Aber handelt es sich nicht bei alledem nur um die Zuendebefolgung seines Prinzips, nicht zu fragen, wieviel Steuern für die Wirtschaft tragbar sind, sondern wieviel aus ihr herausgepreßt werden können, damit der Staat das Resultat für alle möglichen Zwecke anwenden kann. Bevor nicht Druckverhältnisse geschaffen sind und durch radikale Steuerermäßigungen der staatsfinanzielle Ertrag soweit geschmälert wird, daß für Ausgaben über das Allernotdürftigste hinaus einfach nichts mehr da ist, solange wird man die psychologische Spannung nicht hervorbringen, die notwendig ist, damit Deutschland beginnt, über das Thema öffentlicher Bedarf von Grund auf umzulernen. Wir nützen die Reparationspause, die uns gewährt wurde, schlecht, wenn wir in der Zwischenzeit den eigenen Finanzbedarf wie bisher überspannen.

Wohin wir mit diesen Methoden kommen, das lehrt die letztwöchige Entwicklung der Börse. „Tragbar“ sind die Steuerlasten natürlich, wenn man unter Tragbarkeit die effektive Möglichkeit versteht, aus der Volkswirtschaft derartige Summen herauszuziehen. Unser Volkseinkommen ist sehr viel höher als gemeinhin angenommen wird. Die Berliner Handelskammer hat aus den Steuererträgen errechnet, daß das Volkseinkommen im Jahre 1924 mindestens 35 Milliarden Reichsmark betragen haben muß, während beispielsweise die Schätzung von Helfferich nur auf 18 bis 22 Milliarden gelautet hatte. Warum soll sich aus einem solchen Einkommen nicht ein ungefähres Fünftel zugunsten des Staates abzweigen lassen! Möglich ist das schon, und nur eine Frage der Einkommenverteilung. Hier aber beginnt das Problem. Eine solche Mißleitung des Volkseinkommens setzt nämlich die kapitalistische Wirtschaft, in der wir uns wohl oder übel zurechtfinden müssen, schwersten Erschütterungen aus. Einen großen Teil der Last tragen unzweifelhaft die Lohnempfänger, schon durch die Aufhäufung der indirekten Steuern. Aber bei ihnen ist die Abwälzbarkeit, wie die Kräfteverhältnisse im heutigen Staat gelagert sind, immerhin beschränkt. Das Unternehmertum versteht es perfekt, sich schadlos zu halten. Dagegen existiert eine Schicht, die nicht in der gleichen Weise organisiert ist wie die Arbeiterschaft und die prädestiniert erscheint zum Prellbock für die Steuerforderungen der Finanz-

ämter. Es ist die Klasse der Rentner und Kapitalisten, die einen Hauptteil der Steuerlasten zu tragen hat. Würden ein bis zwei Milliarden oder auch nur einige hundert Millionen weniger vom Staate beansprucht worden sein, dann würde dieser Betrag ausgereicht haben, damit die meisten Gesellschaften ein angemessenes Erträgnis für ihre Kapitalbeteiligten hätten aufweisen können. So aber waren gerade die Aktionäre die Hauptleidtragenden, und statt der erwarteten angemessenen Dividende sprang für sie überhaupt nichts oder zu wenig heraus. Das brauchte man nicht tragisch zu nehmen, wenn nicht unsere ganze Wirtschaft auf dem Effektenkapitalismus aufgebaut wäre und wenn nicht dieser einen entsprechenden Ertrag der Unternehmungen zur Voraussetzung hätte. Weil nun aber infolge der geschilderten Fehlleitung die Mehrzahl der Unternehmungen ohne genügende Rente bleibt, darum ist der Kapitalmarkt weiter verödet, sind die Kurse so tief gesunken, daß es keiner Gesellschaft mehr möglich ist, neue Aktien so emittieren und vor allem das Ausland für eine Beteiligung zu gewinnen. Obwohl in Wirklichkeit die meisten Unternehmungen einen ganz anständigen Wirtschaftsertrag erzielt haben, scheint es nach außen, als sei die deutsche Wirtschaft unrentabel, weil der Staat gerade den Teil noch weggesteuert hat, der den Rentenbezugsberechtigten zufallen sollte. So schädigt der Fiskus durch seinen Fiskalismus die Kreditwürdigkeit der Unternehmungen, so verhindert er, daß Kapital importiert wird, unterbindet er die volle Ausnützung auch der ertragsfähigen Betriebe, fördert er die Arbeitslosigkeit und schwächt dadurch nur den Nährboden aus dem er seine Kraft zieht. Könnte es also bei volkswirtschaftlicher Betrachtung zunächst als ziemlich belanglos erscheinen, ob der Staat eine Milliarde mehr oder weniger für sich reklamiert — weil ja das Geld „im Lande bleibt“ und als verstärkte Nachfrage der schließlichen Empfänger dem Gewerbe wieder zugute kommt — so zeigt sich bei näherem Zusehen, daß diese kleine Ursache große Wirkungen hat, weil eben der komplizierte Organismus der kapitalistischen Wirtschaft solche Gewaltkuren nicht verträgt. Auf Grund dieser Diagnose erkennt man aber auch, daß es kein organisches Gebrechen der Wirtschaft, sondern nur ein Diätfehler des Staates ist, der unsere Wirtschaftsmisère so groß erscheinen läßt. Man wird dabei den hemmungslosen Wirtschaftspessimismus nicht zu teilen brauchen, der neuerdings Mode geworden ist. Nach dem Sprachgebrauch unserer rührigen Arbeitgeberverbände kommen wir aus der Krise unser Lebtag nicht heraus. Ginge es nach ihnen, so wäre die Wirtschaft schon hundertmal „zusammengebrochen“. Nein, Lohndruck ist gar nicht notwendig, damit die Wirtschaft floriert. Es braucht nur die Uebersteuerung aufzuhören, die natürliche Einkommensbildung wiederhergestellt zu werden, damit Produktion und Konsum — deren Mißverhältnis das Wesen der Krisis bildet — wieder ins Lot kommen. Freilich dürfen Zölle das Gleichgewicht nicht von neuem stören!

GLOSSEN

DER GELEHRTE ALS DILETTANT

Wir fuhren durch die ödeste Gegend Deutschlands. Der Pfarrer aus Württemberg erzählte von seiner Heimat. Er sah mich unsicher von der Seite an. Ich sah ihm direkt ins Gesicht und sagte mit Achselzucken: Abderhalden! Das ist der Geheime Regierungsrat Professor Doktor Abderhalden in Halle. Große Kanone im Bereich der Physiologie. Außerhalb dieses Bereiches ein blutiger Dilettant. Er hält auf dem „evangelisch-sozialen" Kongreß eine Rede über „Bevölkerungspolitische Probleme": eine durchschnittliche Volksversammlungs-Rede. In 80 Minuten werden etwa zwölf schwerwiegende Fragen des sozialen Lebens spielend gelöst. Herr Abderhalden diktiert: es braucht nicht getrunken zu werden; denn ich trinke auch nicht. Es braucht nicht geraucht zu werden; denn ich rauche auch nicht. Aufklärung der Jugend in der Schule ist kein Problem, sondern Unfug; man weckt nur schlummernde Triebe. Die Kritik am Abtreibungs-Paragraphen ist kategorisch abzuweisen. Ein Zwei-Kinder-System ist unmoralisch. Und wenn die Redezeit nicht um gewesen wäre, so verfügte er noch heute . . . .

Der Pfarrer aus Württemberg schüttelte energisch den Kopf: „Unsern Most lassen wir uns doch nicht nehmen". Ich versicherte ihm, daß er in bester Gesellschaft wäre. Seine Exzellenz der Wirkliche Geheime Rat Professor Dr. D. Adolf von Harnack, Ehren-Präsident des „evangelisch-sozialen" Kongresses, hatte sich unmittelbar nach Abderhaldens Vortrag eine wundervoll riechende Zigarre angesteckt. Sündenbabel! Und das am grünen Holze!

Ich habe vergessen, was der Diktator Abderhalden noch alles verboten hat. Ich habe nur behalten, daß so etwas möglich ist. Und diese Erfahrung führt zu einem zwar bekannten, aber immer noch nicht recht populären Resultate: daß eine Fachautorität für alle über sein Fach hinausliegenden Dinge Dilettant sein kann. Das ist nicht so selbstverständlich, wie es aussieht. Das Publikum identifiziert meist Fach-Autorität und autoritative Persönlichkeit; und zieht aus dieser falschen Prämisse die richtige Folgerung, daß die Ansicht einer starken Persönlichkeit von Wichtigkeit ist; selbst wenn sie Dinge jenseits ihres speziellen Arbeitsgebietes betrifft. Nur wird — wie sich das auch im Krieg gezeigt hat — hierbei zu oft übersehen, daß Talent und Persönlichkeit nicht n o t w e n d i g , und zwar gar nicht häufig miteinander verknüpft sind.

Was aber den Fall Abderhalden über diese Dementierung einer fast allgemein herrschenden Fiktion hinaus psychologisch interessant macht, das ist die weitere Dementierung des üblichen Bildes vom Gelehrten. Gerade hervorragend begabte Gelehrte — man denkt wieder an den Krieg — kompensieren häufig die Exaktheit, Gründlichkeit ihrer Spezial-Forschungen durch ausschweifendsten, willkürlichsten, oberflächlichsten Dilettantismus im fremden Problem-Bereich. Man sollte einmal diese Seite des Gelehrten-Typ eingehend studieren, um endlich geschützt zu sein gegen fahrlässige Kreditgewährung. Daß Herr Abderhalden auf einem „evangelisch-sozialen" Kongreß die negativen Seiten der sozialen Gesetzgebung in den Vordergrund rücken kann, gehört in eine Kritik des „evangelisch-sozialen" Kongresses. Daß seine Sozial-Ethik ohne die primitivste Menschenkenntnis kon-

struiert, besser: als Tagesbefehl verkündet wird, zeigt eine unterdurchschnittliche Persönlichkeit. Daß seine Verkündung aber ernst genommen wird, daß sich die Württemberger Pfarrer auch nur ärgern — dafür kann Herr Abderhalden wirklich nichts. Denn man hätte es längst lernen können, daß ein großer Gelehrter oft weit unter dem Mittel-Niveau rangiert, wenn seine Fach-Leistung nicht als Maßstab seines Wertes gesetzt wird.

Ludwig Marcuse

KUNSTHANDEL UND WARENHAUS

Düsseldorf, im Juni.

Im „Tage-Buch", Heft 23, glossiert Adolf Behne meinen Katalog „Zur neuen Kunst in Deutschland", den er auf gleiches Niveau mit der „Täglichen Rundschau" stellt und verdächtigt mich der Gesinnung alldeutscher Schreier, die „wieder einmal am deutschen Wesen die Welt genesen lassen". Dagegen empfiehlt er mir, „die Bauhausmappen Europäische Graphik anzuschauen, statt fulminante Sätze gegen die übrige Kunstmenschheit zu schleudern", deren Produkte ich nach seiner Ansicht „schlecht mache".

Da mein Katalog zur Eröffnung meiner neuen Düsseldorfer Galerie in nur 2000 Exemplaren versandt wurde, das Tagebuch aber mindestens den zehnfachen Leserkreis hat, halte ich sowohl im geschäftlichen wie im künstlerischen Interesse meines Unternehmens folgende sachliche Richtigstellung für geboten:

1. In meinem Katalog, obschon er der deutschen Kunst gewidmet ist, wird der franz. Impressionismus als die „letzte große Stileinheit der Neuzeit" mit seinen „feinen, dekorativen Werten" in der „Vollkommenheit seiner Form" durchaus gewürdigt. Van Gogh, der Holländer, James Ensor, der Belgier, Edvard Munch, der Norweger, Klee, der Schweizer, Kandinsky, der Russe, werden genau so ausführlich und anerkennend besprochen wie die deutschen Maler, und Werke von Archipenko, Chagall, Coubine, Severini werden empfohlen.

2. Aus einem Artikel von Dr. P. F. Schmidt reißt Behne einige Sätze heraus, die ohne die Einleitung natürlich feuilletonistisch wirken müssen. Er unterschlägt aber vollständig, daß das Heft einen Aufsatz von Henry Barbusse enthält, der wohl das Gegenteil von dem ausspricht, was man in der von Behne zitierten „Täglichen Rundschau" lesen wird und den Barbusse zu dem in meinem Verlag erschienenen Werk von Otto Dix „Der Krieg" geschrieben hat.

3. Auf die mir so vorsorglich zur Ansicht empfohlenen Mappen Europäische Graphik des Bauhauses wird (im gleichen Heft!) mit einem Raum von einer halben Seite ausführlich hingewiesen. Sie werden dort als ein „Grundstock für jede Sammlung" bezeichnet. Seit ihrem Erscheinen bin ich, wohl als der einzige Kunsthändler, mit Erfolg für die Mappen eingetreten und stehe eben in Verhandlungen über deren völlige Uebernahme in meinen Verlag, was Herr Behne allerdings nicht wissen kann. Wohl aber weiß er, daß ich als Herausgeber des Bauhausbuches dem Weimarer Kreis seit Jahren nahe stehe.

4. Behne selbst hat, gelegentlich meiner Lissitzky-Ausstellung, in meiner Galerie einen Vortrag über Rußland gehalten, und es ist ihm bekannt, daß ich daran anschließend eine russische Ausstellung mit Werken von Chagall, Archipenko, Kandinsky, Lissitzky etc. in Wien veranstaltet habe.

5. Er hat bei mir, in meinem Privatbureau, öfter die Bilder von Braque, Vlaminck, Ensor, Signac, Laurencin etc. und schon beim Treppenaufgang die vielen Daumiers.

die Reproduktionen nach Czanne, Matisse, Renoir, Manet gesehen und beim „Durchblättern meiner Mappen“ wohl auch meine Bestände von Graphik der Picasso, Derain, Toulouse-Lautrec, Moholy, Pascin, Genin etc. angeschaut.

6. Auf seine Anregung habe ich erst im vorigen Monat eine Ausstellung von Segal veranstaltet, von dem ich heute noch nicht weiß, welcher Nationalität er ist.

7. Wenn, wie Herr Behne es wünscht, der Kunsthandel rein geschäftlich „à la Wertheim“ arbeiten würde, so würden bald nurmehr Galerien mit dem Kitsch der Warenhaus-Kunstabteilungen bestehen.

8. Nur ein Literat, der nicht weiß, wieviel für den bildenden Künstler vom Ausstellungswesen abhängt, kann den Kunsthandel auf gleiche Stufe mit dem Warenhaus stellen. Behne möge jeden Maler von Ruf befragen: jeder wird, wenigstens in jungen Jahren, irgend einem verständigen Kunsthändler oder Kunstverlag Wesentliches zu danken haben.

Ich darf für mich beanspruchen, daß ich jungen, unbekannten Künstlern den weitaus größten Teil meiner Ausstellungen gewidmet habe, daß ich meine Räume am Kurfürstendamm stets ohne jede nationale Voreingenommenheit zur Verfügung stellte.

Karl Nierendorf

TISCH MIT BÜCHERN

Prosa

Der psychologische Roman beherrscht die europäische Produktion; der historische Roman ist eine sporadische Erscheinung. Der psychologische Roman hat sich an einer Ueberfülle von Talenten emporgerankt, seine Mittel sind gewachsen, seine Methode hat sich, von Generation zu Generation, von Buch zu Buch geschärft. Hier waltet die Tradition: die Vererbung der Errungenschaften des Meisters auf den Schüler. Im historischen Roman gibt es, zumal in Deutschland, wenige Vorbilder und wenig Vorbildliches; er muß wieder aus der Intuition des Schaffenden neu entspringen, seinen Weg suchend, seine Form erstrebend. — Es ist kein unbedingter Vorteil, daß die Psychologisten unter den Romanciers dieser Avantgarde der Großen nachmarschieren. Indem sie die Methoden der traditionellen Meister übernehmen, sind sie gezwungen, wenigstens im Stofflichen originell zu sein (denn: gilt einer als Poet, dem sich nicht eine Originalität nachsagen ließe?) Jules Romains wenigstens fand es gut, die Abhängigkeit seines psychologischen Stiles durch eine ausgefallene Handlung wettzumachen. Aber diese „Lucienne“ (im Propyläen-Verlag), deren Nerven-

stränge er ebenso seziert wie ihre Gefühlserlebnisse, deren Kleider ihm so wichtig sind wie ihr primitives Leben in kleinstädtischer Beengtheit, diese Lucienne — — ist sie denn ein neuer, ein wesentlicher, ein interessierender Mensch? Ist sie nicht vielmehr eine unbedeutendere Schwester des hinkenden Mädchens, dessen Geschichte Jammes aufspürt, und der vielen unscheinbaren Kleinstadtmädchen, die seit Jammes ausersehen werden, ihre mehr oder minder bedeutungslose Gefühlswelt in die Literatur auszuströmen? Lucienne ist die Geschichte einer Klavierlehrerin — bei Baillon ist es die „Geschichte einer Marie" —; aber dieses Suchen und Abtasten, dieses Beklopfen einer „Alltagspsyche" ist nur dann fruchtbar, wenn Francis Jammes' Dichterblick Welten in diesem Mikrokosmos erschaut, oder wenn Duhamels feinnerviges Gefühl für seelische Vorgänge Verborgenes aufweckt. Jules Romains verharrt bedenklich bei dem Offensichtlichen und Oberflächlichen; seine Beobachtung begnügt sich damit, umständlich wahrzunehmen. Dieses Zuvielsehen zeugt Romains unangenehmen Realismus, eine ausschweifende Schilderung, der nichts unwichtig genug ist, und die den Eindruck hinterläßt, hier sei ein Miniaturthema zu einem Roman ausgewalzt. Denn, wie eine Lehrerin Klavierstunden gibt, wie sie zu diesem Zweck einen Bahndamm überschreitet usw. in endlosen Details zu lesen, ist, banal gesagt, langweilig. Manches Ueberraschende und Persönliche leuchtet auf und verrät den Dichter, der es vorzog, in diesem Buche unsichtbar zu bleiben.

Dies ist die Lehre: der psychologische Roman darf nicht zur isolierten Betrachtung einer Gestalt führen. Er kann zwar Monolog werden (wie Duhamels „Mitternächtliche Beichte"), niemals Monographie. Wieviel furchtbarer, aber freilich wieviel mühsamer ist es: die Gestalt, deren psychologische Deutung ein Dichter geben will, in das Zentrum einer weitausgesponnenen Fabel, in diesen Brennpunkt eines immensen Stoffkreises zu stellen. Der historische Roman kann nicht die große Gestalt entbehren; Döblins Wallenstein ist Zielpunkt alles Geschehens, gleichzeitig Objekt seelischer Analyse. Darum aber ist der historische Roman verräterisch: nur das sichere Talent darf sich an ihn wagen. Jede Entgleisung, jede Willkür der psychopatischen Darstellung würde die Logik der historischen Tatsachen desavouieren: jedes kleinste Entgleiten der Hand setzt den Hebelarm in Bewegung, dessen Ausschlag die unpräzise Arbeit ankündigt. Diese technischen Fähigkeiten sind es zunächst, die ich an Lion Feuchtwangers historischem Roman „Jud Süß" (erschienen im Drei Masken Verlag, München) restlos bewundere. Feuchtwanger vermag es, aus dieser Gestalt des genialen Finanzjuden Süß in logisch zwangsläufigem, aber artistisch lebendigem, romanhaft gesteigertem Aufbau eine Welt, eine Zeit, ein Stück Geschichte zu entwickeln. Die unerhört fleißig geförderten, plastisch geschilderten historischen Details sind niemals Selbstzweck; die ziselierende Beschreibung kleinstädtischer, bäurischer, höfischer, ghettohafter Sitten niemals „Einlage". Eine fabelhafte Verteilung der stofflichen Potenzen hält diesen monumentalen Roman im Gleichgewicht: stets im Zenit Jud Süß, zwischen den Polen: dem aufbegehrenden, demokratisch selbstbewußten württembergischen Bürgertum und dem Fürsten, dessen Souveränität durch Süß eine letzte Stütze findet, durch ihn vergeht. Die Sprache Lion Feuchtwangers ist bildreich und knapp, die Häufung der Substantive (gebraucht, um in kurzen Zeilen ein Maximum an Bildhaftigkeit zusammenzuraffen) zeigt Döblins Einfluß an. Dies ist mehr als ein „Unter-

haltungsroman": es ist die Schilderung einer Zeit, deren aufbauende und zerstörende Kräfte im Bilde eines Mannes zusammenströmen und wieder aus ihm zurückstrahlen, gesammelt, transformiert, mit den Willensenergien auf ein Ziel gelenkt. Es ist der Roman der politischen Gestalt: der ihre vulkanischen Kräfte, aber auch ihre schicksalhafte Begrenzung zeigt. Feuchtwanger liebt es, ein Nebenbei an didaktischen Werten zu geben. Aber selbst in den Seitenstraßen dieses umfangreichen Buches findet sich kunstvollstes Detail. Den großen Aufbau erfüllt Lion Feuchtwanger mit reichster Bildhaftigkeit; und dieses große Können wird gespeist von erfinderischer Phantasie und klug durchdringender Geschichtsanschauung: so gibt er einen in seiner Art vollendeten historischen Roman.

Otto Zarek

MISS SHEEBO UND DER HUMOR DAVON

Vor mir liegt eine amerikanische Provinzzeitung, cyklopisch im Format; das Hauptblatt rot, die Beiblätter grün. An der Spitze des Hauptblattes, da, wo bei uns der Pakt abgehandelt wird oder die Zollvorlage, da ist in mächtigen Lettern zu lesen, daß in dieser Nummer Miß Virginia Sheebo ihre „Confessions" fortsetze. Darunter zwei Bilder. A) eine entzückend lächelnde junge Dame, die Wert darauf legt, daß auch andere das anerkennen; B) ein breitschultriger junger Herr, der gleichfalls lächelt, wenn auch männlich-gesammelt. A ist Miß Virginia selbe, B Mr. Geo L. Drinkwater, ihr Verlobter. Erläuternd wird gesagt, daß Miß Sheebo die Dame sei, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, „ihr eigenes Leben zu leben" und auf Seite 3 in 10. Fortsetzung darüber berichte. Aus weiterem Text ersieht

man, daß sie sich zur Durchführung des gewagten Experimentes die Hauptstadt des Staates Oklahoma auserkoren hatte.

*

Das was Miß Virginia auf Seite 3 mit sehr viel Sperrungen und Fettdruck erzählt, ist für sie ohne Zweifel aufregender als für uns. Sie stammt aus wohlhabender Familie einer kleinen Stadt in Oklahoma. Man will sie frühzeitig verheiraten, aber sie hat noch keine Lust dazu. Verläßt deshalb kurzerhand das Elternhaus und begibt sich in die Hauptstadt des Staates, um dort nach ihrem Gusto zu leben. Sie arbeitet als Stenotypistin und verdient genug, um sich recht nett zu kleiden. Bald ist ihr allgemeines Wohlgefallen sicher. Sie macht ihre Studien in der Männerwelt, unternimmt unerschrocken Ausflüge zu Zweien, besucht Junggesellenquartiere. Bleibt dabei stets tugendhaft und hinterläßt die freundlichen Gastgeber geohrfeigt und polizeilich angezeigt. Schließlich packt sie ein tiefer Ekel vor der männlichen Verworfenheit; sie verflucht ihren kniefreien Mädchenrock, der sie zur Beute lüsterner Augen macht und beschließt, hinfort Männerkleidung zu tragen, um ein für allemal sicher zu sein. Indem sie ein Herrenmagazin betritt, um einen schlichten blauen Sakkoanzug zu kaufen, und Kragen und Kravatten, schließt die 10. Fortsetzung.

Jetzt kann der Leser mit Recht auf das Kommende gespannt sein, aber damit die Erwartung nicht ins Exzessive wächst, hat Onkel Editor an den Schluß ein Bild gesetzt, das bereits einen Einblick in die Mysterien der 11. Fortsetzung gibt. Wilde Gebirgslandschaft bei furchtbarem Unwetter — weit hinten schlägt der Blitz gar erschröcklich in einen Baum. Im Vordergrund aber sieht man einen jungen Mann, der eine gewisse Aehnlichkeit mit Miß Virginia hat, zitternd und gelöst in die Arme eines anderen jungen Mannes sinken, dessen feste Züge an Geo L. Drinkwater erinnern.

Wenn nicht alles trügt, leitet diese dramatische Szene das Finale von Miß Virginias eigenem Leben ein.

*

La garçonne in Amerika! Wie brüllt das alles vor Harmlosigkeit. Europäische Leser werden vergnüglich schmunzeln, wo das Publikum von Oklahoma um die Unschuld seiner Heldin bibbert.

Sehr richtig bemerken unsere Pro-

fessoren, daß die Yankees noch ein junges Volk sind und deshalb ohne Geschichte. Wir Europäer fußen auf einer ehrwürdigen Lastertradition von tiefgründiger Gediegenheit. Drüben ereifert man sich noch über die wechselnden Schicksale einer Jungfernschaft, bei uns lamentiert kaum mehr die „Gartenlaube" darüber. Ja, diese Amerikaner sind noch gesund und jugendfrisch und turnen sich ihre Versuchungen weg oder rasen so lange mit dem Ford-Auto auf der Chaussee herum, bis alles wieder im Lot ist. Bei uns wird zwar neuerdings auch tüchtig geturnt, aber der Teufel sitzt wohl zu fest, als daß er mit ein paar Bauchwellen ausgetrieben wäre.

Mißtrauische Gemüter werden sich bei Virginias freiwilliger Maskulinisierung etwas recht Häßliches denken und sagen: Aha! Und obgleich Schreiber dieses auch solcher Ansicht zuneigt, warum psycho-analysierend über Bewußtseins-Schwellen dringen, wenn der Fall noch so glimpflich abgelaufen, daß Oklahomas Hauptorgan, ohne zu erröten, ihn illustriert wiedergeben kann?

Virginia sinkt in Geo L.'s starke Arme und damit ist ihr Problem eben zu Ende. Sie weiß es — — sonst hätte sie mit ihren Memoiren noch etwas gewartet.

Die ganze Frauenfrage — es wird so schrecklich viel Gesums darum gemacht — ist ja immer eine Männerfrage. Wenn seit dem Losbruch der Großen Zeit die Frauen in steigendem Maße darauf verzichteten, sich an der Menschheit Würde mithebend zu beteiligen, wenn sie braven Volkpädagogen Anlaß gegeben haben zu geseufzten Statistiken über Verirrungen usw., so werden sie schon dunkel geahnt haben, weshalb.

Unsere Generation, Freund Mitmann, sieht nicht einladend aus. Die Weiber kopieren uns nur.

Aber eines heiteren Tags wird alles so enden, wie Miß Sheebos Problem. Plakat an den Litfaßsäulen, Lapidarstil:

Eva, kehre zurück! Alles normal.
Mit Gruß Adam.

Lucius Schierling

ANEKDOTE

Der Liebesbrief

Während der Völkerbundtagung im vorigen Sommer sah man in alten Genfer Bücherläden sehr häufig zwei passionierte Sammler, Herrn Briand, der damals nicht Minister war, aber sehr stark damit rechnete, es bald zu sein, und Herrn Loucheur, der es um alles in der Welt gern werden wollte.

Einmal sprachen die Beiden über Briands günstige Chancen, und Loucheur meinte, in diesem Falle würde Herr Briand sicherlich den Kollegen nicht vergessen.

„O gewiß," antwortete Briand, „unter einer Bedingung: verschaffen Sie mir einen eigenhändigen Brief Calvins."

„Nichts leichter als das," rief Loucheur, „wir sind doch in Genf!"

„Jawohl," fügte Briand vergnügt hinzu, „aber es muß ein Liebesbrief sein."

Der strenge Calvin soll sich im Grabe gewälzt haben. Herr Loucheur ist heute noch nicht Minister . . .

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 25)

DER KUNSTMARKT

Geschäftsstille — aber Auktionen.

Berlin.

In den Kunstläden hört man die Fliegen summen, kein Mensch fängt sie mehr, Kunden kann man auch nicht fangen; am besten, man macht überhaupt zu. Und hofft auf den Herbst, es kann ja nicht immer so bleiben, ach wie schön war es doch in der Inflation, da sah man doch wenigstens Menschen.

So stoßseufzen die Händler. Mancher wird im Herbst auf der Strecke liegen. Die Leute gehen nur noch zu Auktionen. Einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, hat sich Unter den Linden Ecke Schadowstraße noch ein Auktionshaus in die erste Klasse dieser Institute hinaufentwickelt, Rudolph Elsas. Er fängt mit einer gemischten Auktion an: Antiquitäten, alte Bilder, neuere Meister, schließlich ein platingefaßtes Brillantkollier und eine goldene Zigarettendose. Wenn das Herrn Neureich nicht lockt . . .

Hecht schloß seine Versteigerungen für diesmal mit der hausüblichen „gemischten Auktion" in der es einige gute Preise gab. Teppiche sind bei den hohen Einfuhrzöllen immer noch das verhältnismäßig teuerste. Ein Ferachan-Teppich auf Blau, 3¼ zu 4½ m, brachte 1600 M., ein Mahal-Teppich mit vielfarbigen Blumen, gleichfalls über 3 zu 4 m, 1410 M. — also gut das Vierfache der Friedenspreise. Bei den Möbeln: ein französisches Bureau-plat im Louis XVI. Stil, Mahagoni mit Bronze, 1150 M.; sechs Polstersessel im Louis XV. Stil, 510 M.; französische Louis XVI. Kommode 655 M.; ein Danziger Barock - Kleiderschrank 1250 M. Zwei nette Blumenstücke von S. C. W. Voelcker, dem damaligen Direktor der Berliner Porzellan-Manufaktur, 1837 datiert, kaufte das Märkische Museum für 480 M.

Frankfurt, München, Wien.

Die Chodowiecki-Zeichnungen bei Prestel hatten normale Preise: Junges Mädchen auf dem Stuhle (Kat.-Nr. 24) 170 M.; junges Mädchen im Federhut (Nr. 25) 160 M.; fünf Damen beim Kartenspiel (auf 350 M. geschätzt) 500 M.; Siesta im Freien, drei junge Damen schlafen unter ihren Strohhüten auf der Wiese, für 155 M. wirklich sehr billig. — Cornelius war teurer, der alte Ruf des Zeichners muß mitbezahlt werden. Siegfrieds Leiche mit der ohnmächtigen Kriemhilde 2500 M.; der Königinnen Grüßen 1500 M. Das Bildnis der Frau Malß mit ihrem Söhnchen, nur ein paar Linien, diese aber von höchster Reinheit, 1050 M. Der Entwurf zu dem Faust-Blatt, Gretchen und Lieschen am Brunnen, 850 M. — Auch für Schwind gute Preise. Das Aquarell der „Nymphe Krokowka" 1250 M.; der Entwurf zum Schubert-Abend bei Ritter von Spaun 500 M.

Das beste Wiener Biedermeier aus dem Nachlaß Eißler war billiger; die ganze Sammlung brachte 260 000 Schillinge. Die Nürnberger städtische Sammlung tat sich dadurch hervor, daß sie das ihr gewiß höchst nötige Bildchen von C. Schindler, den Rekruten, für 9200 Sch. kaufte.

Paris und London.

Die Kunstgewerbe-Ausstellung bringt viel Käufer nach Paris, der Umsatz steigt. Dieser Tage ist die große Renoir-Versteigerung: die 160 Bilder aus der Sammlung Gangnat: wenn das man gut geht! Neulich, als in Zürich die Galerie Coray-Stoop einen Renoir für 19 000 und einen Cézanne für 25 000 Schweizer Franken ausbot, wollte niemand heran.

18. Jahrhundert wird hoch bezahlt. Am 4. und 5. Juli bei Drouot die Sammlung Lehmann: eine Beauvais-Tapisserie mit Watteau-Szenen aus der italienischen Komödie 108 000 franz. Franken, mit dem Sonnenaufgang im Boucher-Stil 326 000 Fr. Eine Aubuisson-Tapisserie mit vier Hirten- und Mythen-Bildern nach Oudry sogar 458 000 Fr. Fragonard erreichte mit 680 000 und 326 500 Fr. die höchsten Preise: die Bilder, Fanchon la Vieilleuse und das Bildnis der Suzanne Griois, sollen in Paris bleiben.

London bereitet für den Juli die Versteigerung der Sammlung Humphrey W. Cook vor. Jene italienischen Majoliken, die Baron Francis Cook für sein Haus in Richmond gesammelt hat, stehen darunter an erster Stelle.

Kopenhagen, einst der Markt für den Norden, liegt ganz still. Als neulich die Sammlung des Großhändlers Tetzen-Lund ausgeboten wurde, gingen zwei Drittel zurück, darunter Munch, Picasso und dergleichen. Für Renoirs Kinder am Wasser wurden 3750 Kr. bezahlt, für Matisse 4000 Kronen. Ein Frauenbildnis von Dérain kam auf 1625 Kronen. Man darf eben neuere Meister immer noch nicht auf den Auktionsmarkt bringen, wenn man sein Geld sicher heraus haben will.

Dr. Erich Roemer.

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank. Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co Berlin SW 48. Besselstr. 21 — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Ausschneiden — Aufbewahren!